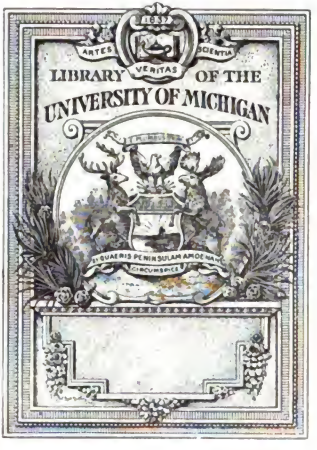
B 1,187,551

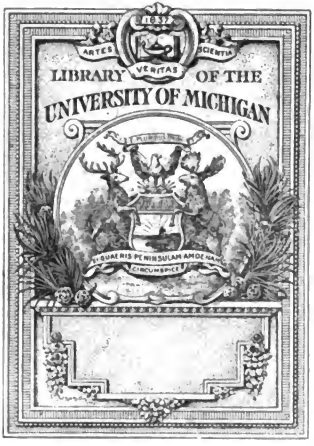
Digitized by Google



Digitized by Google

Sem
805
2

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Zeitschrift
für den deutschen Unterricht.

Begründet unter Mitwirkung von Rudolf Hildebrand.

Herausgegeben von

Prof. Dr. Otto Lyon.

Einundzwanzigster Jahrgang.

Leipzig und Berlin
Druck und Verlag von B. G. Teubner
1907.

Digitized by Google

Druck von B. G. Teubner in Dresden.

Digitized by Google

Inhalt des einundzwanzigsten Jahrganges.

A. Allgemeines.

Seite

Rudolf Hildebrand und Ludwig Erk. Zu Erks hundertstem Geburtstage, dem 6. Januar 1907. Von Dr. Heinrich Gerstenberg in Hamburg 1

Phantasie und Temperament. Ästhetische und sprachpsychologische Studie. Von Dr. Bruno Baumgarten in Magdeburg 25. 90

Heyses dramatischer Erstling. Von Otto Ladendorf in Leipzig 37

Max Eyth (geb. 6. Mai 1836; gest. 25. Aug. 1906). Von Direktor Dr. Witzmann in Gotha 44

Malerische und literarische Strömungen. Erinnerungen an die Deutsche Jahrhundert-Ausstellung zu Berlin 1906. Von Dr. Willy Scheel in Steglitz 81

Ein neues Volksschullesebuch. Von Dr. Richard Laube in Dresden 103

Justus Möser und die deutsche Sprache. Von Prof. Dr. Reinhold Hofmann in Zwickau 145. 209

Deutsches Lesebuch für sächsische Gymnasien. Von Prof. Dr. Richard Wagner in Dresden 160

Der seelische Gehalt von Schillers Wallenstein. Von Heinrich Gloël in Wesel 169

Antike Parallelen zu Anekdoten aus dem Leben deutscher Fürsten. Von H. Schott in Regensburg 196

Die Schöpfung der Sprache. Von Wilhelm Meyer in Rinteln 232

Vom deutschen Superlativ und seinen Verwandten. Von Gymnasialoberlehrer Dr. Becher in Dresden 262

Friedrich der Große und der Müller von Sanssouci. Eine Untersuchung. Von Josef Karlmann Brechenmacher in Hundersingen 273

Über Belebung und Vertiefung des Unterrichts in der deutschen Grammatik. Von Dr. Bernhart Maydorn in Thorn 321

Der „Professor" in der modernen deutschen Literatur. Von Dr. Eduard Ebner in Nürnberg 349

Herders Ästhetik. Von Arno Hundertmark in Königsberg i. Pr. 401

Anzeigen zur Volkskunde. Von Julius Sahr in Gohrisch b. Königstein . . . 424

Nettelbeck als Schulschriftsteller. Von Oberlehrer Max Schmitt-Hartlieb in Rheydt 436

Die Bedeutung der Pädagogik Jean Pauls für die Gegenwart. Zur Jahrhundertfeier des „Levana". Von Dr. Walther Hoppe in Löbau (Sachsen) † . . 465

Erweiterungen und Ergänzungen zu Wustmanns Sprichwörtlichen Redensarten. Von Dr. Franz Söhns in Halle (Saale) 483. 564. 635. 692

Musik und Dichtung. Ein Vorschlag zur Pflege dieses Verhältnisses auf der Schule. Von Dr. Artur Jacobs in Essen 500

Nachtlyrik. Studie zum „Hausbuch deutscher Lyrik". Von Dr. Bruno Baumgarten in Magdeburg 517

Goethe und sein Freund Karl Philipp Moritz. Von A. Hackemann in Bocholt. 545. 624

Zum 8. Sonderheft der „Woche". Von Dr. A. Andrae in Markoldendorf-Wilhelmshaven 579

Poetik als Wertlehre. Von Prof. Dr. Rudolf Lehmann in Posen 609

195907

Digitized by Google

Se
Der deutsche Unterricht in der Untersekunda der Oberrealschule. Von Dr. Willy Friedrich in Hamburg 673. 7
Die „Heuschrecke" oder der Grashüpfer. Von Dr. Richard Neubauer in Berlin 7
Die Schöpfung der Sprache. Von Franz Kern in Weserlingen 7
Die Komik in Shakespeares Trauerspielen. Von Privatdozent Dr. E. Eckhardt in Freiburg i. Br. 7
Der Sprachdummheiten dritte Auflage. Von Dr. J. E. Wülfing in Bonn . . 7

B. Lektüre.

Goethe und J. J. Rousseau. Von Gottfried Süpfle in Mannheim 1
Zu Chamissos „Böser Markt". (Ztschr. XVII, S. 56.) Von R. Sprenger † in Northeim 1
Zu einigen Gedichten. Von Dr. A. Andrae in Markoldendorf-Wilhelmshaven 1
Analogien in der Dichtung. Von Dr. Franz Söhns in Halle 1
Thibaut im 1. und 2. Auftritte des Prologs zur Jungfrau von Orleans. Von Otto Schütte in Braunschweig 1
Klägere trete vor (Kleists Zerbroch. Krug V. 574). Von J. Peters in Leitmeritz 2
Zu Adolf Pichlers Erzählung „Der Flüchtling". Von R. Sprenger † in Northeim 2
Zu Lessings „Minna von Barnhelm" und 80. Sinngedicht. Von Dr. A. Andrae in Markoldendorf-Wilhelmshaven 2
Zu Goethes Egmont IV, 2. (Ztschr. XIX, S. 529.) Von Ernst Meyer in Herford i. W. 2
Zu Schillers Tell, I, 3, 388. Von Prof. Dr. Edwin Rödder in Madison, Wis. 2
Ein Beitrag zur Erklärung von Schillers „Fiesko". Von Prof. Dr. Hoffmann in Gera 2
Lessing und J. J. Rousseau. Von W. Kahle in Cöthen 2
Schön Suschen. Von F. E. Hirsch in Wien 2
Zu Zeitschrift XVI, 713 und XVII, 600. Von F. E. Hirsch in Wien 2
Matthias Claudius' „Lied hinterm Ofen zu singen" in der Schule. Von Dr. Rahm in Sondershausen 2
Ursprung und Bedeutung von Schillers Ballade: Der Taucher. Von Arthur Fleischmann in Frankfurt a. M. 2
Zu Schillers „Spaziergang". Von Dr. Th. Maurer in Mülhausen i. E. . . . 2
Zu Schillers „Gang nach dem Eisenhammer". Von Ed. Damköhler in Blankenburg a. H. 2
Zur Entstehungszeit des Liedes: „Ein' feste Burg ist unser Gott". Von Dr. Karl Löschhorn in Heitstedt 2
Die ägyptische Quelle des Schillerschen Gedichtes „Das verschleierte Bild zu Sais". Von Prof. Dr. G. Zart in Königsberg i. Pr. 2
Uhlands „Schenk von Limburg". Von Richard Eickhoff in Remscheid . . . 2
Bemerkungen zu Hoffmann von Fallerslebens „Unpolitischen Liedern" und „Deutschland, Deutschland über alles". Von Dr. Karl Löschhorn in Hettstedt . 2
Die neuaufgefundenen Briefe der Jungfrau von Orleans. Von Dr. Karl Löschhorn in Hettstedt 2

C. Grammatik und Stilistik.

Die freie Fortsetzung des Relativsatzes. Von Prof. Dr. Carl Müller in Dresden 3
Etymologisches. Von Wilhelm Uhde in Bonn 3
Verkehrte Anwendung von „um zu" mit dem Infinitiv. Von Dr. L. Nagel in Berlin 3
Die Forst. (Ztschr. XX, S. 62/63.) Von Ed. Damköhler in Blankenburg a. H. 3
„So weit wären wir." Von Richard M. Meyer in Berlin 3
Das Dativ-e. II. Von Prof. Fritz Böckelmann in Herford 3
Manch. Von Prof. Dr. Arthur Petak in Iglau 3
Wolkenkratzer. Von Dr. Philipp Keiper in Regensburg 3

Digitized by Google

Seite

Die Redensart: einen Bären anbinden (Schuldenmachen). Von Thdr. Dstl. in Blasewitz 526
In esse. Von Oskar Philipp in Dresden 578
Jung werden. Von Ed. Damköhler in Blankenburg a. H. 653
So ein. Von Ed. Damköhler in Blankenburg a. H. 792
Halsstarrig und hartnäckig. Von Eb. Nestle in Maulbronn 793
Einen Pflock zurückstecken. Von Prof. Dr. Victor Dörr in Montigny bei Metz 795

D. Behandlung des Altdeutschen und Volkstümlichen. Mundarten.

In seinem esse sein. (Zu Ztschr. XX, S. 60.) Von Dr. H. Gerstenberg in Hamburg 64
Konfusche. Von Karl Liedmann in Löbau i. S. 64
Zu Ufflen. Von O. Behaghel in Gießen 70
a) Andeckeln. b) Begahlsberg. Von Dr. L. Nagel in Berlin 126
Zu Ztschr. XIX, S. 599. Von Otto Frömmel in Berlin 127
Guck us! = Kuckuck. (Zu Ztschr. XIX, S. 599.) Von Eb. Nestle in Maulbronn 128
Zu Ztschr. XIX, S. 599. Von Richard Fritzsche in Dresden 195
Volksetymologisches. Von Dr. Philipp Keiper in Regensburg 300
Kalader. Von Dr. Philipp Keiper in Regensburg 304
Manneshabe? Von Edm. Goetze in Dresden 382
„Genannt." Von Dr. L. Nagel in Berlin 383
Humor im Kinderliede. Von R. Dürnwirth in Klagenfurt 383
Der Name „Lilienstein" (Lilgenstein, 1396). Von Thdr. Dstl. in Blasewitz . . 528
Konfusche. Von Oskar Philipp in Dresden 579
Prim = Pflaume. Von Prof. Dr. Gustav Meyer in Görlitz 583
Volkshumor in fränkischen Namen. Von Dr. Hoffmann in Regensburg . . . 649
Zur Erklärung des Namens Scharnhorst. Von Otto Schütte in Braunschweig 725
„Essentiar wie ein Haar." Von August Gebhardt in Erlangen 726
Nüschen = stoßen. Von O. Glöde in Doberan i. M. 728
Malle. Von Dr. Keiper in Regensburg 728
Grobian und Grobrian. Von Otto Schütte in Braunschweig 791
Sutten- oder Sudenprediger. Von O. Glöde in Doberan i. M. 793
Zur Erklärung der Redensart „Keilerei und Tanzvergnügen". Von Dr. Karl Löschhorn in Hettstedt 794

E. Deutscher Aufsatz.

Die Wahl der Themata für den deutschen Aufsatz in den oberen Klassen. Von L. Zürn in Freiburg i. B. 371

F. Bücherbesprechungen.

Horst Stephan, Herders Philosophie. Besprochen von Theodor Matthias in Plauen i. V. 71
F. W. Hunger, Lesebuch für deutsche Volksschulen. Besprochen von E. Göpfert in Dresden 72
Oskar Weise, Deutsche Sprach- und Stillehre. Besprochen von E. Bassenge in Dresden 74
Velhagen und Klasings Sammlung deutscher Schulausgaben, 116. Lieferung, IX. Teil, Moderne erzählende Prosa, 7. Bändchen. Besprochen von Georg Prossen in Stadthagen 75
Dr. Karl Michaelis, Welche Grenzen müssen bei einer freieren Gestaltung des Lehrplans für die oberen Klassen des Gymnasiums innegehalten werden? Besprochen von Dr. Woldemar Schwarze in Dresden 76
Anzeigen aus der Schillerliteratur 1905/06. Von Prof. Dr. Hermann Unbescheid in Dresden 112. 183. 288

Digitized by Google

Dr. Karl Knabe, Aus der antiken Geisteswelt. — Prof. Dr. Heinrich Wolf, Klassisches Lesebuch. Besprochen von Dr. Woldemar Schwarze in Dresden
R. Friederich, Gneisenau. Besprochen von Dr. Willy Scheel in Steglitz
Weichers Deutsche Literaturgeschichte. Besprochen von Gotthold Boetticher in Berlin
Dr. Ludwig Sütterlin und Dr. Albert Waag, Deutsche Sprachlehre für höhere Lehranstalten. Besprochen von Dr. Karl Löschhorn in Hetzstedt
E. Wasserzieher, J. W. von Goethe, Aus meinem Leben. Besprochen von O. Weise in Eisenberg, S.-A.
Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung. Besprochen von O. Glöde in Doberan i. M.
Dr. Fr. W. Foerster, Jugendlehre. Besprochen von Lic. Dr. Kurt Warmuth in Dresden
Prof. Dr. Emil Grosse, Zum deutschen Unterricht. Heft 1, 5 und 6. Besprochen von Prof. Dr Lothar Böhme in Dresden
Schulrat Dr. F. Pugger, Dr. K. L. Gäbler, K. F. Rasche, Deutsches Lesebuch für gegliederte Volksschulen. Besprochen von Theodor Matthias in Plauen i. V.
Ludwig Geiger, Goethes Leben und Werke. Besprochen von Dr. Ludwig Fränkel in München
Alfred Hesse, Die Oden des Q. Horatius Flaccus in freier Nachdichtung. Besprochen von Dr. Woldemar Schwarze in Dresden
Hans Vollmer, Sammlung belehrender Unterhaltungsschriften für die deutsche Jugend. Besprochen von Dr. Willy Scheel in Steglitz
Dr. F. Meinecke, Das Zeitalter der deutschen Erhebung 1795—1815. Besprochen von Otto Hahne in Braunschweig
John Brinckman, Von Anno Toback. Besprochen von Dr. O. Glöde in Doberan
Dürrs Deutsche Bibliothek. Besprochen von Otto Lyon in Dresden
Alexander von Gleichen-Rußwurm, Ave Italia! Besprochen von Dr. Woldemar Schwarze in Dresden
Dr. Martin Severus, Der Notstand des deutschen Unterrichts. Besprochen von Prof. Dr. Denecke in Dresden
Emil Soffé, Aus meiner Studienmappe. Besprochen von Dr. S. M. Prem in Graz
Dr. C. Bardeys Lehr- und Übungsbuch der deutschen Sprache. Besprochen von Edmund Bassenge in Dresden
Prof. Dr. Ernst Morsch, Goethe, Iphigenie auf Tauris. Besprochen von Hermann Unbescheid in Dresden
Julius Schwabe, Erinnerungen eines alten Weimaraners an die Goethezeit. Besprochen von Prof. Dr. Denecke in Dresden
H. W. Stoll, Die Sagen des klassischen Altertums. Besprochen von Dr. Woldemar Schwarze in Dresden
Dr. Julius Naumann, Theoretisch-praktische Anleitung zur Besprechung und Abfassung deutscher Aufsätze. Besprochen von Georg Proffen in Stadthagen
Schriften zur deutschen Sprach- und Literaturgeschichte. Besprochen von Prof. Dr. Lothar Böhme in Dresden-Plauen
Velhagen und Klasings Sammlung deutscher Schulausgaben, Lieferung 91, 97, 98, 103—110, 112. Besprochen von Prof. Dr. Lothar Böhme in Dresden-Plauen
Otto Apelt, Der deutsche Aufsatz in der Prima des Gymnasiums. Besprochen von Edmund Bassenge in Dresden
Ferdinand Schöninghs Ausgaben deutscher Klassiker mit ausführlichen Erläuterungen. Besprochen von Dr. Alexander Pache in Dresden
Wilhelm Bangert und Dr. Otto Liermann, Deutsches Lesebuch für die Vorschule höherer Lehranstalten. Besprochen von A. Busse in Frankfurt a. M.
Dr. Otto Bödel, Psychologie der Volksdichtung. Besprochen von Dr. Alfred Wirth in Bernburg
Aloys Dreyer, Franz Pocci, der Dichter, Künstler und Kinderfreund. — Jörg Wickram, Der Goldfaden — Grimm, Irische Elfenmärchen. Besprochen von Dr. Gaebel in Kassel

Digitized by Google

Seite

Eduard Engel, Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis in die Gegenwart. Besprochen von Dr. Paul Verbeek in Sigmaringen 592

G. Böttticher und K. Kinzel, Denkmäler der älteren deutschen Literatur. Besprochen von Dr. Wold. Schwarze in Dresden 598

G. Tschacke, Stoff zu deutschen Aufsatzübungen. 4. Aufl. Besprochen von Lic. theol. Böhlig in Dresden 599

Ernst Bernheim, Einleitung in die Geschichtswissenschaft. Besprochen von Otto Hahne in Braunschweig 600

Adolf Bartels, Geschichte der deutschen Literatur in zwei Bänden. — Handbuch zur Geschichte der deutschen Literatur. Besprochen von Prof. Dr. Lothar Böhme in Dresden 653

Johann Wiesner, Der deutsche Unterricht in unseren Gymnasien. Besprochen von Edmund Bassenge in Dresden 661

E. Reys und E. Witt, Artikulationsfibel, Lesefibel und Lesebuch für Hilfsschulen und verwandte Anstalten. Besprochen von A. Schorning in Dresden . . 665

Walhalla, Bücherei für vaterländische Geschichte, Kunst- und Kulturgeschichte. Herausgegeben von Dr. Ulrich Schmidt. Besprochen von Ludwig Fränkel in München 730

J. Tews, Moderne Erziehung in Haus und Schule. Besprochen von Edmund Bassenge in Dresden 732

Dr. Ernst Wasserzieher, Deutsche Frauenbriefe. Besprochen von O. Hahne in Braunschweig 796

P. J. Tonger, Lebensfreude. Besprochen von Dr. Wold. Schwarze in Dresden 797

Warnke, Zum ältesten deutschen Minnesang. Besprochen von O. Glöde in Doberan 797

Wilhelm Kosch, Martin Greif in seinen Werken. Besprochen von Prof. Fr. Blume in Deutsch-Wilmersdorf 799

Weiers Deutsche Literaturgeschichte. II. Das neunzehnte Jahrhundert. Dargestellt von Dr. Rob. Riemann. Besprochen von Gotthold Boetticher in Berlin 800

Dr. Rudolf Wustmann, Albrecht Dürer. Besprochen von O. Hahne in Braunschweig 802

G.

Berichtigung. Von Julius Sahr in Gorisch 79

H.

Entgegnung. Von Franz Stürmer in Weilburg 460

J.

Kleine Mitteilungen 205. 600. 802

K.

Anfrage. Von Dr. Brandt in Potsdam 527

L.

Preisausschreiben. Von Dr. Otto Scherl 807

M.

Zeitschriften und neuerschienene Bücher: 79. 80. 141. 143. 206. 207. 319. 320. 398. 400. 461. 463. 542. 543. 607. 608. 669. 671. 735. 736. 807. 808.

Digitized by Google

Rudolf Hildebrand und Ludwig Erk.[1])

Zu Erks hundertstem Geburtstage, dem 6. Januar 1907.

Von Dr. **Heinrich Gerstenberg** in Hamburg.

Als wichtigstes und erfreulichstes Ergebnis der Hamburger Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner hat Prof. Paul Wendland in seiner Schlußrede hervorgehoben, daß sich in Hamburg mit bisher ungewohnter Einmütigkeit Universitätslehrer und Schulmänner zu einer sehr anregenden Behandlung wichtiger Fragen unserer Schulbildung und zu fruchtbarem Gedankenaustausch vereinigt haben, so daß die pädagogische Sektion den Haupterfolg der Hamburger Tagung für sich in Anspruch nehmen kann. Wir Freunde der „Zeitschrift f. d. deutschen Unterricht" sehen in solcher Zusammenarbeit, die, wie Wendland richtig bemerkt, auf der Überzeugung beruht, daß Universität und Schule eine höhere Einheit darstellen, einen Wunsch Rudolf Hildebrands erfüllt, den er uns nicht nur in Worten ausgesprochen, sondern vorbildlich in seinem Lebenswerk ans Herz gelegt hat. Denn ihm waren die deutsche Philologie und der deutsche Unterricht nichts Getrenntes, nebeneinander Hergehendes, sondern sie galten ihm als aufeinander angewiesen und durch die Gemeinsamkeit ihrer letzten und höchsten, der nationalen Aufgabe innig verschmolzen. Eine ähnliche Verkettung von wissenschaftlicher und pädagogischer Tätigkeit kann man auch bei Ludwig Erk, und zwar auf dem Gebiete des Volksgesangs wahrnehmen. In den gegenseitigen Beziehungen beider Männer, denen hier nachgegangen werden soll, tritt aber die erziehliche Seite ihres Wirkens vor der wissenschaftlichen zurück. Denn ihre Arbeiten auf dem Gebiete der gelehrten Volksliedforschung und der deutschen Wortkunde sind es gewesen, die zwischen ihnen die Brücke der Freundschaft geschlagen haben.

Hildebrand ist zeitlebens ein echtes Kind des Volkes, aus dessen Mitte er hervorgegangen ist, geblieben und ist ein feiner Kenner seines Lebens geworden. Besonders für das Volkslied hat er sich frühzeitig schon begeistert, weil er ihm das tiefste Verständnis entgegengebracht hat.

1) Die Briefe Erks hat mir Herr Prof. Berlit in Leipzig, die Hildebrands der Sohn Erks, Herr Carl Erk in Hannover, auf das liebenswürdigste zur Verfügung gestellt. Beiden Männern sei hierdurch herzlich gedankt.

Digitized by Google

„Seit mehr als dreißig Jahren", schreibt er 1878, „ergötzt, ja reizt es mich ... gesungene Lieder in ihren verschiedenen, auch zersungenen Gestalten zu verfolgen, zu sammeln, zu vergleichen, den Gedanken und Stimmungswegen darin nachzugehen, auch in ihren Abwegen. Warum? weil man da das Seelenleben so und so vieler in ihren besten Stunden in sich nachlebt, wiedererlebt, weil damit der Untergrund der Seele sich ausweitet, vertieft, festet, stärkt gegen die Angriffe des Weltnichts ... mich beglückt nichts so sehr schon so lange. Heute sah ich den Grund, da ich einmal auf meine alten historischen Volkslieder komme. Das ist 'edle Geisterschaft verbunden', vielmehr edle Seelenschaft, die eigentliche Kraft, der Schwerpunkt des Weltganzen."

Am Anfange seiner literarischen Tätigkeit steht die Herausgabe des zweiten Hunderts von Soltaus „Deutschen historischen Volksliedern" (1856), und als er 1869 den akademischen Lehrstuhl besteigt, liest er in den ersten Semestern über das Volkslied und wiederholt in den nächsten beiden Jahrzehnten mehrfach diese Vorlesungen, deren Kern uns G. Berlit nach dem Tode des Lehrers in einer wertvollen Veröffentlichung[1]) erhalten hat. Dankbar bekennt Hildebrand in seinem ersten Briefe an Erk, daß er die Vorliebe für das Volkslied und das Verständnis seines Wesens aus der ersten größeren Volksliedersammlung Erks[2]) geschöpft hat. Diese Äußerung ist keineswegs nur eine höfliche Wendung, sondern fließt aus hoher Würdigung der Verdienste Erks um das Volkslied. Das bekunden außer anderen Stellen der Briefe auch die Anerkennung, die Hildebrand dem 1856 erschienenen Hauptwerke Erks, dem „Deutschen Liederhorte", zollt, und die ehrenvolle Erwähnung Erks in seiner Anzeige der neuen Ausgabe des Wunderhorns von Birlinger und Crecelius (Berlit, S. 71 u. 227).

Als Philologe schätzt Hildebrand an Erks Arbeiten über das Volkslied besonders seine Gewissenhaftigkeit und Strenge in der kritischen Behandlung der überlieferten Texte. Im Gegensatze zu Jacob Grimm[3]), der zwar mit der eigenmächtigen Bearbeitung der alten Lieder in Arnims und Brentanos Wunderhorn nicht einverstanden war, aber ein Idealisieren der Sprachformen altdeutscher Texte zulassen wollte, fordert Hildebrand auch im kleinsten geschichtliche Treue. Sogar in der Beurteilung des Uhlandschen

1) Materialien zur Geschichte des deutschen Volkslieds. Aus Universitätsvorlesungen von Rudolf Hildebrand. 1. Teil: Das ältere Volkslied. Leipzig 1900. 5. Ergänzungsheft der Z. f. d. d. U.

2) „Die deutschen Volkslieder mit ihren Singweisen" von L. Erk und W. Irmer. 1838—1841; von Erk allein fortgesetzt als „Neue Sammlung deutscher Volkslieder mit ihren eigentümlichen Melodien". 1841—1845, zusammen 13 Hefte.

3) Vgl. Lyons Aufsatz in der Z. f. d. d. U. IX S. 14—16.

Digitized by Google

Volksliederwerkes versagt er sich trotz des höchsten Lobes, das er dieser Arbeit spendet, nicht die Bemerkung, daß die Kritik hier und da zu vermissen übrig läßt und eine streng philologische Nacharbeit sich einmal nötig machen wird (Berlit S. 71). Bei Erk aber findet Hildebrand diese streng philologische Arbeit.

In der Tat vertritt Erk die historisch-kritische Methode. In einem Briefe an Hoffmann von Fallersleben vom 12. Februar 1848, der von dem Plane einer gemeinsamen Sammlung von Volksliedern handelt, schreibt er: „Für unsre neue Sammlung muß alles doppelt und dreifach geprüft werden, um dem Volke in jeder Beziehung sein Recht widerfahren zu lassen. Es ist unser Stolz, alles das, was wir geben, möglichst unverfälscht zu geben." Doch übernimmt Erk die überlieferten Texte nicht mechanisch, sondern übt — wenngleich vorsichtig und schonend — Kritik und folgt in bewußtem Gegensatze zu anderen Volksliedforschern den Grundsätzen Hoffmanns von Fallersleben und Uhlands, was er in der Vorrede zum Liederhorte auseinandersetzt (S. X): „am Wortlaut habe ich durchaus nicht geändert. Wo hin und wieder eine Kritik geübt und ein besserer Ausdruck (nie ohne Autorität) gewählt, ist dies mit größter Schonung geschehen und die ursprüngliche Lesart in die Anmerkungen verwiesen." — Nur in der Frage der Schreibung altertümlicher Texte nimmt Erk einen vom Hildebrandschen abweichenden Standpunkt ein; denn während Hildebrand fordert, daß man den Texten früherer Jahrhunderte auch das Kleid, das ihre Zeit ihnen angelegt habe, belasse und die unregelmäßige und oft willkürliche Schreibung aus den Quellen herübernehme, gibt Erk ältere Texte in neuerer Orthographie mit der Begründung: Buchstabenklauberei führe zu nichts, und er möge Lesarten, die bis auf Beibehaltung der Druckfehler ausgehen, nicht leiden; man solle nur einmal von ein und demselben Liede sechs bis acht alte Drucke zur Hand nehmen, und zwar aus ein und derselben Zeit, und man werde die Unmöglichkeit einer streng historischen Schreibung leicht inne werden.[1])

Abgesehen von dieser Frage sind sich Hildebrand und Erk in ihrer philologischen Methode einig. Und das ist für Erk sehr bemerkenswert; denn er ist von Haus aus Musiker. Auf das Gebiet der Philologie hat er erst allmählich hinübergegriffen. Doch ist es kein Übergriff gewesen; denn er war eine viel zu gewissenhafte und bescheidene Natur, als daß er sich auf einem Gebiete, solange es ihm fremd war, ein entscheidendes Wort und Urteil angemaßt hätte. Vielmehr führten ihn seine historischen Forschungen über den Volksgesang naturgemäß zu den alten Liedertexten und zu sprachlichen Studien, und da er hier seine Unzulänglichkeit und

1) Aus einem Briefe Erks an Hoffmann von Fallersleben vom 3. April 1854.

Digitized by Google

die Mängel seines Wissens bald erkannte, so war er ehrlich bemüht, tiefer in die sprachlichen Probleme, auf die er bei seinen Arbeiten stieß, einzudringen, so daß er noch als reiferer Mann sich Kenntnis des Mittelhochdeutschen aneignete. Trotzdem erkannte er die Überlegenheit der Germanisten vom Fach rückhaltlos an und wünschte sich einen Mann wie Hoffmann von Fallersleben an seine Seite, den er bei der Arbeit am Liederhort über Textfragen zu Rate ziehen könnte, „namentlich über meine Worterklärungen, die in meine Schwächen einführen werden. Ich bin nun einmal und vorzugsweise der Musikus, nicht aber der Sprachgelehrte; jenen will ich vertreten und verteidigen bis aufs Blut; diesen aber müssen festere Leute als eben meine Wenigkeit stützen."[1]) Daß Erk trotzdem in seinen Volksliederwerken neben den musikalischen auch den sprachlichen Aufgaben vollauf gerecht geworden ist, zeugt von seinem angeborenen Sprachgefühl und von dem Ernst und der Gewissenhaftigkeit, mit der er als Mann seine Jugendbildung vertieft und erweitert hat. Nur so konnten seine Werke Quellen für die Sprachforschung und er selbst ein Helfer am Deutschen Wörterbuche werden.

Wir betreten hiermit das Gebiet, dem Hildebrands Hauptarbeit gewidmet ist und auf dem sein größtes Verdienst liegt. Nach den anerkennenden Worten im ersten Bande des Wörterbuchs rühmt Jacob Grimm in der Vorrede zum zweiten Bande die „auf volle Befähigung zur Mitarbeit schließen lassende Hilfe" Hildebrands, der durch dieses Zeugnis des Begründers jenes großen nationalen Werkes geradezu als sein dereinstiger Fortsetzer vorausbestimmt und eingesetzt erscheint. Hildebrands Vortrag über Grimms Wörterbuch in wissenschaftlicher und nationaler Bedeutung (1869) bekundet, wie hoch er dieses Amt aufgefaßt hat, und seine Begeisterung für das große Werk kleidet er in der Vorrede zum fünften Bande des Wörterbuchs anschließend an ein Lutherwort in ein prächtiges Bild. Wie getreulich Hildebrand das Erbe Grimms verwaltet hat, bedarf hier keiner Erörterung.

Diesem Verdienste gegenüber ist Erks Anteil am Deutschen Wörterbuche natürlich gering, doch ist er immerhin erwähnenswert. Zunächst sind seine Volksliederausgaben wegen ihrer unbedingten Zuverlässigkeit reiche Fundgruben für die Herausgeber des Wörterbuchs gewesen. Unter den benutzten Quellen nennt Grimm Erks Deutschen Liederhort, Hildebrand die Volkslieder von Erk und Irmer. Wie hoch Grimm Erks verdienstliche Arbeit eingeschätzt hat, beweist sein Brief an diesen, in dem er am 24. Dezember 1855 für die Überreichung des Liederhortes mit folgenden Worten dankt: „Ich habe nun Ihr schönes Liederbuch fast vollständig

1) Aus einem Briefe an Hoffmann von Fallersleben vom 3. April 1854.

Digitized by Google

genau durchgelesen und große Freude daran gehabt. Es ist die reichste und sorgsamste Sammlung unserer deutschen Lieder, die es gibt, und ich kann und werde davon vielfältigen Gebrauch machen."

Aber Erk förderte nicht nur indirekt durch seine Quellenwerke die Arbeit am Wörterbuche, sondern er sammelte selbst eifrig mit. Was ihm an seltenen Worten und Wendungen bei seinen unermüdlichen Forschungen begegnete, schrieb er aus und sandte er an Jacob Grimm, der ihn daher im zweiten Bande des Wörterbuchs als Beiträger nennt. Erks Sohn, Herr Carl Erk in Hannover, erinnert sich lebhaft, wie er als Junge von seinem Vater hier und da mit einem Päckchen Zettel, die Beiträge zum Wörterbuch enthielten, zu Jacob Grimm geschickt und von dem alten Herrn freundlich und mit Worten des Dankes für seinen Vater empfangen worden ist. Und in Erks Nachlasse findet sich ein briefliches Zeugnis vom 3. Juni 1857, aus dem hervorgeht, wie hoch Jacob Grimm Erks Unterstützung geschätzt hat. „Herzlichen Dank", schreibt jener, „guter Herr Erk, für die gesandten Beiträge zum Wörterbuch, sie sind sehr willkommen und zum Teil schon nachgetragen, die übrigen sollen künftig gebraucht werden. Seien Sie ferner so freundlich, was Ihnen aufstößt, auf solche Zettel zu schreiben und sie mir von Zeit zu Zeit mitzuteilen." —

Die förderſame Mitarbeit am Wörterbuche hat Erk nach Jacob Grimms Tode Hildebrand zuteil werden lassen, der nun an den Schriftzügen des ersten Erkschen Briefes entdeckt, wie mancher Zettel seines von Grimm übernommenen geschriebenen Materials auf Erk zurückgeht. Wie freudig Hildebrand die dargebotenen Gaben angenommen hat und wie zugetan er dem Spender gewesen ist, beweist sein erster Brief, und so hat sich zwischen ihnen, ohne daß sie sich jemals von Auge zu Auge gesehen haben, ein freundschaftliches Verhältnis entwickelt, dessen Zeugnis der Briefwechsel ist. Er bekundet die große innere Verwandtschaft beider trotz aller Verschiedenheit ihres Lebensganges. Sie sind Männer von gleichem Holze. Ihre Wurzeln liegen tief in dem so fruchtbaren Boden des schlichten Volkslebens. Aus ihm haben sie zeitlebens ihre beste Nahrung gesogen. Wie Hildebrand bis ins Alter die Fühlung mit dem Volke behielt und seine Eigenart in Sitte und Sprache mit Liebe und Verständnis belauschte, so suchte Erk, besonders auf seinen „Volksliederjagden", in der Heimat, im benachbarten Odenwalde oder wo ihn sonst die Tage der Erholung hinführten, das Volk auf, in der Berührung mit ihm seine nachhaltigste Erfrischung suchend und findend.

Und beide Männer fühlten nicht nur schlicht und volkstümlich und verschmähten in edler Zurückhaltung äußeres Ansehen und aufdringliche Ehrung, sondern sie empfanden auch echt deutsch und nahmen an der Ent-

Digitized by Google

wickelung Deutschlands den herzlichsten Anteil. Von Hildebrand beweisen dies — wenn es überhaupt eines Beweises bedürfte — die folgenden Briefe, von Erk seine Briefe an Hoffmann von Fallersleben, dem er in seinen freieren politischen Ansichten und in seinem warmen Pulsschlag für alles Deutsche verwandt ist. Gleich seinem Führer und älteren Freunde Adolf Diesterweg gehörte Erk im fünften Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts zu den Männern, die Deutschlands „Einigkeit und Recht und Freiheit" auf ihr Banner geschrieben hatten und sich gegen das alte Polizei- und Zensursystem des vormärzlichen Preußens in innerster Seele empörten. Obgleich Erk sich aus Rücksicht auf sein Amt in der Öffentlichkeit größere Zurückhaltung auferlegte als Diesterweg, hat er doch unliebsame Folgen seiner politischen Vergangenheit über zwei Jahrzehnte spüren müssen; denn seine Ernennung zum Königlichen Musikdirektor wurde vom Ministerium mehrere Jahre hinausgeschoben, und die erste Gehaltsaufbesserung nach seiner 1835 erfolgten Anstellung als Musiklehrer am Berliner Lehrerseminar wurde ihm erst unter dem Ministerium Falk im Jahre 1873 bewilligt. Aber seine Vaterlandsliebe hat er sich dadurch nicht verkümmern noch rauben lassen, sondern in treuer und unermüdlicher Arbeit für sein deutsches Volk den Trost über manche Enttäuschung und Zurücksetzung gefunden.

Beide, Hildebrand und Erk, sehen wir daher von dem Bewußtsein erfüllt und gehoben, daß all ihr Schaffen, so sehr es oft ins einzelne ging und anscheinend im kleinen sich verlor, doch nationale Arbeit war, daß auch sie am Webstuhle ihrer Zeit saßen und das Kleid des „Deutschtums der Zukunft" wirken halfen. Das hohe Ziel und der nationale Wert ihrer Arbeit adelte ihr Werk.

Doch nunmehr mögen beide Männer selbst zu uns reden, Erk als der bescheiden Anknüpfende, freudig Gebende, Hildebrand als der freudig Empfangende und so herzlich Dankende, daß seine Worte hinwiederum für Erk eine Quelle wahrer Erquickung und reicher Anregung gewesen sein werden. Wie durch geöffnete Fenster in ein hell erleuchtetes Haus, so sehen wir durch diese Briefe nicht nur in das stille Gelehrtendasein beider Männer, sondern tief in ihr Herz.

1.

L. Erk an R. Hildebrand.

Berlin, 12. April 1865.

Hochgeehrtester Herr Doktor!

Hiermit wollte ich mir erlauben, Ihnen einige kleine Beiträge für das Grimmsche Wörterbuch zugehen zu lassen; vielleicht ist das eine oder

Digitized by Google

andre Wort darin zu verwerten. Es ist alles nur gesammelt bei Gelegenheit der Ausarbeitung meines Liederhorts II, der nun bald erscheinen wird.

Den beiliegenden: Thesaurus synonymorum pp. 1605 lege ich für Sie bei und wünsche ich, daß Sie ihn, wofern Sie ihn nicht kennen sollten, als bescheidnes Geschenk von mir entgegennehmen möchten.

Mit besonderer Hochachtung Ihr ergebenster

Ludwig Erk.

In Eile.

Nächstens umständlicher über einzelnes, was mir auf dem Herzen liegt.

2.

R. Hildebrand an L. Erk.

Leipzig, 24. April 1865.

Hochgeehrtester Herr Kollege,

Ich war aufs freudigste überrascht von Ihrem Geschenk, das ich vorgestern erhielt, und weiß nicht, wie ich danken soll für Ihre Güte, die ich ja durch nichts verdient habe und die ich im Augenblick mit nichts erwidern kann. Ich rechne auf die Zukunft, daß sie mir Gelegenheit gebe zu zeigen, wie ich Ihnen dafür freudig dankbar bin. Und gerade der Serranus fehlte mir noch, während mein Kollege Weigand ihn besitzt; ich werde ihn nun auch fleißig brauchen, allemal Ihrer in treuer Ergebenheit gedenkend.

Besonders freut es mich auch, so mit Ihnen in Berührung zu kommen; denn schon seit Jahren, aus der ersten Zeit meiner Liebhaberei fürs Volkslied her, hege ich eine außerordentliche Hochachtung für Sie und habe oft Ihre treue Tätigkeit gesegnet, die unser Kleinod, das Volkslied, in seinem wahren Sein, in seiner musikalischen Natur zuerst auf sicher wissenschaftliche Grundlage stellte und zugleich zu seiner Verbreitung in Volk und Gesellschaft so rastlos und umsichtig wirkte, so daß es sein jetziges lebendig gewordenes Dasein zum guten Teil Ihnen verdankt. Es freut mich, Ihnen nun dafür einmal meinen Dank, den Dank eines patriotischen Philologen und Volksfreundes, sagen zu können. Ich selbst habe meine erste Vorliebe fürs Volkslied und mein erstes näheres Verständnis von seinem wahren Wesen aus Ihrer mit Irmer veranstalteten Sammlung geschöpft, schon als Student, und habe nachher mit Staunen verfolgt, wie Sie in Sammeln und Forschen mit großen Schritten fortgingen zu einem Umfang und einer Tiefe, von der vorher niemand eine Ahnung hatte. Dann schmerzte mich, daß Sie den Liederhort, den der Verleger mit drei Bänden ankündigte, mit dem ersten abbrachen, und nun kommt die frohe Kunde, daß der zweite doch noch erscheint. Niemand kann sich mehr drüber freuen als

Digitized by Google

ich, obwohl ich leider jetzt die Zeit nicht mehr habe, trotz eigener nicht ganz unbedeutender Sammlungen, mich noch eingehend mit meinem alten Liebling zu beschäftigen. Ich hätte so gern eine eingehende literarhistorisch-ästhetische Arbeit über das Volkslied gemacht, wenn mir's die Verhältnisse gegönnt hätten, und eine kritische Arbeit der Art wäre recht nötig zumal den Leugnern gegenüber, die ein Volkslied überhaupt nicht anerkennen wollen oder es immer noch nur als plebej anerkennen.

Aber ich darf nicht vergessen auch Dank zu sagen für Ihre schöne Fürsorge für unser Grimmsches Wörterbuch; ich finde nun an der Handschrift zu meiner Freude, daß Sie schon lange zu den Beiträgern gehören, und freue mich darauf, noch mehr von Ihrer Hand zu erhalten. Ich bringe da, wie Sie vielleicht bemerkt haben, Volksliedliches immer mit besonderer Freude an, wie übrigens auch J. Grimm schon oft tat, er muß aus dem Liederhort ziemlich viel ausgezogen haben.

Neugierig bin ich auf Ihre nur angemeldeten Anliegen und werde mit Freuden zu Diensten stehen, womit ich kann.

Mit herzlichster Hochachtung Ihr dankbarer

R. Hildebrand.

3.

L. Erk an R. Hildebrand.

Berlin, 1. April 1866.

... Anbei eine kleine Fortsetzung von dem, was ich mir beiläufig — bei Ausarbeitung meines Liederhorts II — aufgezeichnet habe. Vielleicht ist manches darin enthalten, was fürs Wörterbuch geeignet wäre.

Das beifolgende Wörterbuch von 1677 steht in meiner Bibliothek ziemlich müßig: vielleicht wäre es besser aufgehoben bei Ihnen, wenn Sie's nicht schon besitzen sollten. Es soll aber nur als ein bescheidenes Geschenk gelten. Was ich von Wörterbüchern aus früherer Zeit besessen, habe ich an Jac. Grimm abgegeben ...

4.

R. Hildebrand an L. Erk.

Leipzig, 8. April 1866.

Verehrter Herr Kollege,

Sie beschämen mich aufs neue durch ein so liebes Geschenk, das ich mit nichts zu erwidern vermag. Ich danke Ihnen im Namen unsres teuren Wörterbuches, dem Sie ja Ihre Güte und Teilnahme in so warmer Weise widmen, wie das Gott sei Dank durch Deutschland hin mehrere solcher hingebender Freunde tun, die ihm auch nach J. Grimms Tode treu

Digitized by Google

bleiben. Es ist mir immer ganz besonders wohltuend, gerade aus Preußen, besonders aus Berlin, solche warme Vaterlandsliebe sich äußern zu sehen, die an Deutschland als dem rechten einzigen Vaterlande fest hält. Guter Gott, unsre ganze Zukunft hängt an der Herausarbeitung des rechten Deutschtums, und haben wir erst das, dann wird sich auch die Form dafür finden. Das ist mein Trost bei so vielem Leeren, ja quälend Zeitraubendem, das die Wörterbuchsarbeit einem mit zu überwinden gibt, daß es doch alles in dem Dienste des Deutschtums der Zukunft geschieht — ohne das hielte ichs nicht aus. Nun Sie arbeiten ja auch aufs tapferste mit in diesem Weinberg des Herrn, denn wenige Bestrebungen, vielleicht keine haben seit einem Menschenalter die Aufgabe, das rechte Deutschtum in den Herzen wiederzugebären, so rasch und in so weiten Kreisen gefördert, als die Wiederbelebung des deutschen Volksgesangs[1]), in der Sie gegenwärtig schon lange das Haupt und der Führer sind. Ich freue mich innig, daß die Fortsetzung Ihres Liederhorts nun noch ins Leben tritt, zumal auf diesem Gebiete jetzt so viele Kärrner arbeiten. Schade, daß Arnold[2]) zu früh gestorben ist, um den Erfolg seiner Sammlungen selbst zu verwerten.

Herzlichen Dank für die Zettel; ich habe auch die vorigen richtig erhalten, und freue mich immer über jeden Beitrag aus diesem meinem alten Lieblingsfelde, Sie merken wohl, daß ohnehin in meinem K das Volkslied eine ausgedehntere Rolle hat als früher. Erst gestern trug ich

1) Erks Verdienste um die Wiederbelebung des deutschen Volksgesangs beschränken sich nicht auf seine Volksliederforschungen. Als Musiklehrer am Seminar erweckte er in den zukünftigen Lehrern, deren musikalische Vorbildung ihm anvertraut war, die Liebe zum Volksgesang. Durch eine große Anzahl von Schulliederbüchern, von denen manche in vielen Hunderttausenden verlegt und noch heute im Gebrauch sind, hob er den Schulgesang, in dem er dem Volksliede und dem volkstümlichen Liede eine hervorragende Stelle anwies. In gleicher Weise bot er durch seine Volksliederausgaben dem deutschen Männergesang reiche Nahrung. Der von ihm 1845 gegründete und nach ihm genannte Männergesangverein in Berlin, dessen langjähriger Leiter er war, stellte an die Spitze seiner Satzungen die Bestimmung: „Der Verein hat den Zweck, das Volkslied zu pflegen." Wenige Jahre später gründete Erk auch einen Gesangverein für gemischten Chor. Seit dem Jahre 1851 endlich veranstaltete er alljährlich in Berlin die berühmten Volksliederkonzerte — Volksliederfeste nannte sie der Berliner — in denen er den Volksgesang vor Tausenden andächtiger Zuhörer wieder zu Ehren brachte und das Aschenbrödel zur Königsbraut erhob.

2) Dr. Friedrich Wilhelm Arnold in Elberfeld, geb. 10. März 1810, gestorben 12. Februar 1864, kritischer Bearbeiter des Lochheimer Liederbuchs, das nach seinem Tode auf Grund seiner Studien von Heinrich Bellermann herausgegeben worden ist in Friedr. Chrysanders „Jahrbüchern für musikalische Wissenschaft" Bd. II 1867, woselbst S. 225 Anm. auch biographische Nachrichten über Arnold sich finden. Als Nachlaßwerk erschienen ferner von 1864 an „Deutsche Volkslieder aus alter und neuer Zeit gesammelt und mit Clavierbegleitung versehen von F. W. Arnold".

Digitized by Google

unter Kiſte eine Stelle aus Ihrem Liederhort ein, an der ich mich dabei geweidet habe:

leg das in Kiſten und Kaſten,
laß es ruhn, laß es riſten und raſten,
bis an den jüngſten Tag.

Das iſt mir lieber als die vielen unſaubern Dinge, mit denen man ſich dabei auch mitunter befaſſen muß.

Mit großem Intereſſe ſah ich aus den Äußerungen Ihres Briefes, daß Sie ſchon J. Grimm aus Ihrer Bücherei mit Wörterbüchern beigeſprungen ſind, und daß dieſelbe eine Ausdehnung auch auf dieſem Gebiete gehabt haben muß, die mich in Erſtaunen ſetzt. Ihre Bücher ſind nun wahrſcheinlich mit in die königliche Bibliothek gewandert, während ſie doch in treuer Hingebung an einen höhern Zweck dem Wörterbuche gewidmet waren — — mein Verleger, dem ich Ihren liebenswürdigen Brief vorlas, dachte dabei daran, ob man bei Herm. Grimm deshalb anfragen ſollte — aber ich habe offen geſtanden nicht recht den Mut dazu. J. Grimm hat eignerweiſe an den Wörterbuchsapparat der Fortſetzer gar nicht gedacht, obwohl ich vorher immer im ſtillen, mit ängſtlicher Erwartung, kann ich ſagen, darauf gerechnet hatte; denn mir bei meiner beſchränkten Lehrerſtellung hat die Herbeiſchaffung deſſen, was ich habe, nicht wenig Not gemacht, zumal meine Familie aus 7 Köpfen beſteht. Mir fiel ein, Ihren Brief einfach einmal an Herm. Grimm einzuſchicken, aber es wird wohl alles zu ſpät ſein. Aber genauer wiſſen möchte ich ſchon, was es geweſen iſt, das Sie J. Grimm gegeben haben. . . .

Um Ihnen für ſo viel Liebe und Güte wenigſtens mit etwas ſichtbar erkenntlich zu ſein, erlaube ich mir meine Photographie beizuſchließen und würde dankbar ſein, wenn ich gelegentlich die Ihrige dagegen erhalten könnte für mein Germaniſtenalbum.

Mit aller Hochachtung Ihr dankbarer

R. Hildebrand.

5.

L. Erk an R. Hildebrand.

Nicht datiert.

Hochgeehrteſter Herr Doktor!

Empfangen Sie meinen beſten Dank für Ihre letzte Zuſchrift ſowie auch für die beigefügte Photographie. Als Gegengabe lege ich hier die meinige bei. Sie haben mir mit Ihrem Bilde eine große Freude gemacht. Mein Bild wird Ihnen ſehr ernſt vorkommen, was ich, wie mir Freunde verſicherten, nicht bin. Im Augenblicke habe ich aber über kein beſſeres

Digitized by Google

Bild zu verfügen und muß ich mirs schon vorbehalten, Ihnen später ein solches nachsenden zu dürfen.

Die beifolgenden Wörterbücher wollen Sie als bescheidenes Geschenk von mir annehmen. Was ich von dergleichen noch besessen, ist längst in J. Grimms Bibliothek gewandert. Es waren mehrere Wörterbücher aus dem 17. Jahrhundert, von denen ich die Titel nicht mehr anzugeben weiß. Die Schätze aus J. Grimms Nachlaß sind der hiesigen Königlichen Bibliothek einverleibt worden. Die öffentliche Benutzung derselben wird hoffentlich bald bevorstehen.

Ich lege einige Zettel fürs Wörterbuch bei. Vielleicht können Sie das eine odere andere Zitat benutzen . . .

Mit herzlichstem Gruß Ihr ergebenster

L. Erk.

Besitzen Sie den Schottel[1]) 1663? Wenn nicht, so mache ich mir ein Vergnügen daraus, Ihnen mein Exemplar zu verehren. Man hat dergleichen Werke gern vor sich, wenn einem Zitate daraus vorgelegt werden. Ich weiß das nur zu gut aus eigener Erfahrung und verlasse mich in der Beziehung nicht gern auf andre. Selbst ist der Mann.

6.

L. Erk an R. Hildebrand.

Berlin, 15. Juni 1866.

. . . (neue Beiträge zum Wörterbuche, Überreichung zweier Wörterbücher) . . .

. . . Sein Sie mir herzlichst gegrüßt! Ich wünsche Ihnen recht viel Freude und Ausdauer bei Fortsetzung Ihres Wörterbuchs. Es ist, wie Chamisso sagt, eine Zeit der schweren Not pp. pp. Gott bessers!

Ihr treu ergebenster

Ludw. Erk.

7.

R. Hildebrand an L. Erk.

Leipzig, 1. Juli 1866.

Hochverehrter Herr Kollege,

Länger darf ich's nicht verschieben, Ihnen zu antworten, ich hätte es weit eher getan ohne den Sturm, der da plötzlich über die deutsche Welt hereingebrochen ist und auch im Innern jedes Patrioten einen Sturm aufruft, wie man ihn noch nicht erlebt hat, auch 1848 nicht. Man hat kaum die Fassung zur Berufsarbeit in diesen Tagen, wo das ganze deutsche

1) J. G. Schottelius: Ausführliche Arbeit von der Teutschen Haubt Sprache. 1663.

Digitized by Google

Dasein auf der Kippe steht; nur in der Schule bei meinen Jungen find' ich volle Ruhe und Klarheit wieder, bei der Wörterbuchsarbeit hab' ich mit fortwährender Unruhe zu kämpfen.

Ich weiß nicht, wie ich Ihnen danken soll für die hingebende Güte, mit der Sie mich überhäufen, ich fühle mich wirklich in Verlegenheit gesetzt, da ich nur mit Dank erwidern kann. Aber glauben Sie mir auch, daß ich eine wirklich herzlich dankbare Seele bin und Ihren Namen für immer dankbar in mir tragen werde; ich zitiere Sie nun jedesmal mit einem besonderen Behagen und werde Sie künftig noch öfter anzuführen suchen, bietet doch auch das Volkslied für viele wertvolle Dinge die schönsten Belege. Die Bücher, die Sie mir in zweimaliger Sendung übermacht haben, sollen mir immer ein wertvolles Andenken an Sie sein. Den Schottelius Haubtsprache hab' ich allerdings schon und danke Ihnen für Ihr gütiges Angebot; kaum wage ich es, wollten Sie ihn doch dem Wörterbuche widmen (das ja Gott sei Dank über allen Parteien steht wie nichts anderes vielleicht), Dr. Moritz Heyne in Halle vorzuschlagen, der sich neuerdings mit Feuereifer unserm Wörterbuche gewidmet hat und nun seinen Apparat größtenteils erst beschaffen muß, ohne eigentlich die Mittel dazu zu haben. Verzeihn Sie mir den flüchtigen Einfall.

Ihre Zettel hab' ich dankbar empfangen, sie bringen mir immer viel Wertvolles aus Büchern und Quellen, die von unserm Wege meist abseits liegen. Herzlichen Dank auch für Ihr Bild, ich werde es in mein Germanistenalbum einreihen; ich finde es nicht so ernst, wenigstens nicht so wie meins, mich blickt sogar etwas Schelm aus Ihren Zügen an, außer dem innern Behagen dessen, der in der Kunst lebt.

Mit freundschaftlichster Gesinnung Ihr dankbarer

Rudolf Hildebrand.

8.

R. Hildebrand an L. Erk.

Leipzig, 24. Februar 1867.

Hochverehrter Herr Musikdirektor,

Meinen wärmsten Dank, daß Sie mit dem Verzeichnis[1]) Ihrer Werke auch an mich gedacht haben, es ist mir sehr angenehm, daß ich von Ihnen und Ihrem Tun so gewissermaßen ein Kompendium im Besitz habe als

1) Offenbar hat Erk ihm sein „Chronologisches Verzeichnis der musikalischen Werke und literarischen Arbeiten. 1825—1867. Für Freundeshand" (Berlin. Im Selbstverlage) geschenkt. Dieses Verzeichnis, bis 1876 fortgeführt, ist dann angehängt der biographischen Skizze Karl Schultzes „Ludwig Erk". (Berlin 1876), die bis jetzt das einzige, aber durchaus nicht ausreichende biographische Werk über Erk ist.

Digitized by Google

Gabe Ihrer Hand. Sie haben mich ja aber schon gewöhnt, von Ihnen beschenkt zu werden, ohne daß ich dagegen geben kann, und ich bin Ihnen auch noch für Ihre letzte Gabe Dank schuldig.

Äußerst interessant sind mir in Ihrem Katalog die letzten Nummern, Ihre musikalischen Kinder der Zukunft, besonders das deutsche Kinderbuch und die Volkstänze[1]); auch daß Sie an der Fortsetzung des Liederhorts festhalten, ist für das liebe Volkslied höchst erfreulich. Die Volkstänze aber werden ja geradezu epochemachend in eine Lücke eintreten, die bisher in unsrer Anschauung vom Leben unsrer Väter war. Ich habe gar keinen Begriff von den Quellen, woraus Sie die nehmen.

In Ihrer Biographie sticht einem unwillkürlich der Muttername Goeth'[2]) in die Augen. Daß Sie rheinländisches Blut in den Adern haben, wußte ich schon, aber noch nicht, daß es auch Goethisches ist. Ich wünsche Ihnen von Herzen dazu ein Goethisches Alter. Nochmals herzlich dankend Ihr

R. Hildebrand.

9.

L. Erk an R. Hildebrand.

Berlin, 7. April 1868.

Hochgeehrtester Herr Doktor!

In diesen Tagen habe ich mich viel mit Ihnen beschäftigt: Ihr schöner Artikel kommen im Grimmschen Wörterbuch hat mir bedeutet, daß auch ich wieder einmal kommen müsse, um wenigstens durch einen kleinen Beitrag mein Interesse an Ihrem lieben Werk zu betätigen. Also „spät kommt und kam er, doch er kommt!"

Das schöne Rätsel: Kommen sie, so kommen sie nicht; kommen sie nicht, so kommen sie (Tauben — Erbsen pp. Auch bei Simrock im Kinderbuch) hätte ich gern Ihrem Artikel über kommen einregistriert gesehen; oder bringt es vielleicht die Fortsetzung?

Ich wünsche Ihnen dauernde Gesundheit und recht viel Muße, um das Wörterbuch so recht nach Herzenslust weiterzuführen.

Mit freundlichen Grüßen Ihr Sie hochachtender

Ludw. Erk.

Mein Liederhort II ist so ziemlich zu Ende geführt. Jetzt gilt's, einen soliden Verleger zu finden, der das Werk in seinen Verlag nimmt.

1) Über das deutsche Kinderbuch vgl. unten; die „Sammlung von Volkstänzen aus dem 16., 17. und 18. Jahrhundert", deren baldige Herausgabe Erk in seinem Chronologischen Verzeichnisse ankündigt, ist nicht erschienen.

2) Erks Mutter Barbara war die Tochter des Bürgermeisters Göth in Wetzlar.

Digitized by Google

Bei Enslin[1]) fehlt's leider am Nötigsten — an Geld; er hat mir leider schon beim 1. Band Beschränkungen an Raum zugemutet, die einen sehr wichtigen Teil, Angaben der Quellen pp., abschnitten.

10.

L. Erk an R. Hildebrand.

Berlin, 10. Juli 1869.

Hochverehrtester Herr Professor!

Mit beifolgenden Kleinigkeiten wollte ich Ihnen wenigstens mein Interesse am Grimmschen Wörterbuch zu erkennen geben. Ich hoffe, bald mehr schicken zu können. Die Bleistiftstriche in vielen meiner Bücher mehren sich von Tag zu Tage, aber die liebe Zeit zum Ausziehen der Notizen will nicht immer so recht kommen.

Mein Liederhort II ist so ziemlich zu Ende geführt; nur die letzte Arbeit des Ausschreibens meines historischen Apparats wäre noch zu machen. Ob es wohl möglich wäre, daß Herr Dr. Hirzel, Ihr Verleger, meinen Liederhort II in seinen Verlag nähme? Noch habe ich mich an keinen Verleger gewandt. So viel aber steht bei mir fest, daß Enslin zu meinem Unternehmen wie das fünfte Rad am Wagen paßt. Bei ihm nur Kleinkrämerei und Hochnasigkeit, und sonst nichts zu haben. Schon beim I. Teil des Liederhorts mußte ich so und so viel von gutem und wertvollem Liederstoff bei Seite legen, weil eben seine Mittel nicht ausreichten. Für mein Unternehmen muß ich durchaus einen soliden Buchhändler zu gewinnen suchen. Wenn es Ihnen nicht zu viel Mühe machte, so würde ich mir erlauben, Ihnen wenigstens einen kleinen Teil des fertigen Manuskripts zur Einsicht vorzulegen, damit Sie sich von dem Wert meiner Arbeit überzeugen könnten. Aus diesen Liedern würde Herr Dr. Hirzel leicht ersehen können, mit welcher Strenge und mit welchem Ernst ich den alten Melodienschatz zu behandeln verstehe. Was ich biete, hat vor mir noch niemand geboten. Meine Melodienaufzeichnung ist durchaus streng den Originalen gemäß wiedergegeben. Als Beilage zu Uhlands Volksliedern — ferner zu Hoffmanns von Fallersleben Kirchenliede, zu Goedekes Liedersammlung usw. würde sich der Liederhort II schon ganz gut ausnehmen. Wenn Dr. Hirzel in mein Unternehmen nicht eingehen könnte, würde ich mich wohl am besten an Cotta wenden. Gervinus in Heidelberg, der mich kennt, würde vielleicht die Vermittelung übernehmen. — Daß ich nicht ein hohes Honorar beanspruche, darf ich Ihnen wohl im Vertrauen sagen: denn wer würde mir am Ende eine so mühevolle Arbeit

1) Verleger des „Deutschen Liederhorts" 1856.

Digitized by Google

von 30 Jahren oder darüber nach Gebühr bezahlen können und wollen? Mir ist es vor allem nur darum zu tun, meinen Liederhort in die Öffentlichkeit gelangen zu lassen. Man wird von Tag zu Tag immer älter, nicht jünger, und „bald kommt die Nacht, wo" pp.

Wenn ichs möglich machen kann, so komme ich in diesen Ferien (die noch 3 Wochen dauern) einmal nach Leipzig und spreche dann Näheres mit Ihnen über mein Unternehmen. Augenblicklich bin ich mit der Redaktion meines Kinderbuchs, das die Volkspoesien der Kinder bringt, zu sehr beschäftigt, um mich davon trennen zu können.

Mein Volksgesangbuch „Germania"[1]) (der Buchhändler hat es so getauft) lege ich bei als bescheidenes Geschenk, das Sie in Liebe aufnehmen wollen.

Mit besonderer Hochachtung Ihr ganz ergebenster

Ludw. Erk.

11.

R. Hildebrand an L. Erk.

Leipzig, 18. Juli 1869.

Lieber Freund, Herr Musikdirektor,

Nachdem ich lange nichts von Ihnen gehört hatte, erfreuen Sie mich doppelt mit Ihrer Zusendung..... Schönsten Dank für die Zettel und für das Gesangbuch, das ich, ich muß es gestehen, noch nicht kannte und nun sofort als das beste erkenne, das man auf diesem Felde hat. Ich werde nicht versäumen, es als das Beste fortan zu empfehlen.

Denken Sie einmal, ich lese jetzt über Volkslied! und zwar vor einem vollen Kolleg. Hätte mir das vor zehn, zwanzig Jahren jemand prophezeien können, wie glücklich würde mich das gemacht haben! Nun, ich bin auch jetzt wirklich glücklich, von meinem alten Liebling vor 60—80 jungen Männern predigen zu können. Nur das Musikalische muß ich leider beiseite lassen, denn singen kann ich doch nicht auf dem Katheder. Natürlich ist auch Ihr Name da im Kolleg schon mehrmals genannt worden mit den ihm gebührenden Ehren, besonders Ihr Liederhort.

Daß Ihr Liederhort nun doch noch weiter ans Licht treten soll, hat mich, wie Sie sich denken können, in nicht geringe Bewegung versetzt. Aber daß Enslin nicht weiter daran will! Es hat freilich seine Schwierigkeit, für ein Werk vom 2. Bande an einen Verleger zu gewinnen. Ich ging bald nach Empfang Ihres Briefes zu Hirzel und sagte ihm das

1) Germania. Deutsches Volksgesangbuch. Neue verb. und mit Melodien versehene Ausgabe. Berlin (1868).

Digitized by Google

Nötige, daß es sich hier um das klassische Werk, um unser Volkslied, handle usw. Er wollte es überlegen und mir Antwort sagen. Die ist aber bis heute noch nicht eingegangen ..... Wenn nur J. Grimm noch lebte, dessen Wort würde gewiß durchdringen .....

Eignerweise hab' ich eben in dieser Woche noch einen ganz nah verwandten Auftrag erhalten. Böhme in Dresden schickte mir durch Breitkopf & Härtel ein Pack mit den Melodien zu Uhlands Volksliedern, für die er einen Verleger sucht, nachdem er schon von mehreren abgewiesen worden ist ..... Wenn man nur in solchen Fällen Staatsunterstützung haben könnte. Was urteilen Sie über Böhmes Arbeit?

Daß Sie nach Leipzig kommen wollen, daß man Sie also endlich persönlich kann kennen lernen, ist mir eine sehr angenehme Aussicht. Halten Sie nur auch Wort. Eine Wohnung bei mir kann ich Ihnen leider nicht anbieten, weil ich selber beschränkt wohne. Ich bin hier bis Ende der ersten Augustwoche, dann geh' ich nach Thüringen.

In Hoffnung auf Ihren Besuch und auf günstigen Verlauf unserer Angelegenheit grüßt Sie herzlich Ihr

Rud. Hildebrand.

12.

L. Erk an R. Hildebrand.

Berlin, 24. Juli 1869.

Hochgeehrter Herr Professor!

Haben Sie besten Dank für Ihr wertes Schreiben vom 18. d. M. Es hat mich gefreut, von Ihnen wieder einmal etwas zu hören. Daß Sie so freundlich gewesen, sich meines Liederhorts II anzunehmen, war mir angenehm zu hören .... Den 2. Teil des Liederhorts werde ich jedenfalls unter einem andern Titel herausgeben und nur im Innern des Werks ihn als 2. Teil hinstellen. Etwa so: Die Volkslieder des 13., 14.—17. Jahrhunderts nach Text und Melodie, mit Anschluß an Uhland, Hoffmann von Fallersleben, Ph. Wackernagel pp. — Dies oder so etwas Ähnliches von Titel würde genügen. Der neue Verleger hätte also mit dem 1. Teil des Liederhorts nichts zu schaffen .... — Sehr lieb sollte es mir sein, wenn Herr Dr. Hirzel mein Werk in Verlag nehmen wollte und könnte; ich muß durchaus darauf sehn, daß dasselbe nicht in Bettelhände von gewöhnlichen Buchhändlern gelange. Daß ich in betreff des Honorars keine hohen Bedingungen stellen werde, darf ich Ihnen im voraus in allem Vertrauen sagen. Wer wollte mir auch für 30—40jährige Mühe und Arbeit etwas bieten, was mich entschädigen könnte? Genug für mich, daß ich auch so und nötigenfalls ohne Honorar der guten Sache

Digitized by Google

dienen kann. Mir ist's genug, wenn mein Werk in anständiger Weise, d. h. solid gedruckt pp., in die Öffentlichkeit gelangt. . . . . Sie haben recht: eigentlich müßte der Staat etwas tun, um Unternehmungen von vorliegender Art auf die Beine zu helfen; aber — da liegt der Hase im Pfeffer und — singt nicht! Hosenknöpfe für Soldaten, neue Zündnadelgewehre pp., die ziehen heutzutage mehr und haben das prae, und verhindern das praemium für volkstümliche Unternehmungen.

Von meinem Manuskript zum Liederhort II möchte ich Ihnen gern einen kleinen Teil vorlegen, damit Sie sehen, wie ich die Lieder zum Druck vorbereitet. Der Buchhändler würde sich dann um so leichter einen sichern Einblick in meine Arbeit verschaffen können. Nur möchte ich dabei nicht wünschen, daß das Manuskript noch in andere Hände, als eben in die Ihrigen und in die des betreffenden Buchhändlers käme. Sie wissen ja selbst wohl, daß es kein arroganteres und anmaßenderes Volk gibt als — unsre Musiker; die können alles viel besser als unsereiner, der all sein Leben sich der Sache befleißigt — sie sind von der Sorte des „Spieß" — den Luther so trefflich gezeichnet.[1]) Es ist nur angenehm, von anerkannt hochstehenden wissenschaftlichen Männern gelobt — und wenn's nottut — auch getadelt zu werden. Von beiderlei Männern, von Vielwissern und Kennern, habe ich in dieser Beziehung Erfahrungen aufzuweisen.

. . . . . Unserm ältern Volksliede ist leider nur zu oft begegnet, daß es entweder verstümmelt oder möglichst fahrlässig — dabei in alter Notation, die unserm Publikum wenig nahe liegt — gedruckt worden; und das hat den bessern Arbeitern — „den Markt verdorben", wie Lachmann sagt.

Von der Sammlung des Herrn Böhme, deren Sie in Ihrem Briefe gedachten, ist mir nur bekannt, daß sie herauskommen sollte; die Art und Weise wie die Melodien redigiert worden, kenne ich bis jetzt nicht. . . . . Jedenfalls soll es mir lieb sein, wenn Herrn Böhme's Arbeit von der Art ist, daß sie gründlich auf die Sache eingegangen. Für den Zweck der Vergleichung unserer Arbeiten könnte Ihnen mein Manuskript schon gute Dienste leisten, und Sie würden dann um so eher herausfinden, wo der Sache gedient und nicht geschadet wird. — . . .

---

1) Luther schreibt in seiner „Auslegung des 101. Psalms" (1534 erschienen): „Wo Gott einen feinen Mann gibt, es sei im geistlichen oder weltlichen Stande, so bringt der Teufel seine Affen und Gäuche auch zu Markt, die alles nachtun wollen; und wird doch eitel Affenspiel und Gäuchwerk draus . . . . Ich habe derselben einen gesehen, der kunnt auch alles . . . . Niemand war Ichtes, er war alles; daher nennet man ihn Doctor Spieß . . . . Aber sein Geschlecht hat sich fast gemehret, daß . . . . auch in Städten und auf dem Lande will jedermann Doctor Spieß sein . . . . Ah! wo nichts innen ist, da gehet nichts aus."

Digitized by Google

Lieb war's mir, von Ihnen zu hören, daß Ihnen mein buch Germania Freude gemacht. Hoffentlich verbreitet es sich 2. Auflage, die dann um so viel gründlicher ausfallen könnte, zu Erst wenn ein Buch gedruckt vorliegt, sieht man, daß es m In Hinsicht auf biographische Notizen über Dichter und Komp uns die nun bald erscheinende 3. Auflage von Hoffmanns von „Volkstümlichen Liedern" noch manches Gute bringen. — Daß deutschen Volksliedes wieder angenommen und durch ein Kolleg i zu gewinnen suchen, dafür gebührt Ihnen „Gotteslohn". Gl Gut Heil!

Nun will ich schließen. Haben Sie Nachsicht mit mein Schreiben. Es warten einige 10—15 Briefe auf Erledigun noch vonstatten gehn soll.

Mit freundlichen Grüßen Ihr dankbar ergebener Fre

Lud

13.

L. Erk an R. Hildebrand.

Berlin, 8. Septem

Das beifolgende Zitat „Kuckelhahn" ist höchstwahrsch Nicolai Peuckers, Des berühmten köllnischen Poeten . . . lust Berlin, 1702 (nach dem Tode des Dichters herausgegebe Leider ist mir das Buch nicht mehr zur Hand, um nachschlagen zu Es tut mir leid, daß ich so vergessen gewesen, dem Zitat di Quelle beizufügen. In letzter Zeit habe ich mir auch viel gemacht mit Jesuiten-Poesien aus der zweiten Hälfte des 17. Jahr aber ich zweifle sehr, daß das Zitat von daher gekommen sein

Ihre Antrittsvorlesung besitze ich längst, und zwar durch Meinen herzlichsten Dank dafür habe ich Ihnen wohl schon erkennen gegeben. Ich bin im Augenblick mit einer (von Peter bestellten) Sammlung von 100 Volksliedern[1]) für die Jugend die mich wegen der Klavierbegleitung etwas aufgeregt und nerv hat. Dieselbe soll nun morgen oder übermorgen nach Leipzig d dann — folgt wieder die mir liebere Arbeit, meine älteren und das Kinderbuch. Für meinen II. Teil des Liederhorts h keinen Verleger. Ich habe freilich seit dem vorigen Jahre ke

1) Jugendalbum. Volkstümliche Jugendlieder für 1 und 2 Sin Pianofortebegleitung. In Gemeinschaft mit A. Jakob herausgegeben (Leipzig 1871, Peters.) Das Werk ist Hoffmann von Fallersleben gewidn

Digitized by Google

dafür getan noch tun mögen. Meine Arbeit ist deshalb nicht schlechter, sondern immer besser geworden. Es ist gut, daß der leidige Krieg zu Ende gekommen, um die alten ruhigeren Zeiten wieder an die Reihe kommen zu lassen.

Beifolgende Blättchen lege ich nur bei, um Ihnen mein Interesse für das liebe Deutsche Wörterbuch zu bekunden. . . .

Seien Sie mir herzlichst gegrüßt und bleiben mir in alter Liebe und Freundschaft auch ferner zugetan.

Ihr Sie hochachtender

L. Erk.

14.

R. Hildebrand an L. Erk.

(Nicht datiert und nicht unterschrieben; von Erk hinzugefügt: „Rud. Hildebrand, 26. Okt. 71.“)

Holla!

„Wer da?!“

Der Kuckelhahn[1]) kommt noch einmal und quält den Herrn Musikdirektor noch einmal.

„Ich habe gar keine Zeit, vollends so auf Weihnachten los!“

Ach, lieber Herr Musikdirektor, sehen Sie mich nur einmal mit dem Auge des Vaters an, wie mir — der Schwanz fehlt! Bitte, bitte lassen Sie mich nicht so als Kaularsch in die Ewigkeit hinaus, daß sich männiglich daran ärgere, der des Weges kommt und meinen bloßen Hintern sieht.

„Ja, du Schlingel, mußt du denn durchaus dabei sein?“

Freilich doch, ich bin ein *ἅπαξ εἰρημένον*, sagt R. H., und eine species für mich, und ohne mich wär' eine Lücke in der Naturgeschichte der Hähne im Deutschen Wörterbuche. — Also bitte — bitte —

„Na, da komm, ich will einmal sehen — —“

15.

L. Erk an R. Hildebrand.

Berlin, 8. Dezember 1871.

. . . . Wie kommt's, daß Herr Dr. Heyne die neuere Literatur so stark und die ältere Literatur — weniger reichhaltig ausgebeutet? Mir ist diese Bemerkung schon von mehreren Seiten gemacht worden. Von den neueren Lieferungen interessierten besonders die Ihrigen, weil Sie die

1) Vgl. den vorigen Brief. Trotz der Bitte dieses Briefes hat Erk den Fundort für „Kuckelhahn“ Hildebrand nicht mitteilen können, so daß dieser das Erksche Zitat ohne Quellenangabe dem Wörterbuche einverleibt hat.

Digitized by Google

Literatur des 16. und 17. Jahrhunderts ungleich mehr als Ihre beiden Mitarbeiter vertreten.

Wo mögen meine vielen Exzerpte aus fliegenden Blättern des 16. Jahrhunderts, die ich den Brüdern Grimm gegeben, hingewandert sein? Von ... (große Aufzählung von Quellen) ... hatte ich Hunderte von Belegen zu einzelnen Wörtern eingesandt. Sollten diese wirklich fehlen, so könnte ich leicht das eine oder andere aus meinen handschriftlichen Sammlungen wieder aufschreiben. Wenn ich nur mehr Zeit hätte, alles das, was mir fürs Wörterbuch tauglich schiene, gleich aufzuschreiben! Durch die Finger geht mir vieles — aber man beachtet in der Regel nur das nächst Nötige — in meinem Falle: das Volkslied und in betreff des andern sucht man sich zu beschränken, weil eben die Kräfte dazu fehlen ...

16.

R. Hildebrand an L. Erk.

(Nicht datiert, nach Erks 50jährigem Lehrerjubiläum, 10. Juni 1876.)

Verehrter, lieber Freund, teurer Jubilar,

Nehmen Sie noch so spät post festum einen Glückwunsch an? Dann sollen's vielmehr tausend sein! Erst in den Zeitungen hab' ich dieser Tage davon erfahren, was ich freilich hätte selber wissen können, welches Fest Sie gefeiert haben, man Ihnen gefeiert hat. Und da wollte ich denn lieber nachgehinkt kommen, allenfalls auch mich auslachen lassen, als gar nicht kommen, wo es gilt, unserm, Deutschlands L. Erk Dank zu sagen für das, was er für uns getan, Dank im Namen unsres, meines innig geliebten Volksliedes, Dank im Namen des deutschen Volksgemütes, das sich wieder auferbaut in seiner ursprünglichen Reinheit und Einheit aus den Quellen, die Sie hauptsächlich unter Ihre Verwaltung genommen, Dank aber auch im Namen des Grimmschen Wörterbuches, dem Sie auch schon bis auf Jubiläumslänge ein so treuer Mithelfer sind. Also post festum, nachdem die Gäste alle fort sind, noch vor der Haustüre oder vor der Saaltüre ein donnernd Hoch von Grimms Wörterbuch und von mir als seinem Vertreter dem volkstümlichen Liedervater Ludwig Erk — und der Wunsch, daß er noch lange, lange weiter wirken möge. Daß es feierlich aussehen möge, hab' ich Kanzleiformat genommen.

Ich habe beim Lesen mit lebhaftester Freude teilgenommen an den Anerkennungen, Huldigungen usw., die Ihnen zuteil geworden sind. Am lebhaftesten aber bewegte mich die Ihnen zur Verfügung gestellte Summe zur Vollendung des — Liederhortes, hoffte ich zu lesen, es stand aber wohl Sängerhain o. ä., oft schon, erst kürzlich wieder, hab' ich's auf

Digitized by Google

dem Katheder als ein Elend beklagt, daß der Liederhort bei einem Bande bleiben mußte. Am Ende kommt er doch auch noch dran? Haben Sie denn Zeit genug, Ihre Vorarbeiten würdig für uns zu verarbeiten? hätte man Ihnen nicht darin zu Hilfe kommen sollen?

Auf jeden Fall mit herzlichstem Dank meine besten Glückwünsche zu Ihrem Feste. — Möge Ihr weiteres Leben wesentlich eine Fortsetzung dieses Festes, und eine recht lange sein!

In treuster Ergebenheit Ihr

R. Hildebrand.

Angebogen eine Bitte, ein Anliegen, vielleicht nicht passend bei der Gelegenheit, aber sie war Ihnen schon im Winter zugedacht, ich hab's damals sogar meinen Hörern versprochen, bei Ihnen deshalb anzufragen. Ich las über Goethes Gedichte. Da ist ein sehr fragliches, das erst in neuester Zeit klarer an den Tag getreten ist, mit Überschrift: So ist der Held, der mir gefällt.[1]) Es steht in Hempels Ausgabe 3, 94, in Hirzels jungem Goethe 2, 37 (hier erst vollständig), aber es ist Ihnen gewiß wohlbekannt. Ich glaube aber, da könnten Sie zur Aufhellung beitragen. Ich vermute nämlich, vielmehr ich glaube gewiß, daß es der Dichter in eine seiner Zeit (d. h. etwa in dem Anfang der Siebziger Jahre) geläufige Melodie hinein gedichtet hat, als antwortende Parodie auf ein Lied verliebter Art, im Wielandschen oder Jacobischen Geschmacke. Darauf bringt mich auch die Strenge der rhythmischen Form, die Goethe sonst damals fern lag; z. B. der wechselnde Auftakt, der streng eingehalten ist. Schon beim stillen Lesen ist's einem, als hörte man eine Melodie heraus. Das Gedicht hat aber für Goethes Entwickelung damals einen größeren Wert, als bis jetzt erkannt ist. Zum Weiterkommen müßte man aber die parodierte Vorlage haben. Da war mir's nun, als müßten Sie diese Vorlage ohne große Mühe angeben oder ermitteln können? als müßte Ihnen der eigentümliche Takt (es ist ganz ein Tanztakt, erinnert an Tanzlieder aus der Zeit der Minnesinger) schon den Weg zeigen. Also

1) Das Goethesche Gedicht, dessen Geschichte Hildebrand nachzugehen sucht, beginnt mit den Worten „Flieh, Täubchen, flieh! Er ist nicht hie" und trägt gewöhnlich statt der von Hildebrand angeführten die Überschrift „Mädchens Held". Das Lied hat die Goethe-Philologen viele Jahre beschäftigt, auch seine Echtheit ist angezweifelt worden, so daß v. Loeper es in der Weimarer Goethe-Ausgabe (Werke Bd. IV, S. 361) unter die „Goethe zugeschriebenen Gedichte zweifelhaften Ursprungs" gesetzt hat. Die abschließende kritische Untersuchung hat M. Morris geführt und im Goethe-Jahrbuche (Bd. XVIII, S. 182—192) veröffentlicht. Nach ihm ist das Lied eine Satire Goethes aus seiner Jugendzeit (Ende 1773 oder Anfang 1774), die sich gegen Georg Jakobi richtet.

Digitized by Google

entschuldigen Sie die Behelligung. Ich würde Ihnen für Auskunft im Geiste die Hand küssen, wie ich auch so schon gern tue, wenn ich dran denke, was ich Ihnen alles für Freude und Lehre verdanke. Nochmals Ihr

R. H.

17.

L. Erk an R. Hildebrand.

Berlin, 24. November 1878.

Hochgeehrter Herr Professor!

Bloß um Ihnen zu zeigen, daß ich noch regen Anteil an Ihrem edlen Werke — dem Wörterbuche — nehme, übersende ich Ihnen eine kleine Anzahl von gelegentlichen Exzerpten. Vielleicht ist Ihnen das eine oder andere darin für Ihren Zweck brauchbar. . . . . Auf mir lastet jetzt ein Berg von Arbeiten, der durch den Tod meines Bruders (er starb am 7. d. M.) nur immer größer zu werden droht. Ich arbeite deshalb nur mit Unterbrechung an meinem Liederhort II und meinem „Kinderbuch" (mit Melodien). — Es war mir angenehm, von Ihnen eine Rezension über Böhme's Volksliederwerk[1]) zu lesen. Das Buch ist schätzbar, aber wegen der Anzahl von Verstößen in Wort und Ton nur mit Vorsicht zu brauchen. Für den, der auf buchstäbliche Genauigkeit ausgeht, ist es ratsam in die Benutzung nur mit großer Vorsicht einzugehn. — Schade! — Das Goethische Gedicht: „So ist der Held, der mir gefällt" — S. 94 im III. Band der Gust. Hempelschen Ausgabe — habe ich hin und her betrachtet, um auf eine Melodie dazu zu raten; allein es ist mir nicht geglückt, etwas herauszubringen. Es scheint aber wohl sicher eine bekannte Melodie zugrunde zu liegen. Das scheint mir genügend aus dem (für Goethe nicht wohl passenden) Metrum hervorzugehn. Ich werde weiter nachspüren, und sollte ich etwas herausfinden, so gebe ich Ihnen bald Nachricht.

Mit herzlichen Grüßen Ihr Sie hochschätzender

L. Erk.

Durch fast sämtliche Briefe ziehen sich Nachrichten Erks über die Fortsetzung seines Deutschen Liederhorts und zur Weiterarbeit und Vollendung ermunternde Worte Hildebrands, so daß klar zutage tritt, welchen hervorragenden Platz dieses Werk in den wissenschaftlichen Plänen und Arbeiten Erks und in den Augen Hildebrands einnimmt. Doch hat Erk

1) Franz M. Böhme, Altdeutsches Liederbuch, Volkslieder der Deutschen nach Wort und Weise aus dem 12. bis zum 17. Jahrhundert. (Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1877.) Hildebrands Anzeige steht im Archiv für Literaturgeschichte (Bd. VIII, S. 147 ff.) und ist von Berlit (S. 217 ff.) wieder abgedruckt.

Digitized by Google

dieses sein eigentliches Lebenswerk nicht weiter und zu Ende zu führen vermocht, und Hildebrand und alle Freunde des Volksliedes haben darauf verzichten müssen, den kostbaren Schatz unserer alten Volkslieder, den Erk mit vorher unerreichter Vollständigkeit bereits gehoben und in seinen Sammelbänden geborgen hatte, unmittelbar aus des Meisters Hand in der mustergültigen Form des 1856 erschienenen ersten und einzigen Bandes zu empfangen. Aus Erks Briefwechsel mit Hoffmann von Fallersleben und mit seinem Münchener Freunde Dr. Friedrich Filitz[1]) geht noch deutlicher hervor, wie er die Arbeiten am Liederhort II sofort nach dem Erscheinen des ersten Bandes fortgeführt und den Plan nie aus den Augen verloren hat. Schon im Jahre 1858 gedenkt er den zweiten Band druckfertig zu machen. Ende 1859 scheinen einmal die Bedenken des Verlegers Enslin überwunden zu sein; doch es ist eine trügerische Hoffnung, die ihm aufleuchtet. Dann ändert er, um von Enslin loszukommen, gelegentlich den Plan, kehrt aber doch immer zu dessen alter Gestalt zurück. Bisweilen ergreift ihn Bitterkeit, daß sich für seine gediegene Arbeit, auf die er mit Recht stolz ist, kein tüchtiger Verleger findet. „Mein Liederhort II", schreibt er am letzten Tage des Jahres 1871 an Filitz, „ist leider noch immer nicht in die Druckerei gewandert. Es fehlt noch am Verleger. Hätte ich statt des Liederhorts II einige Dutzend Polkas, Walzer, — Husarenmärsche u. dgl. in petto, oder auch nur einige Miserabilitäts-Transkriptions für das schöne Geschlecht — ei weih! wie würden die Verleger die Finger darnach ausstrecken und den Daumen belecken! Aber so sind wir die armen Musikanten, die auf dieser schönen Gotteswelt stets am Bettelstab einherspazieren." — 1876 denkt er an seine Pensionierung und hofft, „fortan, solange es dem lieben Gott gefällt, an seinem Hauptwerke, dem Liederhort, ungestört fortzuarbeiten". Aber auch das größere Maß von Zeit für wissenschaftliche Arbeit, das ihm Ostern 1877 sein Rücktritt vom Amte bringt, fördert das Werk nicht.

Nicht nur äußere Gründe, das Fehlen eines Verlegers und einer staatlichen Unterstützung, die ihm beim ersten Bande des Liederhorts Johannes Schulze verschafft hatte, haben die Vollendung des Volksliederwerkes verhindert. Auch in Erk selbst liegen gewichtige Gründe, sowohl in der Zersplitterung seiner Arbeitskraft, als auch in der Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit, mit der er seine Forschungen betrieb. „Man ist nun einmal so ein Narr (wie viele sagen) und will nicht gern Arbeiten in die Welt senden, die einem selbst Ekel verursachen könnten. Es muß also alles mehr oder wenig gut ausfallen, und dazu gehört Arbeit" (an Filitz am 29. September 1871). Aber wenn er so immer neue Ansprüche an seine Arbeit

1) Privatgelehrter und Musikschriftsteller, der 1804—1876 lebte.

Digitized by Google

stellte, so durfte er sich zwar sagen, daß sein Werk durch t
Sammlung und Untersuchung gewänne, schob aber den Ab
wieder hinaus, bis auch er, der 76jährige, die Feder aus de
und seinen vorangegangenen Freunden Hoffmann von Fallersleb
folgte.

Wie die Fortsetzung des Liederhorts, so ist es auch seine
Kinderbuche" ergangen, von dem überhaupt nichts erschienen
1856 setzt er Hoffmann von Fallersleben den Plan auseinander,
liederbuch mit Melodien", also eine über das Simrocksche Kinl
die musikalischen Beigaben weit hinausgehende Sammlung, he
„Es steckt doch noch unendlich viel Schönes im Volke; es muß
gelockt werden." Immer wieder kommt er in den Briefen au
Lieblingswerk zurück; aber auch hier kann er kein Ende finden.
das Erscheinen des Buches angekündigt, bald hinausgeschoben;
Arbeit unterbrochen, da sie vor dringenderen Arbeiten, besond
sich häufenden Neuausgaben seiner Schulliederbücher, zurück
So haben auch die jahrzehntelangen Sammlungen und Forsc
über das deutsche Kinderlied zu keiner Veröffentlichung geführ
noch heute der Wissenschaft und unserem Volke vorenthalten.
in den 41 Sammelbänden Erks, die, nach seinem Tode von der
Regierung angekauft, jetzt sich auf der Berliner Bibliothek bef

Zehn Jahre nach Erks Tode hat ein anderer geerntet, wo
gesät hat, der auch im Briefwechsel mit Hildebrand erwähnte
Volksliederforscher Franz Magnus Böhme (1827—1898). S
Kaiser und vom preußischen Kultusministerium durch reiche M
stützt, hat dieser das Erksche Material bearbeitet und 1893 un
Deutschen Liederhort in drei Bänden bei Breitkopf und Härtel
gegeben. Das Werk leidet an derselben Ungenauigkeit und K
die Hildebrand bereits in seiner Anzeige des Böhmeschen „
Liederbuchs" zu tadeln hat, und ist daher unzuverlässig und nic
als im Erkschen Geiste ausgeführt. Erk würde sich mit der
Methode niemals begnügt haben.[1])

---

1) Rob. Eitner verkennt in seinem biographischen Artikel über Böh
Deutsche Biographie, Bd. 47 S. 77) die Schwächen der Böhmeschen Arbei
Max Friedländer, einer der besten Kenner unseres Volksliedes, fällt in s
über Erk (ebenda Bd. 48 S. 394—397) über Böhme, als den Neuherausgebe
horts, folgendes für Erk ehrende Urteil: „Er hat die Eigenschaften der S
und Zurückhaltung, die bei seinem Vorgänger stets gerühmt werden konnte
lassen und durch flüchtige Redaktion die prachtvolle von Erk hinterlassene Ar
lich geschädigt."

Digitized by Google

Böhme hat 1897 auch ein Kinderbuch unter dem Titel „Deutsches Kinderlied und Kinderspiel" herausgegeben, durch das er Simrocks 1848 erschienenes Buch erneuern wollte, und hat es fertig gebracht, in der sehr ausführlichen Einleitung dieses Werkes weder unter den handschriftlichen und gedruckten Quellen, noch in der Reihe seiner Vorgänger und Mitforscher auch nur den Namen Ludwig Erk zu nennen. Ob und wie weit er trotzdem in seinem Kinderbuche die Erkschen Vorarbeiten, die ihm bei seiner Herausgabe des Liederhorts nicht entgangen sein können, benutzt hat, wird erst die Veröffentlichung des Erkschen Materials zum Kinderliede ergeben, die leider immer noch fehlt. Hoffentlich findet sich recht bald ein gewissenhafter Forscher, der unserem Volke das Erksche „Deutsche Kinderbuch" beschert. Dann wird es sich aufs neue herausstellen, wie wahr die Worte sind, die Filitz dereinst seinem Freunde Erk geschrieben hat: „Es ist ein durchaus wohltuender Anblick, wie alles Kleine unter Ihrer pflegenden Hand allmählich groß wird, aus dem Blumenstrauß ein Blumenbeet, aus diesem ein lustiger Garten wird. Ein wunderbarer Segen geht mit Ihrem Bemühn. Machen Sie nur diesen Segen und Ihre seltnen Gaben nicht zu einem Vorwurf für andre."

Phantasie und Temperament.

Ästhetische und sprachpsychologische Studie.

Von Dr. **Bruno Baumgarten** in Magdeburg.

Als der jugendliche Schiller den Antikensaal zu Mannheim gesehen hatte, ging er hinaus „mit dem Gedanken, eine schöne Tat zu tun".

Als der junge Goethe aus vollem Herzen heraus von seiner ersten großen Liebe sang, da genügte es ihm nicht, das schlichte Geständnis hinauszujubeln:

O Mädchen, Mädchen, wie lieb' ich dich,
Wie glänzt dein Auge! Wie liebst du mich!

Er brauchte ein, zwei Bilder, um seine Liebe gleichsam zu „gestalten":

So liebt die Lerche Gesang und Luft
Und Morgenblumen den Himmelsduft.

In dem ersten dieser beiden ganz willkürlich herausgegriffenen Fälle wirkt die Phantasie auf das Temperament, in dem zweiten das Temperament auf die Phantasie.

Von der eigentümlichen Wechselbeziehung beider, insbesondere wie sie sich in der Sprache darstellt, soll im folgenden die Rede sein. Die beiden Bei-

Digitized by Google

spiele werden schon deutlicher als viele Worte zeigen, um was es sich handelt. Nicht die Einbildungskraft in weitestem Sinne ist hier gemeint, wie sie bei jeder, auch der abstraktesten Denktätigkeit mit im Spiele ist, sondern „Phantasie" in prägnantem Sinne als eine dem einzelnen Menschen mehr oder minder verliehene Gnadengabe, als die Fähigkeit, anschaulich zu denken. Das meinen wir doch wohl, wenn wir sagen: „Der Mann hat Phantasie." Und nicht an irgendeines der altbekannten vier Temperamente oder etwa an alle vier zusammen ist hier gedacht; sondern auch das Wort „Temperament" glaube ich in prägnantem Sinne gebrauchen zu dürfen; etwa in dem noch näher zu umschreibenden Sinne einer gewissen Lebhaftigkeit des Geistes, wie sie auch dem einen mehr, dem anderen minder und unter verschiedenen Umständen in verschiedenem Maße eignet. „Der Mann hat Temperament." „Der Schauspieler hat mit Temperament gespielt!"

Daß zwischen diesen beiden Richtungen des Geistes gewisse lebhafte Beziehungen bestehen, darauf führte mich sprachlich-stilistische Beschäftigung, und auf das Gebiet der Sprache und des Stiles soll auch diese Arbeit hinausführen. Wer etwa den Bilderreichtum des deutschen Rolandsliedes durchmustert, dem wird auffallen, wie in den meisten Fällen das veranschaulichende Bild zugleich dem Ausdruck des lebhaftesten Affektes dient. Der göttliche Homer sieht zwar in allem ein Gleichnis; aber nirgends sprudelt der Bilderquell so reich, als wo die Leidenschaften der Freude und des Zornes der Darstellung einen lebendigen Rhythmus verleihen. Von hier aus ein Blick in das Leben der Volkssprache — und man wird leicht erkennen, wie oft gerade die temperamentvolle Rede nach kräftigster Anschaulichkeit strebt, sei es, daß wir vor Freude singen möchten „wie — wie die Lerche", sei es, daß wir einen Feind hassen — „wie die Nacht".

Das sind nur ein paar dürftige Beispiele, auch nur für eine Seite der Sache: Wirkung des Temperaments auf die Phantasie. Aber sie genügen vielleicht vorläufig, um die Richtung des Folgenden anzudeuten und um die Fragestellung zu verstehen: Welche eigentümlichen Beziehungen bestehen zwischen Phantasie und Temperament, und wie zeigen sich diese Beziehungen im geistigen Leben überhaupt, insbesondere in Sprache und Dichtung?

Damit ist eine dreifache Gliederung für diesen Gedankengang gegeben.

1. Phantasie und Temperament in ihren wechselseitigen Beziehungen.

Da ich von sprachlichen Problemen ausgegangen bin, so wird hier niemand eine grundlegende philosophische Untersuchung erwarten. Immer-

Digitized by Google

hin glückte es mir nicht, bei einem der bekanntesten Psychologen auf die gestellte Frage eine knappe und klare Antwort zu erhalten, ja ich fand sogar diese Frage fast nirgends so gestellt. Doch bot mir Wundt in seiner physiologischen Psychologie Anhalt genug, um mir selbst eine gewisse Klarheit über das Problem zu verschaffen.

Wer ist sie eigentlich, diese Phantasie, das Schoßkind Jovis, der Goethe den ersten Preis reicht? Gewiß nicht ein Vermögen neben anderen Vermögen des Geistes, das diesen beglückt und jenem fehlt, das überhaupt zu irgendeiner Zeit bei irgendeiner geistigen Funktion fehlen könnte. Nicht ein Gedanke ist letzthin möglich ohne Phantasie. Denn jede Denktätigkeit beginnt mit einer Gesamtvorstellung dessen, worauf der Gedanke sich richten, was er verstehen oder erklären will. Will auch der Verstand beständig abstrahieren, so braucht er doch ebenso beständig konkrete Wahrnehmungsinhalte, von denen er abstrahiert. Solche konkreten Wahrnehmungsinhalte bietet ihm die Phantasie als Besonderes, Sinnlich-Anschauliches dar; er aber macht sie zu begrifflichen Zeichen für ein Allgemeines. Die Phantasie ist also ein unentbehrliches Organ des denkenden Menschen, ebenso unentbehrlich wie das Gedächtnis. Ruhen im Gedächtnis die Schätze der Wahrnehmung gleichsam wie tot, so ist immer Phantasie mit im Werke, wenn sie zum Leben erweckt werden. Sie ergänzt, was im Gedächtnis fehlt, sie macht wieder glänzen, was verblaßt war. Gedächtnis ohne Phantasie würde es nur zu einer Fülle von Einzelheiten, nie zu einem klaren, runden Bilde bringen. Aber mit solcher Hilfeleistung begnügt sie sich nicht. Sie bildet nicht nur nach, sondern sie schafft neu. Die vom Gedächtnis aufbewahrten Wahrnehmungsinhalte werden ihr Bausteine zu neuen Gebäuden. Nach eigenem Plane verbindet sie die Vorstellungen und schafft so gleichsam eine neue Welt im Inneren. Phantasietätigkeit — das ist nach Wundt die in der planmäßigen Nachbildung und Neuerzeugung konkreter Wahrnehmungsinhalte sich äußernde Form des Denkens, ein Denken in Bildern, die Urform eigentlich alles Denkens.

Aber auch Wundt redet neben dieser allgemein-menschlichen Phantasie von einer besonderen Phantasiebegabung. Unterscheidet sich die Phantasie vom Gedächtnis durch die freie Verbindung, vom Verstand durch die sinnliche Anschaulichkeit ihrer Vorstellungen, so gibt es Menschen, bei denen diese beiden Eigenschaften (oder eine von beiden) in ganz besonderem Maße ausgeprägt sind. Bei einer besonderen Begabung in der leichten und mannigfachen Vorstellungsverknüpfung redet Wundt von kombinatorischer, bei größerer Ausbildung des Sinnlich-Anschaulichen von anschaulicher Phantasie. In diesem Zusammenhange werden wir es hauptsächlich mit der anschaulichen Phantasie zu tun haben.

Digitized by Google

Kommt nun die Bedeutung der Phantasie in ästhetischen und stilistischen Abhandlungen gewöhnlich zu ihrem vollen Rechte, so daß hier kaum Neues zu sagen bleibt, so wird das Temperament meist stiefmütterlich behandelt, obwohl es ohne Zweifel für alle Kunstbetätigung und allen Kunstgenuß dieselbe Bedeutung hat. Ist die Phantasietätigkeit Vorbedingung für alles Denken, so sind die Temperamente „die Dispositionen der Seele zur Entstehung von Gemütsbewegungen". (Wundt II 519.) Oder, wenn wir einmal den Unterschied der verschiedenen Temperamente beiseite lassen, so können wir ganz allgemein sagen: Temperament ist Erregbarkeit der Seele in der Richtung von Affekt und Trieb. Es leuchtet dabei ein, daß hier in erster Linie die schnellen und starken Temperamente in Betracht kommen, das Phlegma als mangelnde Erregbarkeit eigentlich ausgeschlossen ist. Aber im übrigen liegt uns hier nicht an dem Unterschiedlichen, sondern an dem Gemeinsamen der Temperamente, an der Erregbarkeit überhaupt, die wir hier das Temperament nennen. Dieses ist nicht nur als dauernde Eigenschaft gedacht, sondern tritt auch in der Form „wechselnder Temperamentsanwandlungen auf, die von äußeren oder inneren Ursachen abhängen können". (Wundt.)

Daß ein Dichter Phantasie haben müsse, lehren die Ästhetiker auf jeder Seite. Daß auch Temperament zur dichterischen Empfängnis und zur Gestaltung gehöre, wird daneben oft vergessen. Doch davon weiter unten.

Wenn wir zusammenfassen, so ist also Phantasie die Fähigkeit, das Wahrgenommene anschaulich und in selbständiger, planmäßiger Anordnung wieder vor dem geistigen Auge erstehen zu lassen; Temperament: die Anlage, auf sinnliche und seelische Eindrücke mit einer gewissen Leichtigkeit durch Bewegungen des Gemütes zu reagieren.

Und nun der Zusammenhang beider!

Es müßte sonderbar zugehen, wenn dieser nirgends festgestellt sein sollte. Doch fand ich eigentlich nur eine Stelle, die ganz hierher gehört.

Unter Fortlages interessanten und hübsch geschriebenen philosophischen Vorträgen befindet sich auch einer über die vier Temperamente. Er knüpft an Aristoteles an, der das lebhafte Temperament (oder wie er es nennt: das melancholische!) von den Zuständen des aufgeregten Blutes abhängig macht. Ja, mit der Aufregung des Blutes bringt der griechische Weise sogar die geniale Schöpferkraft des Menschen in Zusammenhang. Dieser Gedanke, meint Fortlage, sei der Aufmerksamkeit wert. Als das erklärende Mittelglied — nämlich zwischen der physischen Erregung und der genialen Schöpferkraft — nennt er: die Phantasie. „Alle Zustände der Blutaufregung, wie das Fieber, die Affekte der Freude und Betrübnis, versetzen die Phantasie in eine ungewöhnlich hohe Tätigkeit; die Phantasie

Digitized by Google

aber ist das hervorbringende Vermögen in uns, ohne dessen lebendige Tätigkeit kein hervorragendes Genie in irgendeiner Art denkbar ist. Beim Fieber geht die Aufregung vom Blute aus und teilt sich von hier aus der Phantasie mit. Bei Freude und Betrübnis geht die Aufregung von der Sinnenempfindung aus und teilt sich von hier teils der Phantasie, teils dem Blute mit. Beim Genie endlich geht die Aufregung von der Phantasie als dem bilderzeugenden Vermögen der Seele selbst aus, wobei das Blut ebenfalls hinterher in Mitleidenschaft gezogen wird, nach den Worten des Dichters:

Aber die Freude, sie ruft nur ein Gott auf sterbliche Wangen.
Wo kein Wunder geschieht, ist kein Beglückter zu sehn.

Das Wunder nämlich ist die Erregung der schöpferischen Phantasie von innen her, die höchste Freude, die einem Menschen zuteil werden kann, weil sie ein unmittelbares göttliches Geschenk und selbst das Band ist, das unsere Existenz an eine höhere festknüpft."

So weit Fortlage. Ich führe diesen ganzen Passus wörtlich an, weil hier, wenn auch in anderem Zusammenhang, der Gedanke der Einwirkung des Temperaments auf die Phantasie klar ausgesprochen ist. Eine Erklärung freilich bietet diese Stelle uns auch nicht; die müssen wir aus dem oben Gesagten selbst zu gewinnen suchen.

Ich will nicht verhehlen, daß mich als Problem hier mehr die Wirkung des Temperaments auf die Phantasie beschäftigt als das Gegenteil. Dieses scheint mir nicht in dem Maße einer Erklärung zu bedürfen. Wenn die Phantasie uns lebhaft erregt, so dürfte dies weniger in irgendeiner wesentlichen Eigenschaft derselben als vielmehr in der Art des Vorgestellten liegen. Das Temperament wird schwerlich hervorgelockt durch die noch so lebhafte Phantasievorstellung von einer kürzlich verspeisten gebratenen Gans oder von einer gestern passierten öden und einförmigen Chaussee oder sonst von etwas absolut Gleichgültigem. Dagegen könnte, um bei dem einmal angewandten Beispiel zu bleiben, die Vorstellung eines bald zu verspeisenden Bratens, dessen Duft schon durch die Türspalte hereindringt, je nach unserer Stellung zu den materiellen Gütern dieser Erde wohl eine größere oder geringere freudige Erregung in uns bewirken. Die Vorstellung von einem Unglück beängstigt, ein Eindruck von der Macht und Herrlichkeit des Vaterlandes, hervorgerufen etwa durch den Anblick der ins Feld rückenden Truppen, erhebt, und das in süßer Dämmerstunde auftauchende Bild der fernen Geliebten macht das Herz schneller schlagen. Oder auch es ist, wie in dem einleitenden Beispiel aus Schillers Jugendzeit, der Anblick des Schönen, der die Grenzen der Phantasie erweitert und dadurch eine freudige Erregung, eine schöne Aufwallung der Gefühle,

Digitized by Google

bewirkt. Bei Schiller freilich, der seiner ganzen Natur nach mehr für das Erhabene als für das Schöne veranlagt war, scheint auch der Anblick antiker Statuen nicht nur schön, sondern, durch den Gedanken an die hier offenbarte Hoheit des kunstbegabten Menschengeschlechts, zugleich erhaben gewirkt zu haben, daher dann der sittliche Gedanke: „eine schöne Tat zu tun". Nach alledem dürfte die Phantasie nicht direkt als solche, sondern indirekt durch ihr Objekt auf das Temperament wirken. Ausgenommen das Genie, bei dem, wie Fortlage oben bemerkt, die Aufregung von der Phantasie als dem bilderzeugenden Vermögen der Seele selbst ausgeht. Aber er erklärt das zur Genüge. Schöpferische Phantasie ist die höchste Freude des Menschen; daher mag dem Dichter wohl die schreibende Hand vor Freude zittern, wenn sich gestalten will, was in ihm lebt.

Aber im Wesen des Temperamentes selbst muß seine Einwirkung auf die Phantasie liegen. Wundts Psychologie weist uns auf den richtigen Weg. Wenn Temperament Disposition zu Gemütsbewegungen ist, so ist die Frage nach dem Wesen derselben nahe gelegt. Gemütsbewegungen sind nun nach Wundt nichts anderes als Veränderungen, die durch lebhafte Gefühle in dem Verlaufe der Vorstellungen hervorgebracht werden. Es entsteht durch irgendeinen sinnlichen oder seelischen Eindruck ein Affekt, sei es Schmerz, Freude oder nur Erstaunen über etwas Unerwartetes. In jedem dieser Fälle tritt eine plötzliche Hemmung des Ablaufes der Vorstellungen ein; denn alle anderen Vorstellungen treten momentan vor der einen zurück. Wo nun Schmerz oder Zorn und Wut erwacht, kann die Aufmerksamkeit auch längere Zeit in dieser einen Vorstellung festgebannt werden, von der der Affekt ausging, und mit Mühe reißt sich der Mensch davon los, der zu tätigem Leben sich stark machen will. Bei freudiger Erregung aber und, wie ich im Gegensatz zu Wundt glaube, oft auch bei Schmerz und Zorn, folgt auf diese Hemmung ein „überwältigendes Herandrängen einer großen Zahl von Vorstellungen, die mit dem affekterzeugenden Eindruck verwandt sind". Man hört plötzlich in der Nähe einen Schuß — einen Moment steht man wie versteinert unter dem Eindruck, im nächsten jagen sich die Gedanken und Vorstellungen. Es kommt durch die Post die Nachricht von der Errettung aus schwerer, materieller Not — einen Moment macht einen die Freude wie taub und stumm, im nächsten strömt der Affekt über von den fröhlichsten Bildern der Phantasie. Nichts begreiflicher als gerade dies letzte Beispiel. Denken wir an das große Los etwa. Die Freude ist da, als es kommt, die Freude ist sogar riesengroß. Aber hier zeigt sich, wie in dem verwickelten Geistesnetz des Menschen kein Faden für sich allein bestehen kann. Wovon soll die Freude bestehen ohne Objekt? Soll ihr das Stück Papier, Los genannt, genügen? Ist Freude zu denken

Digitized by Google

ohne den beständigen Trieb, Phantasiebilder zu schaffen, an denen sie sich freuen kann? So wirkt hier alles beständig wechselseitig: das große Los wirkt im Empfänger Freude, die Freude wirkt Bilder vom künftigen sorgenfreien Leben, von den fröhlichen Gesichtern der Angehörigen, von dem neidischen Achselzucken der Nachbarn — und diese Bilder erzeugen wieder Freude. So sucht die Flamme Brennstoff, um sich selbst zu nähren; und so ist es mit den anderen Affekten auch, z. B. mit der Überraschung. Wundt selbst bringt Beispiele. Die traurigen Affekte scheidet er, wie schon erwähnt, hier aus. Ich glaube, mit Unrecht, wenn auch der Traurige und Zornige sich leicht in die eine schlimme Vorstellung verbeißt. Der melancholisch Veranlagte wenigstens hängt gern allerlei trübseligen Gedanken nach, die sich denn nicht immer bloß unmittelbar auf das traurige Ereignis zu beziehen brauchen. Vgl. etwa die Monologe Hamlets, bes. I 2.

Damit wäre der Schlüssel zur Lösung unserer Frage gegeben. Eine notwendige Beziehung wenigstens zwischen Temperament und Phantasie, zwischen sinnlich anschaulicher Vorstellung und Gemütsbewegung ist konstatiert. Doch am Ziel sind wir noch nicht. Die in den angeführten Beispielen gewaltsam herandrängenden Vorstellungen überwältigen die Apperzeption, d. h. sie machen es durch ihre Fülle unmöglich, sie alle in den Blickpunkt des Bewußtseins zu rücken, sie alle wirklich zu schauen. Erst bei größerer Ruhe, bei nochmaligem Überdenken der Lage wird der Betroffene seine Vorstellungen sondern und klären. Wenn wir also den Spuren dieser psychischen Beziehungen in Sprache und Dichtung nachgehen wollen, müssen wir uns an die ideale Ferne erinnern, die doch schließlich die erste sinnliche Erregung von dem sprachlichen, ganz besonders von dem dichterischen Ausdruck trennt. Aber das ist nun verständlich, daß beim temperamentvollen Erzählen von etwas Freudigem, Überraschendem usw. die Phantasie besonders angeregt wird. Im Augenblick der ersten Freude selbst wird ein O! oder A! oder Nein! Mein Gott! u. dgl. alles sein, was der Glückliche zu sagen weiß. Später aber wird er rufen: Da freut' ich mich wie ein König! Oder wenn ihm auch das nicht einfällt, wird sich doch das Verlangen nach einem Bilde äußern: „Da freut' ich mich wie . . . wie . . ." — oder er sagt, das berechtigte Verlangen rund ablehnend: „Unsagbar" „Unvergleichlich" usw.

Und hier sowohl wie noch mehr bei dichterischer Gestaltung ist noch ein anderes stark hervorzuheben. Die im Anschluß an Wundt gegebene Schilderung der Affekte zeigt die Phantasie durchaus passiv. (S. oben S. 30f.) Das kann sie bei dem Dichter nicht sein. Selbst bei dem modernsten Impressionisten nicht, der es für den höchsten Ruhm hält, schnell hinzuwerfen, was in seiner Seele an unverstandenen, wunderlich-

Digitized by Google

launenhaften Gebilden aufsteigt. Die schaffende Phantasie d überhaupt und des Dichters im besonderen ist aktiv.

Man vergleiche hier etwa, was Wundt von den Trieben dem Affekt unterscheidet sich der Trieb als eine Gemütsbewegur in äußere Körperbewegungen von solcher Beschaffenheit umzuset daß durch den Erfolg der Bewegung entweder ein vorhandenes vergrößert oder ein vorhandenes Unlustgefühl beseitigt wird. mutandis gilt dies vom Ausdruck des Temperamentes in der S sonders der dichterisch gehobenen. Es sucht sich zwar nicht i bewegungen, dafür aber in Phantasiebilder umzusetzen, so daß Eindruck dieser Bilder — es selbst verstärkt wird. So geht d gleichsam nur weiter auf der Bahn, auf die ihn als Menschen gestellt hat. Er tut als Künstler frei, aktiv, nach eigener Wal gezwungen, passiv oft an sich erlebt hat. Aus der Fülle d drängenden Vorstellungen sucht er mit klarem Dichterblick eine o bezeichnende, belebende heraus und gibt so seinem bewegten Te künstlerischen Ausdruck durch ein Bild der Phantasie. Nicht Absicht leitet ihn, nicht sinnlicher Zwang nötigt ihn, in schöne läßt er die inneren Kräfte spielen.

2. Phantasie und Temperament im geistigen Leb der Menschheit.

Diese Überschrift klingt etwas anspruchsvoll. Um Enttäusch vermeiden, betone ich noch einmal, daß diese Abhandlung ihr hat, die eben gefundene psychologische Tatsache in einer sprachlich-f Betrachtung anzuwenden. Wenn dazwischen ein weiterer Ausblic geistige Leben der Menschen überhaupt versucht wird, soweit jenes darin wirksam ist, so wird man in Anbetracht des schrankenl bietes nichts Vollständiges, Erschöpfendes, sondern eben nur ein blick erwarten, wie er von einem Felsvorsprung etwa dem B sich bietet.

Am Anfang aller Entwickelung höheren geistigen Lebens Religion, von Bousset in einem bekannten Buche[1]) als Pionier d geschildert. Hier wird alle Religion als ein Nebeneinander von und Geben gedacht; einerseits als egoistisches Streben nach Lebe seits als selbstlose Hingebung an eine hohe göttliche Macht, deren dem Menschen überall da am lebendigsten aufsteigt, wo er an de des Bekannten und Verständlichen dem Unbekannten gegenüberst

1) Das Wesen der Religion. Halle 1903.

Digitized by Google

Unbegreifliche schwindelnd hinabsieht. Jedenfalls finden wir in der Religion die gesteigertste geistige Bewegung und die gesteigertste Phantasietätigkeit nebeneinander. Die Einwirkung ist gegenseitig. Wenn z. B. heute noch der gestirnte Nachthimmel in einer empfänglichen Seele sich spiegelt, dann wirkt er wohl zuerst auf die Phantasie; sie regt ihre Schwingen, das Unabsehbare zu durchfliegen, sie streckt ihre Arme, das Unfaßbare zu umspannen — und bei dem vergeblichen Versuche durchschauert die Seele das Gefühl des Erhabenen, der Gottesnähe — und wenn sich unser kühles Geschlecht der Tränen nicht schämte, würde dieser lebhafte Affekt gar manchen weinen machen: Einwirkung der Phantasie auf das Temperament. Doch dürfte in der Religion das Umgekehrte das Ursprüngliche sein. Es ist doch nicht so, daß der Wilde sich erst deshalb vor einem Baum fürchtete, weil er eine Gottheit darin zu sehen glaubte, daß also der Affekt erst aus der lebhaften Vorstellung entstanden wäre. Sondern das erste war der Affekt, die Angst, entstanden etwa durch ein unheimliches Rauschen der Blätter, eine Angst, der sich der Wilde ohne Widerstand hingab, so daß nun die Phantasie gewaltsam wie eine Fremdherrscherin über ihn hereinbrach mit Vorstellungen, die den Affekt verstärkten und geeignet waren, ihn künftig leicht zu erneuern. Dasselbe gilt von Donner, Blitz, Erdbeben, wunderlich geformten Steinen usw.

Die religiöse Phantasie beginnt also passiv, sie wird aber im höchsten Sinne aktiv. Religion ist eine Welt voll Leidenschaften, lebhaftestes Verlangen nach Gütern, höchstem Gute, Leben, ewigem Leben, nach Erlösung, Hingebung an Gott. Und was hat diese gesteigertste geistige Bewegung zur Folge? Gleichsam ein Neuschaffen und Umschaffen der Welt durch die Kraft der Phantasie, um jene Bedürfnisse zu befriedigen. In wem die Religion ein lebendiges Feuer ist, dem mag Natur und Menschenleben Zweifel entgegentürmen, mit einem „dennoch!“ stößt er sie zurück. Aber nur wo eine starke religiöse Phantasie ihm zur Seite steht und ihm die Welt in anderem Lichte zeigt, kann er dies „dennoch!“ festhalten. Daher setzt sich die Religion so oft zu der gewöhnlichen Auffassung von Leben und Gütern in Widerspruch mit einem: „Ich aber sage euch!“ Denn sie hat die Kraft in sich, dem Abgelehnten ein Neues gegenüberzustellen. Mitten in der Welt des Egoismus, des Hasses, der Verzagtheit baut sich der Glaube eine andere Welt mit einem anderen Zentrum und anderen Kräften und Zielen. Wie reich an lebendigem persönlichen Leben ist die Gestalt Jesu, wie stark durchzittert von Bewegungen des Gemüts in seinem Zorn gegen das Unheilige, in seinem innigen Bedürfnis nach Gemeinschaft mit Gott für sich und die anderen! Und wie schafft er nach und nach in seinen Gleichnissen die große und die kleine Welt um zu Symbolen des

Digitized by Google

Reiches der Liebe! Man denke nur an die unvergleichliche Darstell überquellenden Freude des vergebenden Vaters im Gleichnis vom ve Sohn, einer Freude, die er selber mit empfindet! Freilich diesen Unmittelbarkeit hat nicht alles, was Religion heißt, und es li fern, alle priesterlichen Lehren und Mythologien, die oft auf sehr zierte Weise entstanden sind, in dieser Art abzuleiten. Jede Religi lich, sogar eine so quietistische Abtötungsreligion wie der Buddhismu zuletzt entstanden sein aus einer Summe hoher geistiger Erregung Hilfe gestaltender Phantasie. Aber die offizielle Karma-Lehre des B mus zeigt doch höchstens noch kombinierende Phantasie, auch z dazu überlieferten Gleichnisse mehr künstlich allegorischen Charakte anderseits später an christlicher Dogmatik geleistet ist, zeigt häufig immer — weder von Phantasie noch von Temperament eine Spu ganz anders pulsiert da das religiöse Leben bei Luther! Wie spri ihm, wo er am erregtesten ist, besonders in Streitschriften, die Und wie ist ihm in bewußtem Gegensatz zu mönchisch-papistisc schauungen geradezu plastisch ein fast ganz neues Bild entstanden r als von dem lieben Gott einer guten, deutschen christlichen Famil die reichste Ausbeute für diese Betrachtungen bieten die alttestan Propheten. Wie lauter Vorbilder des getreuen Eckart stehen di baren Helden da und warnen und schelten und beten und verh und je dringender die Not, je augenscheinlicher das Elend, desto g lassen sie das Heil entstehen, desto blühender wird ihre Rede vo Reich und vom neuen Bund. Und als das Volk zerschmettert fangen ist, läßt der gigantische Glaube des temperamentvollen He Heer von Totengebeinen sich mit Fleisch und Blut bekleiden Odem des Windes beseelt werden.

Freilich verhält sich auch bei entwickelteren Religionen die dem überwiegenden Temperament gegenüber oft passiv. So verworrene, nicht mehr als Ganzes rein geschaute, gleichsam Bilder. Das ist der Fanatismus mit seinen Verzückungen und ve Visionen.

Einen Zweifel könnte man hier geltend machen. Sind leidenschaftliche Schwärmer und sehr ernst religiöse Männer w allem Phantastischen, ganz besonders Bilderverehrung und Anti phismus sehr feindlich gewesen? Gewiß, und sie hatten ohne Z Haus aus Temperament. Aber ihre Reaktionsfähigkeit war n frei, sondern einseitig bestimmt, an ein starres Gesetz gebun Temperament war gleichsam erstarrt und daher nicht fähig, die zu befruchten.

Digitized by Google

Zum Glauben gehört Phantasie; ganz besonders zum innigen Beten. Dann erst wird der Betende Trost und Stärkung finden, wenn er durch Innigkeit und stille Lebendigkeit seiner Bitte Gott gleichsam zu sich hernieder oder sich zu ihm hinaufgezogen hat. Nur wen lebhaftes tiefinniges Verlangen bewegt, der — schaut Gott.

Daß auch die philosophische Weltbetrachtung eines Individuums von der Art seines Temperamentes wenigstens teilweise abhänge, wird nun zwar niemand bestreiten. Doch die Phantasietätigkeit ist hier durch den dominierenden Verstand geleitet und gehemmt, der ganze geistige Vorgang zu kompliziert, um sichere Schlüsse zu ziehen. Wer wollte sich auch etwa anmaßen, die Ideenlehre Platos oder die Herrenmoral Nietzsches aus dem Temperament der Subjekte abzuleiten? Es handelt sich hier nur um die ganz allgemeine Tatsache, daß eine besondere Disposition zu Gemütserregungen der Phantasie Anlaß gibt, Vorstellungsbilder zu schaffen, die dieser Gemütsverfassung angemessen sind. Daher nähren sich mehr Jünglinge von Nietzsche, mehr Männer von Kant.

Viel fruchtbarer ist unsere Betrachtung, sobald wir uns nun den Ausdruckserscheinungen des seelischen Lebens zuwenden: Gebärde, Sprache, Musik, Kunst.

Viele Gebärden freilich mögen als ursprüngliche Triebbewegungen zu verstehen sein, entstanden aus dem dunklen Drange, irgend etwas zu tun, was „ein vorhandenes Lustgefühl vergrößert oder ein vorhandenes Unlustgefühl beseitigt". So besonders alle diejenigen Gebärden, die wir rein aus Gewohnheit anwenden, ohne uns ihres eigentlichen Sinnes noch bewußt zu sein, z. B. in die Hände klatschen vor Lust; aber auch andere verständlichere wie Zurückbeugen des Oberkörpers vor Schreck, Ballen der Faust vor Wut. Das hindert aber nicht, daß andere und zum Teil auch dieselben Gebärden gebraucht werden können ohne so unmittelbare Richtung auf eine Tätigkeit, rein als Ausdrucksmittel für etwas, das in der Phantasie lebt. Je temperamentvoller ein Redner ist, desto häufiger und nachdrücklicher wird er versuchen, durch allerlei Gesten seiner Phantasie Ausdruck zu geben und die der Hörer zu unterstützen. Man darf nur hier nicht an die leider allzuhäufigen, rein triebhaft zu verstehenden Bewegungen der Unruhe denken, das Hin- und Herfuchteln mit den Armen, sondern an wirklich ausdrucksvolle Gebärden, etwa ein leichtes Wiegen der flachen nach unten geöffneten Hand, um das wellige Meer oder tiefe Stille anzudeuten, oder ein Auf- und Abbewegen der Hand in umgekehrter Haltung zur Bezeichnung winzigen Gewichtes und ähnliche Gebärden für runde Form, wuchtende Schwere, Aufwärtsbewegung u. dgl. m.

Die höchste Ausdrucksform dessen, was in der Seele lebt, ist die Kunst. Ihre drei Hauptrichtungen — die bildnerische, musikalische,

Digitized by Google

dichterische — sind schon unter sehr verschiedenen Gesichtspunkten
ander geistreich verglichen worden. Hier liegt es nahe zu sagen:
Kunst ist Kunst der Phantasie, Musik Kunst des Temperamentes,
Dichtung gehört beiden an — vorwiegend vielleicht heute der P
gewiß nicht immer.

Wie ich schon oben betonte, wird in Ästhetiken und Poetik
wieder mit einer gewissen Einseitigkeit die Anschauung oder die
als der „bestimmende Faktor des künstlerischen Vermögens“ hingest
Borinski Poetik S. 20, Carrière Ästhetik I S. 440 flg.) Läßt sich
der Musik durchführen? Im Gegenteil, mit demselben Rechte k
bestimmender Faktor das Temperament genannt werden. Beide
erst vollenden den Künstler, und nirgends läßt sich das Wechsel
zwischen beiden Geistesfunktionen deutlicher und überzeugender m
durch Gegenüberstellung der drei Künste.

In der bildenden Kunst dominiert ohne Zweifel die Phant
wo es sich um mehr handelt, als um technisch geschickte Wiederg
Gegenstandes, wird man eine lebhafte Reaktion des Künstlergem
einem starken Eindruck als Voraussetzung seines Werkes annehm
Das fertige Kunstprodukt regt dann in uns ein freies Spiel der
an; und es ist gar nicht wünschenswert und ein schlechtes Zeichen
Verfassung oder für den Künstler, wenn es, je nach seinem Inh
lebhafte Affekte, Furcht, Grauen u. dgl. in uns erweckt, die u
reinen, ruhigen Anschauung stören. Immerhin muß irgendeine
Gemütsstimmung doch leise in uns schwingen, wenn der Eindruc
sein soll. Wir werden eine pietà mit einer gewissen Andacht, eine
Kellermeisterszene nicht ohne eine Neigung zum Lächeln, eine Tot
Böcklin anders als ein Sanssouci von Menzel betrachten. I
also die Phantasie angeregt wird, bekommt auch das Temperament
davon ab.

Musik dagegen ist immer schon als Kunst des Gemüts aufgefa
Kant nennt sie die Kunst des „schönen Spieles der Empfindunger
meint, ihr Effekt bestehe darin, daß sie die inneren Bewegungen d
durch analoge äußere begleitet und versinnlicht. Auch Carrière
„Kunst des Gemüts“. Anschauung verhält sich zu Phantasie
zu Temperament. Wir dürfen also sagen: Kunst des Temperam
Temperament entstanden, Temperament erweckend durch das A
das Hin und Her, den wechselnden Rhythmus der Töne. Daß ab
die Phantasie beeinflußt wird, zeigt nichts deutlicher als die Ex
Programmusik. Die durch eine eigenartige Tonreihe erweckt
bewegung strebt sich in Phantasiebilder umzusetzen, die ihr selbs

Digitized by Google

und Stärke verhelfen. Darauf beruht die Programmusik, das ist ihre Stärke und — wegen der Allgemeinheit dieser psychischen Tendenz — ihre Schwäche. Aber bei jeder schönen Musik wird eine Schar mannigfacher Bilder sich in der Phantasie spielend drängen, verdrängen und wiederkehren. Ebensowenig nun wie bei dem reinen Genuß eines Bildes ein lebhafter Affekt sich vordrängen darf, ebensowenig verträgt der reine Genuß einer Melodie ein in seiner ganzen Besonderheit plastisch gedachtes Bild. Das werden zwar die meisten bestreiten, besonders in unserer Zeit der Gesamtkunst. Aber wer sich wirklich in die Musik als solche vertiefen will, der schließt im Theater selbst vor dem stimmungsvollsten Kulissenzauber die Augen zu und läßt dem bunten, halb unbewußten Spiel im Inneren freien Lauf. Denn in der Musik sind eben Bewegungen die Hauptsache, Bewegungen des Gemüts, und derselbe Geist kann nicht zugleich die Schönheit innerer Bewegung und ruhiger Anschauung voll genießen. Gesamtkunst ist daher für den tiefer Denkenden ein zweifelhaftes Ding.

In gewissem Sinne freilich scheint ja die Poesie eine solche Art Gesamtkunst zu sein, durch inneren und äußeren Rhythmus der Musik, durch bildnerische Gestaltung in der Phantasie der Malerei oder der Plastik gleichend. Aber das ist ein Irrtum. Wenn sie auch beides stets vereint, so dominiert doch stets das eine von beiden: Plastik oder Musik. In der ältesten chorischen Lyrik wird das Musikalische überwogen haben, in der Lyrik unseres Zeitgeschmacks gewann das Plastische die Oberhand. Immerhin enthält die Poesie doch beides, sie scheint also eine Zwitterkunst zu sein. Wie verhält sie sich als Ganzes zu Phantasie und Temperament?

Doch davon im folgenden Abschnitt. (Schluß folgt.)

Heyses dramatischer Erstling.

Von **Otto Ladendorf** in Leipzig.

Es ist ein eigen Ding mit poetischen Erstlingswerken. Selbst wenn ihnen ein voller Erfolg beschieden ist, gleicht er nur zu oft einem Danaergeschenk, dessen mancher Dichter sein Lebtag nicht froh wird. Weit häufiger werden Anfängerarbeiten wieder ausgegraben, wenn eine reifere Leistung glücklich durchgedrungen ist. Dann pflegt sich das literarhistorische Interesse an dem Werden und Auswachsen des Talentes zu regen, und man versucht die einzelnen Momente genauer aufzuzeigen. Fesselnd ist eine solche Untersuchung gewiß. Nicht zum wenigsten dadurch, daß sich oft ganz überraschende Gegensätze beobachten lassen. Heyses dramatischer Erstling ver-

Digitized by Google

dient solche Beachtung nach Inhalt und Formengebung. Er weder zu den berühmten, noch zu den unwirksamen. Man muß mehr mit dem Dichter zu den „berüchtigten" zählen. Denn er seinem Erscheinen in weiten Kreisen starkes Aufsehen und manch schütteln hervor, weil eben die Gesellschaft nach Heyses eigenen W nicht verzeihen konnte, „wenn ein junger Poet es vorzieht, statt landläufigen moralischen Vorschriften, auf sein eigenes Gewissen z Es handelt sich um die im Jahre 1850 zu Berlin erschienene Francesca von Rimini.

Das Stück fängt an eine literarische Seltenheit zu werden Heyse hat es nicht in seine Gesammelten Werke aufgenommen. F es scheinen, der Dichter wolle nicht gern daran gemahnt sein. aber doch nicht so. Vielmehr hat er es ausdrücklich ausgespro er diesen poetischen Wildling im eigentlichen Sinne als sein Erst anspreche, zu dem er sich trotz aller Mängel voll bekennen durfte. Tat ist diese Talentprobe ein echter Heyse und zugleich ein wichti in seiner poetischen Entwickelung. Das Drama ist während de Studienzeit vom Frühjahr 1849 bis Ostern 1850 entstanden. Studentendrama, dem man jugendlich überschäumende Leidenscha anmerkt. Es lebt etwas von der Kraft der Shakespeareschen dramen darin. Die Anregung gab jene ergreifende Episode in „Göttlicher Komödie", welche im fünften Gesang unter den Sc Hölle auch das Liebespaar Francesca und Paolo vorführt.

Der dankbare Stoff hatte schon manchen Dichter vor dramatischer Ausgestaltung begeistert. Keiner hatte ihn mit solcher ergriffen. Unter den zahlreichen Bearbeitungen in deutscher, it französischer, englischer, amerikanischer, schwedischer Dichtung, schöne Liebesthema gefunden hat, gebührt Heyses Stück wegen se artigen Behandlung ein bedeutsamer Platz. Von den deutsche war Uhland vorangegangen. Sein Drama (1807) war aber geblieben. Schon im nächsten Jahre erschien Burkes „Fran Paolo", dem Arnds „Geschwister von Rimini" (1829) und Köst spiel „Paolo und Francesca" (1842) folgten. Aber auch nach H der Stoff noch weiter poetisch ausgemünzt, wie die Oper „Fran Hermann Goetz (1878) und das im gleichen Jahre abgeschlossene später (1892) veröffentlichte Trauerspiel „Francesca da Ri Martin Greif beweisen.

Heyse legte sich den Stoff in eigenartig subjektiver We Es war sein erster ernst gemeinter dramatischer Versuch. Gymnasiastenstück „Don Juan de Padilla" und eine kindlich

Digitized by Google

Komödie können nur als jugendliches Flügelprüfen gelten. Die Gestalten des neuen Dramas aber waren, wie er selbst später betont hat, seiner eigenen Phantasie entsprossen, so sehr er auch stilistisch noch abhängig war. Eine gedrängte Analyse mag die Anlage des Stückes erläutern.

Gleich der erste Akt, der Ende des 13. Jahrhunderts in Ravenna spielt, zeigt, daß es Heyse weniger auf genaues Motivieren und überzeugende Wahrscheinlichkeit als auf ein wirksames Herausarbeiten der Charaktere ankam. Der historische Kern der Fabel ist ziemlich verflüchtigt. Mit Recht wies schon Franz Kugler in seiner inhaltsreichen Besprechung (Blätter für lit. Unterhaltung 1851, S. 266) darauf hin, daß von der ursprünglichen Feindschaft des Fürstenhauses der Polentanen in Ravenna und dem der Malatesten von Rimini nicht mehr die Rede sei, ja daß beide nicht viel anders als private reiche Adelsfamilien geschildert seien. Auch das lokale Kostüm wird nur angedeutet. In der Führung der Handlung lehnt sich Heyse an Boccaccios Kommentar an, allerdings mit freier Benutzung der überlieferten Motive.

Wie Franz Moor erscheint Lanciotto bei Heyse als der jüngere Sohn. Gleich diesem ist ihm eine Bürde von Häßlichkeit aufgeladen.[1]) Nicht weniger hadert er mit Eltern, Vorsehung und Natur. Wenn jener in glühendem Haß seine Lappländernase, das Mohrenmaul und die Hottentottenaugen verwünscht, so ist es diesem, einem lahmen und wüsten Schlemmer, unerträglich, dem Weibervolk ein Gespött oder Entsetzen zu sein. Doppelt verbittert ist er, da er in tiefem Überdruß über die Küsse erkaufter Schönen plötzlich in Liebe entflammt ist zur Tochter des ravennatischen Fürsten Guido von Polenta, der anmutigen Francesca. Von ihrer Schönheit berauscht, entsagt er seinem wilden Treiben, aber nur so lange, bis ihn sein lockerer Zechkumpan Anselmo von neuem betört. In trunkener Keckheit kehrt er zu seinen Genossen zurück und beleidigt auf heller Straße ein züchtig Bürgerkind durch seine Zudringlichkeit. Da wird Francesca zufällig Zeugin des Gebarens. Ihr vorwurfsvoller Blick schmettert ihn jäher zu Boden als die ernste Rüge ihres würdigen Vaters.

Sofort ist er ernüchtert und stiehlt sich fort in eine einsame Gasse. Dort trifft ihn sein Bruder Paolo, der eben nach dreijährigem theologischen Studium in Bologna heimkehren will, gewärtig, in Rimini die Priesterweihe zu empfangen. Hier muß man manche Zufälligkeiten in Kauf nehmen. Die Begegnung der Brüder wird so wenig näher begründet wie der ganze Aufenthalt Lanciottos in Ravenna. Das Zwiegespräch nun entwickelt nicht nur den Kontrast, den der schöne, gelehrte und liebenswürdige Paolo zu dem unglücklichen Bruder bildet, sondern bringt auch die Handlung

1) Vgl. vor allem auch den Monolog Richards III. in Shakespeares Drama I, 1.

Digitized by Google

selbst in Fluß. Paolo, voll innigen Mitgefühls mit seinem Brud
bei dessen leidenschaftlicher Bitte, für ihn um die Hand Franc
werben, deshalb in heftigen Widerstreit zwischen Bruderliebe und
lichem Ehrgefühl, da er kein Wort von Lanciottos schnöder M
und seinen Fehlern dabei verraten, sondern ihn als sein leibhaftig
bild darstellen soll, um so für ihn das Jawort zu gewinnen. Dem
den Vorwürfen und Drohungen kann Paolo auf die Dauer nich
stehen. Er willigt zuletzt ein. Freilich so leicht wie in Kösters
wird Lanciotto die Überredung bei weitem nicht.

Zu Beginn des zweiten Aktes ist der Trug gelungen.
Mühe hat Paolo die Bedenken des Fürsten Guido zerstreut.
weilt schon in Rimini, um die Hochzeit zu begehen. Doch Paolos
kelch ist noch nicht geleert. Er, in dem selbst eine Neigung zu
aufkeimt, soll auf Lanciottos Verlangen jetzt bis zum Einbruch d
sogar die Rolle des Bräutigams selbst spielen. Auch dieses
vermag Paolo trotz Aufgebots aller Willenskraft schließlich nicht abz
Der jüngere Bruder ist ihm wiederum entschieden überlegen.
standhaft Paolo in der Eingangsszene des zweiten Aktes die An
Laurettas, der ehemaligen Geliebten seines Bruders, abgewe
Francesca gegenüber behauptet er nur mühsam die nötige Fass
er ihr kurz danach in nur wenig verändertem Aussehen als verm
Gatte gegenübertritt. Er trifft sie im Gespräch mit dem alten
der seine Schwiegertochter mit einem sonderbaren Gemisch von
frivoler Witzelei und gutmütiger Schmeichelei begrüßt. Auffallen
findet sich Francesca in den angeblichen brüderlichen Doppelgänger
sie kurz vorher noch ihre Zuneigung zu Paolo verraten ha
überraschender ist aber die Art, wie sie alsbald der jung
Scheu vergißt und sehnend nach Umarmung und Kuß verlangt.
Rat, sie deshalb lieber gleich als junge Witwe einzuführen, i
übel nicht.

Während beide zum Hochzeitsmahl gebeten werden, tritt noc
Lauretta auf den Plan, sich gewaltsam Eintritt erzwingend. Si
Orsinanatur. In ihrer Leidenschaft für Paolo, die sie erfaßt h
sie keine Grenzen. Daher hat sie einen phantastischen Plan zur Er
des spröden Geliebten ersonnen. Die tausend Dukaten, deren
Tilgung ihrer Schulden beim Juden und Spitzenhändler bedarf
sie von Lanciotto, nachdem sie ihn zu eifersüchtigem Mißtrau
Paolo aufgestachelt hat. Kaum hat sich darauf Paolo unter einem
aus dem Brautgemach wieder entfernt, so läßt ihn der Dichter m
Naivität durch den wahren Gatten ablösen.

Digitized by Google

Der dritte Akt enthüllt den ganzen Lug. Beim Morgengrauen will sich Lanciotto hinausschleichen, um Francesca langsam auf die Täuschung vorzubereiten. Der Versuch mißlingt. Sie läßt ihn nicht von sich und ringt mit ihm, bis durch die mit Kerzen herbeieilenden Diener die Entdeckung jäh bewirkt wird. Schaudernd bricht Francesca zusammen, während Lanciotto ein zerknirschtes Schuldbekenntnis stammelt. Vergebens erwartet man, daß das schwer beleidigte Weib zu Worte kommt. Aber kein Racheschwur Francescas erschallt, keine flammende Verwünschung entringt sich ihren Lippen — nur ein ergebungsvolles Gebet. Ebensowenig flucht sie Paolo. Eine befremdende Weichherzigkeit veranlaßt sie, ihm sogar freiwillig ihre Verzeihung anzutragen, als sie ihm noch am selben Vormittage in der Villa begegnet. Es ist ihr süß, ihm zu vergeben. Ja, sie ist bereits so weit dann wieder gefaßt, daß sie seine Selbstvorwürfe verscheucht und mit ihm gemeinsam die vom alten Malatesta gesandten Hochzeitsgeschenke mustert. Blumen, Schmuck und Bänder werden betrachtet, und wie von selbst kommt es zur Lektüre des alten Rittermärchens vom Lancelot vom See. Paolo liest es auf ihre Bitte, mit steigendem Affekt, Zwischenglieder ergänzend, bis ihm bei der Schilderung von dem heimlich-süßen Beisammensein der Königin Ginevra mit dem jungen Ritter selbst zuletzt die Sinne vergehen. Er fällt Francesca hastig weinend um den Hals und küßt sie mit verzehrender Inbrunst, der lauschenden Pagen nicht achtend. Denn auch:

Ihr Busen flog, der seine drängte
Sich an, daß er den Sturm beschwichte;
Ihr Mund sich wild zu seinem senkte —
Da schwand in Nacht der Welt Getriebe,
Und hell ging auf der Stern der Liebe!

Dieses Lektüremotiv hat Heyse mit so hinreißender Stimmungsgewalt ausgestattet, daß die Szene an lyrischem Reiz und dramatischer Steigerung von keiner anderen des Stücks übertroffen wird. Wohl fühlt sich Francesca erst durch diesen Kuß entsühnt, doch lernt sie einsehen, daß nun endgültige Trennung geboten ist, soll ihre Liebe nicht zur Liebschaft werden. Aber noch ein letztes Stelldichein verabredet sie auf den Abend in ihrem Zimmer, um ihm zugleich Briefe an ihre Tanten in Neapel mitzugeben. Dann erst will sie ihm Lebewohl sagen. Es leuchtet ein, wie anfechtbar diese Motivierung ist, zumal sie sich später nicht einmal erfüllt.

Im vierten Akt spitzt sich der Konflikt rasch und unaufhaltsam zu. Lauretta, von herzlicher Reue über ihr bisheriges leichtsinniges Leben erfaßt, erfährt durch ihren Pagen Florio sowohl die beschimpfende Zurückweisung ihrer an Paolo bestellten Liebesbotschaft, als auch dessen Neigung zur schönen Nebenbuhlerin Francesca. Tief verletzt, entfacht sie in Lanciottos

Digitized by Google

Herzen den kaum erloschenen Funken der Eifersucht mit solch
Beredsamkeit, daß es für Lanciotto kaum noch des eigenen A
bedarf, um das schuldige Paar vor Vater und Freund Masche
lich der Untreue zu zeihen. Zwar macht ihn Francescas Beteu
Unschuld noch einmal irre, aber Laurettas Mitteilung von dem
Stelldichein raubt ihm schließlich die Besinnung. Mit unheim
schlossenheit stürmt er von dannen.

Eine bange Liebesszene leitet den Schlußakt ein. Früh
abredet, aber mit innerem Widerstreben naht Paolo, Verrat
Je mehr er aber zum Abschied drängt, um so mehr erglüht
und entzündet so auch in ihm den Sinnenrausch, das letzte
Festesübermut zu begehen. Währenddem überrascht Lauretta
Rachsucht bitter bereut und alles zur sicheren Entführung Paolos
hat, Lanciotto auf der Lauer und setzt alle Kraft daran, den
fährdeten Geliebten noch rechtzeitig zu warnen. Doch Lanciott
sie von sich zu Boden. Mit irrem Lachen dringt er vor ihr in
ein, wo er das Liebespaar im Pavillon überfällt. Zuerst
durchbohrt, dann an seiner Leiche auch die wehklagende Franc
stirbt ohne Reue und in der Gewißheit, daß Gott ihre Schul
werde. Der alte Malatesta bricht an dem Ort des Schreckens
Lanciotto aber, vom Wahnsinn gepackt, beginnt wirre Worte
Nur Lauretta, die zu spät die Unglücksstätte erreicht hat, b
tiefer Ergriffenheit die Fassung, den Dienern zu befehlen:

Bringt euren kranken Herrn zu Bett, bewacht ihn,
Sorgt für den Vater! Einer gehe dann,
Mir eine Sänfte zu bestellen, gleich,
Die mich zum Kloster unsrer Frauen bringe.
Daß ich dir folgen dürfte, Paolo! Ach!
Du hast ein besseres Geleit! Ade! —

Kein Zweifel, Lauretta ist eine echt tragische Gestalt. Ihre sc
beseligendste Hoffnung muß sie nicht ohne eigenes Verschulden
Grabe tragen. Die ihr in mancher Hinsicht zu vergleichende
Greifs Tragödie ist ihr an innerem Leben doch nicht ebenbür
sonst fesselt Heyse durch die Charakteristik seiner Gestalten.
punkt des Interesses steht der Charakter Lanciottos. Er überragt
an künstlerischer Konzeption den der sinnlich-leidenschaftlichen
und den des willensschwachen Paolo. Heyse hat mit gutem
ihm die alte Überlieferung von der Häßlichkeit Lanciottos zum
genommen, ganz im Gegensatz zu der beliebten Idealisierung,
bei Uhland zu bemerken ist. So wollte dieser zwar Lanciotto
düsteren, schwermütigen Pessimisten darstellen, aber seiner Lah

Digitized by Google

Mißgestalt sollte nicht Erwähnung getan werden. Heyse scheute vor der schwierigen Aufgabe nicht zurück. Und welche Entwickelung läßt er uns erleben von Lanciottos sehnsüchtigem Verlangen nach der Lauterkeit eines holden Weibes, von der er eine reinigende und gesundende Wirkung für sein aussätziges Leben erhofft, bis zu seinen qualvollen irren Worten: „Hahaha, wenn ihr meine Seele nackend sehen könntet! 's ist eine geschundene Seele, hahaha!"

So abhold Heyse aller unkünstlerischen Prüderie ist, so ungerechtfertigt sind die von manchen Seiten erhobenen Vorwürfe gegen Lüsternheit der Darstellung. Heyse kann getrost mit Wieland (Hempel XXXII, 231) entgegnen: „Was würde aus einem Schriftsteller meiner Art werden, wenn er sich durch die Vorstellungen der Mißdeutungen und des verkehrten Gebrauchs, dem seine Werke ausgesetzt sind, ängstlich machen lassen wollte? Es ist eine armselige, niederschlagende, dem Genie alle seine Federn ausrupfende Leidenschaft um die Ängstlichkeit." Übrigens hat sich Heyse selbst in ähnlichem Sinne ausgesprochen. Und wenn Georg Brandes Heyse vornehmlich als Dichter des künstlerischen Instinkts charakterisiert, der seine Natur gewähren lasse, so gilt dies auch für dieses Erstlingswerk schon. Gleichwohl hat der Verfasser selbst zugestanden, daß eben die Naivität eines noch unerfahrenen Jünglings dazu gehörte, in unverhüllter Offenheit die Szenen glühender Schuld und reueloser Hingebung zu schildern.

Bewundernswert sind die formellen Vorzüge, der wirkungsvolle Wechsel von Prosa und Vers, beide gleich ausgezeichnet durch Wohllaut und anschauliche Bilderkraft. Wie gründlich freilich Heyse sowohl dabei wie in der Charakterschilderung, im sezierenden Monolog wie im Dialog bis zum aufblitzenden Wortwitz von Shakespeares Kunst gelernt hat, ist erst vor kurzem wieder von Erich Petzet in seiner verdienstlichen Studie über „Paul Heyse als Dramatiker" gebührend betont worden.[1])

Über die Aufnahme seines Dramas schreibt Heyse selbst: „Eine allgemeine sittliche Entrüstung empfing dies leidenschaftliche Gedicht, und die hochmoralischen „gebildeten" Kreise Berlins waren einig in der Meinung, nur ein sehr lasterhafter junger Mensch könne die sündige Liebe des selig unseligen Paares mit so tiefer Sympathie behandelt haben." Diese Urteile machten ihn nicht irre. So wenig als mancher geharnischte Angriff der Kritik, die bald „eine reumütig abzubüßende Jugendsünde gegen Shakespeares Manen und einen unbegreiflichen Verstoß gegen alle Gesetze der Schönheit" in dem Stück erblickte, bald mit sittlichem Pathos sich in die Brust warf, ohne doch eine „imposante Verschwendung von Esprit, Formtalent und Einbildungskraft" leugnen zu können. Nicht mehr verschlug es, daß sogar der alte Tieck sich zu einer unerbetenen Warnung an den Verleger auf-

1) Erschienen bei Cotta, Stuttgart und Berlin, 1904.

Digitized by Google

raffte. Heyse war vielmehr froh, mit diesem Protestſtück zugleich gegen die äſthetiſche Kleinmeiſterei des „Tunnels“ wie gegen ſeine eigene ſpieleriſche Jungbrunnen-Märchenpoeſie aufgetreten zu ſein. Denn war das Drama des Zwanzigjährigen auch noch mit jugendlichen Mängeln reichlich behaftet, ein ſtarkes, vielverſprechendes Talent kündigte ſich darin kraftvoll an. Der Dramatiker Heyse wurde zum Vorläufer des gefeierten Novelliſten. Seiner poetiſchen Jugendliebe zum Drama iſt er aber allezeit treu geblieben.

Max Eyth

(geb. 6. Mai 1836; geſt. 25. Auguſt 1906).

Von Seminardirektor Dr. **Witzmann** in Gotha.

Vor wenigen Monaten iſt Max Eyth, oder wie er in Deutſchland zuletzt hieß: Geh. Hofrat Dr. ing. h. c. Max v. Eyth, in Ulm geſtorben. Als er am 6. Mai 1906 ſeinen 70. Geburtstag in voller Rüſtigkeit beging, da ahnte er wohl ſelbſt nicht, daß es ſein letzter ſei, und ebenſowenig ahnten ſeine vielen Freunde innerhalb wie außerhalb unſeres Vaterlandes, daß er ſo bald die Feder aus der Hand legen und die Augen zum letzten Schlafe ſchließen würde. Die Nachrufe in den Tageszeitungen ſind verklungen; aber das wäre zu bedauern, wenn auch ebenſo raſch das Andenken an den treuen Mann, den geiſtvollen Schriftſteller, den edlen Menſchen, den warmherzigen Patrioten, den hochbegabten Ingenieur, den eifrigen Freund und parteiloſen Förderer unſerer Landwirtſchaft aus den Herzen ſeiner Landsleute verſchwände. Einen Hinweis auf die Bedeutung des Mannes und insbeſondere ſeiner literariſchen Werke wollen die folgenden Zeilen bieten.

Max Eyth hat ſchon ſeit langen Jahren einen beſchränkten Kreis von treuen Verehrern. Zwar ſeine Jugendwerke waren vergeſſen, und ſie wären es wohl auch geblieben, wenn er nicht die beſten unter ihnen in der Zeit, als er berühmt geworden war, in einer hübſchen Sammlung neu herausgegeben hätte.[1]) Weiteren Kreiſen bekannt geworden iſt Eyth zuerſt durch ſein „Wanderbuch eines deutſchen Ingenieurs“, eine Bearbeitung von Briefen an ſeine Eltern; in fünf Bänden (1869), namentlich ſeitdem er dieſe Briefe auf drei Bände gekürzt unter dem Titel „Im Strom unſerer Zeit“ erſcheinen

1) Feierſtunden. Heidelberg, Carl Winters Univerſitätsbuchhandlung. Auch die im folgenden genannten Werke ſind mit wenigen Ausnahmen („Lebendige Kräfte“ und „Hinter Pflug und Schraubſtock“, Stuttgart, Deutſche Verlagsanſtalt) in demſelben Verlage erſchienen. Übrigens hat im vorigen Jahre als Feſtſchrift zum 70. Geburtstage Max Eyths Georg Ebner in Ulm ebenda ein hübſches Gedenkbüchlein herausgegeben: „Max Eyth, Dichter und Ingenieur. Ein ſchwäbiſches Lebensbild.“

Digitized by Google

ließ. Später ist dann das umfassendste Werk Eyths entstanden, ein „technisch-mathematisch-archäologischer" Roman: „Der Kampf um die Cheopspyramide. Eine Geschichte und Geschichten aus dem Leben eines Ingenieurs." Das Land der Pharaonen will er in diesem Werke lebendig vor uns erstehen lassen und zugleich in dem zugrunde liegenden Problem, die Cheopspyramide abzutragen und aus dem ungeheuren Steinmaterial einen gewaltigen Stauweiher im Nil zu errichten, den Widerstreit zwischen angewandter und reiner Wissenschaft, zwischen praktisch-nüchternem Denken und phantasievollem poetischen Gefühl uns vor Augen führen. Die Hoffnungen, welche manche Freunde Eyths auf das Buch setzten, haben sich freilich nicht erfüllt, es hat keinen durchschlagenden Erfolg erzielt, und das liegt wohl zum Teil mit daran, daß dem Verfasser bei aller Schärfe der Beobachtung und Feinheit der Darstellung der große Wurf und die umfassende Phantasie des geborenen Dichters fehlen. Wirklich populär geworden ist Eyth erst durch sein letztes großes Werk: „Hinter Pflug und Schraubstock", in welchem unter mannigfacher Benutzung der Ingenieurbriefe in einer Reihe ausgezeichneter Skizzen und Gedichte uns ein Überblick über die gesamte Berufstätigkeit des Dichters gegeben wird. Dies Buch verdient — zumal bei seinem verhältnismäßig billigen Preise und der gediegenen Ausstattung — vor hundert anderen ein Volksbuch im besten Sinne des Wortes zu werden. Aus keinem anderen seiner Werke leuchtet so klar und vollständig die schriftstellerische und menschliche Eigenart von Max Eyth hervor. Die folgenden Ausführungen knüpfen denn auch vor allem an dieses Werk an.[1])

Im letzten Grunde sind alle Werke Eyths mehr oder weniger Selbstbiographien: Beschreibungen dessen, was er auf seinen tausend Fahrten durch die Welt in Lehr-, Wander- und Meisterjahren erlebt, gesehen, gehört, gearbeitet, gefühlt, gedacht, erfahren hat. In einem entlegenen Winkel des Schwabenlandes als der Sohn eines Gymnasialprofessors geboren, einer alten, stillen und frommen schwäbischen Gelehrtenfamilie entstammend, sollte er nach dem Willen der Eltern das werden, was die Söhne der Familie seit jeher gewesen waren, Theologe oder Philologe oder beides zusammen. Aber dem jungen Max behagten schon sehr bald auf der Schule die philologischen Studien in keiner Weise; früh erwachte in ihm der Sinn für die mathematischen Fächer. „Freudig schlaflose Nächte hindurch", erzählt er, „schob ich gerade Linien und Kreisbogen und später Ellipsen und Hyperbeln im Kopfe hin und her, um selbsterfundene

1) Sehr verdienstvoll und auch für den Laien hochinteressant ist auch eine Sammlung von Reden und Schriften aus dem Gebiete des Ingenieurwesens, die unter dem Titel: „Lebendige Kräfte" erschienen ist. Vgl. oben.

Digitized by Google

Probleme zu lösen, und mit jedem Tage mehr versank für mich die klassische Welt in schönem wesenlosen Scheine. Obgleich Philologe von altem Schrot und Korn war mein lieber Vater ein ungewöhnlich verständiger Mann, dem ich das Beste verdanke, was der Mensch dem Menschen geben kann: meine Freiheit. Er glaubte jetzt zu wissen, was mit mir anzufangen sei, ließ die alten Zügel am Boden schleifen und dem jungen Füllen seinen Lauf." So kam Eyth auf die technische Hochschule nach Stuttgart, ging später nach wohlbenutzter Studienzeit zuerst nach Heilbronn in die Praxis und machte wenige Jahre danach im Jahre 1861, nachdem er bereits mehreremale die Wanderflügel versucht hatte, seine große Fahrt über das Meer nach England; denn England war damals noch das Ziel jedes jungen Technikers, der Großes sehen und Gründliches lernen wollte. In dem einleitenden Kapitel seines Buches: „Hinter Pflug und Schraubstock" hat Eyth viele Jahre später diesen großen Flug ins Leben hinaus mit der ganzen Kraft seines Talents, Land und Leute zu schildern, und mit jenem geistvollen Humor, der mit die liebenswürdigste Seite seines Charakters ist, so meisterhaft geschildert, daß ich nur mit Bedauern der Versuchung widerstehe, durch eine Probe die schriftstellerische Eigenart des Mannes hier näher zu charakterisieren. Nur mit Mühe und nach mancherlei Mißerfolgen gelang es Eyth, in der Fabrik von Fowler in Leeds Anstellung zu finden. Über zwei Jahrzehnte ist er seitdem der Firma treu geblieben und hat durch mancherlei wichtige Erfindungen und Verbesserungen namentlich auf dem Gebiete der Dampfkultur ganz wesentlich den Weltruf des Namens Fowler begründen helfen. Er errang schließlich die Stellung eines Generalbevollmächtigten seines Chefs, dessen volles Vertrauen er genoß. Im Dienste Fowlers, aber in einer sehr selbständigen und zum Teil völlig unabhängigen Stellung hat er alle Erdteile, abgesehen von Australien, kennen gelernt, überall damit beschäftigt, dem Dampfpfluge und damit der Dampfkultur zum Siege zu verhelfen. Eine dauernde Heimat hat er bei diesem Wanderleben nicht gefunden, auch nicht Zeit, eine Familie zu gründen. „Es gibt Vögel, die nie ein Nest finden." Aber *einem* Lande hat er doch eine dauernde Liebe zugewandt: dem Lande der Pyramiden, in dem er den größten Teil seiner Wanderjahre zugebracht hat, und zu dem er auch später immer wieder mit besonderer Vorliebe zurückgekehrt ist. Bis in sein spätes Alter hat er für Ägypten eine Art stiller Schwärmerei behalten, und es ist kein bloßer Zufall, daß er auch in seinen Schriften immer wieder besonders gern zu dem Lande der Pharaonen mit seiner tausendjährigen Geschichte, seinem eigentümlichen Volksleben, seiner unverwüstlichen Fruchtbarkeit zurückkehrt. Mit einer gewissen Wehmut hat er sich von Ägypten getrennt: „Und so lasse ich denn

Digitized by Google

meinen Orangengarten und den Nil, die Wüste und mein arabisches Roß, und gehe wieder einer nebligen Zukunft entgegen, um den alten Kampf mit dem Leben von neuem aufzunehmen. Das Los des Mannes!" „Aber", so schließt der hier zitierte Brief an seine Eltern, „glaubt nicht, daß mich das auch nur einen Augenblick geärgert oder bekümmert hat."

Indessen sollte doch auch für ihn nach langem Wanderleben eine Zeit verhältnismäßiger Ruhe kommen. Im Jahre 1882 verließ er seine Stellung und das Land, dem er die besten Jahre seines Lebens gewidmet hatte. Mißhelligkeiten in der Fabrik, undankbare Gesinnung einiger jüngerer Mitglieder der Firma waren die Ursache seines Austritts. Max Eyth spricht sich darüber in seinen Werken nicht aus, wie er denn alles Persönliche, namentlich aber alles Unangenehme, am liebsten mit vornehmem Schweigen übergeht. Nachträgerei, Verbitterung, Zanken und Streiten sind nicht seine Sache. Kaum daß wir aus seinen Briefen den wahren Zusammenhang der Sache ahnungsweise herausfinden. Aber es war doch ein eigenes Gefühl für ihn, als er nun Abschied nahm von London und all den Stätten und Menschen, an denen und mit denen er so lange gewirkt hatte, um den englischen Boden für immer zu verlassen. „Ich dachte daran", schreibt er bei seinem Abschiede von London, „daß dreimal sieben Jahre verflossen waren, seitdem ich zum erstenmal an einem sturmbewegten Frühlingstage dies Bild angestaunt hatte, betäubt von dem wogenden Brausen um mich her. 21 Jahre! Was hatte ich nicht alles erlebt in dieser Zeit, gesehen, gehört, genossen und wohl auch zuzeiten gelitten!

Mit einem Köfferlein
Niedlich und klein
Zog ich einst frisch in die Welt hinein.

Mit Kisten und Kasten
An die zwanzig Lasten
Komm' ich heut wieder, vielleicht für immer zu rasten.

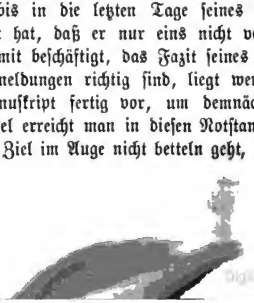
All das in kurzer Frist;
Nun es gewogen ist,
Weiß ich, wie leicht mir war, und wie schwer mir ist."

Aber die Hoffnung auf Ruhe, von der Max Eyth hier spricht, hat sich nicht erfüllt. Er hat auch wohl im Ernst nie an die Erfüllung geglaubt, ja sie gar nicht einmal gewollt. Schon ehe er England verließ, hatte er für das nächste Jahrzehnt und für sein Vaterland den Plan einer neuen großen und schönen Lebensaufgabe klar vor seiner Seele stehen. Er hat um dieses Planes willen nicht nur für die nächsten 13 Jahre auf jegliche Bequemlichkeit für sich verzichtet, viel Zeit und Geld geopfert, viel Mißtrauen und Undank überwinden müssen, sondern er hat auch manche glänzenden

Digitized by Google

Anerbietungen ausgeschlagen, welche nach seiner Rückkehr in die Heimat dem berühmten Ingenieur von verschiedenen Seiten gemacht wurden, und die zum Teil gerade auf denjenigen Gebieten lagen, auf denen Eyth seine Meisterschaft bewährt hatte. Sein Plan war die Gründung einer deutschen Landwirtschaftsgesellschaft nach dem Muster der englischen Royal agricultural society; sie sollte vor allen Dingen den Zweck haben, durch Förderung des landwirtschaftlichen Maschinenwesens und die Einrichtung regelmäßig wiederkehrender landwirtschaftlicher Ausstellungen die deutschen Landwirte zur Selbsthilfe zu erziehen. Der Plan klang zunächst für den, der die damaligen Verhältnisse unserer Landwirtschaft, namentlich das fast völlige Fehlen von Vereinsorganisationen kannte, und zudem im Munde eines Mannes, der die deutsche Landwirtschaft bisher fast nur aus der Entfernung beobachtet hatte, so abenteuerlich gewagt, daß Eyth selbst zunächst auf einen sehr geringen Erfolg seiner Werbungen rechnete und von einem völligen Mißerfolge nicht im geringsten überrascht worden wäre. Aber ohne viel zu sprechen, machte sich Eyth an die erste Arbeit, das Werben von Mitgliedern, und mit der Zähigkeit des geborenen Schwaben und eines Mannes, der fast ein Menschenalter hindurch das englische Phlegma kennen und schätzen gelernt hatte, brach er allmählich jeden Widerstand, so daß schließlich die Erfolge größer wurden, als er selbst in seinen kühnsten Träumen zu hoffen gewagt hatte. Dreizehn Jahre hindurch, von 1883—1896, hat er „sein Kind", die deutsche Landwirtschaftsgesellschaft von ihren ersten Tagen bis zu ihrem wunderbaren Erstarken mit staunenswerter Energie geleitet und jahraus jahrein die umfangreichen Arbeiten der regelmäßigen Ausstellungen fast ganz auf seinen eigenen Schultern getragen; als er 1896 den Vorsitz niederlegte, zählte die Gesellschaft 12000 Mitglieder und verfügte über ein Vermögen von 1200000 Mark.

Seitdem ist sie fröhlich immer weiter gediehen; heute hat sie über 15000 Mitglieder und einen Vermögensbestand von rund zwei Millionen Mark. Sie hat ihrem Vater und Gründer nicht nur Titel, Orden und Ehren in reicher Zahl gebracht, sondern auch, was mehr ist, die dankbare Liebe und das uneingeschränkte Vertrauen von vielen Zehntausenden deutscher Landwirte. Und noch bis in die letzten Tage seines Lebens war der Nimmermüde, der erklärt hat, daß er nur eins nicht verträge: Ruhepausen und Ferien, eifrig damit beschäftigt, das Fazit seines Lebens zu ziehen, und wenn die Blättermeldungen richtig sind, liegt wenigstens noch ein größeres Werk im Manuskript fertig vor, um demnächst im Buchhandel zu erscheinen. „So viel erreicht man in diesen Notstandzeiten, wenn man zwanzig Jahre lang ein Ziel im Auge nicht betteln geht, sondern auf die eigene Kraft vertraut!"



Digitized by Google

Als Schriftsteller ist Max Eyth seinem Volke zuerst nähergetreten. Worin liegt der Zauber begründet, den sein Wanderbuch eines deutschen Ingenieurs auch auf den Nichtfachmann ausübt? Es gibt sich ganz anspruchslos als eine Sammlung von Briefen, die an seine Eltern und Geschwister gerichtet sind, samt und sonders aus der augenblicklichen Stimmung geboren und scheinbar ganz kunstlos aufs Papier geworfen. Der eigentümliche Reiz dieser Briefe ist nur zu einem Teile in der unendlichen Mannigfaltigkeit der Menschen, Gegenden und Verhältnisse begründet, die Eyth beschreibt, zum größeren Teile wohl in der Fähigkeit, mit welcher der Verfasser überall mit scharfem, durch nichts getrübtem Auge zu beobachten und mit sicheren Strichen darzustellen versteht. Wie in einem Kaleidoskop ziehen in buntester Reihenfolge die verschiedenartigsten Bilder vor unserem Geiste vorüber. Was hat der Mann nicht alles gesehen und kennen gelernt: die Pyramiden Ägyptens und die Kordilleren Amerikas, den Karmel und das Tote Meer, die russischen Steppen und die rumänischen Getreidefelder, die schottischen Hochflächen und die gewaltigen Wassermassen der Wolga wie des Mississippi, dazu die wichtigsten Großstädte von vier Erdteilen! Und in den Ländern die Menschen: da sehen wir vor uns den zähen, phlegmatischen, auf das Praktische mit klarem Verstand und unerschütterlicher Energie gerichteten Engländer („dem Phlegma gehört die Welt!"), den nüchtern-egoistischen, poesie- und im letzten Grunde auch ideenlosen Yankee, den lebhaften, leidenschaftlichen, bei Unglücksfällen leicht verzagenden Franzosen, den spintisierenden, rechthaberischen Deutschen, der vor lauter Denken so leicht nicht zum Handeln kommt und gern eine gute Meile hinter der Weltentwickelung herschreitet, weil er vor der Arbeit erst immer eine unendliche Menge von Standes- und Formfragen erledigen muß, den stumpfsinnigen, im Dämmerlicht einer noch nicht geborenen Kultur dahinlebenden Russen, den schmutzig-schlauen polnischen Juden, den dumm-schlauen, gutmütig-trägen, gottergebenen ägyptischen Fellah (den Eyth übrigens besonders liebt): sie alle sind mit gleicher Meisterschaft gezeichnet. Indessen können hier alle Beschreibungen wenig helfen; es wird das beste sein, im folgenden durch ein paar Proben die schriftstellerische Eigenart unseres Dichters zu charakterisieren.

Nicht lange nach seiner Übersiedelung nach England schreibt er an seine Schwester:

„So oft ich einen Knopf an meine Hosen nähe — und das geschieht gegenwärtig häufiger; denn ich fange an, aus dem Leim zu gehen —, denke ich an die friedlichen, stillen Sonntage, die ich bei Euch zubringen durfte. Denn mein Nähapparat befindet sich in einem Pulverschächtelchen von echt schwäbischem Gepräge, worauf gedruckt zu lesen: „Zwinksche

Digitized by Google

Apotheke in Göppingen, und geschrieben: „Herrn Pfarrer C.'s Söhnle, täglich zwei Löffel voll." Muß nicht schon das bloße Dasein des Schächtelchens gegen englische Herzverhärtung wirken, muß es nicht im Lande des Rauches und des Nebels den ganzen Ludwig Richterschen Hausapparat in Bewegung setzen mit seinen warmen, sonnigen Bildern von Ruhe, Gemütlichkeit und lieblichem Kindergeschrei? Es tut's, und auch ohne das schwere Ereignis eines Knopfbruchs kommen diese Bilder manchmal, und ich schlürfe sie ein — unklugerweise! — mit der ganzen wehmütigen Behaglichkeit des süddeutschen Gemüts, „täglich zwei Löffel voll".

In demselben Briefe finden wir die folgende vortreffliche Landschaftsschilderung:

„Es war ein frischer, windiger Nachmittag, als mein Freund Gutekunst und ich an den Bergen hinter Holyhead hinaufstiegen, um uns den Kohlenstaub von Manchester aus den Lungen fegen zu lassen. Vom Gipfel der kahlen Höhe überblickten wir ein Stück der großen Insel. Dann auf der anderen Seite des Gebirgsstockes von Hang zu Hang herabkletternd — unter uns, oft fast senkrecht, die tosende Brandung, welche tiefe Höhlen ins Gestein wühlt —, fanden wir uns einem der isoliert auf einem Meerfels erbauten Leuchttürme gegenüber. Die Großartigkeit dieses Bildes übersteigt die Kraft einer schlechten Stahlfeder. Es fing schon an zu dämmern, als wir im scharfen Zickzack an den Felswänden wieder hinabstiegen, um auf den Weg zu kommen, welcher nach dem Eiland führt. Die heranrollende Flut und ein furchtbarer Seewind trieb die Wogen haushoch an den zerrissenen Klüften zu unseren Füßen empor. Wie junge Hunde bellend, ein grausiges Geschrei im Pfeifen des Windes und im schwellenden Getöse der Wasser erhebend, hingen die großen weißen Seemöven, die in unzähliger Menge in jenen Felslöchern nisten, ruhig schwebend über den schwarzen Abgründen und das ganze Bild lag vor uns ohne Horizont, in der öden Ferne ruhiger und ruhiger werdend und sich im Nebel verlierend, der unmerklich, aber unerbittlich, Felsen und Wasser, Möven und Menschen verschlang."

Besonders schön ist auch seine erste Ankunft in Ägypten geschildert:

„Gegen 4 Uhr des sechsten Tages stand unsere ganze Gesellschaft auf den Zehenspitzen, um nach dem ersehnten Lande auszuschauen. Da erschien ein kleines dunkles Fleckchen am Horizont, der Leuchtturm von Alexandrien, das erste Stückchen Afrika, das ich je gesehen! Dann kamen etliche leichte weiße Punkte in Sicht; das Harem und der Palast des Vizekönigs. Aber wir waren doch zu spät gekommen. Die Einfahrt in den Hafen ist so schwierig, daß sie nur bei Tag gewagt werden kann, und so hatten wir noch eine Nacht an der Küste auf und ab zu fahren. Mir tat es kaum leid

Digitized by Google

denn diese Nacht war wunderbar schön. Der Vollmond malte in die nahezu schwarze Meeresfläche eine goldkäfergrüne Straße. Gespenstisch weiß lag in der nächtlichen Dämmerung die Stadt und fast unkenntlich die niedere Küste des Deltas. Am anderen Morgen, als ich in aller Frühe auf das Verdeck eilte, liefen wir schon mit vollem Dampf, einen weiten Kreis beschreibend, den Masten und Palmenwäldern entgegen, die uns gestern aus dem gelben Abendhimmel gewinkt hatten.

Die Anker rasselten nieder; mein Koffer war der erste, der dem Schiffsbauch entstieg und in die Hände der Araber, Fellachen, Zigeuner und Äthiopier fiel, die in Scharen herbeiruderten und das Deck erkletterten. Ich hatte mich einem Mohren anvertraut, saß mit meinem gesamten Gepäck, ehe ich mich dessen versah, in einem Kahne und ruderte dem Ufer zu, aber bereits nicht mehr mit meinem Mohren, den andere hinausgeworfen hatten, sondern mit einem braungelben Kinde der Wüste. Die Fahrt zum Ufer dauerte fünfzehn Minuten. Man hat Zeit, sich zu sammeln, die sanften weiblichen Züge der Fellachen, die uns rudern, die Palmen über des Vizekönigs Palast, die ägyptische Flotte mit Stern und Halbmond zu betrachten und sich auf neue Kämpfe vorzubereiten. Wir stoßen ans Land. Vier braune Kerls reißen sich um das schwere Gepäck, andere rennen bereits mit Schirm und Reisesack davon. Man bezahlt die Hälfte von dem, was für das Boot verlangt wird, unter dem leidenschaftlichen Widerspruch des Bootsführers und hat viermal zu viel bezahlt. Im Zollhaus feiert man ein fröhliches Wiedersehen mit seinem Regenschirm und sieht schwarze äthiopische Hände lüstern in europäischem Weißzeug wühlen. Nun folgt ein kurzer Kampf um den Esel oder vielmehr der Esel um den Reisenden. Halb verzweifelt, halb wütend werfe ich mich auf das erste beste Vieh, das mich auf die Füße tritt, und fort geht's im Trab durch ein Gewinde gräßlicher Gassen, drei gepäckschleppende Fellachen voraus, hinter mir den schreienden Eseljungen nach dem Peninsular and Oriental Hotel."

Diese Proben mögen genügen. Sie zeigen nicht nur, wieviel wir und wieviel namentlich die älteren Schüler unserer höheren Lehranstalten von Max Eyth in geographischer, ethnographischer, naturwissenschaftlicher, psychologischer und mancher anderen Beziehung lernen können, sie zeigen uns vielmehr auch, daß ihr Verfasser kein bloßer Schriftsteller, sondern ein gutes Stück von einem Dichter ist und dazu ein so liebenswürdiger Mensch, daß man gar nicht umhin kann, ihn gern zu haben.

Auch haben die Bücher Eyths insbesondere in unserem Vaterlande dazu beigetragen, die Kunst des Ingenieurs, die Technik, populär zu machen. Sie haben uns die Poesie der Technik entdecken helfen. Die Leute sind ja bei uns immer noch nicht ganz ausgestorben, denen die

Digitized by Google

Poesie erst bei der Romantik des rauschenden Waldes und beglänzten Zaubernacht beginnt, und die darum in der Techn poesietötendes, wenn auch leider notwendiges Übel erblicken Jammern den Triumph der seelenlosen Maschine, den Rauch d den Staub und Schmutz der Fabriken beklagen, ohne freilich können. Ihnen gegenüber hat Eyth im ganzen Verlaufe sei stellerischen Tätigkeit die Poesie der Technik betont, und weit Grenzen seiner Fachgenossen hinaus hat jener begeisterte Vo „Poesie und Technik" gezündet, den er vor zwei Jahren in Fr Main auf der Jahresversammlung deutscher Ingenieure gehalte der dann in seinen „Lebendigen Kräften" erschienen ist. Er unter anderem: „Steckt nicht Poesie in dem Bild der flammen öfen, auf denen wie auf dem Riesenaltar einer unbekannten G heilige Feuer der Arbeit Tag und Nacht gen Himmel schläg sprühenden Strom flüssigen Metalls, der aus scheinbar unze Gestein quellend, rotglühende Feuerbeete füllt, in dem emsigen der schweißtriefenden Zwerge zwischen den Kesseln und Pfan Hexenküche, in der sie ihr grausiges Handwerk treiben?

Steckt keine Poesie in der Lokomotive, die brausend ihre A und über die zitternde Erde hintobt, in dem hastigen, aber woh Zucken und Zerren ihrer gewaltigen Glieder, in dem stieren un Ziel losstürmenden Blick ihrer roten Augen, in dem emsigen, al losen Gefolge der Wagen, die kreischend und klappernd, aber n barer Sicherheit dem verkörperten Willen aus Eisen und Stahl Fol

Liegt keine Poesie in dem Dampfer, der in stolzer Ruhe di blaue Flut des Weltmeers durchschneidet, vorwärtsgetrieben bei Nacht, ohne einen Augenblick der Erschöpfung zu kennen, von de Riesenkolben, von dem blitzenden Gestänge, die sich unten im S des Schiffsinneren fast lautlos bewegen?

Und kommen wir erst zu den Wundern des heutigen Tages, wir Stoffe und Kräfte in Bewegung setzen, die unsere fünf Si zu ahnen vermochten. Das Sonnenlicht, das uns im Bruch Sekunde Bilder der Wirklichkeit festhält, vollständiger und rich der emsigste Künstler zu tun vermöchte, der Draht, der unsere in wenigen Minuten dem ganzen Erdkreis mitteilt, das Schall dem uns die Stimme längst Verstorbener mit der Deutlichkeit de entgegenspricht, die Wasserkräfte, die wir in Licht verwandeln, der Sterne, das uns erzählt, aus welchen Stoffen die fernsten W Alls bestehen: — klingt nicht alles dies bald fast überwältigend Größe und Mannigfaltigkeit, bald fast komisch in phantastischer

Digitized by Google

scheinlichkeit, wie germanische Sagen von Nixen und Kobolden, wie Märchen aus Indien und Arabien? Und seitdem diese Sagen und Märchen Wirklichkeit geworden sind, sollte ihnen die Poesie verloren gegangen sein?"

Die schwungvolle Begeisterung, mit der hier die Poesie der Technik geschildert wird, nachdem sie Adolf Menzel in seinem berühmten „Eisenwalzwerke" bereits gemalt hatte, hat bei Eyth ihren Grund in der hohen und idealen Auffassung seines Berufes, dessen gottgewollte Bedeutung er darin sieht, „nicht der Materie zu dienen, sondern sie zu beherrschen". So schließt er einen anderen schönen Vortrag über die „Philosophie des Erfindens" mit den Sätzen: „Von nichts, aber auch von nichts innerhalb der großen und einfachen Gesetze der Materie können wir behaupten, daß es für immer der Herrschaft des menschlichen Geistes entrückt bleiben würde. Sein Wissen und Können hat in der endlichen Welt keine bestimmten Grenzen, aber immer wird er auch in dieser Welt der Materie einer Unendlichkeit gegenüberstehen, und bis ans Ende der Tage mit all seinem Wissen und Können nicht aufhören, in dämmernde Fernen zu schauen, denn der Erfinder wird in diesem irdischen Dasein nicht zur Ruhe kommen, solange der Mensch bleibt, was er ist: ein Ebenbild des Schöpfers, ein Wesen, in das Gott einen Funken seiner eigenen schaffenden Kraft gelegt hat."

Ein durchaus moderner Mensch spricht aus solchen Sätzen, und durchaus modern zeigt sich auch sonst sein Denken und Fühlen. Vielleicht ist es nicht überflüssig, darauf hinzuweisen, wie dieser Sohn einer alten schwäbischen Gelehrten- und Philologenfamilie über die gegenwärtige Bedeutung der klassischen Bildung urteilt. Seit der Gymnasiast von den alten Klassikern zu dem einförmigen Tipp-Tapp des Eisenhammers und zu den trigonometrischen Formeln seines Mathematiklehrers lief, ist er nie ein Schwärmer für das gewesen, was wir klassische Bildung nennen. „Durchs ganze Leben schleppen wir die goldene Kette des klassischen Phantoms, wir sehen die sonnige Gegenwart durch die blaue Brille des Gelehrten, wir mühen und beladen uns mit totem Formelkram, und achten dabei nicht der lebendigen ans Licht des Tages dringenden Kräfte."

Indessen, soviel uns der Schriftsteller und der Ingenieur Max Eyth zu sagen haben mögen, noch mehr interessiert uns der Mensch Max Eyth. In seiner unermüdlichen Arbeitslust und unverwüstlichen Arbeitskraft, in der Zähigkeit und Ausdauer, mit der er seine Pläne ergreift, in der Treue und Geduld, mit der er daran festhält, in der Vielseitigkeit und Tiefgründigkeit seines Wissens, in dem goldenen Humor, welcher seine Schriften wie sein Leben verklärt, in der Lauterkeit seines warmen Herzens, der treuen und herzlichen Liebe gegen Eltern und Geschwister, gegen Freunde

Digitized by Google

und Berufsgenossen, in der Reinheit und Ungeschminktheit seiner Vaterlandsliebe bei allem Gegensatz gegen die patriotische Phrase, endlich in der ungefärbten Aufrichtigkeit eines freien und frommen Gottvertrauens, das zwar nicht gern viele Worte macht, am liebsten vielmehr sich vor sich selber verstecken möchte, trotzdem aber den bewegenden Hintergrund seines Denkens und Strebens bildet, kann Eyth gerade unseren gebildeten jungen Männern als das edelste und glänzendste Vorbild dienen.

Die den Deutschen angeborene Wanderlust hat in früher Jugend den jungen Mann aus seinem Heimatlande herausgetrieben. „Wem Gott will rechte Gunst erweisen, den schickt er in die weite Welt", das war schon damals sein Wahlspruch und ist es zeit seines Lebens geblieben. „Reisen, Wandern!", noch der Greis bekennt, daß er ohnedem das Leben nicht lebenswert finde. „Hätte ich je zu träumen gewagt, als ich mir einst die Finger am Schraubstock zerschlug und den Bauernjungen im Feld um seinen blauen Himmel beneidete, wohin mich das noch führen sollte: daß ich mir einen Weg auf den Libanon feilte und eine Straße nach Dar-el-kamar, ins Herz des Drusenlands, meißelte? Die Märchenwelt des Orients lebt noch, und wenn auch die Tage brennend heiß sind und mir skalpweise die Haut abziehen: die Nächte — „tausend und eine Nacht" — sind um so lieblicher. Und sehe ich nicht mit der Morgenröte im dämmernden Osten abermals ein Stück der weiten Welt und ihrer Wunder! Das darf schon mit Schweiß und Blut bezahlt werden.

Es wird mir gut tun an Leib und Seele. Mit Rückert aber — da ich selbst das Dichten, wie früher schon das Philosophieren aufgegeben habe (und es ist mir um beider willen ein gutes Teil wohler) —, mit Rückert werde ich übermorgen singen: Und das Büblein hat sich aufs Wasser gesetzt und hat gesagt: So gefällt mir's jetzt!"

Aber die Wanderlust, die Eyth forttreibt immer wieder übers Weltmeer zu immer neuen Ländern, ist nicht die Lust am Schweifen und Vagabundieren, es ist vielmehr die unauslöschliche Sehnsucht, immer mehr zu lernen und zu arbeiten. Alle Werke Eyths sind, wie sein ganzes Leben, ein Hohelied auf die Arbeit. Man wäre versucht, ihn einen Fanatiker der Arbeit zu nennen, wenn er nicht seiner ganzen Natur nach so ruhig und nüchtern wäre. „Die Arbeit ist es, die im Strome unserer Zeit dem Manne Halt und Richtung gibt." Darum wird er krank, sobald er Ruhe hat; darum bleibt er auf seinem Posten auch in Enttäuschungen und Gefahren. „Der Soldat, der Ehr' im Leibe hat, sucht sich keinen „besseren Platz", wenn ihn das Schicksal an die Spitze seiner Kolonne gestellt hat." „Das Leben ist und bleibt ein Sturm, ein mörderisches Jagen, Schreien, Treiben und Stoßen. Tausende fallen, ehe die Schanze erstürmt ist.

Hunderte kommen hinauf, jubelnd und blutend. Und die Schanze ist schließlich nichts als ein jämmerlich zerrissenes Stückwerk und gehört keineswegs dem jubilierenden armen Teufel, der Leib und Leben daran gewagt hat. Morgen geht's weiter! Laßt ihn fortkämpfen! Es bleibt ihm das Gefühl der erfüllten Pflicht — das ist genug — und die Erinnerung, daß er mitgekämpft hat als ein Soldat und brav." Und als einmal die Schwierigkeiten schier unüberwindlich wurden, tröstet er sich: „Und doch, wünsche ich mir was anderes? Wenn ich heute hier davonliefe, würde ich nicht morgen schon mit allen Kräften danach streben, mich auf einem ähnlichen Schlachtfelde herumschlagen zu können?" Solche und ähnliche Worte Max Eyths klingen aber noch ganz anders in unser Ohr, wenn wir erfahren, unter welchen Verhältnissen er oft seine Arbeit leisten mußte, wie er zu kämpfen hatte mit mörderischem Klima und mit feindlich gesinnten Menschen, mit Mißerfolgen im Geschäft und Mißtrauen oder Übelwollen seiner Chefs: Eyth flickt seine zerbrochenen Dampfpflüge mit der gleichen Seelenruhe in der russischen Ebene wie unter der Zenitalsonne Ägyptens, im Sumpffieber am Missouri und während der Cholera im Nildelta, Fellachen und Neger und Indianer müssen ihm bei der Arbeit helfen, und wenn er keine Kohlen zum Heizen seiner Dampfkessel hat, nimmt er Holz, und wo auch das nicht vorhanden ist, zwingt er das Stroh dazu, ihm zu dienen. Jede Schwierigkeit reizt ihn nur zum Kampfe gegen sie auf. Seine beiden oft von ihm gebrauchten Wahlsprüche sind das Lutherische Wort: „Und wenn die Welt voll Teufel wär'..., es muß uns doch gelingen" und das Schillersche: „Und setzet ihr nicht das Leben ein, Nie wird euch das Leben gewonnen sein!"

Arbeit adelt —, dies Wort gilt in hervorragendem Maße von dem Manne, der sie mit dem vielseitigen Interesse und der warmen Herzensbeteiligung tut wie Max Eyth; neben dem Ingenieur steht der Menschenbeobachter und Menschenkenner, neben dem Dichter und Schriftsteller der Maler und Musiker. Eyths Werke sind reich geschmückt mit allerhand Skizzen, die er in den verschiedenen Gegenden mit raschem Stifte gezeichnet hat; die Zeit dazu mußte er sich oft von der Arbeit abstehlen, und rührend ist es, wie ihn sein geliebter Flügel über den Ozean und in die entlegensten Orte trotz aller Schwierigkeiten und Kosten des Transports begleiten muß. Nichts Menschliches ist ihm fremd geblieben. Indessen was uns Deutsche vor allen Dingen zu Max Eyth hinzieht, ist sein warmes, großes und reines Herz. Eyth hat keine Familie gegründet; allein ist er durchs Leben gegangen. Das mag ein Grund dafür sein, daß er um so inniger an seinem Elternhause, seinen Eltern und Geschwistern, hängt. Ihnen gelten fast ausschließlich seine Briefe, ihnen auch seine Gedanken, für sie freut er

Digitized by Google

sich, wenn es ihm gut, sorgt er sich, wenn es ihm schlecht geht. Der Geis
seines Elternhauses ist auf ihn übergegangen, der Geist einer durch Er
fahrung gewonnenen, in den Lebenskämpfen erstarkten toleranten und milde
Frömmigkeit. „Die Zeiten mögen kommen, in denen wir alles brauchen
von innen und außen, was uns aufrechterhalten kann. Eins aber solle
sie uns nicht nehmen: den Glauben an Gottes Fügung und an die Kra
des Guten in der Welt." Und an seine Mutter schreibt er einmal z
sammenhängend über seine religiöse Stellung: „Wahrheiten dieser Art wachs
nur von innen heraus, in jedem Menschen anders. Du selbst, liebe Mutt
gibst als schließlichen Grund und Beweis deiner Auffassung dein Gefü
an. Das ist mir ganz recht und lieb. Auch ich habe ähnlich bewe
kräftige Gefühle, aber ich dränge sie keinem Menschen auf; denn ich w
zu wohl, wie sie mir im Laufe der Zeit angewachsen sind. Ist es nöt
an der Wahrheit des Spruches vom Sperling auf dem Dache und v
Haar auf dem Haupte zu zweifeln, wenn man an ein naturwidriges E
greifen des lieben Gottes in unsere gewöhnlichen menschlichen Verhältn
nicht glauben mag? Die ganze Natur, die ganze Welt, groß und kl
lebt und webt als Wille Gottes, und deshalb fällt der Sperling und
Haar, wenn seine Zeit kommt. Unser Beten gegen diesen Willen hilft nic
Sein Wille, nicht der unserige, geschieht und soll geschehen. Alles Bi
um etwas anderes als Ergebung in das Walten der göttlichen Kräft
der Natur ist kindlich, menschlich, rührend, es ist fromm und stärk
wenn es im Glauben geschieht; aber der himmlische Geist, der unser me
liches Bitten und Wünschen besser versteht als wir selbst, gibt uns d
nicht, was wir erbitten, sondern was wir hätten erbitten sollen: die
gebung in seinen Willen. Also auch hier: — Friede, Friede!" Aus di
Glauben hat Eyth jene wunderbare Ruhe gewonnen, mit welcher er
Schicksalswendung gegenübersteht, aus ihm auch seinen sonnigen Hu
der mit heiterer und reiner Wärme alle seine Werke durchstrahlt und
mit Zaubergewalt sich auch dem Leser mitteilt. Mit diesem Gl
hängt unzweifelhaft auch die hohe und ideale Auffassung seines Berufs
sammen: er arbeitet nicht mit der einzigen Absicht, Geld zu verdiener
Ehre, Einfluß oder sonst welches äußere Gut zu gewinnen, sonde
arbeitet, um an seinem Teile die Kultur fördern zu helfen: die
windung der Materie durch den Gottesfunken des menschlichen Geist
arbeitet, weil die Arbeit das Ebenbild Gottes im Menschen erwachsen
Und darum sind ihm auch die Menschen nicht gleichgültig, mit de
arbeitet; sie sind nicht tote Ziffern, die im Rechenbuche seines Leben
mehr oder minder wichtige Rolle spielen, sondern lebendige Wesen
denen und für die er da ist. Daher steckt in ihm ein warmes

Digitized by Google

gefühl für Freud und Leid seiner Mitarbeiter, auch der geringsten, und die ergreifendsten Stellen seiner Werke sind diejenigen, in denen er die gewaltige Tragik beschreibt, welcher der Beruf des Ingenieurs oft genug unterworfen ist. Das Beste, was Eyth in dieser Richtung geschrieben hat, ist die wahrhaft erschütternde Darstellung des Einsturzes der „Ennobrücke" in Schottland im letzten Kapitel seines Buches „Hinter Pflug und Schraubstock". Dies Kapitel allein, dem man übrigens die Naturwahrheit eigenen Erlebens anmerkt, würde zu dem Beweise genügen, daß Max Eyth kein bloßer Schriftsteller, sondern ein wirklicher Dichter ist. Und das beweist ferner vor anderem ein Gedicht, das wohl verdiente, in die Lesebücher für unsere höheren Schulen aufgenommen zu werden: „Der Monteur:"

Das alte Lied von der Lore — kaum täuscht mich das Gehör —
Trotz allem Klingen und Klirren pfeift Hans, der muntre Monteur.
Wahrhaftig, das Lied von der Lore, aus der guten alten Zeit,
Man singt es in jeder Werkstatt noch heute weit und breit.

Wohl tönt jetzt anders und lauter der stürmischen Arbeit Gebraus;
Wie eine Zauberhöhle sieht heute die Werkstatt aus.
Wo einst ein Paar am Schraubstock, ein Paar am Amboß stand,
Da reichen jetzt achthundert sich die geschäftige Hand.

Nun wird in markigen Versen die allmähliche Entstehung der Schnellzugslokomotive geschildert; dann heißt es weiter

Jetzt schnaubt sie schwarze Wolken durchs zitternde Kamin,
Halb zornig und halb freudig: „Nun weiß ich, daß ich bin!"
„Nur zu! In zehn Minuten beginnst du mir den Tanz!"
Das Lied von seiner Lore singt laut der lust'ge Hans.

Singt laut und ölt und schraubt noch an seinem Meisterstück.
„Du warst mir meine Freude, nun bring mir auch mein Glück,
Und geh auf deine Reise geschmirgelt und geschmiert,
Das erste schmucke Dampfroß, das Hans für sie montiert.

Für meinen Schatz, die Lore, für meine herzige Braut
Galt jeder Schlag des Hammers, seit ich daran gebaut.
Gebt Dampf! Gebt Dampf, da droben!" Wie's ihm das Herz bewegt.
„Den Schieber auf, Gesellen, versucht, ob es sich regt!"

Langsam drehen sich die Räder; Hans springt zum Eichentore, um es zu öffnen. Aber es widersteht einen Augenblick, und nun ist's zu spät! Die Maschine erfaßt und zerdrückt ihn:

Sie klauben ihn zusammen, sie tragen ihn nach Haus.
Einförmig tobt es weiter, der Werkstatt Sturmgebraus.
Das war der Tod im Dienste. Das Leben ist's, wenn's glückt.
Den Hans hat seine erste Maschine zu Tod gedrückt.

Digitized by Google

Nun liegt er still begraben im Friedhof vor der Stadt.
Dort weint die kleine Lore. Sie weinte bald sich satt.
Und stampfend stürmt der Nachtzug die Friedhofsmauer entlang:
Das war seine erste Maschine auf ihrem ersten Gang.

Es ist, als ob sie ahnte, weshalb sie keucht und qualmt,
Es ist, als ob sie wüßte, daß sie den Hans zermalmt;
Denn leise klingt durchs Brausen zum Gruß des toten Manns
Das alte Lied von der Lore, das Lied vom lustigen Hans.

Als Max Eyth vor nunmehr 24 Jahren aus England nach Deutschland zurückkehrte, hatte er hier in der ersten Zeit gegen den Verdacht anzukämpfen, daß er ein „verengländerter Deutscher" geworden und vielleicht gar als verkappter Geschäftsmann der Firma Fowler herübergekommen sei. Daß ein solches Mißtrauen aufkommen konnte, ist ja leider nicht verwunderlich, ungerechter freilich konnte es keinen treffen als Max Eyth. Kam er doch im Gegenteil aus England in sein Vaterland mit der Absicht, das, was er drüben gelernt hatte, in den Dienst seines Volkes zu stellen, den ganzen Reichtum seiner Erfahrungen zu dessen Nutzen zu verwenden, die Waffen, die er in England geschmiedet hatte, seinen Deutschen in die Hand zu geben und sie den Gebrauch derselben zu lehren. So ist der ganze segensreiche letzte Abschnitt seines Lebens unserem Vaterlande gewidmet, eine patriotische Tat im schönsten und edelsten Sinne des Wortes, um derentwillen wir dem edlen Manne weit über sein Grab hinaus nicht dankbar genug sein können. Es ist wahr: Eyth hat seinen deutschen Landsleuten immer wieder mit zäher Geduld die englischen Tugenden vorgehalten, die England zum führenden Staate der Welt gemacht haben: das ruhig und zäh arbeitende Phlegma, den nüchtern-praktischen Sinn, der weniger groß im Erfinden, um so größer aber in der Verwertung der Erfindungen ist, das stolze Selbstbewußtsein anderen Nationen gegenüber, das sich an keinen Fremden wegwirft, das aber auch im eigenen Lande den Bürger davor schützt, immer nur nach Staatshilfe zu schreien und den Staat und immer nur den Staat für alle Not verantwortlich zu machen. Eyth hat namentlich in der Zeit vor dem Deutsch-Französischen Kriege keine Mühe gescheut, seinen Deutschen immer wieder ihre Fehler vorzuhalten, die törichte Eigenbrödelei, die keinem Nachbar etwas gönnt und zutraut und vor lauter Sonderrechten kein großes deutsches Recht erlangen kann, den verträumten Idealismus, der in verstiegener Beschaulichkeit den Boden der Wirklichkeit unter den Füßen verliert, den Hang zur Spielerei und den Mangel an entschlossener Tatkraft, wenn es gilt, eine große Arbeit durchzusetzen, endlich die kleinliche Titelsucht und bureaukratische Paragraphenschwärmerei. Er hat auf den zahllosen Maschinenausstellungen, auf denen er gearbeitet hat, die beste Gelegenheit gehabt, die beiden Völker kennen zu lernen und miteinander zu vergleichen, und es

Digitized by Google

ist im höchsten Maße interessant, die Urteile des feinen Beobachters und Menschenkenners nachzulesen, wenn sie auch oft beschämend genug für unsere Landsleute ausfallen. So schreibt er z. B. von einer der ersten englischen Ausstellungen, die er besuchte, und die auch von den Deutschen beschickt war: „Ist's auch nicht so schlimm wie bei den Franzosen, so kann man doch nirgends so gut lernen, was „verzwatzeln" heißt, als in der deutschen Abteilung. Die vaterländischen Einheitsbestrebungen gipfelten in dem Beschluß: „Die verschiedenen Kommissäre mögen die rühmliche Idee kollegialisch zu verwirklichen suchen." Damit war der kleine industrielle Bundestag begründet. Zuerst waren die Preußen auf dem Platz. Dann kamen die anderen und die „kollegiale" Tätigkeit begann. Nach zwei Wochen war deren Ergebnis die allgemeine Überzeugung, daß es ganz unmöglich sei, „kollegialisch" die Einheit Deutschlands zur Darstellung zu bringen. Somit sollte jedem Ländchen seine Anzahl von Quadratfuß zugeteilt werden. Damit begann ein heißer Territorialkampf, in welchem, wie ich vermute, das Übergewicht preußischer Militärmacht über Württembergs Intelligenz zugunsten der ersteren entschied, weshalb man „hierseits" die Preußen mit voller Herzensüberzeugung „den unfähigsten Volksstamm Deutschlands" nannte. Ein kleiner Saal wird dennoch als „vereinigtes Deutschland" behandelt. Dorthin stellt man, was sonst nirgends Platz hat, entbehrlich oder zu schlecht erscheint, dort wütet denn auch die deutsche Eintracht unbeeinträchtigt. Wo ein Württemberger seine Klaviere hinstellen will, hat bereits ein Sachse seine Lederhandlung errichtet; wo eine Preuße mit Zucker- und Teebüchsen prunkt, will ein Bayer die Welt mit einem Riesenbierfaß ergötzen. Und bei all dem arbeiten sie alle mit übermenschlichem Eifer; die Assessoren schwitzen und die Assistenten verzweifeln, die Direktoren werden krank vor Anstrengung, und zahlreiche Doktoren haben die Köpfe vollständig verloren und geben sich die erdenklichste Mühe, längst geleerte Kistchen zu öffnen, weil das „leer" nicht auf der Seite steht, die ihnen zugekehrt ist." An einer Stelle heißt es in ähnlichem Zusammenhange: „Geschäftlich Mitteilenswertes weiß ich heute nicht zu berichten. Deutschland geht mit Dampfpflügen wie mit allem höchst bedächtig voran. Araber, Neufundländer (nicht die Hunde!), die Schwarzen vom Kongo steuern unsere Maschinen lustig über ihren heimatlichen Boden hin und pflanzen Zuckerrohr und Mais in das tiefere Saatbett dampfgepflügter Felder; der deutsche Bauer wird jedoch „vorderhand" von „zuständiger Seite" für unfähig erklärt, mit dem „komplizierten" Apparat näher vertraut gemacht werden zu können. O Deutschland, Deutschland! Wo sind die Früchte deiner Gelehrsamkeit und deiner Denkerstirne? Was wird aus der Saat deiner Volkserziehung und deiner Tausende von Kleinkinderschulen? Es ist

Digitized by Google

wahr, die Bauern von Oxfordshire können nicht schreiben und die Rekruten aus der Bretagne kaum lesen, doch regieren die einen mit Säbel und Kanone die halbe Welt, und die anderen führen Maschinen über die Felder der anderen Hälfte, machen Gold aus Kohlen und regieren, was mehr ist, sich selbst."

„Das politische Leben dieses merkwürdigen Volkes (der Engländer) wird mir mit jedem Tage ein Gegenstand größerer Bewunderung. Trotz der Ausstellung fand ich Zeit, mich mit den Weltanschauungen der verschiedenen Parteien des Landes leidlich bekannt zu machen, und der Sommer war ja an Ereignissen reich genug, um die Presse in gehöriger Bewegung zu erhalten. Die für uns Deutsche fast unfaßliche Freiheit, womit jede öffentliche Handlung, ob sie nun Palmerston oder ein Telegraphenjunge verübt, kritisiert wird, aber auch ein feiner Takt und eine instinktive Rechtlichkeit, mit der man diese Freiheit handhabt, liegt breit und solid unter jeder Parteifarbe. Egoismus ist der Grundzug einer gesunden Volksentwickelung, aber ein gesunder Egoismus sieht im Glück des Nachbarn kein Unglück. Dies ist der ausgesprochene Grundsatz der englischen Presse und das Streben der englischen Politik, soweit sie vom Volksgeist getragen wird. Und wo so wie hier jede Handlung unter den Augen von Millionen vor sich geht, kann nicht allzuweit vom Wege des Rechtes abgewichen werden. Denn was man auch über den Menschen sagen mag: nimm die Millionen eines gesunden Volkes zusammen, lehre sie ihre Freiheit gebrauchen, und sie werden den rechten Weg finden, den Gott seiner Menschheit vorgeschrieben hat.

Schade, daß England eine Insel sein und auch bleiben muß!"

Aber mögen die Urteile Eyths über Deutschland manchmal noch so hart erscheinen, sie verletzen doch nicht, weil wir stets die unbedingte Empfindung haben, daß sie aus einem treuen deutschgesinnten Herzen stammen, das der alten Heimat in herzlicher Liebe zugewandt bleibt. Den Glauben an seine deutschen Landsleute und den rechten Blick für ihre besondere Tüchtigkeit, ihre Gründlichkeit und Tiefe, ihren wissenschaftlichen Sinn, den hohen Schwung der Gedanken, die Freiheit von einem jeglicher Dankbarkeit baren Krämersinn, die Lust und die Fähigkeit, von anderen zu lernen und anderen zu dienen, das alles hat er mit beredten Worten anerkannt, und wahrhaft herzerquickend ist es zu lesen, wie er den großen Krieg gegen Frankreich — wenn auch nur als Zuschauer von England aus — erlebt, wie er die einzelnen Ereignisse desselben verfolgt, und mit welcher Begeisterung er die deutschen Siege begrüßt: „Bei Sedan dabei gewesen zu sein, ist ein halbes Leben wert!" „Mögen wir nun einen deutschen Kaiser bekommen und eine deutsche Flotte und größer werden — was wir eigentlich schon sind — als die anderen Völker der Erde!" „Entspricht das Ende des

Digitized by Google

Krieges dem ruhmvollen Anfang, so steht Deutschland für das nächste Jahrhundert da, wo es hingehört: an die Spitze Europas!" So hat denn auch Max Eyths gesamte schriftstellerische Wirksamkeit, und besonders die Gründung der deutschen Landwirtschaftsgesellschaft eine hervorragende nationale Bedeutung, die freilich in ihrem ganzen Werte erst kommenden Geschlechtern aufgehen wird.

Es bedarf nach alledem am Schlusse wohl kaum der Worte, um auszuführen, wie wertvoll es ist, diesen Mann dem Herzen unserer gebildeten Jugend näher zu bringen: den stolzen Vertreter deutscher Technik, den feinsinnigen Schriftsteller, den edlen Patrioten. Die vorstehenden Ausführungen haben ihren Zweck erfüllt, wenn sie dazu ein wenig beitragen.

Die freie Fortsetzung des Relativsatzes.

Von Prof. Dr. **Carl Müller** in Dresden.

Täglich kann man in Zeitungen Sätze lesen nach Art von folgendem aus dem 9. Kapitel von Jensens Roman: Am Ausgang des Reichs: „Es waren die Blätter, welche Cajus ihm in die Tasche gesteckt und dazu als Abschiedsgruß gesagt hatte." Ein sorgfältigerer (oder muß man sagen pedantischerer?) Schriftsteller hätte wenigstens geschrieben: die er ihm in die Tasche gesteckt und wozu (wobei) er gesagt hatte. Ob der Übergang des relativen Gefüges in die Demonstrative unter allen Umständen tadelnswert ist, darüber kann man zweifelhaft sein. Er ist nicht nur im Griechischen, das ja so mancherlei Übereinstimmung mit dem Deutschen zeigt (einiges stellte ich in dieser Zeitschrift 7, 58 f. zusammen), recht häufig zu finden, sogar bei Demosthenes, z. B. Olynth. Reden 3, 24 *οἷς ἐχαρίζοντο καὶ ἐφίλουν αὐτοὺς*, vgl. ebenda 29 und Sörgels Bemerkung zu der Stelle, sowie Phil. 1, 35; 3, 47 usw., sondern auch im Mittelhochdeutschen (Grimm, Gramm. 4, 542 f.) und nicht nur vereinzelt, wie J. Grimm meint, im Neuhochdeutschen. Joh. Aug. L. Lehmann stellte in seinem Buche: Goethes Sprache und ihr Geist 1852, S. 111 f. sowie 130 f. eine Reihe von Beispielen aus dem älteren Schrifttum zusammen. Nur einige Beispiele seien hier nachgetragen.

Ein schöne Tragedj von des Keysers Pencyanus Son, der siben mal an Galgen erkendt wirdt vnd letztlich ledig ward, vnd sein Stieffmutter für ihn gehenckt vnd verbrendt ward. Sebastian Wild 1566.

Als Jacob auff den Joseph kam, dem er in seiner Jugend einen bunten Rock machen ließ, und in seinem Alter nicht allein Ehre und

Digitized by Google

Freude an ihm erlebte, sondern auch von ihm verehrt wurde — Schupp, Schr. S. 168.[1])

Eine Menge von Wahrheiten, die er auf das geschickteste mit einander zu verbinden, und daraus ein ordentliches Lehrgebäude zu verfertigen weis. Loen, Kleine Schr. 1, 23.

Was mußte man einem Menschen nicht zu gute halten, den man für einen Narren hielt und ihn trunken machte. Ebenda 1, 203. Hier hätte sich die Entgleisung um so leichter vermeiden lassen, als das Demonstrativum nur das Objekt ebenso unnötig wiederholt, wie es heute mit dem Subjekt so gern geschieht: Er war in die Stadt gegangen, und hatte er viel Neues gesehen.

Auf diese Stufe möchte ich Goethe allerdings nicht stellen, obgleich er eine unverkennbare Neigung zu einer lässigen, bequemen Fortsetzung des Relativsatzes mit einem Demonstrativsatze zeigt. Lehmann widmet der Zusammenstellung von Beispielen für diese Abweichung des Goetheschen Relativsatzes vom Regelrechten ziemlich 40 Seiten, ohne die Erscheinung zu erschöpfen. Allein aus „Dichtung und Wahrheit" seien hier zur Ergänzung folgende Stellen angeführt.

20, 71. Noch einer bedeutenden Familie muß ich gedenken, von der ich seit meiner frühesten Jugend viel Sonderbares vernahm und von einigen ihrer Glieder selbst noch manch Wunderbares erlebte.

20, 72. Ein andrer vorzüglicher Mann, dessen Persönlichkeit nicht sowol als seine Wirkung in der Nachbarschaft und seine Schriften einen sehr bedeutenden Einfluß auf mich gehabt haben.

20, 143. Ich versäumte nicht ihm Blumen zu bringen, die mir unter die Hand kamen, welche er denn auch sogleich einschaltete und das Ganze nach und nach aus diesen Elementen zusammenbildete.

20, 150. Eins seiner Lieblingsbücher, das er mir besonders empfahl und mein junges Gehirn dadurch eine Zeit lang in ziemliche Verwirrung setzte.

[20, 168. Fingierte Aufgaben, bei deren Auflösung wir uns zwar noch immer gut genug unterhielten, aber freilich, da sie nichts einbrachten, unsre kleinen Gelage viel mäßiger einrichten mußten.]

---

1) Im Hiob, Schr. S. 157, findet sich folgende Satzentgleisung: „Das Hertz im Leib will mir für Zorn bärsten, wenn ich höre, daß mancher unersättlicher Geitzhals, durch allerhand verbotene Mittel zusammenscharret und wann einmal der gerechte Gott aufstehet und bläset in ein solch unrecht erworbenes Gut, daß eins hie und das andre dort hinfähret, wie Spreue, die der Wind zerstreuet, und ein solcher Wucherer und Geitzhals will alsdann sagen: es geht mir eben wie dem Hiob, der Herr hats gegeben, der Herr hats genommen."

Digitized by Google

20, 312. (Aus den Noten zum West-östlichen Divan): ein Buch, zwischen dessen Blätter man eine Nadel versenkt und die dadurch bezeichnete Stelle beim Aufschlagen gläubig beachtet.

21, 6. Es war eine kleine Verschwörung entstanden, zu der sich gewissenlose Menschen gesellten, durch Verfälschung von Papieren manches Strafwürdige begingen und vorbereiteten.

21, 35. Eigenheiten, die ich mit Behagen hervorhob und mir dadurch jedesmal einen strengen Verweis zuzog.

21, 78. ein Detail, welches ich nicht zu leugnen wußte und nach und nach die unbedingte Verehrung erkalten fühlte, die ich diesem Fürsten gewidmet hatte.

Lehmann kommt S. 151 zu dem Schlußurteil, daß „solche Ungebundenheiten und Unrichtigkeiten in dem Meere klassischer Werke und in ihrer unübertroffenen Schönheit doch zu vereinzelt erscheinen", daß wir „die Summe jener Einzelheiten nur als ein Schattenpünktchen betrachten" können, „welches der Klarheit und der Schönheit . . . keinen Abbruch tut"; trotzdem aber ist er der Ansicht, daß „die Pflicht des Grammatikers es erheische, gerade bei den einflußreichsten Heroen der Literatur auch auf das Unrichtige und Verfehlte aufmerksam zu machen und vor demselben zu warnen". Schon S. 119 meint er, daß die an sich nicht undeutsche Eigenheit Goethes „jetzt im gewöhnlichen mündlichen Ausdruck nicht mehr zu empfehlen, in der Schriftsprache sogar durchaus zu vermeiden sei, mögen auch noch so viele Goethes sie gebrauchen". Man wird ihm beistimmen müssen, wenn man auch mit Vischer (Altes und Neues, Neue Folge S. 196) zugibt, daß Sätze mit derartigen Fehlern bequemer laufen als in der richtig gestellten Form. Aber die Zahl der Fälle in Goethes Prosa ist doch bedenklich groß, und selbst in seinen poetischen Werken finden sich Stellen, deren Verständnis durch solche Bequemlichkeit der Satzverbindung erschwert wird. Lehmann selbst betont dies besonders S. 132 hinsichtlich der Stelle „Verlassen hab' ich Feld und Auen" (vgl. diese Zeitschr. 7, 573). Das (von Lehmann nicht angeführte) Sonett Nr. 17 (1, 218) macht noch am wenigsten Schwierigkeit:

Zwei Worte sind es, kurz, bequem zu sagen,
Die wir so oft mit holder Freude nennen,
Doch keineswegs die Dinge deutlich kennen,
Wovon sie eigentlich den Stempel tragen.

Hier läßt sich durch Vertauschung des doch mit obwohl (wir) das Satzgefüge schnell regelrecht gestalten. Aber wir verlangen heute vom Dichter, daß er uns auch diese leichte Mühe erspare, und wäre es auch einer von den neusten, die sich, um mit Vischer zu reden, „so fürchterlich erdreusten".

Digitized by Google

Wer nicht über eine durchaus glatte Form verfügt, der soll die Hand lassen von Poesie und Prosa. Lehrreich wäre jedenfalls eine Untersuchung der Prosaschriften Schillers in Hinsicht auf den Bau der Relativsätze; von der Goetheschen Bequemlichkeit fand ich bisher bei ihm nur ein Beispiel in seinem Brief an Goethe vom 30. Juli 1799: „Ich erinnere mich auch recht gut mehrerer unserer Freunde, denen ich mich nicht schämte, durch eine Arbeit zu gefallen, und mich doch sehr hüten würde, ihnen Rechenschaft von ihrem Gefühl abzufodern."

Sprechzimmer.

1.

In seinem esse sein.

(Zu Ztschr. XX, S. 60.)

Zu einem Kommerse der deutschen Besucher des 10. Congrès scientifique de France im Herbste 1842 in Straßburg hatte Hoffmann von Fallersleben, wie er in „Meinem Leben" Bd. 3 S. 327 erzählt, ein Lied gedichtet, dessen eine Strophe lautet:

Ja, wir wollen jetzt vereint
Eines nur studieren:
Wie wir recht nach unserm Esse
Auf dem Straßburger Kongresse
Können kommersieren.

Hamburg. Dr. H. Gerstenberg.

2.

Kontusche.

Bei Kotzebue findet sich in den „Deutschen Kleinstädtern" (Akt I, Szene 1) das Wort Kontusche, dessen Bedeutung vielleicht vielen nicht mehr bekannt ist, und das in dem ursprünglichen Sinne jetzt nicht mehr gebraucht wird. Heutzutage wendet man das Wort überaus selten an, und zwar nur, um dadurch in scherzhafter Weise ein Kleidungsstück zu bezeichnen, das nicht mehr auf der Höhe der Zeit steht; besonders denkt man dabei an ein mantelartiges, halblanges Frauenkleidungsstück. Im 18. Jahrhundert und im Anfang des 19. war die Kontusche oder der Kontusch (beide Formen finden sich) ein „Frauenzimmerkleid, das nur auf die Hälfte des Rockes heruntergeht" (Jacobson, technolog. Wörterbuch, Berlin-Stuttgart 1782). Eine genauere Beschreibung findet sich bei Friedrich Hottenroth „Deutsche Volkstrachten" (16.—19. Jahrhundert Band S. und SW. von Deutschland, Frankfurt 1898 S. 149 zu Fig. 61, 3):

„Die Kontusche war ein taillenloser Überzieher aus leichtem Stoffe, anfangs bis auf den Boden reichend und mit Halbärmeln versehen; in dieser Form nur als Hauskleid getragen; in der Folge aber mehr verkürzt und mit völligen Ärmeln ausgestattet, auch zum Ausgehen angelegt. Sie hatte mantelartige Weite, vorn herab weit offen, höchstens daß sie oben mit einer Haftel

Digitized by Google

oder einem Bändchen, nach Belieben auch mit mehreren Bändchen zusammengefaßt wurde." — Die Kontusche kam ungefähr in den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts aus der Mode: Kotzebue kennt sie noch als gebräuchliches Kleidungsstück in seinem Lustspiel (1803); desgleichen Müllner „Die Zurückkunft aus Surinam" I, 1. Dagegen nennt sie bereits Adelung in dem „Treuen Rothelfer für Studierte und Unstudierte" 1835 „ein altmodisches Kleidungsstück für Frauen" und Clemens Brentano verfinnbildlicht im „Märchen von dem Dilldapp" (Ausg. v. Görres 2, 347) in poetischer Form den Wechsel der Mode, dem auch Fräulein Kontusche, die jüngste Tochter der Frau Schlender, unterworfen ist. Das Märchen schließt mit einem Angriff auf alles französische Wesen und mit Wiedereinführung des Kleidungsstückes in deutscher Form und unter deutschem Namen. Dieser Schluß deutet bereits an, daß man französischen Ursprung annahm, und es findet sich auch sonst überall die Ansicht, das Wort stamme aus dem Französischen, während es tatsächlich polnischen Ursprungs ist, wie bereits Heyses Fremdwörterbuch (hgg. von O. Lyon 1903) angibt. Kontusche kommt von Kontusz (masc.), einem echt polnischen Worte, das, wie mir Herr Prof. Weigand-Leipzig mitteilte, die altpolnische Nationaltracht bezeichnet. Nach dem Schnitt dieses Rockes ließ die feine Welt des 18. und 19. Jahrhunderts ihre Kontusche anfertigen.

Im 17. Jahrhundert existiert das Wort noch nicht im deutschen Sprachgebrauch, wenigstens kennt es Klara Hechtenbergs ausführliches „Fremdwörterbuch des 17. Jahrhunderts" (Berlin 1904) nicht. In der „teutschen sprache stammbaum" von dem Spaten (Nürnberg 1691) kommt es auch noch nicht vor; dagegen erscheint es, soviel ich sehen kann, zum ersten Male bei Amaranthes „Nutzbares, galantes und curiöses Frauenzimmerlexikon" (Leipzig 1715) als „Contouche", während es Speranders in seinem ziemlich umfassenden Buche „Alamodsprach der Teutschen" (Nürnberg 1727) noch nicht kennt. Wir dürfen daher wohl annehmen, daß Kleidungsstück wie Wort infolge der Verbindung Polens und Sachsens durch August den Starken am Anfang des 18. Jahrhunderts auf deutschem Sprachgebiet, und zwar zuerst in Sachsen, aufgetreten ist, während es 1727 bis nach Nürnberg noch nicht vorgedrungen war. — Aus der Tatsache, daß französische Sprache und Sitte am polnisch-sächsischen Hofe herrschten, erklärt sich wohl die merkwürdige Schreibung „Contouche" und daraus wiederum die falsche Ansicht, das Wort sei französischen Ursprungs. Diese Ableitung ist aber schon deshalb unmöglich, weil das Wort Contouche in der französischen Sprache überhaupt nicht existiert. Es findet sich weder in irgendeinem der großen französischen Lexika alter und neuester Zeit, noch in Kostümwerken des 18. und 19. Jahrhunderts, noch ist es im Sprachgebrauch bekannt. Dagegen war aber in Frankreich ein Kleidungsstück in der Mode, das nach seiner Gestalt der Kontusche entspricht: la polonaise. Paul Lacroix bringt in seinem Werke: „Le 18e Siècle, Institutions, usages et costumes de France" (Paris 1875) S. 502 einige Abbildungen von Damenkleidern aus der Zeit Ludwigs XVI., und zwar zeigen Abb. 1 und 6 Frauen „vêtues d'une polonaise". Dieses

Digitized by Google

Kleidungsstück paßt vollständig zu dem Bild, das man sich nach den oben angeführten Beschreibungen und den Zeichnungen bei Hottenroth (Fig. 61, 3) von der in Deutschland üblichen Kontusche machen muß. Zur Geschichte dieses Kleidungsstückes sagt Lacroix, a. a. O. S. 492: „après le mariage de Louis XV avec Maria Leszinska, fille du roi de Pologne, (1725) toutes les modes furent polonaises, robes et coiffures ..." — Hermann Weiß „Kostümkunde" (2. Abt. 16. Jahrhundert bis Gegenwart, Stuttgart 1875) sagt unter der Überschrift „Weiberkleider in Frankreich" S. 1231: „Die Polonaise, vorzüglich seit 1780 sehr beliebt, ein bis zu den Knien reichender, vorn weit offen getragener Umhang mit kurzen Halbärmeln". — Man geht wohl nicht fehl, wenn man dies Wiederaufkommen des polnischen Nationalkostüms als modisches Kleidungsstück in Frankreich in Zusammenhang bringt mit der Anteilnahme der Franzosen unter Ludwig XV. an dem Geschick der Polen, die in den Kämpfen und Wirren vor der 1. Teilung Polens (1772) durch die französische Staatskunst unterstützt wurden. Daß die Worte Polonaise, Kontusz und Kontusche denselben Gegenstand bezeichnen, beweisen außerdem noch: Michael Abraham Trotz, Nouveau dictionnaire français, allemand et polonais (Leipzig 1803, 4 Bde.); Bd. II: „Polonaise" s. f. = Polonöse, eine Weiberkontusche mit langen offenen Ärmeln. —

Bd. IV: „Contouche" f. = kontusz.

Bd. III: „kontusz" m. = polnischer Kontusch oder Oberrock; Weiberkontusch.

Eine ähnliche Angabe findet sich bei Cölestin Mrongovius, Ausführliches polnisch-deutsches und deutsch-polnisches Wörterbuch (Königsberg 1835; 2 Bde.).

Löbau i. Sa. **Karl Liebmann.**

3.

Etymologisches.[1])

Das gelehrte Bestreben, deutsche Worte auf lateinischen Ursprung zurückzuführen, bringt leicht Irrtümer mit sich; zwei Fälle, die mir zum wenigsten bedenklich scheinen, möchte ich zu weiterer Begutachtung vorlegen.

1. Das Wort „Dichten" soll von lat. dictare herstammen, weil der Sänger der alten Zeiten nicht schreiben konnte und seine Verse einem gelernten Schreiber „diktieren" mußte. An sich schon eine etwas gezwungene Erklärung. Ich glaube, daß wir ein gut deutsches Wort vor uns haben; man braucht nur auf die ursprüngliche Bedeutung zurückzugehen. Das Dichten ist ein Ersinnen und Erfinden, daher ja auch das französische „troubadour". Erfinnen ist die Grundbedeutung; so steht neben „Dichten und Trachten", wie z. B. Luther schreibt, gleichbedeutend „Sinnen und Trachten". So versteht man auch die Bezeichnung der Deutschen als „Dichter und Denker" besser: Leute, die immer denken und sinnen und

1) Diese Zeilen stammen von keinem zünftigen Sprachforscher und wollen nicht als Behauptungen, sondern als Fragen angesehen sein, für deren sachgemäße Beantwortung der Einsender dankbar wäre.

Obwohl vom sprachwissenschaftlichen Standpunkte manches Anfechtbare in den Darlegungen Uhdes enthalten ist, haben wir ihnen doch Aufnahme gewährt, um immer aufs neue zum selbständigen Durchdenken unseres Wortschatzes anzuregen. D. L. d. Bl.

Digitized by Google

grübeln und darüber die Zeit zum Handeln versäumen; wie nationale Eitelkeit das Schelltwort zu einem Ehrennamen umgedeutet hat und mit Stolz von einem Volk der Poeten und Philosophen spricht, ist ja bekannt. So ist also dichten = denken zu setzen. Die lautliche Verschiedenheit macht keine Schwierigkeit: k statt ch ist doch ein ganz gewöhnlicher Wechsel, und das Eindringen des Nasallautes auch nichts Auffälliges. So steht „tauchen" neben „tunken"; leicht = gelingen, „jauchzen" neben „junken" (am Niederrhein vom Winseln eines Hundes gebraucht); „stechen" und „stinken", bringen — brachte; aber unser Wort selbst gibt das nächstliegende Beispiel: denken — dachte, Gedanke — Verdacht, mich dünkt — mir däucht. Also das lat. dictare ist wohl nur ein zufälliger Gleichklang, mag allerdings schon früh mit „dichten" zusammengeworfen worden sein. (Ob auch „renken" und „richten" zusammengehört? wenigstens kann der Arzt ein verstauchtes Glied ebensogut einrenken wie einrichten.)

2. Das Wort „Bursche" in seiner studentischen Anwendung soll von bursa herstammen und, wie es zuerst eine „Börse", d. h. Kassengenossenschaft im ganzen bezeichnet, dann auch das einzelne Mitglied derselben bedeuten; folglich wäre erst später die Bedeutung verallgemeinert worden, so daß jedes männliche Wesen mit diesem Ausdruck bezeichnet werden kann. Ich denke mir die Sache gerade umgekehrt: die allgemeine Bedeutung „Mann", „junger Mann" ist die ursprüngliche, die besondere ist jünger; sie mag allerdings durch den ähnlichen Klang von Bursche und bursa veranlaßt und gefördert worden sein. Auf die schon in ältesten Zeiten und selbst in sprachlich ungebildeten Kreisen außerordentlich starke Neigung zu etymologisieren, ähnlich klingende Wörter in Verbindung zu setzen und eins durch das andere zu erklären, braucht ja nicht hingewiesen zu werden.

Eine der einfachsten und ursprünglichsten Bezeichnungen für den männlichen Menschen ist „Bu". Dieser einfache Stamm hat mannigfache Erweiterungen erfahren, wie ja überhaupt in unserer Sprache besonders stark die Neigung besteht, Laute ohne jede Bedeutung einfach nachklingen zu lassen. So entstehen die Formen Bue, Bua, engl. boy. Sehr gern werden konsonantisch schließende Stämme vokalisch, vokalisch schließende konsonantisch fortgesetzt, so Bub(e) und Bur oder Bor.

„Steh fest, du kölsche Bor, halt am Rich, fall et jöß of jor."

Es ist unmöglich, dabei an die sonst scherzhaft bekannten Kölner Kappesbauern zu denken, die eine ernsthafte politische Rolle doch nie gespielt haben; der Spruch wendet sich an den auf seine Macht stolzen kölnischen Bürger, den freien Reichsstädter, der sich als Stütze des Reichs betrachtet und sich vom Erzbischof nicht unterkriegen und dem Reich entfremden lassen will. — Also Bur heißt kurzweg „Mann". Nun tritt aber eine zweifache Entwickelung ein. Ganz folgerecht nach den Lautgesetzen wird u zu au, wie Mur — Mauer so Bur — Bauer; so entsprechen sich ja beispielsweise auch die Ortsnamen Borbeck (bei Essen) und Bauerbach (in Thüringen); diese neue Form lehnt sich, so wie man den Mann vom Lande meint, an seine Hauptbeschäftigung, den Ackerbau, an und wird volksetymologisch zu dem Verbum „bauen" gezogen. Auch die Deklination spricht

Digitized by Google

gegen die Ableitung von „bauen“: als nomen agentis müßte es stark dekliniert werden, wie der Reiter, des Reiters, die Reiter, es geht aber schwach: des Bauern, die Bauern, dagegen wieder der Erbauer, des Erbauers, die Erbauer. Meint man dagegen den Bur d. h. Mann in der Stadt, so bietet sich leicht eine andere Anlehnung, die an Burg und Bürger: neben dem heute allein üblichen „Bürgermeister“ steht noch als Eigenname das altertümliche „Burmeister“, der „Mannführer“ sozusagen. Und wenn Bur die Bedeutung von Bürger annimmt und damit verschmilzt, so wahrt umgekehrt auch „Bürger“ die alte Bedeutung von Bur = Mann, Mensch: der Bürgersteig ist nicht etwa der Steig für die Städter im Gegensatz zum Bauer und Ritter, die beide kein Anrecht auf die städtischen Einrichtungen hätten, sondern der Steig für die Menschen im Gegensatz zu dem Fahrdamm, der für Tiere und Fahrzeug bestimmt ist. Ein weiteres Beispiel für die ganz gleiche Verwendung desselben allgemeinen Wortes in verschiedener Sonderbedeutung, verbunden mit leichter lautlicher Änderung, bietet das schwedische Wort für „Kerl“, das als „Jarl“, engl. Earl, den Adligen, als „Karl“ den gemeinen Mann bezeichnet. So könnte vielleicht auch der Name Borwin als Gegenstück zu Forwin, dem „Freund des Herrn“, aufgefaßt werden. — Wie nun so vielfach gewissermaßen unorganische Laute sich an ein Wort anschließen (aus tausenden nur einige Beispiele: gar gären gerben, to follow folgen, wallen to walk walzen [vom Handwerksburschen], Sole Salz Sülkmeister, kühl kalt), so schließt sich an den Stamm „Bur“ noch ein Zischlaut an. So stellt Detter in seinem kleinen „deutschen Wörterbuch“ Sammlung Göschen zusammen: Marsch = Niederung mit Meer und Moor, Arsch (Arß) mit ὄρρος, Hirsch mit engl. hart cervus κέρας; am Niederrhein ist Knursch = Knorpel; vielleicht wäre auch Mann = Mensch hierher zu ziehen, so daß nicht die Adjektiv bildende Endung -isch in Frage käme, sondern einfach der faul und bequem sogar noch mit vokalischem Einschub nachklappende Schlußlaut vorläge; es ergibt sich also die neue Form „Burs“ und „Bursch“, die eine besonders leichte Anlehnung an der bursa findet.[1]) Wir haben also eine dreifache Form desselben Grundworts: Die Buren = Männer beim Ackerbau sind die Bauern, in der Burg die Bürger, in der bursa die Burschen. — Der Genosse, der Mitmensch, der nahe Mann ist nun der Nachbar (sollte das altgermanische var = Mann: Rip-varier, Amsi-varier, Baju-varen usw. auch noch mit dahinterstecken?), schweizerisch Nachpur, der Gebur, als Familienname heutzutage Gebuhr, Gebühr und Gebauer, dazu auch Niebuhr, Neugebauer und Gegenbauer (d. i. der gegenüberwohnende Mann). Sollte diese Ableitung nicht den Vorzug haben vor der von bur = Bauer, Wohnstätte, also = Dorfgenosse? Vielleicht erklärt sich so auch ein Eigenname, der im Rheinland vorkommt und absonderlich klingt: Hundgeburt (wie leicht sich gerade t-Laute am Schluß eines

1) Wenn „Bursch“ in der Literatur erst dann auftaucht, wenn bursa schon in der studentischen Bedeutung geläufig ist, so liegt darin kein Beweis für Zusammengehörigkeit; im mündlichen Gebrauch mag es viel älter sein, und sollte es jünger sein, so ist ja doch in unserer Sprache die Kraft zu Weiter- und Neubildungen auch heute noch nicht erstorben.

Digitized by Google

Wortes oder einer Silbe anfügen, ganz besonders hinter n, dafür gibt es ja zahllose Beispiele: moon Mond, Milano Mailand, man jemand, Heinrich Hendrick; dar dort, Gefähr Gefährt, Maurer platt: Mürder, „Bursch" selbst bietet eine solche mundartliche Weiterbildung in „Börscht" [niederrheinisch]): bei dem ersten Teil hat man wohl an die alte Landesteilung in Honschaften zu denken, so daß das Wort Honschaftsnachbar, Gaugenosse bedeuten würde.

Nach dem Burschen folgt billig der Fuchs. Auch in England in den akademischen colleges war es Sitte (ich weiß nicht, ob noch heute), daß der jung eintretende Student sich einem älteren angliederte, zu dem er nun tatsächlich in einer Art besseren Dienstverhältnis stand: man nannte ihn dann fag. Wem fällt dabei nicht der studentische Fax ein, der Diener einer Verbindung oder in früheren Zeiten der Stiefelputzer, der morgens dem Studiosus auf die Bude rückte und ihm seine Sachen in Ordnung brachte? Daß daraus nun in scherzhafter Weiterbildung unser Fuchs geworden ist, liegt doch sehr nahe; darauf hin deutet auch noch der Umstand, daß vielfach wirklich für die studentischen Füchse auch die Schreibung „Fux" angewendet wird, das könnte eine unbewußte Erinnerung an die Vergangenheit des Wortes sein. Sollte es mit dem lateinischen facio etwas zu tun haben? Etwa als scherzhafte Bildung, wie Horribilicribrifax, Scribifax u. a., oder Abkürzung von factotum? Lieber möchte ich doch annehmen, daß ein vielleicht sonst unbekanntes altgermanisches Wort zugrunde liegt. Vielleicht gehört auch der Fex, z. B. der Bergfex hierhin, sowie die Faxen, die einer macht; die Grundbedeutung „tun" könnte ja ebensogut darin liegen wie in dem lateinischen facio. — Das engl. fag scheint mir lautlich mit dem deutschen Fax ebenso zusammenzustehen wie engl. hag mit Hexe, wohl auch ein selbständiges Wort, wobei man nicht an Hag = Wald zu denken braucht. Daß nun daneben zu den Haus- und Feldgeistern auch noch böse Waldgeister genannt werden, hag-idisin, eine hagazissa, braucht dem ja nicht im Wege zu stehen. — Für das nachklingende „s" bietet unser Wort Fuchs selbst den Beleg: Füchse mhd. vohhen; in der Jägersprache Fähe = Füchsin; vgl. auch „eins aufs Dach kriegen" und „eins auf den Dachs kriegen"; Hacken und Haxen, drehen und drechseln usw.

Auch die „Burg" scheint mir einer Überlegung wert. Man führt das Wort gewöhnlich auf „bergen" zurück und zieht *πύργος* und *πέργαμος* heran. Ich möchte es lieber auf „bauen" zurückführen, also = Gebäude; mhd. bur = Wohnung; das Bauer (Vogelbauer). Nachklingendes g oder das lautlich gleiche ch und k ist gerade hinter r (und l) besonders häufig: to snore schnarchen, hören horchen, furrow Furche (nicht von lat. porca, sondern von fahren?), dur durch, quer zwerch, sorrow Sorge, to swallow Schwalch; am Niederrhein Kull nordd. Kolk, du Fullk = fauler Kerl, zerren = terrgen (davon wohl der Foxterrier Fuchszerrer?). Dann hätte sich also die Grundform bur in doppelter Weise entwickelt: 1. durch Zerdehnung von u in aue, 2. durch Anfügung von nachklingendem g mit Beibehaltung des kurzen Vokals. Wie deutsch Burg und Bauer so entspricht sich engl. borough und bower. Auch in Ortsnamen hat sich die ursprüngliche Form noch vielfach erhalten: im Rheinland die sagenhafte

Digitized by Google

Hockebur auf dem Tomberg bei Rheinbach, und Kloster Bebbur (heute Bebburg); Tribur (Rheinhessen) neben Driburg (Westfalen); neben Brandenburg haben wir das alte Brennabor, und der plattdeutschen Form Bramborg entspricht genau so Brambauer (Dorf bei Dortmund); vielleicht wären auch die Namen Borbeck, Burbach und Bauerbach hierhinzuzuziehen. — Manche werden den Burmeister (s. o.) lieber als Burgmeister deuten; vgl. Burmann und Borgreve = Burggraf.

Das „Wildbret" wird gern auf Braten zurückgeleitet und bedeutet doch das lebende Getier im Wald und auf der Heide. Eher wäre schon die Bezeichnung „Teufelsbraten" für den noch lebenden Menschen zu verstehen. Aber es liegt wohl beidemal eine Verwechslung zugrunde. Das engl. devil's brat leitet auf die richtige Spur: die schlechten Menschen sind Teufelsbrut, wie wir von Schlangenbrut und Otterngezücht sprechen oder den einzelnen Menschen als Menschenkind bezeichnen; so heißen die wilden Tiere in Wald und Feld denn auch ganz entsprechend Wildbrut.

Wie das Heupferd zu seiner Bezeichnung als Pferd kommt, ist schwer zu begreifen, da eine Ähnlichkeit (wie etwa beim Seepferdchen in der Kopfform) selbst für die lebhafteste Phantasie schwer aufzufinden wäre. Auch daß es zuweilen vorkommt, daß Kinder zum Spiel die starken Springer vor Nußschalen oder ähnliches spannen, kann doch kaum als genügender Anlaß für die Benennung betrachtet werden. Sollte nicht wie so oft eine falsche Übertragung aus dem Plattdeutschen vorliegen? Das Charakteristische an dem Tier ist ja nicht so sehr, daß es im Heu lebt, wenn es auch den Bauern am meisten beim Heuen in den Weg kommen und auffallen mag, sondern sein Springen und Hüpfen. So gut wie nun der Name „Grashüpfer" vorkommt, kann es auch einfach „Hüpfer" genannt werden, am Niederrhein wenigstens ist im Volksmund der Ausdruck „Höpper" durchaus geläufig. Sehr leicht kann nun mit nachklingendem t-Laut (vielleicht kann einer der Leser die Form nachweisen; ähnliche sind holländisch Jaapert = Gaffer, Maulaufreißer und am Niederrhein Keckert = Frosch) ein Hüpfert, Mehrzahl Hüpferde geworden sein, woraus sich dann nun leicht in Anlehnung an Heuschreck das hochdeutscher klingende Heupferd machen ließ. — Bei „schrecke" von ahd. scrëckôn = aufspringen möchte ich darauf aufmerksam machen, daß Schlittschuhe platt Schrickschuhe heißen; ich glaube auch irgendwo (bei Goethe?) Schrittschuhe gelesen zu haben.

Einen Streit um geringfügige Dinge nannten die Lateiner einen Streit de lana caprina, um Ziegenwolle, die nicht des Streites lohnt. Sollte vielleicht aus der Übersetzung Geisenhaar oder Geisenbart allmählich „des Kaisers Bart" entstanden sein?

Bonn. **Wilhelm Uhde.**

4.

Zu Ufflen.

Die alte Lautgruppe -apa, -affa mit der Bedeutung Wasser, die in heutigen Namen zu op, off, up, uff geworden, erscheint niemals selbständig und niemals als erstes Glied eines Wortes, es kann also weder Uffenheim, Oppenheim, Opladen noch Ufflen damit zusammenhängen.

Gießen. **O. Behaghel.**

Digitized by Google

Bücherbesprechungen.

Horst Stephan, Herders Philosophie. Ausgewählte Denkmäler aus der Werdezeit der neuen Bildung. Leipzig, Dürr, 1906. XLIV u. 310 S. 8°. Dürrs Philosophische Bibliothek, Bd. 112. M. 3.60, geb. 4.20.

Dieses Herderbuch anzuzeigen ist mir eine besondere persönliche Freude um — Herders willen. Denn was ich vor Jahren bei dem Versuche, in einer Auswahl aus der gewaltigen Hinterlassenschaft des großen Anregers doch ein allseitiges Bild seines Schaffens zu geben, — in der Einleitung stehen gebliebene Hinweise verraten es — erst in letzter Stunde aus Raummangel draußen zu lassen genötigt wurde, das war wesentlich das nämliche, was hier unter einem besonderen einheitlichen Gesichtspunkte, nur um einzelne Stücke bereichert, geboten wird. Die — sorgfältig nach Suphan — abgedruckten Texte bieten unter I: Die Grundlagen von Herders Philosophie (S. 1—86), unter II: Seine Geschichtsphilosophie (S. 87—176), unter III: Seine Religionsphilosophie (S. 177—257). Die unter I vollständig aufgenommene Abhandlung über den Ursprung der Sprache und Vom Erkennen und Empfinden der menschlichen Seele, sowie die vier Abschnitte aus der Sturmschrift „Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit" unter IIa führen geradezu an die jugendfrischen Quellen Herderschen Wesens, während die fünfzehn Stellen aus den „Ideen" unter IIb und unter III die für die Erneuerung Spinozas so wichtige Schrift „Gott. Einige Gespräche" und sechs Stücke philosophischer Lyrik mehr dem See im Wiesentale gleichen, darin uns die tiefen Gedanken Herders wie im Spiegel klarer, meisterhaft beherrschter Form grüßen. Ein Anhang endlich, eine Brief-, acht Predigt- und zwei Stellen aus den Provinzialblättern für Prediger enthaltend, sämtlich aus der ersten Hälfte der siebziger Jahre, beleuchtet das Lebensideal, dem der wissensreiche Philosoph und Literat mit tiefer Schlichtheit und herzlicher Wärme in seiner praktischen Prediger- und Seelsorgertätigkeit zustrebte.

So viel zur Empfehlung der Auswahl selbst; nicht minder empfehlenswert und gediegen ist alles, was S. 276—286 zur Erläuterung und zur Ausnutzung der Texte, wie S. I—XLIV zur Einführung in Herders Wirken im allgemeinen und sein philosophisches Denken im besonderen beigegeben ist. Der Ausnutzung dient ein Verzeichnis der im Buche genannten Namen (S. 287—291) und eines „wichtiger Begriffe und Sachen" (S. 293—309), das in seiner methodischen Anlage den Erforscher der Geistesgeschichte nicht minder verrät als seinerzeit Stephans schöne Schrift „Herder in Bückeburg und seine Bedeutung für die Kirchengeschichte" (Tübingen, Mohr, 1905) und in aller Gedrängtheit aus dem Buche eine erstaunliche Fülle von Stoff zur Begriffs- und Ideengeschichte, selbst zur Wort- und Sprachkunde an die Hand gibt. Die Einleitung zerfällt in fünf Abschnitte. Der erste (S. VII—X) enthält eine Würdigung der nicht sachgerechten, aber so bedeutungsvoll gewordenen Philosophie Herders; der zweite (S. X—XXIII) bietet einen Überblick über Herders Wirken, aber immer

Digitized by Google

mit der einen Hauptabsicht, am Schluß jedes Lebensabschnittes dessen Ergebnis für die Entwickelung von Herders Philosophie zu ziehen. Der dritte (S. XXIII—XXXIII) zeichnet Herders Verhältnis zu Kant, das so förderſam begann und so peinlich endete, und die beiden letzten: „Auswahl und Druckform" (S. XXXIII—XL) und „Literatur und Kürzungen" (S. XLI ff.) werden geradezu zu einer Einführung nicht bloß in das Studium der Auswahl, sondern des ganzen Herder. Nur hätte unter der Literatur zur Abhandlung über den Ursprung der Sprache vielleicht meine Sonderausgabe derselben in Brandstetters Pädagogiſchen Neudrucken eine Erwähnung verdient. Möchte Stephans schönes Buch Herdern recht viele Jünger zuführen, die mit gleicher auch die Herbheit nicht scheuender Wahrhaftigkeit (S. XXIII) gleich eindringende Liebe verbinden.

Plauen i. V. **Theodor Matthias.**

Lesebuch für deutsche Volksschulen von F. W. Hunger, Bürgerschulvizedirektor i. R. in Annaberg i. E. Für das 3. und 4. Schuljahr neubearbeitet von Schulrat W. Schreyer, Königl. Bezirksſchulinſpektor in Annaberg und den Schuldirektoren L. Bartſch in Buchholz, Dr. Pierſig und Dr. Wünſchmann in Annaberg. Preis geb. 1,10 M. Leipzig und Frankfurt a. M., Keſſelringſche Buchhandlung, 1906. XI u. 271 S.

Noch bis ins 4. und 5. Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts trägt das Volksſchullesebuch im weſentlichen den lehrhaften Charakter, den ihm die Verfaſſer der ersten deutſchen Lesebücher aufgeprägt hatten: der edle Menſchenfreund Eberh. v. Rochow in ſeinem für die Jugend des armen unwiſſenden Landvolkes beſtimmten Kinderfreunde vom Jahre 1772 und der wohlmeinende Chr. Fel. Weiße in dem im gleichen Jahre erſchienenen, mit größtem Beifall aufgenommenen Abc- oder Elementarbuch und dem daraus hervorwachſenden Kinderfreunde. Beide, im Bann der Rouſſeauſchen und Baſedowſchen Ideen ſtehend, kannten nur das eine Ziel, Aufklärung und Belehrung in die weiteſten Kreiſe zu tragen. Wie in ihren Leſebüchern, ſo bilden auch in den zahlreichen Nachahmungen und Überarbeitungen die realiſtiſchen Stoffe, das Wichtigſte aus Naturgeſchichte und Naturlehre, Geographie und Geſchichte, den überwiegenden Beſtandteil der Schullektüre, und das Leſebuch erſcheint, wie u. a. die einſt weitverbreiteten Kinderfreunde von Hempel und Wilmſen bezeugen, mehr oder weniger als ein Sammelſurium der ſogenannten gemeinnützigen Kenntniſſe. Da erwerben ſich, faſt zu gleicher Zeit, zwei Männer das Verdienſt, auf die eigentliche Beſtimmung des Leſebuchs hingewieſen und den Anſtoß zu ſeiner Erneuerung gegeben zu haben: Philipp Wackernagel 1843 in der Vorrede zu ſeinem trefflichen Deutſchen Leſebuch und acht Jahre ſpäter Rudolf v. Raumer in Karl v. Raumers Geſchichte der Pädagogik.[1]) Wenn der erſtere von der Literatur des Leſebuchs wünſcht, daß ſie „die jugendlichen Herzen wie ein himmliſcher Garten anziehe, der ſie von Schönheit zu Schönheit führe", ſo will

1) 3. Bd. S. 112. Separ.: Der Unterr. i. Deutſchen, S. 98 u. 100.

Digitized by Google

der letztere „den eigentlich lehrhaften Teil gänzlich getrennt wissen von dem dichterischen und allgemein bildenden", und von diesem fordert er, daß „nur das Allervorzüglichste" darin Aufnahme finde, und daß „dieses Vorzüglichste einerseits bei unseren großen Schriftstellern, anderseits aber in den Schätzen zu suchen ist, die unser Volk seit undenklichen Zeiten schon besitzt". So gewichtige Stimmen konnten nicht ungehört verhallen, und so läßt sich von nun ab eine Wandlung zugunsten der Reinigung des Lesebuchs von dem realistischen Stoff und seine Veredelung durch wertvolleren Inhalt wahrnehmen, die den Freund der Volksschule mit aufrichtiger Genugtuung erfüllen muß. Es darf insbesondere den Vertretern Herbartscher Grundsätze nachgerühmt werden, daß ihnen die Lesebuchfrage von jeher als eine der wichtigsten Angelegenheiten der Volksschulpädagogik gegolten hat. Im Sinne Herbarts, der „die ästhetische Darstellung der Welt als das Hauptgeschäft der Erziehung" bezeichnet, hat für die Volksschule das Lesebuch kein geringeres Ziel als der klassische Unterricht in den höheren Lehranstalten: „die Liebe zu einer höheren unegoistischen Weltbetrachtung, zu den Gestalten einer idealen Welt" zu begründen. Ihm fällt hiernach die Bestimmung zu, in erster Linie der Pflanzung und Pflege aller edlen menschlichen Interessen zu dienen, für „Vertiefung in das Schöne und Gute in Natur- und Menschenwelt, für Hingabe an den Nächsten, an Gemeinde und Vaterland, für die religiöse Lebensstimmung" das kindliche Gemüt schon in den frühesten Schuljahren empfänglich zu machen.

Dieser erfreulicherweise noch nicht überwundene Standpunkt tritt deutlich ausgesprochen hervor in der neuen Ausgabe des Lesebuchs von F. W. Hunger, eines Buches, das sich seit langem eines wohlverdienten Rufes erfreut und laut Verordnung des Königl. Sächsischen Ministeriums des Kultus und öffentlichen Unterrichts „zu den Schulbüchern gehört, die in der einfachen Volksschule ausschließlich zu benutzen sind". Die Neubearbeitung betrifft zunächst nur den für das 3. und 4. Schuljahr bestimmten Teil. Die Herausgeber, bewährte Schulmänner, beziehen den gesamten Lesestoff auf den Begriff der Heimat, den sie jedoch nicht im Sinne einer engeren landschaftlichen Abgrenzung, vielmehr als den das deutsche Schulkind umgebenden Lebens- und Erfahrungskreis verstehen. Daraus ergeben sich für die Anordnung und Verteilung als weitere Gesichtspunkte: das Heimathaus, der Heimatort, die Heimatflur und der Heimathimmel, der letztere in der Bedeutung, daß damit die wechselnden Vorgänge und Erscheinungen des Tages- und Jahreslaufes gemeint sind. Das Verzeichnis der Verfasser (S. XI) weist die besten Namen auf, nicht bloß unserer klassischen Jugendschriftsteller (Enslin, Güll, Hey, Reinick, Trojan), auch der vorzüglichsten Volksschriftsteller (Auerbach, Frommel, Hansjakob, Hebel), sowie der neueren Prosaschriftsteller (Frenssen, Rosegger, Seidel, Sohnrey). Daß auch bereits vorhandene Lesebücher (das Hannöversche, Leipziger, Oldenburger, Wiener Lesebuch) benutzt worden sind, darf als durchaus zulässiger Brauch gelten, sobald wie hier im Inhaltsverzeichnis (S. V—XII) und dem angefügten Quellenverzeichnis gewissenhaft über die Entlehnung Rechenschaft gegeben wird. Lohnende Ausbeute auch für diesen Teil des Lesebuchs würde

Digitized by Google

übrigens auch eine Durchsicht der 24 Bände von Lohmeyers leider eingegangenen Deutschen Jugend, dieser hervorragendsten Erscheinung auf dem Gebiete der Jugendliteratur des vorigen Jahrhunderts, ergeben haben und für einen zu erwartenden weiteren Teil sicher ergeben.

Außer durch eine Anzahl anmutiger Märchen, Fabeln und Erzählungen ist das Lesebuch durch die Neubearbeitung bereichert worden um eine treffliche Auswahl geeigneter Volks-, Kinder- und Spielreime, Volkssprüche und Volkslieder, Sprichwörter und Hausinschriften, die zumeist einer älteren Zeit angehören. Wenn man auch über die Zulässigkeit des einen oder anderen Stückes anderer Meinung sein sollte, so wird man doch aus voller Überzeugung zugestehen können, daß die Herausgeber mit ebenso unverkennbarer Sorgfalt und Umsicht als feinsinnigem Geschmack eine Auswahl von Lesestücken getroffen haben, die durch Verständlichkeit des Inhalts der betreffenden Altersstufe angemessen sind und durch Schönheit und Gefälligkeit des sprachlichen Ausdrucks das kindliche Gemüt anziehen und sein Interesse zu fesseln vermögen. Aufsätze rein belehrenden Inhalts, namentlich der Anschauung zugehörige naturgeschichtliche Stoffe, sind ausgeschieden worden. Mit vollem Rechte. Was dem naturkundlichen Unterrichte so erwünscht sein muß: die kindliche Empfänglichkeit, die sich regende Lust am Beobachten, die fördernde Freude am Selbstfinden, muß durch das Ablesen fertiger Beschreibungen geradezu unterdrückt werden. Wohl hat auch unsere Neubearbeitung zahlreiche Bilder aus der Tier- und Pflanzenwelt, dem Leben der Natur von ihrem Erwachen im Frühling bis zu ihrem Todesschlaf im Winter aufgenommen, aber nur, soweit sie durch den Ton ihrer Darstellung geeignet sind, irgendeine Saite des kindlichen Inneren zu berühren, irgendeine Gemütsstimmung, sei es der Freude oder des Mitgefühls, der Bewunderung oder Erhebung zu erzeugen. Darum ist vor allem hier der Dichter zum Wort gekommen, der durch sinnige Betrachtung der Dinge und Erscheinungen und nicht zum mindesten durch die Kunst der Gestaltung auch im Kinde zu wecken vermag „der dunklen Gefühle Gewalt, die im Herzen wunderbar schliefen". Daß auch sonst den Gaben unserer Dichter eine hervortretende Stellung eingeräumt wird, ist nicht der kleinste unter den Vorzügen dieser Neubearbeitung. Auch das ärmste Dorfkind gelangt so durch sein Schullesebuch schon in früher Jugend zu einem Besitze, der es teilhaben läßt an dem reichen unvergänglichen Schatze der Literatur seines Volkes.

Dresden. **E. Göpfert.**

Oskar Weise, Deutsche Sprach- und Stillehre. Eine Anleitung zum richtigen Verständnis und Gebrauch unserer Muttersprache. Zweite, verbesserte Auflage. Leipzig und Berlin, Teubner, 1906. XIV und 211 S. Geb. 2 M.

Die zweite Auflage des längst als vortrefflich bewährten Büchleins unterscheidet sich von der ersten durch eine sinngemäßere Anordnung einiger Abschnitte der Sprachlehre und eine Erweiterung der Stillehre. Außerdem spürt man in Einzelheiten fast auf jeder Seite die bessernde Hand. Seinen Hauptvorzug,

Digitized by Google

die Kürze und Bestimmtheit, hat das Buch durchaus behalten, und wer sich über die grammatischen Erscheinungen unserer Sprache in ihrer Entwickelung durch eine gemeinverständliche Darstellung unterrichten will, dem kann nichts Besseres empfohlen werden als dieses Buch Weises, der uns schon mit einer Reihe der schönsten Gaben beschenkt hat. Was Weises Bücher so lehrreich macht, ist besonders die Fülle der treffenden Beispiele, die stets aus dem wirklichen Leben der Sprache gegriffen sind. Nicht ganz glücklich wollen uns einige Verdeutschungen von Kunstausdrücken erscheinen: „Mitvergangenheit" für Imperfektum, „Vorzukunft" für Futurum exaktum; für noch weniger schön halten wir den „Wer-, Wes-, Wem- und Wen-Fall", wofür 1., 2., 3., 4. Fall gesagt werden sollte, wie Weise selbst — leider vereinzelt — tut. Wo das Fremdwort nicht voll befriedigend verdeutscht werden kann, mag es lieber erhalten bleiben, besonders als Kunstausdruck. Lieber Student als Beflissener!

Die letzten 40 Seiten bieten 23 geschickt ausgewählte Stilproben mit erläuternden Bemerkungen. Es sei bei dieser Gelegenheit das besondere Büchlein von Weise „Musterstücke deutscher Prosa zur Stilbildung und zur Belehrung" (2. Auflage, Leipzig, Teubner, 1905) namentlich dem Lehrer des Deutschen in den Oberklassen mit Nachdruck empfohlen.

Dresden. **Edmund Ballenge.**

Velhagen und Klasings Sammlung deutscher Schulausgaben, 116. Lieferung, deutsche Prosa, IX. Teil, Moderne erzählende Prosa, Siebentes Bändchen. Bielefeld und Leipzig, Verlag von Velhagen und Klasing, 1906.

Im Anschluß an meinen Bericht über die von Professor Dr. Gustav Porger herausgegebenen sechs Bändchen „Moderne erzählende Prosa" im 20. Jahrg. der Ztschr. f. d. dtsch. Unterricht S. 585 zeige ich nunmehr auch das Erscheinen des siebenten Bändchens an, das im schmucken Ganzleinenbande vor mir liegt. Für den Druck des Einbandes sind neue Typen gewählt.

In diesem Bändchen kommen nur Schriftstellerinnen zu Worte. Schon im ersten Bändchen der Sammlung sind Marie von Ebner-Eschenbach mit zwei und Hermine Villinger mit drei kleinen Erzählungen vertreten; im dritten Bändchen Margarete von Bülow mit zwei, und Ilse Frapan mit einer Erzählung. Dieselbe Schriftstellerin begegnet uns im fünften Bändchen wieder mit einer ihrer das Hamburger Lokalkolorit so trefflich wiedergebenden Erzählungen „Der Kondukteur".

So hat denn Dr. Porger in seiner zunächst für Schulzwecke ausgewählten Sammlung die deutschen Dichterinnen gewiß nicht vernachlässigt. Einige der besten unter ihnen sind mit dichterischen Gaben vertreten, und wenn er in seiner biographischen Einleitung zu den Erzählungen von Isolde Kurz diese hochbegabte Tochter des trefflichen Hermann Kurz und Marie Ebner-Eschenbach als die beiden größten deutschen Dichterinnen der Gegenwart bezeichnet, so dürfen wir ihm darin wohl beistimmen.

Digitized by Google

Die drei Schriftstellerinnen, deren Erzählungen das siebente Bändchen füllen, sind nun Isolde Kurz mit zwei Erzeugnissen „Die Humanisten", „Die goldenen Träume", ferner Frida von Bülow „Das Kind" und Helene Böhlau „Die Ratsmädchen laufen einem Herzog in die Arme".

Die Erzählungen sind lauter kleine Kabinettsstücke. Man weiß nicht, welcher man die Palme zuerkennen soll. „Die Humanisten" von Isolde Kurz, eine in Florenz zur Zeit Lorenzos des Prächtigen spielende Novelle, zeugt von der trefflichen historischen Bildung der Dichterin, welche selber ein Menschenalter in Florenz lebte. Aber neben ihrer reichen Bildung besitzt J. Kurz ein liebevolles Herz und ein reiches Gemüt, sonst hätte sie wohl nicht das wunderhübsche Märchen von den goldenen Träumen verfassen können, welches mich lebhaft an ähnliche Märchen von Richard Volkmann-Leander in seiner Sammlung „An französischen Kaminen" erinnert hat.

Frida von Bülow ist die begabte Schwester von Margarete von Bülow, die in jugendlichem Alter bei einem heldenmütigen Rettungswerk ihren Tod fand. Paul Heyse, welcher in seinem „Novellenschatz" eine ihrer Novellen aufgenommen hat, hat ihr in der biographischen Einleitung ein literarisches Denkmal gesetzt. Aber auch Frida, ihre Schwester, verdient mit ihrer eigenartigen literarischen Gabe unseren ganzen Beifall. „Das Kind" ist ein kleiner Negerknabe, der in das Schicksal eines jungen deutschen Kolonisten in Ostafrika in merkwürdiger Weise eingreift. Helene Böhlau mit ihrer humorvollen, in dem Weimar Goethes und Karl Augusts (denn er ist der Herzog!) spielenden Erzählung macht den Beschluß.

Schon Otto Roquette hat uns Erzählungen aus Alt-Weimar („Rinaldo" u. a.) geschenkt, aber die „Ratsmädelgeschichten" der Frau al Raschid-Bey, geb. Böhlau, die selber mit Ilmwasser getauft ist, möchte man darum nicht missen. Wir wünschen der Sammlung einen guten Fortgang!

Stadthagen. **Georg Proffen.**

Dr. Karl Michaelis, Stadtschulrat in Berlin: Welche Grenzen müssen bei einer freieren Gestaltung des Lehrplans für die oberen Klassen des Gymnasiums innegehalten werden? Vortrag, gehalten in der 15. Jahresversammlung des Deutschen Gymnasialvereins am 6. Juni 1906. Leipzig, Dürr, 1906. 29 S. Preis 50 Pf.

Zu der wichtigen, in pädagogischen und nicht-pädagogischen Kreisen lebhaft erörterten Frage: Kann und soll der Unterricht in den obersten Gymnasialklassen freier ausgestaltet werden? — eine Idee, deren eifrigster, geschicktester Vorkämpfer Matthias ist, der ihr „Natürlichkeit, Gesundheit, Lebensberechtigung und nicht aufzuhaltende Lebenskraft" zuschreibt — ergreift in dem vorliegenden Schriftchen auch Michaelis das Wort. Er bejaht im allgemeinen jene Frage, freilich um zugleich zu bekennen, daß er „nicht rückhaltlos in den Ruf nach größerer Bewegungsfreiheit einstimmen könne, selbst auf die Gefahr hin, von den Ungeduldigen zu den Pedanten oder Theoretikern gerechnet zu werden, oder von den Reformern mit anderen freundlichen Benennungen ausgezeichnet zu

Digitized by Google

werden". Er verhält sich also den bisherigen Versuchen gegenüber kritisch abwartend, ja zuweilen „kühl bis ans Herz hinan" und erörtert von diesem Standpunkt aus klar, überzeugend und mit großer Sachkenntnis die Frage nach den Grenzen, die dabei unbedingt innegehalten werden müssen. Mit voller Entschiedenheit stellt er vor allem das Griechische, das Herzblatt des gymnasialen Unterrichts, als ein Noli me tangere hin, denn „mit dem Griechischen steht und fällt das Gymnasium": eine Ansicht, die jeder wahre, überzeugte Anhänger des humanistischen Gymnasiums billigen muß.

Die in den übrigen Fächern gewährten Erleichterungen und anderseits als Kompensation verlangten Mehrforderungen können natürlich, wie des weiteren dargelegt wird, sich sehr mannigfaltig gestalten und inhaltlich wie graduell sehr verschieden bemessen werden; dabei wird lobend eines praktischen Versuchs nach dieser Richtung hin gedacht, der in Straßburg (Westpreußen) zurzeit im Gange ist. Wünschenswert hält Michaelis insbesondere die Förderung der selbständigen Privattätigkeit und eine weitgehende Berücksichtigung der Individualität der reiferen Schüler, verhehlt sich aber dabei auch nicht, daß die endgültige Durchführung dieses gewiß richtigen, gesunden Gedankens in der Praxis mancherlei Schwierigkeiten begegnen wird.

Mit vollem Rechte wird ferner die Ausdehnung der Wahlfreiheit auf zu viele Lehrfächer verworfen, denn das würde nur zu einer sehr bedauerlichen Zersplitterung des gymnasialen Unterrichts und einer Verwässerung seines ureigenen Wesens führen.

Kurz, knapp und übersichtlich klar faßt der geschätzte Schulmann seine Ansichten über die angeregte Frage in sieben Thesen zusammen, die wir unseren Lesern nicht vorenthalten möchten:

1. Die freiere Gestaltung des Unterrichts in den obersten Gymnasialklassen ist innerhalb bestimmter Grenzen möglich und zulässig; doch handelt es sich zunächst nicht um allgemeine lehrplanmäßige Festsetzungen, sondern um Versuche an einzelnen Anstalten, an denen ein Bedürfnis hierfür hervortritt.
2. Die Errichtung von (vollgymnasialen, mathematischen, sprachlichen) Schülergruppen ist namentlich für Orte mit geringer Anzahl von höheren Lehranstalten oder mit einem Gymnasium zulässig und gibt dem Gymnasium die Gestalt einer neuen milden Art der Reformanstalten.
3. Die Mischung des Klassen- und Fachsystems ist unter Voraussetzung entsprechender Abänderung der Prüfungsordnung möglich und zulässig; doch wird diese Einrichtung in der Praxis auf manche Schwierigkeiten stoßen.
4. Die Förderung der selbständigen Privattätigkeit und die Berücksichtigung der besonderen Gaben und Neigungen reiferer Schüler oder Schülergruppen unter maßvoller Beschränkung der Unterrichtsstundenzahl oder der Anforderungen in einzelnen Fächern ist zulässig und wünschenswert und dürfte zur Ausgleichung der Spannung zwischen den Ansprüchen der Schule und den Bestrebungen der Schüler beitragen.

Digitized by Google

5. Die Berücksichtigung der Individualität der Schüler kann besonders im Betriebe des deutschen Unterrichts stattfinden.
6. Bei der Einteilung der Schüler in Gruppen, bei der Einrichtung des Mischsystems und bei der Beschränkung des Klassenunterrichts zugunsten der Privattätigkeit der Schüler muß das Griechische auf dem Gymnasium in Ziel und Stundenzahl unberührt bleiben.
7. Die Ausdehnung der Wahlfreiheit auf mehr Lehrfächer des Gymnasiums ist nicht wünschenswert und widerspricht der Eigenart dieser Anstalt.

Wir sehen also, daß Michaelis sich durchaus nicht ablehnend und engherzig gegen diese modernen Forderungen verhält, nur verlangt er unter Festhaltung des alten bewährten Grundsatzes *Στενὸς βραδέως* ein maßvolles, nicht sprunghaftes Vorgehen und die Innehaltung gewisser, unverrückbarer Grenzen bei jeder freieren Gestaltung des Lehrplans; dieser Forderung stimmen wir rückhaltlos bei wie wohl jeder, der trotz aller Reformen die Eigenart und den besonderen Geist unseres humanistischen Gymnasiums gewahrt wissen will. Die Quintessenz seiner gehaltvollen, gewiß jeden Pädagogen zu eigenem Nachdenken über die wichtige Frage anregenden Darlegungen faßt Michaelis zum Schluß in die Worte zusammen: „Edlen Aufgaben zugewandte Selbsttätigkeit der Schüler ist das Erziehungsziel des Gymnasiums, aber zu frühe Selbstbestimmung und unreife Eigenwahl kann auf der Schule nur Schaden anrichten."

Wir sind der Ansicht, daß auch dieses Problem der größeren Bewegungsfreiheit im Unterricht der Primen nicht durch theoretische Erwägungen, sondern, wie alle die zahlreichen modernen Reformversuche auf dem Gebiet des höheren Unterrichtswesens, durch möglichst weitgehende praktische Experimente zunächst einer Klärung, dann einer allmählichen Lösung entgegengeführt werden können. Wir begrüßen deshalb mit Freude und lebhafter Genugtuung den Beschluß des Kgl. Sächs. Ministeriums des Kultus und öffentlichen Unterrichts, von Ostern 1907 ab in dieser Richtung an den Gymnasien zu Freiberg, Plauen i. V., Schneeberg und Zwickau praktische Versuche zu veranstalten. Es wird eine Teilung der beiden Primen in je eine sprachlich-historische und eine mathematisch-naturwissenschaftliche Gruppe erfolgen; wird die erstere mit I, die andere mit II bezeichnet, so würde sich für die beiden Gruppen folgender Lehrplan ergeben (wobei die Ziffern in der Klammer die Stundenzahl der allgemeinen Lehrordnung bedeuten):

	I.		II.
Religion	2	(2)	2
Deutsch	4	(3)	4
Lateinisch und Griechisch	15	(13—15)	10
Französisch	3	(2)	3
Mathematik und Naturwissenschaften	4	(6)	9
Geschichte und Geographie	3	(3)	3

Wir sehen diesem Versuch der sächsischen Unterrichtsverwaltung mit höchstem Interesse entgegen. Quod di bene vortant!

Dresden. Dr. **Woldemar Schwarze.**

Digitized by Google

Berichtigung.

In meinem Aufsatze „Bruckmanns Pigmentdrucke" (S. 637 des 20. Jahrgangs) äußere ich die Vermutung, die Angabe unter van Dyck Nr. 1032 (Dresden, S. 53) „Bildnis des Thomas Parr im 150. Lebensjahr" sei ein Druckfehler. Ich bin im Irrtum: die Angabe ist ganz richtig. Thomas Parr lebte, wie seine Grabschrift in Westminster Abbey bezeugt, 1483—1635, erreichte also ein Alter von 152 Jahren und wurde von van Dyck 1633 als große Merkwürdigkeit nach dem Leben gemalt. Die Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G. hatte die Güte, mich hierauf aufmerksam zu machen.

Julius Sahr.

Zeitschriften.

„Die Deutsche Schule". 10. Jahrg. 9. Heft. Inhalt: Goethe und Pestalozzi. Von A. Walther in Leipzig. — Für die weltliche Schule. Von W. Paulsen in Hamburg. Mit Nachwort von Prof. Dr. Natorp.

Pädagogische Blätter. 9. Heft. Inhalt: Eniner, Die Doktorpromotion der Volksschullehrer in Leipzig.

—— 10. Heft. Inhalt: Kohlmeyer, Die praktischen Übungen im biologischen Naturgeschichtsunterricht des Seminars. — Geißler, Stetigkeit und Sprunghaftigkeit bei seelischen Vorgängen und ihre Bedeutung für den Unterricht.

Der Säemann. 2. Jahrg. 8. Heft. Inhalt: Helene Lange, Die Lehrerinnenfrage. — Otto Anthes-Lübeck, Der Schulaufsatz ein Kunstwerk. II.

—— 9. Heft. Inhalt: Henry E. Armstrong-London, Die Übung in wissenschaftlicher Methode als Leitmotiv in Elementarschulen. — W. Waetzoldt-Berlin, Das „Kunstzimmer" der Kleinstadt.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung. Jahrg. 1906. Heft 35. Inhalt: Sechsklassige Mädchengymnasien. Von kgl. Inspektor Dr. Aug. Ullrich in Nürnberg. — Eine französische Chrestomathie der deutschen Literatur. Von Ernst Leopold Stahl in Heidelberg. — Die philosophische Entwickelung Goethes. Von A. Brausewetter, Diakonus an der Oberpfarrkirche zu St. Marien (Danzig). — Eine deutsche Nationalbühne. Von J. P.

—— Heft 36. Inhalt: Zur Gesamtaufführung von Goethes Faust. Von Dr. Eugen Kilian (Karlsruhe). — Das Jahrbuch der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft. Von Prof. Th. Marx (Speyer). — Verdeutschung antiker Dichtungen. Von Prof. Dr. Ludwig Schädel (Gießen). — „Werthers Leiden" als Volksbuch. Von Dr. Albert Ludwig (Schöneberg b. Berlin).

—— Heft 37. Inhalt: Wilhelm Raabe. (Zum 75. Geburtstag.) Von J. P. — Heinrich Laube als Novellist. Von Dr. H. H. Houben (Berlin). — Heinrich Lilienfein. (Eine literarische Skizze.) Von Th. Ebner (Ulm).

—— Heft 39. Inhalt: Friedrich Nietzsche und die Kultur unserer Zeit. Von Prof. Dr. Raoul Richter (Leipzig). — Staatsbürgerliche Erziehung der deutschen Jugend. Von Stadtschulrat Dr. Gg. Kerschensteiner (München). — Schulärzte. Von Dr. med. Eugen Doernberger (München).

—— Heft 40. Inhalt: Gedanken über die Willensfreiheit. Von Ellen Key. — Kunst und Volkserziehung. Von Prof. Ernst Sieper (München). — Neue Lyrik. Von Roman Albert Mell (Wien).

Leipziger Lehrerzeitung. 13. Jahrg. Nr. 43. Inhalt: Unsere Alterszulagen und ihre Geschichte. Von Georg Winkler.

—— Nr. 44. Inhalt: Das Verhältnis zwischen Experiment und Beobachtung innerhalb der pädagogischen Forschung. Von Br. — Der Schulkampf in Preußen.

Euphorion. Zeitschrift für Literaturgeschichte. 12. Band. 4. Heft. (Schillerheft.) Inhalt: Schillerliteratur in Belgien. Von Heinrich Bischoff in Lüttich. — Schillerbriefe in Neuhaus. Mitgeteilt von Ernst Kraus in Prag. — Ungedruckte Briefe an Schiller. Mitgeteilt

Digitized by Google

von J. Hartmann in Stuttgart. I./VI. — Anmerkungen zu den Briefen an Schiller vom Seminar für deutsche Philologie in Wien. Nr. 1—111. — Zu Schwans Brief an Körner über Schillers Leben bis 1785. Von Max Rubensohn in Hannover. — Aus Schillers Freundeskreis. Acht Briefe an Wilhelm von Humboldt. Mitgeteilt von Albert Leitzmann in Jena.

—— 13. Band. 3. Heft. Inhalt: Zur Metrik des 16. und 17. Jahrhunderts. Von Georg Baesecke in Charlottenburg. — Wielands Verhältnis zu Horaz. Studie von E. Stemplinger in München. — Kant und die Romantik. Von Wilhelm Hans in Hamburg. — Zur Textgeschichte von Novalis' Fragmenten (Schluß). Von Antonie Hug von Hugenstein in Mürzzuschlag. — Ein Brief Friedrich Hebbels an Gustav zu Putlitz. Herausgegeben von Maria von Bredow in Charlottenburg.

Neu erschienene Bücher.

Wilhelm Vietor, Wie ist die Aussprache des Deutschen zu lehren? 4. Aufl. Marburg, N. G. Elwert, 1906. 33 S.

Friedrich Kauffmann, Deutsche Grammatik. 4. Aufl. Marburg, N. G. Elwert, 1906. 114 S.

Conrad Uhler, Lebensbilder aus der deutschen Literaturgeschichte. Frauenfeld, Huber & Ko., 1905. 204 S.

Carstensen, Aus dem Leben deutscher Dichter. 2. Aufl. Braunschweig u. Leipzig, Hellmuth Wollermann, 1905. 244 S.

*** Völker Europas . . .! Der Krieg der Zukunft. Berlin, Richard Bong, 1906. 664 S.

W. Wilmanns, Deutsche Grammatik. 3. Abteilung, 1. Hälfte: Verbum. 1. u. 2. Aufl. Straßburg, K. J. Trübner, 1906. 315 S.

Hugo Weber, Deutsche Sprache und Dichtung. 14. Aufl. bearbeitet von Herm. Schillmann. Leipzig, Julius Klinkhardt, 1905. 84 S.

Dr. H. B. G. Speck, Katilina im Drama der Weltliteratur. Leipzig, Max Hesse, 1906. 98 S.

A. Hentschel u. K. Linke, Kleine Literaturkunde. 6. Aufl. Leipzig, Dürr, 1905. 96 S.

Grillparzer, König Ottokars Glück und Ende. Herausgegeben von Dr. G. Frick. Leipzig, B. G. Teubner, 1906. 142 S.

C. Wiedemann, Wiederholungen aus der Lektüre. Königsberg Nm., J. G. Striese, 1905. 102 S.

Dr. Wilh. Reuter, Literaturkunde. 18. Aufl. bearbeitet von Lorenz Lütteken. Freiburg i. Br., Herder, 1905. 295 S.

Wilh. Wackernagel, Poetik, Rhetorik und Stilistik. 3. Aufl. Halle a. S., Waisenhaus, 1906. 605 S.

Carl Müller-Fraureuth, Miles christianus. Ein Drama von Georg Lyttich. Prag, Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen, 1906. 52 S.

A. von Salten, Neue Bahnen — neue Ziele. Leipzig, Teutonia-Verlag. 31 S.

R. Sevenig, Schiller als dramatischer Dichter im Urteil von Otto Ludwig. Programm des Großherzogl. Gymnasiums zu Diekirch, 1905.

Wilhelm Schrader, Erziehungs- und Unterrichtslehre für Gymnasien und Realschulen. Berlin, Ferd. Dümmler, 1906. 624 S.

Goethe, Iphigenie auf Tauris, herausgegeben von Prof. Dr. H. Morsch. Leipzig, Max Hesse, 1906. 56 S.

Dr. H. Klenz, Erläuterungen zu Reuters Stromtid, II u. III. Leipzig, Herm. Beyer. 102 S.

Horst Stephan, Herders Philosophie. Leipzig, Dürr, 1906. 309 S.

Für die Leitung verantwortlich: Prof. **Dr. Otto Lyon.** Alle Beiträge, Bücher usw. bittet man zu senden an: Prof. Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Anton Graff-Straße 33 I.

Digitized by Google

Malerische und literarische Strömungen.

Erinnerungen an die Deutsche Jahrhundert-Ausstellung zu Berlin 1906.

Von Dr. **Willy Scheel** in Steglitz.

Die Deutsche Jahrhundert-Ausstellung zu Berlin umfaßte die Zeit von 1775—1875; die jedem Beschauer lieb und wert gewordenen Bilder und Skulpturen liegen jetzt in zwei Bänden von Veröffentlichungen des Vorstandes[1]) vor, so daß ein erinnernder Rückblick möglich ist. Dieser soll keinen Gang durch die Ausstellung bieten, wie die Heftchen von R. Hamann (Berlin, G. Reimer 1906), deren Auswahl ich des öfteren folge, noch viel weniger irgendwelche Vollständigkeit in Anspruch nehmen; es sollen vielmehr Erinnerungen des Literarhistorikers sein, der versuchen will, die malerische und literarische Entwickelung nach 1775 miteinander in Verbindung zu setzen und damit auch diese Seite deutscher Kultur für den deutschen Unterricht der Oberstufe fruchtbar zu machen.

Das Jahr 1775 ist ein wichtiges Faktum auch der deutschen Literaturgeschichte: Goethe geht nach Weimar. Er hat abgeschlossen mit jener Vorliebe für leichte, französierende Literatur, die er in Leipzig (1765—1768) kultivierte, er steht fast noch in der gewaltigen Gedankenwelt des deutschen Mittelalters, das ihn zum Prachtbau des Straßburger Münsters (1770—1771) und zum Götz von Berlichingen (1773) führte. Er hat sich soeben durch die Sentimentalität seines Werther (1774) hindurchgerungen und geht jugendfroh neuen Bahnen und Zielen entgegen, die zuerst freilich noch nicht scharf hervortreten.

Eine ähnliche Abkehr von früheren Idealen vollzieht sich auch in der Malerei; das Rokoko mit seiner glatten Malart, seinen stereotypen Staffagen von Wald und Tieren, der grellen Buntheit seiner Farben schwindet allmählich ebenso aus der Malerei wie die Schäferpoesie der Leipziger Zeit aus der Lyrik Goethes. Ein Beispiel für viele:

Luna bricht durch Busch und Eichen,
Zephir meldet ihren Lauf,
Und die Birken streun mit Neigen
Ihr den süßten Weihrauch auf.

1) Ein Jahrhundert deutscher Kunst. (Die Deutsche Jahrhundert-Ausstellung zu Berlin 1906, zwei Bände) Verlagsanstalt F. Bruckmann, A.-G. München.

Digitized by Google

Die ganze Süßlichkeit des Rokoko ist über dies Gedicht „Die schöne Nacht" gebreitet. Ebenso süßlich wirkt das Porträt Zinggs von Anton Graff. Der berühmte Schweizer Porträtist, der eine ganze Reihe von bekannten zeitgenössischen Männern und Frauen gemalt hat, wie z. B. Rabener, Gellert, Chodowiecki und seine Frau, Corona Schröter, Joh. Reinh. Forster, Moses Mendelssohn u. a. m., erscheint hier noch ganz am Konventionellen haftend. Ganz rokokohaft ist der Waldes- und Wiesenhintergrund mit geputzten Menschen, die Haltung der Figur und die Buntheit der Farben; auf das Gesicht Zinggs als solches ist kein individualisierender Wert gelegt.

Eine neue Zeit führt die Beeinflussung durch die Holländer, besonders Rembrandt herauf. Auch Goethe hatte sich diesem Einflusse nicht entzogen. Er sah beim Besuche der Familie des sokratischen Schusters in Dresden dessen Wohnung und verglich den Eindruck mit einem holländischen Bilde (Adrian van Ostade), wie er sie in der Dresdner Gemäldegalerie zu Dutzenden sehen konnte und gesehen hat. Seine Dichtungen sind fortan nicht frei von solchen holländisch anmutenden Bildern: denken wir an die Klärchenszenen im Egmont, die fast ein holländisches Interieur ausmachen könnten, denken wir an die Faustszene des Osterspazierganges, als Faust und Wagner das jubelnde Volk treffen:

Der Schäfer putzte sich zum Tanz, Und alles tanzte schon wie toll.
Mit bunter Jacke, Band und Kranz, Juchhe! Juchhe!
Schmuck war er angezogen. Juchheisa! Heisa! He!
Schon um die Linde war es voll, So ging der Fiedelbogen.

Erinnert dies nicht durchaus an die Teniersche Dorfkirmes mit dem Fiedler auf der Tonne? Solch holländischen Einfluß spüren wir auch in der Malerei. Chodowieckis Putzmacherladen und Gesellschaftsbilder gehen schon in diese Richtung; ganz holländisch in dem Ausgehen des Beleuchtungseffektes von einer Lichtquelle ist die L'hombrepartie. Ähnlich wirkt Joh. H. Tischbeins d. Ä. Selbstbildnis mit seiner Tochter. Besonders entwickelt sich auch das Porträt nach holländischem Muster. Hierher gehören die Hauptporträts von Anton Graff, die zum Teil schon genannt wurden. Ich nenne noch die Frau Regina Böhme und Friedrich Wilhelm II. mit seiner Gemahlin, sowie das Bild der Frau Graffs mit ihrer Tochter, vor allem das Bildnis eines Knaben. Die erstgenannten bieten den freien Blick und zum Teil das kühne Auge in natürlichem Ausdruck, das wir an Franz Hals so lieben: Augen blicken uns an, wie Muther einmal treffend sagt, die nicht mehr an Menuette und Bals champêtres denken, sondern die Kritik der reinen Vernunft gelesen haben. Dagegen neigt das Knabenbildnis ganz zu Rembrandts Art. Die Verteilung von Licht und Schatten auf dem Gesicht und dem Papierblatt des schreibenden Knaben ähneln ihm

Digitized by Google

durchaus. In dem bräunlich-dunklen Hintergrunde, der das Gesicht herrlich klar umrahmt, sehen wir einen Weg begangen, der über Menzels Porträts (z. B. das in Privatbesitz befindliche des Berliner Kapellmeisters Dehn) zu Lenbachs Bismarckbildern (besonders dem 1894 für das Jubiläum der Universität Halle gemalten) führt.

Die Einflüsse des Niederländischen führen aber noch ein Stück weiter. Auch die Landschaften dieser und der anschließenden Zeit zeigen viel Niederländisches. Zu derselben Zeit, als Goethe seinen Egmont erscheinen läßt, malt Wilhelm v. Kobell (1790) jene zwei Landschaften, die das Entzücken aller Besucher der Ausstellung erregten: die am Boden ruhenden Ochsen und Landleute und dann den sogenannten Hohlweg. Auf letzterem fehlt sogar der Wouwermansche Schimmel nicht. Dazu kommt 1798 die Furt mit ihrem echt Ruisdaelschen Baumschlag, auch hier durch die weiße Kuh und die fleckige Ziege, sowie den Spitz an holländische Lichteffekte erinnernd.

Diese landschaftliche Stimmungsmalerei hat ihren Vorgang in der literarischen Entwickelung überhaupt. Es ist bekannt, daß mit Klopstock eine ganz neue Betrachtung der Natur in die Poesie hineinkommt. Vor ihm verweilen Hallers Alpen keineswegs bei der Schilderung herrlicher Schweizer Landschaften; dem ist's nur um die pädagogische Rückkehr zur Natur zu tun, die, von Rousseau ausgehend, das ganze Jahrhundert durchzieht. Klopstock versenkt sich liebevoll in die Gegend; im Eislauf z. B. oder in dem herrlichen Züricher See berauscht er sich an der Schönheit der Landschaft und schildert sie uns nach der Natur, wie Ruisdael sein Schloß Bentheim oder den Großen Wald malt; darüber hinaus erhebt er sich zum Stimmungsbild. In den Frühen Gräbern schildert er eine ideale Landschaft, vom Mond beschienen, die Gräber seiner dahingegangenen Freunde, bei deren Anblick ihn wehmütige Erinnerungen an Tage der Wonne überkommen, die er mit jenen verlebte. Unwillkürlich wird man dazu verführt, den Judenkirchhof Ruisdaels mit seinen fahlen Steingräbern, den sturmzerzausten Bäumen, dem rinnenden Wasser heranzuziehen, über dem allem sich der Regenbogen als Zeichen des Friedens wölbt.[1]) Diese Stimmungsmalerei, die bei Klopstock sich dann noch zur religiösen Landschaft erhebt (Höhere Stufen, Messias), führt uns in Goethes Straßburger Lyrik zur Schilderung seines Rittes aus Sesenheim,

Schon stand im Nebelkleid die Eiche
Ein aufgetürmter Riese da,
Wo Finsternis aus dem Gesträuche
Mit hundert schwarzen Augen sah.

1) Daß auch Goethe diesen Maler schätzte, zeigt sein berühmter Aufsatz über „Ruisdael als Dichter".

Digitized by Google

Sie begleitet uns über Goethes Weimarer Zeit,

Fälleſt wieder Buſch und Tal
Still mit Nebelglanz,

hinein in die Dichtung der Romantik. Der romantische Roman steht bekanntlich ebenso wie die romantische Lyrik durchaus auf Goethes Schultern.

Die Stimmungen des Werther und des Wilhelm Meister sind in erhöhtem Maße in der Romantik mächtig. Als Werther und Lotte beim Gewitter am Fenster stehen und den Aufruhr der Natur andachtsvoll betrachten, denken sie gemeinsam an Klopstocks prächtige 'Frühlingsfeier'; wenn Lenaus Postillon an dem Hügel vorüberfährt, unter dem sein toter Kamerad ruht, bringt ihm der Klang seines Posthorns all die fröhlichen Lieder in den Sinn, die der Tote einst geblasen. In Novalis' Roman Heinrich von Ofterdingen zieht der Ritter in die Weite und sucht die blaue Blume der Romantik. Dieser Zug ins Ferne zeigt sich nach Wilhelm Meisters Vorbilde fast bei allen Romanhelden der romantischen Schule, so bei Franz in Franz Sternbalds Wanderungen von Tieck, bei Berthold in den Kronenwächtern von Arnim, der überhaupt ganz von mystischen Vorstellungen und Stimmungen beherrscht ist, in den Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders u. a. Dieser Zug ins Weite zeigt sich auch in der fabelhaften Freizügigkeit und Wanderlust der romantischen Dichter.

Das Sehnen ins Weite in der Dichtung hat das Sehen ins Weite in der Malerei mit hervorgebracht. Die Landschaft wirkt nicht durch sich allein, sondern durch die Stimmung, die der Maler ihr gibt. Der Maler, der mir als Beispiel gerade für den Beginn dieser romantischen Eigenart im Gedächtnis geblieben ist, ist der vorher schon genannte Wilhelm v. Kobell (1766—1855) aus München. Die betreffenden Bilder stammen aus der Zeit zwischen 1800—1815, also der Blütezeit der romantischen Ideen und Stimmungen. Drei große Schlachtenbilder sind es, die den Blick auf sich lenken: die Belagerung von Kosel 1806, das Treffen von Bar sur Aube 1814 und der Angriff der Russen bei Pultawa. Alle drei haben ein Gemeinsames: aus einem durch Gestalten einer Feldherrengruppe, marschierende Kolonnen u. a. bewegt gestalteten Vordergrund sieht man weit ins Bild hinein. Der Blick weilt nicht lange auf den Figuren, die Landschaft des Hintergrundes ist so mächtig, daß sie das ganze Bild ausschließlich beherrscht. Jedesmal sieht man eine Stadt in der Ferne liegen, hier die ragenden Türme und Häuser der durch Lefebvres Truppen umschlossenen Festung Kosel, die durch den tapferen Neumann als einzige neben Kolberg gehalten wurde; dort sind die Türme des kleinen Bar sur Aube nur undeutlich im Pulverdampf zu erkennen, gegen das sich die langen Linien der russischen Regimenter vorschieben, bei denen Kaiser Wilhelm I. einst seine

Digitized by Google

Feuertaufe empfing. Aber auch die Umrisse der Ortschaften fesseln nicht lange. Es zieht magnetisch den Blick in die ungemessene Weite, die sich vor dem Beschauer auftut: Seen, Flüsse, ferner Berglinien in verschwimmendem Dufte, ohne die scharfen Konturen eines Karl Philipp Fohr oder selbst eines Anselm Feuerbach, breiten sich vor uns aus. Es ist besonders auf dem Koselbilde, als ob der Maler sich gar nicht genug tun könnte in der Vertiefung des Hintergrundes.

Das Sehen in die Ferne ist sogar das Problem eines kleinen Sonderbildchens, das eine Schlachtszene behandelt: Soldaten sehen von einer Schanze in die Ferne, die allerdings durch Pulverdampf verhüllt ist. Blättern wir das Bilderwerk der Jahrhundert-Ausstellung aufmerksam durch, so schließt sich eine ganze Reihe von Malern an diese Entwickelung an, oftmals freilich nur mit einem oder wenigen Bildern.

Neben Kobell steht uns mit seinem Sehen in die Weite der ungefähr gleichalterige Kaspar David Friedrich (1774—1840) in Dresden. Er verbindet in Klopstockischem Sinne die reine Landschaftsmalerei mit dem Stimmungsbild; freilich sind selbst seine Wiesen vor Greifswald und in noch höherem Grade der Blick von einer Parkterrasse auf Neapel, der Sonnenaufgang in Neubrandenburg voll tiefster Stimmung, aber sie reichen doch nicht heran an seine idealen Landschaften, die nur Stimmung ausdrücken sollen, ohne eine bestimmte Gegend im Auge zu haben. In diesen fallen besonders die kunstvoll sich immer mehr in Duft und Ferne verlierenden Höhenzüge auf. Das bedeutendste Bild der Art ist der sogenannte Sturzacker; vorn die saftige braune Erde mit ihren umrissenen Schollen, dann über das Gebüsch hinaus der Blick auf ferne Höhen und Berglinien. Schon die Gestalt des Sämanns ist ganz entfernt gedacht. Der ins Bild schauende einsame Mensch soll uns aber nicht nur Staffage sein, er ist mit der Idee des Bildes selbst eng verbunden. In der Landschaft mit dem Regenbogen schaut der Wanderbursch mit dem Stab in der Hand von der Höhe wohl zum erstenmal die Heimat wieder, er ist heimgekehrt aus fremdem Land.

Der Blick in die unendliche Weite kann naturgemäß am Meer die höchste Befriedigung finden. Hier führt der Blick in die gewaltige Einöde der See zu den Gedanken an Gott und Unendlichkeit; die große Natur erdrückt den Menschen, der sich dagegen als winziger Zwerg erscheint. So steht im Seestück der einsame Mönch am bewegten Meer; der Abend dunkelt herauf, schwarz wogt das Meer heran, nur kleine weiße Schaumkronen geben ein ungewisses Licht; düster zieht die Dämmerung um den unendlich weiten Horizont — in diese fast bedrückende Seeweite schaut der Mönch hinein, regungslos, atemlos, in stummer Andacht vor der Größe des Schöpfers.

Digitized by Google

In dieser religiösen Stimmung gehen die sogenannten Kreuzbilder noch einen Schritt weiter zur Mystik, eine Erscheinung, die uns auch bei den romantischen Dichtern zum großen Teil vertraut ist, und die ihren Ausdruck in der starken Hinneigung zum Katholizismus fand (Novalis). Vollkommen mystischen Hintergrund hat z. B. der Arnimsche Roman „Die Kronenwächter". Die geheimnisvolle Blutübertragung auf den letzten Erben der Hohenstaufenkrone, die daraus entstehende Gedankendoppelgängerei, die an E. T. A. Hoffmann und seinen Pater Medardus erinnert, alles führt uns in das Wunderland romantischer Phantasie. Das religiöse Drama geht auf dieser Bahn weiter. Zacharias Werners Weihe der Kraft und Weihe der Unkraft gehörte hierher. In solche Gedanken führen uns die Kreuzbilder. Auf hohem Felsen mit unermeßlich weitem Blick über Höhen und Täler steht ein Kreuz mit dem Gekreuzigten. Zu ihm hinan zieht eine merkwürdig modisch gekleidete Frau einen alten Mann; ähnlich ist das Kreuz auf der Felsspitze: ein Kruzifix auf steiler Spitze, Tannen ragen noch mit ihren Kronen herauf, dahinter schießen die Strahlen der untergehenden Sonne leuchtend hervor. Andacht, Unendlichkeit!

Geradezu die Illustration romantischer Verse ist endlich das Bild Zwei Männer in Betrachtung des Mondes. Die beiden Jünglinge, die in den Anblick des Mondes versunken sind, der das nebelhafte Bild mit zauberischem Schimmer übergießt, könnten die Worte sprechen, die das Leitmotiv der ganzen romantischen Schule geworden sind:

Mondbeglänzte Zaubernacht,
Die den Sinn gefangen hält,
Wundervolle Märchenwelt,
Steig auf in der alten Pracht!

So reichen sich bei Friedrich die romantischen Tendenzen allgemeiner Stimmung und religiöser Weihe die Hand zum Bunde.

Der Maler aber, der am weitesten die Fahne der Romantik ins 19. Jahrhundert hineinwehen läßt, ist Moritz v. Schwind (1804—71). Er begann als Schüler Schnorrs, der ganz im Bannkreis Ludwig Tiecks einen Erlkönig, Golo und Genoveva schuf, Stoffe, um die sich auch Schwinds Schaffen gruppierte.[1]) Aber wieviel mehr als bei irgendeinem seiner Vorgänger steigt uns die „wundervolle Märchenwelt" in alter Pracht auf, er ist uns für alle Zeit der Vermittler deutschen Humors und deutschen Empfindungslebens, deutscher Volkspoesie geworden. Deutsches Waldweben und seine Spukgestalten Nixen, Elfen, Riesen und Zwerge hat er mit dem Pinsel festgehalten, und er nimmt uns damit so gefangen, daß wir nicht fragen, ob die poetische Stimmung auf Kosten der „malerischen Qualität"

1) Die Ausstellung zeigte von Schnorr nur zwei Landschaften.

Digitized by Google

vorherrscht. Die Jahrhundert-Ausstellung brachte uns den sonst schwer zugänglichen Märchenzyklus „Aschenbrödel" (Besitzer Frhr. von und zu Frankenstein), einen von den uns lieben, wenn auch nicht den liebsten. Aber die Fülle humoristischer Einfälle, das mittelalterliche bunte Volksgewimmel, die zart poetische Schönheit Aschenbrödels fesseln und packen uns auch hier; wir folgen Schwind immer auf leichtbeschwingter Phantasie, ob er uns mit König Krokus der Waldnymphe lauschen läßt (München), ob Rübezahl, der Schelm uns begegnet, oder wenn er auch geschichtliche und legendare Begebenheiten illustriert, wie Kaiser Rudolfs Ritt nach Speier oder wenn wir mit Anastasius Grün Kaiser Max auf der Martinswand grüßen:

Willkommen Tirolerherzen, die ihr so bieder schlagt,
Willkommen Tirolergletscher, die ihr den Himmel tragt!

Das romantische Ideal, die äußeren Eindrücke und das innere Erlebnis zu verschmelzen, sich mitzuteilen bis in die kleinsten Details — auch dies hat Schwind selbständig und ganz seiner eigenen Persönlichkeit entsprechend durchgebildet. Ganz eigen ist ihm auch der Humor, der bei den deutschen Künstlern aller Zünfte nur spärlich angetroffene Gast, — hier liegen die Berührungspunkte mit einem noch Größeren, mit Menzel (man denke an den Marktplatz von Verona mit seinen Intermezzi), auf den näher einzugehen wir uns im Rahmen dieses Aufsatzes versagen müssen.

Zu den bisher aufgezeigten literarischen und malerischen Strömungen tritt nun in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts eine weitere, die, ebenfalls von der Literatur ausgehend, auch der Malerei Blüten gedeihen läßt, und mit den geistigen Errungenschaften eines Winckelmann und Lessing ist es wiederum Goethe in engerem Sinne, der auf ein halbes Jahrhundert hinaus bewußt oder unbewußt auch die Kunstideale des malerischen Deutschland beherrscht. Im Reiche des Schönen hat vor und um 1800 die Dichtkunst unbedingt die Vormacht, Dichter sind es, die der Malerei auch im Gegensatz zu früheren Jahrhunderten die ästhetischen Gesetze diktieren. Ihr Hinweis bestand in dem Rat der Nachahmung einer älteren großen Kunstepoche, der ewig gleichbleibenden Schönheit des Griechentums, der Antike. Goethes italienische Reise, seine „Iphigenie", Schillers unbedingte Verehrung der Antike sind die Wegweiser ins Land der Griechen geworden und stellen die geistige Verbindung mit den Malern her, die ein Verhältnis zur Antike suchen und in Anlehnung und Nachahmung zwar nicht selbständige Kunstwerke schaffen, aber durch Betonung des Plastisch-Figürlichen die Darstellung des Menschen, das klassische Porträt in den Vordergrund drängen; es sind die Maler, denen wir die Illustration des damaligen aristokratischen und künstlerischen Deutschlands verdanken. An der Spitze steht die Künstlerfamilie der Tischbein. Einige waren Akademiedirektoren,

Digitized by Google

darunter Johann Friedrich, der Nachfolger Öfers in Leipzig — auch hier führen literarische und malerische Strömungen in wechselweiser Befruchtung zusammen, wenn man sich den Leipziger Aufenthalt Goethes und seine Anregungen durch Öfer vergegenwärtigt. Am bekanntesten ist uns der Goethe-Porträtist Johann H. Wilhelm Tischbein, von dem uns auf der Jahrhundert-Ausstellung ein gut gemaltes Bildnis Wielands in die Weimarer Atmosphäre um 1800 versetzt. Und muten uns nicht die sich hierum gruppierenden Bilder der besseren Porträtisten wie aus einer vertrauten Welt an, selbst wenn sie sich auch einmal gelegentlich auf der Menschheit Höhen wagen, wie Grassi mit dem Porträt der Königin Luise und Anton Graff (der auch hier zu nennen ist) mit den Bildnissen Friedrich Wilhelms II. und seiner Gemahlin? Ein Schimmer von behaglicher Vornehmheit und dabei gutem soliden Bürgertum liegt auf allen diesen Bildern, selbst über dem Goethebildnis von Angelika Kauffmann und gar erst über dem liebenswürdigen Doppelporträt der Kinder Adelheid und Gabriele v. Humboldt[1]) von Gottlieb Schick, über das wir ein wertvolles Urteil der Frau v. Humboldt besitzen; sie schreibt darüber: „Es ist der Triumph eines gruppierten Porträts und nach Schicks eigener Ansicht das Beste, was er je gemacht an Wahrheit, Lebendigkeit und Innigkeit. Gabriele lehnt an die Schwester. Das ist das Bild der lieben Fröhlichkeit, und ich möchte sagen der Wirklichkeit, so lieblich in sich versenkt, so kindlich süß und zufrieden. Unbegreiflich wahr und tief hat Schick den Unterschied dieser beiden blühenden Gesichter aufgefaßt. Das Bild erregt wirklich die Bewunderung von ganz Rom." Ebenso gelungen ist das Porträt der Gattin des großen Forschers, Caroline v. Humboldt. Geistvoll und anmutig blickt sie uns an, so wie sie uns in ihrem Briefwechsel mit ihrem Bräutigam lebendig entgegentritt. Hier erst verstehen wir, daß auch der Maler den „antiquarischen Zug der Zeit" durch einen Zusatz von Anmut und Sentimentalität mildert!

Aber auch rein stofflich wollen viele Bilder dieser Periode den Geist der Antike atmen. Äußerlich dokumentiert sich dies Streben in der Vorliebe der deutschen Künstler jener Zeit für den Wohnsitz in Rom, der Wiedergeburtsstätte des klassischen Altertums. Die Erinnerung an die Auffindung von Herkulanum und Pompeji, die Entdeckung der Ruinen von Pästum leben im Gedächtnis der Maler fort. Zunächst sind es die Landschaften mit ihrem phantastischen klassischen Hintergrunde, die uns fesseln, z. B. Josef Anton Kochs Landschaft mit dem Regenbogen, Olevano, Wasserfall von Tivoli, Rottmanns Taormina und Perugia, Rohdens Campagna. All diese Landschaften tragen nicht das individuelle oder auch intime Gepräge

1) Dies Bild finden wir in dem Werke als einzige farbige Reproduktion von schönster Ausführung.

Digitized by Google

der Gegend, mögen sie nun mit oder ohne mythische Staffage sein. Hierher gehört Schicks Apoll unter den Hirten, aber auch Prellers Odysseebilder: sie bleiben typisch; friedlich, fast in biblischer Weise hausen Mensch und Tier beieinander.

Ein einziger ragt über dies Niveau heraus: Karl Blechen (1798 bis 1840) mit seinem Mühlental bei Amalfi, dem Meeresstrand bei Neapel und besonders mit dem trefflichen Seestück Zwei Mädchen am Strande. Der Himmel ist nicht mehr so theaterkulissenhaft wie bei den Zeitgenossen, schwarzes Gewölk ballt sich zusammen, die Wogen spritzen hoch an den Felsen empor, die Personen sind nicht künstlich in die Landschaft hineinkomponiert, sondern fügen sich ihr organisch ein. Wir sehen Farbenkontraste, die modernem Empfinden verwandt sind. Vieles, was Feuerbachs und Böcklins Eigenart ausmacht, wagt sich hier in schüchternen Andeutungen hervor. Wem drängte sich nicht der Vergleich mit den Feuerbachschen Iphigenien auf, wenn er Blechens Mädchen am Strande den Blick sehnsüchtig in die Ferne richten sieht, „das Land der Griechen mit der Seele suchend"? Oder brauchte man sich zu scheuen, den Wald mit badenden Mädchen neben Böcklins badenden Nymphen zu nennen? Zwar konnte auch dieser Künstler seiner Zeit nicht auf Flügeln voraneilen, mangelnde Perspektive und Unbestimmtheit der Formen, flächenartige Behandlung der Motive mahnen uns an die Frühzeit. Feuerbach und Böcklin sind die einzigartigen Vollender. Gerade Feuerbachs erste Landschaften (die Berge bei Carrara) kommen uns wie eine Fortsetzung Blechenscher Ideen vor; später wächst allerdings Feuerbach, wenn er die Landschaft immer mehr in den Hintergrund drängt und die Gestalten in monumentaler Einfachheit und Größe sich davon abheben läßt wie Orpheus, Ricordo di Tivoli, Iphigenie u. a. Die Ausstellung war insbesondere von Feuerbachschen Bildern reich beschickt, trotzdem gerade Berlin nicht arm an seinen Werken ist (Gastmahl des Plato). So wurde sein Schaffen von allen Seiten ins rechte Licht gerückt, was um so dankbarer empfunden wird, als dieses Künstlers Leben unter Undank und Mißverständnis der Mitlebenden zu leiden hatte; er hatte nicht das Glück, einen langen, von den Strahlen des Ruhmes übergoldeten Lebensabend zu genießen wie sein großer Zeitgenosse Böcklin; aus demselben Grunde zeigte uns wohl auch die Ausstellung weniger von diesem, genug, daß wir auch bei ihm die Linien seiner malerischen Entwickelung im großen verfolgen konnten.

Wollen wir unsere Beobachtungen zusammenfassen, so ist uns gerade Böcklin ein Beispiel und der klassische Zeuge für die Verschmelzung der verschiedenen Strömungen, wenn er auch nicht selbst bewußt danach gehandelt hat. Natur und Kunst in höchster Vereinigung! Romantische Motive

Digitized by Google

treffen wir auf vielen seiner Bilder an, aber verquickt mit der persönlichsten Note und Gestaltungskraft des Künstlers (z. B. Das Schweigen im Walde). Phantastische, mythologische und religiöse Staffagen in echt Böcklinscher Farbensattheit verschmelzen sich mit der Landschaft zu einem Ganzen; Faune, Nymphen, Zentauren und die Bewohner der seligen Inseln bevölkern seine Bilder, sie werden bei ihm erst das, was Blechen anstrebte, die mythologischen Symbole des „mit der Natur sich eins fühlenden Naturempfindens"; bei ihm erst schöpfen, wie er es uns so unvergleichlich malte, „Poesie und Malerei" aus demselben ewig quellenden Borne.

Es ist hier nicht unsere Aufgabe, die sich seit der Zeit des jungen Deutschlands strahlenförmig ausbreitenden Richtungen im einzelnen zu verfolgen. Die Malerei geht eigene Wege. Das Ringen nach einer neuen Technik tritt auf Jahrzehnte in den Vordergrund. Erst in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts finden sich naturalistische Motive, oft in sich überbietender Kraßheit gleicherweise in Literatur und Malerei.

Wir danken der Ausstellungsleitung, daß sie uns ein so geschmackvoll ausgewähltes Bilderwerk über die Jahrhundert-Ausstellung geschenkt hat, und möchten die Hoffnung daran knüpfen, daß dies dazu anregt, in absehbarer Zeit den Bildern auch einen zusammenhängenden Text folgen zu lassen, ähnlich wie wir es für die französische Malerei in R. Muthers Werk über die „Centennale" besitzen. Das künstlerisch interessierte Publikum Deutschlands wird solchem Werk noch mit größerem Interesse folgen; denn es gelten auch von dieser Jahrhundert-Ausstellung die Worte Richard Wagners: Nun läßt der Brite dir Gerechtigkeit widerfahren, es bewundert dich der Franzose, aber lieben kann dich nur der Deutsche.

Phantasie und Temperament.

Ästhetische und sprachpsychologische Studie.

Von Dr. **Bruno Baumgarten** in Magdeburg.

(Schluß)

3. Phantasie und Temperament in Sprache und Dichtung.

Der bildende Künstler setzt für ein Bild seiner Phantasie ein wirkliches Bild, der Komponist für eine Bewegung seines Gemüts eine wirkliche Bewegung. Der Dichter ist zugleich reicher und ärmer; denn sein Material ist die Sprache. Die Sprache ist eine Summe von Vorstellungen (also Ausdruck für die Phantasie), gebunden an eine Reihe von Klangverbindungen, die zeitlich aufeinanderfolgen (also geeignet zum Ausdruck

Digitized by Google

für Bewegung, auch Gemütsbewegung). Aber die Vorstellungen, die die Sprache bietet, sind, wie Schiller einmal in seinen Briefen an Körner ausführt, für den Dichter spröderes Material als für den Bildhauer der sprödeste Stein; denn es hindert den Dichter am Ausdruck eines Bestimmten, Eigenartigen die Tendenz der Sprache zum Allgemeinen. Es liegt ja in jedem Wort der Sprache (ausgenommen die Eigennamen) ein ganz Abstrakt-Allgemeines. Welche Kunst, diese Allgemeinheiten so zu verbinden, daß für den Leser oder Hörer ein Besonderes, Konkretes, Anschauliches entsteht! Die Poesie würde bei diesem Bestreben nicht von fern an die bildende Kunst heranreichen, wenn ihr hier nicht Klang, Rhythmus (äußerer und innerer) glücklicherweise zustatten kämen, mithelfend, daß eine für die Gestalten der Phantasie günstige Stimmung entstehe.

Aber mit dieser dienenden Rolle ist die musikalische Seite der Sprache nicht abgetan. Das Verhältnis kann auch umgekehrt sein. Weil die Klangverbindungen und die daran gebundenen Vorstellungen in zeitlicher Folge ablaufen (das Lessingische „Nacheinander"), so kann der äußere und innere Rhythmus der Sprache zum unmittelbaren Ausdruck von Gemütsbewegungen werden, wobei dann die Bilder der Phantasie erst in zweiter Linie stehen. Auch hier hat es natürlich der Dichter schwerer als der Komponist; denn wie die Begriffe an die Worte, so sind die Worte an die Begriffe gebunden. Man kann (trotz St. George) nicht mit Worten Musik machen. Herr im Hause der Sprache ist und bleibt doch der Verstand, wie frei auch Phantasie und Temperament darin ihr Wesen treiben; und das oberste Gesetz jeder Poesie, der plastischen und der musikalischen, bleibt — der Sinn.

In diesem Maße als gleichberechtigt ist diese zweite Gattung vielleicht noch nirgends aufgefaßt. Es bedarf daher der Beispiele für beide Richtungen. Plastische Dichtung ist z. B. Goethes „Auf dem See", das Bielschowsky so feinsinnig bespricht, oder „Geistesgruß", seine Prologe in Stanzen und hunderterlei anderes. Hier ist das erfüllt, was heute von allen Seiten als das wesentliche Erfordernis genannt wird: es ist „gestaltet". Der Rhythmus hilft nur mit zum Eindruck des Ganzen, sei es, daß er durch seine Eintönigkeit den Geist noch geisterhafter macht, sei es, daß er das leichte Wallen der Flut, das Wiegen des Kahnes andeutet:

Auf den Wellen blinken
Tausend schwebende Sterne,
Welche Nebel trinken
Rings die türmende Ferne . . .

Oder in den Zueignungen zum „Faust" und zu den „Gedichten" hilft das allmähliche An- und Abschwellen der breiten Stanzen Stimmung für die geisterhaften Erscheinungen vorbereiten.

Digitized by Google

„Wohlauf, Kameraden, aufs Pferd! Aufs Pferd!“ Das klingt anders; das läßt den Hörer nicht dazu kommen, sich die Soldaten im einzelnen plastisch vorzustellen. Das Gedicht will gar nicht „gestalten“, sondern, um einen Ausdruck des Kunstwarts zu gebrauchen, es will „reden“. Nur fasse ich das im Gegensatz zum Kunstwart nicht ohne weiteres als etwas Geringeres auf. Ist hier nicht im höchsten Sinne musikalische Lyrik? Ist hier nicht unmittelbarer Ausdruck lebendiger Gemütsbewegung, fröhlichen Wagemuts, stolzer Soldatenlust? Schon der daktylische Rhythmus mit dem harten, gewaltsamen Abschluß an jedem Versende wirkt lebendig; und ebenso lebendig der innere Rhythmus des Vorstellungsverlaufs, der in starken Gegensätzen Knechtschaft und Freiheit, Tagelöhnerarbeit und fröhliche Reiterschlacht, Ruhe und Unruhe wechseln läßt. Freilich fehlt es nicht an Phantasiebildern:

Es flimmern die Lampen im Hochzeitschloß,
Ungeladen kommt er zum Feste.

Aber das sind eben Bilder, wie sie zu dem lebhaften Temperament passen, keines breit ausgeführt, nur geeignet, das lebhafte Verlangen nach Abenteuern, die Freude über das fröhliche Soldatenleben zu steigern.

Aber man sage nun nicht: „das ist der rhetorische Schiller! Da lob' ich mir meinen plastischen Goethe.“ Auch Goethe hat solche musikalischen oder — wenn man so will — redenden Gedichte; nicht die schlechtesten. Z. B. „Dem Schnee, dem Regen, dem Wind entgegen. . .“ oder „Freudvoll und leidvoll“ u. a. Das alles sind Zustände der Unruhe, in denen diese Unruhe selbst das Köstlichste ist. Sie läßt sich nicht in greifbaren Bildern gestalten, sie zittert in dem Klang der Verse, in dem Spiel der Vorstellungen nach. Natürlich kann man die Gedichte nach einem solchen Unterschiede nicht registrieren. Es gibt auch viele, in denen sich beide künstlerischen Vermögen ablösen. Z. B. setzt das Eichendorffsche: „Es weiß und rät es doch keiner“ mit ganz unmittelbarem Ausdruck der Gemütsbewegung ein (So wohl! So wohl!), die sich dann etwas beruhigt und der einmal angeregten Phantasie zu köstlichen, sinnigen Bildern Raum läßt.

Wenn man nun heute von aller nicht gestaltenden Poesie so gering denkt, so mag das seine Ursache wohl in einer leicht begreiflichen Verwechselung haben. Man denkt an Körners und einen Teil von Schillers Versen und meint nun, alles was nicht gestaltend, Phantasiekunst sei, das müsse hohles, rhetorisches Pathos sein. Denken wir einmal an den „Aufruf“:

Frisch auf, mein Volk, die Flammenzeichen rauchen . . .

Das ist allerdings eine Rede in Versen. Aber hier fehlt auch dichterischer Ausdruck des Temperamentes ebenso sehr wie gestaltende Kraft der Phan-

Digitized by Google

tasie. Allzuviel Mithilfe des Verstandes (Wechsel der Gefühle nach dem Ablauf der Disposition, gequälte Hyperbeln und Personifikationen, rhetorische Übergänge: „Doch stehst du dann . . .", Aufzählungen), das ist es, was hier stört. Wir wollen also der gestaltenden Kunst der Phantasie nicht die redende (das klingt zu sehr nach rhetorisch), sondern lieber die „bewegende" Kunst des Temperamentes gegenüberstellen. Freilich wird diese Kunst selten sein, und ihre Erzeugnisse meist von kurzem Umfang. Denn diese Unmittelbarkeit des Ausdrucks ist wenigen gegeben und ist schwer festzuhalten. Wir erhalten also, um es zusammenzufassen:

1. Kunst der Phantasie: gestaltend. Beispiel: „Geistesgruß".
2. Kunst des Temperamentes: bewegend. Beispiel: „Rastlose Liebe".
3. Eine Afterkunst des Verstandes: rhetorisch. Beispiel: „Aufruf".

In 1. hilft das Temperament der Phantasie gestalten, in 2. hilft die Phantasie dem Temperament bewegen, in 3. dienen beide dem Verstande und helfen reden.

Hingewiesen sei hier noch auf eine Dichtungsart, die in ganz besonderem Sinne musikalisch genannt werden dürfte. Das ist die altgermanische Variatio (vgl. Heinzel O. F. 9) oder der allgemein bekannte hebräische Parallelismus. Carrière II 528 sagt: „Die Poesie als Kunst des Geistes hat ursprünglich mit dem inneren Rhythmus begonnen und die Gedanken so gegliedert, daß Vor- und Nachsatz, Grund und Folge im Parallelismus der Rede einander entsprechen." Auch das ein Zeichen für die frühe Ausbildung und die hohe Bedeutung der Poesie des Temperamentes.

Auch auf die verschiedenen stilistischen Ausdrucksmittel der Dichtung, die sogenannten Figuren und Tropen, läßt sich unsere Betrachtungsweise anwenden, ja sie ergibt sich hier mit einer gewissen Notwendigkeit. So war ich einst bei meiner Doktorarbeit, einer stilistischen Untersuchung zum deutschen Rolandsliede, sehr in Verlegenheit über die Gruppierung des Materials und fand in anderen ähnlichen Arbeiten keine Hilfe, höchstens einen Trost, bis ich, von glücklichem Instinkt geleitet, Figuren der „Anschauung" von denen des „Nachdrucks und der Lebendigkeit" sonderte, ohne mir doch über die tiefere Berechtigung dieser Einteilung ganz klar zu sein. Aber sie bewährte sich gut und mußte sich bewähren; denn alle stilistischen Kunstmittel dienen entweder zum Ausdruck des Temperamentes oder der Phantasie. Beiwort, Bild, Metapher, Metonymie erhöhen die Anschaulichkeit; Anapher, Epipher, Parallelismus u. dgl. unterstützen die Lebendigkeit des Ausdrucks. Die Hyperbel aber ist diejenige Ausdrucksform der Phantasie, der man noch am deutlichsten anmerkt, daß lebhafte Gemütsbewegung mit im Spiele ist oder war. Hyperbel ist kühne Phantasie.

Digitized by Google

Die unten folgenden Beispiele für Bilder und Vergleiche lassen sich daher fast alle auch als Hyperbeln auffassen.

Und auch das fiel mir bei jener Untersuchung zum erstenmal auf, daß gerade in den lebendigsten Partien des Liedes die Bilder am reichlichsten auftraten. „Leidenschaftliche Verachtung sucht nach dem Niedrigsten, begeisterte Freude nach dem Höchsten von allem, was sie kennt. Kampfeswut findet nur in den Trieben wilder Raubtiere ihr Analogon. Der übermenschlichen Heldenkraft gegenüber wird der Stahl zu Holz oder Blei, schützt nicht besser als ein Schwamm. Der blutige Kampf gleicht einer lustigen Jagd, und für den blendenden Glanz der Rüstungen sowie für des Herrschers gewaltiges Antlitz sucht der Dichter seine Bilder am gestirnten Himmel."

Nach unseren Ausführungen erklärt sich das leicht. Wir wollen nun eine kleine Blütenlese aus Dichtungen verschiedener Zeiten und Völker zusammenstellen, um uns diese Einwirkung des Temperamentes auf die Phantasie zu veranschaulichen.

Homer. Ilias, 3. Gesang. Vers 23 ff. (nach Voß).

So wie ein Löwe sich freut, dem größere Beute begegnet,
Wenn ein gehörneter Hirsch dem Hungrigen oder ein Gemsbock
Nahe kommt; denn begierig verschlinget er, ob auch umher ihn
Hurtiger Hunde Gewühl wegscheucht und blühende Jäger:
So war froh Menelaos, den göttlichen Held Alexandros
Dort mit den Augen zu schaun; denn er wollt' ihn strafen, den Frevler.

Da weicht Alexander sofort ängstlich zurück:

So wie ein Mann, der die Natter ersah, mit Entsetzen zurückfuhr
In des Gebirgs Waldtal; ihm erzitterten unten die Glieder.

Solche Beispiele bietet Homer in Fülle. Ich erwähne die Schilderung von der Erstürmung des achäischen Lagers: XII. 462 „und es sprang der erhabene Hektor furchtbar hinein wie das Grauen der Nacht". Ganz besonders bei lebhafter Schilderung der Kampfeswut und der Flucht häufen sich solche Vergleiche. Z. B. allein im 11. Gesange für Kampfeswut:

V. 67 ff. Siehe nunmehr wie Schnitter entgegenstrebend einander
Grade das Schwad hinmähn auf der Flur des begüterten Mannes,
Weizen oder auch Gerst', und die sinkenden Bande sich häufen:
Also stürmten die Troer und Danaer gegeneinander . . .

V. 129. Da stürzt' er heran wie ein Löwe, Atreus' Sohn . . .

V. 155 ff. Wie wenn vertilgendes Feuer in nie gehauene Waldung
Fällt, dann wirbelnd der Sturm es umherträgt, und bis zur Wurzel
Stämm' und Gezweig' hinsinken, gerafft von des Feuerorkans Wut:
Also vor Atreus' Sohn Agamemnon sanken die Häupter.

Digitized by Google

B. 292. Wie wenn oft ein Jäger die Schar weißzahniger Hunde
Reizt auf den grimmigen Eber des Waldtals, oder den Löwen:
So auf die Danaer reizte die edelmütigen Troer
Hektor . . .

Und ähnlich B. 305 ff., 324 ff., 558 ff.

Flucht:

B. 113—121.

B. 172. Stets durchs Gefild her stürzten die Flüchtlinge, scheu wie die Rinder,
Welche der Löwe verscheucht in dämmernder Stunde des Melkens
Alle zugleich . . .

B. 548—557 u. ö.

Nun ist freilich bekannt, daß das Vergleichen bei Homer fast zur Manier geworden ist. Er ist viel mehr Dichter der Phantasie als des Temperamentes, und selbst, wo er die wildeste Kampfeswut darstellen will, verweilt er oft so lange bei dem Bilde, daß es zwar den Zweck erfüllt, die Helden recht anschaulich zu machen, nicht aber uns selbst in das wogende Getriebe mit hineinzuziehen.

Firdusi. Heldengesänge (Übersetzung von Schack, 1877, 3 Bände). Hier sind die Bilder durchweg kürzer und packender. Natürlich hat er wie andere Dichter Vergleiche auch in Fülle, die lediglich der Anschaulichkeit dienen, wo gar keine besondere Gemütsbewegung zugrunde liegt. Aber das beweist nichts gegen uns. Wir wollen eben zeigen, daß sich dem Dichter auch da, wo es sich der Natur der Sache, dem ganzen Zusammenhang nach, nur darum handeln kann, lebendige innere und äußere Bewegung auszudrücken, Bilder der Phantasie aufdrängen, entsprechend dem oben erkannten Gesetze. Auch hier wähle ich eine Kampfszene:

Bd. I S. 362. Er stürzte wie der Löwe, dem das Wild
Entronnen ist, sich auf das Schlachtgefild.

S. 363. Doch Rustem schäumend, mit entflammtem Haupt,
Als ob der Sonne Glanz er sich geraubt,
Kam brausend auf dem Roß herangestürmt.
Es scholl, wie wenn das Meer sich heulend türmt.

S. 364. In Staub will ich der Helden Krone schmettern,
Sie wie der Donnerkeil zu Boden wettern.
— Das Jauchzen Pilsens scholl wie Schlachtdrommeten.

S. 365. Wie Sturmwind drang auf Gurgin ein der Grimme,
Wie Löwenbrüllen dröhnte seine Stimme.
— Und sprang, das Hinduschwert in seiner Hand,
Dem Krokodile gleich, auf Senge los.
— — — stürzte Senge dann im raschen
Angriff zu Fuß auf ihn, wie auf den Raub
Der Löwe stürzt.

Digitized by Google

Ein zwar leidenschaftsvolles, aber die Leidenschaften in so klassischer Ruhe bändigendes Schauspiel wie Sakuntala bietet nicht leicht viel Beispiele für unser Thema. Immerhin findet die Heldin für ihren Zorn über den scheinbar treulosen König nach langem geduldigen Hinhalten kräftige Worte: Meyers Klassiker-Ausgabe S. 95.

Nach deinem Herzen urteilst du, Ehrloser!
Wer anders würde handeln wohl gleich dir,
Der du dich ins Gewand der Tugend hüllst
Wie ein mit Reisern überdeckter Brunnen!

Und gleich darauf:

Der Honig führt im Mund, doch Gift im Herzen!

Da gerade der Zorn am allerleichtesten dem Erregten solche Bilder eingibt (vgl. Schimpfworte überhaupt), so sei hierzu noch ein Beispiel aus der Ilias nachgeholt. Achill nennt Agamemnon I 224 „Trunkenbold mit dem hündischen Blick, mit dem Mute des Hirsches!" 231 „Volkverschlingender König!" IX 312 „Denn verhaßt ist mir jener so sehr wie des Aïdes Pforten." 373 „Frech wie ein Hund."

Aus der Bibel nur ganz wenige Beispiele. Des Zusammenhanges wegen einige Scheltreden voran:

Jesaja 5, 18. Weh denen, die am Unrecht ziehen mit Stricken der Lügen und an der Sünde mit Wagenseilen!

Matthäus 23, 27. Weh euch Schriftgelehrte und Pharisäer, ihr Heuchler, die ihr gleich seid wie die übertünchten Gräber, welche auswendig hübsch scheinen, aber inwendig sind sie voller Totengebeine und alles Unflats!

Aus einer Unglücksprophezeiung Jes. 5: Er wird sein Panier aufwerfen unter den Heiden — Ihrer Rosse Hufe gleichen den Felsen und ihre Wagenräder dem Sturmwind. — Ihr Brüllen ist wie der Löwen und sie brüllen wie junge Löwen — und werden über sie brausen wie das Meer . . . Wer kann hier bei ruhiger Überlegung von plastischer Anschaulichkeit reden? Die Bilder wogen wie die Verse hin und her, sie erschüttern nur, sie erhöhen durch ihren bunten Wechsel nur die Unruhe, die quälende Angst. Die Beispiele aus den Propheten und auch aus den Psalmen ließen sich leicht ins Unübersehbare vermehren. Hiob klagt 6, 2. „Wenn man doch meinen Unmut wöge und mein Leiden zugleich in die Wage legte! Denn nun ist es schwerer wie Sand am Meer." (Hyperbel.) In dem alten Siegesliede 2. Mos. 15 heißt es: Sie fielen zu Grund wie Steine. Da du deinen Grimm ausließest, verzehrte er sie wie Stoppeln. Sie sanken unter wie Blei. Es fällt auf sie Erschrecken und Furcht durch deinen großen Arm, daß sie erstarren wie Steine.

Digitized by Google

Edda. Es ist eine harte, spröde Phantasie in diesen nordischen Liedern. Fast überall finden wir mehr knappe Andeutung, dramatisches Vorwärtsschreiten, selten behagliche Ausführung. Daher wenig Bilder, abgesehen von den zur Manier gewordenen bildlichen Umschreibungen (kenningar) z. B. Mastenhirsche für Schiffe u. dgl. Ich zitiere nur (aus der Übersetzung von Gering)

Nr. 17, Str. 54. Dem Sturme glich's, als die Streiter sich trafen.
Nr. 25, Str. 16. Da weinte Gudrun, Gjukis Tochter,
Daß wie tosende Bäche die Tränen rannen.

Und dann ihre Klage:

Str. 18 f. So hoch stand Sigurd ob den Söhnen Gjukis,
Wie die Dolde des Lauchs über dürftigem Gras,
Wie der glänzende Demant das Gold überstrahlt,
Den falben Reif auf der Fürstin Scheitel.
Erhabner schien ich den Helden des Königs
Als die hehren Jungfraun in Herjans Saal.
Nun hängt so tief mein Haupt hernieder
Wie am Weidenbaume das welke Laub.
Str. 27. Am Pfeiler stand sie, hielt fest sich aufrecht.
Es brannten der Brynhild, Budlis Tochter,
Wie Glut die Augen, Gift schnob sie aus,
Als sie sah die Wunden an Sigurds Leiche.

Für die mittelhochdeutsche Dichtung stelle ich ein paar Beispiele aus Kampfszenen des Rolandsliedes, Alexanderliedes, Rotherliedes u. a. zusammen[1]): Es war eine Freude unter ihnen, als ob sie eine Braut heimführen sollten. Sein Pferd ging in Sprüngen, als ob er ein Jüngling wäre. Da focht Olivier recht wie der wilde Stier, den niemand erwarten darf. Wie der Schmied hämmert (tingelet) auf den Amboß, wenn das Eisen in Glut ist, so schlugen sie auf Schild und Helm. Sie fliehen wie der Hirsch vor den Hunden — oder als ob man sie brenne; die Verfolger zersprengen sie wie der Wind in der Dürre den Staub, wie die Sonne den Schnee. Sie schreien wie der Löwe brüllt, sie blicken wie der Wolf vor Wut. Sie schlagen die Feinde nieder wie das Vieh, wie die Hunde. Die Schwerter blinken so schnell, als wären es Himmelblitze, als wäre das Himmelfeuer gekommen über alle die Erde, der Panzer wird von den Schlägen weich wie Blei. Fast alle diese Bilder stehen den Hyperbeln äußerst nahe. Schon das zeigt ihren inneren Zusammenhang mit dem Temperament des Dichters. Hier sehen wir, daß gerade der germanische Dichter von Haus aus in besonderem Grade Dichter des Temperamentes ist. Scherer sagt (Vorträge und Aufsätze S. 12) ganz recht: „Die Phantasie des germanischen Dichters schwebt nicht wie eine suchende und sammelnde

1) Die genaueren Belege s. meine „Stilist. Untersuchungen zum deutschen Rolandsliede". Halle. Niemeyer 1899 S. 36—41.

Digitized by Google

Biene über den Blumen der Wirklichkeit." Und weiter: „Es blitzt darin (in dem Auge desselben) ein unheimliches Feuer, eine wilde Leidenschaft." Das Wesen der germanischen Poesie „ist Leidenschaft".

Luther. Brief an Kurfürst Friedrich 5. März 1522. „. . . wenn ich hätte gewußt, daß so viel Teufel auf mich gehalten hätten als Ziegel auf den Dächern sind, wäre ich dennoch mitten unter sie gesprungen mit Freuden." Und weiter: „Wenn's gleich neun Tage eitel Herzog Georgen regnete." Die Streitschriften „An den Bock zu Leipzig", „Wider Hans Worst" u. a. sind voll von Beispielen einer zornigen Phantasie. Z. B. aus der erstgenannten Schrift: „Ganze Fuder Schmachworte schüttest du aus." „Du bekennst der Stände Laster und Untugend und hältst dennoch den Brei im Maul und willst dennoch fromm und Freund der Untugend gerühmt sein." „Ich sehe, daß du deine Seele daransetzen willst und wie eine zornige Biene das Leben im Stich lassen." „Wie dünkt dich nun, Emser? Laß nun deine Feder krachen und alle Glocken läuten und rufe laut: es sei alles Teufelswerk, was in mir ist!" Aus „Wider Hans Worst" (wo schon der Titel beachtenswert ist): Heinrich II. von Braunschweig wolle an Johann Friedrichs Ehre seinen „Grind und Gnatz reiben". „Da flucht, lästert, plerrt, zerrt, schreit und speit er also, daß wenn solche Worte mündlich von ihm gehört würden, so würde jedermann mit Ketten und Stangen herzulaufen als zu einem, der mit einer Legion Teufel besessen wäre."

Diese Blütenlese ist schon breiter angewachsen, als sich für unseren Zweck eigentlich ziemte. Ich bringe daher für die sogenannte Neuzeit nur noch drei Beispiele. Eines für sehr viele aus Shakespeare, dessen Helden ja in der Leidenschaft von kühnsten Bildern und Hyperbeln übersprudeln; Coriolanus im 3. Akt des gleichnamigen Trauerspiels schilt seine Feinde:

Du schlechtes Hundepack, des Hauch ich hasse
Wie fauler Sümpfe Dunst, des Gunst mir teuer
Wie unbegrabner Männer totes Aas.

Aus Schillers Dramen, die nicht entfernt so reich an glücklichen Bildern sind, führe ich den köstlichen Gefühlsausbruch Wallensteins an, der, durch Oktavios Untreue gebrochen, den vermeintlich treuen Buttler umarmt:

Komm an mein Herz, du alter Kriegsgefährte!
So wohl tut nicht der Sonne Blick im Lenz
Als Freundes Angesicht in dieser Stunde.

Endlich aus Kleists „Penthesilea" eine prachtvolle Stelle. Die Heldin, dem Rat zur Rückkehr leidenschaftlich widersprechend, hat sich warm geredet und sagt (übrigens mit leisem Anklang an Wallensteins Tod I Szene 7)

Nein, eh ich, was so herrlich mir begonnen,
So groß, nicht endige —

hier in der höchsten Ekstase wird die Phantasie lebendig:

Digitized by Google

eh' ich nicht völlig
Den Kranz, der mir die Stirn umrauscht, erfasse,
Eh' ich Mars' Töchter nicht, wie ich versprach,
Jetzt auf des Glückes Gipfel jauchzend führe:
Eh' möge seine Pyramide schmetternd
Zusammenbrechen über mich und sie!
Verflucht das Herz, das sich noch mäß'gen kann.

Von allen diesen Beispielen gilt vielleicht: exemplum illustrat, non probat. Ist wirklich diese Einwirkung des Temperamentes auf die Phantasie ein bedeutenderer Faktor in unserem geistigen Leben, so darf sie nicht nur in der Sprache der Dichtung, sondern muß auch in der schlichten Alltagsredeweise zur Geltung kommen, soweit sie nicht nur zum Ausdruck nüchterner Verstandeserwägung, sondern auch persönlichen Lebens dient. In der Tat tummeln sich in unserer volkstümlichen Sprache Phantasie und Temperament ganz ausgelassen, so daß eine erschöpfende Betrachtung hier ausgeschlossen ist. Wir können nur wie auf einem schmalen Fußsteige quer durch endlose Gärten führen, in denen jeder selbst sich mühelos weitere Früchte sammeln kann.

Wenn wir in lebhaftem Affekt reden — es sei nun Schmerz, Zorn, Angst, Schreck oder auch nur Erstaunen über etwas Unerwartetes oder Außerordentliches — so werden wir alle ein wenig zu Dichtern. Die gangbare Münze des Ausdruckes will nicht genügen, die angeregte Phantasie sucht einen Vergleich, vielleicht sogar ein kühneres Bild. „Nein!" kommt die Frau Nachbar und kann sich nicht beruhigen über die neue Mieterin, „hat die einen Hut! Wie ein Wagenrad, so groß!" Oder entrüstet berichtet der Beamte von seinem Vorgesetzten: „Der hat mich behandelt wie, wie einen Schuhputzer!" Wobei das doppelt gebrauchte „wie" das Verlangen nach einem entsprechenden Vergleich andeutet, noch ehe ein solcher sich einstellen will. Oder — um nun freundlichere Beispiele zu wählen — wir finden wohl einen Lieben „schmuck wie einen Bräutigam" oder „schön wie einen Gott" — man „freut sich wie ein König", das Mädchen „singt wie eine Lerche". Ja in lebhaftester Sprache läßt man wohl das tertium comparationis ganz fort. „In diesem Badeorte sind jetzt Kurgäste — ich sage dir: wie Sand am Meer" oder „Häuser baut man jetzt — wie Paläste", wobei dieser Gedankenstrich äußerst vielsagend ist; er bezeichnet nämlich erstens die Pause, in der vor der einen starken Vorstellung alle anderen zurücktreten, zweitens die Zeit, in der zwischen den nun herandrängenden Vorstellungen gewählt wird. Es ist eine Pause, die um so länger dauert, je lebhafter der Affekt ist, und die dann, wie in dem oben angeführten Beispiel durch ein suchendes „wie — wie" leicht unterbrochen werden kann. Nicht jeder findet natürlich stets einen passenden Vergleich. Dann bricht

Digitized by Google

er etwa hinter dem „wie" kurz ab. Beispiel: „Da erscholl auf einmal ein Krach wie . . . wie . . . Nun ich dachte, die Welt soll untergehen." Oder er bringt die Lebhaftigkeit des Eindrucks einfach dadurch zur Geltung, daß er ihn von vornherein: „unvergleichlich" nennt; oder „unsagbar, ohnegleichen, unbeschreiblich", usw. „Er war ein Mann, nehmt alles nur in allem, ihr werdet nimmer seinesgleichen sehn." Solche Ablehnung eines Vergleiches ist durchaus nicht immer Mangel an Phantasie, sondern oft ein Zeichen von ergreifender Innerlichkeit der Gemütsbewegung, die so gern einen Ausdruck fände, der aber keiner genügt.[1]) So mag wohl eine Mutter, der ihr Knabe gestorben ist, unter Tränen bekennen: „Ich hatte ihn so lieb — o ich kann es gar nicht sagen." Oder ein vereiteltes Fest lockt den Ausruf hervor: „Ich hatte mich so darauf gefreut!" Und nun sehen wir wieder, wie das Lebendigste, Tiefste allmählich doch zur Formel[2]) werden kann: „so" wird in gewissen Zusammenhängen Steigerungswort. „Er liebt sie so sehr!" — „Es ist heute so schön draußen." — „Wir leben so glücklich." — „Wir sind so alt."

Formelhaft sind natürlich die Vergleiche selbst sehr häufig. Aber wer will überall deutlich scheiden zwischen lebendigem Leben und toter Formel? Schon daß man überhaupt eine solche anwendet, zeigt eine lebhaftere persönliche Beteiligung, und der Übergänge vom sinnlosen Nachstammeln bis zu sinnvollster Nachempfindung und Neuschöpfung sind hier viele. Einige der häufigsten Vergleiche seien angeführt.

Eigenschaftswörter: reich wie ein Fürst, schnell wie ein Reh, stolz wie ein Spanier, starr wie Stein, weiß wie Schnee, rot wie Blut, schwarz wie Kohle, tief wie das Meer, eitel wie ein Pfau.

Tätigkeitswörter: es drückt wie ein Alp auf der Brust, er lebt wie der Herrgott in Frankreich, arbeitet wie ein Pferd, zittert wie Espenlaub, freut sich wie ein König oder wie ein Schneekönig, er singt wie eine Lerche, brüllt wie ein Löwe, wartet wie auf Kohlen, haßt jemanden wie die Nacht, wie die Pest, es stinkt wie die Pest, er rennt wie ein Faßbinder, trinkt Wasser (oder sauft) wie das liebe Vieh, kommt mit Windeseile, denkt mit Pferdekraft.

Anderes sei in aller Kürze angedeutet. Alle diese Vergleiche sind zugleich Hyperbeln; doch gehören auch solche Hyperbeln hierher, die keinen Vergleich enthalten, sondern nur mit Hilfe der Phantasie irgendeinen Be-

1) Man vergleiche Uhlands „Schäfers Sonntagslied". „Er (der Himmel) ist so still, so feierlich —" hier sucht er noch nach dem rechten Ausdruck. Plötzlich bietet er sich: „So ganz, als wollt' er öffnen sich."

2) Paul im „Deutschen Wörterbuch": „Der sogenannte emphatische Gebrauch, wodurch ein erstaunlich hoher Grad angedeutet wird."

Digitized by Google

gleitumstand ausführen, der mit dem affekterregenden Umstand in kausalem Zusammenhang steht. Z. B. Die Soldaten gehorchten — ich sage dir: ohne mit der Wimper zu zucken. Ich will Beschwerden schreiben, bis mir die Finger steif werden. Ich will ihn anschreien, daß die Wände zittern. Im Umsehen (d. h. so schnell, daß man sich vorher kaum noch umsehen konnte) war er verschwunden. Im Handumdrehen sind diese Waren verkauft. „Mit Kußhand, gnädige Frau!" (das soll doch wohl heißen, daß irgendeine zugemutete Aufgabe nicht als Last, sondern als so hohe Gnade empfunden wird, daß man der Auftraggeberin die Hand dafür küssen möchte). Besonders häufig begegnet das formelhafte: zum Lachen, zum Weinen, zum Schreien u. dgl. Es war eine Hitze — zum Davonlaufen. Ganz sinnlos angewendet wird in manchen Gegenden: zum Schießen. „Da kannst du warten bis zum Schwarzwerden" (oder „bis du schwarz wirst"). Es war so voll, daß kein Apfel zur Erde fallen konnte.

Viele jener Vergleiche und dieser Hyperbeln nun sind so formelhaft geworden, daß daraus eine Reihe von Adjektiven entstanden sind, bei denen man kaum mehr eine Vorstellung von dem Vergleiche hat. a) „Er freut sich königlich, kleidet sich fürstlich, hier lebt sich's göttlich." b) „Er langweilt sich tödlich, sterblich" u. dgl. Noch viel häufiger aber sind auf diesem Wege zusammengesetzte Eigenschaftswörter entstanden wie fuchswild, haarscharf, hageldicht, rabenschwarz, kreideweiß, splitternackt, splitterfaden- oder splitterfasernackt, knüppeldick, steinhart, windelweich, federleicht, zentnerschwer, eiskalt, brühwarm, totenstill, totenblaß, stockblind, stocktaub, zaundürr. Auch die reine Hyperbel mit dem oben erörterten konsekutiven Sinn (ohne Vergleich) ist hier reichlich vertreten. Z. B. klitschenaß, brühwarm, spottbillig, quietschvergnügt (es ist zum Spotten, zum Quietschen) u. a.[1])

Als besonders reiche Kategorie von Beispielen haben wir schon bei Homer, Firdusi und in der Bibel (vgl. auch Luther) die Schimpf- und Scheltwörter kennen gelernt. Die Volkssprache ist natürlich in ganz unerschöpflicher Fülle damit gesegnet, und dieser „Schatz" wird sich immer ändern und vermehren, solange Haß, Zorn und Wut sich nicht genug tun können. Zu einer ruhigen plastischen Vorstellung kommt es freilich in der Hitze des Scheltens nicht; aber gerade hier wird, was Formel geworden, sich durch die Glut der Leidenschaft immer wieder sinnlich beleben; es wird den Haß noch erhöhen, wenn wir einen Betrüger „Schlange!" nennen und nun irgendwie in der Phantasie einen kriechenden, grünlich schillernden Leib oder ein spitzes züngelndes Schlangenmaul neben oder über der

1) Ausführlich wird diese Erscheinung besprochen in Lyons Ztschr. f. d. deutschen Unterricht. Augustheft 1903, S. 508 ff.

Digitized by Google

angeredeten Gestalt sehen. Es ist ein unerquickliches Kapitel; aber es gehört doch hierher. Die meisten Schimpfwörter sind dem Tierreich entlehnt, z. B. für

dumm: Schaf, Kamel, Ochse, Roß;
albern: Gans, Huhn;
verächtlich: Hund, Vieh, Wurm;
unsauber: Schwein;
grausam: Raubtier, Tiger, Ungeheuer, Bluthund, Bestie;
feige: Hasenfuß, Hase;
weichherzig: Lamm, Tränentier;
hinterlistig: Schlange, Katze;
häßlich: Eule.

Doch auch Pflanzen: Giftpflanze, Unkraut u. a. oder niedrigere Menschenklassen müssen herhalten; Kannibale [1]), Barbar; auch religiöse Motive: Teufel, Höllenbrut, Satan. Aber um nicht mit so häßlichen Beispielen zu schließen: Die Sprache weiß auch für Liebe und Dankbarkeit eine Menge freundlicher Worte, die in analoger Weise entstanden sind. Die Liebe sagt: mein Engel, mein Stern, mein Schatz — „mein Reichtum, mein Gut und mein Geld, meine Seele, mein Fleisch und mein Blut!“ (Annchen von Tharau.) Der greise Vater sieht in dem wackeren Sohn „Stütze und Stab“, und die Mutter jubelt dem heimkehrenden Kind entgegen: „Mein Augapfel! Mein Sonnenschein!“

Ich denke, wer mir bis hierher gefolgt ist, wird von seinem Gange nicht ganz unbefriedigt sein. Vielleicht teilte sich ihm, je mehr wir vom Allgemeinen zum Besonderen kamen, etwas von der Freude dabei mit, die mir die Feder führte. Sehr viel positiv Neues mag er freilich außer in der psychologischen Begründung und Erklärung des Problems dann nicht mehr gefunden haben. Je mehr wir von der steilen Anhöhe psychologischer Betrachtung über allerlei religiöse und ästhetische Aussichtspunkte in die ebenen Gefilde sprachlicher Erörterung hinuntersteigen, desto öfter wird das Bekannte, Selbstverständliche erwähnt sein. So muß es aber sein bei aller Betrachtung des eigenen Seelenlebens. Ein Unbekanntes regt zu gründlicher Untersuchung an, und wenn wir es recht lange ins Auge gefaßt haben, rufen wir schließlich aus: „Ja, das kannte ich schon! Nur so hatte ich es doch noch nicht angesehen.“ So wird sich gerade auf diesem Gebiete das Wort des griechischen Weisen, daß alles Erkennen nur ein Erinnern sei, aufs köstlichste bestätigen.

1) Dies ist im Adjektiv „kannibalisch“ einfach steigernd geworden ohne häßlichen Nebensinn: kannibalisches Vergnügen.

Digitized by Google

Ein neues Volksschullesebuch.

Von Dr. **Richard Laube** in Dresden.

Rudolf Hildebrand spricht in seinem Aufsatze „Zur Einführung der Zeitschrift für den deutschen Unterricht“ (1887, S. 7) vom Lesebuche — und an jener Stelle hat man wohl in erster Linie an das Volksschullesebuch zu denken — als von dem „wichtigsten Buche außer der Bibel, das dem Schüler in die Hand kommt im ganzen Lauf der Schule, manchmal wohl im Lauf seines Lebens“. Das ist eine Wertschätzung des Buches, wie sie nicht größer sein kann. Um so mehr nimmt es wunder, daß er sich über dessen Inhalt nirgends ausführlich und unmittelbar ausläßt. Seine Schüler, allen voran G. Heydner und O. Lyon, haben sich zwar bemüht, diese Lücke in seiner Lehre vom deutschen Sprachunterricht auszufüllen; aber die Volksschule hat sich vorerst wenig an die neuen Gedanken gekehrt. Die Verfasser der meisten und verbreitetsten Volksschullesebücher bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts wurden vom Geist des Altmeisters nicht umweht, während die Lesewerke für die verschiedenen Arten der Mittelschulen deutlich seine Spur aufweisen.[1])

Als erster Versuch, der Volksschule ein Lesebuch von der Bedeutung, die Hildebrand ihm beimaß, zu sein, kann das „Lesebuch zur Pflege nationaler Bildung“ von W. Jütting und K. Weber gelten, das später Karl Lange und Hermann Schillmann mit Glück umgearbeitet haben. Den zweiten sehe ich in dem „Deutschen Lesebuch“ von F. W. Putzger, K. L. Gäbler und E. K. Rasche. In beiden ist vor allem die volkstümliche, die nationale Seite des Lesestoffs hervorgekehrt. Trotzdem haftet ihnen noch das Merkmal an, das einem Lesebuche fehlen muß, das des Lehrbuches, des Leitfadens. Ein Lesebuch darf das nicht sein, sondern ist als eine Auswahl von Literaturdenkmälern aus der Prosa und Poesie des deutschen Volkes, ist nicht als realistisches, vielmehr als literarisches Lesebuch aufzufassen. Und warum? Heute und schon seit geraumer Zeit hat auch die einfachste Volksschule ihren Realunterricht, während selbst in gegliederten Schulen an den Kindern wenig für die Anbahnung des Verständnisses und des Genusses deutschen Schrifttums getan wird.

Oberster Grundsatz der Stoffauswahl bei der Zusammenstellung eines Lesewerkes muß natürlich die Kindestümlichkeit sein, das heißt, für ein Volksschullesebuch kann nur das Schrifttum in Frage kommen, das dem

1) Vgl.: R. Laube, Hildebrand und seine Schule, Leipzig 1903, S. 42, 123ff.

Digitized by Google

Geiste und dem Gemüte derer angemessen erscheint, für die es als Lesestoff bestimmt ist.

Aus dem so begrenzten Schatz wird dann nach dem Grundsatz der Schönheit ausgesucht. Dabei ist es ausgeschlossen, daß Religiöses, Sittliches und Vaterländisches zu kurz kämen oder gar übersehen würden, denn alles echt Religiöse, Sittliche und Vaterländische kann nur schön sein.

Endlich sind die ausgewählten Stoffe in eine solche Buchform zu bringen, die den Schulgesundheitsforderungen unserer Tage entspricht. Also psychologische, ästhetische und hygienische Gesichtspunkte sind es, nach denen jedes Lesebuch anzulegen ist. Dem ersten hat man wohl niemals seine Geltung abgesprochen, wenn auch nicht immer dazu verholfen. Den zweiten rückten die Kunsterziehungsbestrebungen in das Blickfeld der Volksschulmänner; und den dritten betont besonders die Schulgesundheitspflege.

Die letzten beiden Arten von Gedanken sind es gewesen, die den Dresdner Lehrerverein zu der Erkenntnis brachten, das Volksschullesebuch „Muttersprache", eine aus den Jahren 1876—1878 stammende Umarbeitung der „Lebensbilder", genüge nicht mehr den Ansprüchen der Zeit. Er setzte, nachdem die Verfasser des Buches ihr Eigentumsrecht ihm abgetreten hatten, einen Ausschuß ein, der das Lesewerk umarbeiten sollte.

Das Ergebnis der Arbeit liegt jetzt vor: Die Muttersprache. Lesebuch für Volksschulen. Neubearbeitung. Herausgegeben vom Dresdner Lehrerverein. Julius Klinkhardt. Leipzig 1906. Ausgabe A in fünf Teilen, Ausgabe B in drei Teilen.

Dieses Lesebuch ist im Grunde keine Umarbeitung, keine Neubearbeitung, sondern ein vollständig neues und — ich will das gleich im voraus bemerken — ein mustergültiges, vorbildliches Werk. Über die Grundsätze, nach denen es aufgebaut ist, kann sich jeder in dem Begleitwort unterrichten, das der Ausschuß im gleichen Verlag hat erscheinen lassen. Dort berichtet er über Entstehung, Einteilung, Äußeres und Art des Inhaltes. Ein besonderes Schriftchen „Kritische Beleuchtung der Methode des ersten Leseunterrichts. Zugleich ein Begleitwort zur neuen Fibel der Muttersprache von Otto Lippold. Julius Klinkhardt, Leipzig 1906" verbreitet sich über die ganz eigenartige Fibel, ein Schriftchen, das jeder Elementarlehrer gelesen haben sollte, ehe er mit den Kleinen die Lesearbeit beginnt.

Was ich hier sagen werde, das sind rein persönliche Eindrücke, die das Lesewerk auf mich gemacht hat, als ich es teils durchlas, teils durchsah. Schon das Äußere hat in bestimmter Weise auf mich gewirkt. Es hat mir wohlgetan zu sehen, wie man sich allmählich davon überzeugt hat, daß für Bezirks- und Bürgerschulkinder in gleicher Weise der Schatz des

Digitized by Google

deutschen Schrifttums erschlossen werden muß. Es gibt jetzt nur noch eine Ausgabe des Werkes für beide Schulgattungen. Vielleicht darf man darin ein Sinnbild des Gedankens erblicken, daß alle Volksschüler gleiches Recht auf gleiche elementare Bildung nach Weg und Ziel haben.

Die Ausgabe A — und von der allein soll in der Hauptsache die Rede sein — weist nicht mehr acht, sondern fünf Bände auf; den ersten für das I., den zweiten für das II., den dritten für das III. und IV., den vierten für das V. und VI. und den fünften für das VII. und VIII. Schuljahr. Das ist ein Schritt zur Besserung, denn das Buch kann dem Kinde nur lieb und teuer werden, wenn beide vertraut miteinander geworden sind; soll aber dies Verhältnis eintreten, dann darf nicht jedes Jahr ein neuer Band den alten Bekannten verdrängen. In dieser Hinsicht sind die einfach gegliederten Schulen am besten daran. Deren Schüler können, da ihr Lesewerk nur dreiteilig ist, ein Buch mehr als zwei Jahre gebrauchen.

Eins ist ja richtig an der Forderung: Gebt dem Kinde jedes Ostern ein neues Lesebuch in die Hand. Die Klasse wird dann immer saubere Bücher haben. Aber mit demselben Recht muß man sagen: ein Kind wird sein Buch um so sorgfältiger handhaben, je länger es mit ihm umzugehen gezwungen ist. Dieser längeren Zeit trägt auch der augenscheinlich dauerhafte Einband Rechnung. Er ist recht geschmackvoll ausgefallen: auf sehr hellem Grau ein lieblicher Schattenriß von dem turmreichen Mittelpunkte Dresdens. Leider hat man für die dreibändige Ausgabe und wohl auch für die zweite Auflage der fünfbändigen ein Dunkelbraun gewählt, das jenem Bildchen die Wirkung nimmt. Solche Maßnahme mag ihre Berechtigung gegenüber nicht immer peinlich sauberen Kindessingern haben. Indessen, gerade helle Farben ermahnen zur Reinlichkeit und Vorsicht und verraten am ehesten das Gegenteil, weshalb man ja Säuglinge in blendend weiße Wäsche kleidet und in schneeglänzende Betten hüllt, um dem schädlichen Schmutz, selbst dem versteckteften, auf die Spur zu kommen.

Bei der Auswahl des Papiers — könnte man meinen — hätten sich die Verfasser von diesem Gedanken leiten lassen, so weiß ist es. Jedoch, da spielten andere Erwägungen die Hauptrolle. Die Farbe des Blattes soll einen bei der nicht immer einwandfreien Belichtung in Haus und Schule wesentlichen Gegensatz zum Schwarz der Buchstaben bilden, um so den Schülern das Sehen zu erleichtern, sie ist aber kein glänzendes Weiß, das da blendet, wenn Lichtstrahlen unter bestimmtem Winkel einfallen und den Leser zwingen, das Buch schief zu halten und sich so die Buchstaben zu verkürzen. Zur weißen Färbung und der Glanzlosigkeit des Papiers kommt als dritter Vorzug die Festigkeit, die für kleine unbeholfene, spielerische Hände von Wichtigkeit ist.

Digitized by Google

So freundlich wie der Einband, so sauber wie die Blätter, so einladend ist der Druck durch seine Deutlichkeit. Was da von den Verfassern an Vorarbeiten geleistet worden ist, um sie zu erzielen, das kann nur nachahmungswürdig genannt werden. Es ist vor allem die Einheitlichkeit der Formen in einzelnen Bänden, die mich anzieht, die jeden anziehen muß. In den ersten beiden (A) ist lediglich die Schwabacher Schrift angewendet, eine Schrift, die durch ihre charakteristischen, aber einfachen und klaren Buchstaben nächst der Antiqua die beste Fibelschrift ist. Bedauerlich bleibt es ja freilich, daß nicht die Antiqua selbst dazu ausersehen worden ist, aber dafür kann ich nicht die Verfasser verantwortlich machen. Sie hätten anders unklug gehandelt, da sich in Sachsens Schulen immerhin eine Anzahl Fibelarten mit ganz unterschiedlichen Druckschriften findet. Die Antiqua wird erst dann Fibelschrift werden, wenn auf Verordnung der obersten Unterrichtsbehörde das ganze Land — und das ist zu wünschen — sie als solche annehmen muß. Bei den vorhandenen Zuständen ist es um so mehr anzuerkennen, daß die Bearbeiter die Elementaristen eine Schrift lesen lernen lassen, von der aus sowohl zur Antiqua wie zur Fraktur leicht fortgeschritten werden kann, da die Schwabacher Schrift mit ihren Formen etwa in der Mitte zwischen diesen beiden steht.

Und wie sorgfältig sind die Verfasser — nicht bloß in der Fibel — zu Werke gegangen, um für die Buchstabenverhältnisse augengesundheitliche Richtlinien erst zu finden — es gab bis dahin solche für den Druckaufbau eines ersten Lesebuches noch nicht — und dann einzuhalten. Sie haben nach der Fähigkeit des kindlichen Auges genau die Höhe der Buchstaben, das Verhältnis der einzelnen Teile derselben zueinander, den Abstand der Grundstriche voneinander, den der Buchstaben, der Silben, der Wörter und der Zeilen bestimmt, das letztere sogar für jeden Band besonders.

Erst im dritten Band tritt zu der zwei Jahre lang geübten Schwabacher Schrift die römische Antiqua, nach zwei weiteren Jahren im vierten Band eine Fraktur. Damit wird die Gedächtnisüberlastung in den beiden ersten Schuljahren, in denen jetzt Fraktur und Antiqua zu lesen waren, unmöglich gemacht, und so ein Übelstand, der in manchen Schulen noch dadurch gesteigert erscheint, daß sogar im ersten Lesejahr jene beiden Druckarten erlernt werden müssen, beseitigt, ein Übelstand, der einen anderen im Gefolge hat: Leseunfertigkeit in beiden Schriften.

So durchaus selbständig wie in der Auswahl der Drucke im Lesewerk sind die Ausschußmitglieder in dem Gedanken über den Bilderschmuck gewesen. Sie betrachten ihn als wesentlichen Bestandteil des Buches, weil er nicht aus Anschauungsbildern besteht, die für ein Schulbuch überhaupt zu verwerfen sind, sondern aus stimmungsvollen, wirklich künstlerischen

Digitized by Google

Bildern, die zur Persönlichkeitsbildung beitragen. Ich stimme dem gern zu, besonders auch deswegen, weil man sparsam in der Einreihung von bildlicher Poesie gewesen ist, hoffentlich nicht bloß hat sein müssen, wenn auch ohne weiteres gesagt werden muß, daß nicht alle gleich hoch im Werte stehen. Das gilt insonderheit von dem Bilderschmucke der Fibel, den Josef Goller, Dresden, geliefert hat. Indes, trotz mancher Mängel in der Auswahl und wohl auch in der Ausführung — davon jedoch rede ich nicht, weil ich zu wenig davon verstehe — (S. 9, 44, 45, 46, 56) gestehe ich gern ein, daß der Künstler mit seinen Bildern Kinderkopf und -herz erfüllt hat. Ein Junge, der vor seinem Erstlingsgang zur Schule die Fibel zum erstenmal aufschlug, jubelte laut auf und legte das Buch den ganzen Tag nicht aus der Hand, ja nahm es mit zu Bett, weil er Bilder dort fand, die er selbst schon gemalt, mit deren Wirklichkeit er sich täglich beschäftigte: Feuerwehr, elektrische Bahn, Eisenbahn usw. Auch das schon sind nicht bloß Anschauungs-, nein, es sind Stimmungsbilder.

Die besten in den übrigen Bänden, die empfindungsreichsten und gefühlvollsten, sind immer die von Ludwig Richter, dem Kindermaler. Und wenn seine Bilder erst für den Handel frei sein werden, dann mögen sie in großer Zahl ihren Einzug in die „Muttersprache" halten und manches minderschöne Bild (G. Erler: Die Musik kommt, V, S. 323, Alter Hafen, V, S. 43; Karl Fohringer: Der Hase und der Fuchs, III, S. 242/43) daraus verdrängen. Überhaupt wäre es eine würdige Aufgabe für unsere größten lebenden Maler, ihre Kunst mehr in den Dienst der Jugenderziehung zu stellen, wie es den bedeutendsten Dichtern der Gegenwart wohl anstünde, wenn sie Dichtungen für die Jugend den Lesebuchverfassern unentgeltlich zur Verfügung stellten.

Beide lernt man, soweit sie Beiträge geliefert haben, mit Namen in der Muttersprache kennen. Die Verfasser haben ein Quellenverzeichnis für die Bilder gegeben. Das ist löblich. Sie setzen so den Lehrer in den Stand, selbst weiter zu forschen nach brauchbaren Bildern für die Jugend.

Ebenso wertvoll, vielleicht noch wertvoller ist das Literaturverzeichnis in jedem Bande. Es wird so Nachlese und Nachprüfung erleichtert. Damit kommen wir zum wichtigsten, zum Inhalt des neuen Lesebuches.

Er ist im ganzen und großen frei von eigenen Beiträgen der Ausschußmitglieder. Ursprünglich nahmen sie den Standpunkt ein: Keiner von uns darf einen solchen beisteuern. Der Grundsatz mußte leider durchbrochen werden wegen des Mangels an guten Lesestoffen für das erste Schuljahr. Da haben denn Bohne, Mütze, Schanze mit Geschick Ereignisse aus dem Leben des Kindes reizend kindlich und echt persönlich dargestellt, wenn

Digitized by Google

auch nicht in immer gleich glattem Stil. Gegen solche Stücke habe ich nichts. Dagegen hat es mich sehr gewundert, daß man es für notwendig gehalten hat, ein Stück über Luther in Worms, das von einem Ausschußmitglied geschrieben ist, aufzunehmen. Das kommt mir wie eine Kühnheit vor, die ich nicht verstehe, da wir doch Berichte über jene Tage von Selneccer, Matthesius und Luther selbst haben. Der Aufsatz befindet sich im vierten Band (S. 252), der in der größeren Hälfte, besonders in seiner Gliederung, noch recht stark den Eindruck des Realienbuches macht. Sehe ich von diesem Mangel ab, so muß ich allerdings sagen, hier haben Volksschullehrer zum erstenmal den Versuch gemacht, im Lesebuch nur das den Kindern zu geben, was im übrigen Unterricht nicht gegeben werden kann. Und das ist die richtige Auffassung von der Zusammenstellung eines Lesewerkes.

Sehen wir uns nach diesen mehr allgemeinen Betrachtungen die einzelnen Bände etwas näher an. Wie die Fibel nach der hygienischen Seite hin als ein Neues gelten darf, so auch nach der des inneren Aufbaues. Sie ist das erste rein nach phonetischen Prinzipien gearbeitete Elementarlesebuch, das heißt, die Laute und Lautverbindungen, insbesondere die zweilautigen, sind nach der Schwierigkeit ihrer Erzeugung durch das Kind geordnet, und zwar im ganzen richtig; nur scheint mir das R zu früh aufzutreten. Die Reihenfolge wäre wohl: M, N, L ... R. usw. Neben dem angedeuteten Grundsatze herrscht der andere, alle Lautverbindungen, die selbst Wörter sind oder dazu ergänzt werden können, Wortreihen, Sätze aus der Welt des Kindes zu nehmen, damit auch der erste Leseunterricht das Kind fessele und nicht zur formal-technischen Paukerei werde. Kinderreime und -lieder sind an geeigneten Stellen in die Übungen hineingewoben.

Es ist eigentlich selbstverständlich, den Leseunterricht nicht mit Erlernung von Buchstaben und Buchstabenverbindungen zu beginnen, sondern mit der Übung, die Kinder Laute und Lautfolgen hören und sie dann nachbilden zu lassen, denn ein Kind kann unmöglich sich zwei Buchstaben verbunden vorstellen, wenn es nicht die entsprechenden Laute zu verbinden vermag; und doch ist diese Art bisher nur seltener Schulbrauch gewesen. Hier wird sie vorausgesetzt. Die Reihe heißt also: hören, sprechen, lesen. Diese Hör- und Sprechübungen sollten meiner Meinung nach das ganze Sommerhalbjahr in Anspruch nehmen, damit alle grundlegenden Möglichkeiten der Lautverbindungen dem Kinde begegnen durch Ohr und Mund. Daneben würde ich zur Abwechselung die Malerei als Vorbereitung auf den Schreibunterricht fleißig pflegen. Dann müßte es seltsam zugehen, wenn das Lesen und Schreiben in kurzer Zeit nicht gelernt werden könnte. Auf solchem

Digitized by Google

Wege bedarf es natürlich gar nicht des Wustes an Lesestoff, dem wir sonst in Fibeln begegnen. Darum weist die neue Fibel im Grunde wenig und doch ausreichend Lesestücke auf.

Die Schreibschrift, die im ersten Schuljahre gelernt werden muß, ist aus dem Buche fortgelassen, mit Recht, einmal weil bei seiner weiten Verbreitung und bei der großen Zahl an Schriftweisen selbst auf kleinem Raum kein Alphabet ausfindig zu machen wäre, das jeder Gegend genügte, das andere Mal ist es doch wohl psychologisch richtiger, die Buchstaben vor den Kindern entstehen zu lassen als ihnen die fertigen zu geben; und endlich muß das Kind, wenn der Lehrer anschreibt, seine Augen auf Ferne einstellen, kann nicht in gesundheitschädigender Weise dicht über seinem Buche sehen, wie es beim Lesen darin notwendig wird. Der Lehrer aber kann mit der Schreibschrift beginnen, wenn's ihm gut dünkt.

In demselben Maße wie die neue Fibel von der alten abweicht, unterscheidet sich das zweite Bändchen der Umarbeitung von dem entsprechenden der Vorlage. Es wird sinnig eröffnet durch das Bild Ludwig Richters: Das Märchen. Sinnig, sage ich, denn dies Buch ist ganz dem Märchen gewidmet, das zweite Schuljahr das Märchenjahr. Der Schatz an solchen deutschen Dichtungen ist in schöner Weise ausgemünzt worden. Jedes Märchen ist zudem durch Ziffern in kleine Teile gegliedert. Man hat gesagt, ein Lesebuch ist nur dann gut, wenn auch Vater und Mutter gern darin lesen, welches Standes sie auch seien; nun, ich darf behaupten, dies zweite Bändchen habe ich, obwohl nicht Vater, nicht Mutter, sondern ein in geistigen Genüssen etwas verwöhnter Großstadtjunggeselle, mit Entzücken gelesen, die bekannten Märchen ebenso gern wie die mir unbekannten, die Geschichten mit gleich großem Genuß wie die lieblichen Lieder. Daß das nicht anders sein kann, dafür bürgen Namen wie Grimm, Bechstein, Robert Reinick, Gustav Falke, Heinrich Seidel, Joh. Trojan, Ilse Frapan usw. Es sind eben kindlich einfache Stoffe von kindlich fühlenden und denkenden Menschen in kindlich schöne Formen gebracht worden. Diese Verbindung muß auf ein kindlich Gemüt, ob alt oder jung, ganz gleich, wunderſam wirken. Und es sind Stoffganze, nicht solche Bisselchen und Schnitzelchen, wie man sie in Lesebüchern so häufig findet. Das Kind will etwas Ganzes, Abgeschlossenes. Und es sind nicht Alltagsstoffe aus seiner Umgebung etwa, wie das Pferd, das Schaf, die Schulstube in Werktags-Sprachgewand, sondern Begebenheiten aus seiner Gefühls- und Einbildungswelt in Sonntagssprache erzählt. Da nimmt man auch gern — das Kind erst recht — eine Unebenheit im Ausdruck mit in Kauf, wie sich eine auf Seite 25 findet: er nimmt das Buch auf den Schoß, hält's aber verkehrt, denn die Buchstaben stehen alle auf dem Kopfe.

Digitized by Google

Nicht minder erfreute mich das dritte Bändchen durch Inhalt und Form. Kraftvolle Märchen, wohltuende Lieder aus dem Kinder- und Naturleben, einfache Fabeln, Stoffe und Ereignisse aus der engeren Heimat, Sprichwörter und Denksprüche entzücken den Leser. Luther, Claudius, Hebel, Uhland, Schwab, Sturm, Baumbach, Storm, Löwenstein, Trojan und andere sind vertreten. Damit aber auch hier der Tadel nicht fehle: auf Seite 201 muß wohl die Unterschrift heißen: Adalbert Grüllich statt Güllich.

Der vierte Band, von dem vorhin schon einmal die Rede war, steht an Gediegenheit des Inhalts im ganzen den ersten drei Bänden nicht nach. Wir finden dort Schiller, Goethe, Lessing, dann Gellert, Bürger, Arndt, auch Uhland und Chamisso, — zwei Dichter, denen man einen größeren Raum hätte einräumen sollen, ganz abgesehen von dem, was der fünfte Band bringt — ferner Vogl, Scheffel und Avenarius; Proben aus den Mundarten werden gegeben, z. B. aus dem Erzgebirgischen, dem Vogtländischen, dem Lausitzischen und dem Niederdeutschen; unter den Prosastücken sind einige von bedeutenden Männern geschrieben (Ranke, H. Laube, Kügelchen). Trotz alledem gilt von dem Buche, was ich vorhin schon sagte: es hat sich, verglichen mit seinen Schwestern, am wenigsten von der alten Art der Lesebücher, von den Sachlesebüchern, losgemacht, ist am wenigsten literarisch geraten. Das verrät schon die stille Anordnung des Stoffes. So treffen wir auf den Seiten 230—307 nur Stücke, die nach der Zeitfolge der Ereignisse, die sie verherrlichen, aufeinander folgen und einem vorkommen wie Bruchstücke aus der deutschen Sage und Geschichte bis zur neuesten Zeit. Die Seiten 141—230 behandeln Dinge aus der Naturgeschichte und die von 109—140 solche aus der Erdkunde. Erst, was noch übrig bleibt, scheint in das Gebiet der deutschen Literatur zu gehören. Diese Gliederung hat man auffallenderweise verschwiegen, auffallend, weil der folgende Band im Inhaltsverzeichnis deutlich eine solche aufzeigt.

Dieser fünfte Band ist so gegliedert, wie ich es schon von den übrigen, wenigstens vom dritten ab, erwartet hätte, nämlich in Prosa und Poesie, also nach sprachlichem Gesichtspunkte. Jedoch innerhalb der beiden Teile kommt dieser nicht zur Geltung. Man hat vielmehr mehrere Gesichtspunkte nebeneinander beachtet. Die Prosa hat folgende Gruppen: Erzählungen aus der Geschichte, aus der Erd- und Völkerkunde, aus der Natur, Erbauliches und Lehrhaftes. Und in der Gliederung der Poesie ist nicht mehr Einheit: Vaterland und Vaterhaus, aus der Natur, aus der Geschichte, Worte der Erbauung und Belehrung, deutsche Mundarten, Sprichwörter. Das sind Zustände, die in einem sich als „literarisch" ausgebenden Lesebuche nicht herrschen dürften. Es wäre doch wohl auch für den Volksschüler richtiger

Digitized by Google

gewesen, in der Prosa ihm an meisterhaften Beispielen zu zeigen, was eine Erzählung, eine Beschreibung, eine Schilderung, ein Gespräch, ein Brief usw. ist, und in der Poesie ihm Gruppen von geschichtlichen Erzählungen, Balladen, Legenden, Volksliedern, Liedern überhaupt, Parabeln und Fabeln vorzuführen.

Hätte ich auf die Zusammenstellung des Lesewerkes mehr Einfluß gehabt, ich würde noch anders verfahren sein. Es wäre der vierte Band so eingeteilt worden, wie ich eben den letzten mir angelegt dachte. Dieser müßte dann den Schülern die ihnen verständlichen wichtigsten deutschen Dichter nach zeitlicher Reihenfolge in ihren zu Gruppen zusammengestellten Dichtungen vorführen, damit auch dem Kinde aus dem Volke in seinem achten und letzten Schuljahre eine Ahnung darüber aufgehe, was es heißt: Das deutsche Volk ist ein Volk der Denker und Dichter.

Es ist so nicht geworden. Finden wir uns mit dem ab, was vorliegt. Die Stoffe sind zum weitaus größten Teile feinsinnig ausgewählt. Das gilt von der Prosa genau so wie von der Poesie. Hier freilich vermisse ich mancherlei — wiewohl ich auch meine, daß Dichtung in der Volksschule vor allem nur wie Kuchen unter das Brot des ungebundenen Schrifttums gegeben werden darf — mancherlei, was wahrscheinlich aus Raummangel nicht hat aufgenommen werden können, was aber solch äußerlicher Hindernisse wegen nicht fehlen sollte. So ist z. B. Uhland auch in diesem Bande schlecht weggekommen, ebenso Friedrich Hebbel, bei dem noch manches Gedicht für unsere Jugend zu finden ist (Aus der Kindheit, Das Kind). Und warum hat man nicht Walter von der Vogelweide zu Worte kommen lassen, wenn man einmal, was ich herzlich willkommen heiße, altdeutsche Stücke bringt? Das erste deutsche Vaterlandslied (Ir sult sprechen willekomen), und wenn es die letzte Strophe gewesen wäre, seine Rede gerade an die Jugend (Nieman kan mit gerten kindes zuht beherten), sein schöner Spruch von der Selbstbeherrschung (Wer sleht den lewen?), das alles hätte sich im neuen Volksschullesebuch sehr schön ausgenommen. Wenn ich auch diesen Mangel verzeihe, weil ich ihn begreife, so nicht den anderen: Es fehlen Nibelungen- und Gudrunsage so gut wie ganz. Ein deutsches Lesebuch ist das schon gar nicht mehr. Der Grund dafür? Die Verfasser auch des fünften Bandes haben noch stark im Banne des Sachlesebuchs gestanden, wenigstens was den Umfang betrifft, den sie Stoffen aus dem Kreise des Sachunterrichts eingeräumt haben.

Diese selbst dagegen sprechen von einem gewaltigen Fortschritt gegenüber denen der alten Muttersprache. Wenn ich in ihr las oder mit Schülern lesen mußte, so hatte ich immer den Eindruck absterbenden Lebens, in der Prosa des neuen fünften Bandes dagegen quillt es einem entgegen wie

Digitized by Google

aus einem Jugendborn. Ich erinnere bloß an die Darstellungen eines Freytag und Scheffel, an die Fahrt auf dem Torpedoboot, an Jung Siegfrieds erste Ausfahrt, an Kapitel aus der Fröschweiler Chronik usw. Da sind auch sogenannte Realien behandelt, aber erstens solche, die im Sachunterricht wegen Mangel an Zeit nicht besprochen werden können, zweitens solche in literarisch wertvollem Sprachgewande und deshalb drittens solche, die sowohl den Sachunterricht wie den Leseunterricht anziehend bleiben lassen. Ich selbst habe mit Behagen, mit Vergnügen, ja mit Spannung die Prosastücke gelesen trotz aller Bekanntschaft mit dem Stoffe. Das ist wohl das beste Zeugnis, was ich einer Prosaauswahl mit auf den Weg geben kann.

Blicken wir zurück auf das, was uns an dem neuen Lesebuche gefällt und nicht behagt, so stellt sich wohl heraus, daß die wenigen und geringen Mängel nur der Schatten in einem lichtvollen Bilde sind. Der Ausschuß und der Dresdner Lehrerverein, die es geschaffen, haben gezeigt: eine Körperschaft vermag auch in Hinsicht auf die Schaffung von Schulbüchern immerhin etwas Besseres zu leisten als ein einzelner. Möge der Dank an sie für die lange und schwierige Arbeit in der Anerkennung beschlossen sein, die unsere deutsche Jugend dem neuen Werke zollen wird. Glücklich sie, wenn sie es besitzt.

Anzeigen aus der Schillerliteratur 1905/1906.

Von Prof. Dr. **Hermann Unbescheid** in Dresden.

Zur Würdigung Schillers in Amerika. Erinnerungsblätter an die hundertste Wiederkehr von Schillers Todestag. Herausgegeben von dem Komitee der Chicago-Schiller-Gedenkfeier Mai 1905. 124 S. Mit Abbildungen. Koelling und Klappenbach, Buchhandlung 100 u. 102 Randolph St., Chicago, Ill. Preis 6 M.

Die glänzende Schillerfeier, welche das Deutschtum Chicagos aus Anlaß des hundertjährigen Todestages des Dichters unter der Leitung des „American Institute of Germanies“ und des „Schwabenvereins von Chicago“ veranstaltet hat, ist durch den Präsidenten des genannten Instituts Otto C. Schneider in einem monumentalen Werke „Zur Würdigung Schillers in Amerika, Erinnerungsblätter an die hundertjährige Wiederkehr von Schillers Todestag“ literarisch festgelegt worden. Das prächtige Buch enthält 82 formenschöne und gedankentiefe Beiträge von Mitarbeitern. Von fürstlichen Personen sind vertreten der Protektor des Schwäbischen Schiller-

Digitized by Google

vereins, Wilhelm II., König von Württemberg, Wilhelm Ernst, Großherzog von Sachsen, Heinrich, Prinz von Preußen, ferner Präsident Roosevelt, der deutsche Botschafter Freiherr Speck v. Sternburg; auch die Gelehrtenwelt zeigt fast durchweg bekannte Namen: Otto Guentter, der Vorsitzende des Schwäbischen Schillervereins, Alexander Hohlfeld (Wisconsins Staat's Universitaet, Madison Wis.), Otto Schneider-Chicago, Carl Schurz-Neuyork u. a. Verbürgt schon die stattliche Zahl der angesehenen, literarisch hervorragenden Mitarbeiter ein Werk von bedeutendem Interesse — sein Wert liegt doch in der einzigartigen Wertschätzung des Schillerschen Idealismus, die von der gewisser Kreise innerhalb der deutschen Reichspfähle in mehrfacher Beziehung verschieden ist. Was den Alten unter uns Schiller ist und besonders was er, als wir noch jung waren, uns bedeutete, das ist der Dichter noch heute den Deutsch-Amerikanern. Von ihrem Stammesbewußtsein sind seine Ideale unzertrennlich, und seine Werke bilden die feste Brücke zur deutschen Heimat; vor allen Dingen ist er ihnen das Symbol der deutschen Geistesarbeit in der neuen Heimat. Sie fühlen insofern besondere Geistesverwandtschaft mit Schiller, als er ihnen der Mann der Tat, der rastlosen Arbeit ist; denn es ist ihm im Leben so ergangen, wie es meistens der Jugend Amerikas auch heute ergeht: mehr als die eines anderen Landes muß sie sich auf eigene Faust durchs Leben schlagen; nur der „Selbsthelfer", d. h. der, welcher durch eigene Kraft Widerwärtigkeiten allerart überwunden hat und etwas Tüchtiges geworden ist, genießt wirkliches Ansehen. Aus allen Beiträgen spricht keusche Verehrung des Dichters und innigste Dankbarkeit gegen ihn; besonders die Lehrer der deutschen Sprache schildern in warmherziger Begeisterung den Einfluß des Dichters in ihrem Adoptivvaterland auf das Geistesleben der Gesamtheit wie des einzelnen und erblicken in der gewaltigen Schillerfeier einen neuen Antrieb zu engstem Zusammenschluß des Deutschtums im Sternenbannerlande. Mit der hervorragendsten Gabe des Schillerjahres, dem Marbacher Schillerbuch, darf sich dieses typographisch reich und vornehm ausgestattete Werk an innerem und äußerem Wert vergleichen.

Schiller. Von Eugen Kühnemann. 1. und 2. Aufl. 614 S. Preis geb. 6 M. München 1905, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, Oskar Beck.

Zwei Haupteindrücke habe ich aus der Lektüre von Kühnemanns Schiller mit hinweggenommen: erstens, daß eine Zeit, die ein solches Buch hervorbringt, den Materialismus in allen seinen Formen überdrüssig geworden sein muß, und zweitens, daß diejenigen unmöglich recht haben können, welche behaupten, Schiller sei heute noch höchstens Gegenstand schwärme-

Digitized by Google

rischer Verehrung der Jugend. Nein! jede Seite dieser herrlichen Biographie verkündet es: dieser männlichste aller Dichter verdient es, daß wir, die Erwachsenen, uns nach seiner lebenspendenden hohen Kunst hinsehnen und nach seinen Ideen hungern und dürsten. Die Bedeutung des vorliegenden Schillerbildes liegt nicht in dem Reichtum biographischer Einzelheiten. Trotz der knappen Form, mit der die für Schillers Leben bedeutsamen Vorgänge und Ereignisse geschildert werden, findet Kühnemann Gelegenheit, Ergänzungsfarben aufzutragen und Charakterzüge zu berichten, die man in solchen Werken, die das Biographische in breitester Ausführung bieten, vergebens sucht, namentlich aber weiß er über Schillers klare Beurteilung der Menschen und Verhältnisse Neues und Ansprechendes zu sagen. Kühnemanns Schiller — und darin liegt die unübertroffene Bedeutung dieses Werkes — will zeigen, wie die Werke dieses Dichters aus den letzten Tiefen seines Wesens entsprungen sind. Er erreicht dies auf doppeltem Wege: durch eine strenge Nachprüfung vorhandener Analysen und Beurteilungen und dadurch, daß er die Werke Schillers in allen ihren Fasern durchdenkt. Am auffälligsten zeigt sich diese Methode in der Analyse der Räuber und des Wallenstein, die auch den breitesten Raum einnimmt. Während aber in Weltrichs, besonders in Karl Bergers ästhetisch-kritischen Betrachtungen der Räuber Analysen vorhanden sind, die einen Vergleich mit denen von Kühnemann aushalten, bewegt er sich in bezug auf den Wallenstein auf einer Domäne, die ihm von niemand streitig gemacht werden kann; der Verfasser der Schrift „Die Kantischen Studien Schillers und die Komposition des Wallenstein" 1889 (s. Anzeigen aus der Schillerliteratur 1890/91), dringt in unvergleichlicher Weise in Schillers Seelenleben ein, zeigt, wie der Dichter in angestrengtester Arbeit des Stoffes Herr wird und durch das Studium der hervorragenden Dramatiker sich während der Arbeit Klarheit verschafft über die Grundfragen der Menschendarstellung. Wie der Wallenstein in der deutschen dramatischen Literatur, so ist auch diese Analyse des bedeutendsten Dramas einzig in der Kritik der Deutschen. Auch die Betrachtung der übrigen Dramen will den Beweis liefern, daß in einer wirklichen Anspannung der Kräfte Schillers dramatisches Dichtertum verarbeitet worden ist. Besonders hat mir die hohe Würdigung der Jungfrau von Orleans gefallen, die oft in recht schiefem Lichte bei den Beurteilungen erscheint, obgleich auch Kühnemann nicht verkennt, daß sie in der Entwickelung des Künstlers Schiller den kritischen Punkt bedeutet. Ganz in seinem Elemente und auf der Höhe seines Themas zeigt sich Kühnemann in der Beurteilung von Schillers philosophischen Studien und deren Verhältnis zu Kant. Als ungerecht und unfruchtbar bezeichnet er es, die geschichtlichen Stoffe Schillers allein unter dem fachwissenschaftlichen Gesichtspunkte zu beurteilen.

Digitized by Google

Es ist unmöglich, die Vorzüge dieses ausgezeichneten Werkes auch nur annähernd aufzuzählen; erwähnt sei nur noch der hohe erzieherische Wert, den dasselbe zu stiften vermag: in tiefster Erfassung seines Gegenstandes und frei von jeder schwülstigen Darstellung schildert Kühnemann die Hoheit und Größe der Schillerschen Persönlichkeit, die leben- und todüberwindende Kraft seines Idealismus.

Schillers Stellung in der Entwickelungsgeschichte des Humanismus. Von Dr. L. Keller, Geh. Archivrat in Berlin-Charlottenburg. Vorträge und Aufsätze aus der Comenius-Gesellschaft. 13. Jahrgang, 3. Stück. 87 S. Preis 1,50 M. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1905.

In mehrfacher Beziehung ist Kellers Abhandlung für die Geistesgeschichte Schillers wertvoll; sie zeigt die innere Zugehörigkeit des Dichters zu der Freimaurerei, in der die dem Humanismus zugrunde liegende Weltanschauung in der idealsten Form zum Ausdruck kommt; sie versucht ferner den Nachweis zu liefern, daß die Quelle von Schillers Philosophie und Weltbetrachtung nicht in erster Linie auf das Studium von Schriften, sondern auf das lebendige Wort treuer Freundschaft zurückzuführen sei und daß die landläufige Bezeichnung Schillers als Kantianers sehr eingeschränkt werden müsse, da die philosophische Entwickelung desselben im wesentlichen abgeschlossen war, als er Kant kennen lernte. In den Abschnitten, die den Einfluß der Altersgenossen auf Schillers Denkungsart behandeln, ergänzt Kellers hochinteressante Arbeit Julius Hartmanns „Schillers Jugendfreunde". Nach Minors Vorgang hält Keller Friedrich Lempp für den Raphael in den Briefen Julius und Raphael. Sicher ist, daß unter der geistigen Führerschaft Lempps in Schillers Wesen die Weltanschauung des Humanismus so fest begründet wurde, daß er ihm sein ganzes Leben hindurch treu geblieben ist. Der von Keller am Schluß entwickelte Gedanke, daß gerade diese Weltanschauung Schiller, so vielfach er sich auch mit Kants Ideen berührte, in einen gewissen Gegensatz zu dieser Philosophie bringen mußte, ist wertvoll genug, eingehender begründet zu werden, als es an dieser Stelle geschehen konnte.

Liebesbriefe berühmter Männer und Frauen. 2. Band. Schiller und Lotte. 120 S. Preis 1 M. Wiener Verlag, Wien und Leipzig, 1906.

Zwar sicherlich eine interessante Sammlung, da sie unmittelbar in die Gefühlswelt hervorragender Persönlichkeiten einführt, aber doch recht planlos zusammengestellt. (1. Bd. Napoleon an Josefine, 3. Bd. George Sand

Digitized by Google

an Alfred de Musset, 4. Bd. Lenau an Sofie Löwenthal, 5. Bd. Kleist an seine Braut.) Auch hätte jeder Band mit einer Einleitung und fortlaufenden Anmerkungen ausgestattet sein müssen.

Die Schiller von Herdern. Ein Beitrag zur hundertjährigen Wiederkehr von Schillers Todestag. Von Dr. Peter P. Albert, Archivar der Stadt Freiburg i. Br. 56 S. Mit einer Stammtafel. Preis 2 M. Verlag von F. E. Fehsenfeld, Freiburg i. Br., 1905.

Der beglaubigte Stammvater der Freiburger Beamten- und Gelehrtenfamilie Schiller von Herdern ist Stephan Schiller, der im Jahre 1477 als Bürgermeister der heutigen Oberamtsstadt Riedlingen a. d. Donau erscheint. Sein Sohn war Bernhard († 1533/34), sein Enkel Joachim Schiller von Herdern (vor 2. März 1556). Beim Tode Leo Marquards, des letzten dieses Geschlechts, 1643, konnte niemand mehr übrig sein als etwaige Nachkommen von Joachims jüngstem Bruder Leonhard oder von seinem Sohne Joachim dem Jüngeren. Bei einem Vergleiche der Stammtafeln dieses Geschlechts mit der von Richard Schiller verbesserten Haffner-Weltrichschen Geschlechtsfolge Friedrich Schillers drängt sich von selbst im Hinblick des zeitlichen Zusammentreffens der beiden Familien die Vermutung auf, daß zwischen ihnen eine engere Verwandtschaft besteht. Haffner hat nämlich als ältesten Ahnen des Dichters den vor 1590 geborenen, vor 1634 zu Neustadt bei Waiblingen verstorbenen Stephan Schiller festgestellt. Nach den vorliegenden Ausführungen könnte er ein Enkel des Joachim Schiller von Herdern und Sohn Joachim Schillers des Jüngeren sein, dessen Name von 1560 an nicht mehr zu Freiburg i. Br. zu finden ist. Noch gewichtigere Gründe sprechen aber dafür, daß der obenerwähnte Leonhard das Bindeglied zwischen den beiden Schillerfamilien gewesen sein könnte. Für die Verwandtschaft sprechen ferner die Gleichheit der Wappen, das Auftreten des Vornamen Stefan in beiden Familien, die dichterische Begabung, welche einer der bedeutendsten der Schiller von Herdern (Dr. Joachim Schiller) mit Friedrich Schiller gemein hat, sowie ein viertes Merkmal, das berufen erscheint, wenn sich neue Quellen erschließen, zum ausschlaggebenden Faktum der Beweisführung zu werden. S. 40 teilt uns der Verfasser mit, „wie die Familie Schiller beim Verkaufe des Weiherhofs Herdern 1542 von Joachim Münsinger von Frundeck eine Hypothek von 800 Gulden übernehmen mußte, die er bei dem Erbmarschall des Herzogtums Württemberg Herrn Konrad Thumb von Neuburg und der Gemeinde Stetten bei Waiblingen stehen hatte". Sollte es wirklich so ganz unmöglich und ausgeschlossen sein, daß ein Angehöriger der Freiburger Schillerfamilie, dem im Falle der Not eine Rente von 40 Gulden zu jener

Digitized by Google

Zeit soviel wie ein sicheres Auskommen bedeutete, zum Genusse der Jahresrente oder der allenfalls gelöschten, in Liegenschaften bestehenden Grundschuld ins Remstal übergesiedelt wäre, von wo überallher nur wenige Wegstunden nach Neustadt sind, allwo der durch Haffner festgestellte älteste Vorfahr des Dichters Stephan Schiller das Licht der Welt erblickt hat? Wer mit genealogischen Arbeiten vertraut ist, wird leicht erkennen, daß ein von Findigkeit begünstigter Forscher hier den Schlußstein einfügen kann in das von Albert aufgeführte Gebäude.

Dr. Gustav Wethly, Schiller und seine Idee von der Freiheit. Eine Betrachtung zur Säkularfeier seines Todes. 16 S. Preis 80 Pf. Straßburg i. E., Ludolf Beust, 1905.

Es setzt ganz besonderes Geschick voraus, wenn über den oft behandelten Gegenstand noch etwas Neues und Ansprechendes gesagt werden soll, doch ist der Versuch zu loben, das Verständnis für Schillers Ideal sittlicher Befreiung durch die Schönheit in weiteren Kreisen zu wecken, für die offenbar Wethlys Besprechung bestimmt ist.

Thüringer Warte-Bibliothek. Herausgegeben von Hans Haupt. Heft 2. Schillers Persönlichkeit. Ein Vorbild ästhetischer Kultur. Von Prof. Dr. Adolf Thimme. Verlag von Bruno Feigenspan, Pößneck i. Th., 1906. 19 S. Preis 50 Pf.

In seinem Schaffen und Leben suchte Schiller das *καλὸν κἀγαθόν* der Griechen zu verwirklichen; die dichterische Offenbarung der schönen Menschlichkeit als höchstes Ziel der Entwickelung ist das Gedicht „Das Ideal und das Leben". Der Verfasser erklärt es als ein erfreuliches Zeichen für den Charakter unseres Volkes, daß derjenige Dichter sein Liebling wurde, bei dem die Verbindung von schön und gut am innigsten erscheint.

Luther und Schiller. Ein Nachklang von der Schillerfeier zum Luthertage 1905. Von Dr. Hermann Mosapp, Schulrat in Stuttgart. 32 S. Preis 60 Pf. Stuttgart, Verlag von Max Kielmann.

Wenn auch den Ähnlichkeiten im äußeren und inneren Leben Luthers und Schillers Mosapp, der Verfasser der wertvollen, in 3. Auflage erschienenen Biographie, „Charlotte von Schiller" mit Geschick nachgespürt hat, so hätte die Geistesverwandtschaft beider Männer doch noch tiefer, als es geschehen, begründet werden können. Es hätte deutlicher darauf hingewiesen werden müssen, daß ähnlich wie durch Luthers Aufenthalt in dem Kloster bei Schiller durch den Zwang besonders in der Karlsschule eine große glühende Leidenschaft genährt und gewaltsam zurückgehalten wird, daß dieselbe ihren

Digitized by Google

Ursprung im Gewissen hatte und auf die Freiheit des Gewissens, auf die Totalität der menschlichen Persönlichkeit gerichtet war, mit dem Unterschiede, daß diese Persönlichkeit zu Luthers Zeit in der religiösen, in der Schillerzeit in der ästhetischen Gestalt gefaßt wurde. Auch durfte nicht unerwähnt bleiben, daß beide das Nationale im Gegensatz zu anderen nicht unmittelbar auf ihr Banner geschrieben haben, sondern daß beide einen kosmopolitischen Flug nahmen, d. h. die heiligsten Interessen der gesamten Menschheit im Namen der gesamten Menschheit verteidigten.

Erzieher zu deutscher Bildung. 4. Band: Friedrich Schiller, Ästhetische Erziehung. Ausgewählt und eingeleitet von Alexander v. Gleichen-Rußwurm. Mit Porträt. 164 S. 1905. Preis 2 M., geb. 3 M. Jena, Eugen Diederichs Verlag.

Ein liebevolles Versenken in die Merkmale des Schillerschen Begriffs von der ästhetischen Tugend, gleichzeitig eine stets hervortretende Großzügigkeit in der Darlegung der von Schiller der Schönheit zugewiesenen Vermittlerrolle zwischen sinnlicher und geistiger Welt geben der Einführung einen bleibenden Wert. Sie vermeidet auch mit Recht kritische Auseinandersetzungen über das in Schillers philosophischen Aufsätzen zuweilen schwankend bestimmte Wertverhältnis zwischen ästhetischem und moralischem Verhalten. Dafür erfüllt sie aber vollkommen ihren Hauptzweck, den Leser für das höchste Bildungsziel, wie es die ästhetische Erziehung zu verwirklichen strebt, zu begeistern. Wer sich mit dieser, in beseelter Sprache abgefaßten Einleitung eingehend beschäftigt hat, dem wird das Verständnis für die Schillersche Gedankenwelt über diesen Gegenstand, die der Verfasser in den drei Kapiteln seines Buches „Schiller als ästhetischer Erzieher", „Anwendung der ästhetischen Grundsätze auf die Dichtkunst" und „Schiller als Kritiker", Seite 23—159 zusammengestellt hat, hinreichend erschlossen sein.

Friedrich Schiller in seinen Beziehungen zu den Juden und zu dem Judentum. Von Oskar Frankl. 66 S. Preis 1,20 M. R. Papauscheck, Mähr.-Ostrau. R. Hofmann, Leipzig 1905.

Der Verfasser hat bereits in seiner Schrift „Der Jude in der deutschen Dichtung des 15., 16. und 17. Jahrhunderts" die Stellung der Dichter zum Judentum zum Gegenstand einer literarischen Untersuchung gemacht. In der vorliegenden Schrift ist das Streben nach sachlicher Darstellung anzuerkennen. Neues ist nicht geboten worden. Von einem Verhältnis Schillers zu den Juden, das einer besonderen monographischen Darstellung wert wäre, kann überhaupt nicht die Rede sein, nur von einem Verhältnis der Juden (z. B. eines Börne, Heine) und des jüdischen Liberalismus zu Schiller. Nur ganz gelegentlich hat Schiller in seinen Werken das Judentum vom

Digitized by Google

bibliſchen und literariſchen Standpunkt aus beleuchtet. Das Verhalten Schillers zu einzelnen Juden wird aus Briefſtellen belegt, ſo zu dem Buchhändler Michaelis, dem Schauſpieler Herzfeld, zu Spinoza, zu Mendelsſohn, den er im Kantiſchen Gewande kennen lernte, zu den Gelehrten Maimon und Ben David, zu dem Medailleur Abramſon aus Berlin, der mit der Abſicht an den Dichter herantrat, eine Zeichnung von ihm zu machen, und zu der dem Kreiſe der alten Romantiker zugehörigen Henriette Herz.

Schiller. Acht Vorträge aus Anlaß des hundertjährigen Todestages, gehalten in Hermannſtadt. 207 S. Preis 1,65 M. Verlag W. Kraft, Hermannſtadt 1905.

Daß die fernen vereinſamten Söhne des deutſchen Volkes das Schillerjubiläum mit beſonders lebhafter Begeiſterung begehen und die gelehrten Freunde des Dichters unter ihnen literariſch Wertvolles zu leiſten verſuchen würden, hat für den nichts Überraſchendes, der die Geſchichte Siebenbürgens, ſeine Literatur und Kulturentwickelung kennt. Acht Gelehrte in der Felſenfeſtung Hermannſtadt haben ſich vereinigt, um die Ergebniſſe ihrer Schillerſtudien in volkstümlichen Vorträgen niederzulegen: 1. Ernſt Buchholzer (Die deutſche Literatur um 1780 und Schillers Jugenddramen); 2. Dr. J. Capeſius (Schiller als Philoſoph); 3. Dr. E. Filtſch (Schillers Stellung zur Religion); 4. Dr. A. Schullerus (Schillers Äſthetik); 5. Dr. H. Wolff (Die ſpäteren Dramen Schillers); 6. S. Brandſch (Schiller im Verkehr mit Goethe); 7. O. Wittſtock (Schiller als Menſch); 8. Dr. Fr. Deutſch (Schiller als Hiſtoriker und Politiker). Jeder dieſer Vorträge enthält eine geſchloſſene Darſtellung; durch das ſie umſchlingende innere Band bilden ſie zuſammen eine ganz vortreffliche Biographie und Charakteriſtik des Dichters. Einige Abſchnitte ſind Kabinettſtücke biographiſcher Kunſt. Doch hätte in dem gedankenreichen Vortrage von Brandſch der große geiſtige Gewinn, der Schiller aus dem Bunde mit Goethe erwachſen iſt, noch ſchärfer betont werden können. Übrigens wohltuend berührt der hier und da durchklingende Grundton, daß durch die räumliche Trennung von der alten Heimat nicht „das teuerſte der Bande, der Trieb zum Vaterlande“ zerſtört werden konnte, daß er vielmehr ſimmer neue Nahrung erhält durch die von der alten Heimat ausgehende Kultur und durch das vollendete Menſchentum Schillers, deſſen Geiſtesſtrahlen auch in die fernen Gebirge Siebenbürgens gedrungen ſind und dort ſegensreich wirken.

Schiller. Eine Feſtbetrachtung zum 9. Mai von Gottfried Schwarz. 64 S. Preis 50 Pf. Karlsruhe, Verlag des „Banner der Freiheit“, 1905.

Mehr als Gedanken aus Böhtlingks „Schiller und das kirchliche Rom“, und zwar in verwäſſerter Form, bietet die Feſtbetrachtung „Schiller“ von

Digitized by Google

G. Schwarz nicht. Der Verfasser will den Nachweis erbringen, daß Schillers Ideen rein christliche sind und im Gegensatz zu den Lehren der römischen Kirche, besonders des Jesuitenordens stehen. Das ist ganz gewiß wahr. Um aber diese Wahrheit zu erweisen, dazu gehört tiefere philosophische Bildung und Schulung, als sie der Verfasser der vorliegenden Schrift offenbar besitzt.

Schillers Demetrius. Das Fragment, dazu ein Nachspiel mit Prolog und rhapsodischem, von vier lebenden Bildern begleitetem Epilog. Von Martin Greif. 60 S. Preis 1 M. Leipzig, C. F. Amelungs Verlag.

Angesichts der fehlgeschlagenen Versuche, den unvollendeten Demetrius nach des Dichters Plan oder in mehr selbständiger Erfindung fortzusetzen, unternimmt Martin Greif auf mittelbarem Wege eine Ergänzung des jäh abgebrochenen Dramas. Nach dem Schlußwort der Marfa, deren Monolog Schillers Abschied vom Leben wurde, zeigt nach wieder erhobenem Vorhang der Prospekt den Park zu Weimar, von der Ilm durchflossen, mit der aus Baumästen geflochtenen Schillerbank. Der an diesem weihevollen Schauplatz von der tragischen Muse gesprochene Prolog bildet den Übergang zu einem Nachspiel. In diesem verleihen in der Nacht vom 11. auf den 12. Mai 1805, als das Begräbnis auf dem Friedhofe der alten Jakobskirche stattgefunden hatte, Lotte, Karoline und Wilhelm v. Wolzogen, Dr. Schwabe und Schillers Diener Rudolf ihrem Schmerze um den Dahingeschiedenen ergreifenden Ausdruck. An dieses überaus wirksame Nachspiel schließt sich in Form einer ebenfalls der tragischen Muse in den Mund gelegten Rhapsodie die poetische Vergeistigung des nachgelassenen Szenariums. In der Verwertung und Bearbeitung des letzteren kommt Martin Greifs großes Talent zur vollsten Geltung. Musikbegleitung und lebende Bilder illustrieren den Gang der Handlung und des Dichters Apotheose schließt das Ganze wirksam ab. In der Tat eine ebenso eigenartige wie hochpoetische Ergänzung des Demetrius.

Die Verhandlungen über Schillers Berufung nach Berlin, geschichtlich und rechtlich untersucht von Adolf Stölzel. 94 S. Preis 2 M. Berlin, 1905, Verlag von Franz Vahlen.

Obwohl Stölzel seinen Gegenstand mit ebensoviel Gründlichkeit als Scharfsinn behandelt, ist die juristische Ausbeute dennoch gering geblieben. Ob bei der Berufung Schillers nach Berlin eine rechtsverbindliche königliche Zusicherung oder ob ein rechtsverbindliches Angebot vorgelegen hat, das durch Schillers Annahme zu einem Vertrage wurde, oder endlich lediglich eine noch rechtsunverbindliche Aufforderung für den Unterhändler,

Digitized by Google

Kabinettsrat Beyme, mit Schiller nähere Verhandlungen einzuleiten und über deren Ergebnis Vortrag zu halten, damit dann die Allerhöchste Entscheidung erfolge — welche von diesen drei Möglichkeiten der Wirklichkeit entsprach, läßt sich mit Sicherheit nicht mehr ermitteln.

Welches sittliche Recht verleiht Friedrich Schiller seinem Tell zu der blutigen Tat an Geßler? Von Professor Tiemann. 17 S. 1906. Dom-Gymnasium zu Magdeburg.

Wenn der Verfasser sich auch mit anerkennenswertem Geschick bemüht zu zeigen, daß Schiller seinen Wilhelm Tell nicht zum Mörder gemacht, sondern ihn uns als ehrlichen Krieger im Dienste seines Vaterlandes und seines heiligen Naturrechtes vorgeführt hat, so wirken doch die bekannten „Entschuldigungsgründe" auch in dieser Fassung nicht überzeugend. Verfehlt ist es unter anderem, das von Tell drei Mal gebrauchte Wort Mord bloß auf Rechnung des sprachlichen Ausdrucks zu setzen. Man kann einwenden, Tell habe recht wohl empfunden, daß seine Tat unter diesen Begriff fällt.

Ist die Braut von Messina eine Schicksalstragödie? Von Ernst Bergmann, Gymnasiallehrer. Herz. Neues Gymnasium zu Braunschweig. 31 S. 1906.

Die Abhandlung will zunächst nur ein Bericht sein über den Streit der Meinungen, die seit etwa 100 Jahren über Schillers Braut von Messina entbrannt sind. Bergmann unterscheidet vier Hauptgruppen der Ansichten über dieses Schillersche Stück: 1. Das Drama ist reine Schicksalstragödie nach dem Muster der Alten; 2. Das Drama ist zwar eine Schicksalstragödie, aber die Schicksalstragödie der Alten erscheint nur entstellt oder umgebildet; 3. Das Drama ist zwar Charaktertragödie (also keine Schicksalstragödie), aber die Träume sind Orakel oder Wahnträume; 4. Das Drama ist reine Charaktertragödie, und die Träume haben ebenfalls ihren natürlichen Ursprung in den Charakteren. — Für das Nebeneinanderbestehen eines sinnlosen Verhängnisses und des rein Menschlichen oder völliger Freiheit des Handelns kann sich der Verfasser nicht entscheiden. Namentlich in den Ausführungen Gaudigs und Bellermanns findet er in dieser und anderer Hinsicht auffallende Widersprüche. Gerade auf Grund seiner kantisierenden Ästhetik hat Schiller das heidnische blinde Schicksal abgelehnt und das Schicksal zugrunde gelegt, welches mit dem Kausalzusammenhange identisch ist. Schillers Braut von Messina ist keine Schicksalstragödie im antiken Sinne, und die Träume sind gar nicht als Voraussagungen des Schicksals zu fassen. Aus einer feinsinnigen Analyse des Begriffs *μοῖρα* gewinnt Bergmann folgende Bedeutungen des Schicksals:

Digitized by Google

1. als Passivum, als Gegebenes, als Los; 2. als Aktivum, übermenschliche Macht, der gegenüber menschliche Freiheit ein Unding ist, die „die entscheidende Tat des Menschen nicht nur gewissermaßen aufnimmt und umlagert, sondern auch kategorisch herbeiführt"; hierzu gesellt sich als dritte der dramatisch technische Begriff für die Notwendigkeit, das tiefere, „in der Tragödie enthüllte Gesetz des Geschehens". Bergmann unternimmt es nun zu zeigen, daß „Schicksal" in der Braut von Messina nur im ersten oder dritten Sinne gefaßt werden kann; denn schon infolge seiner ganzen Weltanschauung ist Schiller nicht imstande gewesen, eine Schicksalstragödie im oben erwähnten zweiten Sinne zu schreiben. Werden diese Ausführungen die Gegner auch nicht überzeugen, so enthalten sie doch eine willkommene Bereicherung der Schillerliteratur über diesen Gegenstand ähnlich wie die in des Verfassers früher herausgegebenen Abhandlung „Die Verknüpfung der Handlung in der Braut von Messina" (s. Anzeigen aus der Schillerliteratur 1902/03 S. 435 flg.).

Schillers Persönlichkeit in seinen Briefen von Arthur Jooſt. Königl. Gymnasium zu Lyck. Beilage zum Jahresbericht 1904/05. 41 Seiten.

Aus Schillers Briefen (nach der siebenbändigen Ausgabe von Jonas) des Dichters Persönlichkeit zu zeichnen, hat, soviel ich weiß, zuerst Niedergesäß (s. Anzeigen aus der Schillerliteratur 1894/95) unternommen. Eine gewisse Einseitigkeit wird dieser Zeichnung immer anhaften; am auffälligsten erscheint mir dieser durch den Gegenstand selbst hervorgerufene Mangel in dem Abschnitt über Schillers Religion (S. 16—21). Der Verfasser muß daher darauf rechnen, daß seine Ausführungen nur als Ergänzung zur Kenntnis des Lebens und der Persönlichkeit des Dichters aufgefaßt werden. Diese Tatsache kann auch Schillers Wort nicht ändern: Ein Brief ist allenfalls der einzige Platz, wo man ganz wahr sein kann und es also auch sein soll; ein Brief, der das nicht ist, ist ein armseliges Ding, und eine Last, die man sich auflegt. Wenn auch Jooſt von seiner Abhandlung bescheiden sagt, daß sie keine selbständige, wissenschaftliche Bedeutung besitzt, so ist sie immerhin eine dankenswerte Leistung; die Briefstellen sind sehr geschickt ausgewählt und werfen, da sie in inneren Zusammenhang gebracht sind, interessante Schlaglichter auf die Persönlichkeit des Dichters.

Schiller als Geschichtsschreiber und Politiker. Von Oberlehrer Dr. A. Scheibe. 1905. Jahresbericht des Königl. Realgymnasiums zu Tarnowitz. Progr. Nr. 262.

Die Merkmale der Schillerschen Geschichtsschreibung — deren Vorzüge und Mängel — werden fast vollständig erwähnt, zu einer tiefer

Digitized by Google

angelegten Beurteilung derselben kommt es dagegen nicht. Der innige Zusammenhang zwischen Historiker und Dichter und wie sich jener zu diesem erhebt, konnte schärfer betont werden. Den bekannten schiefen Urteilen eines Janssen zu widersprechen, hätte sich der Verfasser ersparen können. Ganz vortrefflich zeigt dagegen Scheibe, daß Schiller die Idee immer mehr gilt als das Faktum, daß es ihm darauf ankommt, den psychologischen Zusammenhang darzulegen, und daß ihm daran gelegen ist, nur unleugbar Glaubwürdiges aus der Quelle zu entnehmen.

Schiller im Urteile des zwanzigsten Jahrhunderts. Stimmen über Schillers Wirkung auf die Gegenwart. Eingeführt von Eugen Wolff. Mit einem Bilde nach dem Gemälde von Anton Graff. Preis 4 M. 172 S. Jena, Hermann Costenoble, 1905.

Während frühere Zusammenstellungen von Urteilen und Aussprüchen über Schiller die Schätzung des Dichters meist nach der liberalen Parteidoktrin gaben, sind die vorliegenden Zeugnisse durchweg die Ergebnisse tiefen Eindringens in das dichterische und philosophische Schaffen des Dichters seitens des Verfassers. Die Perioden der Würdigung Schillers und seiner Kunst beleuchtet in scharfer Charakterisierung die Einleitung und zwar von Goethes herrlichen Zeugnissen an bis zu denen der jüngstdeutschen Dichterschule, die in Schiller nur den Dichter der schönen Phrase sieht. Der Herausgeber ist bemüht gewesen, charakteristische Vertreter aller Schichten des Volkes zu einem Ausspruch zu veranlassen, aber eine große Anzahl der Berufensten läßt das Personenregister vermissen. Möge das vortreffliche Werk den beabsichtigten erzieherischen Erfolg erreichen und die S. 42 geäußerte Behauptung sich bewahrheiten: das zwanzigste Jahrhundert wird Schiller besser würdigen, als es das neunzehnte getan hat.

Schiller als Philosoph und seine Beziehungen zu Kant. Festgabe der „Kantstudien". Herausgegeben von Hans Vaihinger und Bruno Bauch. Mit drei Schillerporträts. 166 S. Preis 3 M. Berlin, Reuther und Reinhard, 1905.

Voraus geht ein gedankenvolles und formvollendetes Einleitungsgedicht von Otto Liebmann: In Schillers Garten, zur Erinnerung an den 9. Mai 1805, dann folgen 1. Rudolf Euckens Einleitende Erwägungen: „Was können wir heute aus Schiller gewinnen?" Bei der gewaltigen Expansionskraft unseres heutigen Kulturlebens und den hierdurch verursachten schlimmen Begleiterscheinungen, bei dem aufs höchste gesteigerten Kampf ums Dasein, der wilden Gier nach Besitz und Genuß, regt sich in uns stärker als je das Bedürfnis, in dem Chaos der Gegenwart wieder feste Pole zu gewinnen,

Digitized by Google

und das mächtige Verlangen, der moralischen Natur in uns wieder ihre Herrschaft zu sichern. Schillers Lebenswerk und Lebensarbeit können uns aus dieser verworrenen Lage helfen. Verkehrt freilich wäre ein kritikloser Anschluß an seine Ideen; aber die Konzentration seines Strebens gegenüber der heutigen Zerfahrenheit, die Erhebung über Gegensätze, die uns heute zerspalten und entzweien, die männliche Kraft des Schaffens gegenüber der jetzt vorwaltenden Mattheit, das freudige Vertrauen inmitten alles Dunkels gegenüber sowohl einem grämlichen Pessimismus, als einem verflachenden Optimismus, sie können und müssen uns Leitsterne bleiben, wenn anders wir nicht der Dekadenz, mit der wir zu spielen lieben, in Wahrheit verfallen wollen. 2. Friedrich Alfred Schmid: „Schiller als theoretischer Philosoph". Indem der Verfasser die Bedeutung Schillers für die Geschichte der theoretischen Philosophie einschränkt und den Nachweis erbringt, daß Schiller sowohl in der Epoche seiner relativ selbständigen Denkweise, als auch in der Zeit seiner Kantstudien im wesentlichen nur eine befriedigende Grundlage gewinnen wollte für das Einzige, worauf es ihm als Persönlichkeit ankam, nämlich den Glauben an die Würde der Kunst, gibt er uns den Schlüssel zum richtigen Verständnis von Schillers Lebenswerk und Persönlichkeit. 3. Jonas Cohn, Das Kantische Element in Goethes Weltanschauung, Schillers philosophischer Einfluß auf Goethe. Der Aneignungsprozeß, den Goethe bei der Aufnahme Kantischer Ideen unter Schillers Einfluß durchmachte, ist einer tief in die Eigenart beider Dichter eindringenden und fesselnden Untersuchung unterzogen worden. Auf theoretischem Gebiete war jener Einfluß, da Schiller sich hier selbst nur empfangend verhielt, gering, ja Goethe ist noch viel weniger Erkenntnistheoretiker, dagegen lernt er durch Schiller die wahre Bedeutung der Kantischen Ethik würdigen, und zwar in der Weise, daß er gleichfalls den Rigorismus derselben zu mildern strebt. Hochbedeutend nun ist der dritte Abschnitt (S. 67—92), der die Umbildung von Goethes ästhetischer Theorie unter Schillers direkter Vermittelung behandelt. Von guter Beobachtung des Verhaltens Goethes in diesem Aneignungsprozeß zeugt der Inhalt des vierten Abschnittes. Wie überhaupt alles, was Goethe aufnahm, von ihm in ein Stück seines eignen Wesens verwandelt wurde, so werden auch die ihm von Schiller vermittelten philosophischen Begriffe in seinem anschaulichen Denken gleichsam Körper und Wesen und Fleisch und Blut. Auf religiösem und philosophischem Gebiete dagegen ist Goethe, bei dem alles höhere Streben von einem Gefühl religiöser Abhängigkeit durchdrungen ist, von Schiller unabhängig, für den die Kunst die Stelle der Religion einnimmt. Wohl aber findet sich in der Goetheschen Weltanschauung wie bei Kant die Anwendung von Symbolen auf das Religiöse. 4. B. Bauch, Schiller und die Idee der Freiheit.

Digitized by Google

Dieser Gegenstand ist gelegentlich der Jubelfeier sehr häufig, aber fast ausnahmslos „populär" behandelt worden. Um so freudiger ist Bauchs streng wissenschaftliche Untersuchung zu begrüßen. Sie zeigt das Auftauchen des großen Problems der Freiheit in den Räubern, den durch das Studium der Geschichte und an diesem Stück sich vollziehenden Abklärungsprozeß des Freiheitsbegriffes und die neue geläuterte Gestaltung, die alsdann in dem Drama verkündet wird. Sehr interessant ist der Nachweis, erstens daß sich Schiller in dem Gegensatz, in dem er sich zur Kantischen Moral zu befinden wähnt, in Wahrheit gar nicht befindet, und zweitens, auf welchem Wege und durch welche Mittel Schiller, das Reich der Freiheit erweiternd, hinausgegangen ist. 5. H. Vaihinger, Zwei Quellenfunde zu Schillers philosophischer Entwickelung. 1. eine Disputation in der Karlsschule im November 1776. In der Geschichte der Hohen Karlsschule (Würzburg 1856) von H. Wagner wird in dem Verzeichnis der Schriften der Stuttgarter Akademie bereits die Dissertation Jacob Friedr. Abels erwähnt, unter den Respondenten wird der damals 17 Jahre alte Schiller genannt. Vaihinger gibt nach dem von ihm aufgefundenen Exemplare eine ausführliche Analyse des Abelschen Programms: de origine charakteris animi. 2. Ein Freimaurerliederbuch als Quelle des Liedes an die Freude. Das betreffende Buch führt den Titel „Lieder mit Melodien zum Gebrauch der Loge zu den drey Degen in Halle. Halle 1784, gedruckt bei Christian Gottlob Täubel". Der Gedankenkreis des auf Seite 17 befindlichen Liedes an die Freude klingt an den des Schillerschen Liedes zweifellos an. Es könnte neben Hagendorns Ode „Freude, Göttin aller Herzen", und neben dem Liede von Uz, „Freude, Königin der Weisen", als Quelle in Betracht kommen. V. vermutet nur, daß Körner Freimaurer gewesen ist; es ist aber erwiesen, daß Körner der Loge Minerva zu den drei Palmen angehörte, (vgl. L. Keller, Schillers Stellung in der Entwickelungsgeschichte des Humanismus 1905). Eine weitere Kombination wäre, daß Schiller im Körnerschen Hause das obenerwähnte Freimaurerliederbuch kennen gelernt hat. 6. Es folgen drei kleinere Aufsätze a) Karl Rosenkranz über Schiller, von Dr. Karl Runge in Berlin, b) Schillers letztes Bildnis, von Dr. Fr. Alfred Schmid, c) das Schillerporträt von Gerhard von Kügelgen, von H. Vaihinger, d) Schillers transzendentaler Idealismus, von W. Windelband. Aus den Motiven des Schillerschen Philosophierens werden die Differenzpunkte zwischen dem Kantischen und Schillerschen transzendentalen Idealismus aus der Grundüberzeugung beider Denker, ihre trotzdem bestehende Gesinnungsverwandtschaft dargelegt. In welchem Sinne Vaihinger den Freiheitsbegriff als die Grundlage des Schillerschen Denkens gelten lassen will, wird S. 152 mit treffenden Worten gesagt: „Die Verwandlung der Welt und der

Digitized by Google

Gegenstände des Bewußtseins ist die entscheidende Tat des kritischen Philosophen. Und dieses Entscheidende hat Schiller genau so scharf gesehen und genau so fest ergriffen wie Fichte. Es ist der Grundton, auf den alle philosophischen Leistungen Schillers gestimmt sind. Wenn man die Spontanität des Geistes in der Erzeugung seiner Gegenstände Freiheit nennt, so gilt es in diesem — aber freilich nur in diesem! — Sinn, daß Freiheit der Zentralbegriff des Schillerschen Denkens, wie des Kantischen und des Fichteschen ist." Timkleins wundervolles Gedicht „Kunst und Schiller" schließt diese prächtige Festgabe der „Kantstudien" von Vaihinger und Bauch ab, die durch die Beiträge der hervorragendsten Gelehrten auf philosophischem Gebiete zu den monumentalen Erscheinungen der Jubiläumsliteratur gehört. (Fortsetzung folgt.)

Sprechzimmer.

1.

a) „Andeckeln".

Mit Bezug auf meine Ausführungen unter 1 a) und b) in dieser Zeitschrift XIX, S. 663, teilt mir Herr P. Opitz, Oberlehrer am hiesigen Königl. Luisen-Gymnasium, freundlichst einige Einzelheiten mit, die ich mit seiner gütigen Erlaubnis hier wiedergeben möchte.

a) „Für die Richtigkeit des Zusammenhanges zwischen „Zeck" („teck" — „tick") und der Wurzel tac ($\tau\alpha\gamma$) spricht auch das in meiner Kinderzeit in Berlin unter uns Jungen übliche „Andeckeln". Ein Steinmanderl wurde aus Findlingen erbaut, und die Aufgabe der Spielgenossen bestand darin, daß ein jeder versuchte, mit seinem Wurfstein das Manderl zu treffen; „deckeln" Frequentativ zu „decken" (= „tecken").

Herr Oberlehrer Sehmsdorf-Königsberg (Pr.) macht mich auf die bekannte Redensart aufmerksam: „Von Ticktacken kommt Burrjacken." (Vgl. Fr. Reuter, „Dörchläuchting" Kap. 8.)

b) „Buzzen" für „stoßen" ist auch jetzt noch üblich. Ruf in Streit geratener Kinder: „Mama, Dietrich buzzt wieder". Namentlich das widdermäßige Stoßen mit dem Kopfe wird so genannt. Übertragen ist „Buzzkopf", d. h. jemand, der kurz angebunden, grob, schwer umgänglich ist."

b) Begahlsberg.

Bei Altruppin findet sich mitten im Walde ein ganz unbedeutender Hügel, der den merkwürdigen Namen „Begahls"- (oder Bejahls-) Berg trägt. Ich vermute nun, daß dieselbe Bezeichnung in „Pichels"-Berg (-Dorf, -Werder), einem bekannten Punkte an der Havel (zwischen Spandau und Schildhorn), vorliegt. Offenbar ist der Name wendischen Ursprunges. Vielleicht gelingt es einem Kenner der slavischen Sprachen, die Bedeutung zu ermitteln.

Digitized by Google

c) Verkehrte Anwendung von „um zu“ mit dem Infinitiv.

Zunehmender Denkfaulheit und zumeist wohl auch dem verderblichen Einflusse der Presse dürfte es zuzuschreiben sein, daß die Konstruktion mit „um zu“ und dem Infinitiv, die doch nur für Finalsätze zulässig sein sollte, auch in anderen Fällen fast Bürgerrecht erlangt hat. In jeder Zeitung sind Wendungen zu lesen wie: „Fürst H. traf gegen Mittag auf dem Anhalter Bahnhofe ein, um bereits um 1 Uhr nach Z. weiterzureisen.“ Schlimmer aber ist es, wenn sogar in weitverbreiteten geographischen Lehrbüchern überall Sätze vorkommen wie: „Die Oder wendet sich nun nach Nordost, um sich bald in die Ostsee zu ergießen.“

Ähnlicher Gedankenlosigkeit verdanken ihre Entstehung auch Mißbildungen wie: „Ohne Namen zu nennen, beanspruchte die Rückgabe jedes Aufsatzes eine volle Stunde.“ Diesen Satz hat ein hochgestellter Beamter auf dem Gewissen.

Berlin. Dr. **L. Nagel.**

2.

Zu Ztschr. XIX, S. 599.

In Heft 9 des 19. Jahrg. dieser Zeitschr. (S. 599) fragt Dr. Seidl nach der Deutung des Kinderreims

Eisenklar
wie ein Haar
hat gesponnen sieben Jahr,
sieben Jahr sind um und um
und die N. N. dreht sich um.

Ich habe das Lied in fast derselben Fassung und in zwei Varianten in Berlin gefunden und alle drei Überlieferungen in meine kleinen Sammlungen (Kinderreime I, 38. II. 63) aufgenommen; es ist mir inzwischen bekannt geworden, daß das Lied in der ersten Fassung auch in Schlesien von den Kindern gesungen wird.

Was den Ursprung des Liedes anlangt, so glaube ich, daß es sich hier nicht um den Rest eines Märchens oder einer Sage handelt, daß überhaupt ein tieferer Sinn dem Reime nicht zugrunde liegt. Im Volksmunde wendet man „klar“ oft an, um etwas recht Schönes, Ebenes, Feines zu bezeichnen; so z. B. heißt's beim Spinnen vielfach: „so klar wie Seide gesponnen“; man meint damit einen besonders schönen, gleichmäßigen Faden.

In dem Liede wird erwähnt, daß die Jungfer sieben Jahre warten muß. Gerade die Siebenzahl ist ja im Volke sehr gebräuchlich. Sitzen z. B. sieben Personen bei Tisch, so soll nach dem Glauben des Volkes in manchen Gegenden ein Gast noch im Laufe des Jahres sterben. Kann die Zahl in unserem Liede nicht Bezug haben darauf, daß man einem zur Jungfrau erwachsenen Mädchen die Zeit bis zur Hochzeit bemißt oder sagen will, wie lange es an der Aussteuer allmählich schaffen kann? Sollte es nicht noch ein Anklang sein an Jakobs Freien um Rahel, das sieben Jahre währte?

Berlin. **Otto Frömmel.**

3.

Goethe und J. J. Rousseau.

Hans Hofmann-Solingen macht in dieser Zeitschrift (20. Jahrgang, 4. Heft S. 254) darauf aufmerksam, daß die Schlußverse des Trauergesanges im 3. Akt

Digitized by Google

des zweiten Teiles von Goethes „Faust" an die Schlußverse der vierten Strophe der Marseillaise erinnern. Im Anschluß daran möchte ich hier darauf hinweisen, daß, wie kürzlich Martha Langkavel in dem „Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen" mitgeteilt hat, zu den berühmten Worten des Goetheschen Faust:

Werd' ich zum Augenblicke sagen:
Verweile doch! Du bist so schön!

eine Parallelstelle bei J. J. Rousseau in „Les Rêveries du promeneur solitaire" sich findet. In der cinquième promenade steht gegen Ende: „Aussi n'a-t-on guère ici-bas que du plaisir qui passe; pour le bonheur qui dure, je doute qu'il y soit connu. A peine est-il dans nos plus vives jouissances un instant où le cœur puisse véritablement nous dire: Je voudrois que cet instant durât toujours." Goethes Verse könnten vielleicht eine unbewußte Erinnerung an diese Worte Rousseaus enthalten. Es dürfte übrigens von Interesse sein, zu vergleichen, wie die neuesten französischen „Faust"-Übersetzer Goethes Worte wiedergegeben haben: Sabatier im Metrum des Originals, „suivant les règles de la versification allemande", Pradez metrisch, nach den Gesetzen der französischen Prosodie, Paquelin und Schropp in Prosa.

François Sabatier (1893): Tope aussi toi!
Si je dis au moment qui passe:
Arrête-toi! tu es si beau!
Alors enchaîne-moi sur place,
Alors que j'aille au fond des flots!

Georges Pradez (1895): Et coup sur coup encor!
Pour que tu saches bien que ma parole est d'or.
Oui, si goûtant enfin la joie,
J'en veux prolonger le moment!
De moi tu peux faire ta proie;
A périr je consens gaîment!

Suzanne Paquelin (1903): Troc pour troc!
Si je dis au Moment:
„Demeure donc! Tu es si beau!"
Alors, il te sera permis de me charger de fers,
Alors, j'irai volontiers à l'abîme!

Ralph Roderich Schropp (1905):
Et tope pour tope! Si je dis au Moment: Arrête-toi donc! tu es si beau! Alors tu peux me charger de chaînes, alors je consens volontiers à périr!

Mannheim. **Gottfried Süpfle.**

4.

Guck us! = Kuckuck. (Zu Ztschr. XIX, S. 599.)

Die von A. Seidl a. a. O. aus Lindau mitgeteilte eigentümliche Variation des gewöhnlichen Versteckrufs „Kuckuck!", nämlich „Guck us!" d. h. „Gucke aus!" ist eine erfreuliche Bestätigung der meines Wissens zuerst von Dr. Veit (Ostdorfer Studien. Erstes Heft, Tübingen 1901) veröffentlichten Erklärung des nhd. Zeitworts gucken. Kluge meinte noch in der 6. Auflage des etymologischen

Digitized by Google

Wörterbuchs, das Wort fehle dem Ahd., und sein Ursprung sei dunkel. Veit schrieb a. a. O. S. 31: Ich denke aber, es ist einfach ahd. gucchon, 'kukuk rufen' (Braune, Ahd. Lesebuch 3. Auflage S. 1946), germ. *gukuon. Veit verweist als auf eine Analogie dazu auf engl. to peep, das zunächst auch to chirp bedeutet, dann die Bedeutung bekam to look privily. Mir ist unabhängig von Veit dieselbe Deutung gekommen, daß hier ein schallnachahmendes Wort auf das Sehen übertragen worden sei. Der Kuckuck läßt sich selten sehen, um so häufiger aus seinem Versteck hören; das wurde auf das Kinderspiel übertragen.

Maulbronn. Eb. Nestle.

5.

Zu Chamissos „Böser Markt". (Ztschr. XVII, S. 56.)

Daß die von Chamisso nach Hebel behandelte Geschichte schon älter ist, vermute ich aus folgender Stelle in Musäus' Legenden von Rübezahl, erschienen 1782 (s. Volksmärchen der Deutschen von Johann Karl August Musäus, herausg. von Moritz Müller, Leipzig, F. A. Brockhaus, I. Teil, S. 161): „Nachdem ich mich der beiden feigen Kerle erledigt hatte, war meine Absicht, den Wagen tief in den Wald hineinzuführen, und ohne den Damen das Geringste zu Leide zu tun, nur einen kleinen Trödelmarkt zu eröffnen, und den schwarzen Mantel, der in Absicht seiner mir geleisteten Dienste von keinem geringen Wert war, gegen ihre Barschaft und Geschmeide zu vertauschen, ihnen eine glückliche Reise anzuwünschen und mich bestens zu empfehlen."

Northeim. R. Sprenger. †

6.

Die Forst. (Ztschr. XX, S. 62/63.)

Nach Adelungs Wb. (1775) 2, S. 246 ist in einigen oberdeutschen Gegenden, z. B. im Württembergischen, „Forst" weiblichen Geschlechts. Heinsius, Volkstümliches Wb. (1819), 2, S. 167 gibt an, daß das Wort im Niederdeutschen weiblich sei. Diese Angabe ist nicht völlig zutreffend. Im Waldeckischen ist heute „fuoßt". männlich[1]) und wird es auch vor hundert Jahren gewesen sein. Aber Schambach, Göttingisch-Grubenhagensches Idiotikon (1858), S. 278 führt „foßt" als Femininum an. Weiblichen Geschlechts ist das Wort auch auf dem ganzen niederdeutschen Harze, wo es „forscht" lautet und stets einen staatlichen Wald, nie eine Gemeindewaldung bezeichnet. Auch aus früherer Zeit kann ich es als weiblich nachweisen, aus Akten der Fürstl. Kanzlei zu Blankenburg a. H. So steht in einem Erlasse, daß die Hirten die Spitzbarten abschaffen und nur Heckebarten tragen sollen, vom 17. Martii 1686: „daß der eine oder der andere eine Barte . . . keines weges der Forst zum Schaden bey sich tragen soll". Der Dativ „der Forst" begegnet ferner in Verordnungen aus den Jahren 1705, 1706, 1712, 1724. Ein männliches Forst fehlt. Dagegen erscheint in einer Forstordnung, die den 8. Juli 1693 zu Wolfenbüttel erlassen wurde, Forst mehrmals männlich, nur einmal weiblich: „Behueff eines jeden Ampts und

1) Bauer, Waldeckisches Wörterbuch. Herausgeg. von H. Collitz, 1902, S. 36.

Digitized by Google

unser Closterforst Michaelstein". Männlich findet es sich im Urkundenbuche der Stadt Goslar III, Nr. 270 (1312); IV, Nr. 409 (1350); im Urkundenbuche der Stadt Halberstadt I, Nr. 398 (1320), wo es Jagdgerechtigkeit bedeutet, „dat wy gheven ... dat eghen over dat holt to Ebbekestorp mit alleme rechte, dat wy daran hebben gehat unde dat uns daraf anvallen mach, sunder den vorst des engheve wy en nicht".

Zugleich möge hier bemerkt sein, daß der Ausdruck verforstzinsen, d. h. einen gewissen Betrag für aus der Forst bezogenes Holz zahlen, und das Ptc. ohnverforstzinset in den erwähnten Verordnungen der Fürstl. Kanzlei zu Blankenburg mehrfach begegnet.

Blankenburg a. H. **Ed. Damköhler.**

7.

Zu einigen Gedichten.

1. Zu Goethes Gedicht „Verschiedene Drohung" („Einst ging ich meinem Mädchen nach"). Es gehört zu den kleinen Liedern, welche in Leipzig entstanden sind, und soll nach dem Italienischen gemacht sein. Bemerkt sei kurz, daß ein Idyll des französischen Schriftstellers Mendès, „D'après un trumeau", aus der Sammlung „Pour lire au bain", denselben Inhalt hat ... Cesse, Tircis! ou je crie à l'aide ... Je t'adore, ô la plus belle des bergères (tout en poussant l'insolence jusqu'aux plus extrêmes limites). Et Philis, alors: Tais-toi! mais tais-toi donc! Ah! Tircis, si l'on t'entendait! — und daß Witze ähnlichen Inhalts hin und wieder durch die Blätter gehen, wie: Er: ... komm, laß Dir einen Kuß geben! Sie: Daß Du Dich nicht unterstehst! Ich schreie, wenn Du's tust! — Erschrocken fährt er zurück — Sie: Aber ich schreie ganz leise —.

2. Zu Uhlands Ballade „Das Schloß am Meer". In der Einleitung zur „Braut von Lammermoor" macht Scott eine Dichtung (Elegie) aus dem 17. Jahrhundert namhaft, die an Uhlands wundervolle Ballade erinnert: On the unexpected death of the virtuous Lady Mrs. Janet Dalrymple, Lady Baldoon, younger ... (Vorbild zur „Braut"). Wie Uhlands Dichtung besteht auch sie aus einem Zwiegespräch, zwischen einem Reisenden und einem Diener des Hauses. Als jener das erste Mal die Stätte betrat, war alles eitel Freude und Fröhlichkeit, jetzt ist alles in Trauer verwandelt durch den plötzlichen Tod der jungen Braut ... Vielleicht durch diese oder eine ähnliche Dichtung wird Uhland angeregt sein.

3. Zu Uhlands Gedicht „O brich nicht, Steg!" Das letzte, das neunte der „Wanderlieder". Stark daran erinnert das 11. Lied aus Tennysons Zyklus „Maud":

O let the solid ground
Not fail beneath my feet
Before my life has found
What some have found so sweet.

Hat Tennyson Uhland gekannt? Coleridges Gedicht „Names" ist bekanntlich eine Übersetzung des Lessingschen „Die Namen".

Digitized by Google

4. Zu Zedlitz' Gedicht „Die Dorfkirche". In der letzten Strophe wird auf die Sage vom Pelikan angespielt, der sich die Brust aufreißt, um die Jungen mit eigenem Herzblute zu tränken, und dem der Dichter die tote Mutter vergleicht. Ein anderer Schriftsteller hat gesagt: „Die Sage von dem Vogel Pelikan, der sich die Brust aufreißt, um seine hungernden Jungen zu ätzen, scheint eigens für die Mutter erfunden zu sein". Ein Gedicht Heines fängt an: Hatte wie ein Pelikan Dich mit eignem Blut getränket . . . In einer dänischen Bauernstube im „Danske Volksmuseum" zu Kopenhagen sah ich eine Wiege mit Kind, darüber schwebend, an der Decke aufgehängt, einen großen Pelikan aus Holz mit drei Jungen an der Brust, als Sinnbild, die über dem Kinde schwebende, beschützende Mutterliebe darstellend. Eine schöne dänische Sitte. Sonst findet man den Pelikan häufig an Häusern, und auf Grabsteinen symbolisch für Christus (vgl. meine „Hausinschriften aus Holland", Emden-Haynel).

5. Zu Schwabs Gedicht „Die Thurbrücke zu Bischofszell". Eine Brückensage; denselben Inhalt hat Pfeffels Gedicht „Die Brücke der Witwe" (nach einer spanischen Sage). Auch in diesen Gedichten kommt die Mutterliebe zum Ausdruck.

Markoldendorf-Wilhelmshaven. Dr. **H. Andrae.**

Bücherbesprechungen.

Dr. **Karl Knabe**, Aus der antiken Geisteswelt. Ein Ergänzungsbuch für den Unterricht an Realanstalten. Leipzig, Quelle und Meyer, 1906. 8. XII und 112 S. Preis geb. 1,60 M.

Prof. Dr. **Heinrich Wolf**, Klassisches Lesebuch. Eine Einführung in das Geistes- und Kulturleben der Griechen und Römer und Übersetzungen ihrer Klassiker. I. Teil: Homers Ilias und Odyssee nebst einigen Proben aus der lyrischen und dramatischen Dichtung der Griechen S. 1—198. II. Teil: Griechische Geschichtsschreiber, Philosophen usw. und römische Schriftsteller in Übersetzungen S. 199—432. Weißenfels, R. Schirdewahn, 1906. Teil I geb. 2 M., Teil II geb. 2,50 M., oder beide Teile in einem Bande als Geschenkausgabe eleg. geb. 5 M.

Erfreulicherweise verfügen wir heute schon über eine stattliche Zahl trefflicher, aus der Feder tüchtiger Philologen und im Lehramt erprobter Pädagogen hervorgegangener Bücher, die sich die reizvolle Aufgabe gestellt haben, die Schüler aller Realanstalten (im weitesten Sinne verstanden) in die geistigen Schöpfungen der Griechen und Römer einzuführen. Denn daß auch jene Schüler, zumal die der immer kräftiger sich entwickelnden Oberrealschulen, ein gutes Recht haben, bis zu einem gewissen Grade die Kultur der sog. klassischen Völker kennen zu lernen, und daß, wenn man auf diesen Unterricht gänzlich verzichten

Digitized by Google

wollte, der Real-Abiturient vielen Erscheinungen nicht nur in der Kunst, namentlich in der Poesie und Plastik, sondern auch gar manchen Erscheinungen des modernen staatlichen und sozialen Lebens verständnislos gegenüberstehen würde, kann kein einsichtiger Schulmann bezweifeln. Neben dem Lateinunterricht, den ja wenigstens das Realgymnasium auch besitzt, ist es ja nun vor allem der deutsche und der Geschichtsunterricht, dem die Aufgabe zufällt, in die Kulturerrungenschaften der klassischen Völker einzuführen[1]), und jedes neu erscheinende Werk, das diesem wichtigen Zwecke dient, muß den Lehrern, die die betreffenden Unterrichtsfächer vertreten, willkommen sein.

In diesem Sinne begrüßen wir auch die beiden obengenannten Bücher mit lebhafter Freude. Was zunächst das Werkchen von Dr. K. Knabe, dem Direktor der Oberrealschule zu Marburg a. d. Lahn, betrifft, so soll es in erster Linie zu einer fruchtbringenden Vertiefung der geschichtlichen Unterweisung, sodann zu einer intensiveren Belebung des deutschen Unterrichts auf der Oberstufe der Oberrealschulen beitragen, endlich soll es aber auch zur Betrachtung von Werken der bildenden Kunst anleiten und in ihm ein kleiner Beitrag zur philosophischen Propädeutik und zur Entwickelung der Religionslehre beigesteuert werden. Daß das Buch dazu in hervorragendem Maße geeignet ist, unterliegt keinem Zweifel. Mit großer Sachkenntnis geschrieben, gibt es eine treffliche Auswahl aus den unerschöpflichen Geistesschätzen der griechisch-römischen Literatur, indem es sowohl die Dichter, als auch die Prosaiker zu Worte kommen läßt und deren reiche Gedankenwelt dem Schüler in meist wohlgelungenen deutschen Proben vorführt, die der Verfasser unter sorgfältigster Quellenangabe den besten deutschen Übersetzungen entlehnt.

Das Ganze gliedert sich in vier Hauptgruppen: I. Dichtkunst, II. Bildende Kunst, III. Geschichte und Erdkunde, IV. Philosophie und Religion. Im ersten Teile schließt Knabe dabei Bruchstücke aus Homers Epen und aus antiken Dramen völlig aus, „weil diese ganz in den Händen der Schüler sein müssen". Dieser Auffassung können wir nicht unbedingt beipflichten; denn wenn zwar wohl ein Abiturient der Oberrealschule eine deutsche Übersetzung der Odyssee und Ilias in seiner Privatbibliothek besitzt, so ist es doch mindestens schon zweifelhaft, ob er auch die drei großen griechischen Tragiker in Übersetzungen der Muttersprache sein eigen nennt, von den Komödien des Aristophanes ganz zu geschweigen. Hier wären also unserer Meinung nach doch wenigstens einige knappe Proben des griechischen Dramas am Platze gewesen. Hingegen stimmen wir völlig mit dem Vorgehen des Verfassers überein, wenn er Abhandlungen zur Einleitung u. dgl. ausgeschlossen hat, „um den unterrichtenden Herren nicht vorzugreifen", und wenn er bei Wiedergabe von Gedichten mehrfach modernes Metrum gewählt hat.

Interessant ist, wie sich Knabe die Verwendung altklassischen Stoffes an Oberrealschulen denkt. In der Quinta werden die Sagen nach dem Lehrbuche

1) Vgl. meinen Aufsatz: „Klassische Bildungselemente im Realgymnasialunterricht" im 18. Jahrgang dieser Zeitschrift, S. 181 flg.

Digitized by Google

durchgenommen, in der Quarta geschichtliche Quellenheftchen (z. B. von Sevin) und Bilder ausgiebig verwertet, in Obertertia wird Homers Odyssee in Hubatsch' Übersetzung behandelt. In der Obersekunda werden zwei Dramen von Sophokles (König Ödipus und Antigone) oder Äschylus gelesen und dann im Anschlusse an den geschichtlichen Unterricht das vorliegende Buch benutzt. (Daneben wird noch Homers Ilias und Schillers Übersetzung aus der Äneis, im Englischen Shakespeares Julius Cäsar oder Coriolan, von neueren klassischen Werken Schillers Braut von Messina, Grillparzers Goldenes Vließ u. a. gelesen). In Unterprima findet dann die mittelhochdeutsche Dichtung die erwünschteste Berührung mit dem geschichtlichen Stoffe, endlich in Oberprima wird bei der Behandlung Lessings das vorliegende Buch herangezogen, wie auch zu philosophischen Erörterungen und zu solchen über Religion und Kunst.

Wahrlich, ein schönes, vornehmes Programm, das Knabe da vor unseren Augen entwickelt, ein Programm, reich genug, daß auch die Schüler realistischer Anstalten einen starken, unvergeßlichen Hauch des unsterblichen Geistes der Antike an sich und ihrem Seelenleben verspüren. Daß das Buch, welches der Verfasser allzu bescheiden einen „Versuch" nennt, aus der Praxis erwachsen ist und erst nach jahrelangem Sammeln und Suchen entstanden ist, leuchtet auf den ersten Blick ein. Hervorragende Belesenheit in der antiken, auch abseits von der großen Heerstraße liegenden Literatur, warme Liebe und Bewunderung für die unvergleichlichen Schöpfungen der Alten, feinster ästhetischer Geschmack und ein von hoher pädagogischer Erfahrung zeugendes Verständnis für die Bedürfnisse der Schule haben hier zusammengewirkt, um ein Buch zu schaffen, das sich bald die weitesten Kreise nicht nur der Schule, sondern aller Gebildeten erobern wird. Da dasselbe ferner für die Benutzung neben den bereits eingeführten Lese- und Quellenbüchern, sowie Schulausgaben angelegt ist, so hat der Herausgeber besonders darauf geachtet, daß der dargebotene Stoff tatsächlich im Unterricht verwertet werden kann. Der so erzielte mäßige Umfang machte es aber auch möglich, den Preis des Büchleins (M. 1,60) so niedrig zu gestalten, daß seine Anschaffung das Budget des einzelnen Schülers nicht nennenswert belastet.

Daß, wie der Verfasser selbst meint, sein Werkchen außer der Oberrealschule auch dem Realgymnasium, sowie dem Kadettenkorps, der höheren Mädchenschule und auch dem Lehrerseminar wertvolle Dienste leisten kann, ist sicher, und so wünschen wir von ganzem Herzen, daß das schöne, auch äußerlich würdig ausgestattete Buch bald zum eisernen Bestand aller Lehrer- und Schülerbibliotheken gehören und im Unterricht die weiteste Verwendung finden möge: eine nachhaltige Befruchtung und Belebung der verschiedensten Unterrichtsfächer wird der sichere Lohn sein.[1])

1) Nicht um den Wert des trefflichen Büchleins herabzusetzen, sondern um dem geschätzten Herausgeber für eine etwaige Neuauflage einen bescheidenen Dienst zu erweisen, seien hier einige Druckfehler und Versehen berichtigt. So muß es S. VII unter Nr. 21, 3. Spalte H. Leisering statt Liesering heißen; S. 4 unter Nr. 20 in der 4. Strophe

Digitized by Google

Einen gleichen Zweck wie das eben besprochene Buch verfolgt das andere, von Prof. Dr. Heinrich Wolf in Düsseldorf verfaßte und seinem „langjährigen früheren Direktor, dem Freunde humanistischer Bildung, Herrn Geh. Ober-Regierungsrat Dr. Matthias" gewidmete zweibändige Werk. Es will im Kampfe der Meinungen über Wert und Unwert des humanistischen Bildungsganges, sowie überhaupt der sog. klassischen Bildung für den Menschen der Neuzeit, einen Beitrag zum Ausgleich der widerstreitenden Empfindungen und Bestrebungen liefern; es will ferner den Stoff und Schatz an Kenntnis des klassischen Altertums, seiner Literatur und Kultur, den der Schüler des Gymnasiums aus dem Urtext griechischer und römischer Klassiker gewinnt, auch den Schülern der Realanstalten als: Realgymnasien, Oberrealschulen, Kadetten-Anstalten, höheren Mädchenschulen und Lehrerseminaren, dann überhaupt jedem nach geistiger Ausbildung und Vervollkommnung ringenden Menschen in guten Übersetzungen und Erläuterungen darbieten.

Mit vollem Recht legt der Verfasser in seinem Vorwort dar, daß einerseits unsere Jugend nicht die wichtigsten, gewaltigsten Errungenschaften des Menschengeistes „blasiert als etwas Selbstverständliches hinnehmen" darf, daß es gilt, „den historischen Sinn zu wecken, um der Gefahr einer einseitigen Gegenwartsbildung vorzubeugen", anderseits daß trotz aller berechtigten Unterschiede zwischen den verschiedenartigen höheren Bildungsanstalten und trotz der notwendigen Wahrung und Betonung ihrer Eigenart doch keine tiefe Kluft zwischen ihnen bestehen darf, sondern daß im Gegenteil „recht viele Brücken hinüber und herüber führen müssen". Das sind vom pädagogischen wie auch vom sozialen Standpunkt aus betrachtet so gesunde, vernünftige Gedanken, daß ihnen wohl jeder einsichtige Schulmann beistimmen wird.

Das Werk zerfällt in zwei Bände. Der erste Band enthält nach einem kurzen Abriß über „die räumliche Ausbreitung der altgriechischen Kultur" (durch eine hübsche, lehrreiche Karte recht anschaulich unterstützt) und über „die Religion als die Quelle alles geistigen Lebens der Griechen" (allerdings etwas sehr knapp) zunächst große, umfängliche Stücke aus den homerischen Epen (S. 5—160). Dabei sind leider die ersten vier Bücher der Odyssee gar nicht berücksichtigt, obwohl, wie der Herausgeber selbst sagt, mancher herrliche Abschnitt darin steht. An das Epos schließen sich Proben aus der lyrischen Poesie (S. 162—172, Elegie, Epigramm, Lyrik im engeren Sinne), eingeleitet durch eine Reihe das Verständnis dieser eigenartigen griechischen Dichtungsgattung vermittelnder, kurz gefaßter Erläuterungen; in angemessener Weise wird der Schüler hier mit Dichterpersönlichkeiten, wie Tyrtäus, Solon, Theognis, Simonides,

Daunia's statt Dannia's; S. 27 unter Nr. 20 Melpomene statt Malpomene; S. 36, 8. 5 v. u. Propyläen statt Prophyläen; S. 88 8. 8 v. u. Thucydides statt Thycydides; S. 55 unter Nr. 35 Ars amandi statt Art amandi; S. 56 unter Nr. 36 ist der Pentameter nicht in Ordnung, er muß heißen: „Reicht' als Gabe des Danks jede der Neun ihm ein Buch"; S. 56 unter Nr. 37 muß der erste Satz mit dem Namen Agesilaus statt Aristoteles beginnen; S. 110 unter Nr. 43 steht in der Überschrift Plinus statt Plinius u. a. m.

Digitized by Google

Alkman u. a. bekannt gemacht, auch zwei Volkslieder, unter ihnen das hübsche „Schwalbenlied" von der Insel Rhodus, werden mitgeteilt. Recht passend scheint uns auch der Hinweis auf deutsche Dichtungen, die ähnliche Gedanken zum Ausdruck bringen, wie z. B. der Vergleich zwischen einem Lied Alkmans und Goethes „Wanderers Nachtlied" eine überraschende Parallele erschließt. Daß aber von Pindar gar keine Probe gegeben ist, bedauern wir lebhaft, ist doch seine Poesie die Krone der lyrischen griechischen Dichtung; für ein oder zwei seiner Gedichte wäre gewiß noch Platz. Den Schluß des ersten Bandes (S. 173—198) nimmt das Drama ein. Wiederum nach einigen orientierenden Bemerkungen über die hohe Bedeutung der religiösen Volksfeste im Altertum, über die Entstehung des Dramas, über das antike Theater und seine Einrichtung, sowie über Aufbau, Stoff und Inhalt der Tragödie erhalten wir Abschnitte aus Äschylus' Perfern, Sophokles' „König Ödipus" und eine Reihe von Proben euripideischer Dichtkunst; auch hier wird allemal ein kurzer Abriß über die Lebensschicksale und Werke der betreffenden Dichter vorausgeschickt. Während wir uns mit der Auswahl der Stücke hier im allgemeinen einverstanden erklären, scheint uns das Fehlen jeder Probe aus der Komödie ein bemerkenswerter Mangel des Buches. Wohl wird in einem Artikel von elf Zeilen Aristophanes ganz kurz erwähnt; aber wenn Schüler von Realanstalten einen gewissen Eindruck von der attischen Komödie, diesem wunderbar originellen Produkt des vielgestaltigen griechischen Geistes, erhalten sollen, was nach unserer Meinung durchaus wünschenswert ist, so muß unbedingt Aristophanes, jener „ungezogene Liebling der Grazien", mit einigen Übersetzungsproben, etwa aus den „Fröschen" oder den „Vögeln", vertreten sein.

Der zweite Band bringt zunächst griechische Geschichtsschreiber und Redner (S. 199—247), und zwar in durchaus angemessenem Umfang Stücke aus Herodot, Thucydides, Xenophon, Plutarch, Demosthenes, auch hier unter Vorausschickung entsprechender einleitender Notizen. Nach einer „Einführung in die griechische Philosophie" (S. 248—250) und kurzen orientierenden Abrissen über Sokrates, Plato, Aristoteles, Epikur u. a. griechische Denker (S. 250—255) folgen alsdann große Partien aus Platos Menon und Phädon, sowie aus Aristoteles' Politik und Poetik (S. 256—296). Auch mit dieser Auswahl kann man sich wohl einverstanden erklären. Um nun aber auch, zumal da das Buch für Realanstalten bestimmt ist, einen Einblick in die Arbeiten und Leistungen der Alten auf dem Gebiete der Naturwissenschaften, der Mathematik und Mechanik zu gewähren, schließt der Herausgeber nach einer kurzen Einführung in die griechische Mathematik drei Abschnitte an, betitelt: Das Riesenschiff des Hieron, Erd- und Himmelskunde sowie Medizin, Das Weltgebäude (S. 297—314).

Den zweiten Teil des zweiten Bandes nehmen die Römer ein. Zunächst werden Übersetzungsproben aus Prosaikern gegeben (S. 315—387): Cicero (der allerdings im Verhältnis zu seiner großen Bedeutung viel zu knapp wegkommt), Livius, Sallust, Cäsar, Tacitus, Plinius, Petronius, im allgemeinen

Digitized by Google

eine geschickt getroffene Auswahl. Daran reiht sich das klassische Dreigestirn am poetischen Himmel Roms: Vergil, Horaz, Ovid (S. 388—406). Der erstere wird mit acht Zeilen abgetan und die Schüler werden auf Schillers Übersetzung des 2. und 4. Buches der Äneis hingewiesen, nicht mit Unrecht, da eine Gesamtausgabe von Schillers dichterischer Tätigkeit wohl in den Händen aller Schüler einer höheren Lehranstalt sich befindet. Von Horaz werden sowohl Proben aus den Oden als auch aus den Satiren gegeben, von den ersteren freilich nur drei und wir vermissen unter ihnen Glanzstücke wie I, 9: Vides ut alta, II, 3: Aequam memento, II, 14: Eheu fugaces, III, 21: O nata mecum u. a., für die bei einer Neuauflage des Buches unbedingt Raum geschafft werden müßte. Ovid endlich ist mit den vier Stücken: Die Schöpfung, Die Weltalter, Lykaon und Die Sintflut vertreten, unserer Ansicht nach etwas zu einseitig; an Stelle des dritten Stückes würden wir die poetisch viel wertvollere Episode: Philemon und Baucis einzusetzen empfehlen.

Den Schluß des zweiten Bandes (S. 407—432) bildet ein „Anhang" mit folgenden Abhandlungen: Kultur und Zivilisation, Weshalb ist die antike Kultur zugrunde gegangen?, Die Germanen als Erben der Griechen, Falscher Klassizismus, Fremdwörter. Auch in diesen knapp gehaltenen Darlegungen findet sich manche feine Beobachtung antiker Lebensäußerungen, manch anregender Gedanke, der in Herz und Gemüt jugendlicher, für Ideale begeisterungsfähiger Jünglinge wohl reiche Früchte tragen kann, manche auch erwachsenen Lesern willkommene Belehrung und Aufklärung über antike, noch in moderner Zeit fortlebende Kulturelemente.

Schließlich noch ein Wort, wann und wo das vorliegende Werk nach des Herausgebers Wunsch benutzt werden soll: Die Auswahl aus Homer ist in Übereinstimmung mit den Lehrplänen für die Obertertia bestimmt, im Geschichtsunterricht der Obersekunda sollen die Abschnitte aus den griechischen und römischen Historikern behandelt werden, das übrige soll der Hauptsache nach den deutschen Unterricht der Prima unterstützen, insbesondere wünscht der Verfasser, daß die Primaner im Anschluß an das in dem Leitfaden Gebotene Vorträge über Themata aus der altklassischen Kultur halten. Endlich das in dem Abschnitt „Drama" Zusammengestellte soll in Verbindung mit den Kapiteln aus Aristoteles' Poetik das Verständnis der Lessingschen Schriften und überhaupt unserer Literatur des 18. Jahrhunderts erleichtern.

So sind wir denn der Überzeugung, daß auch das Wolfsche Werk bei der Aneignung und Vertiefung klassischer Bildungselemente den Zöglingen der obengenannten Unterrichtsanstalten die trefflichsten Dienste leisten wird; dann muß allen Schülern, und das ist die Hauptsache, durch Versenkung in den reichen Inhalt des ausgezeichneten Buches die Tatsache zu vollstem, klarstem Bewußtsein kommen, wie fest und unerschütterlich unsere heutige Kultur noch zu einem guten Teile in den kulturellen Errungenschaften der Alten wurzelt.

Dresden. Dr. **Woldemar Schwarze.**

Digitized by Google

R. Friederich, Oberstleutnant und Abteilungschef im Großen Generalstab, Lehrer an der Kriegsakademie, Gneisenau (Erzieher des Preußischen Heeres VI, herausgegeben von Generalleutnant z. D. v. Pelet-Narbonne) 132 S. 1 Titelbild, 1 Faksimile. Kart. 2 M., geb. 3 M. Berlin W 35, B. Behrs Verlag, 1906.

Es darf in Schulkreisen mit außerordentlicher Befriedigung begrüßt werden, daß fachwissenschaftliche Kapazitäten mehr und mehr beginnen, die Früchte ihrer Forschung auch weiteren Kreisen, besonders dem nachwachsenden Geschlecht mitzuteilen: so hat Dietrich Schäfer eine kleine Kolonialgeschichte verfaßt, so gibt in dem vorliegenden Bändchen Rudolf Friederich in gedrängter Form, aber auf Grund umfassenden Materiales in seiner Biographie des Feldmarschalls Gneisenau eine Einführung in die Entstehungszeit der preußischen Armee vor hundert Jahren. Friederich hatte bereits durch seine prachtvolle Charakteristik Blüchers und Gneisenaus in seinem großen Werke „Geschichte des Herbstfeldzugs 1813" (3 Bände, Berlin, E. S. Mittler 1903—1905) 1, S. 224—230 Aufmerksamkeit erregt. In diesem kleineren Rahmen hat er Gelegenheit, die dort bewiesene Kunst weiter auszugestalten; freilich mag es für den Kriegshistoriker, dem militärische und archivalische Quellen gleicherweise zufließen, schwer gewesen sein, das ganze reiche Material auf 8 Bogen kleinen Formates darzustellen. Gerade durch diese Kürze empfiehlt sich aber das Buch für die Schule und zwar besonders für den freieren Unterricht im Deutschen und der Geschichte auf der Oberstufe, für Vorträge, Prämien und Schülerbibliotheken. Denn es ist durchaus nicht etwa einseitig militärisch, sondern gibt in kurzer, außerordentlich gut stilisierter Darstellung Blicke auf die gesamte Lage des preußischen Staates am Anfang des 19 Jahrhunderts und schildert den Entwickelungsgang eines Mannes, der in altpreußischer Pflichttreue und Selbstlosigkeit nicht nur der Armee, sondern auch dem jungen Deutschland ein wahrer Erzieher sein kann, den einstmals schon Ernst Moritz Arndt der Jugend seiner Zeit als leuchtendes Vorbild hinstellte und von dem Wilhelm, Prinz von Preußen, an Clausewitz schrieb, am würdigsten würde ihn derjenige ehren, der „demütig und zugleich kräftig die Bahnen betritt und darauf verbleibt, die er festen Schrittes bis an sein Lebensende unwandelbar verfolgt hat".

Steglitz. Dr. **Willy Scheel.**

Weichers Deutsche Literaturgeschichte für höhere Schulen und zum privaten Studium. 1. Teil: bis zum Ausgange der klassischen Periode, bearbeitet von Direktor Prof. Dr. E. Gutjahr (Leipzig), Prof. Dr. H. Draheim (Berlin), den Oberlehrern Dr. O. Küntzel (Leipzig) und Dr. R. Riemann (Leipzig), mit 10 Vollbildern. Leipzig, Dieterich (Theodor Weicher), 1907. 226 S. Preis 2 M. 50 Pf.

Die Verfasser haben gefunden, daß die vorhandenen Lehrbücher der Literaturgeschichte eine „durchaus ungeeignete" Grundlage für den Unterricht bieten. Als Beispiele führen sie im Vorwort dafür Kluge, Boetticher und Kinzel, und Klee an — letzteren allerdings allein mit Namen. Der Haupt-

Digitized by Google

angriff richtet sich gegen das zweite Buch, und deshalb muß ich zunächst in eigener Sache ein paar Worte sagen. Der uns betreffende Absatz lautet:

„Ein neueres, doch auch schon wiederholt aufgelegtes Werkchen löst unsere Meisterdramen in verkünstelte Dispositionen auf, die den Schüler, der sich sie aneignen soll, zur Verzweiflung bringen müssen. Diese pedantischen Tabellen sind wahrlich nicht geeignet, für den Mangel an sachlicher Genauigkeit zu entschädigen. Hus wird zu einem Zeitgenossen Luthers, Hans Sachs zu einem Geistesverwandten Goethes gemacht! Was ist schlimmer, die objektive Unrichtigkeit oder das grundfalsche Urteil? Ebenso anfechtbar ist die Auswahl. Verdienten bei Gryphius nur die Lustspiele, nicht auch die Tragödien Erwähnung? Hat es einen anderen Grund, als die reine subjektive Willkür, wenn Freiligrath und Geibel ausführlicher als Hebbel und Heine behandelt werden? Es liegt doch wohl nicht im Interesse der Schule, die Augenblickserfolge der poetischen Rhetorik zu verewigen und das in einem Stile, der auf Mustergültigkeit keinen Anspruch erheben kann."

Jedermann sieht, daß in diesen Sätzen gehässige Absicht die Feder geführt hat. „Ein neueres, doch auch schon wiederholt aufgelegtes Werkchen" wird geringschätzig ein Buch genannt, das eben jetzt in 12. bis 15. Auflage (23. bis 30. Tausend) erscheint. Es „löst unsere Meisterdramen in verkünstelte Dispositionen auf, die den Schüler, der sie sich aneignen soll, zur Verzweiflung bringen müssen". Das erweckt den Anschein, als ob wir wünschten, diese Gliederungen des Aufbaues der Dramen sollten auswendig gelernt werden. Unser Vorwort sagt aber ausdrücklich, daß sie, wie unser ganzes Buch, nur Hilfsmittel für die Wiederholung und für die Privatlektüre sein sollen. In der Auffassung und Darstellung des dramatischen Aufbaues aber befinde ich mich im wesentlichen in Übereinstimmung mit Frick und Franz, also in guter Gesellschaft. Gerade diese Darstellung des Ganges der Handlung in unseren Meisterdramen ist auch von den meisten Beurteilern unseres Buches als ein besonderer Vorzug anerkannt worden. Aber das mag hingehen. Mag es den Verfassern „pedantisch" erscheinen, das ist schließlich Geschmackssache. Ernsthafter ist der Vorwurf des Mangels an sachlicher Genauigkeit. Dafür dient als Beleg, daß „Hus zu einem Zeitgenossen Luthers, Hans Sachs zu einem Geistesverwandten Goethes" gemacht wird. Ich setze die betreffenden Stellen unseres Buches S. 29 u. 32 hierher: 1. „Im 15. Jahrhundert bereitet sich der große Umschwung aller Verhältnisse vor. Es ist die Zeit der großen Erfindungen . . . und der Glaubenskämpfe (Hus † 1415. Savonarola † 1498)". Man würde hiernach gar nicht verstehen, was die Herren meinen, wenn nicht in der Bearbeitung von 1905 (!) der Druckfehler 1515 statt 1415 sich eingeschlichen hätte. Das benutzen die Herren zur Verdächtigung unserer wissenschaftlichen Befähigung! Was sagen sie nun dazu, daß sie S. 12 das Rolandslied in das Jahr 1031 statt 1131 setzen? Sonderbare Nemesis! 2. „An dem Freiheitskampfe des 16. Jahrhunderts nahm . . . den lebhaftesten Anteil der Nürnberger Schuster Hans Sachs, der bedeutendste Dichter der Zeit.

Digitized by Google

Dies und zugleich seine eigene geistige Verwandtschaft mit ihm erkannt zu haben, ist ein Verdienst Goethes; mehrere seiner Dichtungen (Hufeisen, Faust) bekunden Sachsens Einfluß auf den Dichter nach Form und Darstellungsart." Ist das ein „grundfalsches Urteil"? Wer das sagt, versteht „Hans Sachsens poetische Sendung" nicht und kann Goethes liebevolles Interesse für den „wirklich meisterlichen Dichter" mit seinem „didaktischen Realismus" und „leichten Rhythmus" nicht erklären. Das ist alles, was die Herren zur Begründung ihrer Verdächtigung vorzubringen wissen! „Was ist schlimmer, die objektive Unrichtigkeit oder das grundfalsche Urteil?" Diese Frage gebe ich den Herren zurück, und zugleich die Antwort: Schlimmer als beides ist es, der eigenen Sache durch Verunglimpfung anderer dienen zu wollen. Dasselbe gilt auch für die Sätze, in denen unsere Auswahl bemängelt wird. Wo in dieser Beziehung die Richtigkeit des Urteils zu suchen ist, wird die folgende Besprechung zeigen. Aber festgenagelt sei doch gleich hier das Urteil der Verfasser über Freiligrath und Geibel, deren „Augenblickserfolge zu verewigen nicht im Interesse der Schule liege". Ihre Dichtungen sind ihnen nichts weiter als „poetische Rhetorik", und ihnen gegenüber scheinen sie Heine als besonders für die Jugend geeignet ausspielen zu wollen.

Und nun zur Sache. „Die Hauptsache war uns die richtige Perspektive; in langwierigen Rechnungen mußte vor Ausarbeitung der einzelnen Teile die Raumverteilung festgelegt werden, damit schon das Inhaltsverzeichnis ein wirkliches Bild der deutschen Literatur gewähre." Mancher nennt das vielleicht auch pedantisch, jedenfalls aber ist es ein sehr unklarer Standpunkt, wenn gleich darauf gesagt wird: „Der Raum, der einem Dichter im Lehrbuche zukommt, hängt nicht von seiner absoluten Bedeutung ab, sondern von der relativen, die aus den Lehrplänen ersichtlich ist." Die „relative" Raumbemessung steht offenbar mit dem „wirklichen Bilde der deutschen Literatur" in Widerspruch. Es stellen sich aber auch bei der „relativen" Raumbemessung sonderbare Verhältnisse heraus. Der „Tegernseer Antichrist" erhält soviel Raum als das Hildebrandslied, der Heliand und Waltharius; Bürger soviel als Klopstock, die „Lenore" allein soviel als Philotas, Literaturbriefe und Fabeln Lessings zusammengenommen usw. usw. Und wie steht es mit der Auswahl, auf die sich die Verfasser besonders viel zugute tun? Sie wollen nur das geben, „was der Schüler kennen muß, wenn er die Schule verläßt." (S. IV.) Dazu gehören nach ihrer Meinung u. a.: der Tegernseer Antichrist, Redentiner Osterspiel (§ 24), die Mystiker Eckart, Seuse, Tauler (§ 25), die Chronisten des 14. und 15. Jahrhunderts (§ 26), Manuel, Ayrer, Herzog Heinrich Julius (§ 34), Pauli, Schimpf und Ernst, Wickrams Rollwagenbüchlein und Goldfaden, Kirchhoffs Wendunmut, Gryphius Cardenio und Celinde, Geliebte Dornrose, Katharina von Georgien, Leo Armenius; Lohenstein und Hoffmannswaldau mit fast sämtlichen Titeln ihrer Werke (§ 40), der Spanier Quevedo als Vorbild Moscheroschs, Reuters Schelmuffsky, Schnabels Insel Felsenburg (§ 41), Leibniz, Wolff, Thomasius (§ 43), Brockes („ein Seitenstück und eine Ergänzung zum Wolfischen System")

Digitized by Google

(§ 44), Hallers Usong, Alfred, Fabius und Cato (§ 47), Nicolais Sebaldus, Engel, Lichtenberg (§ 70), von Wieland Don Sylvio, Aristipp, Peregrinus, Diogenes von Sinope, Agathodämon und Agathon, letzterer nicht bloß selbst, sondern auch sein Verhältnis zu „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen" von Joh. Timotheus Hermes. Genug davon! Ich bekenne ehrlich, daß ich von diesem Primanerpensum gar mancherlei nie gelesen habe und auch nicht lesen werde, sogar manche Titel nicht mehr kenne, und hoffe, daß ich unter den Deutschlehrern in Prima nicht wenige Leidensgefährten habe.

Auch über „sachliche Genauigkeit" und „Urteil" der Verfasser im einzelnen wäre manches zu sagen. S. 1 werden Zaubersprüche als Lieder bezeichnet, S. 2 heißt es ganz unverständig und unverständlich: „die Form der ältesten Poesie entwickelte sich aus dem *Laikaz"(!) Was ist das für eine unbekannte Größe? Die Verfasser scheinen damit — das zeigt der Stern — eine konstruierte urgermanische Form laikaz zu got. laiks zu meinen und führen diese einfach als bekannten terminus (mit z!) für eine vorhandene Form der Poesie ein! Kann man ausreichende Sachkenntnis auf diesem Gebiete, um diesem Sätzchen den richtigen Sinn zu geben, auch nur von jedem Deutschlehrer verlangen? Daß der alte Hildebrand (S. 5) „zitternd vor Freude" den Namen seines Sohnes hört, klingt sehr wenig reckenhaft. Die Verse der Merseburger Zaubersprüche sind „alliteriert und gereimt" (S. 6). Walther v. d. Vogelweide ist adlig; die meisten seiner Minne- und Naturlieder sollen aus der ersten Zeit seines Wiener Aufenthaltes stammen, und in seinem Alter soll er fromme Marschlieder für die Pilger gedichtet haben. Das Zitat aus Veldeke er imphete daz êrste rîs in tiuscher zungen (S. 21) ist ohne Kenntnis des Zusammenhangs unverständlich. Was soll S. 22 in der Anmerkung die Hineinziehung der Sieversschen Theorie von der Hoch- und Tiefstimmigkeit der Verse zur Kritik von Hartmanns zweitem Büchlein? Wer versteht das? Hat Sievers seine originellen Anschauungen darüber überhaupt schon veröffentlicht? Ich kenne sie nur aus einigen Vorträgen von ihm. Auch in der Neuzeit findet sich Bedenkliches. Da soll Goethe sein Verhältnis zu Friederike aus Standesrücksichten gelöst haben (S. 126)! Und S. 199 steht: „Als er Friederike Brion verließ, dämmerte ihm die Gestalt des von Faust verführten Mädchens, Gretchens, auf." Legt das den Schülern nicht den Schluß nahe, daß Goethe Friederiken wirklich verführt habe? Ob es ferner angebracht ist, die Schüler geradezu auf Goethes römische Elegien zu stoßen (S. 140), dürfte mit mir noch mancher andere bezweifeln. Doch genug auch hier! Das alles — und ich könnte noch manches nachtragen — bestimmt mich noch nicht, den Verfassern Mangel an Sachkenntnis vorzuwerfen. Ich weiß nur zu wohl, daß auf dem Papier manches ganz anders aussieht, als man es sich gedacht hat, und daß Fehler — nicht bloß Druckfehler — tückisch sich einschleichen, über die man selbst erschrickt. Das aber sollten die Verfasser, die, nach dem Titel zu schließen, alle in den reiferen Jahren stehen, doch auch wissen.

Digitized by Google

Diese neue Schul-Literaturgeschichte (warum sie übrigens Weicherſche heißt, ist nicht ersichtlich — vielleicht nach dem Verleger?) steht auf einem ganz anderen Boden wie die von mir und Kinzel bearbeitete. Wir wollten ein ganz knappes Lern- und Wiederholungsbuch geben, etwa dementsprechend, was reife Schüler sich im Unterricht, sowohl bei Durchnahme von Dichtungen als bei Vorträgen des Lehrers notieren müßten. Daher auch oft, besonders für die Neuzeit, die unstilisierte Darstellung, die sich mehrfach nur auf Stichworte beschränkt. Hier dagegen wird ein Lesebuch, ein Seitenstück zum alten Kluge, geboten, auf 2 Bände berechnet! Der vorliegende erste Band reicht bis Goethe, der zweite, der bis zur Neuzeit gehen soll, wird vermutlich ebenso stark. Das mag dann vielleicht für Schulamtskandidaten zur Wiederholung ganz passend sein, aber zum Schulbuch, als Grundlage für den Unterricht, taugt es — ganz abgesehen vom Preise — meines Erachtens nicht.

Berlin. **Gotthold Boettcher.**

Zeitschriften.

Leipziger Lehrerzeitung. 14. Jahrg. Nr. 5. Inhalt: Der Lehrermangel in Sachsen und neue Parallelklassen an den sächsischen Seminaren. — Die Petition des sächs. Lehrervereins vor der Landessynode.

—— Nr. 8. Max Brahn, Von experimenteller Pädagogik.

Literaturblatt für germanische und romanische Philologie. 27. Jahrg. Nr. 10. Inhalt: Meißner, Die Strengleikar, besprochen von Golther. — Pol, Die Vorbedingungen zu einem richtigen Verständnis Schillers, besprochen von Hatfield. — Fischer, Über die volkstümlichen Elemente in den Gedichten Heines, besprochen von Hatfield.

Zeitschrift des Allgem. Deutschen Sprachvereins. 21. Jahrg. Nr. 10. Inhalt: Weidmannsdeutsch. Von Oberlehrer Karl Gomolinsky. — Die Fremdwörter im deutschen Statspiele. Von Artur Schubert. — Deutsch in den Niederlanden. Von Oskar Streicher. — Das Patentamt und die Fremdwörter. Von L. Max Wohlgemuth. — Zur Schärfung des Sprachgefühls.

—— Nr. 11. Inhalt: Frauentitel in Sprach- und Schriftgebrauch. Von Prof. Dr. Karl Thieß. — Mittel der Eindeutschung im Neuhochdeutschen. Von Prof. Dr. Franz Wollmann. — Der Begriff „Gesamt" im neuen deutschen Rechte. Von Amtsgerichtsrat Gustav Grüttner. — Etwas von der österreichischen Heeressprache. Von Kr. — Zur Schärfung des Sprachgefühls.

Der Säemann. Monatsschrift für pädagogische Reform. 2. Jahrg. 1906. 10. Heft. Inhalt: Das humanistische Gymnasium. — Standesvorurteile. Von Joseph Aug. Lux-Wien. — Die soziologische Seite der Schule. Von Th. Zielinski-St. Petersburg.

—— 2. Jahrg. 11. Heft. Inhalt: Gewissensfreiheit über alles. Von H. Wolgast-Hamburg. — Über die Religion. Von Fr. Schleiermacher.

Das literarische Echo. 9. Jahrg. 4. Heft. Inhalt: Marionetten-Renaissance. Von Paul Legband. — Die Liebeskünstlerin. Von Felix Poppenberg. — Die neueste Heine-Literatur. Von Rudolf Unger. — Neue Ibsen-Schriften. Von Karl Drescher. — Aus der Nord-Ost-Ecke. Von Eugen Reichel.

—— 9. Jahrg. 5. Heft Inhalt: Dichterfabrik. Von Ferdinand Gregori. — Graf Eduard Keyserling. Von Kurt Martens. — Christus-Dichtungen. Von Walther Wolff u. a. — Nordische Erzähler. Von C. Hoffmann, P. Born-

Digitized by Google

stein. — Das teutsche Dichterroß. Von Hanns v. Gumppenberg.

Der Türmer. 9. Jahrg. November 1906. Inhalt: Religion und Kirche. Von Hermann Borkenhagen. — Wenn der Schleier fällt. Erzählung von Gräfin Adeline Rantzau. — Adolf Bartels' Heine-Denkmal. Von Rudolf Krauß. — Zum Gedächtnis (Max Eyth. Wolfgang Kirchbach. Hans Nikolaus Krauß. Giacosa. Adelaide Ristori). Von St. — Von den Lebensbedingungen der deutschen Kunst im vergangenen Jahrhundert. Von Dr. Karl Storck. — Reinhold Begas. Von K. St.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung. Jahrg. 1906. 44. Heft (Nr. 250–254). Inhalt: Gruppeneinheit im Leben der Völker. Von Geh. Justizrat Prof. Dr. Josef Kohler (Berlin). — Einige neue englische Romane. Von Prof. E. P. Evans (Bad Aibling). — Deutsch-Ostafrika, seine Gründung und seine wirtschaftliche Entwicklung. Von Prof. Dr. Karl Freiherr v. Stengel (München).

—— Jahrg. 1906. 45. Heft (Nr. 255—260). Inhalt: Aegina. Von Prof. Dr. H. Bulle (Erlangen). — Fahrten und Forschungen des „Gauß" auf der deutschen Südpolarexpedition. Von Prof. Dr. E. v. Drygalski (München). — William Shakespeare in seinem Werden und Wesen. Von Prof. Dr. Ernst Sieper (München).

—— Jahrg. 1906. 46. Heft (Nr. 261—266). Inhalt: Elf Jahre Gouverneur in Südwestafrika. Von Ralph Zürn (Grunewald bei Berlin). — Die Bedeutung und die Aufgaben des Deutschen Museums. Von Prof. Dr. Leo Graetz (München). — Otto v. Guericke. Von Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. A. Slaby (Charlottenburg).

—— Jahrg. 1906. 47. Heft (Nr. 267—272). Inhalt: Neue Novellen von Paul Heyse. Von Sigmund Schott (Frankfurt a. M.). — Spinoza. Von Fritz Mauthner (Freiburg i. B.). — Ein modernes Epos. Von Prof. Dr. R. M. Meyer (Berlin).

Neue Jahrbücher für das klassische Altertum, Geschichte und deutsche Literatur und für Pädagogik. 9. Jahrg 1906. XVII. und XVIII. Band. 8. Heft. Inhalt: Der antike Logos in der modernen Welt. Von Univ.-Prof. Dr. Thaddäus Zielinski in St. Petersburg. — Die beiden Fassungen der Tyrannenmördergruppe. Von Univ.-Prof. Dr. Franz Studniczka in Leipzig. (Mit zwei Tafeln.) — Die Briefe Dantes aus der Zeit von Heinrichs VII. Romzug. Von Prof. Dr. Albert Werminghoff in Berlin. — Zum Kampfe um den Intellektualismus Von Univ.-Prof. D. Dr. Eduard König in Bonn. — Freiere Bewegung im Unterricht der Prima — ein vergessener Gedanke von H. L. Ahrens. Von Prof. Dr. Ferdinand Hornemann in Hannover. — Ein Handbuch des deutschen Unterrichts. I. Von Gymnasialdirektor Prof. Dr. Eduard Roese in Bartenstein. — Die älteste Hygiene der geistigen Arbeit: Die Schrift des Marsilius Ficinus de vita sana sive de cura valetudinis eorum, qui incumbunt studio litterarum (1482). I. Von Stadtschulrat Dr. Wilhelm Kahl in Köln a. Rh.

—— 9. Heft. Inhalt: Die Photographie im Dienste der Geisteswissenschaften. Von Univ.-Prof. Dr. Karl Krumbacher in München. (Mit 15 Tafeln.) — Vorschläge zur Umgestaltung der Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner. Von Dr. Erich Bethe, Dr. Bruno Sauer, Dr. Max L. Strack, Dr. Richard Wünsch, Univ.-Professoren in Gießen. — Ein Handbuch des deutschen Unterrichts (Schluß). Von Gymnasialdirektor Prof. Dr. Eduard Roese in Bartenstein. — Französischer Unterricht nach vorausgegangenem Lateinunterricht. Von Gymnasialoberlehrer Dr. Alfred Rohs in Krefeld. — Die älteste Hygiene der geistigen Arbeit: Die Schrift des Marsilius Ficinus de vita sana sive de cura valetudinis eorum, qui incumbunt studio litterarum (1482). II. Von Stadtschulrat Dr. Wilhelm Kahl in Köln a. Rh.

Zeitschrift für lateinlose höhere Schulen. 18. Jahrg. 2. Heft. Inhalt: Parlamentarische Verhandlungen über das höhere Schulwesen. Von Prof. R. Eickhoff-Remscheid, M. d. R. — Vorschläge zur bayrischen Mittelschulreform. Von Dr. H. Molenaar in München. — Bericht der Unterrichts-

Digitized by Google

kommission der Gesellschaft deutscher Naturforscher und Ärzte.

Monatsschrift für höhere Schulen. 5. Jahrg. 11. Heft. Inhalt: Bemerkungen zu den Oden des Horaz. Von Prof. Dr. E. Kammer, Oberregierungs- und Geh. Rat in Friedenau. — Französisch und Englisch. Von Oberlehrer Dr. O. Preußner in Stolp in Pom.

Bayerische Zeitschrift für Realschulwesen. Band XIV, 4. Heft. Inhalt: Die Schulreformfrage im bayerischen Landtag. Von J. M. Fauner. — Die Schulreform und die Schulausstellung in Nürnberg. Von W. Orschiedt. — Nachruf auf Christian Gruber. Von A. Geistbeck.

Pädagogische Blätter für Lehrerbildung und Lehrerbildungsanstalten. Herausgegeben von Karl Muthesius. 1906. XXXV. Band, 11. Heft. Inhalt: Berger, Den Manen August Israels. — Dalisda, Die Weiterbildung der zur 2. Prüfung sich meldenden Lehrer, bes. in Religion.

Neuphilologische Mitteilungen. 1906. Nr. 5/6. Inhalt: Über den Einfluß des Estnischen auf das Deutsche der Ostseeprovinzen. Von Heikki Ojansun. — Eindrücke aus deutschen Schulen. Von M. Wasenius.

Pädagogische Studien. 27. Jahrg. 5. Heft. Inhalt: Die gemeinsame Erziehung der Geschlechter in der Volksschule. Von D. Hieronymus. — Kunst im Leben des Kindes. Von Dr. Heinrich Pudor.

—— 6. Heft. Inhalt: Über Begriff und Bedeutung der Phantasie. Von Dr. M. Schilling. — Die altorientalischen Forschungen und ihre Bedeutung für die Wissenschaft. Von Dr. W. Baburger.

Die Deutsche Schule. 10. Jahrg. 11. Heft (November 1906). Inhalt: Die psychologische und pädagogische Begründung des praktischen Unterrichts. Von Dir. Dr. Pabst in Leipzig. — Die Bewegung zur Pflege der künstlerischen Bildung und ihre Begründung. Von Hauptlehrer G. Richawy in Hamburg.

Alemannia. Zeitschrift für alemannische und fränkische Geschichte, Volkskunde, Kunst und Sprache. Band VII (g. N. 34), 2. Heft. Inhalt: Zum geschichtlichen Hintergrunde des Nibelungenliedes Von Prof. Ernst John, Wertheim a. M. — Die Namen der Haustiere in Möhringen (Amt Engen). Von Lehramtspraktikant Dr. Karl Bertsche, Karlsruhe. — Sagen aus Höpfingen und Odenheim. Von Reallehrer a. D. August Steinbrenner.

—— 3. Heft. Inhalt: Reimereien aus pfälzischen Handschriften des 16. Jahrhunderts. Von Prof. Dr. B. Kahle, Heidelberg. — Zwei teutsche Lieder gegen Ludwig XIV. von Frankreich. Von Prof. Dr. E. K. Blümml, Wien. — Eine Quelle für Gustav Schwabs Gedicht: Der Reiter und der Bodensee. Von Amtsrichter a. D. Paul Beck, Ravensburg.

Der Continent. Deutsch-französische Monatsschrift. 1. Jahrg. 1906/07. 1. Heft. Inhalt: Deutschland und Frankreich nach der Marokkokonferenz. Von Dr. Hans Richter. — Die politische Frauenbewegung in Frankreich und Deutschland. Von Dr. Käthe Schirmacher. — Yvonne Müller. Von Annette Kolb.

Neu erschienene Bücher.

Dr. Wehnert, Regeln für die Anfertigung von deutschen Aufsätzen. Dortmund, F. W. Ruhfus, 1906. 16 S.

Franz Stürmer, Die Etymologie im Sprachunterricht der höheren Schulen. Halle, Waisenhaus, 1906. 55 S.

Richard Lange, Dichtergaben. Ein Lesebuch. Leipzig, Dürr, 1906. 354 S

Josef Freiherr von Eichendorff, Gedichte, mit Bildern von Horst-Schulze. Wien u. Leipzig, Martin Gerlach & Ko., 1906. 96 S.

Gerlachs Jugendbücherei, Till Eulenspiegel. Mit Bildern von A. Weisgerber. Wien u. Leipzig, Martin Gerlach & Ko., 1906. 96 S.

Oskar Wilde, Ballade vom Zuchthause zu Reading. Übersetzt und erklärt von O. A. Schröder. Leipzig, Max Hesse, 1906. 72 S.

Digitized by Google

Prof. Paul Hinneberg, Die Kultur der Gegenwart, ihre Entwicklung und ihre Ziele. Teil I. Abteilung 1: Die allgemeinen Grundlagen der Kultur der Gegenwart von W. Lexis, Fr. Paulsen, G. Schöppa, A. Matthias, H. Gaudig, G. Kerschensteiner u. a. Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner, 1906. 671 S. Preis gebd. 18 ℳ.

Weichers Deutsche Literaturgeschichte. 1. Teil. Bearbeitet von Prof. Dr. E. Gutjahr, Prof. Dr. H. Draheim, Dr. O. Küntzel und Dr. Rob. Riemann. Leipzig, Dieterich. 1907. 228 S.

Pankraz Geoffroy, Erläuterungen und Kombinationen zu den Elementarübungen im Rechnen. 3. Aufl. München, Max Kellerer. 1907. 38 S.

Jos. Knörlein, Stilistische Vor- und Formübungen. München, Max Kellerer. 1907. 126 S.

Dr. J. B. Seidenberger, O. Willmann und seine Bildungslehre. Mainz, Kirchheim & Co. 1907. 86 S.

Otto Behaghel, Bewußtes und Unbewußtes im dichterischen Schaffen. Akadem. Rede. Gießen, v. Münchowsche Univers.-Druckerei. 1906. 64 S.

Friedrich Kluge, Unser Deutsch. Leipzig, Quelle und Meyer. 1907. 146 S.

Karl König, Die Waldschule in Mülhausen. Straßburg, Straßburger Druckerei und Verlagsanstalt. 1906. 18 S.

Dr. H. Gerstenberg, Hoffmann von Fallersleben und Ferdinand Freiligrath. Berlin, Gebr. Paetel. 1906.

Dr. Paul Brunner, Studien und Beiträge zu Gottfried Kellers Lyrik. Zürich, Orell Füßli. 1907. 442 S.

R. Peters, Gudrun. Leipzig, H. Bredt. 1906. 123 S.

F. v. der Leyen, Deutsche Universität und deutsche Zukunft. Jena, Eugen Diederichs. 1906. 113 S.

Dr. Karl Frey, Wissenschaftliche Behandlung und künstlerische Betrachtung. Zürich, Orell Füßli. 1906. 47 S.

O. Fritz, Im Sonnenschein. Erstes Lesebuch. Ausg. B. Mit Bildern. Karlsruhe, J. Lang. 1906. 96 S.

Th. Vogel, Leitfaden für den Geschichtsunterricht. Quarta. Leipzig, L. Ehlermann. 1906. 154 S.

Schultz-Matthias, Meditationen. 12. und 13. Heft. Leipzig-Dresden, L. Ehlermann. 1906.

Dr. Siegmar Schultze, Die Entwicklung des Naturgefühls in der deutschen Literatur des 19. Jahrhunderts. 1. Teil. Halle a. S., Ernst Trensinger. 1907. 170 S.

Franz Saran, Deutsche Verslehre. (Handbuch des deutschen Unterrichts. III, 3.) München, C. H. Beck. 1906.

H. Steuding, Deutsches Lesebuch für sächsische Gymnasien. Obersekunda, von Prof. Dr. Theod. Matthias. Leipzig, Dürr. 1907. 295 S.

Ernst Gründler, Nur treu! Seminaransprachen. Leipzig, Dürr. 1907. 213 S.

Dr. Wilh. Schoof, Beiträge zur Kenntnis der Schwälmer Mundart. II. (Sonderabdruck aus der Zeitschrift für deutsche Mundarten. 1906. Heft 1—4.)

Paul Besson, Un poète de la vie intime (Théodore Storm). Revue germanique. 1906. Nr. 3.

Paul Besson, Robert Hamerling. Grenoble, Librairie Dauphinoise. 1906, 97 S.

Erwin Kircher, Philosophie der Romantik. Jena, Eugen Diederichs. 1906. 294 S.

Schleiermacher, Briefe. Jena, Eugen Diederichs. 1906. 394 S.

Hugo Gaudig, Fortbildung der Schülerinnen der höheren Mädchenschule. Leipzig, Quelle und Meyer. 1906. 56 S.

Lessing, Minna von Barnhelm. Herausgegeben von Dr. Zehme. Leipzig, Max Hesse. 1906. 78 S.

Edwin E. Roedder, Das Schillerjahr in Deutschland. Separatabdruck aus den „Monatsheften", Jahrg. VII. Nr. 5—6. Milwaukee, Wis. 1906.

Für die Leitung verantwortlich: Prof. **Dr. Otto Lyon.** Alle Beiträge, Bücher usw. bittet man zu senden an: Prof. Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Anton Graff-Straße 33 I.

Digitized by Google

Justus Möser und die deutsche Sprache.

Von Prof. Dr. **Reinhold Hofmann** in Zwickau.

Unter den „bewährtesten Männern des Vaterlandes", denen der junge Goethe „mit freudiger Bescheidenheit seine Achtung zu bezeigen suchte", nennt er — am Schluß des 13. Buches von Dichtung und Wahrheit — „vor allen andern den herrlichen Justus Möser". Als im Dezember 1774 in Frankfurt der Erbprinz Karl August von Sachsen-Weimar die erste Unterredung mit Goethe hatte, bildeten Mösers „Patriotische Phantasien" den wichtigsten Inhalt ihres Gesprächs, und noch lange Jahre nachher spricht der große Dichter von dem ehrwürdigen „Patriarchen" von Osnabrück, auf den ihn Herder aufmerksam gemacht hatte, in Worten herzlichster Verehrung. Die „hervorstechenden Züge" der Schriften Mösers, „die selbst unter den guten Schriftstellern ganzer Jahrhunderte nicht so gemein sind" und den Osnabrücker Staatsmann, Publizisten und Humoristen zu einer einzigartigen Gestalt in unserer Literatur machen, werden in einem 1781 anonym erschienenen, durch gesundes literarisches Urteil bemerkenswerten Buche: „Charaktere teutscher Dichter und Prosaisten" — der Verfasser ist der Literaturhistoriker K. A. Küttner aus Görlitz — treffend gewürdigt: „Die schönsten Gaben des witzigen Kopfes, des lehrreichen Geschichtschreibers, des Philosophen der Menschheit und des angenehmen Humoristen treffen in ihm in ihrer ganzen Reife zusammen. Seine Methode, die Geschichte des Vaterlandes zu bearbeiten, zeugt von ausgebreiteter Kenntnis der teutschen Altertümer, Gesetze, Sitten und der politischen Verfassung unserer Vorwelt; er verbreitet Licht über die dunkelsten Zeiten, die sein Auge durchspäht, er räumt auf in dem öden Chaos der mittleren Geschichte. Sein männlicher und gedrungener Ausdruck verschönert die Gründlichkeit seiner Untersuchungen. In seinen kleineren witzigen Schriften liegt ein Reichtum neuer Bemerkungen und Aussichten, die feinste Kenntnis des menschlichen Herzens, feste Theorie der schönen Künste, geistreiche Belesenheit und scharfe Laune . . . Mit unbegreiflichem Vorteile bedient er sich bei jeder Gelegenheit der Ironie, selbst wenn er Wahrheiten einschärft, die das ganze teutsche Vaterland angehen; wenn er die Unschädlichkeit des alten Herkommens, wenn er Genügsamkeit, allgemeine Tätigkeit, Verachtung des Luxus, die Glückseligkeit der

Digitized by Google

häuslichen Ordnung und die Zufriedenheit in jedem Stand lehrt, oder die Weichlichkeit und den ohnmächtigen Mutwillen der Menschen aus der großen Welt, die Raserei der Moden und der neueren Empfindsamkeit, und die Torheiten der Finanzprojektmacher durchzieht. Sein scharfer Blick in unsere teutsche Originalverfassung dringt weiter, als alle Spekulation der Alltagspolitiker. Was er sagt, ist alles reiflich erwogen und mit edler Treuherzigkeit und oft in dem Feuer einer lebhaften Imagination vorgetragen." Auch in der Folge ist der literarischen Tätigkeit Justus Mösers allzeit mit hohen Ehren gedacht worden; in den allgemeinen Darstellungen der Geschichte des 18. Jahrhunderts wird „der edle Sohn der roten Erde", „der treue Eckart seines Volkes" nach Verdienst gepriesen. Wilhelm Roscher nennt ihn den größten deutschen Nationalökonomen des 18. Jahrhunderts und den Vater der historischen Rechtsschule; treffend wird er bezeichnet als Prophet der Zukunft, hat er doch mit vorschauendem Blicke vieles geahnt und gewollt, was erst in einer späten Zukunft in Erfüllung gegangen ist: eine deutsche Kriegsflotte, ein Volksheer, Schwurgerichte, staatliche soziale Gesetzgebung (Altersversorgung, Arbeiterkolonien, Befähigungsnachweis usw.), Gemeindefreiheit und Selbstverwaltung, einheitliche deutsche Handelspolitik, Einrichtung von Realschulen, Handfertigkeitsunterricht, Fachschulen für Gewerbtreibende, kunstgewerbliche Belehrung der Handwerker durch „die neuesten französischen und englischen Modellbücher", durch Muster- und Vorbildersammlungen, Belehrung über Bürger- und Volkskunde in den Schulen, vergleichende Sprachwissenschaft, eine allgemeine deutsche Biographie, geologische Karten, Flurkarten, forstmäßige Nutzung und staatliche Beaufsichtigung der Privatwaldungen, Verlegung der Kirchhöfe aus den Städten u. a. m. Möser ist es gewesen, der zuerst mit allem Nachdruck den Satz ausgesprochen hat, daß „die Einrichtungen eines Landes, Sitten, Gesetze und Religion gar sehr von der Natur seines Bodens und seiner Lage abhängen".[1]) Als Freund und Erforscher deutschen Volkstums darf Möser neben Jakob Grimm den Ehrenplatz fordern.[2]) Zugleich ist er einer der vorzüglichsten Prosaschriftsteller unserer Literatur. Aber trotz aller schmückenden Beiwörter, die man ihm, dem „Unvergleichlichen", in reicher Fülle gewidmet hat, ist Justus Möser für den weitaus größten Teil der Gebildeten niemals mehr als ein berühmter Name gewesen, Jahrzehnte hindurch war der niedersächsische Weise, dessen Schriften nach Goethes Urteil „gleich Gold-

1) „Osnabrückische Geschichte" 1. Teil: Mösers Werke Bd. VI, S. 74 f. Lange nach Möser haben erst wieder Karl Ritter und Friedrich Ratzel diesen Grundsatz in den Mittelpunkt ihrer geographischen und ethnographischen Betrachtungen gestellt.

2) Fr. Vogt und M. Koch, Gesch. der deutschen Literatur. Leipzig und Wien 1897, S. 538.

Digitized by Google

körnern und Goldstaub denselben Wert haben wie reine Goldbarren", von seinem Volke fast vergessen. In verschiedenen weitverbreiteten Literaturgeschichten (so bei Vilmar) wird nicht einmal sein Name genannt. Erst in der letzten Zeit ist die Zahl derer, die auf die noch ungenützten Schätze, auf die „fast zu Tage liegenden reichen Gold-, Silber- und Erzadern" in seinen hinterlassenen Werken hinweisen, etwas größer geworden,[1]) und es wird hoffentlich die Zeit kommen, da die unvergängliche Frische, der herzgewinnende Humor und die warmherzige Vaterlandsliebe des ehrwürdigen advocatus patriae ihren Zauber auch auf die Jugend in unseren höheren Schulen in weiterem Umfange als bisher üben werden. Vorläufig hat die Klage seines ältesten Biographen, des ihm befreundeten Friedrich Nicolai († 1811), Justus Möser, einer der ersten prosaischen Schriftsteller, sei in Deutschland bei weitem nicht genug bekannt und gelesen, leider noch ihre volle Berechtigung.

Mösers Vorfahren stammten aus Brandenburg. Sein Urgroßvater, der Sohn eines Brandenburger Ratsherrn, kam 1625 als Konrektor nach Magdeburg und war zuletzt Konrektor am Johanneum zu Hamburg. Der Großvater wurde als Prediger nach Osnabrück berufen. Johann Zacharias Möser, unseres Justus Vater, starb 1768 als Kanzleidirektor und Konsistorialpräsident in Osnabrück. Hier wurde im Jahre 1720 Justus Möser geboren, und in diesem weltentlegenen Städtchen spielte sich sein Leben ab. Dem Bistum Osnabrück, einem Ländchen von 45 Quadratmeilen mit

1) Die erste Gesamtausgabe der Werke J. Mösers hat B. R. Abeken veranstaltet. 2. Ausg. 10 Bde. Berlin, Nicolai, 1858. Von den Schriften, die sich eingehender mit M. beschäftigen, nenne ich außer Hettner, Literaturgeschichte des 18. Jahrh. 3. Teil, 2. Buch, Julian Schmidt, Gesch. des geistigen Lebens in Deutschland von Leibniz bis auf Lessings Tod. 2. Band und von Vegele, Gesch. der deutschen Historiographie (S. 901—912 u. ö.) nur F. Kreyßig, Justus Möser. Berlin 1857. [Joseph Beyers Programmabhandlung über J. Möser (Wien 1869) habe ich nicht erlangen können.] Ludwig Rupprecht, Justus Mösers soziale und volkswirtschaftliche Anschauungen in ihrem Verhältnis zur Theorie und Praxis seines Zeitalters. Stuttgart 1892 (Gekrönte Preisschrift). Karl Mollenhauer, Justus Mösers Anteil an der Wiederbelebung des deutschen Geistes. Gymnasialprogrammabhandlung Braunschweig 1896. J. Riehemann, Der Humor in den Werken Justus Mösers. Osnabrück 1902. Gleichzeitig, aber unabhängig voneinander erschienen meine Abhandlung: „Justus Mösers Gedanken über Erziehung und Unterricht" in den Neuen Jahrbüchern für das klassische Altertum 2c. Jahrgang 1903. II. Abt. XII. Bd. Leipzig, Teubner, und August Müller, Mösers Ansichten über Erziehung und Unterricht. Beigabe zum Jahrbuch des Pädagogiums zum Kloster Unser Lieben Frauen. Magdeburg 1903. — Eine Auswahl der „Patriotischen Phantasien" mit Einleitung und Anmerkungen hat herausgegeben Reinhard Göllner, 2 Teile. Leipzig, Brockhaus, 1871 und eine kurze Auswahl für den Schulgebrauch Ferdinand Dieter in Freytags Schulausgaben und Hilfsbüchern für den Deutschen Unterricht. Leipzig 1897.

Digitized by Google

(um 1770) etwa 120 000 Bewohnern, widmete er seine ganze Liebe, seine staatsmännische Sorge und seine schriftstellerische Tätigkeit. Wir müssen uns die ganze Enge dieser kleinen Welt vergegenwärtigen, wenn wir die Höhe und Weite seines Blickes und seiner Anschauungen gebührend würdigen wollen. Nach einer glücklichen Jugend studierte Justus Rechtsgelehrsamkeit (1740—41 in Jena, 1742 in Göttingen) und ward 1743 Advokat in seiner Vaterstadt. Dem erst Siebenundzwanzigjährigen übertrug die Regierung mit dem ehrenvollen und wichtigen Amte eines Advocatus patriae ihre Vertretung gegenüber den Ständen, und kurz darauf betraute die Ritterschaft des Bistums Osnabrück den Advokaten des Landesherrn mit der Würde eines Syndikus und damit mit der Vertretung ihrer Interessen gegen dieselbe Regierung, der Möser diente. Es ist ein ehrendes Zeugnis für seine staatsmännischen Gaben, für seine Klugheit und unerschütterliche Rechtschaffenheit, daß er in dieser schwierigen Stellung, in der er in so „vielen Küchen untereinander kochen und in einem kleinen Staate maître Jacques sein mußte",[1]) bei beiden sich oft genug feindlich gegenüberstehenden Parteien bis an sein Ende die höchste Achtung genoß.

In der Tat war die Verfassung des Bistums Osnabrück, einer Schöpfung des Westfälischen Friedens, ein wunderliches Gebilde und unter den zahlreichen staatlichen Merkwürdigkeiten des alten Reiches eine der sonderbarsten. In der Regierung wechselte immer ein vom Domkapitel gewählter katholischer Bischof mit einem evangelischen aus dem Hause Braunschweig ab. Möser war der erste Ratgeber und seit 1761 der eigentliche Leiter der Regierung des Stiftes bis an sein Ende. Besonders segensreich für das kleine Land erwies sich seine Geschäftsgewandtheit und Weltklugheit während der Drangsale des Siebenjährigen Krieges. Ein achtmonatiger Aufenthalt in London 1763 lehrte ihn die Vorzüge der englischen Verfassung näher kennen, und auch für seine schriftstellerische Tätigkeit fand er hier lebhafte Anregung. 1768 erhielt er die Stelle eines Geheimen Referendars bei der Regierung, aber nach Ehren und Würden trug der bescheidene Mann kein Verlangen: er bat 1769 den Minister, „ihn ja mit Titeln und Hörnern zu verschonen, indem er das Recht durch einen Zaun zu kriechen nicht daran geben wollte", auch eine Gehaltszulage sei ohne sein Wissen, ja wider sein Verlangen ihm bewilligt worden: er habe der Regierung erklärt, daß er „in allem genug hätte und doch nicht mehr als einen Pudding auf den Tisch bringen lassen wollte, wenn er auch zehnmal so viel einzunehmen hätte". Halb widerwillig nahm er 1783 den Titel eines Geheimen Justizrates an.

1) Worte Mösers in einem Briefe an Friedr. Nicolai 1776 (Mösers Werke X, S. 162) mit Anspielung auf den Maitre Jacques in Molières L'Avare, welcher Koch und Kutscher zugleich war.

Digitized by Google

Im Jahre 1794 schied Justus Möser, eine echt niederdeutsche, kerngesunde Natur, 74jährig, im Vollbesitze geistiger und körperlicher Kraft, nach kurzem Krankenlager aus einem reichen Leben, das durch die allgemeine Liebe und das unerschütterliche Vertrauen von hoch und niedrig verschönt und mit gleicher Unermüdlichkeit den Geschäften der Verwaltung, wie den Wissenschaften gewidmet war.

Auch äußerlich überragte Möser die Mehrzahl seiner Zeitgenossen. Sein Vater getraute sich nicht, ihn vor dem Jahre 1740, da noch die Werber des Preußenkönigs Friedrich Wilhelm I. auf „lange Kerle" fahndeten, auf eine Universität außer Landes zu schicken. „God bless the tall gentleman!" riefen die Londoner Obst- und Gemüsefrauen auf dem Coventgarden ihm nach, wenn die 6 Fuß 9 Zoll hohe, starkgliedrige Kraftgestalt mit dem edlen, gewinnenden Angesicht, dem ein Zug feiner, gutmütiger Ironie wohl stand, an ihnen vorüberschritt.

Es wird wenig Seiten des deutschen Staats- und Volkslebens geben, die der Osnabrücker Staatsmann nicht zum Gegenstand seines Nachdenkens gemacht und über die er uns nicht seine geistvollen und immer eigenartigen Betrachtungen hinterlassen hätte. Viele Fragen, „die er im schlummernden Bewußtsein seiner Zeitgenossen anregte," bewegen zum guten Teile noch heute das Gemüt unseres Volkes aufs lebhafteste und sind noch nicht zur Entscheidung gelangt.

Die Stellung, die Justus Möser im gesamten geistigen Leben der deutschen Nation einnimmt, und sein Anteil an dessen Erneuerung im 18. Jahrhundert ist unlängst vortrefflich gewürdigt worden.[1]) Im folgenden sollen seine Ansichten über die geschichtliche Entwickelung des deutschen Schrifttums und über die deutsche Sprache dargelegt werden. Eine eingehendere Betrachtung seines Stils möge einer späteren Untersuchung vorbehalten bleiben.

Das 18. Jahrhundert, das Jahrhundert der Aufklärung, das uns wissenschaftlich von dem „unerträglichen Joch des Buchstabens" befreite[2]), hat künstlerisch die vielverheißenden, in dem unseligen 17. Jahrhundert verkümmerten Anläufe der Reformationszeit wieder aufgenommen und uns eine zweite klassische Literaturepoche beschert. An der Schöpfung eines edlen Prosastils, dessen höchste Vollendung wir in den Werken eines Lessing, Goethe, Schiller bewundern, hat auch Justus Möser seinen ehrenvollen Anteil als einer der tüchtigsten Vorläufer der großen Klassiker. Mit tiefem Verständnis erkannte er die Ursachen des Verfalls der deutschen

1) Von Karl Mollenhauer in der schon genannten Abhandlung: „Justus Mösers Anteil an der Wiederbelebung des deutschen Geistes". Braunschweig 1896.

2) Vgl. Hermann Hettner, Literaturgeschichte des 18. Jahrh. 3. Teil 1. Buch S. 1f

Digitized by Google

Sprache und Literatur seit den Tagen der von ihm begeistert gepriesenen Minnesänger. Am zusammenhängendsten hat er seine Ansichten darüber in seinem Schreiben „Über die deutsche Sprache und Literatur" (Osnabrück 1781)[1]) auseinandergesetzt.

Bekanntlich hatte der große Preußenkönig Friedrich II., noch ganz unter dem überwältigenden Einflusse des französischen Geschmacks, in seiner 1780 erschienenen Schrift: „De la littérature allemande" über die zeitgenössische deutsche Literatur ein vernichtendes Urteil gefällt. Der Schüler Voltaires bezweifelt darin die Kulturfähigkeit deutscher Kunstschöpfungen, vermißt in unserem Drama starke Empfindungen, Goethes Götz von Berlichingen ist ihm „eine abscheuliche Nachahmung der schlechten englischen Stücke" mit „ekelhaften Albernheiten", Shakespeares Stücke erscheinen ihm der Wilden Canadas würdig, eine Besserung der deutschen Literatur erhofft er allein von der Nachahmung der Franzosen als der unerreichten Muster. Unter den zahlreichen Gegenschriften, die dieser ungerechte, wenn auch von dem besten Willen, seinem Volke zu nützen, veranlaßte Angriff des Königs hervorgerufen hat, ist die Mösersche „Über die deutsche Sprache und Literatur", wie schon Nicolai geurteilt hat, „die kürzeste und bei weitem die beste". Mannhaft und freimütig, aber mit bewunderungswürdigem Takte nimmt der Osnabrückische Staatsmann dem Könige gegenüber die deutschen Schriftsteller in Schutz; die gedrungene Kraft des Ausdrucks, die Fülle eigenartiger Bilder und das „wahrhaft edle Pathos" seiner Ausführungen sichern der an einen „edlen lieben Freund" — d. i. den König selber — gerichteten Schrift ihren bleibenden Wert.

Die Stellung Friedrichs des Großen zum deutschen Schrifttum und den Inhalt seiner Flugschrift hat Paul Szymank in dieser Zeitschrift (16. Jahrgang, 1902, S. 324—354) eingehend dargelegt, und ich darf wohl der Kürze wegen hier auf diese treffliche Abhandlung verweisen. Im folgenden soll Mösers Entgegnung ausführlich und möglichst mit seinen eigenen Worten wiedergegeben werden.

„Große Empfindungen", so führt er aus, „können allein von großen Begebenheiten entstehen, die Gefahr macht Helden, und der Ozean hat tausend Wagehälse, ehe das feste Land einen hat. Es müssen große Schwierigkeiten zu überwinden sein, wo große Empfindungen und Unternehmungen aus unserer Seele emporschießen sollen. Dergleichen große Gelegenheiten, wo Schwierigkeiten zu übersteigen sind, finden sich aber bei uns Deutschen nicht. Der Staat geht unter der Wache stehender Heere

1) Mösers Werke IX S. 136—157. Ich habe oben den genaueren, von Karl Schüddekopf (Berlin, Behrs Verlag, 1902) besorgten Neudruck in Aug. Sauers Deutschen Literatur-Denkmalen des 18. und 19. Jahrh. benutzt.

Digitized by Google

maschinenmäßig seinen Gang, wir suchen die Ehre fast bloß im Dienste oder in der Gelehrsamkeit und nicht in Erreichung des höchsten Zwecks von beiden. Wo sich ja eine große Begebenheit, die das menschliche Geschlecht interessiert, zeigt, so wirkt sie auf uns so stark nicht wie auf andere Nationen. Unsere Empfindungen sind nicht zu der feinen Rachsucht gestimmt, welche in Lessings Emilie tönt, und wir haben höchstens nur Vaterstädte und ein gelehrtes Vaterland, „was" wir als Bürger oder Gelehrte lieben. Für die Erhaltung des deutschen Reichssystems stürzt sich bei uns kein Curtius in den Abgrund.

Wenn wir aber so wenig große Begebenheiten haben, als mit der gehörigen Lebhaftigkeit empfinden, wie wollen wir dann zu der Höhe der Gedanken und des Ausdrucks gelangen, welche andere Nationen auszeichnet? Kann die schlaffe Seele eben das, was die hochgespannte wirken? und müssen wir nicht, da wir kein einziges großes Interesse weder im Staate noch in der Liebe haben, bei unserem beständig kalten Blute „für das Wagstück" schaudern, was dem Manne auf dem Ozean keine einzige Überlegung kostet? O es war ein großer Gedanke von Mengs: Raphael kann in der Kunst übertroffen werden, aber keiner wird wie Raphael empfinden; und nach demselben sage ich: einige Deutsche können vielleicht dem „Italiäner" an Feinheit, dem Spanier an Edelmut, dem Engländer an Freiheitsstolz, was die Kunst oder den Ausdruck angeht, gleichkommen, aber, im allgemeinen geredet, wird keiner von ihnen das wahre, feine Gefühl des Italieners, keiner die edle Liebe des Spaniers, keiner die Begeisterung für Freiheit und Eigentum eines Engländers damit verbinden. Keiner wird in allem so wahr empfinden, denken, harren, schwärmen oder rasen, als die Nationen, welche durch wirkliche Umstände genötiget werden, ihre höchste Empfindung hervorzupressen und auszudrücken, und ohne Wahrheit ist keine vollkommene Größe, so wenig in der Musik als in der Malerei und in andern schönen Wissenschaften. Ebenso denke ich von den Franzosen, die wie die Deutschen alle Töne zum Teil glücklich versuchen, aber nie wahre Engländer an Größe, nie wahre Italiener an Feinheit und nie wahre Spanier in hoher Liebe werden; bloß in der Vaterlandsliebe haben sie vor uns natürliche Vorteile und Vorzüge.

Jedoch dieses beiseite, und immer vorausgesetzt, daß unser Klima, so gut als andre, seine eigenen Früchte habe, die zu unsern Bedürfnissen wie zu unserm Vergnügen vorzüglich bestimmet sind: so deucht mich, daß wir allemal am sichersten handeln, solche so gut als möglich zu erzielen, und wenn wir diesen Zweck erhalten, so müssen sie auch in ihrer Art schön und groß werden; denn alles in der Welt ist doch nur relativ schön und groß, und die Eichel geht in ihrem Rechte vor der Olive. Das von

Digitized by Google

dem König so sehr heruntergesetzte Stück „Götz von Berlichingen“ ist immer ein edles und schönes Produkt unsers Bodens, es hat recht vielen geschmeckt, und ich sehe nicht ab, warum wir dergleichen nicht ferner ziehen sollen: die höchste Vollkommenheit wird vielleicht durch längere Kultur kommen. Alles, was der König daran auszusetzen hat, besteht darin, daß es eine Frucht sei, die ihm den Gaumen zusammengezogen habe und welche er auf seiner Tafel nicht verlange. Aber das entscheidet ihren Wert noch nicht. Der Zungen, welche an Ananas gewöhnt sind, wird hoffentlich in unserm Vaterlande eine geringe Zahl sein, und wenn von einem Volksstücke die Rede ist, so muß man den Geschmack der Hofleute beiseite setzen. Der beste Gesang für unsere Nation ist unstreitig ein Bardiet, der sie zur Verteidigung ihres Vaterlandes in die Schlacht singt; der beste Tanz, der sie auf die Batterie führt, und das beste Schauspiel, was ihnen hohen Mut gibt; nicht aber, was dem schwachen Ausschusse des Menschengeschlechts seine leeren Stunden vertreibt oder das Herz einer Hofdame schmelzen macht .... Sollen wir bei den Griechen, Lateinern und Franzosen zu Markte gehen und dasjenige von Fremden kaufen oder borgen, was wir selbst daheim haben können? Können wir nicht unsere Eichen also ziehen, daß sie den härtesten, höchsten und reinsten Stamm geben, ihre Krone hoch emportragen, und so wenig in den Ästen fohren[1]), als von Moose bekümmert werden? oder sollen wir solche von einem französischen Kunstgärtner zustutzen und ausschnitzeln und unsere Wälder in einen regulären Sternbusch verwandeln lassen? mit anderen Worten: tun wir nicht besser, unsere Götze von Berlichingen so, wie es die Zeit bringen wird, zu der ihrer Natur eigenen Vollkommenheit aufzuziehen, als sie ganz zu verwerfen, oder mit allen Schönheiten einer fremden Nation zu verzieren? ....

Die wahre Ursache, warum Deutschland nach den Zeiten der Minnesinger wieder versunken oder so lange in der Kultur seiner Sprache und der schönen Wissenschaften überhaupt zurückgeblieben ist, scheint mir hauptsächlich darin zu liegen, daß wir immer von lateinisch gelehrten Männern erzogen sind, die unsere einheimischen Früchte verachteten und lieber italienische oder französische von mittelmäßiger Güte ziehen, als deutsche Art und Kunst[2]) zur Vollkommenheit bringen wollten, ohne zu bedenken, daß wir

1) Welken, verdorren.

2) Die Worte „Deutsche Art und Kunst“, die am Ende seiner Gegenschrift noch einmal wiederkehren, hat Möser wohl absichtlich gewählt im Rückblick auf das 1773 anonym erschienene Büchlein: „Von deutscher Art und Kunst, einige fliegende Blätter,“ in welchem er selbst auf die deutsche Urzeit als das entschwundene Ideal hingewiesen, Herder eine Sammlung der deutschen Volkslieder verlangt und Goethe das Straßburger Münster und die gotische als die nationaldeutsche Baukunst gepriesen hatte.

Digitized by Google

auf diese Weise nichts hervorbringen könnten, was jenen gefallen und uns Ehre bringen würde.

Sie zogen Zwergbäume und Spalierbäume und allerlei schöne Krüppel, die wir mit Strohmatten wider den Frost bedecken, mit „Mauren" an die Sonne zwingen oder mit kostbaren Treibhäusern beim Leben erhalten mußten. Und einige unter uns waren töricht genug zu glauben, daß wir diese unsere halbreifen Früchte den Fremden, bei denen sie ursprünglich zu Hause sind, als Seltenheiten zuschicken könnten. Schön und groß aber können unsere Produkte werden, wenn wir auf den Gründen fortbauen, welche Klopstock, „Göthe", Bürger und andere Neuern geleget haben ... Ihr Zweck ist die Veredlung einheimischer Produkte, und dieser verdient den dankbarsten Beifall der Nation, so wie er ihn auch wirklich erhielt, ehe diese in ihrem herzlichen Genusse von den alten verwöhnten Liebhabern der auswärtigen Schönheiten gestöret und durch den Ton der Herren und Damen, die eine Pariser Pastete dem besten Stücke Rindfleisch vorziehen, stutzig gemacht wurden.

Goethens Absicht in seinem Götz von Berlichingen war gewiß, uns eine Sammlung von Gemälden aus dem Nationalleben unserer Vorfahren zu geben und uns zu zeigen, was wir hätten und was wir könnten, wenn wir einmal der artigen Kammerjungfern und der witzigen Bedienten aus der französisch-deutschen Bühne müde wären und wie billig Veränderung suchten.

Aber einmal zugegeben, der Tadel des Königs sei richtig: „daß wir Deutsche in der Wahl der Partien, die wir dem Auge oder dem Ohre dargestellet haben, zu wenig Geschmack bewiesen ... haben", zugegeben, „daß wir noch kein einziges Stück haben, was mit den Meisterstücken eines Corneille oder Voltaire, die nicht leicht jemand höher schätzen kann, als ich sie selbst schätze, verglichen werden könnte", so kömmt es doch noch immer auf die Frage an, ob wir auf unserm Wege, oder auf demjenigen, welchen andere Nationen erwählet haben, fortgehen dürfen, um das Ziel der Vollkommenheit zu erreichen, was die Natur für uns bestimmt hat.

Die Italiener und Franzosen haben in ihrer Dichtung zu sehr der Schönheit geopfert, hierüber ist bei ihnen die dichterische Natur verarmt und die Mannigfaltigkeit verloren gegangen. Der Deutsche hingegen hat, wie der Engländer, die Mannigfaltigkeit der höchsten Schönheit vorgezogen und lieber ein plattes Gesicht mitunter als lauter Habichtsnasen malen wollen."

Als Beispiel, wie verschiedene Wege Engländer und Franzosen „zum Tempel des Geschmackes gegangen sind", wählt Möser die Art, wie Shakespeare und Voltaire den Tod Cäsars darstellen. „Beim

Digitized by Google

Shakespeare sieht man ein aufgebrachtes Volk, bei dem alle Muskeln in Bewegung sind, dem die Lippen zittern, die Backen schwellen, die Augen funkeln und die Lungen schäumen; ein bitteres, böses, wildes und wütendes Volk und einen hämischen Kerl mitunter, welcher dem armen Cinna, der ihm zuruft, er sei nicht Cinna, der Mörder Cäsars, sondern Cinna, der Dichter, seiner elenden Verse halber das Herz aus dem Leibe reißen will — und diese Löwen, Tiger und Affen führt Antonius mit der Macht seiner Beredsamkeit gerade gegen die Mörder Cäsars, zu deren Unterstützung sie sich versammelt hatten. Was tut nun Voltaire? Er wischt alle diese starken Züge aus und gibt uns ein glattes, schönes, glänzendes Bild, was in dieser Kunst nicht seinesgleichen hat, aber nun gerade von allem dem nichts ist, was es sein sollte."

Noch deutlicher zeigt sich der Unterschied, wenn man einen englischen und einen französischen Garten miteinander vergleicht. „In jenem finden Sie eben wie in Shakespeares Stücken Tempel, Grotten, Klausen, Dickichte, Riesensteine, Grabhügel, Ruinen, Felsenhöhlen, Wälder, Wiesen, Weiden, Dorfschaften und unendliche Mannigfaltigkeiten, wie in Gottes Schöpfung durcheinander vermischt; in diesem hingegen schöne gerade Gänge, geschorene Hecken, herrliche schöne Obstbäume paarweise geordnet oder künstlich gebogen, Blumenbeete wie Blumen gestaltet, Lusthäuser im feinsten Geschmack . . . Der englische Gärtner will lieber zur Wildnis übergehen als mit dem Franzosen in Berceaux und Charmillen eingeschlossen sein."

Der Weg zur Mannigfaltigkeit, den uns der allmächtige Schöpfer eröffnet, ist, ob er gleich zur Verwilderung führen kann, der wahre Weg zur Größe, besser „als der Weg zur Einförmigkeit und Armut in der Kunst, welchen uns der Konventionswohlstand, der verfeinerte Geschmack und der sogenannte gute Ton zeigen . . . Wenn wir nicht ewig in dem Tone der Galanterie, welcher zu Zeiten Ludewigs XIV. herrschte, bleiben wollen, müssen wir notwendig einmal zur mannigfaltigen Natur wieder zurückkehren . . ." „Unser bisheriger geringer Fortgang auf diesem Wege darf uns nicht abhalten ihn zu verfolgen. Viel weniger dürfen wir den andern nehmen, wo die verwöhnten Liebhaber alle andern schönen Bäume ausgerottet haben, um lauter Pfirschen zu essen." Die Einheit, die Friedrich II. an Shakespeares Werken vermißte, fehlt ihnen in Wirklichkeit nicht.

Das Nachahmen fremder Nationen macht uns unwahr, weil der „Kopiist" natürlicherweise immer mehr oder weniger ausdrückt, als der rechte Meister empfunden hat.[1]) Nichts schadet dem Fortgange der schönen

1) Derselbe Gedanke kehrt in dem Fragment: „Über Nachahmung" (Werke V, Nr. 28) wieder. Möser bemerkt dort: „Nachahmung der Manier eines großen Mannes

Digitized by Google

Künste mehr, als diese Unwahrheit, welche Quintilian die Unredlichkeit nennt. Wie sehr diese Unwahrheit schade, können wir an so vielen unserer geistlichen Redner sehen, die ihren Ausdruck höher als ihre Empfindungen spannen. Unwahre Redner wirken nie das, „was ein Claudius, der nichts ausdrücket, als was er empfindet . . ., unter uns wirket“ . . . „Wieland, den Deutschland jetzt als den Meister in der Kunst, die Schleichwege des menschlichen Herzens zu entblößen und den wahren Gang unserer Leidenschaften auf eine lehrreiche und angenehme Art vorzustellen, bewundert, schien mir in seinen ersten Versuchen ein unwahrer Dichter; seine Rede glühete mehr, und sein Kolorit war weit lebhafter als seine Empfindung, oder diese war, wie es der Jugend gewöhnlich ist, nicht hinlänglich genährt und gesättiget. Daher lieset man seine ersten Gedichte nicht mehr so gern, wie seine späteren. Allein mit den Jahren wie mit dem Genusse ward seine Empfindung mächtig; nun ward ihm die Sprache oft zu enge, die volle Empfindung quoll über den Ausdruck, und man sahe in seinen späten Werken immer mehr Schönheit, als ihm die Sprache zu zeigen verstattete.“ Wahrscheinlich ist es auch nicht, daß wir uns so ganz in die Empfindung unserer „Nachbaren“ versetzen werden . . . . Ihre Ausdrücke und Tropen können bei uns nie den Grad der Wahrheit erhalten, den sie in ihrem wahren Vaterlande haben. Selbst ein Mensch kann sich nicht des anderen Worte so zueignen, daß sie in seinem Munde die Wahrheit haben, womit der andere sie vorbringt.

„Meiner Meinung nach müssen wir also durchaus mehr aus uns selbst und aus unserem Boden ziehen, als wir bisher getan haben, und die Kunst unserer Nachbaren höchstens nur insoweit nutzen, als sie zur Verbesserung unserer eigentümlichen Güter und ihrer Kultur dienet. Wir müssen es wie Rousseau machen . . ., oder wie Klopstock, der nicht erst den Milton las, um seinen Messias zu bilden.

Zwar können wir auf diese Weise leicht auf Irrwege geraten. Denn indem wir tief in uns zurückgehen und was wir also empfinden, ausdrücken, verlassen wir einen Pfad, welchen auch schon Meister vor uns geebnet haben, und geraten leicht auf Verhältnisse, die wir hernach mit der Rechnung nicht bezwingen können; oder wir folgen, wie Goethe in Werthers Leiden, bloß der erhöheten Empfindung und opfern die logische Wahrheit der ästhetischen auf. Allein wir bringen doch damit eigene edle Erze zutage

kann nie gefallen, solange man nicht auch die ganze Seele des großen Mannes besitzt. Wer nicht wie Raphael denkt (s. o. S. 151), wird auch als der glücklichste Kopist kein Raphael werden. Der große Fehler der Deutschen ist, daß sie große Männer nachzuahmen suchen und bald Young, bald Yorick sein wollen, ohne wie Young und Yorick zu empfinden. Man sieht das Hohle, Leere, Unbedeutende und Kraftlose.“

Digitized by Google

und es werden sich dann auch Philosophen unter uns finden, welche sie prüfen, läutern und zu großen Werken verarbeiten werden."

„Ich will jedoch hiemit gar nicht sagen, daß wir uns nicht auch fremdes Gut zunutze machen sollen." „So hat Hagedorn die größten Meister unserer Nachbarn studiert und ihre schönsten Früchte bei uns einheimisch gemacht und veredelt, Gellert in seiner schönen und kunstvollen Nachlässigkeit seine Meister übertroffen, Gleim, Ramler und die Karschin haben deutsches Gut mit römischer Kunst bearbeitet und unserer Sprache neue Kraft verschafft. Mein Wunsch ist nur, daß wir uns von dem Könige nicht so einzig an die großen Ausländer verweisen lassen und unserem Götzen von Berlichingen sogleich mit Verachtung begegnen sollen. Auch die Klinger, die Lenze und die Wagner zeigten in einzelnen Teilen eine Stärke wie Herkules, ob sie sich gleich auch wie dieser zuerst mit einer schmutzigen Arbeit beschäftigten und vielleicht zu früh für deutsche Kunst und ihren Ruhm verstarben. Und es bedurfte nur noch eines Lessings, um den deutschen Produkten diejenige Vollkommenheit zu geben, die sie erreichen und womit sie der Nation gefallen können.

Die deutsche Sprache, die der König der französischen so sehr nachsetzt und der er bald Armut, bald Übellaut vorrückt, ist, so sehr sie sich auch seit Gottscheds Zeiten bereichert hat, in manchem Betracht noch immer arm, aber das ist der Fehler aller Buchsprachen, und am mehrsten der französischen, die wiederum so sehr gereiniget, verfeinert und verschönert ist, daß man kaum ein mächtiges, rohes oder schnurriges Bild darin ausdrücken kann, ohne wider ihren Wohlstand zu sündigen. Die englische Sprache ist die einzige, die wie die Nation nichts scheuet, sondern alles angreifet, und gewiß nicht aus einer gar zu strengen Keuschheit schwindsüchtig geworden ist, sie ist aber auch die einzige Volkssprache, welche in Europa geschrieben wird, und ein auf den Thron erhobener Provinzialdialekt, der auf seinem eigenen fetten Boden steht, nicht aber, wie unsere Buchsprachen, auf der Tenne dörret. Alle andere Buchsprachen sind bloße Konventionssprachen des Hofes oder der Gelehrten, und das Deutsche, was wir schreiben, ist so wenig der Meißner, als der Franken Volkssprache, sondern eine Auswahl von Ausdrücken, so viel wir davon zum Vortrage der Wahrheit in Büchern nötig gehabt haben; sowie neue Wahrheiten darin zum Vortrag gekommen sind, hat sie sich erweitert, und ihre große Erweiterung seit Gottscheds Zeiten ist ein sicherer Beweis, daß mehrere Wahrheiten in den gelehrten Umlauf gekommen sind.

Unstreitig hat die französische Buchsprache frühere Reichtümer gehabt als die unsrige. So wie diese Nation früher üppig geworden ist als die unsrige, so hat sie sich auch früher mit feineren Empfindungen und Unter-

Digitized by Google

suchungen abgegeben. Wie der Deutsche noch einen starken, tapferen und brauchbaren Kerl für tüchtig, oder nach unserer Buchsprache, für tugendhaft hielt und dessen Herz nicht weiter untersuchte, als es seine eigene Sicherheit erforderte, fing Montaigne schon an, über den inneren Gehalt der Tugenden seines Nächsten zu grübeln und diese um so viel geringer zu würdigen, als Eitelkeit und Stolz zur feinen Mark genommen waren. Dieses ist der natürliche Gang der Üppigkeit der Seele[1]), die ihre Muse zu sanfteren und feineren Empfindungen verwendet und damit auch zu feineren Maßen und Ausdrücken gelangt, als der rohe Wohlstand, der alles mit Gesundheit verzehret und die feineren Künste des Kochs glücklich entbehret.

Indessen möchte ich doch nicht sagen, daß wir jetzt noch so sehr weit zurück wären, wenn wir gleich alle Nüancen des Ridiculen nicht ausdrücken und für jede verschiedene Mischung der menschlichen Tugenden und Laster nicht alle die eigentlichen Zeichen haben, deren sich die Franzosen, von Montaigne bis St. Evremont, und von diesem bis zum Marmontel (aus „einer" unglücklichen Bedürfnis, würde Rousseau hinzusetzen) bedienet haben. Keine Sprache hat sich vielleicht so sehr zu ihrem Vorteile verändert, als die unsrige; nichts war armseliger als unsere komische Sprache, außer dem Hanswurst war keiner auf der Bühne, der einen komischen Ton hatte, und das Volk liebte diesen, weil es von ihm wahre Volkssprache hörte; alle anderen redeten in der Buchsprache, der unbequemsten zum Sptechen unter allen, oder ihre Rolle gestattete ihnen nicht, sich der Volkssprache zu bedienen. Lessing war der erste, der Provinzialwendungen und -wörter, wo es die Bedürfnisse erforderten, auf die glücklichste Art nationalisierte; ihm sind die Wiener gefolgt, und seitdem uns Goethe in der Sprache auf dasjenige, was Cicero[2]) Romanos veteres ac urbanos sales et veteris leporis vestigia nennet, zurückgeführet hat, damit wir nicht zuletzt lauter Buchsprache reden möchten, hat jedermann unseren ehemaligen Mangel empfunden und ihm jetzt mit hellem Haufen zu begegnen gesucht, so daß wir nunmehr wohl hoffen dürfen, bald eine Sprache zu haben, worin alle Mutwilligkeiten und Affereien, deren sich der Mensch zum Ausdruck seiner Empfindungen und Leidenschaften bedient, dargestellet werden können. Doch ich will darauf nicht wetten, daß nicht viele, denen es schwer fällt in

1) Ein Lieblingsausdruck Mösers, der in seinen Schriften öfters wiederkehrt. „Die Wissenschaften — so läßt er einen Landmann (Patr. Phant. I, Nr. 5: Werke I, S. 127) sagen — gehören zum Üppigen der Seele, und in Haushaltungen oder Staaten, wo man noch mit dem Notwendigen genug zu tun hat, muß man die Kräfte der Seelen besser nützen." Ähnlich Werke X, S. 253: „Die Wissenschaft . . . ist Luxus der Seele, und dieser kann . . . mit der Zeit von dem Ackerbau abziehen, da nichts so sehr schmeichelt als die Vielwisserei."

2) „Ep. fam. L. IX, Ep. 15."

Digitized by Google

deutscher Luft zu atmen, die französische der deutschen immer vorziehen werden.

Eine Dichtersprache hatten wir fast gar nicht, und wir würden auch nie eine erhalten haben, wenn Gottsched den tapferen Schweizern, die sich seiner Reinigung widersetzten, obgesieget hätte. Haller ward unser erster Dichter, und wie Klopstock kam, begriffen wir erst völlig, was die Engländer damit sagen wollen, wenn sie den Franzosen vorwerfen, daß sie nur eine Sprache zum Versemachen, nicht aber für die Dichtkunst hätten. Auch wir hatten vor Haller nur Versemacher, und vor Gleimen keinen Liebesdichter. Wie sehr und wie geschwind hat sich aber nicht unsere Dichtersprache mit diesen ihren ersten Meistern gebessert? und welche Dichtungsart ist übriggeblieben, wozu sie sich nicht auf eine anständige Art bequemet hat?

In der Kunstsprache haben wir, seitdem Winckelmann, Wieland, Lavater und Sulzer[1]) geschrieben haben, uns nicht allein alles eigen gemacht, was die Ausländer eigenes hatten, sondern auch vieles auf unserem Boden gezogen. Und die Verfasser verschiedener empfindsamen Romane haben in einzelnen Partien gezeigt, daß unsere Sprache auch zum wahren Rührenden geschickt sei und besonders das stille Große sowohl, als das volle Sanfte auf das mächtigste darstellen könne . . . Unsere Rednersprache hat zwar keine große Muster geliefert, weil es ihr an großen Gelegenheiten gefehlt hat; aber sie ist hinlänglich vorbereitet und wird keinen empfindenden und denkenden Mann leicht im Stiche lassen. Die philosophische Sprache ist, seitdem sie aus „Leibnizzens“ und Wolffens Händen kam, unendlich empfänglicher und fähiger geworden, alles zu bestimmen und deutlich zu ordnen, und unser historischer Stil hat sich in dem Verhältnis gebessert, als sich der preußische Name ausgezeichnet und uns unsere eigene Geschichte wichtiger und werter gemacht hat. Wenn wir erst mehr Nationalinteresse erhalten, werden wir die Begebenheiten auch mächtiger empfinden und fruchtbarer ausdrücken . . .

Alle diese glücklichen Veränderungen sind aber während der Regierung des Königs vorgefallen, wie er schon seinen Vorgeschmack nach den besseren Mustern anderer Nationen gebildet hatte und in unserer Sprache vielleicht nur Memorialien und Dekrete zu lesen bekam. Er hatte nachher Voltairen um sich, einen Mann, der durch die Großheit seiner Empfindungen und seiner Manier alles um sich herum und seine eigenen Fehler verdunkelte; er liebte Algarotti, den feinsten und nettesten Denker seiner Zeit, er zog die wenigen großen Leute, welche Frankreich hatte, an sich, und unter den

1) „Nach Sulzers Theorie ist jede Kunst dem Endzwecke untergeordnet, und die feinste Moral ist nur ein Spielwerk, wenn sie die Faust nicht zu großen und nützlichen Arbeiten stärkt“: Brief Mösers an Nicolai 1775: Werke X, S. 157.

Digitized by Google

deutschen Gelehrten fand sich noch kein Dalberg, kein Fürstenberg, der auf die Ehre, welche er dem ausländischen Verdienste gab, Anspruch machen konnte. Hiezu kömmt, daß seine Gedanken über die deutsche Literatur und Sprache wahrscheinlich weit früher niedergeschrieben, als gedruckt sind, und so ist es kein Wunder, wenn sie unserer neuen Literatur keine Gerechtigkeit haben widerfahren lassen.

Und doch glaube ich nicht zu viel zu wagen, wenn ich behaupte, daß der König selbst, da wo er sich als Deutscher zeigt, wo Kopf und Herz zu großen Zwecken mächtig und dauerhaft arbeiten, größer ist, als wo er mit den Ausländern um den Preis in ihren Künsten wetteifert. In seiner Instruction pour ses généraux ist er mir wenigstens mehr als Cäsar durch den Geist und die Ordnung, womit er viele verwickelte Fälle auf wenige einfache Regeln zurückbringt; in seinen vertrauten Briefen, die er bei schweren Vorfällen geschrieben hat, finde ich deutsche Kraft und Dauer, in seiner Abhandlung über die Vaterlandsliebe den systematischen Geist der Deutschen, und in seinen Gedanken über unsere Literatur ein edles deutsches Herz, das nicht spotten, sondern wirklich nützen und bessern will. Da hingegen, wo es auf Verzierungen ankommt, sehe ich in seinen Schriften oft die Manier des fremden Meisters, und es geht mir als einem Deutschen nahe, ihn, der in allen übrigen ihr Meister ist, und auch in deutscher Art und Kunst unser aller Meister sein könnte, hinter Voltairen zu erblicken.

Schließlich muß ich Ihnen, liebster Freund, noch sagen, wie es mir an vielen von unsern Deutschen nicht gefalle, daß sie den Ausländern zu wenig Gerechtigkeit widerfahren lassen. Ich denke in diesem Stücke wie Pinto[1]): „alle Nationen können handeln und reich werden, ohne daß sie nötig haben sich einander zu schaden", und alle Nationen können in der Art ihrer Literatur groß werden, ohne daß sie ihre Mitminner[2]) zu verachten brauchen."

1) Traité de la Circulation.

2) „Medeminnaers sagt der Holländer für Rivaux": Anmerkung Mösers. — Lessing verdeutscht Rivale durch Mitbuhler: Th. Matthias, Lessing auf den Bahnen des Sprachvereins. Wiss. Beihefte zur Zeitschr. des Allg. Deutschen Sprachvereins. 4. Reihe Heft 21 (1902) S. 21.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Deutsches Lesebuch für sächsische Gymnasien.

Achte Abteilung, für Prima; bearbeitet für Unterprima von Rektor Prof. Dr. P. Vogel, für Oberprima von Rektor Prof. Dr. H. Steuding. XII u. 418 S. Leipzig 1907. Preis geb. 4 M.

Von Prof. Dr. **Richard Wagner** in Dresden.

Ein deutsches Lesebuch für Prima — welche Flut widerstreitender Gedanken und Fragen beschwört dieser Begriff herauf. Ist es überhaupt nötig? Und dies zugestanden, wie soll es verwendet werden? Vor allem aber: was soll darin stehen? Es ist hier nicht der Ort, auf diese Fragen einzugehen; nur das sollte angedeutet werden, daß ein solches Buch, auch wenn es von zwei in Wort und Schrift so wohl bewährten Schul- und Fachmännern wie Hermann Steuding und Paul Vogel ausgeht, von recht verschiedenem Standpunkte aus beurteilt werden kann. Und ich will offen gestehen, daß ich, als ich das Buch in die Hand nahm, von seiner Notwendigkeit keineswegs überzeugt war, da wir an unserer Schule bisher ohne Lesebuch ausgekommen waren und auch kein sonderliches Verlangen danach verspürt hatten. Doch schon beim ersten Durchblättern fand ich, zunächst für Unterprima, über die allein mir ein Urteil aus der Praxis heraus zusteht, eine solche Fülle von nützlichem und, was die Hauptsache ist, in unserem sächsischen Unterrichtsbetrieb leicht zu verwertendem Lehr- und Bildungsstoff, daß ich meine Meinung geändert habe und sicher glaube, daß es andern Amtsgenossen ebenso ergehen wird.

Das Geheimnis dieser Wirkung liegt darin, daß die Herausgeber mit praktischem Blick ein festes Programm aufgestellt und, abgesehen von einer später zu besprechenden Ausnahme, folgerichtig durchgeführt haben. Sie wollten kein rhetorisch-stilistisches oder philosophisches Lesebuch zusammenstellen, und sie haben, meine ich, recht daran getan. Gewiß wird niemand, der eines der bereits vorhandenen guten Bücher dieser Art, z. B. das von Muff, prüft, leugnen, daß es recht wünschenswert für unsere Primaner sei, an einer Sammlung von neueren Musteraufsätzen mannigfachen Inhalts ihren Geist und ihren Stil zu bilden und „die unerläßliche Bekanntschaft mit dem Leben der Gegenwart und seinen Bestrebungen zu gewinnen". Allein solange nach dem wohlerwogenen sächsischen Lehrplan in Unterprima „das Wichtigste aus der Literaturgeschichte von Luther bis auf Klopstock und eingehende Behandlung von Klopstock und Lessing im Anschluß an die Lektüre ihrer hauptsächlichsten Werke" im Vordergrunde steht, und

Digitized by Google

in Oberprima Goethes Leben unter Hervorhebung seiner Beziehungen zu den Dichtern seiner Zeit und, außer mindestens einer Tragödie Shakespeares, die größeren Werke von Goethe und Schiller durchgenommen werden, so lange bleibt für *selbständige* Lösung jener andern Aufgabe im Unterricht schlechterdings keine Zeit. „Deshalb soll dieses Lesebuch *nur* Lesestoff zur *Literaturgeschichte* bieten, sowohl Proben aus den Werken der dort behandelten Dichter und Schriftsteller, als auch *neuere Prosastücke* im *Anschluß* an letztere."

Wie dieser von mancher Seite ernstlich angefochtene „Literaturunterricht" (namentlich von Luther bis auf Klopstock), der trotz tunlichster Beschränkung eine Anzahl von Männern bringen muß, von deren Wesen und Werken der Schüler nur schwer eine ausreichende Vorstellung erhält, anregend und fruchtbringend zu gestalten sei, das wäre, wie der selige Hildebrand im Kolleg zu sagen pflegte, wieder ein Kapitel für sich. Aber ich glaube, daß die Herausgeber diese Frage um ein gutes Stück der Lösung näher gebracht haben.

Es war entschieden ein glücklicher Gedanke Vogels, im unmittelbaren Anschluß an die gegebenen Proben orientierende, erläuternde und weiterführende *Aufsätze aus berufener Feder* über die bedeutendsten Dichter und Denker zu bringen, die mit besonders feinem Takte ausgewählt sind. Sie vertiefen und erweitern in erfreulichster Weise die Eindrücke, die aus der Lektüre und aus Klees geistvollen Grundzügen der deutschen Literaturgeschichte gewonnen sind; denn diese werden als Grundlage vorausgesetzt. So erhält man zugleich, wenigstens nach der literarischen Seite hin, einen Ersatz für das fehlende allgemeine Lesebuch, da neuere Schriftsteller wie Gustav Freytag, David Strauß, Hermann Hettner, Moritz Carriere und Heinrich von Treitschke, zu Worte kommen und so doch einigermaßen das berechtigte Verlangen unserer Primaner nach reichlicherer Beschäftigung mit Prosawerken erfüllt wird. Übrigens würde ich, um der weiteren Stillung dieses Verlangens wenigstens die richtigen Bahnen zu weisen, am Schlusse des Buches die besten der jetzt zahlreich erschienenen und billig zu kaufenden Sammlungen von Musteraufsätzen aller Art namhaft machen.

Die Auswahl der *Literaturproben* selbst ist ein schweres und verantwortliches Stück Arbeit und muß wohl von vornherein darauf verzichten, es allen recht zu machen. Mancher wird auf Grund seiner Erfahrung hier weniger, dort mehr oder andere Stücke wünschen, oder überhaupt die Beschränkung seiner Freiheit, selbst auszuwählen, als lästige Fessel empfinden. Er hatte sich im Laufe der Jahre einen festen Kanon von Gedichten zusammengestellt, die er den Schülern vorlas, und sammelte dann, wie es z. B. bei uns geschah, das Interesse um einige Hauptgestalten, von denen

Digitized by Google

jeder Schüler sich die notwendigsten Schriften leicht und billig anschaffen konnte, etwa eine Flugschrift von Luther, ein Bändchen mit Hans Sachsens Fastnachtspielen, den verkürzten Simplizissimus und eine Auswahl aus Klopstock. Ersteres bleibt ihm auch in Zukunft unbenommen; erklärt doch Vogel ausdrücklich, daß er viele kleinere Gedichte beiseite gelassen habe, „weil diese dadurch, daß der Lehrer sie vorliest, völlig ihrem Werte entsprechend zur Geltung gebracht werden können". Letzteres wird freilich beschränkt, wenn nicht unmöglich gemacht, da wir Schülern, die vier Mark für ein Lesebuch ausgegeben haben und sich die erforderlichen Schriften von Lessing, Goethe und Schiller vielleicht erst anschaffen mußten, kaum noch den Ankauf anderer Hefte zumuten dürfen. Für ganz ausgeschlossen aber möchte ich dies trotzdem nicht halten: handelt es sich doch nicht um Schulbücher im landläufigen Sinne, sondern um Werke der deutschen Nationalliteratur, die den jungen Leuten im Unterricht so nahe gebracht werden können, daß sie auch im späteren Leben gerne wieder nach ihnen greifen. Der unschätzbare Vorteil der neuen Einrichtung aber ist der, daß die Schüler alles Wesentliche, in einem einzigen Buche sauber und nett zusammengestellt, selbst in der Hand haben.

Wer sich dennoch beengt fühlt, mag sich damit trösten, daß die Herausgeber bei der Auswahl sich erst recht in einer Zwangslage befanden. Glücklicherweise wird ihnen die Aufgabe, auf begrenztem Raume möglichst viel Bedeutendes unterzubringen, durch mehrere günstige Umstände erleichtert. Dadurch, daß sie Klees Grundzüge voraussetzen, wird ihr Werk von allen Literatur- und Inhaltsangaben entlastet; sie wollen kein „Handbuch zur Einführung in die deutsche Literatur mit Proben aus Poesie und Prosa" bringen, wie es z. B. der fünfte Teil des Döbelner Lesebuches ist. Auch sind die zu den Texten notwendigen Anmerkungen auf das knappste Maß beschränkt. Ferner konnte auf die in die ersten sieben Teile bereits aufgenommenen Gedichte verwiesen werden. Das gesondert herausgegebene Verzeichnis derselben ist in Zukunft besser als Anhang zum achten Teile abzudrucken, und die Schüler müssen dann von Sexta an ermahnt werden, ihre Lesebücher nicht aus der Hand zu geben, wie dies ja bereits vielfach geschieht. Endlich sind alle Kirchenlieder unter Verweisen auf das Sächsische Landesgesangbuch ausgeschlossen, das alle Schüler besitzen. Ich würde aber bei einer neuen Auflage in der Vorrede — in die ein Primaner doch auch gelegentlich hineinschaut —, statt einfach diese Tatsache festzustellen, lieber kräftig hervorheben, daß das Gesangbuch als notwendige Ergänzung des Lesebuches auch wirklich herangezogen werden muß. Bietet es doch eine sorgfältig ausgewählte und gesichtete Blumenlese aus fünf Jahrhunderten deutscher Lyrik, wie sie uns sonst nie und nirgends unter die Hände kommt.

Digitized by Google

Und wenn sie sich naturgemäß auf eine bestimmte Richtung unseres Gefühlslebens beschränkt, so wird diese dafür um so erschöpfender behandelt, und wir fühlen uns angeregt zu Vergleichen, wie die einzelnen Gedankenkreise und Gefühle (z. B. in den Morgen- und Abendliedern) je nach den Zeiten und den Charakteren der Dichter ganz verschieden ausgestaltet worden sind. Wie sehr hebt sich z. B. Klopstocks schwermütiges Morgenlied: „Wenn ich einst von jenem Schlummer, welcher Tod heißt, aufersteh'", von allen andern Liedern seiner Gattung ab. Ich würde diesen Punkt nicht so stark betonen, wenn ich nicht bei der Aufforderung zu einer literarischen Verwertung und Würdigung ihres Gesangbuchs stets sehr erstaunte Blicke der Schüler aufgefangen hätte, namentlich der Sänger unserer Schule, die das Buch mehr berufs- und handwerksmäßig zu gebrauchen gewöhnt sind.

Soviel im allgemeinen; es wird nun, da das Buch erst vor wenigen Tagen erschienen ist, sicher vielen erwünscht sein, über die darin ausgebreiteten Schätze einen Überblick zu erhalten, dem ich einige Randbemerkungen beifüge. Würdig eröffnet in Unterprima Luther den Reigen mit sieben meist in bedeutungsvollen Lebenslagen geschriebenen Briefen, wie überhaupt in dem ganzen Buche auf Mitteilung charakteristischer Briefe mit Recht besonderes Gewicht gelegt wird. Die berühmte Aufforderung an die Bürgermeister und Ratsherrn, „das sie Christliche Schulen auffrichten unnd hallten sollen" (9), darf natürlich nicht fehlen. Sie ist wie viele andere größere Stücke in geschickter Kürzung (soweit ich habe nachprüfen können) und in der ursprünglichen Rechtschreibung gegeben. Die letztere ist eine harte Nuß für die Schüler und erschwert unzweifelhaft das Verständnis; aber der Herausgeber hat recht, wenn er sagt: „Für die Schüler ist es ganz lehrreich, das Tohuwabohu der älteren Rechtschreibung einmal kennen zu lernen; es ist dies auch ein Stück Literaturgeschichte." Die Schrift „An den christlichen Adel deutscher Nation: von des christlichen Standes Besserung" (8), stößt in Sachsen auf keine konfessionellen Bedenken; zu ihrer eingehenden Behandlung aber wird sich wohl nur im Religionsunterricht Zeit finden. Gewiß hätte der Herausgeber gern an ihre Stelle den Sendbrief vom Dolmetschen gesetzt; leider aber läßt sich das Bleibende und Wertvolle darin nicht so leicht aus der berechtigten, aber groben Polemik gegen „den Sudler zu Dresen" (Emser) loslösen. Als ich trotzdem das Büchlein unbefangen in der Klasse durchnahm, fand ich lebhafte Teilnahme. Denn es gibt ein Muster dafür, wie sich an ein einzelnes Beispiel allgemeine Gedanken und Betrachtungen anknüpfen lassen, ohne daß dabei der Ausgangspunkt je aus dem Auge verloren wird, und läßt sich unter diesem Gesichtspunkt, was vielleicht noch nicht bemerkt worden ist, geradezu mit Lessings Laokoon vergleichen. Es ist ferner trefflich am Platze in einer

Digitized by Google

Schule, wo von früh bis spät gut und schlecht gedolmetscht wird, und es eröffnet endlich erst das rechte Verständnis für Luthers Bibelübersetzung und die Schwierigkeiten, die der Reformator bei diesem Werke zu überwinden hatte. Einen Ersatz dafür bietet im Lesebuche der angehängte Abschnitt aus Hagenbachs Kirchengeschichte über die Bibelübersetzung (11). Einen schönen Epilog zu Luther bildet seine warme, friedfertige Charakteristik durch Gustav Freytag (10), die ausgeht von der großen Wahrheit: „Der Ketzer von Wittenberg ist Reformator der deutschen Katholiken gerade so sehr, wie der Protestanten." Im Anschluß an Luther würde ich Ein neu Lied von Hutten nicht übergehen, denn hier stellt uns wirklich ein Lied den ganzen Mann leibhaftig vor Augen.

Aus Hans Sachsens Massendichtung sind drei kurze erzählende Meisterlieder, darunter Johann der muntere Seifensieder in seiner älteren Gestalt als singender Schuster von Lübeck, ferner die Wittembergisch Nachtigall, das Schlaraffenland und einige hübsche Fabeln und Schwänke, sowie endlich „Der farendt Schüler im Paradeiß" herausgehoben; dazu kommt als bester Kommentar Goethes bekanntes Gedicht (12—21). Die für Lehrer und Schüler gleich ergötzliche Beschäftigung mit andern Fastnachtsspielen des Nürnberger Schusters (die sich auch zu anspruchslosen Vortragsübungen gut verwenden lassen) wird dadurch nicht ausgeschlossen: kann man doch ihrer fünfzehn für 40 Pfennige kaufen. Bei Fischart steht neben der Ernstlichen Ermanung an die lieben Teutschen der erste Teil des Glückhaften Schiffs, auf 246 Verse zusammengezogen. Gewundert habe ich mich, daß von den Volksliedern nur drei Proben (24—26) gegeben werden, zu denen die später bei Herder mitgeteilten meist fremdsprachigen keine ausreichende Ergänzung bieten. Ich wollte für eine etwas reichere Auswahl, die auch das Verhältnis zum geistlichen Lied berücksichtigt (Insbruck, ich muß dich laßen), gern Hofmann von Hofmannswaldau, Lohenstein, Weise (38—43) und Brockes (46f.) darangeben, wenn auch manches von ihnen ganz nett und anderes als „Gegenbeispiel" zu verwerten ist. Wenn in dem Primabuche der Raum zu kostbar ist, so können einzelne Volkslieder bei Neuauflagen über die früheren Bände verteilt werden. Daß die Schüler von dem so einflußreichen Martin Opitz (27—29) einiges selbst lesen, ist durchaus in der Ordnung. Besondere Freude werden sie an dem Fluge des vielgerühmten Boberschwans (vgl. Flemings Gedicht [31] auf seinen Tod) nicht haben; vielleicht aber empfinden ihm vereinzelte Primaner das Grauen nach, „daß ich, Plato, für und für bin gesessen über dir." Es folgen außer den bereits erwähnten Dichtern 16 gut ausgewählte Epigramme von Logau, die sich natürlich leicht vermehren ließen, ferner Fleming (31—35), Simon Dach (36f.) und Günther (44f.). Für die Besprechung des Simpli-

Digitized by Google

zissimus ist die grauenhafte Schilderung der Zeitverhältnisse in Opitzens Trostgedicht in Widerwärtigkeiten des Krieges (27) die beste Vorbereitung; aus dem umfänglichen Werke selbst sind deshalb zwei Stücke hervorgezogen, welche die Persönlichkeit des Helden in den Vordergrund stellen (48 a) Simplicij Bäurisches Herkommen und gleichmässige Auferziehung; b) Simplicius und der Einsidel).

Mit Haller (49), Hagedorn (50f.) und Gellert (52) treten wir in den Vorraum des Tempels der klassischen Dichtung. Von Haller wäre neben der berühmten Ode auf den Tod seiner Marianne doch ein Stück aus den Alpen erwünscht. Gellert ist durch zwei liebenswürdige Briefe, deren einer uns durch des Professors Verkehr mit General Laudon an den Siebenjährigen Krieg erinnert, völlig ausreichend vertreten, da sieben seiner Gedichte in früheren Bänden stehen.

Nun zu Klopstock! Hier ist die Auswahl nicht leicht angesichts des vorhandenen Reichtums einerseits und anderseits der unverhohlenen Abneigung, mit der viele Schüler zuerst an diesen Dichter herantreten. Unter den elf Oden (53—63) vermisse ich schmerzlich die herrliche Frühlingsfeier, um so mehr als später die bekannte Stelle aus Goethes Werther, die auf sie Bezug nimmt, abgedruckt ist (S. 240). Um für sie Raum zu schaffen, ließe sich vielleicht auf den Lehrling der Griechen und die Welten verzichten. Ein schweres Kreuz für manche Schüler und — seien wir offen! — auch für manchen Lehrer ist der Messias. Und doch wäre es in einer Zeit, wo die Frage: Was dünket euch um Christum? wieder in den Vordergrund tritt und selbst in der schönen Literatur immer eifriger verhandelt wird vielen ein bleibender Gewinn, wenn wir ihnen recht lebendig vor Augen zu stellen vermöchten, daß und warum damals in des Dichters begeisterter Seele ein so anders geartetes Christusbild entstehen und die Mitlebenden in Entzücken versetzen konnte. Die hier gegebenen Proben (65), die insgesamt 569 Verse umfassen, sind zweckmäßig eingerahmt von zwei Oden, welche sich auf den Messias beziehen; sie schildern, abgesehen von dem Eingang des Gedichts, die Vision des Judas Ischariot, die Klage Portias um den Messias und ihr Gespräch mit Maria und endlich die von den Zeitgenossen mit so lebhafter Spannung erwartete Erlösung Abbadonas. Gern läse man daneben noch die von den schmerzlichsten persönlichen Erinnerungen des Dichters durchtränkte Abschiedsszene zwischen Gedor und Cidli. Drei mit feinem Gefühl verbundene Aufsätze, die einander glücklich ergänzen, sollen die fremdartige Gestalt des messianischen Sängers und seine Zeit dem Leser näher rücken: die vorurteilsfrei abwägende Beurteilung des Streites zwischen Gottsched und den Schweizern durch David Strauß, eine auf nahem Freundschaftsverkehr beruhende Charakteristik des Menschen

Digitized by Google

Klopstock von H. P. Sturz und Hettners Abschnitt über seine geschichtliche Stellung (66—68).

Mit Ewald von Kleist (69f.), Gleim (71f.) und vor allem Winckelmann kommen wir in Lessings Bannkreis. Daß Winckelmann 11 Seiten gewidmet sind, wird vielleicht einigen übertrieben erscheinen; ich halte es für durchaus angemessen, daß die Primaner eines Gymnasiums von dem Manne, auf dem Lessing im Laokoon fußt, und der so nachhaltig auf die Kunstanschauungen eines ganzen Jahrhunderts eingewirkt hat, mehr als einige dürftige Notizen erfahren. Hier stehen die Hauptsätze über das griechische Schönheitsideal (73) und die enthusiastische Beschreibung des Torso in Belvedere zu Rom (74) — wie anders schreibt heute ein Archäologe über ein antikes Bildwerk und schrieb schon Goethe (78) über den Laokoon! Der beigegebene Aufsatz Carrieres über Winckelmann bietet neben sachlicher Belehrung zugleich ein Musterbeispiel dafür, wie Lebensgeschichte, Werke und Charakteristik eines Mannes zu einem harmonischen Ganzen zusammengearbeitet werden können, und schlägt durch die am Schlusse geübte Kritik eine Brücke zu der so anders gearteten neuen Kunst.

Lessing ist der erste Schriftsteller, dessen Hauptwerke in den Händen der Schüler vorausgesetzt werden. Das Lesebuch tritt daher zurück und bringt von Lessing nur fünf Familienbriefe (76), die den Jüngling und Mann charakterisieren — leicht ließen sich ihnen die bekanntesten Selbstkritiken aus seinen Schriften anschließen —, zu Lessing aber, außer Goethes Laokoon (78) und dem Abschnitt über Spiel und Gegenspiel aus Freytags Technik des Dramas (79), den Aufsatz Treitschkes (77), der in lebendigster Anschaulichkeit Lessings große Gestalt in seine kleinliche Zeit hineinstellt und schildert, wie unermüdlich er daran arbeitete, die engen Schranken ihres Geisteslebens zu durchbrechen und zu erweitern. Daß dabei der preußische Geschichtsschreiber aus Sachsen in der Darstellung des Zwistes zwischen Vater und Sohn eigene bittere Lebenserfahrungen unverkennbar nachklingen läßt, verleiht ihr einen eigenen Reiz.

Zwischen Lessing und Wieland, der mit einem Stück aus dem Anfang des Oberon (81) ausreichend vertreten ist, stehen zwei vorzüglich passende Abschnitte aus Mösers Patriotischen Phantasien (80). Der eine lehrt, wie man zu einer kräftigen Darstellung seiner Gedanken und Empfindungen gelange; der andere predigt die goldene Wahrheit, die man jetzt allgemach zu vergessen beginnt, daß man nicht spielend alles lernen könne: „Was kommt dabei heraus? Süßes Gewäsche, leichte Phantasien und ein leerer Dunst.“ Es folgen Hölty mit nur zwei Gedichten und Fr. L. von Stolberg mit drei patriotischen Liedern; Hölderlin fehlt seltsamerweise ganz. Den Wandsbecker Boten lernen wir aus der originellen Anzeige der Emilia

Digitized by Google

Galotti und dem bekannten Briefe an seinen Sohn Johannes von seiner neckisch heiteren und ernsten Seite kennen. Neben Bürgers Lenore tritt Scherers scharf zugespitzte Beurteilung des „Hains“ und Bürgers, und ein Rück- und Ausblick von Richard M. Meyer (90) bildet den Beschluß. —

Über den Teil für Oberprima (S. 195—418) muß ich mich kürzer fassen, nicht nur um diese Anzeige nicht ungebührlich auszudehnen, sondern vor allem weil ich hier nicht über eigene Erfahrung im Unterricht verfüge. Er beginnt mit Hamann (1), der zu Herder (2—41) überleitet; dann folgen Goethe (42—59), Schiller (60—63), Jean Paul (64), Rückert (65—72), Heine (73—100) und Reuter (101), sowie die Dichter der Neuzeit (102—154), endlich ein von W. Hoffmann bearbeiteter geographisch-naturwissenschaftlicher Anhang (155—162). Erläuternde Aufsätze aus anderer Feder sind leider nur an zwei Stellen eingeflochten; doch erklärt sich dies aus der drängenden Fülle der zu bewältigenden Originalwerke. Natürlich sind die einzelnen Dichter je nach Bedürfnis ganz verschieden bedacht. Bei Herder, der in der Schule meist nicht „gelesen“ wird, galt es, wenigstens von seinem poetischen Schaffen und Nachschaffen eine Vorstellung zu geben; dies wird durch 29 kleine Gedichte (zum Teil sind es Übersetzungen griechischer Epigramme, was angemerkt zu werden verdiente) und 11 Nummern aus den Stimmen der Völker in Liedern von dem athenischen Freiheitsskolion bis zu dem Bergmannslied vom Sächsischen Prinzenraub erreicht. Dazu kommt, als Probe seiner Prosa, der begeisterte Lobhymnus auf Shakespeare (im Original steht noch Shakespear) aus den Blättern Von deutscher Art und Kunst. Aus Goethes Reichtum sind mit großem Geschick ausgewählt: wichtige Selbstzeugnisse, mehrere Berichte und Briefe (auch von Schiller), die das Freundschaftsverhältnis zwischen unseren beiden größten Dichtern beleuchten, einiges aus den Gesprächen mit Eckermann und dem mit Luden, und Stellen aus Werther, der Italienischen Reise und der Kampagne in Frankreich, die gewiß viele anlocken werden, nach diesen Büchern selbst zu greifen. Zu Schiller gibt zunächst eine Rede Steudings einen dem Verständnis der Schüler trefflich angepaßten Überblick über Schillers Werdegang im Spiegel seiner Dichtungen; doch wäre hier auch ein schicklicher Platz gewesen für die berühmte Schillerrede von Jacob Grimm, den ich in diesem Buche gern vertreten sähe. Von Schillers eigener Hand ist begreiflicherweise nur weniges aufgenommen: zwei wertvolle Briefe an Körner über seine Antrittsvorlesung in Jena und über Wallenstein, das unglückselige Werk, das 1796 noch immer formlos und endlos vor dem Dichter daliegt, und das Wesentliche über naive, sentimentalische, satirische und elegische Dichtung aus Schillers bekannter Ab-

Digitized by Google

handlung. Dazwischen steht der Brief, den Wilhelm v. Humboldt über Schillers Tod aus Rom an Goethe richtete.

Jean Pauls kurioses Michaelisprogramm des Rektors Florian Fälbel über seine und seiner Primaner lehrreiche Reise nach dem Fichtelberg ist angesichts der modernen Förderung von Schülerreisen entschieden zeitgemäß; doch werden es unsere heutigen Primaner mit einigem Kopfschütteln und ohne sonderliche Sehnsucht nach der guten alten Zeit lesen. Mehr Freude machen ihnen ganz sicher später die durch „en vullständig römisch Kavallerigefecht" in der Klasse stimmungsvoll eingeleiteten Homer- und Virgilstunden des Herrn Konrektors aus Reuters Dörchläuchting. Die zeitgenössischen Dichter sind zumeist in den früheren Bänden zu finden; deshalb hat der Herausgeber nur Rückert und Heine mit umfänglicheren Proben herausgehoben, neben denen ich Mörike gern die gleiche Ehre gegönnt hätte. Daß von Rückert, trotzdem die Schüler bereits 27 Gedichte von ihm kennen, noch manches Schöne und Tiefe, namentlich aus der Weisheit des Brahmanen, mitgeteilt wird, billige ich durchaus. Ob es jedoch wohlgetan war, aus Heines Buch der Lieder 28 Stücke hier zu vereinigen, erscheint mir zweifelhaft. Nicht als ob ich Heines Bedeutung als Lyriker unterschätzte — im Gegenteil; aber nach meinem Geschmack nehmen sich manche dieser duftigen Blüten in einem Schullesebuch etwas seltsam aus, und wer sich nicht selbst gedrungen fühlt, für das Buch der Lieder 40 Pfennige anzulegen, dem ist überhaupt nicht zu helfen!

Daß ich mit den „Dichtern der Neuzeit" in der Gestalt, wie sie S. 349—382 vorliegen, nicht ganz einverstanden bin, will ich offen bekennen. Gewiß ist es ein dringendes Bedürfnis, die Schüler möglichst weit über Goethes Tod hinauszuführen, und die Bewegungsfreiheit im Unterricht der höheren Klassen, die von Ostern ab in Sachsen ihre Feuerprobe bestehen soll, wird auch dafür erfreulicherweise mehr Raum schaffen. Aber das Hauptgewicht ist dabei doch wohl auf größere dramatische und erzählende Werke zu legen; die Lyrik steht erst an zweiter Stelle, und die Einführung in sie wird sich, um Zersplitterung und Verwirrung zu vermeiden, am besten auf genauere Besprechung weniger Auserwählter, etwa C. F. Meyers, Martin Greifs und Detlev von Liliencrons, beschränken. Diese sind auch im Lesebuch reichlicher bedacht (mit 7—10 Nummern), daneben aber stehen 28 Gedichte von 14 verschiedenen Verfassern, von Fr. W. Weber und Julius Wolf bis herab zu Otto Ernst, Friedrich Nietzsche, Richard Dehmel, Johannes Schlaf und Arno Holz. Sie sind sorgfältig ausgesucht, und manches Schöne steht darin; trotzdem fürchte ich, daß ein an sich löbliches Bestreben, allen Wünschen gerecht zu werden, hier ein wenig zu weit geführt hat. Besonders die Allerneuesten würde ich getrost dem „Privatfleiße" der Schüler überlassen.

Digitized by Google

Der geographisch-naturwissenschaftliche Anhang überschreitet die dem Buche gezogenen Grenzen: ist das Literaturprinzip einmal durchbrochen, so dürfte man mit gleichem Rechte auch Aufsätze über Kunst, Philosophie und Religion verlangen. Die naheliegende Erwartung, daß in diesen acht Stücken nur Meister ersten Ranges zu Worte kommen, wird nicht erfüllt; denn zu ihnen zählen zwar Riehl, Hellwald, Ratzel und Humboldt, nicht aber Joh. Ziegler und R. Franceschini, von dem sogar drei Aufsätze abgedruckt sind. Hier waren doch Helmholtz, Credner und andere Größen der Wissenschaft, von denen die Schüler im naturwissenschaftlichen Unterrichte hören, am Platze.

Vieles wäre noch über das Buch zu sagen. Daß die Ausstattung gut und der Druck vorzüglich ist, versteht sich bei einem Werke aus dem Dürrschen Verlage von selbst. Auf wohlfeile Vergleiche mit anderen Literaturlesebüchern habe ich absichtlich verzichtet. Wie viel aber darin für die Pflege echten deutschen Vaterlandsgefühls geschieht, wie sorgfältig auf das Fassungsvermögen und den Vorstellungskreis der Schüler Rücksicht genommen ist, und wie mancherlei Verbindungsfäden sich zwischen den einzelnen Stücken und Dichtern und ihren sonst im Unterricht besprochenen Werken hinüber- und herüberspinnen, alles das konnte nur gelegentlich berührt werden. Als Ganzes betrachtet ist es ein vortreffliches Buch, das auch außerhalb des Landes, für das es zunächst bestimmt ist, und über die Schule hinaus in weiteren Kreisen, die nach einem Einblick in die ältere deutsche Literatur Verlangen tragen, dankbare Leser finden wird.

Der seelische Gehalt von Schillers Wallenstein.

Von **Heinrich Gloël** in Wetzlar.

Es scheint mir, daß wir uns in der Behandlung der dramatischen Literatur in den oberen Klassen vor einem Abweg zu hüten haben. Durch Gustav Freytag ist die Einsicht in die Technik des Dramas zweifellos sehr gefördert worden. Und daß seine Lehre auch in die Schule eindrang, wäre ja durchaus kein Übel, wenn man sie nicht vielfach überschätzte, und wenn die Schulbetrachtung nicht zuweilen fast ganz darin aufginge, zumal seit die an sich ja verdienstlichen Bücher von Franz, Unbescheid und Wohlthat erschienen sind, und nachdem Böttticher und Kinzel sogar in ihrem Grundriß der deutschen Literaturgeschichte statt einer einfachen Inhaltsangabe der klassischen Dramen eine genaue Darstellung ihres Aufbaues gegeben haben.

Und doch hängt die Ansetzung der einzelnen Stufen der Handlung vielfach von subjektivem Ermessen ab. Die dadurch gewonnene Kenntnis

Digitized by Google

ist aber zum Teil ganz äußerlich, während der deutsche Unterricht doch nicht die Hauptaufgabe hat, die Schüler mit dem Handwerksmäßigen der dramatischen Kunst bekannt zu machen, sondern ihnen das innere Wesen der behandelten Dramen zu erschließen. Wer zu viel Wert auf die dramatische Gliederung legt, hindert die Schüler geradezu an der unbefangenen Würdigung mancher Dramen, z. B. Götzens von Berlichingen. Aber bezeichnet nicht Aristoteles die *σύστασις τῶν πραγμάτων* als *ἀρχὴ καὶ οἷον ψυχὴ τῆς τραγῳδίας*? Ja; Handlung ist allerdings die Grundlage und gewissermaßen der Lebensodem der dramatischen Dichtgattung. Wenn man die Worte *καὶ οἷον ψυχή* so faßt, und wenn man den Satz des Aristoteles namentlich vom Standpunkte des dramatischen Dichters ansieht, so hat er damit auch wirklich den Nagel auf den Kopf getroffen, wie es ihm Schiller bestätigt hat. Aber das, was wir Seele des Dramas nennen, das ist doch etwas ganz anderes als die Verknüpfung der Begebenheiten. Namentlich für die Schulbetrachtung. Ich pflege im Unterricht den Gefühls- und Gedankengehalt als die Seele, die Charakteristik als Fleisch und Blut, die Handlung als das Skelett des Dramas zu bezeichnen und glaube damit anzugeben, worauf es in der Schule bei Behandlung einer dramatischen Dichtung besonders ankommt.

Wahrhaft bildend für Geist und Gemüt ist vor allem die Versenkung in den sittlichen und seelischen Gehalt. Das Hauptgewicht ist darauf zu legen, daß die Schüler einen Einblick in die Tiefen des menschlichen Herzens, in die Fülle der menschlichen Charaktere, in die wichtigsten Regungen des Seelenlebens gewinnen. Man lehre die Schüler, das ganze Drama unter einheitlichem Gesichtspunkte zu betrachten und das vom Dichter behandelte Problem, die alles beherrschende Idee, die Hauptmotive, die treibenden Kräfte und die Eigenart des dramatischen Konflikts zu verstehen. Gewisse Einsicht in den dramatischen Aufbau ist ja oft wünschenswert, aber nur insofern, als die einzelnen Stufen der Handlung sich aus den Charakteren ergeben oder auf diese zurückwirken. Aber nicht nur um begriffliche Erkenntnis handelt es sich dabei in der Schule, sondern um Vertiefung des eigenen Gemütslebens. Die Schüler sollen für das Edle, Wahre, Erhabene und Große empfänglich gemacht und begeistert werden, den ringenden Helden mit Teilnahme begleiten und die Tragik des Menschenschicksals wirklich herausfühlen. Kurz, sie sollen die Gefühle und Gedanken des Dichters nachempfinden und, wo möglich, ihn selbst in seinem Werke verehren und lieben lernen. Ist so ihre innere Beteiligung erregt, so gelangen sie auch zu dem ästhetischen Genuß, der entsteht, wenn man empfindet, daß bedeutsamer Inhalt einen ihm angemessenen, harmonischen Ausdruck gefunden hat. So werden sie vom Strahl der Schönheit getroffen werden,

Digitized by Google

während ihnen durch das Haften am Einzelnen und Äußerlichen, kurz an der bloßen Form der vom Dichter gewollte, unmittelbare Eindruck des Kunstwerkes zerstört wird. Es ist immer anzustreben, daß sie die Wirkung der echten Kunst spüren, die das Leben nicht nur darstellt, sondern auch verklärt und die Menschen dadurch erhebt und beseligt.

Ich suche nun an dem Beispiel des Schillerschen Wallenstein im Umriß zu zeigen, wie sich der sittliche und psychologische Inhalt, kurz alles, was ich im Gegensatz zu Aristoteles als Seele des Dramas bezeichne, im deutschen Unterricht behandeln läßt. Es kommt mir nach dem Gesagten nicht auf eine Gesamtwürdigung der Tragödie an, sondern nur auf eine Besprechung ihres inneren Gehaltes. Ich betrachte sie daher ohne Rücksicht auf die Entstehung und den Rohstoff und lasse die Technik und das rein Formale außer Betracht, falls es nicht für die Einsicht in die Idee und das Innenleben des Stückes wichtig ist.

Das seelische Problem oder, wenn man lieber will, der Grundgedanke von Schillers Wallenstein ist, ganz allgemein ausgedrückt: Wer mit der Versuchung spielt, verfällt ihr, oder genauer: Ein mächtiger von Ehrgeiz beherrschter Feldherr erliegt der Versuchung, von seinem Kaiser abzufallen und sich eine völlig unabhängige Stellung zu verschaffen, und er geht dabei zugrunde. Das seelisch Treibende ist der Ehrgeiz; und das von Schiller so gern behandelte Verhältnis der sinnlichen und der sittlichen Natur des Menschen, der Neigung und der Pflicht, der Leidenschaft und der Vernunft gestaltet sich hier zu dem Kampfe zwischen Ehrsucht und Untertanentreue, zwischen der Macht eines einzelnen genialen Mannes, der die Herrschaft ausübt und dauernd beansprucht, und dem Recht des Herkommens, der Überlieferung, des monarchischen Gedankens. Von allen Tragödien des Ehrgeizes ließe sich am ersten Shakespeares Macbeth vergleichen. Aber hier wird gezeigt, wie der Held, nachdem er einmal das erste Verbrechen begangen hat, immer tiefer und tiefer sinkt; besonders auf dies Drama paßt der Satz „Das eben ist der Fluch der bösen Tat, daß sie fortzeugend Böses muß gebären". Schiller aber legt das Hauptgewicht darauf, psychologisch zu erklären, wie Wallenstein zu seinem verbrecherischen Schritte kommt. In der aufsteigenden Handlung, die das Lager und sechs Akte umfaßt, fragt es sich, ob Wallenstein sich selbst zum Abfall entschließen wird und sein Heer dazu zu bringen vermag, in der absteigenden Handlung sodann, ob er das erstrebte Ziel wirklich erreichen, oder ob er scheitern und wie er sich dabei verhalten wird. Im ersten Teile hat er besonders mit seiner eigenen Natur, im zweiten hat er mit dem Schicksal zu kämpfen. Trotz dieser Zweiteilung leuchtet die Einheit der ganzen Handlung sofort ein. Zu dem sittlichen Hauptmotiv gesellen sich aber manche andere Motive

Digitized by Google

des Seelenlebens, so das der Freundschaft, das der Liebe, das Verhältnis zwischen Vater und Sohn, zwischen Vater und Tochter, zwischen Ehegatten, Seelenadel eines Idealisten gegenüber einer rein realistischen Weltanschauung, Wahrheit im Gegensatz zu Falschheit und Heuchelei. Aber auch damit ist der seelische Gehalt des reichen Dichtwerks bei weitem nicht erschöpft. Das zeigt schon ein Blick auf die Fülle der vorkommenden Sinn- und Sittensprüche.

Wir haben es aber zunächst nur mit dem Hauptproblem zu tun: Welche seelische Entwickelung macht der Held durch? Die wichtigste Frage dabei ist, wie sich der Entschluß in seiner Seele bildet.

Zum Fallstrick ward ihm seine Macht und Größe
Und diese dunkelschwankende Gewalt,

sagt Gordon von ihm. Und in der Tat war seine Stellung widerspruchsvoll; einerseits war er Untertan des Kaisers, anderseits hatte dieser dem kriegserfahrenen, ruhmgekrönten Feldherrn, den er für unentbehrlich hielt, bei seiner Wiedereinsetzung eine so unumschränkte Vollmacht gegeben, daß er ihn fast sich selbst gleichgestellt hatte. Selbst die einfachen Soldaten sehen seine Stellung als „seltsam und apart“ an. Der große Organisator schuf sich ein gewaltiges Heer, das trotz aller Zuchtlosigkeit außer Dienst mit Stolz für ihn focht und ihn vergötterte; und er glaubte, sich ganz auf sein Kriegsvolk verlassen zu können und in ihm ein gefügiges Werkzeug für seine Pläne zu besitzen. Es ist nur natürlich und menschlich, daß ein von ungezähmter Herrschsucht erfülltes Herz durch diese große Macht verführt wird. Sie ist sein Verhängnis, aber auch seine Entschuldigung. Daß die, welche solche Macht in solche Hand gelegt, mit Schuld tragen, das empfindet selbst der kaiserliche Kriegsrat:

Zu stark für dieses schlimmverwahrte Herz
War die Versuchung! Hätte sie doch selbst
Dem bessern Mann gefährlich werden müssen!

Wallenstein verlernt, sich zu beugen und sich zu mäßigen. Der Gedanke, einstmals von seiner Höhe in die Nichtigkeit zurückzusinken, ist seinem Riesengeiste unerträglich. So reift in dem hochstrebenden Manne der Plan eines „unsterblichen Unternehmens“. Es reizt ihn, sich zum König von Böhmen zu machen, Deutschland auch gegen den Willen des Kaisers den langentbehrten Frieden zu schenken und als Schirmer des Reiches gegen die schwedischen Fremdlinge sich reichsfürstlich zu erweisen. Zugleich verhandelt er mit den Schweden und Sachsen, um den Abfall vom Kaiser um so sicherer ausführen zu können. Das Bewußtsein seines kriegerischen und staatsmännischen Genies führt ihn zu Selbstgefühl und Stolz. Und dieser wird noch genährt durch den Sternenglauben, der ihm sagt, daß er nicht zu den gewöhnlichen Eintagsmenschen, sondern zu den hellgeborenen,

Digitized by Google

heiteren Joviskindern gehöre, deren entsiegeltem Auge sich das Schicksal enthülle. So bestätigt ihm auch sein astrologischer Wahn, daß er zu außergewöhnlich Hohem berufen sei. Kein Wunder, daß der Herzog bald nicht nur die Stütze, sondern auch der Schrecken seines Kaisers ist. Dieser sucht den drückenden, in der Not geschlossenen Vertrag mit ihm zu umgehen und hemmt den Fürsten durch Beschränkungen und Intrigen allerart, so daß nun in diesem der alte Groll über die ihm einst auf dem Regensburger Fürstentage widerfahrenen Kränkungen wieder aufwacht. Zu diesen zur Tat treibenden Charakterzügen und äußeren Umständen kommt dann noch das Drängen der eingeweihten Getreuen.

Aber mit allen diesen Antrieben streiten in Wallensteins Seele Regungen ganz entgegengesetzter Art, die ihn wieder hemmen. Auch dieser Übermensch ist nicht von Erz und Stein, sondern menschlichen Gefühlen zugänglich und insofern ein Mensch wie wir. Er ist doch eine zu edle Natur, um nicht sittliche Scheu vor dem Abfall zu empfinden, zumal er ein persönliches Verhältnis zu dem ihm früher freundlich gesinnten Kaiser hat. Er möchte nicht als ein von allen verabscheuter Verräter dastehen.

Die Treue, sag ich euch,
Ist jedem Menschen wie der nächste Blutsfreund,
Als ihren Rächer fühlt er sich geboren.

Es geziemt sich, meint er, das Äußerste zu erwarten, ehe man das Äußerste beschließe. Ehre und Klugheit warnen ihn, sich zu übereilen. Er verkennt nicht, wie schwer der Kampf gegen die Macht der Gewohnheit und des durch Alter geheiligten Besitzes, gegen das verjährte Recht eines ererbten Thrones ist. Dieser unsichtbare Feind in der Menschenbrust scheint ihm gefährlicher als ein wohlgerüstetes feindliches Heer. Es ist keine Kleinigkeit, eine ganze Armee zum Abfall vom Kaiser zu veranlassen und in einem Lande eine ganz neue Ordnung der Dinge einzuführen! Er hat eine Abneigung gegen die Schweden, möchte ihnen keinen zu hohen Preis bewilligen und zögert daher, das Bündnis mit ihnen förmlich abzuschließen. Es macht ihm zwar Freude, seine Macht zu kennen und mit dem Plane des Abfalles zu spielen; er gefällt sich in dem Gedanken, die Tat tun und lassen zu können; „die Freiheit reizt ihn und das Vermögen". Aber es widerstrebt seiner unabhängigen Natur, sich durch einen offenen Schritt zu binden und die Freiheit des Handelns zu verlieren. Die Herzogin bittet ihn dringend, sich zu unterwerfen und nachzugeben. Die Sternenstunde, auf die er wartet, ist noch nicht gekommen. Dadurch, daß sich die treibenden und die abmahnenden Momente fast das Gleichgewicht halten, erklärt sich Wallensteins Zaudern. Es ist nicht das Zaudern des unentschlossenen Schwächlings, wie man wohl gemeint hat (z. B. Ludwig und Hettner),

Digitized by Google

sondern das auch bei einer gewaltigen Persönlichkeit ganz natürliche Aufbäumen gegen eine Tat, die zwar von der Begierde verlangt, von der Vernunft und dem Bewußtsein aber getadelt wird. Gerade durch dies Zögern wird uns der Charakter des Helden menschlich näher gebracht.

Ungemein verschärft wird das Drängende der Lage durch die Sendung Questenbergs, dessen Vorwürfe und Forderungen Wallenstein reizen müssen. Der Kaiser Ferdinand verlangt, daß er acht seiner besten Reiterregimenter an den spanischen Kardinalinfanten abgebe, und er hat in das vertragsmäßige Recht des Oberfeldherrn eingegriffen, indem er hinter dessen Rücken dem Oberst Suys Befehle gegeben hat. Der Herzog hört zugleich von seiner Gemahlin, die er samt seiner Tochter für alle Fälle zu sich geholt hat, daß man in Wien zum zweitenmal daran denke, ihn abzusetzen, und er vermutet nicht mit Unrecht, daß man ihm schon im Sohne des Kaisers einen Nachfolger ausersehen habe. „O! sie zwingen mich, sie stoßen gewaltsam wider meinen Willen mich hinein" ruft er aus.

Ich kann jetzt noch nicht sagen, was ich tun will,
Nachgeben aber werd' ich nicht. Ich nicht!
Absetzen sollen sie mich auch nicht.

Die geplante Verbindung mit den Schweden erscheint ihm jetzt nicht mehr als Unbotmäßigkeit, sondern als Notwehr.

Zur wirklichen Entscheidung ist nur noch ein Schritt. Durch das ihm unverhofft überreichte Promemoria der Truppen und durch den Revers der zu diesem Zwecke nach Pilsen berufenen Obersten glaubt er die Bürgschaft für die Zuverlässigkeit seines Heeres zu erhalten, die die Vorbedingung seines Abfalles ist. Der Unterhändler Sesina, der um das ganze Geheimnis wußte, fällt mit höchst wichtigen Briefen in die Hände der Kaiserlichen. Und nun erkennt der Herzog klar, daß sich das Vertrauen nicht wieder herstellen läßt:

Und mag ich handeln, wie ich will, ich werde
Ein Landsverräter ihnen sein und bleiben.

Nun muß er im Ernst die Tat erfüllen, die er bisher nur gedacht hat.

So hab ich
Mit eignem Netz verderblich mich umstrickt
Und nur Gewalttat kann es reißend lösen,

so heißt es in dem großen Selbstgespräch, in dem er nach Klarheit ringt. Ein milder Ausweg findet sich nicht; es ist keine Wahl mehr. Gerade jetzt tritt auch der ersehnte „glückselige Aspekt" ein, der schleuniges Handeln zu verlangen scheint. Da der schwedische Bevollmächtigte die Verhandlungen abbrechen will, wenn Wallenstein auch jetzt keinen endgültigen Bescheid gibt, ist dieser zum Abschluß bereit. Aber der Entschluß wird ihm unendlich

Digitized by Google

schwer. Das gesunde sittliche Urteil und das sichere Rechtsgefühl Wrangels haben solchen Eindruck auf ihn gemacht, daß er nachher wieder in die Worte ausbricht: „Wohl erwogen, ich will es lieber doch nicht tun." Aber seine für ihn begeisterte Schwägerin packt ihn klug an der Mannesehre, spornt energisch seinen Tatendrang und Ehrgeiz an und weiß seine letzten sittlichen Bedenken durch sophistische Beschönigung des Frevels zu zerstreuen. In seinen Worten „Ruft mir den Wrangel, und es sollen gleich drei Boten satteln" liegt der Wendepunkt des ganzen Stückes. Die Entscheidung ist endlich da! Und der Entschluß ist nicht etwa von außen an den Helden herangebracht, sondern er ist, wie unsere ganze Erörterung zeigt, ein Ausfluß seines hochstrebenden Charakters und nur das notwendige Ergebnis seines eigenen früheren Tuns. Ergreifend ist dabei, daß der Friedländer sich nicht nur über die Notwendigkeit, sondern auch über die Bedeutsamkeit d. h. über den sittlichen Unwert und die Folgenschwere seiner Tat völlig klar ist. Zu dem „Gelobt sei Gott" der Gräfin steht in schrillem Gegensatz sein seherisches Wort:

Und ich erwart' es, daß der Rache Stahl
Auch schon für meine Brust geschliffen ist.

Auf hohem Schneefelde ist der Stein ins Rollen gekommen, der nun immer mehr anwachsend als Lawine zu Tal stürzt. Zunächst erfolgt aber in dem Inneren des Helden etwas, was ich den moralischen Rückschlag nennen möchte. Das ist durchaus nicht unnatürlich, sondern ein Beweis, wie tief Schillers Kenntnis der menschlichen Seele war. Eine Art von Reue bemächtigt sich Wallensteins um so mehr, weil er einsieht, daß er jetzt in eine Zwangslage geraten und nicht mehr Herr der Verhältnisse ist. „Verflucht, wer mit dem Teufel spielt!" kann er jetzt mit noch mehr Recht ausrufen als vorher. In seiner Brust war seine Tat noch sein, nun gehört sie den tückischen Schicksalsmächten an, die keines Menschen Kunst vertraulich macht. Fast tut es ihm leid, daß Maxens Warnung zu spät kommt. Und gerade diese Seelenstimmung trägt wie das Ringen mit dem Entschluß und der astronomische Glaube dazu bei, die Schuld des Helden in unseren Augen zu mildern.

Waren die Stufen der psychologischen Entwickelung, die wir bisher unterschieden, das Keimen des Planes in Wallensteins Brust, sein Zaudern, die bestimmte Entscheidung und das vorübergehende Bedauern seines Schrittes, so folgt jetzt als neue Stufe wieder eine kraftvolle Erhebung des Helden. Für Macbeth ist der Fluch der bösen Tat weniger, daß er auf dem Schlachtfelde fällt, als daß er der Furcht, dem Argwohn, der Gewissensqual, der Gefühlsverhärtung, der Grausamkeit, der Vereinsamung anheimfällt; für Wallenstein liegt die Vergeltung im Scheitern seines Unternehmens. Nach-

Digitized by Google

dem ihm die irdische Stunde entflohen ist, schreitet das Unglück schnell heran. Aber Illo hat richtig vorausgesehen, daß ihm mit der Not auch seine Stärke, seine Klarheit kommen werde. Schlag folgt jetzt auf Schlag. Oktavio Piccolomini, den er für seinen besten Freund gehalten, ist ihm zuvorgekommen und wirkt nun mit geheimer kaiserlicher Vollmacht in der Hand gegen ihn; er weckt besonders Buttlers Rachsucht. Die Geister, die der Herzog beschworen hat, wenden sich nun gegen ihn. Die meisten Obersten verlassen den „Verräter", das Heer, das ihm im „Lager" noch so ergeben schien, fällt ab. Prag geht verloren. Wallenstein erfährt seine Achtung. Aber er sinkt trotz alledem nicht in unserer Achtung wie Macbeth, sondern erhebt sich gerade jetzt zu heldenhafter Größe. Er fühlt sich derselbe der er war, nimmt festen Mutes den Kampf mit der Notwendigkeit auf und ruft im Vollbewußtsein seines Wertes: „Nacht muß es sein, wo Friedlands Sterne strahlen." Obgleich ihm die große Masse der meuterischen Regimenter nicht mehr gehorcht, so beweist er doch der Abordnung der Pappenheimer und Max Piccolomini gegenüber seine alte Macht über die Gemüter. Sicher hätte er sie gewonnen — wenn Buttler und Thekla nicht gewesen wären. Mit einem Häuflein Getreuer und mit Buttler zieht er in Eger ein. Hier tritt er mit staunenswerter Ruhe und geradezu königlicher Würde auf. Er will männlich alles durchführen. Aber wurde es ihm schon schwer, Oktavios Untreue zu verschmerzen, so wird er jetzt durch den Tod Maxens, seines liebsten Freundes, aufs tiefste erschüttert, zumal er bekennen muß, daß jener durch seine Schuld gefallen ist. Aber mit Maxens Tod glaubt er doch wieder dem Schicksal seine Schuld gezahlt zu haben. Die schwermütige Stimmung bemeisternd, nennt er immer noch die Hoffnung seine Göttin.

Zwar jetzo schein' ich tief herabgestürzt,
Doch werd' ich wieder steigen.

Während er sich jetzt sogar von dem astrologischen Aberglauben freimacht, weist er in übertriebenem Sicherheitsgefühl und verderblicher Verblendung auch die vielen Ahnungen und Warnungen zurück, die jetzt an ihn herantreten, ja er sieht in manchen von ihnen sogar eine erwünschte Vorbedeutung. So verfällt der große Mann, ahnungslos und ungebrochen, bewunderns- und beklagenswert zugleich, dem Verhängnis, in das er die Seinigen mit hineinzieht.

Es ist ein reich angelegter, großartiger Charakter, der sich so im Verlaufe der Handlung entwickelt. Bulthaupt nennt ihn „die komplizierteste Figur nicht nur in der Schillerschen, sondern in der gesamten dramatischen Literatur". Und in der Tat, die auffallendsten Widersprüche sind hier vereinigt: erhabene Kraft mit menschlicher Schwäche, staatsmännische Klug-

Digitized by Google

heit mit unverzeihlicher Vertrauensseligkeit, ein vorurteilsfreier Verstand mit einem mystisch-phantastischen Zuge, tiefes Gefühl mit kalter Rücksichtslosigkeit, edler Gemeinsinn mit Selbstsucht, die Selbständigkeit einer genialen Herrschernatur mit blinder Abhängigkeit von den Sternen. Doch die entgegengesetzten Einzelzüge fügen sich völlig natürlich zu einem einheitlichen Ganzen.

Aber um manche Züge bereichert und vervollständigt wird das ergreifende Seelengemälde erst, wenn wir Wallensteins Verhältnis zu den anderen Personen des Dramas betrachten. Der zarten, sanften, leidenden Gemahlin begegnet er mit schonender Rücksicht. Liebevoll in seiner Art ist er gegen seine Tochter Thekla, die seinen Schritt um so mehr verurteilt, weil sie sieht, wie unglücklich er die Mutter macht. Sie verzichtet starkmutig auf ihre Liebe und ihr Lebensglück, um dem Geliebten die Seelenreinheit zu bewahren; der Vater versteht anfangs ihr leidenschaftliches Wesen nicht, wird aber nachher ihrem Schmerze gerecht und erkennt an, daß sie ihm geistesverwandt ist. Als ebenbürtig sieht er aber erst die Schwester seiner Gemahlin, die kluge, kühne Gräfin Terzky an, die von seiner Größe hingerissen, für ihn ehrgeizig ist, im Unglück echt weiblich bangt, aber hoheitsvoll untergeht. Auf die niederen Geister des geschäftigen Terzky und des selbständigeren, aber rohen Illo, denen die Welt vom Nutzen und vom Genuß regiert wird, blickt er von oben herab, er benutzt sie zu seinen Zwecken. Den leichtlebigen, charakterlosen Kroatenführer wertet er noch geringer, obgleich er ihn auf das freigebigste unterstützt. Dem gewandten kaiserlichen Rat gegenüber kehrt er seinen ganzen Stolz und seine ganze Hoheit heraus. Gegen den schwedischen Unterhändler, der diplomatische Klugheit und Zurückhaltung mit überlegener sittlicher Würde verbindet, ist er entgegenkommend und nachgiebig. Den rechtlich und warm empfindenden Gordon begrüßt er mit freundlicher Herablassung als Jugendfreund. Der Bürgermeister von Eger erfährt seine Leutseligkeit. Seinem Kammerdiener ist er ein gütiger Herr. Im Gespräch mit den Kürassieren bewährt er sich als kluger Menschenkenner.

Der rauhe Kriegsmann Buttler hat ihn sich zum Vorbild genommen, wird aber von ihm als Emporkömmling betrachtet. Dem großen Diplomaten ist es ja nicht so sehr zu verargen, wenn er gegen Questenberg, Wrangel und die Pappenheimer nicht ganz offen ist; aber schmerzlich ist es für uns zu erkennen, daß der sonst so große Mann kleinliches und falsches Spiel mit Buttler getrieben hat, um ihn gegen den Kaiser aufzubringen. Denn wer den Buttlerbrief für eine Fälschung Oktavios hält, tut dem Dichter Gewalt an. Als der ehrgeizige Irländer dann aufgeklärt ist, fühlt er sich aufs tödlichste beleidigt. Aber obgleich der Oberfeldherr empfindet, daß er

Digitized by Google

ihm stilles Unrecht abzubitten hat, stützt er sich doch auf seine von ihm selbst so genannte „treue Schulter". Was der Held durch sein Benehmen gegen Buttler verliert, das gewinnt er wieder durch sein Gefühl für Oktavio, dem er, auf das Horoskop gestützt, aufrichtige Sympathie entgegenbringt. Und Oktavio? An sich ist es ja natürlich nicht zu tadeln, daß der Mann der alten Ordnungen und Satzungen die Legitimität hoch hält und dem Kaiser treu bleibt. Aber mehr als ein Tropfen eitlen Ehrgeizes ist doch beigemischt. Und geradezu schmählich ist es, daß er das ihm geschenkte Vertrauen heimtückisch mißbraucht und, statt den Freund zu warnen, zum Verräter an ihm wird. „Das war kein Heldenstück, Oktavio!" rufen wir mit dem schmerzlich enttäuschten, schändlich betrogenen Friedländer aus.

Das Gegenbild zu Oktavio ist sein Sohn Max, der eine besondere Besprechung verdient. Die Handlung Maxens und Theklas ist weder Episode — wenn Schiller selbst sie einmal so nennt, so meint er das Wort nicht in seinem technischen Sinne —, noch eine selbständige Nebenhandlung, wie Gustav Freytag meinte, dessen Ansicht über den dramatischen Aufbau des Wallenstein für verfehlt zu halten ist, sondern sie ist mit der Handlung des Haupthelden zu unlöslicher Einheit verbunden. Denn zweifellos ist es von großer Bedeutung für die ganze dramatische Entwickelung, daß die Gräfin die Liebe Maxens zu Thekla benutzen will, um ihn um so fester an den Feldherrn zu ketten, daß der Streit zwischen dem zerstreuten Max und dem trunkenen Illo den Betrug mit dem Pilsener Revers an den Tag bringt, daß Maxens Warnung den Friedländer fast umstimmt, daß der Jüngling sich zwar von seinem Vater loslöst, aber ihm doch verspricht, sich auch von Wallenstein zu trennen, daß Thekla ihn in diesem Entschlusse bestärkt, daß er sich dem Tode entgegenwirft, um den Freund vor der Verbindung mit den Schweden zu bewahren, daß er gerade dadurch dessen Untergang beschleunigt. Aber Max Piccolomini ist nicht nur für die Handlung wesentlich, sondern auch für die Seele des Stückes. Wie sehr er Schiller am Herzen lag, hören wir von diesem selbst. Er schrieb nämlich an Goethe am 28. November 1796, daß er den Hauptcharakter sowie die meisten Nebencharaktere bis jetzt mit der reinen Liebe des Künstlers traktiere und bloß für den nächsten nach dem Hauptcharakter, den jungen Piccolomini, durch seine eigene Zuneigung interessiert sei, wobei das Ganze übrigens eher gewinnen als verlieren solle; und am 9. November 1798 nennt er den der Liebe gewidmeten Teil den poetisch wichtigsten und meint sogar, daß diesem seiner Natur nach die Herrschaft gebühre. Nun, die übrige Handlung ist durch die Ausführung jenes Teiles nicht ins Gedränge gekommen, wie Schiller damals fürchtete. Die Herrschaft haben Max und Thekla in dem historischen Drama nicht erhalten. Aber die anziehendsten

Digitized by Google

Gestalten der ganzen Dichtung sind sie ohne Zweifel. Sie sind ein Stück von Schillers Selbst. Als Gefühlsmensch und feuriger Liebhaber bringt Max mit seiner Thekla Licht und Farbe in das düstere Kriegsbild. Während die anderen Obersten durch Schwäche, Leidenschaft und Selbstsucht bestimmt werden, ihren Feldherrn zu verlassen, folgt Max als durchaus edler Charakter nach schwerem Seelenkampfe nur dem Gebot der Ehre und Pflicht. Daß er mit Verehrung und Begeisterung am Herzog hängt, hebt diesen; und als liebender und geliebter Freund gibt er fast allein im ganzen Stück auch diesem Gelegenheit, sein Herz in rührender Weise zu zeigen. Max ist zum sittlichen Beurteiler sowohl von Oktavios wie von Wallensteins Tat berufen und tritt so in Kontrast zu der Gräfin, die das Verwerfliche am Schritt ihres Schwagers zu verdecken sucht. Ferner wird das Charakterbild des Realisten Wallenstein verschärft und ergänzt durch Max und Thekla, die in reinem Idealismus die äußeren Güter verachten und ihr Glück einer hohen Idee opfern. So hat die unvergleichliche Schilderung des Idealisten und Realisten in Schillers Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung hier sofort eine poetische Veranschaulichung gefunden. Kurz, durch die Einführung der frei geschaffenen Gestalten hat das Ganze in der Tat ungemein gewonnen.

Eigentümlich ist übrigens, wie sich die Person Wallensteins in der volkstümlichen Auffassung und Einbildung seiner Soldaten spiegelt, und wie so neben sein wirkliches Charaktergemälde sein Schattenbild tritt, das uns im Lager, aber z. B. auch in den Reden der Mordknechte Deveroux und Macdonald entgegentritt. Nicht genug zu bewundern ist übrigens die Kunst, mit welcher Schiller den widerspruchsvollen Gesamtcharakter des Kriegsvolkes geschildert hat, der vielgestaltigen, durch einzelne Typen veranschaulichten, dem Anschein nach vom Feldherrn begeisterten, in Wahrheit aber unzuverlässigen Masse, in der sich Treue und Biederkeit mit Roheit und Charakterlosigkeit mischt, Ehrgefühl mit Ehrlosigkeit, Sinn für Zucht und Ordnung im Dienste mit ungezügeltem Drange nach Vergnügen, Freiheit und Glück.

Von den psychologischen Problemen, die sich in der Charakteristik darbieten, erwähne ich folgende: Ist Max Piccolomini nicht zuweilen allzu arglos und harmlos? Ist es nicht unnatürlich, daß selbst ein Mädchen die Pflicht über die Liebe stellt? Läßt Oktavios Charakter nicht Einheit vermissen? Ist Buttler eine Gestalt aus einem Gusse? Meines Erachtens müssen diese Fragen mit Ausnahme der ersten zugunsten des Dichters beantwortet werden, obgleich es mir lieber wäre, wenn Buttler im vierten Akt nicht plötzlich so viel Wert auf das Schicksal legte.

Schillers Wallenstein ist keine Schicksalstragödie, wofür das Stück von manchen gehalten wird. Wir haben hier keine selbständige, übernatürliche,

Digitized by Google

geheimnisvoll, blind und willkürlich waltende Macht, die alles nur darauf anlegt, den Menschen auch wider Willen schuldig zu machen oder ihn auch unschuldig in das Verderben zu stürzen. Nein; weder Wallensteins Tun noch sein Leiden wird durch ein tückisches Verhängnis bestimmt. Sein Wille ist frei, seine Entschlüsse und Taten fließen schließlich aus seinem Charakter, sein Unglück entspricht dem menschlichen und natürlichen Verlauf der Dinge. Obgleich er wie jeder Mensch auch durch die äußeren Umstände beeinflußt wird, so ist er doch nicht bloßer Spielball äußerer Kräfte, sondern er trägt selbst die sittliche Verantwortung für sein Handeln und ist sich dessen bewußt. Verstehen wir aber unter dem Schicksal nicht die rohe Gewalt eines objektiv für sich bestehenden Fatums, sondern nur die Verkettung der äußeren Umstände, den zum Teil vom Helden selbst geschaffenen Notzwang der Begebenheiten, die durch das Sittengesetz bedingte Folge seines Tuns, kurz die äußere Notwendigkeit des Geschehens, so haben wir damit nur den Schicksalsbegriff, der für die Tragödie überhaupt wesentlich ist. Eine Schicksalstragödie in diesem Sinne ist jede Tragödie. Aber wird das Schicksal nicht fortwährend in dem Drama erwähnt? Das ist richtig. Aber der Schicksalsglaube des Haupthelden, Buttlers und Theklas, ist rein subjektiv. Und Wallensteins Sternenglaube im besonderen kennzeichnet sich als bloßer Wahn schon dadurch, daß er ihn sowohl über Oktavios Treue wie über den günstigen Augenblick des Handelns täuscht. Schillers Dichtung ist also noch weniger eine Schicksalstragödie, als Shakespeares Macbeth, in dem der Held zwar auch nicht der Willensfreiheit beraubt wird, aber durch die Schicksalsschwestern wirklich Blicke in die Zukunft erhält.[1])

Allerdings hat Schiller der „feindlichen Zusammenkunft der Dinge", d. h. dem, was wir gewöhnlich Schicksal nennen, im Wallenstein außerordentliche Bedeutung beigelegt. Und es ist mir nicht zweifelhaft, was ihn dazu besonders veranlaßte. Ich meine, daß er ein Gegengewicht gegen die hier unverhältnismäßig große sittliche Schuld des Helden suchte. Denn sein Gefühl sagte ihm, was er auch aus seinem „Höllenrichter" Aristoteles wußte, daß der Charakter des Helden im Grunde edel sein müsse, wenn er Mitleid erregen solle. In der Abhandlung über die tragische Kunst sagt er z. B.: „So schwächt es jederzeit unseren Anteil, wenn sich der Unglückliche, den wir bemitleiden sollen, aus eigener unverantwortlicher Schuld in sein Verderben gestürzt hat." Bezeichnend ist aber in dieser Hinsicht

1) Selbst den König Ödipus halte ich nicht für eine Schicksalstragödie, da der Held nur in der Vorgeschichte unfrei ist und vom Willen einer höheren Schicksalsmacht abhängt, aber in der Handlung des Dramas selbst sich sein Geschick wie Macbeth und Wallenstein selber schafft. Dies näher auszuführen, ist hier nicht der Ort.

Digitized by Google

besonders, was er während der Arbeit am Wallenstein in dem bereits erwähnten Briefe vom 28. November 1796 an Goethe schrieb: „Auch ist das Proton Pseudos in der Katastrophe, wodurch sie für eine tragische Entwickelung so ungeschickt ist, noch nicht ganz überwunden. Das eigentliche Schicksal tut noch zu wenig, und der eigene Fehler des Helden noch zu viel an seinem Unglück." Danach idealisierte Schiller den geschichtlichen Stoff. Es war zwar etwas viel gesagt, wenn der Dichter im Prolog, ehe übrigens das ganze Werk vollendet war, mit Beziehung auf den Friedländer die Worte aussprach:

Sie (die Kunst) sieht den Menschen in des Lebens Drang
Und wälzt die größre Hälfte seiner Schuld
Den unglückseligen Gestirnen zu.

Aber gemildert hat er die Schuld seines Helden auf jede Weise, um ihn unserem Herzen näher zu bringen. Seine ungezähmte Ehrsucht und sein Abfall vom Kaiser bleiben bestehen; aber es sind ihm viele große und manche liebenswerte Züge gegeben, edle Ziele sind neben die unedlen gelegt. Und seine große Macht, der astrologische Glaube, das Dämonische in seiner Natur, das Benehmen des Wiener Hofes, das Recht der Notwehr, das Drängen der Freunde und der Schweden, die Gelegenheit, die Stellung in „des Lebens Drang", das ganze Zusammenwirken der Verhältnisse, alles das entlastet ihn und trägt zugleich zu seinem Untergange bei.

Auf diese Weise hat Schiller die Wirkung erreicht, die er erstrebte. Nachdem er die griechischen Tragiker und Shakespeare studiert und sich eine eigene Ästhetik geschaffen hatte, gelangte er nun im Wallenstein zu einer so reinen und hohen Tragik, wie sie sich in seinen früheren Dramen noch nicht findet, und wie sie eindrucksvoller kaum gedacht werden kann. Und weil sich gerade hier ein Blick in das wahre Wesen der Tragik eröffnet, fasse ich den tragischen Gehalt des Stückes noch einmal zusammen. Da man jedoch den Begriff des Tragischen jetzt zuweilen zu verflachen sucht, lege ich zunächst meine Auffassung jenes widerspruchsvollen Begriffs kurz dar. Tragisch nenne ich das Leiden der Menschen, wenn es einerseits im Zusammenhang und anderseits doch wieder im Widerspruch mit seinem Wesen, Streben und Tun steht. Es muß sich aus dem Charakter des Menschen, aber zugleich auch aus der Verkettung der äußeren Umstände ergeben. Nicht das Verbrechen an sich ist tragisch, sondern die Verflechtung von Schuld und Recht, nicht die Strafe an sich, sondern die zu schwer und hart erscheinende Sühne. Der tragische Held muß im Grunde edel sein, aber doch selbst zu seinem Sturz oder Unglück beitragen; er muß mit dem Schicksal kämpfen, aber ihm auch wieder in die Hand arbeiten. Tragisch

Digitized by Google

ist das Handeln, das in mancher Beziehung berechtigt und anerkennenswert ist, aber doch den Keim des Verderbens in sich trägt. Was man gewöhnlich mit mißverständlichem Ausdruck tragische Schuld nennt, die ἁμαρτία des Aristoteles, braucht durchaus keine sittliche Schuld zu sein, wie sie es ja bei Wallenstein allerdings ist; und was man tragische Sühne nennt, darf keine dem Fehl „adäquate" und genau entsprechende, im kriminalistischen Sinne gerechte Strafe sein. Tragisch wird der Untergang des Helden, wenn er zwar notwendig, aber doch unverdient ist, wenn er nicht nur die Schwächen und Schranken, sondern auch die Größe und Hoheit der Menschennatur offenbart, wenn er uns nicht nur rührt und ergreift, sondern auch erhebt.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen komme ich auf die Bestandteile des Tragischen in Schillers großem Drama. Wallensteins Doppelstellung muß ihn in Versuchung führen. Sein Charakter zwingt ihn einerseits zum Abfall und läßt ihn anderseits die richtige Zeit zum Handeln vergessen. Übermenschliches und Allzumenschliches vereinigt sich in seinem Wesen. Er hat Grund und Recht zur Beschwerde über den Kaiser, aber nicht zu Untreue und Verrat. Er hebt selbst die Macht des Althergebrachten hervor, setzt sich aber darüber hinweg. Obgleich er den Wert der Treue kennt, bringt er sie in seinem Plane nicht genügend in Anschlag. Das Spiel mit dem Gedanken führt ihn weiter, als er wollte. Der Mann, der die Freiheit des Handelns so sehr liebt, bringt sich durch eigenes Tun in eine Zwangslage, aus der ein Entkommen nicht mehr möglich ist. Es ist ergreifend, daß ein so bedeutender Mensch der unglückseligen Verknüpfung der Umstände und einer unerbittlichen, übergewaltigen Nemesis erliegt. Und der tragische Eindruck wird noch durch mancherlei verstärkt. Die Rache beginnt, dem Zuschauer, wenn auch nicht dem Helden sichtbar, schon ehe der Abfall wirklich ausgeführt ist. Der heldenhafte Kampf mit der Notwendigkeit ist aussichtsvoll, aber doch von vornherein ungleich und schließlich vergeblich. Wallenstein ist schuld an seinem Untergange und unterstützt selbst das feindliche Schicksal. Der Verräter wird von dem verraten, dem er am meisten traut; er gibt dem Oktavio Waffen gegen sich in die Hand; er verläßt sich auf Buttler, in dem er dem Verhängnis ein Werkzeug gegen sich geschaffen hat, und er liefert sich selbst seinem Mörder aus. Vieles fällt anders aus, als er und seine Freunde es gewollt und gehofft haben. Beim Bankett wird gerade durch das Mittel, die Obersten an ihn zu ketten, alles enthüllt. Gerade was retten sollte und konnte, beschleunigt sein Verderben, so der Sieg der mit ihm verbündeten Schweden, Gordons Fürbitte bei Buttler, die dem Herzog günstige Gesinnung der Bürger von Eger, das Nahen Oktavios, dessen Heer für das schwedische gehalten wird. Die Sternenkunst, auf die Wallenstein so sehr baut, betrügt ihn. Als der

Digitized by Google

Rache Stahl schon geschliffen ist, wächst mit der Gefahr auch sein Sicherheitsgefühl und seine Verblendung. In dem Augenblick, wo seine Wage schon sinkt, will er sich den Eidam auf Europens Thronen suchen. Durch den ihm so nahe gehenden Tod Maxens glaubt er vor weiterem Unheil gefeit zu sein. Mehrmals ertönt das tragische „Zu spät!" Eine überreichliche Fülle von Tragik liegt also in der Wechselwirkung zwischen dem Tun und Leiden, dem Charakter und dem Schicksal des Helden. Aber auch andere Personen, besonders Max und Thekla, tragen zur tragischen Wirkung des Ganzen bei. Dazu kommt die an Sophokles' hohe Kunst erinnernde tragische Ironie zahlreicher einzelner doppelsinniger Ausdrücke und Wendungen wie Buttlers „Zu rechter Zeit".

Kurz, wir begleiten Wallensteins Schritte mit herzlichem Mitgefühl, wir bangen um seine Seele und sein Heil, wir hoffen und leiden mit ihm, wir werden durch seinen Fall ergriffen und gebeugt. Und wenn irgendwo, so haben wir hier das „große gigantische Schicksal, welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt". Mit der Erschütterung verbindet sich in der Tat auch die Erhebung. Denn wir verkennen nicht die innere Notwendigkeit von Wallensteins Fall, es offenbart sich dabei, über alle Verletzung triumphierend, die sittliche Macht der Treue, und gerade im Sturz zeigt sich die erhabene Größe des Helden.

Und welches ist nun der Gesamteindruck der Trilogie? Der reiche seelische Gehalt, die Tiefe der Ideen, die Wärme der Empfindung, die Naturwahrheit und Fülle der Charakteristik, die echt tragische Wirkung, die sichere, großartige Führung der Handlung, die Ausgereiftheit und Schönheit der Darstellung, die kraftvolle Ruhe und beherrschte Kraft, alles dies erzeugt in uns die „hohe Gleichmäßigkeit und Freiheit des Geistes, mit Kraft und Rüstigkeit verbunden", die nach Schiller[1]) die Stimmung ist, „in der uns ein echtes Kunstwerk entlassen soll".

Anzeigen aus der Schillerliteratur 1905/1906.

Von Prof. Dr. **Hermann Unbescheid** in Dresden.

(Fortsetzung.)

Schiller als Persönlichkeit. Von Dr. Eugen Lassel. 47 S. Preis 35 Pf. Kronstadt, H. Zeidner, 1905.

In ähnlicher Weise wie dies in den Schriften „Goethe und Schiller in Briefen" von Heinrich Voß, „Schillers Seelenadel", von Fritz Jonas, „Schiller, Intimes aus seinem Leben", von Ernst Müller, geschehen ist,

1) Über die ästhetische Erziehung des Menschen, 22. Brief.

Digitized by Google

zeichnet Lassel die Persönlichkeit des Dichters, von dem Gedanken ausgehend, daß Schiller, wäre er nur als Dichter groß, vielleicht überholt werden könnte, dagegen unüberwindlich, einzigartig und ein nach vielen Richtungen unübertroffenes Vorbild ist, da er auch als Mensch so groß dasteht.

Albert Ludwig. Das Urteil über Schiller im neunzehnten Jahrhundert. Eine Revision seines Prozesses. Von der Gesellschaft für Literatur und Kunst in Bonn gekrönte Preisschrift. 113 S. Preis 2 M. Bonn, Verlag von Friedrich Cohn, 1905.

Eine ebenso geschickte wie geistvolle Bewältigung des überreichen Stoffes ist das vornehmste Kennzeichen dieses Überblicks über den Kampf um die Anerkennung des Schillerschen Dichtens und Denkens. Das in den Urteilen der Dichter, Kritiker und Literarhistoriker enthaltene Material über diesen Gegenstand ist vollkommen berücksichtigt und nach trefflichen Gesichtspunkten gesichtet. Der Verfasser hält sich in seinen Ausführungen ebensofern von bedingungsloser Wertschätzung als doktrinärer Aburteilung der politischen und literarischen Strömungen, innerhalb deren der Kampf um Schillers Würdigung hin- und herwogt; er sieht vielmehr in dem echten Schillergeiste das Läuterungsbecken für die verschiedenen Richtungen des deutschen Kulturlebens. Nächst Ernst Müllers bekannter Schrift (Geschichte der deutschen Schillerverehrung 1896) ist Ludwigs Arbeit der wertvollste Beitrag über diesen Gegenstand.

Schillers Beziehungen zur Medizin. Von Prof. Dr. Max Neuburger. 40 S. Preis 1 M. Wien und Leipzig, Wilh. Braumüller, K. u. K. Hof- und Universitätsbuchhändler.

Vatibus et medicis unus Apollo favet — entsprechend diesem alten Verse versucht Neuburger über die Beziehungen zwischen Dichtung und Heilkunst umfassenden Nachweis zu erbringen, da diese Beziehungen selbst bei denjenigen Schriftstellern, die ärztlichen Studien oblagen, oder gar Ärzte waren, bisher nur gelegentlich erfolgt ist. Der neuerdings erschienenen psychologischen Analyse des Dichterarztes Friedrich von Feuchtersleben (Verlag W. Braumüller 1906) voran ging die Untersuchung, inwiefern sich in Schillers Werken ärztliches Sehen, Fühlen und Denken erkennen läßt. Wenn auch der Mediziner bereits von Fiesko an immer mehr zurücktritt, Spuren medizinischer Einflüsse finden sich auch noch, als Schillers Schaffen den Höhenstand erreicht hat. Des Verfassers Abhandlung, die auf jeder Seite gründliche Literaturkenntnis verrät, ist ein dankenswerter Beitrag zur Medizingeschichte im allgemeinen und zur Entwickelungsgeschichte des Schillerschen Geistes im besonderen.

Digitized by Google

Schiller und die Bibel. Nachklänge zum Schillertage. Von Rabbiner Dr. L. A. Rosenthal in Pr. Stargard. 25 S. Preis 60 Pf. Straßburg i. Els., K. J. Trübner, 1905.

Die fleißige Zusammenstellung liefert den Beweis, daß gerade die bedeutendsten und wirkungsvollsten Stücke der Schillerschen Gedichtsammlung Anklänge an die Bibel enthalten, wenn man auch nicht immer von einer bewußten Entlehnung aus derselben sprechen darf. Mit Recht wird in der Rosenthalschen Untersuchung nicht das Gewicht gelegt auf das Verhältnis der Abhängigkeit im einzelnen, wie das bei J. Schlurick, Schiller und die Bibel (1895) geschieht, eine Abhandlung, welche Rosenthal offenbar gar nicht kennt, sondern auf die angeborene Wahlverwandtschaft des Schillerschen Geistes mit dem Geiste der Bibel. Am interessantesten ist der Teil der Studie, der von der geistigen Verwandtschaft Schillers mit dem Empfinden und Denken der Propheten Israels handelt; an dieser Stelle wird Kassandra dem Jeremias gegenübergestellt, jene von den Zeitgenossen nicht verstandene Sehergestalt, die wie Kassandra unter der Sorglosigkeit der Menschen um so mehr zu leiden hatte, je klarer sie in die Zukunft hineinschaute.

Zahme Xenien. Ein Gastgeschenk zum Schillerfeste des Lesezirkels Hottingen 25. März 1905. 45 S. Preis 75 Pf. Zürich, Verlag des Lesezirkels Hottingen, 1905.

In der originellen Sammlung von Distichen findet sich eine größere Anzahl Aussprüche, die treffliche Gedanken enthalten. Schillerfestduselei, besonders die Auswüchse der modernen Kunstrichtung werden verspottet. Drei dieser Xenien mögen hier Platz finden:

Schiller im Theater.

Hoch und niedrig ist heuer im Schillerjahre begeistert, | „Schiller"! ertönt es hier, „Schiller"! erklingt es von dort. | Doch wo sind die Verehrer des Dichters, wenn man ihn aufführt? | Oben im höchsten Olymp, Logen sind leer und Parkett. Besser wir warten ein bißchen, bis das Jubiläum herankommt | Blumenthal-Kadelburgs, dann seh'n wir die Logen gefüllt.

„Gänseliesel."

Nanny von Eschstruth ist heut' der Liebling der lesenden Damen. | Und die Herde ist groß, die auf die Weide sie treibt.

Sonnenflecken.

Lieblich errötet die Maid vor Scham, vom Schrecken erblaßt sie, | doch was ist dieser passiert, daß sie so furchtbar ergrünt?

Digitized by Google

Schiller als Zeitbürger und Politiker. Von Ferdinand Tönnies. 45 S. Preis 1 M. Buchverlag der „Hilfe", Berlin-Schöneberg, 1905.

Zwei Perioden unterscheidet Tönnies in der Geistesgeschichte Schillers. In der ersten Periode dachte der Dichter politisch; er war tief bewegt von den Gedanken des Liberalismus und der Aufklärung; in der zweiten Periode tritt infolge äußerer Lebensumstände und durch das Zusammenwirken mit Goethe der Politiker zurück. In den letzten zehn Jahren seiner Laufbahn hielt er sich alles Politische so fern als möglich; dennoch blieb er ein „Zeitbürger". Neues enthalten die Auseinandersetzungen von Tönnies nicht, und sie schweben häufig in der Luft, da die Begriffe Politiker und Zeitbürger nicht genügend umgrenzt sind, oder vielmehr gar nicht voneinander scharf zu trennen sind.

Schillers Romanzen im Gegensatz zu Goethes Balladen. Von Hermann Graef. Beiträge zur Literaturgeschichte. Heft 1. 42 S. Preis 60 Pf. Leipzig 1906. Verlag für Literatur, Kunst und Musik.

Schillers Romanzen vereinigen streng genommen die scheinbar sich widersprechenden Charaktere der Ballade und Romanze zu einer neuen Kunstform, in der die stark pulsierende Empfindung der Ballade nicht minder als epische Klarheit und Anschaulichkeit der Rhapsodie, dramatisches Leben aber in ganzer Fülle herrscht. Durch die epische Darstellung Schillers geht eine effektvolle Erregtheit, ein lyrischer Schwung, wie ihn die Rhapsodie, z. B. die Uhlands, nicht kennt. Den Gegensatz zwischen Schillers Romanzen und Goethes Balladen vergegenwärtigt am schlagendsten eine vergleichende Charakteristik von Goethes Fischer und Schillers Taucher.

Schillers Werke. Illustrierte Volksausgabe mit reich illustrierter Biographie von Prof. Dr. H. Kraeger. Vollständig in 60 Lieferungen zu je 30 Pf. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt, 1905. Lief. 1—32.

Es ist ein glücklicher Gedanke, in einer Ausgabe von Schillers Werken, die wie keine andere für Volks-, Haus- und Schulbüchereien besonders geeignet ist, den Text durch künstlerische Bilder fortgesetzt gleichsam dem Auge zu verkörpern. Was in den dichterischen und historischen Stoffen für den Griffel des Zeichners sich eignete, ist in diesem mächtigen Bilderschatz, der größtenteils schon aus der in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts erschienenen vierbändigen Ausgabe bekannt ist, in fesselnder Weise niedergelegt worden. Abgeschlossen ist der I. Band (Schillers Leben und Werke von Prof. Dr. Kraeger, die Gedichte, die Räuber, Fiesko, Kabale

Digitized by Google

und Liebe) und der II. Band (der Menschenfeind, die übrigen vollständigen Dramen, außer Tell) mit zusammen etwa 300 ganzseitigen und Textillustrationen. Hierzu kommen noch Titelkupfer, Initialen und Schlußvignetten. Die von Kraeger verfaßte Biographie zeigt allein 27 Illustrationen. In dieser Biographie hätte die Bedeutung der Karlsschule und die Keime, die Erziehung und Unterricht in Schillers Seele gelegt haben, mehr betont werden können. Daß auch der Freundschaftsbund mit Goethe literarisch nur gestreift worden ist, läßt sich damit rechtfertigen, daß dieser Gegenstand, wenn er einmal aufgenommen wurde, eingehender hätte behandelt werden müssen, als es eine volkstümliche Biographie verträgt. Sehr wohltuend berührt in der Kraegerschen Lebensbeschreibung Schillers die schlichte Herzenswärme, mit der der große Lebenskampf dieses einzigen Menschen geschildert worden ist. Vortrefflich gelungen ist der Abschnitt über Schillers philosophische Schriften, der mit großem Geschick die großen Gedanken des Dichterphilosophen verständlich macht; ferner die eingehende Besprechung des Wilhelm Tell und die Schilderung von Schillers Persönlichkeit. Besonders in diesem letzten Kapitel finden sich zahlreiche lichtvolle Gedanken und ansprechende Betrachtungen.

Schillers Wallenstein. Wallensteins Tod. Edith with Introduction and Notes by Charles A. Eggert, Boston U. S. A. D. C. Heath u. Comp.

Die von Eggert verfaßte Einleitung ist ein deutlicher Beweis, wie rege deutscher Gelehrtenfleiß in Amerika die neuesten Forschungen der Wallensteinliteratur verfolgt und pädagogischen Zwecken nutzbar zu machen weiß. Dieses Lob verdient zunächst die gedrängte, abgerundete und in jeder Beziehung klare Darstellung der geschichtlichen Lage. Trefflich ist auch Eggerts psychologische Analyse des Wallensteincharakters: er zeigt, durch welche künstliche Mittel Schiller den in der Geschichte verdammenswürdigen Helden im Drama zu veredeln und sympathisch zu machen verstanden hat. Eggert versucht ferner den Nachweis, daß die Buttlerepisode erfunden worden ist, um den Ausgang nicht rein militärisch zu gestalten, denn blinde Ausführung eines kaiserlichen Befehls wäre keine wirkliche Katastrophe.

Friedrich Schiller und Königin Luise von Preußen. Von Bertha Krüger-Ottzenn. 100 S. Preis 1 M. Tilsit, Arthur Richter, 1905.

Die Verfasserin ist der Ansicht, daß den 1. Akt bei der bekannten Don Carlos-Vorlesung Schillers am 2. Weihnachtsfeiertag 1784 auch die damals am Darmstädter Hofe zu Besuch weilende und zu dieser Zeit erst

Digitized by Google

neunjährige Prinzeß Luise mit angehört hat, vermag aber dafür keinen Beweis zu erbringen. Am 30. Juni 1799 wohnte die Königin Luise an der Seite ihres Gemahls der Aufführung von Wallensteins Tod in Weimar bei. Das preußische Königspaar nahm hierauf Gelegenheit, dem Dichter zu sagen, welchen tiefen Eindruck sein Werk hervorgebracht habe. Fünf Jahre später, während Schillers Anwesenheit in Berlin, empfing Luise den Dichter in Audienz, wahrscheinlich in Sanssouci. Alle diese Daten sind bekannt und die Verfasserin vermochte auch nicht neue Dokumente über das persönliche Verhältnis dieser beiden ausgezeichneten Menschen beizubringen. Dagegen versteht sie es, den Einfluß, den die Schillerschen Werke auf die Königin Luise geübt haben, in ebenso verständnisvoller als sinniger Weise darzulegen.

Kohut, Adolph. 2 Schriften. 1. Friedrich Schiller als Humorist. Preis 2 M. 1905. Großlichterfelde, E. Bößelt. 2. Friedrich Schiller in seinen Beziehungen zur Musik und zu Musikern. Preis 3 M. 1905. Stuttgart, C. Eisold.

Wenn Kohut im Vorwort zu seiner Schrift „Schiller als Humorist" behauptet, daß er zum ersten Male den Nachweis geführt hat, daß der unsterbliche Schöpfer ernster klassischer Dramen und Tragödien zugleich auch ein nicht unbedeutender Humorist war, und daß sich bei ihm der Witz dem Genialen näherte, so irrt er gewaltig. Kuno Fischer hat in seinen Schillerschriften 2. Heft (2. Aufl. 1891. 115 S.) den Gegenstand viel geistvoller behandelt. Den Verfasser scheint seine Betriebsamkeit — drei ziemlich umfangreiche Schillerschriften in einem Jahre (siehe Anzeigen aus der Schillerlit. 1905, 20. Jahrg.) zu verhindern, sich in der Schillerliteratur genügend umzusehen. Auch die dritte Schrift, die übrigens die beste und verdienstlichste dieser drei Kohutschen Veröffentlichungen ist, da über diesen Gegenstand eine eingehende Behandlung bisher gefehlt hat, erwähnt nicht die Vorarbeiten von Klötzer, „Die Musik in Schillers Musenalmanach" 1904.

Reden.

Golther, Wolfgang, Prof. Dr. Rede auf Schiller am 9. Mai 1905, gehalten in der Aula der Rostocker Hochschule, 31 S. Preis 50 Pf. Rostock, G. B. Leopolds Universitäts-Buchhandlung.

In der zwar gedrängten, aber an anregenden Gesichtspunkten reichen Übersicht über das dramatische Schaffen Schillers wird gezeigt, wie sich bei ihm der dramatische Begriff entwickelt, klärt, erweitert und vertieft und zwar nach Stoff, Idee und Ideengehalt, und wie insbesondere die dramatischen Entwürfe einen interessanten Einblick in die Werkstätte des Dichters gestatten.

Digitized by Google

Hänssel, Dr., Direktor, Schillers Idealismus und Lehrerschaft und Schule der Gegenwart. Stimmungsvortrag gehalten 1905 auf der 26. Allgemeinen Meiningschen Landes-Lehrerversammlung. Leipzig-Plagwitz, R. Böhm, 1906.

Von gewissen Zuständen und Wahrnehmungen im Schulleben ausgehend, sucht der Verfasser die an sich selbst erprobte Erfahrung, daß der Schillersche Idealismus, wenn die Schwingen ermatten, neue Schwungkraft verleihen kann, auch andern, besonders der Lehrerschaft eindringlich ans Herz zu legen, daß sie mit dem Dichter an einem entsagungsreichen, aber auch lebens- und strebensfreudigen Optimismus festhalte. In der warmherzigen Schilderung von Schillers Herkulesringen um die edelsten Güter, von des Dichters „Ikarusflug zum Firmament der Sterne" und seinem „Pestalozzibemühen" um die „Menschheit" wird manche treffliche Bemerkung über den in der heutigen Schule herrschenden Geist eingeflochten.

v. Heigel, K. Th. Zu Schillers Gedächtnis. Rede in der öffentlichen Sitzung der K. B. Akademie der Wissenschaften am 15. März 1905. München 1905, Verlag der K. B. Akademie der Wissenschaften. In Kommission des G. Franz'schen Verlags. 12.

Nach einleitenden Bemerkungen aus der Geschichte der Akademie der Wissenschaften in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts, zu der trotz des gebotenen Anlasses Schiller in keine persönliche Beziehung getreten ist, würdigt der Verfasser des Dichters philosophische und historische Arbeiten und nimmt am Schlusse die studierende Jugend gegen den vielfach erhobenen Vorwurf in Schutz, daß ihr die Begeisterung für Schillers unsterbliche Werke fehle.

Hevesi, Ludwig. Schiller. Festrede zur Schillerfeier des Wiener Journalisten- und Schriftstellervereins „Concordia" im Theater an d. Wien, 30. April 1905. Vorgetragen vom K. K. Hofschauspieler Josef Kainz. 22 S. 1 M. Wien Carl Konegen, 1905.

Eine köstliche Rede, die von manchen in den Haupt- und Universitätsstädten des Deutschen Reiches gehaltenen akademischen Festreden wohltätig absticht! Wie viel Humor, geistvolle Betrachtung liegt in diesen dichtgedrängten Sätzen! Wien war von jeher die Stadt des Schillerkults: „Hier werden die Jünglinge mit der Brustweite für den berühmten Schillerton geboren." Wien war die Hochschule, aber auch die Volksschule für alles Schillerwesen: „Nirgends drang er so tief ein in das Sehnen und Hoffen, das Wollen und Wünschen ganzer Volksschichten und schwang so innig mit in allen geistigeren, nervöseren Regungen ganzer Jahrzehnte. Sehnsucht, Hoffnung, Wunsch, Wille: alles hieß Schiller. Das leider Unmögliche, das ewig Wünschenswerte hieß Schiller. Der Bissen Brot,

Digitized by Google

die gute Stunde hieß Schiller. Das Blaue vom Himmel hieß Schiller. Selbst als es längst schon Grillparzer war, hieß es ihnen noch immer Schiller.“ Diejenigen, die unsere Klassiker, insbesondere Schiller, nur als Buchdramatiker, „gut für drei Mittelschulstunden die Woche,“ gelten lassen wollen, fertigt Hevesi mit folgenden Worten ab: „Los von Schiller! . . . los von Goethe! . . . Unheildrohende Lostage im Kalender des deutschen Geistes, ihr seid auch diesmal harmlos vorübergegangen. „Wunderliches Volk, die Deutschen!“ seufzte Goethe. Kein Engländer hat noch gerufen: Los von Shakespeare! Kein Franzose: Los von Racine! Los von Molière! Der Deutsche mit seinem fatalen Genie, vor und nach der poetischen Tat weitläufig zu ästhetisieren, womöglich mit Bewußtsein unbewußt zu sein, fristet sich von einer Überwindung zur anderen fort.“ Treffend charakterisiert folgender Satz Schiller und Goethe: „Der eine der tiefe Blick in die Höhe, der andere der hohe Blick in die Tiefe. In ihnen beiden schließt der deutsche Geist seinen weltumarmenden Kreis.“ Aus dem zündenden Schlußwort sei noch folgende Stelle hier angeführt: „Fahren wir fort, an unseren Schiller zu glauben! Halten wir ihn so hoch, als er je gehalten worden! Drängen wir uns um ihn, priesterlich und mannentreu, in ererbter Sippenliebe, als seine festgefügte Gemeinde, und berühren wir, wenn auch nur mit einem Finger, den die Lebensfrone freiläßt, den Saum seines Gewandes! Auch dies wird uns Heil bringen. Schwören wir auf ihn! Verschwören wir uns neu mit ihm! Jeder nach seiner Art und Kraft. Nicht der gleiche Fetisch für alle sei er. Der eine trage ihn auf den Händen, der andere hebe ihn auf den Schild, der dritte setze ihn auf seine Schulter wie das Jesuskind. Dem sei er die Blume im Knopfloch, jenem die feurige Labe im Becher. Aber jeder halte ihn fest mit dem Verfügbaren seiner Kraft. Zurück zu Schiller! Vorwärts mit Schiller!“

Litsmann, Bernhard, ordentl. Professor der neuen deutschen Literaturgeschichte. Rede, gehalten bei der Schillerfeier der Rheinischen Friedrich Wilhelm-Universität am 9. Mai 1905: Schiller und das deutsche Drama der Vergangenheit und Zukunft. 24 S. Preis 80 Pf. Verlag von Röhrscheid & Ebbeke, Bonn 1905.

Die in allen Teilen wohldurchdachte und mit literarischem Feingefühle für die Geschichte des Dramas abgefaßte Rede, die als eine Geschichte der Enttäuschungen und Überraschungen erscheint, sucht endlich einmal zu vermitteln zwischen denjenigen, die außer im Schillerschen Dramentypus kein Heil für das Drama sehen, und denjenigen, die glauben, nachdem sie den Naturalismus entdeckt haben, das heroisch-idealistische Drama und damit Schiller zum alten Eisen werfen zu dürfen. Den fanatischen Vertretern des

Digitized by Google

Klassizismus und Materialismus hält Litsmann den durch die Erfahrung bestätigten Satz entgegen: „Keine Richtung und keine Form an sich ist richtig und gut oder falsch und schlecht. Es kommt allein auf die künstlerische Kraft des einzelnen an, der die Richtung vertritt oder die Form beseelt."

Netoliczka, Oskar, Dr. Was Schiller uns sein kann. Festrede bei der Schillerfeier im Konzertsaale zu Kronstadt. 10 S. Preis 50 Pf. H. Zeidner, Kronstadt 1905.

Schiller kann uns sein: erstens ein Führer zur wahren sittlichen Freiheit, die er selbst sich in einem Lebenskampfe von erschütternder Tragik errungen hat, und zweitens ein Führer zur Schönheit, da nach seiner Weltanschauung das Sittliche seinen vollendeten Ausdruck im Schönen findet. Diese Grundgedanken werden vom Verfasser in ansprechender Ausführung behandelt, indem er den großen Toten als den deutschen Herkules feiert, und an die sinnige Sage erinnert, nach welcher bei der Öffnung von Schillers Leichnam das Herz darin gefehlt habe, da er es für sein Volk, für die Menschheit dahingegeben habe.

Pol, H. Die Vorbedingungen zu einem richtigen Verständnis Schillers. Festrede 9. Mai 1905. Verlag von P. Woordhoff in Groningen. 24 S. Preis 80 Pf.

Nach einem Rückblick auf die Schillerverehrung um die Mitte des 19. Jahrhunderts versucht Pol den Nachweis, daß wir erst dann wieder zu einer gerechten Würdigung des großen Toten kommen werden, wenn wir den ganzen Schiller, den Dichter, Denker und Menschen, zu erfassen suchen.

Schönbach, Anton. Rede auf Schiller. Gehalten am 9. Mai 1905 in der Aula der k. k. Karl Franzens-Universität Graz. 38 S. Graz, Leuschner & Lubensky.

Eine gedankenreiche, vom feinsten Verständnis für Schillers Eigenart und Stellung in der Gegenwart zeugende Rede, deren Wirkung die vornehme, fesselnde Sprache wesentlich erhöht. Die Art, in der heute unsere Jugend mit dem Dichter Bekanntschaft eingeht, charakterisiert Schönbach S. 10: „Von ihr wird Schiller nicht mehr erlebt, sondern ihr wird sein Gedächtnis überliefert, seine Schriften werden ihr als ein sauber adjustiertes Paket ausgehändigt, mit einem Schein darum, auf dem sie liest: „Persönliche Kenntnisnahme unnötig". Das vergangene Jahrhundert hat zwischen uns und Schiller eine Scheidewand gezogen. Der Schillersche Idealismus legt uns die Pflicht auf, dem Allgemeinen zu dienen, während unsere Kultur eine Kultur des Egoismus geworden ist: „Pack' dich und mach' mir Platz"; so lautet in grobem Deutsch der Feldruf, mit dem die Modernen für

Digitized by Google

ihren Idealismus kämpfen." (S. 16.) Es sind zum Teil heftige Anklagen, die Schönbach gegen unsere Zeit erhebt, aber man fühlt die Tendenz heraus, unsere Blicke wieder auf Schiller und durch den Dichter auf das Ganze zu richten. In der zweiten Hälfte der Rede finden sich treffliche Ausführungen über Schillers Arbeitstechnik und über die Energie seines Kunstschaffens.

Sternfeld, Richard. Schiller und Wagner. Verlag von P. Thelen. Berlin 1905. 27 S. Preis 50 Pf.

Chamberlains „Richard Wagner" hat dem Verfasser mehrfach Anregung gegeben, während er M. Berend „Schiller, Wagner" (s. Anzeigen aus der Schillerliteratur 15. Jahrgang, 8. Heft, S. 520) nicht benutzt hat. Er sucht die Richtlinien zu verfolgen, die von Schiller zu Wagner hinleiten, von Wagner zu Schiller zurückführen, und alsdann den Nachweis zu erbringen, daß alle diese Richtlinien wieder in einem Punkte zusammenlaufen: in dem Ideal einer nationalen Bühne. Ganz ohne Gewalt ist der Vergleich, besonders wo er sich auf Einzelheiten erstreckt, nicht durchgeführt worden, auch der biographische Teil (S. 14 flg.) nicht, der besser die Einleitung der Abhandlung gebildet hätte. Ohne Vorbehalt kann man dagegen die Behauptung unterschreiben, daß in Schiller wie in Wagner die Vorstellung von den unermeßlichen ästhetischen, moralischen und erzieherischen Kulturfähigkeiten des Theaters fortgesetzt wirksam gewesen ist, und daß sie trotz aller schlimmen Erfahrungen von der Kläglichkeit der Bühnenzustände ihrer Zeit von dem festen Glauben an die wahre Bestimmung des Theaters zu unermüdlicher Arbeit an seiner Besserung und Veredelung getrieben wurden.

Volkelt, Johannes. Was Schiller uns heute bedeutet. Ein Mahnwort zur Schillerfeier. 26 S. Verlag von A. Edelmann, Universitätsbuchhandlung. Leipzig 1905.

Von der Tatsache ausgehend, daß es unter unseren Hochgebildeten viele gibt, die aus Schiller kaum noch geistige Nahrung schöpfen zu können versichern, zeigt Volkelt, wie diejenigen, die den ganzen Schiller zu erfassen vermögen, in ihm heute noch etwas Lebendiges, unmittelbar Wirksames und Beglückendes erkennen. Die geistvollen, von feinem und sicherem Verständnis für des Dichters Leben und Schaffen zeugenden Ausführungen gipfeln in dem Nachweis, daß gerade unserer Zeit Schillers ästhetische Lebensanschauung besonders nahe liegt, insofern das Streben sich geltend macht, dem Schönheitsverlangen, dem Phantasiebedürfnis, der ästhetischen Stimmung, der künstlerischen Freudigkeit eine maßgebende oder führende Stellung unter den Lebensmächten zu geben. (Schluß folgt.)

Digitized by Google

Sprechzimmer.

1.

Analogien in der Dichtung.

Das bekannte Goethesche

Wer kann was Dummes, wer was Kluges denken,
Das nicht die Vorwelt schon gedacht,

hat seine Geltung natürlich auch in der Dichtung. Ähnlichkeit, ja Gleichheit der Gedanken und der Umsetzung derselben in Worte tritt uns durchaus nicht selten entgegen, und es ist häufig sehr schwer, wenn nicht unmöglich, festzustellen, ob die Analogie Eigentum oder Entlehnung bedeutet. Untersuchungen über diese Frage anzustellen, liegt daher auch nicht in der Absicht dieser Zeilen, sie wollen lediglich eine Aufzählung analoger Fassungen sein.

Daß Analogien auf beabsichtigte Entlehnung zurückgehen können, beweist Schillers Abraham a St. Clara nachgebildete Kapuzinerpredigt, beweist Goethes Hufeisen, in welchem bekanntlich Hans Sachssche Dichtart nachgeahmt ist.

Als noch, verkannt und sehr gering,
Unser Herr auf der Erde ging —

H. Sachs sagt in seinem Schwanke St. Peter auf der Hochzeit: dieweil der herr noch hie umb gieng auf erden. Aber auch im Meisterliede Sebastian Hilprants vom Jahre 1552[1]) heißt es:

nach dem und unser herr noch hie auf erden
umb gienge mit ganz menschlichen geberden,

und in Schumanns Nachtbüchlein in offenbarer Anlehnung, nur auf Petrus übertragen: wyl sanct Peter noch auff erden gieng.

„Keine Ruh bei Tag und Nacht" singt Leporello, und in Hans Sachs' Spech pulerei (7) sagt der Verliebte:

Und hab kein ru
spat unde fru
Nacht unde tag.

Also ebenfalls keine Ruh „Tag und Nacht", wie der Ausdruck bereits in Offenbarung 4, 8 und, wörtlich mit dem Daponteschen Texte des Don Juan übereinstimmend, als „keine Ruh bei Tag und Nacht" in Moscheroschs „Totenheer" (1643) begegnet.

Der Mensch versuche die Götter nicht.

Man ist einigermaßen erstaunt, in den Abergläubischen Bauern des Hans Sachs (39) zu lesen:

darumb sol man got versuchen nicht.

Ja, selbst der noch vor kurzem so beliebte Gassenhauer vom Herz und Bienenhaus hat sein Vorbild, nur daß darin ein Taubenhaus für das Haus der Bienen erscheint. In H. Sachs' „Bürgertanz" spricht die „jung frau" zum Gesellen:

1) Einleitung zu Montanus' Wegkürzer. Ausgabe Bolten.

Digitized by Google

Junkher, das glaub ich nit gar wol:
Ir flecket frembder liebe vol,
Euer hercz ist ein dauben haus:
Ein lieb fleugt ein, die ander aus.

Viel beten ist nicht meine Sache,
Das Fasten halt' ich gar nicht aus,

sagt Simrocks Christophorus. Er sagt damit nicht viel anderes, als was schon Eulenspiegel in H. Sachs' Pelzwaschen (87) äußert: mag nit petten (beten), noch wenger fasten.

Es reimt sich trefflich Wurst und Durst (Uhland). — Gewiß, schon in H. Sachs' Die drei fröhlichsten Tode (103):

Die freund essen die grosen würst,
Darpey lescht mancher wol den thürst.

und ebenso in Kellers Fastnachtspiele von einem Bauerngericht:

und urteil, so uns eins ser dürst,
das sie uns beid schicken ir würst.

Schiller entlehnte in bewußter und beabsichtigter Weise von Abraham a St. Clara. Aber auch Abraham hat das getan. Nachdem Gottfr. Wilh. Sacer 1673 ein Werk mit der bekannten, noch heute als volkstümlicher Ausdruck gebräuchlichen Überschrift „Reim Dich oder ich fresse Dich" verfaßt, schrieb Abraham 1688 seine Abhandlung „Reimb Dich oder ich Liß Dich". Und weiter: Fischart singt im Gargantua:

den liebsten bulen, den ich han,
der ligt beim wirt im keller,
er hat ein hölzin röcklin an
und heißt der moskateller,

und Abraham hat, nicht besonders kunstfertig, in seinem Judas (II) daraus geschaffen:

Ich weiß mir einen guten Gespan,
Der liegt dort unten im Keller,
Er hat ein hölzernes Röchel an,
Der heißt der Muscateller.

Kein Feuer, keine Kohle kann brennen so heiß,
Als heimliche Liebe, von der niemand nichts weiß —

Das fühlt auch Pamphilus in Heinrich Julius' Drama „Buhler und Buhlerin" I 1, wenn er sagt:

O Feuer, das brennet sehr,
Die Liebe aber noch viel mehr.

Und daß auch seine Liebe eine heimliche ist, verrät er in den folgenden Worten:

Ach Gott, wem sol ich klagen
das heimlich leiden mein.

Man spricht wohl stets vom vielen Trinken, doch nicht vom großen Durst, meint Scheffel. Es wird ihm schwer werden, die Priorität des Gedankens für sich in Anspruch zu nehmen. In Henslers „Fürstengemälde" vom braunen Robert und dem blonden Nandchen erscheint ein Vorläufer des Rodensteiners,

Digitized by Google

der Hofpoet Syrius, der die Rolle der trinkfeligen Minnesinger in des Dichters Ritterdramen vertritt und sich an hoher Stelle mit den schwerwiegenden Worten zu verteidigen weiß (II 13): Durchlauchtigste Prinzeß! Man spricht wohl von meinem Trinken, aber nicht von meinem Durste.

Mein Liebchen, was willst du mehr? So bekanntlich Heine, und er in Anlehnung an Goethes Nachtgesang: Schlafe! was willst du mehr?, das seinerseits wieder dem dormi, che vuoi di più eines von Reinhardt komponierten italienischen Volksliedes nachgebildet ist. Aber auch Lisette sagt bereits zum Harlekin in Reuters Ehrlicher Frau Schlampampe (1695): was willst du mehr?

Lenau läßt seinen „Raubschütz" sprechen:

Hier schoß er mich wie eine Sau.

Das gleiche Bild hat bereits H. Sachs im „Tod im Stock" (= Baumstumpf):

dieweil kumpt unser gsel herwider,
den stech wir wie ein saw darnider.

Auch Shakespeares Tier mit dem Doppelrücken hat seinen Vorläufer. In Fischarts Gargantua (S. 114) „spielten sie der faulen Brucken und des Thiers mit zweyen Rucken".

„Fort mußt du. Deine Uhr ist abgelaufen", spricht Tell in seinem Monologe, und der Tod in Ayrers „Tragedia" vom reichen Mann und armen Lazarus:

Di Uhr ist auß: besich sie Eben!
Du mußt noch sterben in wenig stundt.

Und einige Zeilen darauf gar:

Sich da! Er hat Ein kleine Zeitt,
So ist im di Uhr außgeloffen.

Zum Schluß der kleinen Sammlung, die sicherlich jeder Leser leicht vermehren kann, die bekannte, freilich in der Dichtung wohl kaum „verherrlichte" Vorliebe der Bauern für kurze Predigten und lange Bratwürste. Wer sollte es meinen! Und schon bei Ayrer! (Opus theatricum 1618):

Wer euch nun wolt von dem Anfang
Noch lang bis her zu dem Ausgang
Aus der Geschicht was nützliches lehren,
So thät ihr ihm doch nicht zuhören,
Denn ihr hört kurtz predigt gern,
Wann die Bratwürst dest lenger wern.

So gilt es auch in der Dichtung, das Nil novi sub sole.

Halle. Dr. **franz Söhns.**

2.

Zu Zeitschrift XIX, 599.

Herrn Dr. Seidl-Erlangen diene auf seine Anfrage folgendes als Antwort: Das fragliche Kinderlied gehört zu den beliebtesten Spielliedern und erfreut sich weiter Verbreitung, wie die Sammlungen von Dunger (Vogtland), Fiedler (Anhalt), Meier (Schwaben), Müllenhoff (Schleswig-Holstein), Rochholz (Schweiz),

Digitized by Google

Schleicher (Thüringen) u. a. m. beweisen. In der Umgegend von Dresden hat das Liedchen folgende Fassung:

Ringel, Ringel, Rosenkranz,
Wir treten auf die Kette,
Daß die Kette klingen soll.
Klar, klar, wie ein Haar,
Hat gesponnen sieben Jahr;
Sieben Jahr sind um und um,
Fräulein N. N. dreht sich 'rum. —
Als sie sich hat umgedreht,
Hat ihr Schatz 'nen Kranz beschert
Von veilchenblauer Seide,
Der Kerl ist nicht gescheite.

Wie wir in vielen Kinderliedern die Nachwirkung alter mythologischer Vorstellungen und Rechtsanschauungen, die Reste alter Opfertänze, Zaubersprüche und Wundsegen, also gleichsam Einkapselungen, Fossilien altdeutschen Glaubens und Brauchs zu erblicken haben, so auch in dem vorliegenden. Am einfachsten ist wohl die Deutung, die Dunger (Kinderlieder und Kinderspiele aus dem Vogtlande. Plauen, Neubert. S. 52) gibt: „Dieser Ringelreihen ist ein Rest altheidnischer Tänze zu Ehren der Götter, ein Chorreigen, der bei Frühlings Anfang gesungen wurde. Die sieben Jahre sind die sieben Wintermonate, der Schatz ist der Frühling, welcher der Erde einen Blumenkranz als Brautgeschenk darbietet." Rochholz berichtet in seinem klassischen, viel zu wenig gewürdigten Buche „Alemannisches Kinderlied und Kinderspiel aus der Schweiz", daß die Kinder bei diesem Spiele tatsächlich eine aus den Hohlstengeln des Löwenzahns geflochtene Kette verwendeten, „durch welche die wiederkehrende Frühlingssonne magisch gefesselt werden sollte".

Dresden. **Richard Fritzsche.**

3.

Antike Parallelen zu Anekdoten aus dem Leben deutscher Fürsten.

In Plutarchs Apophthegmensammlung (Bernhardakis 184. D) finde ich folgende Anekdote über Antiochos Epiphanes:

Antiochos, der den zweiten Feldzug gegen die Parther unternahm, verlor einst auf der Jagd bei der hitzigen Verfolgung eines Wildes sein Gefolge aus den Augen und verirrte sich. Endlich gelangte er in ein einsames Gehöft zu armen Leuten, die ihn nicht kannten. Während er sich dort an dem vorgesetzten Mahle labte, lenkte er das Gespräch auf den König und mußte nun hören, dieser sei zwar sonst ein wackerer Herr, doch überlasse er seinen bösen Ratgebern (φίλοις) zuviel und wisse deshalb nur sehr wenig von dem, was geschehe. Auch vernachlässige er über seiner Leidenschaft für die Jagd die notwendigsten Geschäfte. Der König hörte dies alles zunächst schweigend an. Als aber am anderen Tag seine Leibwache sich auf dem Gehöfte einfand und ihm sein Purpurmantel und sein Diadem gereicht wurde, da konnte es nicht länger verborgen bleiben, wer er war, und er sprach zu seinen

Digitized by Google

Wirten: „Erst am gestrigen Tage, als ich zu Euch kam, hörte ich einmal die Wahrheit über mich."

Die interessante Parallele zu „Landgraf werde hart!" ist, soviel ich weiß, noch nicht bemerkt worden. Übrigens braucht kaum hervorgehoben zu werden, wieviel drastischer und lebensvoller die deutsche Erzählung ist.

Bei dieser Gelegenheit darf ich vielleicht auch darauf aufmerksam machen, daß auch das bekannte Wort Friedrichs des Großen vom Fürsten als dem ersten Diener des Staats seine Analogie bereits im Altertum hat. Älian in seinen variae historiae II, 20 (Hercher) erzählt folgendes:

König Antigonos (welcher, ist nicht gesagt) soll sehr mild und volksfreundlich regiert haben. ... Als er einst bemerkte, daß sein Sohn mit seinen Untertanen sehr gewalttätig und übermütig umging, sagte er: „Weißt du nicht, mein Sohn, daß unsere königliche Herrschaft nichts ist als ein Dienen ganz besonderer Art?" (*ἔνδοξος δουλεία.*)

Selbst wenn, was mir nicht bewußt, Friedrichs des Großen Ausspruch unmittelbar auf Marc Aurel zurückgehen sollte, würde also nicht diesem, sondern dem mazedonischen König der Ruhm der Autorschaft an diesem schönen Wort gebühren.

Regensburg. **H. Schott.**

4.

Thibaut im 1. und 2. Auftritte des Prologs zur Jungfrau von Orleans.

Im 3. Auftritte des Prologs und im 4. Aufzuge der Jungfrau von Orleans treten die Charaktereigenschaften des Thibaut klar zutage. Zeigt er sich an der ersten Stelle als ein mattherziger, tatenloser Mann, dem die Liebe zur Heimat, die man ihm nicht absprechen kann, die Liebe zum angestammten Herrscherhause nicht gefördert hat, und als ein einfacher Bauer, dessen „Wünsche der Ernten ruhiger Kreislauf beschränkt", so ist er im 4. Aufzuge der engherzige, verbohrte Mensch, der durch seine Anklage seine leibliche Tochter ins Verderben stürzt, um ihre Seele zu retten, die nach seiner Meinung dem Teufel verschrieben ist.

Aber in dem ersten und zweiten Auftritte des Prologs müssen wir meiner Meinung nach zwischen den Zeilen lesen, wenn wir ein rechtes Bild des Thibaut gewinnen wollen. Scheinbar ist dieser ja bieder und von den besten Absichten erfüllt, wenn er seine Töchter in „schwerer Zeit für schwere Zeit" verlobt Aber ist die Liebe allein seine Triebfeder oder ist es nicht vielmehr Eigensucht, von der er sich leiten läßt? Handelt er nicht vielleicht nach dem Grundsatze des Apothekers in Goethes Hermann und Dorothea, daß der einzelne Mann am leichtesten entfliehe? Betrachten wir uns die Verlobungsszene ein wenig näher. Die Zeit ist ernst, noch liegt freilich das Dörflein Dom Remi in Ruhe und Frieden, aber es können jeden Augenblick „des Krieges wilde Horden" in das stille Tal einbrechen. Da möchte der Vater seinen Töchtern den besten Schutz

Digitized by Google

in einem sorgenden Gemahle verleihen, um selbst die Sorge für sie los zu sein. Seine Tochter Margot gibt er ihrem Bewerber gern. Da dieser Hab und Gut besitzt, so ist er seinem Sinne genehm. Das hat auch das Brautpaar wohl bemerkt und benimmt sich danach. Denn ohne ein Wort des Dankes reichen sich die beiden die Hände. Der Freier der zweiten Tochter ist arm, der Ehebund wird also äußerlich auf einer weniger glücklichen Grundlage aufgebaut. Was bedeutet nun aber das Schweigen des Claude Marie und Louisons Niederschlagen der Augen? Ich meine, es ist nicht nur ein Zeichen der Schüchternheit und Verschämtheit, sondern Thibaut ist bisher gegen die Vermählung der beiden gewesen. In seiner praktischen Bauernklugheit hat er den armen Freier bis dahin verachtet und gering geschätzt, mag dieser auch ein noch so gutes Herz haben und von treuer Liebe zu Louison erfüllt sein. Wie mußten den zartfühlenden Jüngling die Worte des Thibaut in innerster Seele verletzen, die dieser zu Margots Bräutigam sprach. Aber doch weiß er es dankbar anzuerkennen, daß er trotz seiner Armut in die Familie des wohlhabenden Bauern aufgenommen wird. Und dieser nimmt ihn jetzt gern als Eidam an.

Seine dritte Tochter setzt seinem Streben Widerstand entgegen. Es wirbt um sie schon mehrere Jahre der wackerste Jüngling im Dorfe, eine Seele von einem Menschen, ihrem Vater, vielleicht auch weil er begütert ist, lieb und angenehm, ihr selbst trotz seiner Zuvorkommenheit und rührenden Anhänglichkeit zu unbedeutend. Sie schätzt ihn wohl, aber sie kann an ihm nicht emporschauen, sie nimmt seine Freundlichkeiten an, aber da sie ihn übersieht, kann sie ihn nicht lieben. Voll Ärger, seinen Willen nicht durchsetzen zu können, klagt der Vater seine Tochter in Gegenwart ihres Freiers an. Steht dies nicht im Gegensatze zu seinem Ziele? Es kann doch einem Freier ein Mädchen nicht begehrenswert erscheinen, das von seinem eigenen Vater, der es doch am besten kennen muß, schlecht gemacht wird. Wenn seine Anklagen berechtigt sind, so müssen seine Vorwürfe das Herz des Freiers und dessen Gedanken von seiner Tochter abwenden. Und um so wahrer müssen die Beschuldigungen dem Fremden erscheinen, als ein jeder liebende Vater doch sein Kind, selbst wenn es gefehlt hat, zu entschuldigen sucht. Woraus lassen sich also Thibauts Anklagen trotz der Anwesenheit Raimonds erklären? Aus seiner allzugroßen Kurzsichtigkeit und seiner zu geringen Herrschaft über sich selbst. Sein Plan ist nicht völlig gelungen, er muß seinem Unwillen Luft machen, und so geht sein Mund von dem über, des sein Herz voll ist.

Es ist also, meine ich, Schillers Absicht gewesen, uns den Thibaut als einen engherzigen und kurzsichtigen Vater zu schildern, der mehr von eigener Selbstsucht als von Liebe zu seinen Kindern erfüllt ist.

Braunschweig. **Otto Schütte.**

Digitized by Google

Bücherbesprechungen.

Deutsche Sprachlehre für höhere Lehranstalten von Dr. Ludwig Sütterlin, Prof. an der höheren Mädchenschule mit Lehrerinnen-Bildungsanstalt, a. o. Prof. a. d. Universität Heidelberg, und Dr. Albert Waag, Großh. badischer Oberschulrat, a. o. Prof. a. d. Technischen Hochschule Karlsruhe. Dazu eine Tafel mit drei Abbildungen. Leipzig, R. Voigtländers Verlag, 1905. 8°. VII und 186 S. Preis 2,25 M.

Die sehr beachtenswerte Arbeit, welche sich mit besonders gutem Erfolge in den mittleren und oberen Klassen der höheren Lehranstalten verwenden lassen wird, kann wohl auch schon in den unteren Klassen gebraucht werden, wenigstens bei zusammenfassenden Wiederholungen, vorausgesetzt daß der betreffende grammatische Lehrstoff vorher an einzelnen Sätzen oder Lesestücken eingeübt ist. Sie besteht aus einer Einleitung und drei Teilen. Erstere (S. 1—15) behandelt den Begriff und das Wesen der Sprache und der Sprachlehre oder Grammatik sowie die deutsche Sprache im Kreis ihrer Verwandten, ihre spätere Gliederung und ihre Entwickelung im allgemeinen, der erste Teil die Lautlehre (S. 16—46), der zweite die Wortlehre (S. 47—123), der dritte die Satzlehre (S. 124—186). Von Waag ist die Einleitung, die Lautlehre und das Kapitel über die Wortbiegung verfaßt, von Sütterlin alles übrige, also die Kapitel über die Wortbildung und die Satzlehre. Zugrunde gelegt sind natürlich die beiden, vom Berichterstatter auch anderweit empfohlenen größeren Werke der Verfasser: von Sütterlin „Die Deutsche Sprache der Gegenwart", ein Handbuch für Lehrer, Studierende und Lehrerbildungsanstalten. Leipzig 1900, R. Voigtländers Verlag, und von Waag „Bedeutungsentwicklung unseres Wortschatzes", dargestellt auf Grund von Hermann Pauls „Deutschem Wörterbuch" Lahr 1901, M. Schauenburg. Wie von der maßgebenden Kritik durchgängig anerkannt ist, ist Sütterlin zuerst der Versuch gelungen, die deutsche Sprache den Grundsätzen der neueren Sprachwissenschaft und Psychologie gemäß ohne Berücksichtigung der üblichen strengen grammatischen Gesetze, also ganz aus sich selbst heraus darzustellen, während Waag das Leben der Wortseele, also besonders den Wandel der Bedeutung unzweifelhaft richtig aufgehellt hat.

Wie es bei einem Schulbuche unumgänglich notwendig ist, haben sich die Verfasser der vorliegenden Sprachlehre natürlich weit mehr an die althergebrachten grammatischen Anschauungen angelehnt als in den beiden größeren wissenschaftlichen Werken. In der schulmäßigen Behandlung des grammatischen Lehrstoffes werden mit Recht durchgehends die lateinischen, jedem Schüler, wenn auch nur aus dem Französischen, ohnehin bekannten Bezeichnungen zur Anwendung gebracht. Die angehängte Tafel der Abbildungen enthält eine Darstellung des Durchschnitts durch den Kopf des Menschen in der Mittellinie nach F. A. Schmidt, Unser Körper (R. Voigtländers Verlag in Leipzig), eine Übersicht über die verschiedene Stellung der Stimmbänder, entnommen aus Klinghardt, Artikulations- und Hörübungen (Verlag von Otto Schulze in Köthen),

Digitized by Google

und eine dem Werke von Techmer über Phonetik (Wilhelm Engelmann in Leipzig) entstammende Zeichnung, welche die Einstellung der Sprechwerkzeuge bei der Hervorbringung der Laute a, u, i zu ihrem Gegenstande hat.

Als ein Glanzpunkt der Arbeit dürfte zunächst die ganze Einleitung und in ihr namentlich die Abschnitte 1 „Das Sprechenlernen des Kindes", 3 „Lautgesetz und Analogie", 4—9 „Bedeutungswandel" im allgemeinen und im einzelnen und 12 „Sprache und Schrift" zu betrachten sein. Scharfsinnig unterscheidet Verf. S. 4—6 innerhalb der verschiedenen Richtungen der Bedeutungsentwickelung der Wörter 7 verschiedene Fälle, nämlich den Übergang vom Allgemeinen zum Besondern (also Verengung des Wortbegriffs oder Spezialisierung), den umgekehrten vom Besondern zum Allgemeinen (also Verallgemeinerung des Wortbegriffs), den bildlichen Ausdruck (also Vergleichung oder Metapher), die Verschiebung oder Metonymie, die Abschwächung infolge von Übertreibung oder Hyperbel, den Durchbruch des wirklich Gemeinten bei verhüllendem Ausdruck oder Euphemismus und die Abnutzung ehrender Bezeichnungen in Titel und Anrede, z. B. „Herr", was zunächst Komparativ vom althochdeutschen Worte hēr = neuhochdeutsch „hehr" und ursprünglich nur Anrede an einen Höhergestellten war, und „Frau", eigentlich „Herrin", Femininum zu dem verloren gegangenen althochdeutschen Maskulinum frō = Herr, wie es sich in Frondienst und Fronleichnam erhalten hat, und, noch tiefer herabgedrückt als „Herr" in der Anrede angewendet wird.

Allgemeinen Beifall werden ferner finden die Abschnitte 13 „Verschiedene Arten der Betrachtung" (nämlich des Begriffs und Wesens der Sprachlehre), zumal hier die früher beliebte, nicht auf dem natürlichen, sondern dem kunstgerechten logischen Denken beruhende sogenannte philosophische Sprachbehandlung gänzlich verworfen wird, 16 „Die Gliederung des Germanischen, besonders des Deutschen" und 18 „Schriftsprache und Mundarten".

Aus der Lautlehre möchten als besonders gelungen hervorzuheben sein die Kapitel „Die Hervorbringung der Laute im allgemeinen" (S. 16—18) und „Der Lautwandel im Deutschen" (S. 26—46), aus der Wortlehre das Kapitel „Die Wortbildung" (S. 48—72) und in diesem der Abschnitt „Geschichtliche Verschiebungen und damit zusammenhängende heutige Schwankungen", aus der Satzlehre endlich das erste Kapitel „Die Gliederung der sprachlichen Gebilde" (S. 124—125) und aus dem zweiten „Die Eigenschaften der sprachlichen Gebilde" namentlich der allgemeine Teil (S. 125—132).

Sachliche Fehler oder Irrtümer hat Berichterstatter in dem Buche nirgends bemerkt.

Wir wollen nun noch im einzelnen Proben der Darstellungsweise der Verfasser anführen, aus denen mit besonderer Deutlichkeit ersichtlich sein wird, wie anschaulich dieselben alle, selbst die schwierigsten, sprachlichen und grammatischen Erscheinungen entwickelt haben.

S. 4 wird die mannigfache Bedeutung vieler Wörter, wie sie durch den Zusammenhang oder die jedesmaligen Verhältnisse bestimmt wird, an den Bei-

Digitized by Google

spielen „Absatz" und „ausziehen" klargemacht. Verf. führt in dieser Beziehung z. B. an „Absatz des Stiefels, Absatz beim Kaufmann, Absatz im Buche, Absatz beim Bau, den Becher ohne Absatz leeren; einen Nagel ausziehen, sich ausziehen, die Soldaten ziehen aus, die Familie zieht aus." S. 8 wird „erschrecken" mit „aufspringen" erklärt und zur Begründung dieser Auffassung auf „Heuschrecke" hingewiesen. Der Begriff „aufspringen" sei dann auf die veranlassende, ursächliche Gemütsbewegung übertragen. „Sänfte" bedeutete, wie Verf. a. a. O. weiter ausführt, nur „Sanftheit, Bequemlichkeit" und ging dann mit Übertragung der Eigenschaft auf den Gegenstand, dem sie anhaftet, in die Dingbezeichnung „Tragstuhl" über. S. 7 zieht Verf. in dem Satze „Man hat dem Kaufmann seine Waren beschädigt" mit Recht den Ausdruck „dem Kaufmann" zunächst nur zu dem Prädikat „hat beschädigt"; später habe man sich gewöhnt, die beiden Gruppen „dem Kaufmann" und „seine Waren" als Einheit aufzufassen, also den Dativ von dem Verbum, von dem er abhing, zu trennen. S. 13 wird es als Vorteil der Sprache bezeichnet, daß Lessing, Goethe und Schiller viele sprachlichen Eigenheiten ihrer Heimat beibehalten haben und auch bei den heutigen Schriftstellern gewisse landschaftliche Wendungen und Ausdrücke keineswegs selten sind. S. 83 werden Formen von Eigennamen, wie (die) Webers, (die) Schmitts, und die in Süddeutschland vielfach üblichen Ausdrücke „er zieht in's Müllers, zu's Lenze" als Genitive Singularis mit Ergänzung der Begriffe „Familie, Haus" erklärt. S. 161 stellt Verf. fest, daß heutzutage bei manchen Verben, die sowohl den Akkusativ als den Dativ regieren können, wie „rufen, sich betten, helfen, nützen" der ältere Dativ und bei „berichten, kosten" der ältere Akkusativ vorgezogen wird. S. 163 wird der Infinitiv mit „um zu" durch Verschiebung der Glieder erklärt und dies an dem Satze „Ich komme, um das Geld zu holen" klargemacht. „Um das Geld" und „zu holen" gelten dem Verf. zutreffend zunächst als zwei getrennte, von „Ich komme" abhängige Gruppen, doch faßte man dieselben, wie er weiter mitteilt, allmählich als Einheit, bezog den Akkusativ auf den Infinitiv und erweiterte diese Ausdrucksart zu Sätzen, wie „Ich komme, um mir das Geld zu holen" und „Ich komme, um zu fragen". Sehr beachtenswert sind auch die auf den S. 185 und 186 gegebenen Mitteilungen über die Ersparung in Sätzen, wie „Wer nicht arbeiten will, muß" und den zum Hauptsatz erstarrten Nebensatz, wie in Goethes „Was der Junge doch fährt!" (Herm. u. Doroth. I, 16) u. a.

Hettstedt. Dr. **Karl Löschhorn.**

J. W. von Goethe, Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit, mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von E. Wasserzieher. Hannover, Norddeutsche Verlagsanstalt (O. Gödel). VIII u. 208 S.

Gemäß den Grundsätzen, die der Herausgeber in dem Aufsatze: „Brauchen wir Schulausgaben unserer Klassiker?" (im 12. Hefte des Jahrgangs 1902 der Zeitschrift für „Frauenbildung" S. 556 ff.) entwickelt, hat er Goethes

Digitized by Google

Selbstbiographie für die Schule bearbeitet. Er bietet nicht das ganze Werk, sondern wählt das Wesentliche und Bedeutsame aus; dabei berücksichtigt er hauptsächlich die ersten 15 Bücher, während die 5 letzten, die künstlerisch am wenigsten vollendet sind, stark zurücktreten. In einer vorausgeschickten „Einführung" macht er uns mit der Entstehung des Werkes bekannt, in den Anmerkungen (S. 189—207), die absichtlich knapp gehalten sind, gibt er Aufschluß über alles der Erklärung Bedürftige, z. B. über gelegentlich erwähnte, weniger bekannte Personen, Örtlichkeiten und geschichtliche Tatsachen, über zitierte Schriften, seltenere Fremdwörter u. a. Namentlich wertvoll erscheint die Beigabe des Stammbaums der Familien Goethe und Textor (S. 190), die Abbildung von Goethes Geburtshaus und die Darstellung seiner inneren Einrichtung (S. 192 f.) sowie der Plan der Stadt Frankfurt a. M. (um 1750) nach den Entwürfen von M. Seutter und M. Merian, den die Norddeutsche Verlagsanstalt eigens für diese Ausgabe hat herstellen lassen.

Eine mehr als zwanzigjährige Beschäftigung mit dem Werk, ein sechsjähriger Aufenthalt an Goethestätten (Frankfurt, Leipzig, Jena, Weimar) und die schon früh erwachte Neigung, Goethes Spuren überall, wo sich die Gelegenheit bot, fleißig nachzugehen und sich den Zusammenhang zwischen seinem Leben und Dichten selbst klar zu machen, geben dem Herausgeber eine gewisse Berechtigung dazu, mit einer neuen Ausgabe von Dichtung und Wahrheit auf den Plan zu treten. Und so macht denn diese auch einen ganz vortrefflichen Eindruck. Der Text wird nach R. M. Meyers Jubiläumsausgabe (Stuttgart, Cotta) und der Sophienausgabe geboten. Die Auswahl ist geschickt getroffen, besonders insofern, als die breiten Ausführungen und die Abschweifungen, die auf den gebildeten Durchschnittsleser geradezu abschreckend und abstumpfend wirken müssen, überall gestrichen und die beibehaltenen Abschnitte durch kleine als solche kenntlich gemachte Einschiebsel so glücklich verbunden sind, daß das Ganze abgerundet und in sich geschlossen als einheitliche Masse wie aus einem Gusse erscheint. Ungern vermisse ich einzelnes aus der Schweizerreise (18. Buch) und aus der Beschreibung des Straßburger Münsters (9. Buch), weil beide als Zeugnisse für Goethes Anschauungen und für die Geistesrichtung seiner Zeit von großer Bedeutung sind; dagegen halte ich es für einen Vorzug der Ausgabe, daß in ihr die wesentlichen Teile der Lili- und Friederikengeschichte, die in manchen Schulausgaben fehlen, abgedruckt werden. Auch sonst kann man sich mit dem Gebotenen durchweg einverstanden erklären, vor allem ist die schöne Ausstattung des Buches zu loben, zu der auch die Beigabe mehrerer Goethebildnisse gehört, so einer Bleistiftzeichnung von G. M. Krauß und einer Silhouette des Dichters aus Lavaters physiognomischen Fragmenten. Nach alledem darf man unbedenklich dem Wunsche beipflichten, den der Herausgeber am Schlusse des Vorworts ausspricht: „Möchte das Buch die Billigung der Kreise finden, für die es bestimmt ist!"

Eisenberg, S. A. **O. Weise.**

Digitized by Google

Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung. Jahrg. 1905. Heft XXVI Nr. 3, S. 33—48.

Das vorliegende Korrespondenzblatt enthält außer geschäftlichen Mitteilungen auch wissenschaftliche Bemerkungen, die weitere germanistische Kreise sicherlich interessieren werden. Da ist zunächst eine Reliquie von Karl Koppmann, dem berühmten Forscher auf niederdeutschem Gebiet. Er preist darin das Eimbecker Bier mit folgenden Versen:

Quam libenter esses vinum![1])
Wer' myne stemme sus, alse myn hert,
Wo woldik singhen!
Dor all de werlt unde hemmelwert
Scholde it klinghen.
Spreke eyn enghelyn kleyn veellicht:
'Dat dy de proppen!
Wyn, dar na smaket dyt ledekyn nicht;
Is dat nicht hoppen?'
Spreke her Martyn, de dur' godesman:[2])
'Ik kenn't van vere:
Latet uns drinken un stoten an
Up Embeks ere!'

S. 36 spricht F. Frensdorff über das Wort „Hauslöffer". In einem Lustspiel der Kaiserin Katharina II. von Rußland, dem Familienzwist, kommt die Rolle eines Menschen vor, der sich in Familien einschleicht, um deren Geheimnisse zu erkunden, und die erlangte Wissenschaft zur Aufhetzung und Störung des Familienfriedens benutzt. Er wird im Deutschen als „Hauslöffer" bezeichnet. Die Kaiserin lehnt in einem Briefe das Lob mit den Worten ab: „On fait trop d'honneur au Hauslöffer".

E. Schröder weist auf das fast gänzliche Fehlen kleiner Kupfermünzen im nördlichsten Deutschland zu einer Zeit hin, wo das anstoßende Hannover und Braunschweig mit kupfernen „Pfennigen" und weiterhin Lippe, Hessen und die thüringischen Staaten obendrein mit Hellern überflutet sind. Bremen hat allerdings kupferne „Schwaren" und Rostock kupferne Einzelpfennige ausgeprägt.

S. 38 flg. druckt H. Schönhoff „Volksreime aus dem Münsterlande" ab, die sich noch in keiner münsterländischen Sammlung finden. Sie stammen aus Mecklenbeck, einer Bauerschaft unmittelbar vor den Toren der Stadt, aus Ascheberg (Kr. Lüdinghausen) und Amelsbüren (Kr. Münster, Land). Diese Volksreime beweisen wieder im Vergleich mit den mecklenburgischen, holsteinischen und vorpommernschen, wie dieselben Stoffe Gemeingut des niederdeutschen Nordens

1) Es ist der Lobspruch des päpstlichen Legaten Kardinal Raymundus auf das Hamburger Bier aus dem Jahre 1503. O. Beneke (Hamburgische Geschichten und Sagen S. 162) übersetzt: O Bier, wie schmeckst du fein! Wie gerne wärst du Wein. Eine Nachahmung des Eimbecker Bieres ist das Bayerische Bockbier, urspr. Aimbock genannt.

2) Koppmann spielt hier auf die Kanne Eimbecker Bier an, die Herzog Erich von Braunschweig Martin Luther auf dem Reichstage zu Worms 1521 zuschickte. Daher sagt Luther hier: Ich kenne dieses Bier 'van vere' (von ferne), d. h. ich habe es gelegentlich kennen gelernt.

Digitized by Google

waren. Ich verweise auf die nd. Bezeichnungen: Küsmennken (für Kalb), Püüster (für Blaserohr), Waordeln (für Warzen), Eks (für Axt, so auch meckl.), Bietken (für Bissen), Kanten (für Spitzen, so auch meckl.), Krollen (für Krallen, Korallen), hen (für hätten), Tüü (für Zug), Staalen (für Füße) u. a.

R. Sprenger verweist auf den nd. Ausdruck: Studenteriee für die Hochschule, sowie auf „alte Violen" d. h. Veilchen in Wilhelm Raabes Erzählung „Das Horn von Wanza" analog dem Reuterschen „Olle Kamellen". Andere behandeln die Ausdrücke höten, putteneffen, gnäterswart, im Lichten, preschen, Pumpernickel (aus pumpen [pedere] und Nikolaus), Kinkerlitz(ch)en u. a. Grabow berichtet von einem merkwürdigen Aberglauben, daß in Familien, in denen ein Kind, das man gern am Leben erhalten hätte, nachdem die andern Kinder früh gestorben waren, den Namen Erdwine bzw. Erdmann erhalten hat. Ebenso merkwürdig ist es, daß Eltern, die zu zahlreichen Kindersegen befürchten, dem jüngsten Knaben den Namen Anton geben.

Doberan i. M. **O. Glöde.**

Dr. Fr. W. Foerster, Jugendlehre. Ein Buch für Eltern, Lehrer und Geistliche. Berlin, Verlag von Georg Reimer, 1905. 8.—10. Tausend.

Dr. Foerster, Privatdozent für Philosophie am eidgenössischen Polytechnikum und an der Universität Zürich, hat seit dem Jahre 1897 ethische Kurse für Knaben und Mädchen verschiedener Altersstufen veranstaltet. Aus den Erfahrungen, die er dabei gemacht, ist dieses herrliche Buch, ein Meisterstück genialer Erziehungskunst, entstanden. Es will dazu anregen, auf allen Gebieten der Jugendseelsorge: in Schule, Haus und Kirche sowie auch in Korrektionsanstalten, Gefängnissen, Internaten, Kinderhorten usw. die Grundlage der ethischen Einwirkung breiter und tiefer zu legen. Der erste Teil bietet die „theoretische Einführung", der zweite „Beispiele und Erläuterungen", feinsinnig und frisch aus dem Leben der Kinder geschöpft, in einer Sprache, deren Lektüre ein ästhetischer Genuß ist, und dabei so reich an innerer Gesundheit und wahrer Herzensfreude, daß man dem Autor in all seinen Ausführungen beglückt zustimmen muß. Der dritte Teil „Sexuelle Pädagogik" ist erfüllt von echter Liebe zur Jugend, feinster Seelenkenntnis und tiefster Lebenswahrheit. Der vierte Teil redet von der Anordnung des Lehrstoffs und der fünfte behandelt Einwände und Schwierigkeiten. Der Anhang bietet ein gutes Wort über die Strafen der Kinder. Wer das Buch gelesen hat, muß es lieben, muß dem, der das geschrieben, dankbar die Hand drücken. Es macht uns innerlich besser, freier, tiefer, reiner, mit einem Wort: ein Buch voll Leben, ein Buch fürs Leben! Es gehört in jede Lehrerbibliothek: eine wahrhaft geniale Lehrweisheit spricht aus jeder Zeile! Es gehört in jede Hausbibliothek: Eltern können für die Behandlung ihrer Kinder unendlich viel daraus lernen; die Beispiele eignen sich trefflich zum Vorlesen im Familienkreis. Es gehört in die Bibliothek des Geistlichen: denn es ist ein klassisches Lehrbuch der Jugendseelsorge in echt evangelisch-deutschem Sinne!

Dresden. Lic. Dr. **Kurt Warmuth.**

Digitized by Google

Kleine Mitteilungen.

Am 22. Oktober 1906 verschied in Mülhausen im Elsaß Herr Prof. Dr. **Johann Ludwig Bräutigam,** ein verdienstvoller Mitarbeiter unserer Zeitschrift. Er war am 12. Januar 1852 in Breitingen bei Leipzig geboren und wurde, nachdem er an der Universität Leipzig Philologie und Philosophie studiert hatte, Lehrer an der höheren Töchterschule zu Mühlhausen in Thüringen, von wo er im Jahre 1877 nach Mülhausen im Elsaß übersiedelte. Dort war er wiederum zwei Jahre als Lehrer an einer höheren Töchterschule tätig. 1879 wurde er als Oberlehrer an die Realschule beim Doventor in Bremen gewählt, wo er bald zum Professor ernannt wurde und bis zu seinem Tode als erster Lehrer für Deutsch, Geschichte und Geographie wirkte. Um nach schwerer Erkrankung Erholung zu suchen, ging er 1906 auf einige Monate nach seinem geliebten Elsaß, wo er zum tiefen Schmerze aller, die ihm näher standen, viel zu früh den Seinen und unserer Wissenschaft und Kunst durch den Tod entrissen wurde.

Bräutigam hat viel Wertvolles geschrieben und herausgegeben. Namentlich hat er sich um die Werke des Dichters Hermann Allmers verdient gemacht, für deren Bekanntwerden in weiteren Kreisen er nachdrücklich eintrat. Er gab 1891 die erste Biographie von Allmers heraus: „Der Marschendichter Hermann Allmers" und 1901 das „Allmers-Buch", eine Festgabe zu dem 80. Geburtstage des Marschendichters. Als Ergänzung zur 2. Auflage von Kirchners „Geschichte der deutschen Nationalliteratur des 19. Jahrhunderts" schrieb Bräutigam 1902 eine „Übersicht über die neuere deutsche Literatur 1880—1900", die auch als selbständige Schrift erschien (2. Aufl. 1903). Da Bräutigam viele Jahre hindurch Kunstberichterstatter der „Kölnischen Zeitung" und des „Musikalischen Wochenblattes" in Leipzig war, sowie ständiger Theaterberichterstatter der „Bremer Nachrichten", so hat er auch auf diesem Gebiete seine Erfahrungen in selbständigen, sehr beachtenswerten Schriften niedergelegt: „Die neue Kunstkritik" (1904) und „Theaterreform in Bremen" (1905). Sein Bestes gab er aber in seinen ausgezeichneten, kraftvollen Dichtungen „Auf dem Heimwege, Novellen und Skizzen" (1902) und „Mein Heimatbuch, Novellen und Skizzen" (1905). Hier zeigt er sich als ein echter Vertreter gesunder Heimatskunst. Als Pädagog war er ein Vorkämpfer für die Schulreform. Hier sei nur an seinen Aufsatz „Meine Direktoren" (Deutsche Kultur, Monatsschrift, herausgegeben von Heinrich Driesmans, Berlin 1905, 1. Jahrg. S. 455) erinnert.

Noch viel Schönes und Gutes war von ihm zu erwarten, viele Hoffnungen wurden mit dem tüchtigen und unermüdlichen Kämpfer für die Gesundung unseres Volkes begraben. Wir beklagen seinen frühen Heimgang aufs tiefste und rufen ihm in die Ewigkeit nach:

Din sêle müeze wol gevarn
Und habe din zunge danc.

Die gemeinnützige **Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung,** die „hervorragenden Dichtern durch Verbreitung ihrer Werke ein Denkmal im Herzen des deutschen Volkes" setzen will, hat im abgelaufenen Geschäftsjahre 1906 einen überaus lebhaften Aufschwung genommen. Ihre Mitgliederzahl ist von etwas über 1000 auf fast 3000 gestiegen, die Summe der Jahresbeiträge von Privatpersonen von etwa 7000 M. auf 14 000 M. Auch die Zahl der verkauften Bände der „Hausbücherei" und der „Volksbücher" ist in ähnlicher Weise in die Höhe gegangen. Die Folge war, daß gegenüber 14 000 Bänden, die im Jahre 1905 an kleine ländliche Volksbibliotheken verteilt worden waren, diesmal etwa 33 000 Bücher in 24 000 Bänden verteilt werden konnten. Die Zahl der Angestellten hat bei dem außerordentlich raschen Wachstum der Geschäfte der Stiftung von neun auf nicht weniger als 14 vermehrt werden müssen. Auch hat sie das kleine bisher von ihr bewohnte Haus mit einem größeren Hause vertauschen müssen, das ihr jetzt indessen bereits abermals zu klein zu werden beginnt. So machte denn der Jahreshaushalt der Stiftung im verflossenen Jahre insgesamt eine Summe von etwa 72 000 M. aus, von denen indessen die Jahresbeiträge von Privatpersonen nur weniger als den fünften Teil

Digitized by Google

bilden. Das eiserne Kapital der Stiftung beträgt nur etwa 11 000 M.; alle Bemühungen der Verwaltung waren darauf gerichtet, nicht dieses eiserne Kapital zu vermehren — denn die Zukunft mag für sich selber sorgen —, sondern den mit Riesenschritten wachsenden Bedürfnissen der Gegenwart Rechnung zu tragen, insbesondere also dem großen finanziellen und literarischen Notstand der kleinen dörflichen Volksbibliotheken Deutschlands, Österreichs, der Schweiz und der Deutschen im Auslande abzuhelfen. Daß dafür die Mittel der Stiftung trotz ihres erfreulichen Wachstums nicht ausreichen, liegt auf der Hand, und es ist daher dringend zu wünschen, daß ihr im neuen Jahre abermals mehrere Tausende neuer Mitglieder beitreten. Der kleinste Jahresbeitrag von 2 M., für den noch ein Band der „Hausbücherei" als Gegengabe gewährt wird, ist so außerordentlich gering, daß jedermann ihn erschwingen kann. Die Stiftung hat aber in den fünf Jahren ihrer bisherigen Tätigkeit gezeigt, daß sie die ihr zufließenden Mittel mit äußerster Sparsamkeit und in der nutzbringendsten Weise verwendet. Die Drucksachen der Stiftung sind von ihrer Verwaltung in Hamburg-Großborstel (Generalsekretär Dr. Ernst Schultze) unentgeltlich zu beziehen. Von ebendorther wird man in einigen Wochen den ausführlichen Jahresbericht für das verflossene Jahr erhalten können, der sich noch in Bearbeitung befindet.

Eine Bücherstiftung. Ein Privatmann, der ungenannt bleiben will, hat soeben 10 000 M. gestiftet, um Houston Stewart Chamberlains Werk über Immanuel Kant an öffentliche Bibliotheken zu verteilen. Bevorzugt werden nach dem Willen des Stifters Büchereien mit beschränkten Mitteln, besonders solche von studentischen Korporationen, ferner Lehrer- und Schulbibliotheken. Bewerbungen mit kurzen Angaben über Stärke, Zeit des Bestehens, Art der Verwaltung und jährliche Entlehnungsziffer der Bibliothek sind bis zum 15. März an die Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G. in München 20 zu richten. Chamberlains Immanuel Kant ist kein gelehrtes Werk. Der Verfasser sieht in dem Philosophen und seiner Weltanschauung einen Grundpfeiler für die Kultur der Zukunft und möchte Kant jedem Gebildeten zu einem kostbaren Eigentum machen.

Zeitschriften.

Literaturblatt für germanische und romanische Philologie. 27. Jahrg. Nr. 11: Stäheliu, Der Eintritt der Germanen in die Geschichte, bespr. von Helm. — Heeger, Zur pfälz. Mundartforschung, bespr. von Horn. — Keiper, Pfälzische Studien, bespr. von Horn. — Döring, Zur Kenntnis der Sondershäuser Mundart, bespr. von Horn. —— Nr. 12: Schröder, Streckformen, bespr. von Kluge u. Behaghel. — Fischer u. Tümpel, Das deutsche evang. Kirchenlied des 17. Jahrh., bespr. von Eger.

Leipziger Lehrerzeitung, 14. Jahrg. Nr. 9: Die Jubelfeier im Pädagog. Verein zu Chemnitz.

—— Nr. 10: Ist das Disziplinarverfahren gegen Lehrer im Königreich Sachsen einer Reform bedürftig? Vortrag von Rechtsanwalt Dr. Schiller. (Schluß folgt in Nr. 11.) — Schüleraussagen und deren Bewertung. Von C. B. Richter.

—— Nr. 12: Professor Ludwig Gurlitt über die Volksschule und die Volksschullehrer.

Modern Philology, Leipzig, Otto Harrassowitz, Vol. IV. Nr. 2: Ein Brief Goethes. Von Karl D. Jessen.

Pädagogische Blätter von Kehr, herausgegeben von Muthesius. 1906. Heft 12. Inhalt: Schäfer, Der Bremer Schulstreit. — Müller, Die einklassige Schule am Seminar.

—— 1907. Heft 1. Inhalt: Muthesius, Neue Wege der Lehrerbildung. — Gerlach, Zum Pädagogik-, insbesondere zum Psychologienunterricht an Lehrerseminaren. — Girardet, Entwurf eines ausgeführten Lehrplans für den Deutschunterricht.

Digitized by Google

Neue Jahrbücher für das klassische Altertum, Geschichte und deutsche Literatur und für Pädagogik. 9. Jahrg. 1906. XVII. u. XVIII. Bandes 10. Heft. Inhalt: Xenophon und die Stoa. Von Gymn.-Prof. Dr. Karl Lincke in Jena. — Das älteste französische Tristangedicht. Von Univ.-Prof. Dr. Wolfgang Golther in Rostock. — Zur neugriechischen Sprachfrage. Von Univ.-Prof. Dr. Albert Thumb in Marburg i. H. — Die Homerlektüre einst und jetzt. Von Gymn.-Prof. Dr. Waldemar Olsen in Greifswald.

—— 10. Jahrg. 1907. XIX. u. XX. Bandes 1. Heft. Inhalt: Pontius Pilatus, der römische Landpfleger in Judäa. Von Geh. Studienrat Dr. Hermann Peter in Meißen. — Lenaus Faust. Von Oberlehrer Dr. August Hildebrand in Dortmund. — Oskar Weißenfels († 4. Juli 1906). Von Prof. Dr. Eugen Grünwald in Berlin. — Über die musikalische Erziehung des Volkes. Von Prof. Ernst Bischoff in Bretten. — Drei Jahre auf dem Marienstiftsgymnasium zu Stettin (1846—49). Von Prof. Dr. Albert Heintze († in Stolp. — Der Sophist Libanios als Schüler und Lehrer. Von Gymnasialoberlehrer Dr. Fritz Schemmel in Berlin.

Zeitschrift für lateinlose höhere Schulen. 18. Jahrg. 3. u. 4. (Doppel-) Heft. Inhalt: Über den Ausbau der sächsischen Realschule zur Oberrealschule. Von Direktor Prof. Dr. Kaiser in Dresden-Seevorstadt. — Wie unsere Jungen ihre Schularbeiten machen. Von Dr. K. Wislicenus in Neuwied. — Der dritte Gesang des Inferno des Dante Alighieri. Von Regierungsrat R. v. Kienitz in Posen. — Zur Gleichberechtigung der höheren Schulen in Baden. Von Prof. A. Holzmann in Karlsruhe.

Studien zur vergleichenden Literaturgeschichte. 7. Band. Heft 1. Inhalt: Wilhelm Creizenach, Ein Bericht über Festaufführungen zu Ehren der Bartholomäusnacht. — Richard Asmus, Hypatia in Tradition und Dichtung. — Albert Pick, Studien zu den deutschen Anakreontikern des achtzehnten Jahrhunderts. I. — Wilhelm Vollhardt, Ein italienischer Falstaff. — Hermann Henkel, Nachträge: I. Vom Blankvers bei Shakespeare und im deutschen Drama, II. Zu Goethe und die Bibel.

Der Säemann. Monatsschrift für pädagogische Reform. 2. Jahrg. 1906. 12. Heft. Dezember. Inhalt: Erziehung zur Mannhaftigkeit. Auch eine Buchbesprechung von Karl Lorenz-Hamburg. — Karl Muthesius-Weimar: Ausblicke auf die nächsten Aufgaben der Volksschullehrerbildung. — O. Kästner-Leipzig: Der soziale Charakter der Schulklasse. — G. Höller-Hamburg: Sollen unsere Kinder Märchen lesen?

Neu erschienene Bücher.

H. H. Houben, Heinrich Laubes Leben und Schaffen. Leipzig, Max Hesse. 1906. 275 S.

Homers Ilias. Schulausgabe von Dr. Julius Ziehen. Dresden, L. Ehlermann. 1906. 191 S.

Dr. F. Dannemann, Quellenbuch zur Geschichte der Naturwissenschaften. Dresden, L. Ehlermann. 1906. 158 S.

Schiller, Wilhelm Tell. Schulausgabe von Dr. P. Hellwig. Dresden, L. Ehlermann. 1906. 170 S.

Dr. Wilhelm Anderson, Vierzig Schulandachten. Leipzig, Rengersche Buchhandlung. 1906. 72 S.

Harald Edwardson, Woher kam das Leben? Mähr. Ostrau, R. Papauschek. 1906. 50 S.

Ernst Kreidolf, Blumenmärchen. Mit Bildern. Köln a. Rh., Hermann und Friedrich Schaffstein. 1906.

Lessing, Emilia Galotti, herausgegeben von Dr. G. Frick. Leipzig, B. G. Teubner. 1906. 89 S.

Prof. Dr. Th. Matthias, Sprachleben und Sprachschäden. 3. Aufl. Leipzig, Friedr. Brandstetter. 1906. 488 S.

F. v. Schiller, Die Jungfrau von Orleans. Schulausgabe von Franz Ullsperger. Leipzig, G. Freytag. 1906. 163 S.

Digitized by Google

Dr. Wilh. Buchner, Leitfaden der Kunstgeschichte. 10. Aufl. Essen, G. D. Baedeker. 1906. 307 S.

Paul Matzdorf, Weihnachtsspiele für Schule und Haus. 1. und 2. Bändchen. Cöthen i. d. Mark, Selbstverlag. 1906. 8 S.

Ludwig Gurlitt, Erziehung zur Mannhaftigkeit. 3. Aufl. Berlin W. 50, Concordia-Verlag (H. Ehbock). 1906. 244 S.

Wilhelm Müller, Gedichte. Vollständ. kritische Ausgabe von J. T. Hatfield, Berlin W. 35, B. Behr. 1906. 513 S.

W. Lobler, Kling-Klang-Gloria. Deutsche Volks- und Kinderlieder. Mit Illustrationen. Leipzig, G. Freytag. 1907.

Paul Matzdorf, Wie leite ich meine Jugend- und Volksbühne? Cöthen i. d. Mark, Selbstverlag. 1906. 11 S.

A. Cartellieri, Tägliche Morgenandachten. Leipzig, Dürr. 1907. 316 S.

Goethe, Götz von Berlichingen, herausgegeben von Dr. Heinrich Lewin. 2. Aufl. Leipzig, Dürr. 1907. 88 S. Preis 75 Pf.

Fr. v. Schiller, Die Jungfrau von Orleans, herausgegeben von Otto Gerlach. 2. Aufl. Leipzig, Dürr. 1907. 94 S. Preis 85 Pf.

Rode, Geibel und der Beginn der nationalpolitischen Dichtung. Leipzig, Dürr. 1906. 140 S. Preis 1,40 M.

Dr. Ernst Boesser und Dr. Franz Lindner, Vaterländisches Lesebuch für untere und mittlere Klassen höherer Lehranstalten. 1. Band: Quarta. 3. Aufl. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1906.

Max Jähns, Molike. 2. Aufl. Illustriert. Berlin, Ernst Hofmann & Co. 1906. 715 S.

Prof. Dr. Fr. Pfaff, Volkskunde im Breisgau. Freiburg i. B., J. Bielefeld. 1906. 189 S.

Shakespeare, König Lear. Schulausgabe von Dr. E. Wasserzieher. Dresden, L. Ehlermann. 1906. 160 S.

F. Gansberg, Schaffensfreude. Leipzig, B. G. Teubner. 1907. 123 S.

F. Gansberg, Streifzüge durch die Welt der Großstadtkinder. Leipzig, B. G. Teubner. 1907. 233 S.

Prof. Karl Ludwig, Heimatskarte der deutschen Literatur. Wien VII. 1, G. Freytag u. Berndt. 1906. 22 S.

Dr. Karl Tumlirz, Die Sprache der Dichtkunst. Leipzig, G. Freytag. 1907. 149 S.

Franz Neubert, Goethe-Bilderbuch für das deutsche Volk. Leipzig, Schulze u. Co. 1907. 182 S.

P. J. Tonger, Lebensfreude. Sprüche und Gedichte. Köln, P. J. Tonger. 1907. 160 S.

Prof. Dr. Paul Förster, Anti-Goethe. Eine Streitschrift. Leipzig, Teutoniaverlag. 1907. 49 S.

Johann von Schwarzenberg, Trostspruch um abgestorbene Freunde. Herausgegeben von Prof. Willy Scheel. Halle a. S., Max Niemeyer. 1907 58 S.

Marie Martin, Die doppelte Moral und die Mädchenerziehung. Leipzig, H. G. Wallmann. 1907. 24 S.

Adolf Bartels, Geschlechtsleben und Dichtung. Leipzig, H. G. Wallmann. 1907. 27 S.

Karl Kaiser, Edelsteine deutscher Dichtung. 6. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner. 1907. 307 S.

Chr. Rauch, Kulturgeschichte des deutschen Bauernhauses. Leipzig, B. G. Teubner. 1907. 103 S.

A. Erbe, Historische Städtebilder aus Holland und Niederdeutschland. Leipzig, B. G. Teubner. 1907. 104 S.

G. Witkowski, Das deutsche Drama des 19. Jahrhunderts. 2. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner. 1907. 172 S.

J. Naumann, Anleitung zur Abfassung deutscher Aufsätze. 8. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner. 1907 612 S.

O. Weise, Unsere Muttersprache. 6. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner. 1907. 276 S.

L. Harcourt, German for beginners. Two parts. Marburg, N. G. Elvert. 1906.

Für die Leitung verantwortlich: Prof. **Dr. Otto Lyon.** Alle Beiträge, Bücher usw. bittet man zu senden an: Prof. Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Anton Graff-Straße 33.

Digitized by Google

Justus Möser und die deutsche Sprache.

Von Prof. Dr. **Reinhold Hofmann** in Zwickau.

(Schluß.)

Das Mösersche Schreiben über die deutsche Sprache und Literatur, das mit seinem feinen Verständnis für die zeitgenössische Literatur, der erquickenden Frische und patriotischen Wärme seines Stils auf den Leser noch heute einen hohen Reiz ausübt, ist dem großen König wohl nie zu Gesichte gekommen, hat es doch sein Minister, Graf Hertzberg, erst 1782, ein Jahr nach seiner Abfassung, kennen gelernt. Dies sagt Hertzberg selbst in einem Briefe an Möser vom 1. Juni 1782, worin er bekennt, er selbst habe „zu der Schrift des Königs von ungefähr Anlaß gegeben und ihm viele mündliche und schriftliche Vorstellungen getan, um ihm einen besseren Begriff von der deutschen Sprache und Literatur und auch selbst von seiner Nation beizubringen". (X, S. 247.) Der Minister versicherte Mösern seiner „wahren Hochachtung" und Zustimmung. Der allzu bescheidene Verfasser jedoch war, wie seine Tochter, Frau Jenny v. Voigts[1]), zugleich mit der Übersendung der Schrift an Goethe diesem (im Juni 1781) mitteilt, mit seiner Arbeit, die er „im Eifer aufs Papier geworfen hatte[2]), nicht völlig zufrieden, weil seine Gesundheit ihm nicht erlaubte, das Feuer, womit er ansetzte, lange genug zu unterhalten". Um so anerkennender äußerte sich Goethe, dessen Sache Möser so würdig und geschickt gegen den gekrönten Verächter des Götz und der deutschen Literatur verfochten hatte, in seiner schönen Antwort an Frau v. Voigts vom 21. Juni 1781: „Es ist gar löblich von dem alten Patriarchen, daß er sein Volk auch vor der Welt und ihren Großen bekennet, denn er hat uns doch eigentlich in dieses Land gelockt und uns weitere Gegenden mit dem Finger gezeigt, als zu durchstreichen erlaubt werden wollte. Wie oft hab ich bei meinen Versuchen gedacht, was möchte wohl dabei Möser denken oder sagen! Sein richtiges Gefühl hat ihm nicht erlaubt, bei diesem Anlasse zu schweigen, denn wer aufs Publikum wirken will, muß ihm gewisse Sachen wieder-

1) Ohne Zweifel ist Möser selbst der Verfasser des Begleitbriefes an Goethe: vgl. Schüddekopf a. a. O. S. XVIII.

2) In den ersten Monaten des Jahres 1781.

Digitized by Google

holen und verrückte Gesichtspunkte wieder zurechtstellen . . . Auch diesmal hat Ihr Herr Vater wieder als ein reicher Mann gehandelt, der jemand auf ein Butterbrot einlädt, und ihm dazu einen Tisch auserlesener Gerichte vorstellt. Er hat bei diesem Anlasse soviel verwandte und weit herumliegende Ideen rege gemacht, daß ihm jeder Deutsche, dem es um die gute Sache und um den Fortgang der angefangenen Bemühungen zu tun ist, danken muß".[1]) Jenny v. Voigts Brief hatte Goethe, wie aus seinem Briefe an Charlotte v. Stein vom 20. Juni 1781 zu ersehen ist, an seine Freundin weitergegeben und noch an demselben Tage mit dem Herzog Karl August Mösers Schrift gelesen.[2]) Ohne Zweifel wurde bei dieser Gelegenheit auch Goethes eigene Erwiderung, die er gegen Friedrichs Angriff verfaßt hatte („Gespräch über die deutsche Literatur"), besprochen und endgültig beiseite gelegt.[3])

Auch fast alle übrigen brieflichen und öffentlichen Urteile[4]) jener Zeit erklären die Mösersche Gegenschrift für die „beste und gedankenreichste" und finden in ihr „Kernbeobachtungen voll reinen Menschensinnes".

Für sprachwissenschaftliche Studien hatte Möser schon seit seinen Jugendjahren eine lebhafte Neigung. In seinem zwölften Jahre, so berichtet er in einem in seinem Nachlaß vorgefundenen Versuche einer Selbstbiographie, gründeten er und zwei Freunde mit anderen Schülern der Osnabrücker Lateinschule eine gelehrte Gesellschaft, in der sie sich einer eigenen, von ihnen selbst erfundenen Sprache bedienten und für die sie ein Wörterbuch und eine Grammatik verfaßt hatten. Für diese Gesellschaft hatte Möser die gelehrte Zeitung und die Kalender verfertigt und das Gesellschaftssiegel gestochen. (Werke X, S. 9.) „In seiner Jugend" hatte er eine Menge von Liedern, insbesondere bergmännischen, „in der Absicht gekauft, eine eigene burleske Sprache zu schaffen".[5]) Daß ihm seine Berufspflichten nicht gestatteten, sich mit der Wissenschaft der Sprache eingehender zu beschäftigen, bedauert er wiederholt; er „wünschte jemanden, der die Sprache so studierte, wie Winckelmann die Antiken". (X, S. 150.) Mit Nachdruck tritt er ein für eine bessere Pflege der Muttersprache in den deutschen Schulen und fordert fleißige Übung im schriftlichen und mündlichen Ausdruck. „Die Kunst, in Gesellschaften zu erzählen, meint er in den Patriotischen Phantasien (Werke III, Nr. 41), erfordert eine eigene Geschicklichkeit, und sie sollte billig mehr als andere studiert werden, da sie in der Tat wichtiger

1) Werke X, S. 242—244.

2) Schüddekopf a. a. O., S. XIX. 3) Ebenda und S. VI.

4) Einige von ihnen — so von Lichtenberg, Johannes v. Müller, Gleim, Heinse, Hamann u. a. — sind zusammengestellt von Schüddekopf a. a. O. S. XXI f.

5) Brief an Joh. Benj. Michaelis 1771, 8. Dez.: Schüddekopf a. a. O. S. XVI f.

Digitized by Google

ist, und einem öfterer als andere freie Künste zu statten kömmt. Gleichwohl wird sie jetzt ganz vernachlässiget." Ein ergötzliches Beispiel einer langatmigen, „die Erwartung marternden und betrügenden" Erzählung bringt er in demselben Stück der Patriotischen Phantasien.

Seine Ansichten über die deutsche Sprache und ihre Vorzüge und Schattenseiten gegenüber anderen Kultursprachen hat Möser an verschiedenen Stellen seiner Werke ausgesprochen. Häufig kehrt darin die Klage wieder, daß die deutsche Sprache eine tote Bücherſprache geworden sei, und Möser äußert einmal die Absicht, darüber ausführlicher zu schreiben. Außer der schon oben wiedergegebenen Stelle in seiner Schrift gegen Friedrich den Großen behandelt er diesen Gedanken am zusammenhängendsten in einer Betrachtung „Über die deutsche Sprache" (V, Nr. 20). Dort heißt es: „Die deutsche Sprache wird von einigen für sehr reich gehalten, mir aber kommt sie noch immer zu arm vor, nicht sowohl deswillen, weil sie eine Menge von Größen und Eigenschaften, besonders aber die feinen Unterschiede derselben nicht namentlich angeben kann, denn auch hier ist die Empfindung immer reicher als der Ausdruck, sondern weil sie wirklich an solchen Ausdrücken Mangel hat, welche das tägliche Leben, den täglichen Umgang betreffen. Dieser Mangel rührt unstreitig daher, daß die deutsche Sprache in keiner deutschen Provinz gesprochen wird, sondern eine tote Bücherſprache ist, worüber sich die Schreibenden vereinigt oder verglichen haben. Verschiedene große Genies, welche diesen Mangel gefühlt, haben zwar seit einiger Zeit gesucht demselben abzuhelfen; aber kaum wagt ein Leſſing das Wort „Schnickſchnack", oder beschreibt uns „ſtiere, ſtarre" Augen, so empören sich diejenigen, welche die Buchsprache allein gebraucht wissen wollen, gegen dergleichen Bemühungen und maßen sich das Recht an, was die französische Akademie mit so vielem Nachteil über ihre Sprache ausgeübt hat". Die einzige „gelehrte Sprache in Europa, die kein Buch-Herkommen zum Grunde hat und nicht durch tyrannische Kritiker von ihrer natürlichen Macht auf eine künstliche herabgesetzt ist", sei die englische, weil sie „ein Provinzialdialekt ist, der sich zur Buchſprache für die ganze Nation erhoben hat". In dem noch heute beherzigenswerten Aufsatz: „Wie man zu einem guten Vortrage seiner Empfindungen gelange" (IV, Nr. 1) macht Möser einem Freunde, der darüber geklagt hatte, daß er sich in Ausdruck und Vorstellung selten ganz vollkommen genug tun könne, wenn er eine wichtige und mächtig empfundene Wahrheit anderen vortragen wolle, das Zugeständnis: „Freilich sind alle Worte, besonders die toten auf dem Papiere, welchen es wahrlich sehr an Physiognomie zum Ausdrucke fehlt, nur sehr unvollkommene Zeichen unserer Empfindungen und Vorstellungen, und man fühlet oft bei dem Schweigen eines Mannes mehr, als bei den schönſten

Digitized by Google

niedergeschriebenen Reden." In einem Briefe an Friedrich Nicolai (1784, 20. Februar) lobt Möser Moses Mendelssohns Schrift „Jerusalem" und meint: „seine „Buchstabenmenschen" hat er mir aus der Seele gestohlen; ich hatte auch eine lange Betrachtung darüber entworfen und dachte sie einst mitzuteilen. Nun, fürchte ich, kommt sie zu spät, wie der Senf nach der Mahlzeit" (X, S. 188). Als Heilmittel gegen den papiernen Stil, gegen das Tintendeutsch — um mit Johann Fischart zu reden — empfiehlt er vor allem das Studium unserer alten Dichter und das Lauschen auf die mundartliche Sprache des Volkes. Die Wahrheit und Einfalt der alten Dichter, der „schlichte, kunstlose Ausdruck des Gefühls war ihm das Höchste aller Kunst". Auch auf dem Gebiete der Poesie sieht der von Rousseau stark angezogene Möser in der Rückkehr zur Natur das einzige Heil. Er vermißt bei den meisten Dichtern seiner Zeit „wahre, schöne Empfindungen und einen gesunden dichterischen Ausdruck". Immer wieder empfiehlt er, wie vor ihm schon Leibniz[1]) getan hatte, „die Schriften unserer alten Dichter besser zu nützen", die die Sprache in homerischem Geiste gebraucht hätten, wenn ihnen auch Homer nicht bekannt gewesen sei. Er rühmt an den mittelhochdeutschen Dichtern „den Silberton ihrer Sprache, von dem man noch nach fünfhundert Jahren entzückt werde" (II, S. 247). So gern und eifrig er sich auch mit der fremden neueren Literatur, besonders der französischen und englischen und mit den Alten, insbesondere den römischen Historikern beschäftigte: das Herz des patriotischen Mannes war doch vor allem dem heimischen Schrifttum zugewandt. Fleißig studierte er die altdeutschen Quellen und bereicherte seinen Wortschatz aus der „uralten teutschen Haupt- und Heldensprache". In einem Briefe an den Kanonikus Gleim vom 24. Juli 1756 (X, S. 205 ff.) verrät er, daß er „einmal in seinen mutigen Jahren den Vorsatz gehabt habe, eine allgemeine Ausgabe aller deutschen Poeten, welche bis zu Ende des 15. Jahrhunderts geschrieben haben, herauszugeben", aber in Zeit von zehn Jahren habe er sich an unseligen Prozessen mürbe und hypochondrisch geschrieben, und so sei diese jugendliche Hitze verschwunden"; er erklärt, es sei „wirklich ein Schimpf für uns Deutsche, daß nicht diese sämtlichen Überbleibsel der wahren, unverfälschten und gleichwohl zierlichen alten deutschen Sprache auf eine anständige und prächtige Art im Druck erscheinen". Aus verschiedenen Bibliotheken (Hannover, Wolfenbüttel, Kassel) hatte er sich zu dem Zwecke einer späteren Veröffentlichung Handschriften mittelalterlicher Dichter (Otfried, Minnesinger) oder Abschriften zusenden lassen. (X, S. 206 ff.) Er selbst sammelte mit liebevollem Eifer alte deutsche Sprachdenkmäler und

1) Ludwig Keller, Leibniz und die deutsche Sprache. Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins. VI. Jahrgang (1891) S. 122 f.

Digitized by Google

hat mehrere lyrische Bruchstücke vor dem Untergange gerettet: von den Minnesingern besaß er „vier Bogen auf Pergament, in Quart geschrieben, und Überbleibsel einer großen Sammlung, welche verloren gegangen" (X, S. 206). Diese Handschrift war „sehr unleserlich, indem das Pergament, worauf sie geschrieben, einige hundert Jahre zu Umschlägen alter Rechnungen (aus dem 16. Jahrhundert) gebraucht worden". Von den Liedern, die sie enthielt, „stand keins in der Manessischen Sammlung" (X, S. 239). Aus diesen alten Liedern, die er 1777, 12. Juli dem Geh. Kriegsrat Ursinus in Berlin auf seine Bitte übersandte (X, S. 239), teilt er einige Proben[1]) mit. Demselben Gelehrten, der i. J. 1777 „Balladen und Lieder altenglischer und altschottischer Dichtart" veröffentlichte, dankt Möser (X, S. 237: 1777, 12. Juli) für die ihm zugesandten schönen Balladen, „bei deren Durchlesung er mehrmals bedauert habe, daß wir Deutschen nichts von dergleichen Reliquien aufzuweisen haben; sie würden ihm lieber sein als die Knochen aller 11 000 Jungfern zu Cölln". Möser besaß die einzige vollständige Handschrift des „Heiligen Georg" von Reinbot v. Dorn (Durne), von der er im Jahre 1749 im 8. Bande von Gottscheds Büchersaal der schönen Wissenschaften Auszüge gab, und er kündigte eine vollständige Ausgabe mit einem philologischen und antiquarischen Kommentar an, der aber, aus Mangel an Unterstützung und wohl auch an Muße, nicht zustande kam.[2]) Dem schon genannten Johann Benjamin Michaelis,[3]) der Fabeln, Lieder und Satiren schrieb und u. a. eine Parodie der Vergilschen Aneide begann, rät Möser (1771, 8. Dezember), unsere alten Dichter zu lesen. „Sie haben wirklich vieles, was nicht allein unsere neueren Barden, sondern auch die Parodisten nutzen können — wenigstens eine ganz eigentümliche Sitte, die durch ihre Wahrheit und Einfalt gefällt."[4])

Mit der älteren deutschen Literatur war Möser, wie aus dem Vorstehenden ersichtlich ist, innig vertraut. Gern mischt er in seine Schriften

1) X, S. 208—210. 236; vgl. auch II, S. 247. Ein von Möser auf dem pergamentenen Umschlage eines alten Registers entdecktes westfälisches Minnelied „aus dem echten Zeitalter der deutschen Poesie und vermutlich das einzige alte Lied, das wir von einem westfälischen Minnedichter noch übrig haben" (Twivel nicht du Leveste myn usw.), ist im 3. Teil der Patr. Phantasien (III, Nr. 56, S. 234 ff.) neben einem „Tagelied" und einem von Möser dem Kaiser Heinrich VI. zugeschriebenen dritten Liede mit der Überschrift Henricus abgedruckt. Ebenda teilt er auch aus einer Handschrift des 14. Jahrhunderts ein geistliches Trinklied (Carmen biblicum) in lateinischer Sprache mit.

2) Der „Heilige Georg" (13. Jahrhundert) ist nach Mösers Handschrift in v. d. Hagens und Büschings Deutschen Gedichten des Mittelalters Bd. 1 (1808) abgedruckt.

3) Michaelis, geb. 1746 zu Zittau, war eine Zeitlang Gleims Hausgenosse, starb 1772 in Halberstadt. Vgl. seine Charakteristik bei (Küttner), Charaktere teutscher Dichter und Prosaisten. Berlin 1781. S. 489 f.

4) Schüddekopf a. a. O. S. XVII.

Digitized by Google

Stellen daraus ein: aus dem „Heldenbuch", der Wunsbekin, vom Rosengarten zu Worms, vom König Laurin, dem Gezwerge und „anderen romantischen Geschöpfen unserer ungenutzten Heldenzeiten". Aber „diese Halbgötter unserer deutschen Mythologie würde man in unseren neueren Bardenliedern vergeblich suchen und vielleicht mehr vom Ossian als von unserem tapfern Wolf-Dietrich wissen, der doch auf dem wilden Meere so tapfer gegen die Heiden stritt und manchen so über Bord stieß, daß er durch diese Taufe ein Christ ward".[1])

Auch die alten Reimchroniken, welche „edle Taten im Gedächtnis zu erhalten suchten", empfiehlt er der Beachtung; „man lernt aus ihnen, und vergißt darüber den Mangel des dichterischen Schmucks" (IV, S. 91). Der halbvergessene Hans Sachs den erst Goethe wieder zum Leben erweckte, war ihm wohlbekannt. „Oft hat er gewünscht, daß ein Bürger unsere alten Volkserzählungen und legendary tales, die zuweilen so kräftig sind und immer noch den Mann ergötzen, wenn er die Freuden der Jünglinge geschmacklos findet, behandeln möchte" (X, S. 234: 1776). Westfälische Volkslieder hatte er, wie er 1777 an Nicolai schreibt, selbst einige gesammelt, aber noch nicht die Zeit gehabt, die Melodie zu notieren (X, S. 166). Sie waren bestimmt für die Almanache von Volksliedern, die Nicolai 1777 veröffentlichte. Darin waren lauter „echte Handwerksburschen- und Pöbellieder" abgedruckt; Nicolai hatte Mösern um Zusendung von westfälischen Spinnstubenliedern gebeten (X, S. 165).

An den alten Dichtungen fesselt ihn neben dem Inhalt auch die Sprache und der Wortschatz. Schwierige Worte und Wendungen erklärt er und verweist dabei auf den Sprachgebrauch seiner Zeit (III, S. 236). Den westfälischen Ursprung des von ihm (III, S. 237 f.) mitgeteilten Minneliedes erkennt er aus „gewissen Eigenheiten, ebenso wie man Heinrich von „Veldeg" an dem Verse: „La mich wesen dyn und bis du myn" für einen Niedersachsen erkennet".

Eine zweite Hauptquelle der Sprache, ein Jungbrunnen, aus dem man immer wieder schöpfen müsse, ist Mösern, dem Feinde der gelehrten Buch- und Konventionssprache, die Sprache des Volkes. Im Gegensatz zu Gottsched, den Möser oft nannte, jedoch „nicht ohne ein ironisches Lächeln" (X, S. 90), und zu Gottscheds Verehrer Adelung, dem alles Mundartliche und Altertümliche verhaßt war[2]), war Möser von jeher ein Freund der „Provinzialdialekte" und des „sinnlichen gemeinen Ausdrucks"

1) III, Nr. 24: „Ein neues Ziel für die deutschen Wochenschriften" S. 91. Hug- und Wolf-Dietrich auch erwähnt IX, S. 102.

2) Friedrich Düsel, Goethes Sprache: Zeitschrift des Allgem. Deutschen Sprachvereins 1899, Nr. 9, S. 162.

Digitized by Google

der Volkssprache. Als ein Verdienst Lessings, der in seinen Briefen, die neueste Literatur betreffend, den Augiasstall der deutschen Literatur gereinigt habe, rühmt er es, daß er der erste gewesen sei, der Provinzialwendungen und -wörter auf die glücklichste Art „nationalisierte". Mit ähnlichen Worten wie in seinem „Schreiben über die deutsche Sprache und Literatur" setzt er schon zehn Jahre früher (1771, 8. Dezember) in seinem Briefe an den jungen Dichter Michaelis, der ihm seine Parodien zuzusenden versprochen hatte, die Vorzüge der provinzialen Mundarten vor der Buchsprache auseinander: „überhaupt glaube ich nicht, daß unsere gelehrte Sprache reich genug an Bildern und Ausdrücken sei, um verschiedene Szenen des gemeinen Lebens, welche in der Parodie hervorstechen müssen, edel und kräftig zu malen. Die Engländer haben einer Provinzialsprache die Herrschaft eingeräumt, wir aber alles Provinziale verworfen, und dafür eine Sprache erwählt, welche noch jetzt von keinem, als einem kalten Philosophen, bereichert werden kann. Das Drollichte, Schnurrichte und Affende, was jede Provinz hat, und die schöpferische Laune des gemeinen Mannes noch täglich erfindet, ist für das Allgemeine unserer Sprache verloren, und man zankt sich noch wohl gar darüber, ob die niedersächsische Sprache einen Vorzug vor der herrschenden habe, ohne zu bemerken, daß jede Provinzialsprache gewissermaßen reicher und malerischer sein müsse, als eine allgemeine, die sich nicht vom Grunde erhoben. Ich führe dieses zu dem Ende an, damit Sie es einmal wagen möchten, aus irgend einer Provinzialsprache glückliche Wendungen, Bilder und Ausdrücke in Ihre Parodien zu bringen und solche für das Burleske zu naturalisieren".[1])

Infolge dieser Überzeugung von dem hohen Werte der Volkssprache hat Möser mundartliche Wörter und Wendungen, wie er sie im Verkehr mit den niederen Ständen, besonders seinem Liebling, dem Bauer, hörte und sicherlich oft auch selbst gebrauchte, in großer Zahl in seinen Schriften angewandt, und er besorgt, daß seine „Westfälismen den Rechtschreibern anstößig sein möchten".[2]) Die Bauern seiner Heimat ahmten gern, so bemerkt er in seiner „Osnabrückischen Geschichte" (Werke VI, S. 98), in ihrem Betragen und in der Sprache den Holländern nach und seien hierin glücklicher als diejenigen, welche den Städter, diese mißlungene Kopie einer Nation, die beinahe das Gegenteil von der unsrigen ist, sich zum Muster erwählen.

1) Dieser letzte Satz des Briefes findet sich nur in dem Konzepte, abgedruckt Werke X, 226—229. Der Wortlaut des Briefes in dem bisher unbekannten Originale, abgedruckt Schüddekopf, J. Möser S. XVIf., weicht von dem des Konzeptes stark ab. — Lesenswert ist die Antwort von Michaelis vom 26. Januar 1772: Werke X, 229 ff.

2) Brief an Nicolai vom 20. Juni 1776: Werke X, 161.

Digitized by Google

Unter den Quellen für Mösers eigene Sprache nimmt neben der alten Dichtersprache und der Mundart die Sprache der Bibel einen nicht geringen Platz ein. Wie sehr ihm ihr Inhalt vertraut war, beweisen die zahlreichen biblischen Anklänge in seinen Schriften. Über die Bedeutung der Bibel, die damals in viel höherem Grade als jetzt ein Volksbuch war — „fast ihr allein war ich meine sittliche Bildung schuldig", hat Goethe von sich bekannt[1]) —, spricht sich Möser in seinem „Schreiben über die künftige Vereinigung der Evangelischen und Katholischen Kirche" (1780) also aus: „Jetzt wird die protestantische Kirche allein von der Bibel beherrscht, einem Fürsten, der ruhig auf dem Thron sitzt, nicht den geringsten Aufwand erfordert, sich von jedem Menschen sprechen, und keinen ohne Trost von sich läßt; man findet bei ihm alles, was man sucht" (V, 271).

Daß Lessing, der Schöpfer des deutschen Prosastils, einen unmittelbaren und entscheidenden Einfluß auf Möser geübt habe, ist nicht bestimmt nachzuweisen. Bei einem Ausfluge, den Lessing im Jahre 1766 mit Leopold von Brenkenhof nach Pyrmont machte, dessen Bäder Möser jahrelang regelmäßig benutzte, traf er mit dem Osnabrücker Weisen und mit Abbt flüchtig zusammen.[2]) In seiner Abhandlung: „Virgil und Tintoret" (V, Nr. 5) zollt Möser dem „großen" Lessing, dessen „Laokoon er nachgeschlagen habe, um zu sehen, ob er bei Bestimmung der Grenzen der Malerei und Dichtkunst in der Schilderung des Brandes von Troja den (italienischen Maler) Tintoret mit dem Virgil verglichen habe", trotz einiger abweichender Ansichten wärmste Anerkennung. In ihren Anforderungen an einen guten Stil, der in erster Linie klar und geschmackvoll sein müsse, stimmen die beiden klaren, geistesverwandten Denker, der Obersachse und der Niedersachse, überein.[3]) Möser „war wert, ein Zeitgenosse Lessings zu sein", urteilt Goethe.[4]) Als Stilist erinnert Möser nicht selten an den Verfasser der Literaturbriefe und der Hamburgischen Dramaturgie. Sein Stil ist einfach, von durchsichtiger Klarheit, lebhaft und ungezwungen, „frei von der ärmlichen Pedanterie und mühsamen Gespreiztheit seiner Zeit". Bei Möser hat man wie bei Lessing den Eindruck der gesprochenen Rede. In den Patriotischen Phantasien (V, Nr 24: „Schade um das schöne Gesicht") liefert uns Möser als abschreckendes Beispiel eine Erzählung voll von Fehlern und Geschmacklosigkeit und weist in einer Nachschrift alle diese Fehler nach: irreführende Überschrift, verkehrte Wahl des Ausdrucks, falsche Zeichnung der Hauptfigur, die Handlung ohne Erfindung und Mannig-

1) Stephan Waetzoldt, Die Jugendsprache Goethes usw. 2. Aufl. Leipzig 1903, S 18.

2) A. W. Ernst, Lessings Leben und Werke. Stuttgart 1903. S. 217.

3) Vgl. bes. Lessings 104. Literaturbrief. 4) „Kunst und Altertum". 4, 2.

Digitized by Google

faltigkeit usw. Die Art, wie Möser selbst schrieb, wie er die mannigfaltigsten stilistischen Formen für seine Darstellung fand, erregte die volle Bewunderung Goethes: er war „bald hinter dieser, bald hinter jener Maske halb versteckt, bald in eigener Person sprechend, immer vollständig und erschöpfend; dabei immer froh, mehr oder weniger ironisch, durchaus tüchtig, rechtschaffen, wohlmeinend, ja manchmal derb und heftig; und dieses alles so abgemessen, daß man zugleich den Geist, den Verstand, die Leichtigkeit, Gewandtheit, den Geschmack und Charakter des Schriftstellers bewundern muß".[1]) Auch als Schriftsteller war Möser durchaus ein Freund des Bestehenden, der das geschichtlich Gewordene nicht ohne Not angetastet wissen wollte. Als Herausgeber der „Westfälischen Beiträge" klagt er einmal über Aufsätze, die ihm zur Begutachtung und zum Abdruck zugeschickt wurden: „Sie geben sich oft mit Widerlegungen ab, welche bloß niederreißen. Eine Widerlegung muß zugleich etwas Neues liefern, sich durch eine gute Wendung unterscheiden, und mit Geschmack geschrieben sein."[2])

Einen zweiten Fehler, den Möser, der Verfechter des Natürlichen, der Mann der Praxis, an vielen Schriftstellern seines philosophisch-theoretischen Jahrhunderts zu tadeln fand, erörtert er in der 1777 geschriebenen Phantasie: „Über die verfeinerten Begriffe" (III, Nr. 59). Die jetzt allgemein herrschende Verfeinerung der Begriffe sei verschuldet durch die Philosophen, Physiognomisten, Psychologisten und Sittenlehrer, die jeden Begriff bis in seine Quelle verfolgen, die unzähligen Wendungen des menschlichen Herzens in Klassen ordnen und die chaotische Masse der dunklen Begriffe durch neu erfundene Kunstwörter zu lauter deutlichen zu erheben bestrebt seien. Möser, der genaue Kenner der Anschauungen und Bedürfnisse des kleinen Mannes, insonderheit des schlichten Landmanns, der mit einem geringen, aber für sein eng begrenztes Leben genügenden Wortschatz auskam, war, so sehr er sich allezeit als ein wahrer Weiser erwiesen hat, kein Freund der Philosophie, wie sie in Büchern und nach Systemen gelehrt wurde. „Auch die besten unter den Schriftstellern, die jetzt für das Publikum schreiben", so tadelt er, „schreiben nicht mehr für das gemeine Auge; ihre Worte sind nach ihrer zu scharfen Einsicht gestimmt, ihre Begriffe sind zu tief aus der Sache geschöpft; sie beziehen sich auf Verhältnisse, die nur den Baumeistern bekannt sind, und es kömmt mir oft so vor, als wenn sie durch ein Vergrößerungsglas arbeiteten und die Dinge in einem ganz anderen Lichte, in einem so außerordentlichen Verhältnisse sähen, worin sie sonst niemand erblickt . . . Die natürliche Folge jenes Verfahrens ist, daß sie auch ihre Empfindungen erhöhen und da jauchzen oder heulen, wo ein anderer ehrlicher Mann, der das nicht siehet, was sie sehen, ganz gleichgültig bleibt." Durch die Her-

1) Werke I, S. 38. 2) Werke X, S. 108 ff. und I, S. 47.

Digitized by Google

vorhebung so unendlich feiner Unterschiede werde nur der gesunde Menschenverstand verwirrt. „Wenn die gemeine Menschensprache damit überladen wird, so entsteht daraus, eben wie aus einer Menge zu vielerlei Münzen, Beschwerde und Verwirrung: man unterscheidet, wo man nicht unterscheiden sollte, und wird spitzfindig, anstatt brauchbar zu werden; oder ein Mensch versteht den anderen nicht mehr; und unserer Sprache wird es wie der ehemaligen scholastischen ergehen, die durch ihre Feinheit verunglückt ist.“ Diese selbe Phantasie (III, Nr. 59), in der Möser den Wert einer volkstümlichen Schreib- und Sprachweise lehren will, leitet er ein durch ein munteres Zwiegespräch, das durch die absichtlich mit Fachausdrücken gespickte Rede eines schalkhaften Müllers folgendermaßen eröffnet wird: „Es müssen vier Stück metallene Nüsse in die Poller und Pollerstücke gegen die Kruke gemacht werden, auch haben alle Scheiben, Büchsen, Bolten und Splinten eine Verbesserung nötig; der eine eiserne Pfahlhake mit der Hinterfeder ist nicht mehr zu gebrauchen, und das Kreytau —“ „So spreche Er doch deutsch, mein Freund! Ich höre wohl, daß von einer Windmühle die Rede ist; aber ich bin doch kein Mühlenbaumeister, der die tausend Kleinigkeiten, so zu einer Mühle gehören, mit Namen kennt.“ Hier fing der Schalk an zu lachen und sagte mit einer recht witzigen Gebärde: „Machte es doch unser Herr Pfarrer am Sonntag ebenso: er redete in lauter Kunstwörtern, wobei uns armen Leuten Hören und Sehen verging; ich dächte, er täte besser, wenn er, wie ich, seiner Gemeine gutes Mehl lieferte, und die Kunstwörter für die Bauverständigen sparte.“

Als ein ebenso großes Übel wie die „jetzt allgemein herrschende übertriebene Verfeinerung der Begriffe“ erschien dem allem Phrasenschwulst abgeneigten Staatsmanne „die weiland beliebte Empfindsamkeit“, die rührseligen, wortreichen Herzensergießungen, die uns in den Briefen auch tüchtiger und ernster Männer jener Zeit so unangenehm entgegentreten. „Ich schreibe“, heißt es in einem Briefe vom 23. April 1780 an Nicolai, „meine Briefe mehrenteils im Stehen und auf der Hand, wenn ich von anderen Arbeiten stumpf und ermüdet bin. Fremde erhalten, was ihnen gebührt, Freunde hingegen selten mehr als ein Vale, oder, wo ich mich über etwas herauslasse, meistens eine halb entwickelte Idee. Wie auch unser seliger Abbt schrieb, daß die Beschleunigung meiner Antworten im umgekehrten Verhältnis zu meiner Freundschaft steht“. An Thomas Abbt, seinem „unvergleichlichen Freunde“, tadelte Möser in einem Briefe an Nicolai (1767, 11. Februar), daß er „in seinem Umgange etwas zu Süßes hätte und daß er zu schön spräche. Dies war auch der Fehler seiner Schriften, aber er litt es geduldig, wenn man ihn wegen seines pretiösen Stils tadelte.“ Ein andermal nennt er Abbts Stil „nicht genug ge-

Digitized by Google

sättigt, und die Sentenz gesucht".[1]) In einem Fragment: „Über Briefkomplimente" (V, Nr. 105) tritt er „feierlich" auf gegen „die gewöhnlichen Schlußformeln unserer Briefe, worin wir bald mit „Respekt", bald mit „Hochachtung" und zuzeiten auch mit „Konsideration" unausgesetzt beharren"; sie hätten ihm schon einen so großen Teil seiner Zeit verdorben, daß er sich in seinem Gewissen verbunden erachte, „allen Christenmenschen, insbesondere aber den Agenten, welche so manche Schnörkel dabei anbringen, mit lauter Stimme zuzurufen, sich doch endlich dieser elenden und abenteuerlichen Mode zu entschlagen." Mösers eigene Briefe sind ein getreues Abbild seines Wesens, aus ihnen quillt uns „die Herzenswärme und Heiterkeit, die Kraft und Laune" des liebenswürdigen, lebensklugen Mannes erfrischend entgegen; unter zahlreichen Patriotischen Phantasien in Briefform wie unter den Briefen im 10. Bande der Gesamtausgabe seiner Werke finden wir wahre Musterstücke volkstümlicher Natürlichkeit, schalkhafter Grazie und einer oft dramatischen Lebhaftigkeit. Sein Stil, den er selbst einmal deklamatorisch nennt, war nach Goethe „im besten Sinne rhetorisch".

Die besonders im Briefstil jener Tage sich so lästig breitmachende Empfindsamkeit, „eine Krankheit, welche erst seit wenigen Jahren in hiesigen Gegenden bekannt geworden ist", geißelt er in der Phantasie: „Für die Empfindsamen" (III, Nr. 18) mit ergötzlicher Ironie. „Die Empfindsamkeit, die die ganze menschliche Natur verstimmte und eine schleichende Schwäche durch alle Nerven verbreitete", widerstrebte seiner gesunden Natur aufs äußerste.

Ebenso verhaßt war ihm der Stil der gerichtlichen Vorladungen und Ankündigungen in den damaligen Intelligenzblättern. Er läßt einen schlichten Landmann diesen Kurialstil mit seinen „überflüssigen Weitläufigkeiten, der ihm und seinen Standesgenossen nahezu unverständlich sei, „weidlich züchtigen". „Ich verehre die alten bekannten Formeln, läßt er ihn (III, Nr. 28) sagen, und gebe es zu, daß der Gerichtsstil bei allen Nationen seine eigenen Ausdrücke nnd Wendungen habe. Aber diese Wendungen nun dergestalt zu verflechten, sie mit Fleiß so zu schrauben, daß ihnen oft der ganze Zusammenhang fehlet, im Ausdrucke sich beständig und ohne Not von der gewöhnlichen Menschensprache zu entfernen, eine Sache darin dreimal zu wiederholen, und mit solchem Zeuge ein kleines öffentliches Blatt zu füllen, heißt die Barbarei mit Fleiß beibehalten und dem gesunden Menschenverstande aufs hartnäckigste entsagen . . . . Warum sollte denn nicht endlich auch der altväterische Gerichtsstil, wenn er ja in seiner Eigenheit bestehen soll, wenigstens so geschliffen werden können, daß das Schleppende abgeschnitten, das Rauhe in Stärke verwandelt, und das

1) Brief an Nicolai v. 3. April 1767: Werke X, S. 147.

Digitized by Google

Kauderwelsche oder Lateinische ganz darin vermieden würde?“ Um zu zeigen, daß „die Gerechtigkeit sich gar wohl mit Vernunft und Geschmack vereinigen lasse“, stellt Möser einer Anzahl solcher gerichtlicher Ankündigungen und amtlicher Erlasse mit ihren gehäuften und verwickelten Verbindungswörtern und unerträglichen „andurch, anmit, obsonstig“ 2c. kurze schlichte Fassungen in gutem Deutsch gegenüber, ganz in der Weise, wie es in unserer Zeit in der Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins unter der Überschrift: „Zur Schärfung des Sprachgefühls“ geschieht. Einmal (1776: X, S. 161) klagt er darüber, daß sein eigener Stil Schaden gelitten habe, weil er „in seinem Leben lauter juristisches Zeug geschrieben habe“.

So meisterhaft Möser es verstand, die mannigfachsten Empfindungen, die das Menschenherz bewegen, in Worte zu kleiden, so reich ihm alle Töne in Scherz und Ernst zu Gebote standen — wie ergreifend wirken die Erzählungen: „Die Abmeierung“[1]) (II, Nr. 21), und das „Schreiben einer Frau an ihren Mann im Zuchthause“ (I, Nr. 57) — so hat er doch oftmals die Unzulänglichkeit der Sprache, alle menschlichen Verhältnisse in Worten wiederzugeben, schmerzlich empfunden. Hat doch auch Goethe, unser gewaltigster Sprachmeister, oft darüber geklagt, daß „das Beste nicht deutlich wird durch Worte“; daß

„Worte sind der Seele Bild,
Nicht ein Bild, sie sind ein Schatten“.[2])

Häufig kehrt in Mösers Schriften die Klage über die Armut der deutschen Sprache wieder: der Staatsmann, Geschichtsschreiber und Volkswirt versteht darunter hauptsächlich ihre Unzulänglichkeit im Ausdruck rechtlicher, historischer und volkswirtschaftlicher Verhältnisse.[3]) „Es ist unglaublich“, schreibt er 1767 an Nicolai (X, S. 149), „wie arm unsere Sprache ist, wenn es auf den Ausdruck gewisser politischer Verfassungen ankömmt“; „alle Augenblicke“, fühlt er, „daß das Kostüm der Worte und der damit verknüpften modernen Begriffe dem Geschichtschreiber unendliche Mühe macht“. Diesen Mangel der Sprache beklagt er z. B. bei den zumal für die altgermanischen Zeiten so wichtigen Wörtern „frei“, „Freiheit“ im Gegensatz zu den verschiedenen Arten der Unfreiheit oder geringeren Frei-

1) d. i. die nach gerichtlichem Erkenntnis erfolgte Entfernung des Eigenbehörigen und seiner Familie von der ihm zugewiesenen Stätte.

2) Vgl. Friedrich Kluge, Goethe und die deutsche Sprache. Wiss. Beihefte zur Zeitschrift des Allg. Deutschen Sprachvereins. 4. Reihe Nr. 22 (1903), S. 36 ff.

3) Vgl. seinen Brief an Nicolai v. 3. April 1767: X, 149 f.; ferner die Phantasien „Gedanken über den westfälischen Leibeigentum“ (III, Nr. 61), „Der Bauerhof als eine Aktie betrachtet“ (III, Nr. 63), „Warum bildete sich der deutsche Adel nicht nach dem englischen?“ (IV, Nr. 55) und: „Über die Adelsprobe in Deutschland“ (IV, Nr. 57).

Digitized by Google

heit. Der deutschen Sprache mangelt es nach seinem Urteil nicht selten an geschickten Ausdrücken, und der Gebrauch sei so eigensinnig, daß er oft die widersinnigsten Dinge miteinander verknüpfe, so z. B. in dem Worte „freiadlig“ (III, S. 304). In der Vorrede zu seiner „Osnabrückischen Geschichte“ beschuldigt er darum unsere Sprache, sie sei „eine Verräterin der edlen Freiheit geworden und habe den Ausdruck verloren, welcher sich zu den Begriffen passe“. „Die ältesten Geschichtschreiber von Deutschland haben nicht in unserer Sprache geschrieben und dem starken deutschen Körper ein ganz fremdes Kolorit gegeben. Wie man aber anfing, unsere Muttersprache zu gebrauchen, so hatte die Lehnsverfassung die gemeine Freiheit schon gefesselt und die Sprache der vorherigen Verfassung teils verdunkelt, teils zu einem anderen Verstande umgebildet und teils unverständlich gemacht. Oft hat daher meine Empfindung mit den Worten gekämpft, und ich bin nicht selten in der Versuchung gewesen, auf die Geschichte einzelner Worte, welche immer von Jahrhundert zu Jahrhunderten einen anderen Sinn erhalten haben, auszuschweifen“. Die Beobachtung, daß viele Wörter im Laufe der Zeit einen die wissenschaftliche Untersuchung erschwerenden Bedeutungswandel[1]) erfahren hatten, daß viele „nach dem alten Costume“ einen anderen „Verstand“ gehabt hätten als später, daß unsere Sprache „niederträchtiger“ geworden sei (III, S. 266), hatte er bei seinen rechts- und verfassungsgeschichtlichen Studien schon frühe gemacht. Die Sprache habe oftmals einen zu starken Einfluß auf unsere Begriffe gehabt — dies weist er nach an dem Worte und Begriffe „Eigentum“ (III, S. 319) — und „sie würde schon manches Land um seine ganze Verfassung gebracht haben, wenn nicht eine Menge von Leuten die Wahrheit im Gefühl gehabt hätten und mit den undeutlichsten Begriffen auf richtige Folgen gekommen wären“. „Ebenso hat die deutsche Sprache alle die Worte eingebüßt, welche wir nötig haben, um die Geschichte der Sachsen vor Karl dem Großen verständlich zu machen“ (X, S. 150).

„Die Luft zum Etymologisieren liegt dem Deutschen im Blute, nicht bloß dem Philologen, sondern dem ganzen Volk, und die deutsche Sprache weiß selbst von dieser Neigung zu erzählen“.[2]) Auch Möser ist ein Zeuge

1) So empfindet er störend, daß „das Wort „Hof“ einen weiteren Begriff erhalten hat, man fühlt die Verlegenheit der Lateiner des 9. und 10. Jahrhunderts, einen Bauerhof in ihrer Sprache auszudrücken. Curia, curtis, praedium, heredium etc. hatten andere Bedeutungen. Daher wurde eine Zeitlang mansus und mansio dafür gebraucht. Bald darauf sagte man domus“: Osnabrückische Geschichte I, § 7 (Werke VI, S. 205). Vgl. I, S. 232: „Leider hat unsere verräterische Sprache kein Wort mehr, den ruricolam vom colono zu unterscheiden“.

2) Worte aus einer Besprechung von Friedrich Kluges Etymologischem Wörterbuch der deutschen Sprache in der „Beilage zur Allgemeinen Zeitung“, 1899, Nr. 13.

Digitized by Google

für die Wahrheit dieser Beobachtung. Indem er, der „gern die alte symbolische Sprache beibehielt“ (IV, S. 319), den sinnlichen Gehalt der Worte aufsuchte, wurde er zur Etymologie geführt. Er hatte, wie er 1775 seinem Freunde Nicolai schreibt, „die stärkste Neigung zu diesem Studium“. Seine etymologischen Wortableitungen sind zum Teil verfehlt oder anfechtbar, lebte er doch fern von dem Mittelpunkte des literarischen Betriebes und seinen wissenschaftlichen Hilfsmitteln, aber bei allen Irrtümern auf diesem damals noch wenig angebauten Boden, einem Tummelplatz willkürlicher Vermutungen, tritt er uns als ein Mann von reichen Sprachkenntnissen und von großer Einsicht in das Wesen der Sprachbildung entgegen. Er selber kannte die Schwierigkeiten und Gefahren dieser sprachlichen Untersuchungen zu gut, als daß er die Ergebnisse seines Nachdenkens in diesem Punkte alle für unbedingt zuverlässig gehalten hätte. In etymologischen Fragen, schreibt er an Nicolai im Jahre 1775 (X, S. 158), werde er sich doch nie in seiner völligen Größe zeigen, aus Furcht, in anderer Augen ebenso klein zu werden, als er in seinen eigenen sei, wenn er es am besten gemacht habe. Der bescheidene Mann kann aber auch auf diesem ihm fernliegenden Gebiete den Ruhm für sich beanspruchen, seiner Zeit vorausgeeilt zu sein, denn lange, bevor die Sprachvergleichung wissenschaftlich begründet und ihre Bedeutung voll erkannt war, hat er darauf hingewiesen, daß nur die Sprachforschung Licht über die ältesten Zustände der Völker zu verbreiten imstande sei.

Etymologische Erklärungen finden sich in Mösers Schriften in großer Zahl, besonders häufig in den gelehrten und von einer ungewöhnlichen Belesenheit zeugenden Anmerkungen zu seiner „Osnabrückischen Geschichte“, in denen er gelegentlich sogar das Hebräische heranzieht. Der vielumstrittene, jetzt wohl allgemein aus dem Keltischen (Germanen=„Nachbarn“) erklärte Name Germanien bezeichnet nach Möser (VI, S. 106 f.) eine große „Heermannie“ oder eine Verbindung mehrerer Staaten zu ihrer gemeinsamen Verteidigung. „Die Spanier nennen uns noch jetzt Herimani. Für „Herman“ sprach man „Cherman“, wie Chatten, Chlodowig, michi, michil. Es ist also nicht Germania oder Chermania, sondern Herimannia das rechte Wort. In den Wörtern Germania, Jugermania, Caramania ꝛc. vertritt Mania unser heutiges „Reich“, Herimannia ist unstreitig Heribannus, Germania ist Heribannus κατ' ἐξοχήν, und Germani sind „Bannalisten“. „Germanien“ und „Alemannien“ sind nur der Aussprache nach unterschieden. Wie man „Hallebarde“ für „Heerbarte“, „Albergo“ für „Herberge“ zu sagen pflegt, hat man auch Alemannia für Armannia oder Heermannie sprechen hören. Die Römer machten fälschlich aus den Alemanni ein besonderes Volk. Unter dem Kaiser Caracalla († 217) wurden

Digitized by Google

die Germanier zum erstenmal von den Römern Alemannier genannt und damit von den niederrheinischen Völkern deutlich unterschieden (VI, S. 145). Ausonius nennt mit Recht die Alemannier Sueven. Jetzt, da die Sachsen mit den Schwaben in einem gemeinschaftlichen Heerbann stehen, sind wir zusammen „Allemands".

Die Bewohner Niederdeutschlands waren nach Möser keine Germanier, sondern Sassen, d. i. Landeigentümer, die auf ihren Höfen „sitzen" blieben, sie blieben, im Gegensatz zu den sub Suevorum imperio befangenen Völkern, für sich, eifersüchtig auf die Macht der Germanier, und natürliche Feinde derselben. Den Namen „Sassen" (Sachsen) führen sie mit demselben Rechte, wie man andere Völker „Nomaden" genannt hat (VI, S. 115 f.).

Die Sassen, so führt er VI, S. 116 f. aus, zeigten sich zuerst unter dem Namen von Cheruskern, „Bruktern" und Angrivariern, später unter dem von Ost- und Westfälern (Westfälingern) und Engern, und beides, wie es scheint, nach ihrer verschiedenen Lage, wenn man „engere" durch „mittlere" übersetzt. Cherusker, Herusker erklärt er nämlich als Ostsassen (her = oriens), Brukterer als Abend- oder Niederländer. Dann wäre Ost- und Westfalen eben das, und etwa ein fränkischer Ausdruck. Falen aber ist wie plaga (auf westfälisch eine Flage) coeli vel terrae immensum spatium. — Den Namen der Friesen oder Fresen bringt er in Zusammenhang mit frigere, auf westfälisch fresen, d. i. zittern, weil sie auf einer zitternden Landkruste, im Moore, wohnten. Nach Mösers Vermutung wurden alle Völker, welche Holländer oder Holsaten waren, von den Galliern Friesen oder Fresen genannt, von den deutschen Völkern aber Kuaken, oder Kauchen, Chauzen, Chauci; ihr Land ist das Kuak- oder Bebeland: cuacian hieß bei den Angelsachsen zittern, das jetzige to quake bedeutet dasselbe. Erhalten sei der Stamm in „Quakenbrück".[1])

Die Redensart von den „blinden Hessen" läßt Möser in einer Phantasie einen alten Präsidenten so erklären: „Die Hessen hießen ehemals Katten oder Khazzen, woraus zuletzt Hessen geworden, und es ist sicher eine Anspielung auf die blinde Geburt der Katzen, daß man die Hessen mit jenem Sobriket (Spottnamen) beehrt hat, welches itzt, da die Hessen nicht mehr Khazzen heißen, ganz wegfallen sollte. Wahrscheinlich haben die Cherusker, die mit den Katten in beständigem Kriege lebten, jenes Sobriket zuerst aufgebracht". Trotz des humoristischen Tones dieser Phantasie, in der die jungen Damen den Präsidenten wegen dieser Deutung einen Pedanten schelten, scheint Möser diese Erklärung der heute noch dunklen Redensart für beherzigenswert zu halten.

1) Vgl. darüber VI, S. 78 f. und 136 f. Die Holländer kennen ebenfalls noch „Beveland": VI, S. 79.

Digitized by Google

Den Namen des Hercynischen Gebirges, das die Griechen nach Cäsar de bello Gallico VI, 24 orcinisches Gebirge nennen, erklärt er (VI, S. 105 ff.) folgendermaßen: ar, er, ir, or, ur bedeute in allen Sprachen, die er kenne, quodlibet extremum, sowohl im eigentlichen als figürlichen Sinne, und folglich das Höchste und Niedrigste, Anfang und Ende, Ehre und Schimpf, rot und schwarz ꝛc. Also sei z. B. Ar=arat [1]) die Höhe aller Höhen, Ara das Höchste, jeder Name in ar, wie Arsaces, Arsinoe, ist ein fürstlicher Name, Aur-ora prima primae diei, Ehre honor, Erde materia prima, Herr summus, orbis, urbs, Erbse quidquid undique terminatur, Erbe, Orbar quod originarie et non deritave possidetur, Orcus, Erebus ultimum, oriri entstehen, Orcinia entweder das hohe oder das äußerste Gebirge, ora die Küste, Ohr extremitas capitis, Oriflamma die höchste oder Reichsfahne, Ursache causa prima etc. — Die heutige Wissenschaft leitet hercynisch aus dem Keltischen ab: erchynn, hoch, erhaben, „Höhenzug".

Überaus zahlreich sind seine etymologischen Erklärungen mittelalterlicher Rechtsausdrücke, bes. in den Anmerkungen zur Osnabrückischen Geschichte. Den Zusammenhang des Wortes Wergeld mit lat. vir, angelsächs. waer, gotisch wair ahnt er (VI, S. 30) richtig, doch erklärt er an einer anderen Stelle (VI, S. 22) „Wehrgeld" als valoris valor, wie man Geld und Geldesgewehr sage. Das vielumstrittene Wort Weichbild leitet er (VI, S. 62) ab von „Wich", d. i. Dorf, und „bilden" oder „bolen", d. i. abzirkeln, es bedeute also ein bezirktes Dorf oder eine geschlossene Gemeinschaft. Einmal (II, S. 152) unterscheidet er zwischen Landstädten, Flecken und „Wigbolden".

Das Femgericht war im Gegensatz zu den ungebotenen Gerichten ein „geboten" Ding, ein Stillgericht, vor dem nur die erschienen, die dazu verbotet (ein westfälischer Ausdruck für zitiert) waren. „Fehmen" ist soviel als rahmen, berahmen, bannire; rahmen und fahmen sind nach Möser nach dem Sinne und auch sprachlich gleich, wie in einigen Ländern, als z. B. im Österreichischen, der Rahm (cremor) Fahm heiße. Verfemen sei dann ebensoviel als verbannen, weil auch bannen für zitieren gebraucht werde (VI, S. 198. VII, 2 S. 123).

Eine ganze Abhandlung (V, Nr. 19: Fragment) widmet er dem Modewort „Laune" und bespricht in munterem Tone seine vielfachen Bedeutungen und seine Verwandtschaft mit engl. humour und franz. humeur. Lessing, der „sich bewußt zu sein glaubte, der erste zu sein, der Humor mit Laune übersetzt hätte" und „dies hinterher bedauerte", wird hierbei von Möser nicht erwähnt.

Sprachlich richtig erklärt er das Wort „Ehe" aus „dem altdeutschen Worte [Eh oder] Ewa, Gesetz, es „faßt den Begriff der Gesetzmäßigkeit in

1) Die richtige Deutung ist Airarat (altarmenisch), d. i. Ebene der Arier.

Digitized by Google

sich". Bedenklich ist seine Deutung des Ausdruckes „morganatische" Ehe. „Die besondere Verbindung, worin die Kinder bloß der Mutter Namen und Vermögen erben, hat man eine Ehe zur linken Hand genannt, oder, wie unsere Vorfahren sprachen: na der Mor gan (nach der Mutter gehen), woraus die Lateiner das Matrimonium ad Morganaticam gemacht haben" (IV, S. 115).

Mösers Schriften sind eine Fundgrube auch für allgemeinere sprachliche Dinge. So merkt er (VI, S. 237) ganz richtig an, daß die Saterländer in Westfalen noch zu seiner Zeit friesisch sprächen. In seinen „Zufälligen Gedanken bei Durchlesung alter Bruchregister" (1773: II, S. 310 ff.) finden sich außer allerlei kulturgeschichtlichen Mitteilungen wertvolle sprachliche Bemerkungen, so hält er für erwähnenswert, daß sich in den seine Heimat betreffenden Urkunden gegen 1590 das Plattdeutsche fast gänzlich verliere, daß in einer Rechnung vom Jahre 1594 statt der römischen die arabischen Ziffern eintreten. Die blutigen Schlägereien seien als Blutrunnen, die Totschläge als Neddersläge, trockne Schläge als Dufschläge — er verweist hierbei auf das damals noch übliche Wort Düfken —, Diebereien als Duvetalle bezeichnet. 1570 findet er anstatt Wergeld „mehrmalen" das Wort Fahrgeld.

Die Schriften der „Etymologisten" sammelte er eifrig und besaß „eine eigene Bibliothek von etymologistischen Werken" (X, S. 158). Die etymologischen Wörterbücher von Vossius und Spellmann und das Glossarium Germanicum von Wachter (Leipzig 1727) zitiert er gelegentlich, einmal auch das Dictionnaire Etymologique des Jesuiten Paul Besnier. Das Glossarium von Ihre hätte er gern, schreibt er 1775 an Nicolai. Daß jemand ein Idiotikon der alten friesischen Sprache liefern möchte, wünscht er angelegentlich. Auch mit der mittelalterlichen Latinität war der verdienstvolle Herausgeber des Osnabrückischen Urkundenbuches genau vertraut; als Hilfsmittel benutzte er das Lexikon von Du Cange (Dufresne) (IX, S. 222).

Bescheiden urteilt Möser selbst von seinen schriftstellerischen Leistungen. „Ich erkenne mich nur für einen Laien in dem Orden der schönen Geister, schreibt er 1775 an Friedrich Nicolai. Meine Bestimmung hat mir nicht zugelassen, die Probejahre auszuhalten, welche zur Aufnahme in irgend eine gelehrte oder schöne Gesellschaft erfordert werden" (X, S. 161). An seinem schriftlichen Ausdruck bedauert er die „ihm anhängenden Sprachschnitzer" (X, S. 155) und bittet 1776, nachdem seine „Patriotischen Phantasien" bereits das höchste Lob eines Goethe gefunden hatten, den eben genannten Freund bei einer neuen Auflage des ersten Teiles derselben die Westfälismen, deren man ihn vermutlich beschuldigen werde, möglichst „auszumerzen". Glücklicherweise scheint Nicolai dies nur in geringem Umfange getan zu haben. Die

Digitized by Google

Verschiedenheit seines Stiles erklärt er 1785 (Brief an Nicolai: X, 191) damit, daß er seit seiner Jugend nach verschiedenen Mustern gearbeitet habe; die ersten Schulübungen habe er nach Marivaux gemacht, der bis in sein Alter sein Liebling geblieben sei. Den St. Evremont, den glücklichen Nachfolger des redlichen Epikur, der die lautere Lust dem Gemüte der Menschen, die Zufriedenheit und Glückseligkeit lehrte (IX, 299), habe er mehr als zehnmal durchgelesen, aber das machte ihn zu fein und in der Moral fast spitzfindig. Dann studierte er nach Voltaire und gab in seiner Manier ein Schreiben über den Charakter Martin Luthers und die Reformation heraus.[1]) Eine Zeitlang gefiel ihm der Abbé Coyer, schließlich zog ihn Rousseau ganz an sich, „der einzige unter den Franzosen, qui spectatorem oblectat". Später gewannen englische Schriftsteller Einfluß auf Möser: Bacon, Locke, Shaftesbury und namentlich Addison, dessen Aufsätze bes. im „Spectator" Muster für ihn wurden. In seinen jüngeren Jahren hatte sich Möser an einigen deutschen moralischen Wochenschriften beteiligt. Seiner kräftigen Natur mit ihrer Abneigung gegen alle Überfeinerung in Leben und Sitte, welche die Wertherzeit im Übermaß im Gefolge hatte, seiner Vorliebe für das Einfache, ja Derbe mußte auch das deutsche Satyrdrama, die Harlekinade, besonders zusagen.[2]) Eine der ersten größeren Schriften seiner Mannesjahre gilt der Verteidigung des Harlekins, dem wenige Jahrzehnte vorher Gottsched den Prozeß gemacht hatte: es ist die 1761 erschienene Schrift: „Harlekin oder Verteidigung des Grotesk-Komischen" (IX, Nr. 3). Mit dieser gründlichen, von staunenerregender Belesenheit zeugenden, humor- und geistvollen Schrift rückt Möser in die vorderste Reihe der damaligen deutschen Prosaschriftsteller ein, Behandlungsweise, Angriff und Verteidigung erinnern vielfach an Lessing. In seiner Hamburgischen Dramaturgie (1, 18. Stück) hat Lessing dem Werke Mösers seine lebhafte Anerkennung gezollt: „Harlekin hat vor einigen Jahren seine Sache vor dem Richterstuhle der wahren Kritik mit ebensovieler Laune als Gründlichkeit verteidigt. Ich empfehle die Abhandlung des Herrn Möser

1) Lettre à Mr. de Voltaire contenant un Essai sur le caractère du Dr. Martin Luther et sa Réformation: V. S. 215—229. Diese hervorragendste aller Jugendarbeiten Mösers (1750) wurde durch Wilhelm Bockelmann in Lübeck (1765) ins Deutsche übertragen. „Mösers lehrende Darstellung erhebt sich hier zum erstenmale zu einem echten Humor, sie wird belebt durch jene überraschenden, fast poetischen Wendungen, denen später die „Phantasien" ihren eigentümlichen Zauber verdankten. Man wird alle Augenblicke an Lessing erinnert, namentlich an jene Stücke der Hamburgischen Dramaturgie, die demselben Gegner auf anderem Gebiete mit seinen eigenen Lieblingswaffen zu Leibe gehen": Kreyßig, J. Möser S. 97.

2) J. Riehemann, Der Humor in den Werken Justus Mösers. Osnabrück 1902, S. 94 ff.

Digitized by Google

über das Grotesk-Komische allen meinen Lesern, die sie noch nicht kennen; die sie kennen, deren Stimme habe ich schon". Auch von dieser Arbeit, die ins Englische, Französische und Dänische übersetzt wurde, hatte der bescheidene Verfasser keine allzu hohe Meinung: sie sei in dem „gewöhnlichen Gerichtsstil" geschrieben.

Zwei Jahre später, 1763, während einer Reise nach England, entwarf Möser, „gleichsam als eine Probe aufs Exempel", ein Harlekinspiel: „Die Tugend auf der Schaubühne oder Harlequins Heirat. Ein Nachspiel in einem Aufzuge" (IX, Nr. 3, 2). Diese anspruchslose, rasch hingeworfene Harlekinade hat, wie schon Nicolai urteilte, als theatralisches Stück wenig Verdienste, „doch war sie immerhin imstande, eine der 24 Tagesstunden angenehm auszufüllen".

Nach dem Ruhme eines Dichters trug Möser kein Verlangen, obgleich er schon in seiner Jugend an den Bestrebungen der Deutschen Gesellschaft in Göttingen tätigen Anteil genommen hatte. „Als Reimer gehöre ich", schreibt er 1776 an den Geh. Kriegsrat Ursinus in Berlin, „noch ins medium aevum der deutschen Dichtkunst, ob man mir gleich die unverlangte Ehre angetan habe, einige Lieder, die ich gewiß vor dreißig Jahren gesungen, ich weiß nicht in welchen Almanach der neueren Musen aufzunehmen" (X, S. 234). „Eine ganze Weile habe ich mich", heißt es in einem Briefe an Nicolai 1778, „über meinen eigenen Geschmack geärgert, der dasjenige nicht schön finden wollte, was jedermann doch so laut lobte. Ich fing an zu reimen, als Günther unser Held war, und glaubte, ich wäre in der Wiege verdorben" (X, S. 172 f.).

Ein bisher unbekannt gebliebenes Jugendgedicht Mösers wurde vor kurzem in einer großen Sammlung von Gelegenheitsschriften der Göttinger Universitätsbibliothek aufgefunden. Es ist bald nach dem Ende des ersten schlesischen Krieges (1742) entstanden und besingt in 14 zehnzeiligen Strophen „die weise und tapfere Regierung Seiner Königlichen Majestät in Preussen und Churfürstlichen Durchlaucht zu Brandenburg Friedrichs". Der unter dem Namen M. O. Riese versteckte Verfasser ist nach dem handschriftlichen Zusatz einer gleichzeitigen Hand „Herr Möser".[1]) Die Göttinger Bibliothek besitzt noch zwei weitere bisher unbekannte Gedichte Mösers: eine Jubelode, „womit ihren gnädigsten Obervorsteher den Hochgebohrenen Grafen und Herrn Herrn Heinrich den Eilften . . . Grafen und Herrn von Plauen, Herrn zu Greiz ꝛc. am 18. März 1743 als an Dero hohem Geburts- und Huldigungstage unterthänigst besinget die Deutsche Gesellschaft zu Göttingen durch Just. Möser". Das andere hat „Seinem Lieben Bruder Itel Ludewig Möser, welcher den 27. Januar 1745 im 19. Jahr seines Alters sanft und selig

1) Abgedruckt von Schüddekopf a. a. O. S. X—XIII.

Digitized by Google

entschlief, zum zärtlichen und betrübten Angedenken aufgesetzet dessen hinterlassener empfindlichst gerührter Bruder Justus Möser". Andere Jugendgedichte von ihm, ebenfalls von geringem dichterischem Werte, sind zitiert von L. Hirzel, A. v. Hallers Gedichte. Frauenfeld 1882, S. 364 und von Sauer, Der Göttinger Dichterbund (Kürschners Deutsche Nationalliteratur 49, I) S. IV.[1])

Sein in gereimten Alexandrinern 1748 verfaßtes Trauerspiel „Arminius"[2]) erinnerte nach Nicolais Urteil allzusehr an die Gottschedsche Zeit und war „nach französischer Manier geformt". Eine „weinerliche Komödie"[3]) und ein „ernsthaftes Schauspiel" Mösers sind durch die Schuld des Berliner Schauspielers Döbbelin, dem sie Nicolai zum Zwecke der Aufführung übergeben hatte, verloren gegangen.[4]) Die Periode literarischen Schaffens, in der Möser zwischen Gottsched und Marivaux schwankte, (X, S, 15) ging bald vorüber, und wir danken seinem Genius, daß er ihn so bald auf das Feld führte, auf dem sich sein eigentümliches Talent, seine Größe entfalten konnte: durch seine „Osnabrückische Geschichte" (seit 1765) ist er für die deutsche Geschichtschreibung von grundlegender Bedeutung geworden, und in den „Patriotischen Phantasien" — die ersten erschienen 1766 und seit 1774 wurden sie von seiner Tochter Frau von Voigts gesammelt und in Buchform bei Friedrich Nicolai herausgegeben — hat er kleine Meisterwerke geschaffen, die nicht bloß in der deutschen, sondern in der ganzen Weltliteratur wenige ihresgleichen haben. In ihnen wollte er „nützliche Wahrheiten, die ihm von der Erfahrung aus dem täglichen Leben an die Hand gegeben würden, auf eine eindringende Art predigen".[5]) Diese unvergleichlichen kleinen Abhandlungen über altgermanische Sitten und Gewohnheiten, neue Moden, juristische, volkswirtschaftliche, geschichtliche und sprachliche Zustände Westfalens, über Freud und Leid seiner Lieblinge, der Bauern seines Heimatlandes, bilden in der kernhaften Gediegenheit ihres Inhalts, in der feinen, nie verletzenden Ironie, dem herzerquickenden Humor und der edlen Volkstümlichkeit und dem Bilderreichtum der Sprache, in ihrer Fülle gesunden Menschenverstandes und gereifter Lebenserfahrung einen „wahren Schatz von Beobachtung, Geist und Gesinnung, von praktischer, historischer und theoretischer Weisheit".[6]) Diese Aufsätze, niemals aufdringlich lehrhaft, sind meist aus dem Augenblick geboren, Gelegenheitsschriften im besten Sinne. Ihr Inhalt ist ebenso mannigfaltig wie die Art

1) Nach Schüddekopf a. a. O. S. IX.
2) Stellen daraus abgedruckt Werke X, S. 119—125
3) Brief an Nicolai d. d. London, den 24. Januar 1764: Werke X, S. 137.
4) Werke X, S. 64. 5) Brief an Nicolai 20. Februar 1775: Werke X, S. 157.
6) Wilhelm Scherer, Gesch. der deutschen Literatur. 6. Aufl. Berlin 1891. S. 472.

Digitized by Google

der Einkleidung. Mit gleichem Genusse folgt man den Ausführungen des erfahrenen und gedankenvollen Mannes, mag er nun „von der Nationalerziehung der alten Deutschen“ oder von „Toleranz und Intoleranz“ schreiben, „von dem Naturgange der Gänse“ oder „vom Hüten der Schweine“, von den Mitteln „gegen das zu häufige Kaffeetrinken“ oder vom „Glück der Bettler“, mag er einen „Meier über den Putz seiner Frau“ oder „sein himmelblaues Mädchen über den Buchstaben R“ klagen lassen. Auch scheinbar trockenen und unserem heutigen Geschmack nicht mehr zusagenden Stoffen weiß seine Darstellung einen hohen und noch heute lebendig wirkenden Reiz zu verleihen. In dieser Hinsicht ist ihm nur Lessing ebenbürtig. In dem anscheinend Unbedeutendsten weiß er eine tiefe Beziehung aufzufinden, und oft hat man beim Lesen den Eindruck, „als eröffnete sich auf Bergeshöhen durch einen Windstoß plötzlich eine überraschende, ja blendende Aussicht“.[1]) Genrebilder, wie die Erzählung: „Die Abmeierung“ und der klassische Aufsatz: „Über den Tanz als Volksbelustigung“, oder die reizende Geschichte: „Das abgeschaffte Herkommen“, wo gezeigt wird, wie selbst der Kuß eines jungen Bauernmädchens eine drückende Last des väterlichen Hofes werden kann, hat keine zweite Literatur der Welt in solcher Anmut und Vollendung wieder aufzuweisen.[2]) Den höchsten Beifall fanden des „unvergleichlichen Mannes kleine Aufsätze staatsbürgerlichen Inhalts“ bei Goethe: in einem Briefe an Frau von Voigts, die Herausgeberin der Patriotischen Phantasien, sagt er im Jahre 1774: „Ich trage sie mit mir herum; wann, wo ich sie aufschlage, wird mir's ganz wohl, und hunderterlei Wünsche, Hoffnungen, Entwürfe entfalten sich in meiner Seele“ (X, S. 233). „Ein solcher Mann (Möser), heißt es in „Dichtung und Wahrheit“ Bd. 3, imponierte uns unendlich und hatte den größten Einfluß auf eine Jugend, die auch etwas Tüchtiges wollte und im Begriff stand, es zu erfassen.“ Einen Versuch, den er vor einigen Jahren gemacht habe, bittet Goethe 1782 Frau von Voigts ihrem Vater zur Beurteilung vorzulegen und ihm umständlich zu melden, was er darüber sage. Ihm sei ebensowohl um Mösers Lob als um seinen Tadel zu tun (X, S. 246). Goethes Götz von Berlichingen und auch noch Egmont sind unter Mösers Einfluß entstanden.[3]) Möser hat zuerst „seinen Zeitgenossen das Verständnis erschlossen für einen großen Teil der Volksgenossen, die bis dahin als verliebte Schäfer, fromme Pflüger, Hirtinnen und Gellertsche Milchmädchen

1) Julian Schmidt, Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland von Leibniz bis auf Lessings Tod. Leipzig 1864. II, S. 398.

2) Nach dem Urteil Herm. Hettners, Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts III, 2. Buch S. 377 f. und Karl Mollenhauers, J. Mösers Anteil ꝛc. S. 9.

3) Mollenhauer, a. a. O.

Digitized by Google

ein wesenloses Dasein geführt hatten".[1]) Er hat den kraftlosen Idyllenbauer aus dem deutschen Schrifttum verdrängt und ist „der literarische Bauernbefreier geworden, wie nach ihm Stein der politische gewesen ist".[2]) Die Kerngestalt des westfälischen Hofschulzen in Immermanns „Oberhof" ist der niedersächsische Bauer, wie ihn zuerst Möser lebenswahr und liebevoll gezeichnet hat. Die klassische Beschreibung des westfälischen Bauernhauses[3]) ist einer der wenigen Aufsätze aus den Patriotischen Phantasien, die man einer Aufnahme in unsere Lesebücher für würdig gehalten hat, trotz der Mahnung Goethes, „auch kein Blatt von Mösern dem Vaterlande zu entziehen".[4])

Möser selbst legte den Patriotischen Phantasien, die seit 1766 in unregelmäßiger Folge und in lokalen Zeitschriften mit einem beschränkten Leserkreis, den „Westfälischen Beiträgen", den „Osnabrückischen Intelligenzblättern" u. a. erschienen, weniger Wert bei als seinem großen geschichtlichen Werke; er wunderte sich (1778: X, S. 169), „daß sie ihr Glück noch besser in der Welt machten, als er ihnen zugetrauet hätte", eigensinnig und ruhmsüchtig sei er nicht, und seine schriftstellerische Eitelkeit lasse sich Gott sei Dank! ziemlich bändigen (X, S. 166). Für den dritten Teil zur Ausfüllung übersandte Stücke sollte Nicolai, der Herausgeber, wenn sie ihm nicht gut genug schienen, „nur unter die Bank werfen" (X, S. 170). Eine genauere nochmalige Durchsicht würde durch die „bösen Sammler" vereitelt, die ihm alles gleich wegrafften, was er vor zehn Jahren (in das Osnabrückische Intelligenzblatt) geschrieben habe (X, S. 188).

Schon 1776 — vor der Herausgabe des dritten Teiles der Phantasien — klagt Möser über seinen „allmählich vertrocknenden Humor", „Aufsätze dieser Art erfordern ihren eigenen Augenblick; fehlt dieser, so wird alles steif und lahm, und man wird Pédagogue ohne Beruf" (X, S. 161). Ein Jahr später bemerkt er bei Übersendung des „Restes seiner Phantasien" an Nicolai: „man wird endlich steif und alt, und mich deucht oft, die Munterkeit, wodurch ich meine Vorstellungen zu heben suche, sei nicht mehr so wahr als vordem, es sei heiße Liebe in dem Munde eines Greises. Jedoch nehme ich mich so viel wie möglich in acht, von einer Sache zu schreiben, deren Wahrheit und Nutzbarkeit ich nicht lebhaft empfinde, um auf diese Weise meine Armut nicht zu verraten. So machen es kluge Koketten, und wohl dem, der ein leicht tränendes Auge zum Ausdrucke der Freundschaft gebrauchen kann, um auch seine natürlichen Schwachheiten zu

1) Mollenhauer, a. a. O. 2) Ebenda.

3) Werke III, Nr. 37, abgekürzt im 1. Teil der Osnabrückischen Geschichte: Werke V, S. 102f.

4) Goethe, „über Kunst und Altertum". 1816 f.

Digitized by Google

nutzen" (X, S. 168 f.). 1786 teilt der Sechsundsechzigjährige bei der Übersendung dessen, was er „zu dem vierten Bande seiner Phantasien hätte und bekommen könne", dem Freunde mit: dieses werde das Letzte sein, was das Publikum in dieser Art von ihm zu gewarten habe, „denn ich denke meine noch übrige Zeit bloß der vaterländischen Geschichte zu widmen, die mir immer am Herzen liegt und jetzt die Stelle der Andacht bei mir vertritt, wozu die Damen ihre Zuflucht nehmen sollen, wenn sie nicht mehr kokettieren können" (X, S. 195). Doch erschien 1792, zwei Jahre vor Mösers Tode, noch ein fünfter Band mit früher von ihm in verschiedenen Wochenblättern veröffentlichten Stücken, in denen er selber freilich zu viel gesuchten und verschwendeten Witz fand, und manches, was damals geglänzt habe, sei jetzt aus der Mode (X, S. 200).

Für das wissenschaftliche Hauptwerk seines Lebens hielt Möser seine quellenmäßige „Osnabrückische Geschichte", die er 1765 zuerst bogenweise drucken ließ und nach starken Veränderungen und Verbesserungen mit einem zweiten Teile und vermehrt 1780 von neuem herausgab. Durch dieses leider unvollendet gebliebene Werk ist Möser, „ein so entschieden politisch und historisch denkender Kopf, wie seine Zeit in Deutschland kaum einen zweiten aufzuweisen hat",[1]) für die deutsche Geschichtsschreibung von grundlegender Bedeutung geworden. Er „hat sich vorzüglich die Geschichte unsrer Rechte, Sitten und Gewohnheiten zu entwickeln bemühet",[2]) und von einer Geschichte unseres deutschen Altertums konnte jetzt erst im Ernste gesprochen werden.

Auch von seinem Beruf zum Geschichtsschreiber hatte Möser eine bescheidene Meinung. In einem undatierten Briefe an einen Unbekannten (X, S. 256) entschuldigt er sich: „Niemand hat Ursache gelehriger zu sein als ich, da ich immer mehr und mehr fühle, daß ich zu spät in die historische Schule gekommen und besonders in der historischen Kritik zu sehr versäumet bin. Man kann mir aber solches nicht gar zu hoch anrechnen, weil mein Beruf mich zu ganz andern Sachen bestimmet hat." „Nach meiner jetzigen Empfindung zu urteilen, bemerkt er im Vorwort zur zweiten Ausgabe des ersten Teils 1780 (VI, S. XXV), hätte ich mich nie in das Feld der Geschichte wagen sollen; sie erfordert den ganzen Fleiß eines Mannes, und nicht bloß einige Nebenstunden." Er täuschte sich nicht darüber, daß er „oftmals einen Einfall für die Wahrheit genommen habe, indessen verließ er sich auf ein gewisses Gefühl der Wahrheit".

Über die Gesetze der „historischen Kunst", die damals noch in den Anfängen lag, und über die äußere Form der Behandlung der deutschen

1) v. Wegele, Geschichte der deutschen Historiographie. S. 901.

2) Vorrede zur ersten Ausgabe des ersten Teils der Osnabrückischen Geschichte VI, S. VI.

Digitized by Google

Geschichte hat sich Möser mehrfach ausgesprochen, am meisten kommen hier in Frage die beiden Phantasien: „Vorschlag zu einem neuen Plan der deutschen Reichsgeschichte“ (IV, Nr. 40) und „die Geschichte in der Gestalt einer Epopöe“ (V, Nr. 18). „Ich sehe das Ideal, sagt er mit prophetischem Blick in der letztgenannten Vorrede, wohin die Geschichte mit der Zeit gebracht werden kann; wer es erreicht, dem will ich von ganzem Herzen Glück wünschen.“ Dieses goldene Zeitalter der deutschen Geschichtsschreibung sollte der ehrwürdige Patriarch nicht mehr schauen.

Die Schöpfung der Sprache.

Von **Wilhelm Meyer** in Rinteln.

Im Septemberhefte des vorigen Jahrgangs dieser Zeitschrift nimmt Herr Oberlehrer Franz Stürmer vom Gymnasium in Weilburg a. d. L. Stellung zu meinem Buche „Die Schöpfung der Sprache“ oder genauer zu dem Aufsatze, den mein Bruder, Oberlehrer Dr. Ernst Meyer vom Realgymnasium in Duisburg-Ruhrort, im Märzheft des vorigen Jahrgangs dieser Zeitschrift über mein Buch veröffentlicht hat. Die Leser werden es gleich mir und meinem Bruder gewiß auch froh begrüßt haben und dem Herrn Herausgeber Dank dafür wissen, daß er im Interesse der Sache auch einer gegnerischen Meinung das Wort gegeben hat. Um so besser und schneller wird man zur Klarheit gelangen können.

Auch Herrn Stürmer selbst bin ich aufrichtig dankbar dafür, daß er das Wort zur Sache ergriffen hat; nur muß ich ihm einen großen Vorwurf daraus machen, daß er vor Abfassung seines Aufsatzes (und vielleicht auch bis zur Stunde?) mein Buch überhaupt noch nicht gelesen hat. Das geht für mich deutlich aus dem ganzen Aufsatz hervor. Stürmer bezieht sich darin nur auf den Aufsatz meines Bruders, wozu er an sich natürlich ein gutes Recht hat; aber wenn jemand es auf sich nimmt, über eine ganze wissenschaftliche Entscheidungsfrage öffentlich abzuurteilen, dann muß von ihm unbedingt verlangt werden, daß er sich zuvor auch in das Buch selbst vertieft, das darüber handelt. Stürmer hätte es doch dem Aufsatze von Dr. Ernst Meyer anmerken müssen, daß er keine kritische Rezension im eigentlichen Sinne war, so objektiv er auch gehalten ist, sondern vielmehr eine Einführung, mit der der Verfasser nur beabsichtigte, das Interesse auf das Buch zu lenken, das Verständnis dafür vorzubereiten und vor allem zu eigenem gründlichen Studium des Buches anzureizen. Dieses gründliche Studium hätte auch Stürmer erst hinter sich haben müssen, ehe er zur

Digitized by Google

Feder griff; dann hätte er sich vielleicht doch noch bedacht, so über die Sache zu schreiben, wie er es jetzt getan hat, und dann wäre er nebenbei auch bald von den unangenehmen Empfindungen des Unwillens und der ratlosen Verwunderung über die Kritiklosigkeit des „Rezensenten" befreit worden, die die Lektüre des Aufsatzes nach seinem ausdrücklichen Geständnis in ihm erregt hatte. Denn er hätte bald gesehen, daß mein Buch meinem Bruder Dr. Ernst Meyer gewidmet ist, den ich im Vorworte geradezu als Mitverfasser bezeichnet habe, und er hätte sich leicht sagen können, daß dies kein anderer ist als der Verfasser des Aufsatzes, der übrigens nach den ihm zugegangenen Zuschriften und nach anderen Zeugnissen mit der Wirkung dieser seiner Arbeit recht zufrieden sein kann. Kurz: auch wenn Stürmer sich bei seinem Angriff auf die von mir und meinem Bruder vertretene Sache nur auf dessen Aufsatz hätte beziehen wollen, so hätte er vorher doch das Buch selbst studieren müssen, und um so gründlicher, als er es nach dem Aufsatze ablehnen zu müssen glaubte; und er hätte erst mit der daraus gewonnenen Erkenntnis über das im Aufsatz Mitgeteilte urteilen dürfen, auch schon mit Rücksicht auf die Leser dieser Zeitschrift! So kann er für sich aber nun wenigstens eben aus diesem großen Mangel, den ich ihm zum Vorwurf mache, vielleicht eine kleine Entschuldigung zu gewinnen suchen, wenn ihm jetzt gesagt werden muß, daß er — von der ganzen Sache so gut wie nichts verstanden hat. Prüfen wir seine „Kritik".

Auf die allgemeine Einleitung des Aufsatzes, d. h. aber auf die Idee, auf das eigentlich Treibende unserer ganzen Sache geht Stürmer überhaupt nicht ein, wie er denn in Übereinstimmung hiermit auch darauf verzichtet, den allgemeinen Schlußbetrachtungen einige Aufmerksamkeit zu schenken. Und doch war dies gerade ihm recht nötig, und es hätte für ihn sehr heilsam und vorteilhaft sein können, wenn er gerade bei diesen Dingen etwas mit seinen Gedanken verweilt und sich, so weit es ihm möglich war, in sie versenkt hätte. Aber vielleicht hat er kein Organ dafür, dann darf ihm auch weiter kein Vorwurf daraus gemacht werden. Wer überhaupt nicht nachfühlend verstehen kann, was eine Idee heißt, dem gegenüber tut man besser darüber zu schweigen. Bei Stürmer ist eben alles nur Einzelheit und immer wieder Einzelheit, während der von der Idee erfüllte Mensch damit ein hohes Einheitsbild in sich aufgenommen hat, das ihn nicht wieder verlassen kann. Was hat es denn schließlich mit der Wurzel auf sich, mit der in der Sprachwissenschaft immer operiert wird? Diese Kernfrage kennt Stürmer gar nicht.[1])

1) Was eine Idee ist, kann ich auch kaum besser sagen, als es Wilhelm Bölsche in einem Aufsatze zu Haeckels siebzigstem Geburtstag getan hat: „Dieser junge Naturforscher war eine der Seelen, die vom ersten Tage das Kainszeichen einer großen

Digitized by Google

Er wendet sich vielmehr sofort der Einzelkritik über die Erklärung des mitgeteilten Sprachstoffes zu, für ihn das Bequemere. Dieser Stoff ist mit Rücksicht auf die Natur dieser Zeitschrift fast ausschließlich dem Germanischen — darunter natürlich besonders unserer Muttersprache —, dem Lateinischen und dem Griechischen entnommen. Stürmer nimmt nun die bekannten etymologischen Wörterbücher dieser Sprachen zur Hand und schreibt ab, was er da findet. Was Kluge, Walde und Prellwitz sagen, ist ihm unbedingte Wahrheit. So braucht er nur die Worterklärungen, die er bei ihnen findet, neben die meinigen zu setzen, um damit zu sagen, diese seien falsch. Eigenes bietet er überhaupt nicht, Kritik nach beiden Seiten kennt oder wagt er nicht, er gibt nur wieder und kann sich so bei seinem Angriff auf unser Buch vollkommen sicher und gedeckt fühlen. Es ist der Standpunkt des Schülers, der auf seinen Lehrer schwört. Ich denke, die Leser dieser Zeitschrift werden nicht geneigt sein, auch ihrerseits diesen schülerhaften Standpunkt einzunehmen, sondern werden beide Teile „ohne Ansehen der Person (!)" anhören und danach selbst urteilen, indem sie nur die Autorität der Sache auf sich wirken lassen. Schließlich wird ja doch wohl immer das durchdringen, was der Vernunft als das Annehmbarste, eben als das Vernünftigste erscheint, und das wollen wir nun auf unserem kleinen Streifzuge durch den zur Diskussion stehenden Stoff erproben. Wir folgen dabei den drei großen Gesetzen, die sich uns für das Leben der Sprache ergeben haben, und erörtern also die Differenzierung der Wurzel zunächst durch den Wechsel der Vokale, dann durch den Wechsel der Konsonanten und endlich durch den Wechsel in der Lagerung dieser ihrer Bestandteile.

1. Die vokalische Differenzierung der Wurzel.

Da das hierüber in dem Aufsatze meines Bruders Mitgeteilte Herrn Stürmer keine rechten Angriffspunkte bietet, so hat er, um mich seinen Worten anzuschließen, „über Meyers erstes Gesetz, den Ablaut, nur zu bemerken, daß er (scil. Ernst Meyer) dieses so überaus wichtige Gesetz in so kurzer und oberflächlicher Weise in wenigen Zeilen behandelt". Und ich hätte hierzu eigentlich nichts weiter zu bemerken, als daß die Oberflächlichkeit nur auf seiten Stürmers ist. Hier hätte er eben vor allem erkennen und fühlen müssen, daß ein Zurückgehen auf das Buch unerläßlich war, das der Aufsatz doch natürlich in keiner Richtung ersetzen kann und

Sehnsucht tragen; wie eine Blüte dem Sonnenkuß, so stehen sie verlangend offen dem großen Geschenk ihrer Stunde: einer im Tiefsten erschütternden, alles aufrüttelnden Idee, einem einzigen ganz großen, begeisternden Gedanken, dem sie ihr Leben bis zur äußersten Entsagung, bis zum Opfertod, sei es geistig oder leiblich, weihen können."

Digitized by Google

ſoll. Denn mein Bruder hat in dem engen Rahmen ſeines Aufſatzes das Geſetz der vokaliſchen Differenzierung abſichtlich nur eben geſtreift, da die weiteren Kreiſe hierin zunächſt nichts Beſonderes ſehen werden. Wer den Fragen der Sprachforſchung aber etwas näher ſteht, weiß, daß es ſich hier allerdings vielleicht um die umſtrittenſte Frage der ganzen Sprachwiſſenſchaft handelt, die deshalb auch mir das Vordringen zur Klarheit außerordentlich erſchwert hat, und man wird nicht ahnen können, welche Gedankenarbeit und welcher Aufwand an Zeit hinter dem äußerlich nicht allzu langen zweiten Kapitel meines Buches ſtehen, das über dieſen Gegenſtand handelt. Herrn Stürmer iſt alſo nun der ganze reiche Inhalt dieſes Kapitels unbekannt geblieben, und daher denn natürlich ſeine durchgehende Frage nach den Vokalen! Die Tatſache, daß die Wurzel von Haus aus jeder vokaliſchen Differenzierung fähig geweſen iſt, glaube ich dort an den vorliegenden Tatſachen ſo überzeugend nachgewieſen zu haben, daß ich hier nur daran zu erinnern brauche. Herr Stürmer aber iſt in hergebrachten Anſchauungen ſo befangen, daß er bei den Vokalen faſt eine komiſche Empfindlichkeit offenbart. Er iſt päpſtlicher als der Papſt, er läßt es nämlich nicht einmal gelten, daß in derſelben Wurzel derſelbe Vokal in verſchiedener Quantität auftreten kann. Die Zuſammenſtellung des lat. sīl-eo (ſchweigen) mit dem mhd. līs-e (leiſ-e) weiſt er z. B. allen Ernſtes aus dieſem Grunde zurück, und ebenſo will er bei der Zuſammenſtellung von *κάλ-αμος*, *κάν-να*, *κάμ-αξ* und lat. cănr-ex das letzte Wort entfernt wiſſen, „da es ein langes ā enthält“. Dabei widerfährt ihm dann das faſt komiſch wirkende Mißgeſchick, daß er vier Zeilen vorher (S. 565) ein kurzes und ein langes a ohne Anſtoß nebeneinander beſtehen läßt in der Wiedergabe „carmen wird zu griech. *κῆρυξ* geſtellt“! Es hieße, die Kenntniſſe der Leſer allzu niedrig anſchlagen, wenn ich hierzu überhaupt ein Wort weiter ſagte. Wir gehen zu anderen, wirklich ernſt zu nehmenden Fällen, und einen ſolchen haben wir z. B. in dem Nebeneinander von lat. gel-idus und lat. alg-idus. Stürmer verſteht hierbei nicht, „warum an die Stelle des e von gel-idus ein a getreten iſt“, wogegen ihn bei den „allerdings urverwandten“ gel-idus und kal-t die Verſchiedenheit der Vokale nicht weiter ſtört. Hätte Stürmer das Buch geleſen, ſo wäre er zu dieſem Verſtändnis ſchon allmählich von ſelbſt gekommen. Denn wenn ich dort im zweiten Kapitel gezeigt habe, wie u. v. a. ein *μέγ-ας* neben einem mag-nus, ein *μέν-ω* neben einem man-eo ſteht, dann iſt damit dieſe Vokalfrage abgetan. Wie dieſe Wörter nebeneinanderſtehen, genau ſo auch gel-idus und gal-idus und sec-uris und sac-ia, nur daß wir in dieſen Fällen eben noch die Metathesis zu berückſichtigen haben, daß die Laute der Wurzel bei dem einen Worte anders gelagert ſind als bei dem anderen.

Digitized by Google

Man komme aber ja nicht auf den Gedanken — wir müssen hierauf im Zusammenhange mit den Vokalen schon hier eingehen, obwohl die Metathesis im ganzen erst später besprochen wird —, als ob das lat. alg-idus irgendwie ein ursprüngliches gal-idus voraussetze und asc-ia ein ursprüngliches sac-ia; mit demselben Rechte könnte ich sonst, wenn ich alg-idus und asc-ia zum Maßstabe nehme, für gel-idus und sec-uris die ursprünglicheren Formen elg-idus und esc-uris fordern. Von den beiden Formen ist die eine so ursprünglich, so selbständig wie die andere, und es können noch unzählige andere Formen ebenso selbständig neben ihnen stehen, sie stehen nicht zueinander in dem Verhältnis von Vater und Sohn, sondern von Bruder und Bruder. Dies ist ihr Verwandtschaftsverhältnis! Die historische Sprachwissenschaft, die die Entwickelung der Sprache verfolgt, wie sich eine Sprachform zur anderen umbildet, hat schließlich über dem Auseinander ganz das Nebeneinander zu sehen verlernt und ist damit an ihrer Grenze angekommen, wie ich schon genauer auszuführen hoffentlich bald Gelegenheit haben werde. Nebeneinander, nicht auseinander! diese Worte enthalten einen, fast könnte ich sagen, den Grundgedanken meines ganzen Buches. Wie völlig Stürmer dies verkannt hat, spricht er in geradezu köstlich naiver Weise an einer Stelle aus, wo es sich um konsonantische Differenzierung handelt. Sie gehört deshalb äußerlich zwar noch nicht hierher, aber innerlich um so mehr, und darum wollen wir sie auch hier gleich heranziehen. „Was die beiden Negationen *μή* und *nē* angeht, so ist zuzugeben", meint er, „daß im Indogermanischen beide nebeneinander gestanden haben müssen, vgl. aind. nā nicht und mā nicht, daß nicht. Daß aber eine aus der anderen hervorgegangen sei, ist keineswegs bewiesen". Nein, ganz gewiß nicht! Hier haben wir nämlich einmal einen Fall, wo die historische Sprachwissenschaft selbst schließlich das erlösende „Nebeneinander" aussprechen muß. Genau so selbständig wie *μή* und *nē* stehen nun auch gel-idus und alg-idus nebeneinander, und gerade die Verschiedenheit der Vokale gibt uns die völlige Gewißheit über dieses selbständige Nebeneinander. Denn lautete das eine der beiden Wörter, was an sich natürlich recht gut der Fall sein könnte, auch elg-idus oder das andere auch gal-idus, so müßte die Möglichkeit offen gelassen werden, da es sich um dieselbe Einzelsprache handelt und die Wörter sich sonst auch in ihrem sekundären Teil (-idus) ganz decken, daß eins aus dem anderen entstanden sei, daß sie im Verhältnis der direkten Abhängigkeit, der Deszendenz, zueinander ständen, was z. B. bei sec-uris und asc-ia schon wegen der Verschiedenheit des sekundären Teils ausgeschlossen wäre. Auf die Frage, warum an die Stelle des e von gel-idus bei alg-idus ein a getreten sei, antworte ich also Herrn Stürmer: aus

Digitized by Google

demſelben Grunde, aus dem an die Stelle des e von μέν-ω und μέγ-ως in den lateiniſchen Wörtern man-eo und mag-nus ein a getreten iſt (und in zahlloſen anderen Fällen natürlich!), d. h. weil es da von vornhereiu geſtanden hat, und zwar mit demſelben Rechte, wie in den anderen Wörtern ein e ſteht. Dasſelbe Vokalverhältnis e : a haben wir bei τέλ-ος und tan-dem, deren Vereinigung aber nach Stürmer „natürlich noch die Vokalverſchiedenheit entgegenſteht", ebenſo bei θαχ-ύς und θέϝ-ω, bei deren Zuſammenſtellung Meyer die Verſchiedenheit der Vokale „überſieht". Sieben Zeilen vorher aber (S. 569) wird Stürmer bei dem ganz gleichlautenden Paare brev-is und βραχ-ύς, die, weil er's in Büchern verzeichnet findet, „wirklich zuſammengehören", durch die Vokalverſchiedenheit nicht im geringſten geſtört! Merkt Herr Stürmer dergleichen gar nicht? Ja, ich müßte ihn faſt fragen, woher er den Mut nimmt, trotz der Vokalverſchiedenheit zuzugeben, daß μύρμ-ηξ und form-ica (S. 571), mul-tus und μάλ-ιστα (S. 567) zuſammengehören. Vielleicht aus dem Gedanken an Analogien wie fol-ium: φύλ-λον u. ä.? Das würde wenigſtens ſachlich vollkommen zutreffen. Was ſagt aber Stürmer weiter, wenn ich nun das mhd. loub (Laub) anſtatt neben das lat. fol-ium neben das griech. φύλ-λον ſtelle? Vielleicht wird ihm ſo das Verſtändnis des Vokalverhältniſſes durch den u-Laut etwas erleichtert in dem Gedanken an gewiſſe Ablautsverhältniſſe (got. biug-an, baug, bûg-um!). Aber in Wirklichkeit ſtehen eben alle drei als ſelbſtändige Erſcheinungsformen ein und derſelben Wurzel nebeneinander. Ablautsreihen ſind für die Sprache als Ganzes überhaupt nicht verbindlich, ſondern haben höchſtens für die Einzelſprache in hiſtoriſch vollzogener Einſchränkung ihre Bedeutung. Was will überhaupt Stürmer eigentlich damit ſagen (S. 563): „fol-ium und germ. laub-a, ebenſo gut und Tug-end (vgl. ahd. guot: tug-und) ſtimmen nicht in dem Vokal"? Nein, das tun ſie auch nicht, und ſie gehören gleichwohl zuſammen, genau ſo, wie das lat. caup-o zu dem griech. κάπ-ηλος gehört, das lat. claud-us zu dem got. halt-s (lahm, hinkend), das griech. κλίν-ω zu dem aksl. klon-iti (neigen) wie dem lit. klón-otis (ſich neigen) uſw. uſw., obwohl ſie auch nicht „in dem Vokal ſtimmen". Sie ſind eben vokaliſch differenziert, und dieſe Differenzierung kennt urſprünglich keine Grenzen. Wenn wir Deutſchen lieb-en ſagen (got. liub-s) und der Grieche φιλ-έω, dann haben wir eben von der Wurzel den Typus liub (leubh) und der Grieche den Typus λιφ (libh), nur in umgekehrter Lagerung als φιλ, fortgepflanzt. Das iſt meine Antwort auf die von Stürmer verlangte Erklärung des Wechſels der Vokale, ſo „vermitteln ſie ſich". Und genau dasſelbe gilt natürlich von tim-or und met-us. Stürmer will wiſſen, „warum ſich in dem einen Wort i, in dem anderen e findet". Könnten ſie reden, ſie würden, jedes für ſich,

Digitized by Google

Herrn Stürmer antworten: „Was geht mich mein Bruder an? Wohl haben wir ein und dieselbe Abkunft, die du uns ja deutlich ansiehst, aber im übrigen bin ich so und mein Bruder so geraten, darin gehen wir eben auseinander.“ Ist es Herrn Stürmer nun klar? —[1]) Daß Stürmer S. 565 auf einmal die Zusammengehörigkeit von Sonn-e (got. sunn-ô) mit *σέλ-ας*, *(σ)ἥλ-ιος* und sōl usw. trotz der Vokalverschiedenheit zugibt, muß so im höchsten Grade wundernehmen; wenn dann aber noch *(σ)ἡμ-έρα* und ser-enus dazugestellt werden, so hat er sofort wieder auszusetzen, „daß sĕr-enus ein kurzes ĕ hat, während attisches *η* in *ἡμέρα* urgriech. *ᾱ* entspricht“. Wie sonderbar! Genau dasselbe liegt ja auch bei *σέλ-ας* und *(σ)ἥλ-ιος* vor, wo es Stürmer ruhig zuläßt! Und dann: wenn ihm die Zusammenstellung wegen der verschiedenen Vokale zunächst Anstoß bereitet, dann können wir ja sĕr-enus auch dicht neben *σέλ-ας* und *σελ-ήνη* stellen, wo es sich in seiner Bedeutung „heiter, glänzend“ doch wohl etwas besser ausnimmt als neben *ξερ-ός* „trocken“, mit dem es Walde und Prellwitz zusammenstellen, das wird uns auch Herr Stürmer zugeben. Also wie sich Herr Stürmer die verschiedenen Formen ordnet, soll uns einerlei sein; es sind alles Kinder einer Mutter, von denen das eine dem anderen näher steht als wieder einem anderen, aber eins sind sie deshalb doch. Ein kleines Unglück ist Stürmer schließlich widerfahren, als er (S. 566) auch die Zusammenstellung von *ἀμείνων* und melior glaubte ablehnen zu müssen. Auch hier sagt er: „Der Vergleichung stehen die Vokalverhältnisse im Wege.“ Er „übersieht“ dabei aber, daß der Komparativ *ἀμείνων* doch selbstverständlich auf *ἀ-μέν-ιων* zurückgeht, daß also die Wurzel im Lateinischen als mĕl und im Griechischen als *μεν*, mithin, was den Vokal angeht, ganz gleichmäßig erscheint. Hier ist Stürmer offenbar von Prellwitz und Walde im Stiche gelassen worden, sofort strauchelt er in bedenklicher Weise. „Die Vokalverhältnisse“ sind also auch für Herrn Stürmer ganz in Ordnung, wie sich überhaupt die beiden Wörter, wenn man die sekundären Veränderungen, die das griechische erfahren hat, wieder abzieht, als *μέν-ιων* und mel-ior(-ios) auch für das unmittelbare Gefühl vorzüglich decken. Nur der auslautende Konsonant der Wurzel ist hier ein l und dort ein n, eine Erscheinung, wie wir sie aber in Hunderten von Fällen antreffen, um nur einen zu nennen, auch in unserem an-der gegenüber dem lat. al-ter. So kann uns gerade dieses Beispiel am besten über-

1) Übrigens könnte, wenn Stürmer durchaus Gleichmäßigkeit haben will, ihm innerhalb seiner Anschauungen auch gesagt werden, daß das i in timor ein durch den folgenden Nasal affiziertes e sei, eine Wandlung von e in i, die unter dieser Bedingung im Lateinischen bekanntlich recht oft vorkommt. Als Möglichkeit wäre dies natürlich überhaupt zuzulassen, aber, wie man sieht, auch nur als solche!

Digitized by Google

leiten zu dem zweiten Teile unserer Erörterungen, zu den konsonantischen Verhältnissen der Wurzel.

2. Die konsonantische Differenzierung der Wurzel.

Die Leser meines Buches wissen, daß der Gegenstand, dem wir uns jetzt zuwenden, der Natur der Sache entsprechend den größten Teil des Buches einnimmt, nämlich die ganze Kapitelreihe von 4—16. Diese Kapitel führen an einem fast überreichen Tatsachenmaterial aus, wie ich in jahrelanger, mühevoller, ganz bedächtiger, alle Zweifel überwindender Forschung in der Erkenntnis der konsonantischen Erscheinungsformen der Wurzel Schritt für Schritt vorgedrungen bin bis zu der Schlußerkenntnis, daß wie die Vokale, so auch alle Konsonanten in der Wurzel wechseln können. Mag's auch erst manchem befremdlich vorkommen — leicht ist mir's auch nicht geworden! —, genug es ist so, man prüfe es in meinem Buche nach. Wir fassen also hier jetzt auch alle Konsonanten als ein generelles Ganze zusammen und prüfen, was Stürmer gegen meine Auffassung und Erklärung der Tatsachen vorgebracht hat. Einen Haupteinwand, den er mir fast auf jeder Seite mehreremal macht, gibt für ihn das sog. Wurzeldeterminativ ab. Was hat es damit auf sich? Wenn die Wissenschaft neben dem griech. πύθ-ω (faulen) ein lat. pūs (Eiter) und ein gotisches fûl-s (faul) stehen sah, so wußte sie sich diese sonderbaren Abweichungen bei sonstiger Übereinstimmung bisher nicht anders zu erklären als durch die Annahme, daß die Wurzel nur so weit reichte, als eben die Übereinstimmung reichte, und daß die verschiedenen Konsonanten verschiedene Erweiterungen der Wurzel seien, da sie dem sekundären Wortteil nun einmal auf keinen Fall zugerechnet werden konnten. Man sagte also in unserem Falle, die Wurzel sei pū, und die Konsonanten θ, s und l seien ableitend, also „nicht wurzelhaft", wie man sich auch ausdrückt. Aber — ganz befriedigt hat man sich hierbei im stillen für sich, glaube ich, doch wohl nie gefühlt. Ich glaube vielmehr, daß es manchem Sprachforscher nicht anders ergangen ist als mir, daß er nämlich darin doch immer wieder nur einen schwachen Nothehelf der Erklärung gegenüber den widerstrebenden Tatsachen empfunden hat. Denn man muß sich bekennen, daß, wenn man πύθω für sich betrachtet und nun gar noch in Verbindung mit dem Substantiv πυθεδών (Fäulnis), man niemals anders urteilen würde, als daß πυθ die Wurzel sei, wie put im lat. put-eo (faulen) und in put-idus (faul), und ebenso bei fûl-s fûl. Ich behaupte nun, πυθ, put, pus und fûl (dieses verschoben aus pūl!) sind verschiedene Erscheinungsformen derselben Wurzel (σήπ-ω, pestis u. a. wollen wir zunächst ganz beiseite lassen), wogegen Stürmer mit der bisherigen Wissenschaft sagt: Nein, die ihnen allen ge-

Digitized by Google

meinsame Wurzel ist pu, und die Konsonanten sind ableitend, sie bilden verschiedene Erweiterungen ein und derselben Wurzel. Wie, warum und woher diese Ableitungen, diese Erweiterungen gekommen sind, das mag sich jeder für sich zurechtlegen! Ebenso, wenn ich unser schein-en (= got. skein-an, ein starkes Verbum, kein abgeleitetes schwaches!), unser schimm-ern, unser schill-ern und das got. skeir-s 'glänzend' (gesprochen skir-s!) als vier verschiedene Erscheinungsformen einer Wurzel anführe, so sagt Stürmer hier zunächst „schillern stellt Kluge zu schielen", womit jeder Versuch einer befriedigenderen Erklärung abgetan ist, und die anderen drei müssen aufgefaßt werden als schei-n-en, schi-mm-ern und skei-r-s, indem ein und dieselbe Wurzel ski drei verschiedene Erweiterungen erfahren hat. Warum schillern dann nicht ebenso eine vierte Erweiterung derselben Wurzel sein kann, den Gedanken wagt Stürmer offenbar gar nicht auszusprechen, da Kluge es eben zu schielen stellt, mithin das l in schillern „wurzelhaft" sein muß. Wenn ich weiter unser Sonn-e, das lat. sōl, das griech. (σ)ήλ-ιος, ferner σέλ-ας, σελ-ήνη, ser-enus und (σ)ήμ-έρα als Abwandlungen einer Wurzel zusammenstelle, so scheidet Stürmer zunächst die letzten beiden in merkwürdiger Weise aus (er hat meinen Bruder, der diese beiden Wörter natürlich als eins mit den anderen darstellt, offenbar gar nicht verstanden!), und die anderen gehören auch nach ihm, d. h. nach seinem Gewährsmann Walde zusammen, nur daß die Wörter eben wieder nicht in der unmittelbar einleuchtenden natürlichen Weise zerlegt werden, sondern in So-nn-e, sō-l, σή-λ-ιος, σέ-λ-ας, σε-λ-ήνη. Da kein Mensch ja über die Wurzel etwas Bestimmtes weiß, kann man mit ihr anfangen, was man will, und so bliebe nur noch abzuwarten, daß man auch die Vokale bei ihrer Verschiedenheit als „nicht wurzelhaft" abtrennt, so daß das allen gemeinsame anlautende s als Wurzel übrig bliebe. Nun kommen wir zu den drei bekannten lateinischen Wörtern can-ere, car-men, cam-ēna, über deren Vereinigung man sich in der Sprachwissenschaft schon Generationen hindurch gewaltig den Kopf zerbrochen hat. „Früher (!)", so berichtet Stürmer, „stellte man die drei Worte zusammen, indem man als Wurzel cas- annahm, so daß man cano aus cas-no, carmen aus cas-men und camena aus cas-mena erklärte. Jetzt aber (!) werden die drei Worte getrennt". Früher also, und zum Teil geschieht das noch so, „nahm man an (!)", dies oder das sei die Wurzel, und leitete daraus alles bequem ab, Glauben fand man ja schon. Das war und ist die dogmatische Art. Jetzt aber sieht man ein, daß den Tatsachen damit Gewalt angetan ist, und sagt, da man den sonderbaren Wechsel nun einmal halbwegs befriedigend nicht erklären kann: die drei Wörter gehören überhaupt nicht zusammen, sie müssen getrennt werden. Daran zu glauben fällt zwar

Digitized by Google

schwer, da die drei Wörter in ihrer Verwandtschaft doch zu deutlich dastehen, aber — es geht nicht anders. Das muß uns nach dem, was wir bisher kennen gelernt haben, im höchsten Grade wundern, denn eben noch sahen wir bei einer ganz parallelen Trias, scheinen-schimmern-skeirs, wie man mit den abweichenden Endkonsonanten n, m, r sehr gut fertig wurde; da müssen wir also doch an Herrn Stürmer, der sich uns nun einmal zu unserem Führer angeboten hat, die Frage richten: Warum verzweifelt man denn hier, warum teilt man denn nicht auch hier einfach in ca-n-o, ca-r-men, ca-m-ena ab? Die allen dreien gemeinsame Wurzel ist ca, die Konsonanten n, r, m sind ableitend, genau, wie wir's oben gehört haben. Warum das nicht auch hier? Fühlt man hier vielleicht doch zu sehr das Unnatürliche dieses ganzen Verfahrens? Das muß wohl so sein. Das Gewissen schlägt! Aber mit der Trennung ist es etwas ebenso Unnatürliches, daran kann auch niemand glauben, und so steht die Wissenschaft nach wie vor der Sache ratlos gegenüber. Was denkt sich denn Stürmer dabei, wenn er sagt: „carmen wird zu griech. κήρυξ gestellt"? Gewiß gehört es dazu, wie er es auch in meinem Buche finden kann, aber soll es etwa nur zu diesem einen Worte gehören, von ihm ganz besonders abhängen, von dem es in der Bedeutung sogar weiter absteht? Man sieht, wie gedankenlos Stürmer nachspricht, was andere ihm sagen. Ganz anders drängt sich doch jedem noch der Zusammenhang von car-men mit can-ere auf. Nur weiß man eben mit den abweichenden Konsonanten n und r nicht fertig zu werden. Für die historische Sprachwissenschaft muß sich natürlich ihrem Prinzipe gemäß die Frage des Zusammenhangs als Frage der direkten Abhängigkeit, als ein Auseinander darstellen, wobei sie sich gewöhnlich noch in mehr oder weniger willkürlicher Weise sofort nach einer Seite entscheidet, statt die Frage nach beiden Seiten offen zu lassen. Handelt es sich gar um drei (wie hier can, car, cam) oder noch mehr solcher Formen, so ist völlige Ratlosigkeit da, und es kann sich dann dem bedrückten Gemüte ein Seufzer entringen, wie wir ihn von einem sehr bekannten Sprachforscher an einer von mir demnächst noch genauer zu behandelnden Stelle zu hören bekommen: „Hier helfe ein anderer." Die historische Sprachwissenschaft also fragt oder müßte fragen: Ist can aus car, oder ist car aus can entstanden? So behauptet sie in unserem Falle das letzte, d. h. sie nimmt an, car-men habe ursprünglich can-men gelautet, das aus Gründen der Dissimilation, also einer sekundären Abwandlung den Wandel von n zu r vorgenommen habe. An sich schon gut. Wie aber über diese „Annahme" ein besonnener, kritischer Sprachforscher urteilen muß, möge uns Brugmann (Grundriß I, S. 852, Fußnote 1) sagen: „Beiläufig die Bemerkung, daß ich die oft vorgetragene Deutung

Digitized by Google

von lat. germen aus *genmen (ai. jánma) und von carmen aus *canmen (zu canere), mag man den Wandel dem unmittelbar folgenden m oder zugleich dem nachfolgenden n zuschreiben, für unrichtig halte." Aber wie denn nun eigentlich can-ere und car-men wirklich zueinander stehen, das sagt auch er uns nicht, das sagt uns niemand, und doch handelt es sich dabei um eine so offen daliegende, simple Tatsache, daß man von einer Wissenschaft unbedingt eine bündige Antwort muß fordern können. Meine Antwort auf diese Frage kennen die Leser: die beiden Wurzelformen stehen zueinander im Verhältnis des Bruders zum Bruder, car-men hat sein car ebenso ursprünglich und von jeher wie can-ere sein can, sie verhalten sich wie mar-e zu man-are, wie das altir. mar-im (ich bleibe) zum lat. man-eo, wie ten-er zu τέρ-ην, wie καρκ-ίνος (Krebs) zu canc-er, wie κνέφ-ας zu crep-usculum und wie Hunderte von anderen Wurzelformen. Ich glaube, den Lesern wird es nach meinen Ausführungen schon klar geworden sein, was sie von diesen Dingen und besonders von dem Wurzeldeterminativ zu halten haben. Diese sog. Wurzeldeterminative sind eben nichts weiter als ein Wort, ein Notbehelf in Ermangelung von etwas Besserem, sie schweben ganz in der Luft. Wie die Wurzel wirklich lautet, was „wurzelhaft" ist und nicht, dafür haben wir übrigens jetzt mit der Entdeckung der Metathesis ein vortreffliches Entscheidungsmittel erhalten. Daß in carmen der Natur gemäß eben wirklich auch car die Wurzel ist, das bestätigt uns schlagend das altindische ark-ás (Lied), wo die drei Laute anders gelagert sind: car und arc ganz wie gel-idus und alg-idus!

Aber wir kommen der ganzen Sache noch anders bei. Im Auslaut der Wurzel, haben wir gesehen, kann man uns für die Erklärung der Verschiedenheit der Konsonanten zur Not ausweichen. Gut, dann fragen wir: Wie steht die Sache, wenn es sich um den In- und vor allem um den Anlaut handelt? Wie erklärt sich also das Nebeneinander von νίκ-η und vic-i, frang-o und ϝρήγ-νυμι, μύρμ-ηκ-ς und form-ica, vibr-are und libr-are, sin-ister und win-istar, salt-us und Wald usw.? Das sind lauter Wörter, die sich in der Bedeutung vollkommen und ebenso auch in der Form decken bis auf den anlautenden Konsonanten, Wörter also, denen man ihre Verwandtschaft, zumal wenn man einmal darauf hingewiesen wird, sofort ohne jedes weitere Nachdenken ansieht. Wenn diese nicht zusammengehören, das fühlt jeder, dann weiß man nicht, was überhaupt noch in der Sprache zusammengehören soll. Und wie stellt sich nun die Wissenschaft hierzu? Sie findet tatsächlich keinen anderen Ausweg als den, den wir sie schon bei can-ere, car-men, cam-ena nehmen sahen: sie sucht, wo es nur irgend angeht, nachzuweisen, daß diese Wörter getrennt werden müssen,

Digitized by Google

daß sie gar nicht zusammengehören. Hier ist der Punkt, wo eine Entscheidung fallen muß. Gehen wir diese und die anderen in dem Aufsatze meines Bruders genannten Beispiele durch. Bezeichnend ist schon die Kürze, mit der sie von Stürmer fast alle im Gegensatz zu seinen sonstigen Ausführungen behandelt werden. Da lesen wir z. B. über frang-o, *ϝρήγ-νυμι* die kurzen, fast im Befehlston gehaltenen Worte: „Dagegen sind frango und *ϝρήγνυμι* zu trennen, frango gehört zu brechen, *ῥήγνυμι* zu Wrack." Als ob ich mit der Zusammenstellung von frango und *ϝρήγνυμι* nicht unmittelbar sagte, daß auch brechen und Wrack zusammengehören! Wrack und Bruch, besonders Schiffs-wrack und schiff-brüch-ig, nau-frag-us (!) können uns ja in ihrer natürlichen Verbindung jeden Tag an diese Zusammengehörigkeit erinnern. In frang-o und brech-en (gotisch brik-an, nach dem Lautverschiebungsgesetz ist f zu b und g zu k verschoben) haben wir die Wurzel mit anlautendem f und in *ϝρήγ-νυμι* und Wrack dieselbe Wurzel mit anlautendem w. Das ist die Sachlage, die man sich eben nicht erklären kann. Wundern muß ich mich übrigens, nebenbei bemerkt, daß Stürmer hier so ganz über die Vokale schweigt. In frang-o (frag) haben wir doch ein a und in brech-en ein e, und in *ϝρήγ-νυμι* haben wir ein ā und in Wrack ein ă. Aber er hat wohl hoffentlich an Formen wie das Präteritum „er brach" = gotisch brāk und den Aorist *ἐ-ϝράγ-ην* gedacht! Wir verlassen diesen Fall, der wohl jedem genug gesagt hat, und gehen zu *νίκ-η* : vic-i. Beide Wörter bedeuten „siegen", beide stimmen wieder auch in der Form ganz überein bis auf den anlautenden Konsonanten, der in der einen Sprache ein n, in der anderen ein v ist. Es war mir wie eine Offenbarung, als sich mir diese beiden altbekannten Wörter im Gange meiner Untersuchungen auf einmal wie selbstverständlich zusammenfanden, und ich fragte mich, wie es möglich gewesen ist, daß einem niemals vorher ein Gedanke, eine Ahnung ihres Zusammenhanges gekommen war. Ich kann den Grund hierfür nur in dem Umstande finden, daß im Lateinischen die Wurzel im Präsens durch das eingefügte n für das unmittelbare Gefühl entstellt ist, und gerade im Präsens sind wir das Wort zu nennen und zu denken gewohnt. Hieße es also auch im Lateinischen schon im Präsens vic-o, ich glaube, das Gefühl für die Verwandtschaft mit *νίκ-η* hätte sich doch einmal einstellen müssen. Aber ist man erst einmal auf ihre Ähnlichkeit aufmerksam geworden, so wird keiner, glaube ich, wieder dahin gebracht werden können, zu glauben, sie gehörten nicht zusammen. Und doch, was muß man aus den Worten Stürmers herauslesen, wenn er sagt: „vici stammt von der Wurzel indogermanisch ϑeiq, energische, besonders feindselige Kraftäußerung (Walde), *νίκη* ist noch nicht sicher erklärt, nach Prellwitz ist es vielleicht zusammen-

Digitized by Google

gesetzt"? Macht das nicht stark den Eindruck, als ob die beiden Wörter doch getrennt werden sollten? Ob vic-i zu der angegebenen Wurzel gehört und so z. B. eins ist mit dem althochdeutschen wig-an (kämpfen), können wir hier zunächst auf sich beruhen lassen; jedenfalls gehört dann, so behaupte ich, auch *νίκ-η* dazu, und die Frage bleibt immer wieder, wie sich das Verhältnis von n zu v erklärt. Das Eingeständnis, daß *νίκη* noch nicht sicher erklärt sei, macht doch einen eigentümlichen Eindruck, und noch eigentümlicher wirkt der Zusatz, daß es „nach Prellwitz" „vielleicht" zusammengesetzt sei. Prellwitz-Stürmer meinen doch nicht etwa mit der Zusammensetzung die Vermutung, die sich wohl als Erzeugnis der Ratlosigkeit einmal schüchtern hervorgewagt hat, *νίκη* oder *νικάω* sei aus *νι-Fικάω* entstanden, d. h. durch Zusammensetzung von vic mit der sanskritischen (!) Präposition ni? (Vgl. Curtius, Grundzüge der griechischen Etymologie, 2. Auflage, S. 126). Natürlich hat sich kein vernünftiger Mensch zu diesem „Vorschlag" bekennen können, da es sich um eine Präposition handelt, die wohl im Altindischen, aber in keinem einzigen Falle im Griechischen vorkommt. Sonst lud ja der v-Laut, der im Griechischen verklingt, schon sehr dazu ein, auf diese Weise aus der Welt geschafft zu werden. Aber es geht nun einmal nicht, und so bleibt der Fall einer von denen, über die in der Sprachwissenschaft am liebsten geschwiegen wird. Nicht umsonst haben wir ihn so ausführlich behandelt, auf ihn legen wir wieder den Finger. In Wirklichkeit sind vic und nic wieder zwei Brüder, von denen der eine genau so sein selbständiges Daseinsrecht hat wie der andere, und das Lautverhältnis n : v treffen wir natürlich noch recht zahlreich in allen Wurzeln an, wie es auch der Fall sein muß, wenn unsere Auffassung richtig ist. Vic-i und *νίκ-η* verhalten sich im Anlaut zueinander, wie innerhalb einer anderen Wurzel z. B. an-us und av-us zueinander stehen. Nach Stürmer natürlich müssen auch diese beiden Wörter wieder voneinander getrennt werden: „anus und Ahne", so berichtet er, „gehören allerdings zusammen, nicht aber avus, das von einem auf einem kosenden Lallwort beruhenden aue abgeleitet ist". Bei wem wird er für dieses frei erfundene kosende „Lallwort", von dem sowohl das lateinische av-us wie das gotische aw-ô abgeleitet „sind", wohl Glauben finden? Behaupten kann man ja alles — aber man merkt doch eben zu deutlich, daß es nur das widerspenstige, der historischen Sprachwissenschaft so ganz unfaßbare Lautverhältnis n : v ist, das dieses Lallwort heraufbeschworen hat. Nachdem ich diese zwei oder drei Fälle recht ausführlich behandelt habe, darf ich mich nun wohl bei den folgenden etwas kürzer fassen. *Μύρμ-ηκ-ς* und form-ic-a stehen vor uns als neues Beispiel, das erklärt werden will. „Daß *μύρμηξ* und formica zusammen-

Digitized by Google

gehören", so berichtet Stürmer hierzu, „ist sicher, aber die Erklärung ist schwer. Nach Walde ist formica aus mormica entstanden durch Dissimilation von m-m zu f-m". Hier wird also einmal wunderbarerweise auf das Mittel der Trennung verzichtet und der Zusammenhang sogar als sicher zugegeben, aber damit muß dann auch die historische Sprachwissenschaft bekennen, daß sie außerstande ist, nach ihren Prinzipien den Zusammenhang zu erklären. Die Leser sehen wieder, wie die historische Sprachwissenschaft immer nur daran denkt, die eine Form in direkter Abhängigkeit von der anderen zu erklären, und sich hier sogar zu einem ihr sonst unbekannten Lautübergang m > f bereit finden läßt, wenn auch zaghaft. Aber alle ihre Vermittelungsversuche zeigen sich innerlich sofort unhaltbar, sobald wir noch eine dritte, vierte, fünfte Form daneben stellen, wie z. B. hier das altindische vamr-ás (Ameise), das altkirchenslawische mrav-ija (Ameise) wie auch das altindische valm-ikas (Ameisenhaufe), lauter Angehörige derselben Wurzel, der auch das lateinische verm-is (Wurm) entsprossen ist. Wir antworten also Herrn Stürmer: die Erklärung ist durchaus nicht schwer, sondern μυρμ, form, vamr, mrav, valm sind Brüder, die ihre Ähnlichkeit deutlich zu erkennen geben, die aber eben auch ihre besonderen, individuellen Eigentümlichkeiten haben. Man darf nur nicht den einen Bruder zum Vater des anderen oder gar aller anderen machen wollen, dann ergeben sich allerdings gewaltige Schwierigkeiten, da sich die anderen Brüder dies eben nicht gefallen lassen, sondern auf ihre Gleichberechtigung hinweisen. Doch zu einem anderen Beispiele. Das lateinische sin-ister und das althochdeutsche win-istar bedeuten beide links. Jedermann empfindet: hier muß ein Zusammenhang vorliegen. Aber wie erklärt sich die Verschiedenheit des Anlautes? Bisher konstruierte man hier eine Vaterform swin-ister, die beide Konsonanten im Anlaut hatte, was hier zufällig den Lauten nach ging, und sagte: das lateinische sin-ister ist daraus mit Schwund des w entstanden — ein Vorgang, der im Lateinischen allerdings vorkommt —, und das ahd. win-istar mit Abfall des s, was bloße Annahme ist. Allmählich hat man die Willkür dieses Verfahrens immer mehr empfunden, und nun erfahre ich durch Stürmer, daß auch hier nicht verbunden, sondern getrennt werden muß. Sin-ister soll zu einer Wurzel sen „ein Ziel erreichen, Erfolg haben" gehören und win-istar von dem ahd. Worte win-i (Freund) abgeleitet sein, und von diesen der Bedeutung nach „ganz weit auseinanderliegenden" und darum „natürlich nicht identischen" Wurzeln ist die Sprache dann zu dem Begriffe „links" gekommen: wie? das überläßt Stürmer jedem sich auszudenken. Bei wem können solche Dinge wohl Glauben finden? Sobald einem doch nur ein paralleler Fall gezeigt wird, wo auch zwei

Digitized by Google

Wörter in ähnlicher Weise in ihren Lauten auseinandergehen, werden diese ganzen gesuchten Erklärungen im Nu beiseite geworfen werden, und man wird froh sein, der Natur, d. h. der Vernunft ihr Recht lassen zu können. Einen solchen parallelen Fall aber haben wir — natürlich gibt es nicht nur diesen einen! — in dem Nebeneinander von dem lateinischen salt-us und unserem Wald, einen Fall, der auch in dem Aufsatze meines Bruders genannt ist, und zwar nur im Abstande einer Zeile von dem ersten. Merkwürdigerweise gehört dieses Beispiel zu den wenigen, die Stürmer aus dem Aufsatze meines Bruders überhaupt nicht genannt hat, während er sonst Beispiel für Beispiel durchgeht. Ist das reiner Zufall? Wie sich also Stürmer zu salt-us : Wald stellt, erfahren wir leider nicht, jedenfalls, weil hier auch seine Gewährsmänner schweigen, von denen er nun einmal ganz und gar abhängig ist. Vermutlich würde er aber wohl auch wieder für Trennung plädieren. Nach Gründen hierfür muß eben dann, wenn sie nicht da sind, gesucht werden. „Auch vibr-are und libr-are können nicht zusammengehören", um Stürmer weiter zu folgen, „weil das b in librare nach Walde aus *þ* entstanden ist, während es in vibrare = idg. b ist." Woraufhin kann denn Walde — er persönlich trägt ja hierfür natürlich auch nicht die Verantwortung, sondern folgt blind der allgemeinen wissenschaftlichen Anschauung — woraufhin, frage ich Herrn Stürmer, kann denn sein Gewährsmann so fest behaupten, daß das b in librare aus *þ* entstanden ist? Ist sich Stürmer darüber klar? Das sind ja eben alles die völlig zweifelhaften Feststellungen, bei denen eine Sprachform zum absoluten Maßstab für die andere gemacht und so diese nach jener fast korrigiert worden ist. Aber selbst wenn das so wäre, die beiden Wörter gehörten natürlich doch zusammen, dann wechseln eben zwei Konsonanten in der Wurzel, nur daß damit dieses Beispiel für uns zunächst nicht so schlagend wäre. Aber mit welchem Rechte kann man denn behaupten: das b in vibrare ist allerdings echt, das ist ein ursprüngliches idg. b, in librare aber ist dieses b unecht, da es erst durch eine Umwandlung eines ursprünglichen þ (th, ϑ) entstanden ist? Wo sind die absoluten Gründe für diese Behauptung? Ich denke, nicht nur für mich allein gehören die beiden Wörter mit dem ganz gleichen Bedeutungsinhalte „schwingen, schütteln" absolut sicher zusammen, und wer sie einmal in ihrem natürlichen Beieinander getroffen hat wie z. B. in Ovids Metamorphosen II, 308 und 311 (Phaethon), wo an der ersten Stelle steht vibrataque fulmina jactat und an der zweiten libratum fulmen . . . misit, dem wird das unmittelbare Gefühl für ihre Verwandtschaft nicht genommen werden können, auch nicht durch Herrn Stürmer. Man muß für die Erkenntnis der Sprache denn doch noch etwas mehr tun als sie nur in Wörterbüchern und Grammatiken

Digitized by Google

auffuchen! Ähnlich werden das englische with und unser mit ihm ganz gleichbedeutendes mit (= gotisch miþ) nebst seiner griechischen Schwester μετ-ά „auseinandergebracht". Wüßte man die Verschiedenheit des Anlauts zu erklären, so wäre auch für die historische Sprachwissenschaft nichts gewisser, als daß es sich um ein und dasselbe Wort handelt. Aber so geht es nun einmal nicht, und with wird kurzerhand mit dem neuhochdeutschen wid-er verbunden, zu dem es der Bedeutung nach fast in direktem Gegensatz steht. Über die konstruierte, ganz falsch behauptete Verschiedenheit des t-Lautes in mit und μετ-ά einerseits und with anderseits brauche ich wohl weiter kein Wort zu verlieren. Wir gehen weiter zu dem Fall Raſ-en : Waſ-en, zu denen dann noch Maſ-en und Wieſ-e hinzutreten. Die beiden divergierenden Konsonanten sind hier r und w, und es handelt sich hier um zwei deutsche Wörter. Da nun der Anlaut wr im Deutschen seine besondere Entwickelungsgeschichte hat, indem nämlich das anlautende w im Hochdeutschen verklingt (vgl. unser 'ringen' gegenüber englisch wring), so konnte man in diesem Falle bald zu einer Form Wraſen kommen, aus der dann Waſen nach der einen und Raſen nach der anderen Seite abgeleitet werden. Aber man fühlte doch bald die Willkür, und so entschloß man sich, das eigentümliche Nebeneinander anders zu erklären, nämlich durch die Annahme, daß „Wurzeln mit und ohne r nebeneinander gestanden hätten". Für die historische Sprachwissenschaft ist dieses „nebeneinander" immer sehr bedenklich und verdächtig; sie spricht es nur im äußersten Notfalle aus. Aber da r und w für sie nicht wechseln, d. h. nebeneinander stehen können, so läßt sie wr und w wechseln, da das anlautende wr ihr eben hier in den Gang paßt. Mich wundert aufs höchste, daß Stürmer nun weiter wenigstens die Möglichkeit zuläßt, auch Wiese gehöre dazu. Die Vokale stimmen ja so gar nicht (mhd. wäse : wise); einen Ablaut a : i kennt man wenigstens in der historischen Sprachwissenschaft nirgends in einer Ablautsreihe, und doch hören wir fast jeden Tag ein Ticktack, Klippklapp, Tripptrapp, Wirrwarr, Mischmasch, Kiste und Kasten usw., wie ich an sie im zweiten Kapitel meines Buches für jeden erinnert habe. Welchem Umstande haben wir es zu danken, daß Stürmer hier trotz der „Vokalverschiedenheit" die Verbindung zuläßt, wenn auch zaghaft? Denn den Rückzug behält er sich natürlich offen: „Wiese würde, wenn es überhaupt dazu gehört (!), zu der r-losen Wurzel gehören". Natürlich, denn sonst paßt es ja nicht. Über das dialektische Masen hat Stürmer bei Kluge nichts gefunden und kann deshalb auch darüber „keine Auskunft geben". Der Hinweis in dem Aufsatze meines Bruders, daß die Form auf bayerischem Sprachgebiete vorkommt, hätte ihm sagen können, daß er in dem bekannten Wörterbuche von Andreas Schmeller darüber Auskunft

Digitized by Google

erhalten mußte, und hätte er mein Buch geleſen, ſo hätte er es da in aller Deutlichkeit ausgeſprochen gefunden. Auch hätte er da weiter finden können, daß dieſe Form mit anlautendem m auch anderwärts vorkommt. Wie der niederdeutſche Bauer ſeine Wieſe als Wiſch kennt, ſo kennen die Bewohner von Hannover und anderen niederdeutſchen Städten ihre große Stadtwieſe als die Maſch. Wie Raſen und Waſen, ſo ſtehen ferner auch zwei andere deutſche Wörter zueinander, nämlich Rock=en und Wock=en. Merkwürdigerweiſe wird bei ihnen nicht der Verſuch gemacht, ſie in derſelben Weiſe zu vereinigen, ſondern bei ihnen wird das Mittel der Trennung angewandt und kurz dekretiert: „Rocken und Wocken ſind nach Kluge auseinanderzuhalten.“ Damit muß ſich jeder zufrieden geben, Herr Stürmer tut es ja doch auch. Wir aber ſind nun einmal ſo unbeſcheiden und erlauben uns darauf hinzuweiſen, daß Raſen und Waſen, Rocken und Wocken im Anlaut wohl nicht anders zueinander ſtehen, als z. B. das lateiniſche av-is (Vogel) zu unſerem mittelhochdeutſchen ar (Ar, Adler) ſteht, ein Beiſpiel, das Stürmer auch wieder ſonderbarerweiſe aus dem Aufſatz meines Bruders weggelaſſen hat. Mit oder ohne Abſicht? Haben Walde und Kluge ihn hier im Stich gelaſſen? Es iſt nämlich ein heikler Fall für ſie. Dieſe zweilautigen Wurzeln ſind nicht angenehm, ſie haben für uns mit ihren abweichenden Konſonanten auch im Auslaut denſelben Wert an Beweiskraft wie die anderen mit ihrem verſchiedenen Anlaut. Denn bei dieſen Wurzeln kann man ſchlecht mit einem Wurzel=determinativ operieren: a-v-is, a-r, das nimmt ſich doch gar zu ſonderbar aus, das kann niemand glauben. Oben bei an-us : av-us mußte auf dieſes Mittel auch verzichtet werden, da ließ man eben an-us auf ſich beruhen und half ſich für av-us mit dem „Lallwort“, wodurch die beiden auseinandergebracht worden waren. Hier bei av-is : ar ſcheint noch kein Ausweg gefunden zu ſein, und Herr Stürmer muß deshalb hier — ſchweigen. Ebenſo ſchweigt er eigentümlich über das Nebeneinander von sud-is und rud-is im Lateiniſchen. Das ſteht doch auch in dem Aufſatze meines Bruders, aber bei — Walde ſteht es vielleicht nicht, ohne den Herr Stürmer offenbar nichts auszuſprechen wagt. Dagegen hat er ſeine vollkommene Sicherheit wieder gegenüber der Verbindung von vall-is und Tal, die nicht ſollen zuſammengeſtellt werden können, „da vallis dem griechiſchen *Fῆλις*, Tal dem griechiſchen θόλος entſpricht“. Für das erſte Paar beruft er ſich auf „Hirt, Handbuch der griechiſchen Laut= und Formenlehre“, für das zweite nennt er nur den Namen „Prellwitz“. Da er ſich dabei beruhigt, ſo muß ſich nach ſeiner Meinung offenbar auch jeder andere dabei beruhigen. Ich brauche hierauf, ohne mich in eine genauere Auseinanderſetzung einzulaſſen, nur zu antworten: gut, dann

Digitized by Google

gehören eben auch ϝ'Ηλις und θόλος zusammen. In Wirklichkeit ist es doch eben wieder nur das Unvermögen, ein Lautverhältnis v : θ zu verstehen, das hier sein Spiel treibt. Dasselbe Lautverhältnis ist es, in dem auch θέλ-ω und vel-le zueinander stehen; auch sie, so wird von Stürmer dekretiert, „gehören nicht zusammen, sondern θέλω ist „vielleicht" (!) mit βούλομαι verwandt, velle dagegen und voluptas mit ἐλπίς, nhd. wollen, wählen". Das nennt Stürmer eine Begründung seiner Ablehnung! Ja, ja, der böse Anlaut! Er macht doch sehr zu schaffen. Das sieht man wieder ganz deutlich bei dem Nebeneinander von fic-us und σῦκ-ον. Ein Lautverhältnis f : ſ ist für die bisherige Wissenschaft etwas ganz Unfaßbares; trennen mag man die beiden Wörter auch nicht, vereinigen aber kann man sie nicht, und so spricht Stürmer das große Wort aus: „Über das Verhältnis von ficus und σῦκον herrscht noch keine Übereinstimmung." Zwar fügt er dann, um dieses Bekenntnis nicht allzusehr als Armutszeugnis erscheinen zu lassen, die Worte hinzu: „Walde erklärt, daß entweder ficus aus σῦκον entlehnt sei zu einer Zeit, als noch þiūkon gesprochen worden sei, oder beide Wörter aus einer gemeinsamen etruskisch-kleinasiatischen Quelle entlehnt seien." So ganz leer gehen wir also doch nicht aus, es wird uns etwas geboten, und wir haben sogar die Wahl. Aber wer wird wohl glauben können an das ganz willkürlich konstruierte þiūkon, und wer an die ebenso willkürlich erdachte „etruskisch-kleinasiatische Quelle"? Die ganze Alternative hat doch übrigens etwas gar zu Bedenkliches! Aber charakteristisch ist wieder das Bestreben, eins direkt aus dem anderen abzuleiten. Und wieder: warum alle die Worte? Nur, weil man es nicht versteht, daß innerhalb derselben Wurzel nebeneinander ein Typus mit diesem, ein anderer mit jenem Konsonanten auftreten kann, daß also die Form fic dieselbe Daseinsberechtigung hat wie die Form συκ und umgekehrt. Dieses war wieder ein unbequemes Beispiel, da jeder Ausweg, vor allem der Ausweg zur Trennung fehlte, den wir dagegen wieder flott eingeschlagen sehen bei φάγ-ρος und θήγ-ω, von denen dieses „wetzen" und jenes „Wetzstein (Wetzer)" bedeutet. Wenn hier kein Zusammenhang vorliegen soll, dann verzichte man nur getrost auf jede Sprachforschung; für mich gehören sie unbedingt zusammen, und sie sind darum auch für mich ein absolut beweiskräftiges Beispiel für den Wechsel der Spiranten, den das fünfte Kapitel meines Buches behandelt. Die beiden Begriffe „wetzen" und „Wetzstein" finden sich hier im Griechischen in ihren Ausdrücken mit derselben Natürlichkeit in einer und derselben Wurzel zusammen, wie wir es im Lateinischen beobachten. Mein Bruder hat in seinem Aufsatze auf diese „aufhellende Parallele" kurz hingewiesen mit den Worten: „Wie lateinisch co-t-s (Wetzstein) zu ac-uo (schärfen) gehört, so stellt sich das

Digitized by Google

griechische φάγ-ρος (Wetzstein) zu θήγ-ω (wetzen)." Was macht aber nun Stürmer daraus? Er sagt: „cos, cotis, der Wetzstein wird allerdings zu Wurzel ak gestellt, aber φάγρος und θήγω gehören nicht dazu und untereinander zusammen, sondern φάγρος gehört zu Wurzel φαγ essen". Er hat die Parallele also überhaupt nicht verstanden. Die Wurzel ac, co besteht hier zunächst doch ganz für sich und ebenso die Wurzel φαγ, θηγ; ac und co sind differenziert, abgesehen vom Vokalwechsel, durch Metathesis, φαγ und θηγ sind differenziert, wieder abgesehen vom Vokalwechsel, durch den Wechsel der Spiranten φ und θ. Diesen aber kennt die bisherige Wissenschaft in seiner Allgemeingültigkeit nicht, und darum sieht sie sich nach Trennung um. Zum Glück hat die griechische Sprache ein φαγ-εῖν (essen) aufbewahrt, und damit ist der Retter aus der Not da: φάγρος gehört natürlich hierzu und bedeutet „Der Esser". Überall wird die Trennung versucht, wie wir sehen, und dies oft in so absurder Weise, daß das ganze Verfahren sich unmittelbar selbst richtet. Man vergegenwärtige sich zum Beispiel, mit welchen Begründungen λάρ-υγξ und φάρ-υγξ auseinandergebracht werden und ebenso λαυκ-ανία und fauc-s. Die dort zur Verwendung gebrachte „Lautgebärde des Schlingens", der sogar λάρος (die Möve) ihre Bezeichnung verdanken soll, wird wohl deutlich genug sprechen. Nur weil man ein Konsonantenverhältnis l : f nicht versteht, dreht und windet man sich in gezwungenster Weise, während man dem Verhältnis m : f gegenüber bei μύρ-ηξ und form-ica wenigstens frei zugibt, es nicht zu verstehen, was doch das Bessere ist. Ebenso hat das Unvermögen, ein Konsonantenverhältnis χ : m zu verstehen, dazu geführt, bei der Verbindung von χίλ-ια und mil-ia für das letzte eine ganz hypothetische Urform smi + ghsli zu konstruieren, für die sonst auch nicht der leiseste Anhalt vorhanden ist. So ist freilich, um mit Stürmer zu reden, die „Erklärung eine ganz andere, als Meyer 'annimmt'". Wer nimmt hier wohl eher an, ich oder Stürmer? Wie hier bei χίλια und milia der Zusammenhang selbst zugegeben, aber ganz anders erklärt wird, so auch bei θερμ-ός, form-us und warm. „Ihr Anlaut ist aus idg. $g^{u}h$ entstanden", spricht Stürmer getreulich nach, wie man auch lange genug nachgesprochen hat, daß canere, carmen und camena alle drei aus cas entstanden seien. Eine andere Dreiheit haben wir in jub-a, φόβ-η und σόβ-η vor uns, Wörtern, die sämtlich „Mähne" bedeuten und ihre Zusammengehörigkeit jedem unmittelbar zeigen. Da die Wissenschaft aber wieder bei ihren Grundsätzen außerstande ist, zu verstehen, wie ein j, ein φ und ein f nebeneinander bestehen können, so müssen sie wieder getrennt werden, was wieder in der seltsamsten Weise bewerkstelligt wird: φόβη, sagt man, gehört zu φέβομαι „fliehen", σόβη zu σέβομαι „sich scheuen", und juba bringt

Digitized by Google

man nebſt jubeo (!) mit dem altindiſchen yōdhati „in Bewegung geraten“ zuſammen, und nach dieſen widernatürlichen Zuſammenſtellungen folgert man dann, daß in juba das b aus idg. dh entſtanden ſei, daß das ſ in σόβη auf tj zurückgehe uſw., ganz relativ gezogene Folgerungen, die dann hinterher zu abſoluten Gründen geſtempelt werden, die das Recht geben, kurz und beſtimmt zu ſagen: „alſo können die drei Wörter nicht miteinander verglichen werden.“ Über das lat. vos und das mit ihm ganz gleichbedeutende got. jus wird dann weiter wieder ganz kurz beſtimmt „ſind zu trennen (Walde)“ und ebenſo kurz hinzugefügt „jus gehört zu ὑμεῖς (aus jus-mes)“, als ob das irgendwie etwas gegen den Zuſammenhang von jus und vos ſagen könnte. Intereſſant iſt wieder, wie man ſich den drei gleichbedeutenden Wörtern jec-ur, ἦπ-αρ und Leb-er gegenüber benimmt. Sie werden, ſo berichtet Stürmer, „allerdings von Prellwitz und Hirt zuſammengeſtellt und auf einen idg. Anlaut lj zurückgeführt, Walde trennt dagegen Leber von den beiden anderen Wörtern“. Und Stürmer? ſo fragt man unwillkürlich. Was ſagt er dazu? Er — hat überhaupt keine Stellung und keine Meinung, er ſpricht nur nach. Der Zuſammenhang der drei Wörter, ſehen wir wieder, hat ſich immer von neuem, obwohl er noch nicht einmal ſo deutlich zutage liegt, den Forſchern als ſo wahrſcheinlich dargeſtellt, daß man ſich immer wieder um ſeine Erklärung bemüht hat, nur ſteht auf der einen Seite ein j, auf der anderen ein l! Die hiſtoriſche Forſchung konſtruiert wieder eine nie dageweſene Vaterform, die ſowohl l wie j aufweiſt, und läßt nun jecur das l und Leber das j einbüßen, denn — anders kann ſie das Rätſel nicht löſen, oder ſie muß mit Walde u. a. erleichtert aufatmen in der Entdeckung, daß die Wörter ja gar nicht zuſammengehören, ſondern wie ſo viele andere, die jeder auf den erſten Blick als Verwandte erkennt, „zu trennen ſind“. Wenn ich ferner mad-idus, naß und engl. wet (naß, feucht) als Brüder vereinige, ſo unternimmt Stürmer hier ſein Trennungswerk in der Weiſe, daß er mit dem Auslaut operiert und ſagt, d. h. natürlich immer nur nachſpricht, wet ſei aufzufaſſen als we-t, das t ſei alſo „nicht wurzelhaft“, während die Endkonſonanten von mad-idus und naß (niederdeutſch nat) wurzelhaft ſeien. Worauf ſich das alles gründet, darüber kein Wort! Zwar ſagt er, wet gehöre „nach Kluge“ zu Waſſer Natürlich gehört es dazu, wie er auch in meinem Buche leſen kann, das iſt ein neuer Angehöriger der Familie, die nach Hunderten zählt. Die bisherige Wiſſenſchaft kann eben nur wet und Waſſer (niederdeutſch Wat-er) verbinden, während wir jetzt auch Waſſ-er und naß als eins erkennen (wat und nat!), die ſich im Anlaut genau ſo zueinander verhalten wie z. B. vic-i und νίκ-η, und ebenſo verbindet ſich uns jetzt in ſelbſtverſtändlicher Weiſe unſer naß mit

Digitized by Google

dem lat. mad-idus (nad und mad!), die ihrerseits im Anlaut zueinander stehen wie u. a. die oben behandelten *μή* und nē. Nur die Ratlosigkeit der bisherigen wissenschaftlichen Anschauungen gegenüber dem Nebeneinander von m, n und w im Anlaut ist es ja wieder, die alle diese Worte nötig macht. Kürzer und klarer macht Stürmer die Sache ab, wenn er, natürlich immer wieder nur „nach Walde", das lit. kirm-is (Wurm) als Bruder des lat. verm-is und unseres Wurm zurückweist mit der Begründung, daß „die Wissenschaft bisher von einem Wechsel von v und k nichts gewußt hat". Wir wollen ebenso kurz und klar sein und antworten: dann lernt sie ihn eben jetzt kennen.

Nicht umsonst habe ich diese Fälle, wo sich der Konsonantenwechsel im Anlaut zeigt, so ausführlich behandelt; um so kürzer können wir uns jetzt fassen. Die verehrten Leser werden nun die Sachlage einigermaßen erkannt und ihren Standpunkt den Tatsachen gegenüber gewonnen haben. Sie wissen nun selbst, was es in Wirklichkeit ist, wenn sich die bisherige Wissenschaft — oder soll ich sagen: Herr Stürmer? — nicht dazu entschließen kann, so offene, selbstverständliche Verbindungen zuzugeben wie terr-a und tell-us, ten-er und *τέρ-ην*, mar-e und man-are, *γλύφ-ω* und *γνύθ-ος*, *στῆθ-ος* und *στέρ-νον*, und wie sie alle in dem Aufsatze meines Bruders aufgeführt sind. Man wird also jetzt zu jedem dieser Einzelfälle keine besondere Widerlegung mehr von mir erwarten. Es wäre ermüdend, da es sich im wesentlichen ja doch immer wieder nur um dieselben Erscheinungen handelt. Es wird den Lesern aufgefallen sein, daß dabei Wörter wegen einer oft noch so geringen sekundären Bedeutungsdifferenzierung, die doch in der Natur der Sache liegt, getrennt werden sollen, wie man überhaupt als durchgehende Erscheinung beobachtet haben wird: die bisherige Wissenschaft kommt infolge ihrer Anschauungen dazu, daß sie aus Rücksicht auf das Äußere der Wörter, das sie nach diesen Anschauungen nicht mehr versteht, ganz offenbar zusammengehörige Wörter naturwidrig trennt und umgekehrt diesen ihren Anschauungen zuliebe Wörter gewaltsam zusammenbringt, die innerlich nichts miteinander zu tun haben. Man kontrolliere dies einmal weiter auch an den noch nicht besprochenen Fällen in Stürmers Aufsatze, auf die ich, wie gesagt, nicht weiter eingehe. Nur einiges will ich noch herausgreifen. Zu der Vereinigung von lat. arc-esso (herbeirufen) mit *καλ-έω* usw., die natürlich nicht mehr unmittelbar zu erkennen ist, sagt Stürmer: „Dabei beachtet er (scil. Meyer) aber gar nicht, daß arcesso aus ar-facesso zusammengesetzt ist (Walde)." Ich frage Herrn Stürmer oder Walde oder die Wissenschaft, wie man will: wo sind die Tatsachen, die diese Entwickelung von ar-facesso zu arcesso erkennen lassen? Eigentümlich mutet es an, wenn Stürmer

Digitized by Google

S. 569 bei der Zusammenstellung von fundo und gießen auch χέω erwähnt und dazu bemerkt, „das Meyer anzuführen vergißt", und ebenso, wenn er S. 574 zu der Zusammenstellung einiger Typen der Wurzel „kriechen" sagt: „Ferner ist zu bemerken, daß das mit vermis und Wurm wirklich verwandte σκώληξ Holzwurm fehlt." In meinem Buche findet er das eine wie das andere, jedes an seiner Stelle. Hat er denn gar keine Empfindung dafür, was meinem Bruder für die Zwecke seines Aufsatzes hat genügen müssen und können, und wie weit etwas überhaupt zweckdienlich ist? An der betreffenden Stelle kommt es doch nur darauf an, an die verschiedenen Typen zu erinnern, wobei die mit v anlautenden Typen genügend und am besten durch das lat. verm-is in Verbindung mit unserem Wurm repräsentiert sind, während das griech. σκώληξ dabei nicht nur überflüssig, sondern infolge seiner sekundären Entstellungen als Repräsentant weniger geeignet ist. Bei der Zusammenstellung von cav-us, κοιλ-ος und hohl (mhd. hol) sagt mein Bruder: „in ihre Reihe gehört auch noch unser Loch, das im Mittelalter auch daz hol hieß." Stürmer bemerkt dazu: „Was Meyers Zusatz, daß das Loch im Mittelalter auch daz hol hieß, bedeuten soll, verstehe ich nicht. Das mittelalterliche hol ist eben nichts anderes als das vorgenannte hohl." Natürlich! Der Zusatz will die vollständige, innere und äußere, Entsprechung von Loch und hol noch besonders lebhaft empfinden lassen, so daß es jedem dann noch besonders absurd klingen muß, wenn jemand behauptet, wie es Stürmer tut (S. 570): „Auch in dem deutschen hohl ist l nicht wurzelhaft." Stürmer will also das Wort als ho-l abteilen. Grund: weil er sich nur so die Verbindung mit ca-v-us zurechtlegen kann. Der Zusatz hätte also für Stürmer noch besonders wertvoll sein können, indem er ihm zu Gemüte hätte führen können, daß das l, wie es der organischen Erscheinung des Wortes entspricht, selbstverständlich zur Wurzel gehört, und der in dem Zusatz ausgedrückten Parallele kann Herr Stürmer auch heute noch immer wieder begegnen, so u. a., wenn der Geograph von Eislöchern oder Eishöhlen spricht. An die mir von Stürmer entgegengehaltene, von mir aber „genial ignorierte" Grundbedeutung von Loch, die „nach Kluge" Verschluß ist, wie der Hinweis auf das engl. lock dartun soll, kann ich eben „trotz Kluge" nicht glauben, da sie mich etwas an das lucus a non lucendo erinnert. Noch ein anderes Beispiel, das eine kleine Erörterung nötig macht. Stürmer sagt S. 571: „Bezeichnend ist bei dem nächsten Beispiel νεφ-ρός und Nier-e, daß Meyer das ρ von νεφ-ρός als suffixal, das r von Nier-e als zur Wurzel gehörig ansieht; nur durch dieses Taschenspielerstückchen bekommt er ein Beispiel für sein „Gesetz" heraus, daß der „Spirant" φ mit r wechseln kann." Die Tatsachen sind folgende. Die Wissenschaft ver-

Digitized by Google

bindet bisher *νεφρός* und Niere auf die bekannte, auch von Stürmer S. 563 wiedergegebene Weise, nämlich durch ein rekonstruiertes idg. negŭhr, an das einer eben glauben muß. Ich für mein Teil habe schon früh Bedenken dagegen gehabt und betrachtete es als eine Bestätigung meiner Zweifel, als ich mit der Entdeckung des Metathesisgesetzes sah, wie einfach und natürlich sich unser Nier-e (ahd. nior-o) mit dem gleichbedeutenden lat. rēn-es vereinigte. Diese Verbindung legte mir den Gedanken nahe, daß dann auch vielleicht in *νεφρός* das *ρ* nicht zur Wurzel, sondern zum Suffix gehörte, so daß wir ein und dieselbe Wurzel in den drei Erscheinungsformen ren, ner, *νεφ* vor uns hätten. Daß ich zu der Abteilung in *νεφ-ρό-ς* an sich ein gutes Recht habe, d. h. daß diese Abteilung an sich organisch ist, wird jedem klar sein, wenn ich ihn nur an Wortgebilde erinnere wie *τάφ-ρο-ς* (Graben), *φάγ-ρο-ς* (Wetzstein), *γαμ-β-ρό-ς* (Schwiegersohn) u. ä. An sich kann *νεφρός* also ebensogut in *νεφρ-ός* als in *νεφ-ρό-ς* zerlegt werden, das ist zunächst eine durchaus relative Frage; welche von den beiden Möglichkeiten Anspruch darauf hat, als Wirklichkeit angesehen zu werden, dafür muß ein absolutes Kriterium noch abgewartet werden. Bis dahin hat man die Wahl. Die bisherige Wissenschaft wählt die erste Gliederung, d. h. sieht *νεφρ* als Wurzel an, da sie dazu durch den Versuch einer Vereinigung des griechischen Wortes mit unserem deutschen Nier-e gezwungen wird; ich vereinige Nier-e sowohl mit ren-es, das für die bisherige Wissenschaft überhaupt außerhalb aller Zusammenhänge steht, als mit *νεφρός*, für das ich dann die Gliederung in *νεφ-ρό-ς* annehme. Wo steckt da nun das „Taschenspielerstückchen", von dem Herr Stürmer so geschmackvoll spricht? Auf die schwerer, d. h. nicht in unmittelbarer Anschauung erkennbaren Verbindungen wie spe-s und *ἐλπ-ίς* (mit dem für *ἐλπ-ίς* behaupteten Digamma ist es doch wohl noch mindestens fraglich, vgl. *ἤλπιξον*, nicht *ἐϝλπιξον*!), wie sil-ex und *λίθ-ος*, auch *νέϝ-ος* und juv-enis, oder wie soc-ius und com-es wollen wir hier zunächst nicht eingehen. Denn erst müssen natürlich die einfachen Fälle klar erkannt und in ihrer grundsätzlichen Bedeutung aufgefaßt sein, ehe das Schwierigere erörtert werden kann. Nur über das letzte Paar einige Worte, da Stürmer hierzu Interessantes berichtet. Er sagt nämlich S. 573: „Besonders belehrend über Meyers Wissenschaftlichkeit ist die Zusammenstellung von soc-ius und com-es; socius gehört, wie jeder weiß, der die Anfangsgründe der lat. Etymologie kennt, zu sequi, und comes ist zusammengesetzt aus der Präposition cum und dem Verbalstamm i gehen, also „Mitgänger". Hier soll also ein Präfix mit einer Wurzel seine Laute tauschen!" Ja, ich glaube eben an diese Erklärungen nicht, da sie mir den Stempel des Gemachten tragen, und da ich sehe, wie sie in Ermangelung von etwas

Digitized by Google

Besserem entstanden sind. Daß soc-ius zu sequ-i gehören soll, weiß ich bald zwei Jahrzehnte, habe aber nie recht daran glauben können, und ebenso kenne ich die angegebene Erklärung von com-et-s, com-it-is nur zu gut, sie hat mir aber auch im Hinblick auf equ-et-s, equ-it-is, mil-et-s, mil-it-is, ped-et-s, ped-it-is, satell-et-s, satell-it-is u. v. a. nie in den Sinn gewollt. Das ist allerdings für meine Wissenschaftlichkeit im Gegensatz zu der des Herrn Stürmer „besonders belehrend", daß jene selbst prüft und urteilt und womöglich durch eigene Gedankenarbeit in der Erkenntnis vorwärts zu kommen sucht, während diese blindlings alles glaubt und hinnimmt, je absurder, um so lieber. Spaßhaft naiv muten endlich die Bemerkungen an, die Stürmer zu dem Verhältnis von Θῆβαι und seiner jüngeren Form Fibae wie zu unserem lach-en und dem als läf ausgesprochenen englischen laugh macht. Er sagt darüber S. 568: „Das neugriech. Fibae für altgriech. Θῆβαι kann kein Beweis für die Vertauschung der „Spiranten" sein, sondern es hat eine im Laufe der Zeit sich vollziehende Veränderung der Aussprache stattgefunden, jedes altgriechische θ wird im Neugriechischen f ausgesprochen", und S. 569: „Das Verhältnis von engl. laugh (sprich läf) zu lachen ist dasselbe wie von neugriech. Fibae zu altgriech. Θῆβαι und gehört nicht in das Kapitel der Etymologie, sondern der Geschichte der Aussprache." Natürlich! Hier sehen wir ja gerade vor unseren Augen sich das vollziehen, worauf alles ankommt, sich das sekundär wiederholen, was auch primär stattgefunden hat, eine Veränderung der Laute, auf der die ganze Gestaltung der Sprache beruht. Das ist doch so leicht zu verstehen, und Herrn Stürmer fällt es so schwer. Genau wie Θῆβαι und Fibae, so stehen eben auch θήγ-ω (wetzen) und φάγ-ρος (Wetzstein) zueinander, nur daß in jenem Falle die eine Form das Kind der anderen ist, während θηγ und φαγ Brüder sind, daß wir also dort von einem Lautwandel und hier von einem Lautwechsel sprechen müssen. Wie kindlich muß also dem, der mehr von der Sache verstanden hat als Stürmer, dessen Bemerkung vorkommen, daß diese Änderungen der Laute nicht in das Kapitel der Etymologie, sondern der Geschichte der Aussprache gehören. Es gehört in — das Kapitel der Sprache!

Zum Schlusse dieser unserer Erörterungen über die allgemeine konsonantische Differenzierung der Wurzel müssen wir uns noch mit der Beispielreihe beschäftigen, die mein Bruder in seinem Aufsatz als eine Probe dieses Differenzierungsprozesses angeführt, und von der Stürmer natürlich nun auch gar nichts verstanden hat. „Einen recht eigentümlichen Eindruck", sagt er S. 574, „macht auf den Leser folgende Behauptung Meyers und ihre Begründung, daß mercari und pretium auf gemeinsamen Ursprung

Digitized by Google

zurückgehen, und daß die litauische Sprache uns die Mittelglieder erhalten habe, nämlich perk-ù kaufen und prek-ià Kaufpreis". Als meine erste Aufgabe, die ich aber nicht erfüllt hätte, stellt er es hin, „zu beweisen, daß lat. merc- auch wirklich = lit. perk- sein kann, d. h. daß lat. m im Litauischen nicht bloß in diesem einen Worte, sondern öfter durch p und lat. c durch lit. k vertreten werde. Diese beiden Beweise, sagt er weiter, „ist Meyer schuldig geblieben, und der erste läßt sich auch nicht führen, weil er unmöglich ist. Lat. m ist immer lit. m". Wer mein Buch gelesen hat, für den brauchte ich eigentlich kein Wort auf diese unverständigen Äußerungen zu erwidern. Natürlich muß ich zeigen und habe ich gezeigt, daß m und p wie alle anderen Konsonanten zu Hunderten in den indogermanischen Sprachen wechseln; zu fordern aber, wie es bei Stürmer den Anschein hat, daß dieser Wechsel gerade immer zwischen lateinischen und litauischen Wörtern auftreten, daß hier eine besondere Entsprechung bestehen soll, ist sinnlos, ebenso sinnlos, wie es wäre, wenn jemand fordern wollte, daß, weil das griech. μορφ-ή den umgekehrt gelagerten Typus zu dem lat. form-a aufweist, nun auch immer nur gerade zwischen griechischen und lateinischen Wörtern sich diese Erscheinung zeigen sollte. Was heißt das: „Lat. m ist immer lit. m"? Das mag wohl für die Anschauungen der bisherigen Sprachforschung gelten, die bis jetzt dabei stehengeblieben ist, nur die an der Oberfläche liegenden Entsprechungen zu sehen und zu registrieren, während wir jetzt weiter kommen, tiefer und weiter sehen und dabei in unserem Falle feststellen, daß das Lateinische von derselben Wurzel den Typus merk und das Litauische den Typus perk bewahrt hat. Und genau dasselbe gilt für die Typen prek und pret. Nach den Feststellungen der bisherigen Sprachwissenschaft „ist auch immer griech. μ = lat. m", und doch steht der Fall μύρμ-ηξ : form-ica da und zeigt, daß das nicht stichhaltig ist, und ebenso behauptet die Wissenschaft auf dem Gebiete des Vokalismus ein so festes Entsprechen der Vokale, daß z. B. der Satz „Griech. ι ist immer lit. i" für sie unbedingte Geltung hat, und doch steht dem griech. κλίν-ω (neigen) deutlich ein lit. klón-otis (sich neigen) gegenüber. Was ist da nun unrichtig, die Tatsachen oder die Theorien? Für die Leser meines Buches bin ich keinen Beweis schuldig geblieben; daß Herr Stürmer nicht zu ihnen zählt, gleichwohl aber willkürlich darauf losredet, dafür trägt er selbst die Verantwortung. Eine besondere Belehrung glaubt dann Stürmer noch in dem Satze geben zu müssen (S. 575): „Die Sprache ist aber an keine „mathematischen" Gesetze gebunden, sondern an sprachliche, d. h. physiologisch-psychologische." Ich möchte ihm hier darauf nur antworten, daß das ganze Universum Mathematik, d. h. Logik, d. h. Vernunft ist. Hoffentlich versteht er das. Die

Digitized by Google

Leſer aber mögen hiernach ſelbſt beurteilen, was auf ſie einen „eigentümlicheren Eindruck“ macht, die klaren Ausführungen meines Bruders oder die ſinnloſen Äußerungen Stürmers. Ich verlaſſe hiermit dieſen Gegenſtand, für alles andere auf mein Buch verweiſend, und wende mich dem dritten und letzten großen Geſetze zu, dem Geſetze der Metathesis.

3. Die Differenzierung der Wurzel durch die verſchiedene Lagerung ihrer Beſtandteile.

Die meiſten Beiſpiele, durch die dieſes Geſetz in dem Aufſatze meines Bruders veranſchaulicht wird, haben wir ſchon oben bei der Beſprechung der vokaliſchen Differenzierung der Wurzel anführen müſſen. Denn Stürmer bemerkte dazu: „Von vornherein ſpricht gegen dieſes Geſetz, daß die Vokale dabei unberückſichtigt bleiben.“ Hierüber haben wir ihn ja nun ſchon oben belehrt. Vor allem aber muß ich Herrn Stürmer jetzt fragen: Warum unterdrückt er aus dem Aufſatze meines Bruders ſo ganz die Beiſpiele, die nun ſogar in den Vokalen „ſtimmen“, warum ſchweigt er z. B. über form-a und μορφ-ή, über τέμ-νω und met-o? Und warum nennt er ferner nicht Zieg-e und Geiß (nebſt Zick-e und Kitz-e) als ein Beiſpiel, das auch wegen Vokalverſchiedenheit nicht ſtichhaltig ſei? In jenen beiden Fällen muß er eben ganz verſtummen, und in dieſem hat er ſich wohl davon überzeugt, daß auch die bisherige Wiſſenſchaft den Zuſammenhang wittert und halb zugibt, wenn er ihr auch nach ihren Anſchauungen nicht ganz verſtändlich ſein kann. Auch nec-o (töten) : κάν-ιω (töten) läßt er ſonderbarerweiſe ſo ganz unbeachtet, obwohl ſie ihm bei ihrer Vokalverſchiedenheit doch auch einen erfolgreichen Angriff verheißen konnten. Die Griechen haben nun einmal den Römern nicht den Gefallen getan, von der Wurzel denſelben vokaliſchen Typus zu wählen wie dieſe, alſo nicht κεν, ſondern καν, jedenfalls aus Rache dafür, daß die Römer ſich mit der Wahl ihres man-eo (bleiben) auch nicht nach dem griech. μέν-ω gerichtet haben. Was Stürmer ſonſt noch gegen die einzelnen Beiſpiele vorbringt, können wir ſchnell erledigen. Daß λαχ-έω (ich rufe) ſich von dem lat. loqu-or ſoll bevormunden und gar von ſeiner natürlichen Vereinigung mit καλ-έω abdrängen laſſen, wird es ſich ſchwerlich gefallen laſſen, und daß das lat. il-lic-io (lac-io) „locken“ mit laqu-eus zu verbinden ſei und urſprünglich „beſtricken“ bedeute, möge uns Herr Stürmer mit Walde zunächſt einmal beweiſen. Bis dahin ziehen wir den einfacheren und natürlicheren Weg vor. Ebenſo mag die Wiſſenſchaft ſehen, bei wem ſie es fertig bringt, das niederdeutſche Pot von dem hochdeutſchen Topf zu trennen. Es „ſoll nach Kluge keltiſchen Urſprungs ſein (vgl. kymr. pot,

Digitized by Google

gael. poit)". Man weiß ja, daß die Zeiten noch gar nicht so weit zurückliegen, wo man in der Sprachwissenschaft alles, was einem dunkel war, ins Keltische abschob, von dem nur so wenig auf uns gekommen ist:

Was man nicht erklären kann,
Das sieht man einfach als keltisch an.

Nach diesem Rezept ist leider nur allzulange verfahren worden, und ganz ist, wie man sieht, die Krankheit immer noch nicht überwunden. Interessant ist ferner das, was Stürmer gegen die Vereinigung von amn-is (Fluß) und man-are (fließen) vorbringt, die doch jedem, nachdem er einmal darauf aufmerksam gemacht ist, sofort einleuchten und bald unerschütterlich feststehen wird. Aber das Schicksal dieser beiden Wörter hat sich bisher anders gefügt, nämlich so: man sieht neben man-are ein mad-eo (naß sein) vor sich, flugs wird behauptet, man-are sei aus mad-n-are entstanden, ohne daß man dafür auch nur den geringsten Anhalt hat, ganz abgesehen von dem verdächtigen n! In Wirklichkeit steht hier von ein und derselben Wurzel ein Typus man neben einem Typus mad, genau wie wir in einer anderen Wurzelfamilie ein men-s (Verstand) und ein med-itari (nachdenken) nebeneinander antreffen und so in vielen anderen Fällen. Und wie steht es mit amnis? Nicht weniger als vier verschiedene Entstehungsweisen werden zur Wahl gestellt, von denen Stürmer zwei anführt. „Das —mn— von lat. amnis", so kann man z. B. in Brugmanns Grundriß (I, S. 675, Fußnote 1) nachlesen, „wird verschieden, aus —pn—, —bn—, —bhn— und aus —bdn—, gedeutet". Merkwürdig! Nur so, wie das Wort in Wirklichkeit dasteht, wird es nicht „gedeutet", was doch das Nächstliegende und, wenn nicht wirkliche Tatsachen anderes an die Hand geben, bis dahin das einzig Richtige ist. Alles dies aber „berücksichtigt Meyer nicht", wie uns Herr Stürmer aus dem Schatze seines reichen Wissens belehrt. Als dieselbe Verletzung altgeheiligter Wahrheiten stellt er es hin, wenn ich ins-ula und νῆσ-ος in dieser einfachsten, natürlichen Weise verbinde (genau wie nos und uns!); denn, „wie schon Vaníček angibt (!)", ist insula als en-salo „in der Salzflut, im Meere gelegen" zu erklären (NB: als terra in salo sita!), eine Erklärung, die so ganz leise erinnert an die bekannte Erklärung von cadaver, das aus caro data vermibus entstanden sei; „νῆσος dagegen (aus σνη-)", so lautet der andere Teil von Stürmers Einwendungen, „ist 'die schwimmende' (vgl. lat. no)". Als ob ich das nicht alles selbst gewußt hätte! Ich habe nur nicht daran geglaubt, und andere ernste Sprachforscher haben auch nie recht daran glauben können, wie Herr Stürmer schon daraus sehen kann, daß man nach der Aufstellung der Sonantentheorie insula sofort als ps-ula mit νῆσ-ος verband (vgl. Stolz, Lateinische

Digitized by Google

Grammatik in Iwan Müllers Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft). „Was soll man aber zu einer Zusammenstellung von *τρι-γων-ον* und tri-ang-ulum sagen?“ so ruft Stürmer weiter unwillig den Kopf schüttelnd aus. O, ich denke, daß diese Zusammenstellung allen gesund denkenden Menschen gefallen, bald einleuchten und nach einer Zeit tieferen Nachdenkens zur völligen Gewißheit werden wird. Sie müssen sich nur erst die Zeit genommen haben, sich etwas hineinzudenken, wie ich es auch, freilich in zehnjähriger tiefer Gedankenarbeit, habe tun müssen. Man wird sich z. B. sagen, daß die beiden Wurzelformen genau so gelagert sind wie gel-idus und alg-idus und recht viele andere Wörter, und daß sie vokalisch zueinander stehen wie cap-io (greifen) und *κώπ-η* (Griff) und ebenfalls recht viele andere Wörter. Man muß erst jede Erscheinung für sich beobachtet und in ihrer prinzipiellen Bedeutung erfaßt haben, dann fällt es einem bald nicht mehr schwer, den Zusammenhang auch da zu erkennen, wo zwei Erscheinungen zusammen auftreten. Stürmer antwortet aber kurz: „angulus geht auf idg. anq zurück“! Ich will ebenso kurz antworten und sagen: Beweis!

Was nun das innere Verständnis der Metathesis oder richtiger der verschiedenen Lagerung der Laute angeht, so hat Stürmer hiervon natürlich erst recht nichts begriffen, obwohl meines Bruders Ausführungen darüber recht klar sind, wie ja seinem ganzen Aufsatze von allen Seiten, auch von gegnerischer, übereinstimmend die Klarheit nachgerühmt wird. Diejenigen, die mein Buch noch nicht gelesen haben, darf ich hierfür wohl auf meine Ausführungen auf S. 234 verweisen. Stürmer begeht vor allem den Grundfehler, daß er die Metathesis (so wollen wir uns einmal kurz ausdrücken) für einen Fehler ansieht und dementsprechend (S. 564) immer von „falsch“ und „richtig“ spricht. Er bedenkt dabei gar nicht, daß diese Begriffe durchaus relativ sind, d. h. daß sie zunächst gar keine Geltung haben. Wer will denn sagen, ob form-a oder *μορφ-ή* „richtig“, ob form oder ob morf das Ursprüngliche ist? An sich ist doch das eine so richtig wie das andere. Erst wenn innerhalb der einzelnen Sprachgenossenschaft eine Entscheidung herbeigeführt ist, d. h. sich die einzelne Form im Gebrauch bestimmt festgesetzt hat, erst dann können die Begriffe richtig und falsch auftreten, d. h., nachdem sich das Griechische endgültig für die Wurzel in der Form morf entschieden hat, ist es von da ab innerhalb dieser Sprachgenossenschaft falsch, statt *μορφ-ή φορμ-ή* zu sagen (wozu der naive Mensch aber infolge des Naturprozesses, der die Formen überhaupt geschaffen hat, immer wieder kommen kann!), und ebenso ist es jetzt nur im Lateinischen „ein Fehler“, statt form-a morf-a zu sagen. Stürmer denkt eben gar nicht naiv, er reflektiert in der trockenen Art des Buch-

Digitized by Google

gelehrten. Daß es sich hier um keine „Ausnahmen“ handelt, wie Stürmer meint, sondern um ein durchgehendes Gesetz, das sich psychologisch aus der Tätigkeit des Sprachzentrums im Gehirn ergibt, das wird ihm nach der Lektüre meines Buches, an die er nun hoffentlich recht bald herangeht, schon aufdämmern. Ich kann hier davon um so eher abbrechen, als ich in kurzem die Ehre haben werde, den Lesern dieser Zeitschrift in einem besonderen Aufsatze über diese interessante Erscheinung Neues vortragen zu dürfen, das schon zeigen wird, daß es sich hier um ein Gesetz handelt, das alle Sprachen der Erde durchzieht.

Hier aber, bei der Erscheinung der Metathesis, wird sich vor allem am klarsten und schnellsten die Frage entscheiden, auf die zunächst alles ankommt, die Frage der Methode. Wenn man auf die Hunderte von Tatsachen sieht, die ans Licht gefördert sind, dann muß sich einem mit Gewalt die Frage aufdrängen: Wie kommt es, daß man das alles jetzt erst sieht, warum hat man es bisher nicht gesehen? Es war bei der rein historischen Anschauung unmöglich, wie ich schon angedeutet habe und in der Zukunft noch näher zeigen werde. Bis dahin überlasse ich es den Lesern, sich ihr Urteil über die Sache selbst weiterzubilden. Absichtlich habe ich in solcher Ausführlichkeit auf den Angriff Stürmers geantwortet, mich absichtlich auch nur an das von ihm angegriffene Sprachmaterial haltend (ein Zurückgehen auf mein Buch selbst hätte mir ja oft meine Arbeit recht erleichtern können!), nicht weil ich dem Angriff irgendeine besondere Bedeutung beigemessen hätte, sondern weil ich es sachlich für nötig hielt. Denn es ist kein Geheimnis, daß sich die Philologen schon seit Jahren von den Fragen der Sprachwissenschaft, so interessant und wichtig dieses Gebiet an sich ist, mehr und mehr abgewandt haben, weil sich die Forscher in Theoreme verloren, denen niemand gern folgte. Die meisten wissen also kaum, wie es augenblicklich in der Sprachwissenschaft aussieht, und sie haben damit nicht den Maßstab, die Ergebnisse meines Buches an den Ergebnissen der bisherigen Forschung auf ihre Wahrheit und Bedeutung zu prüfen. Da ist Herr Stürmer nun so freundlich gewesen, einen kleinen Teil davon gegenüberzustellen, und dafür können wir ihm Dank wissen. Im übrigen ist er persönlich, da er ja kein eigenes Urteil hat, bei dieser ganzen Auseinandersetzung gleichgültig gewesen, wie die Leser selbst eingesehen haben werden. Sie sind nun in den Stand gesetzt, über die Verteilung von Wahrheit und Irrtum selbst zu urteilen, und sie werden jetzt schon von selbst wissen, was sie davon zu halten haben, wenn Stürmer das Resumé seiner Ausführungen zieht mit der nicht eben mehr neuen Wendung, „daß das, was an den Meyerschen Ausführungen richtig ist, nicht neu, was aber neu, nicht richtig ist“.

Digitized by Google

Es ist an meinem Buche nur allzuviel neu und richtig. Das beweist dem tiefer Sehenden schon die Aufnahme, die ihm bisher zuteil geworden ist, und über die ich hier zum Schluß wohl noch ganz kurz berichten darf. In größeren und kleineren Aufsätzen ist das Buch, soweit es mir bekannt geworden ist, bisher besprochen worden in der Kölnischen, in der Frankfurter und in der Weser-Zeitung, in den Leipziger Neuesten Nachrichten, im Hamburger Fremdenblatt, im Hannoverschen Courier, ferner im Literarischen Zentralblatt, in der Monatsschrift für höhere Schulen, in den Neueren Sprachen, in der Berliner Philologischen Wochenschrift, in der Pariser Revue de l'Enseignement des Langues Vivantes und im Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen. Die Stimmen lauten für und wider, und zwar in allen Tonarten von dem begeistertsten Beifall auf der einen bis zum leidenschaftlich erregten oder in gehässige Ironie gekleideten Widerspruch auf der anderen Seite; und genau dasselbe gilt von den zahlreichen Zuschriften, die ich erhalten habe. Das ist bezeichnend und für den objektiven Beobachter sicher ein Grund, der Sache näher zu treten. Warum das Buch, das seinen Verfasser zehn Jahre seines Lebens gekostet hat und fast eine Selbstaufopferung für echte, tiefste Wissenschaft darstellt, warum es mit solcher Feindschaft behandeln, wie es zum Teil, freilich nicht offen, geschehen ist? Was daran nicht wahr ist, wird ja schon bald wieder untergehen, das verdiente Schicksal, das ihm niemand mehr wünscht als ich selber; was aber wahr ist, wird sich schon durchsetzen. Wenn also Herr Stürmer am Schlusse seines Aufsatzes von dem Buche meint, mit der Entdeckung wäre es „also wieder einmal nichts gewesen" so darf ich dem wohl gegenüberstellen, in welchem Lichte es dem Referenten eines der ersten unserer öffentlichen Blätter erscheint, der Kölnischen Zeitung, die schon wenige Wochen nach dem Erscheinen des Buches an leitender Stelle einen ausführlichen Aufsatz darüber gebracht hat. Ihm ist es „ein interessantes und wissenschaftlich bedeutsames Buch", und er fühlt es, daß „die Menge der zusammengestellten unleugbaren Wahrscheinlichkeiten, die zum großen Teil als Gewißheiten betrachtet werden müssen, eine überzeugende Kraft in sich trägt". Wenn ihm auch das Buch die Schöpfung der Sprache noch nicht erschließt, da er hierunter anderes versteht, als ich den Titel aufgefaßt sehen will, „so stellt das inhaltreiche und bedeutende Werk jedenfalls einen großen Fortschritt für die Erkenntnis der Gestaltung der Sprache innerhalb unseres indogermanischen Gebietes dar. Die bisherigen Ergebnisse der etymologischen Forschung werden in ungeahnter Weise bereichert, eine Menge verborgen gebliebener Verwandtschaftsbeziehungen aufgedeckt. Um es kurz auszudrücken, die Wurzelverwandtschaft wird durch die stärkere Heranziehung der Lautversetzung und Lautvertauschung ungemein

Digitized by Google

ausgedehnt, weit hinaus über die Wirkungen der bisher hauptsächlich ins Auge gefaßten, ohne oder mit Lautverschiebung hervortretenden Übereinstimmung des Lautaufbaues". Ihm ist es ferner klar, welche ausschlaggebende Bedeutung die Entdeckung der Metathesis für die Entscheidung über Tatsachen und Methode hat: „Hier tut Meyer den ferneren bedeutsamen Schritt, daß er die Wurzel (scil. von fol-ium) umkehrt und damit zu Laub (alt loub) gelangt" sind seine Worte im Zusammenhang der Besprechung. Und dementsprechend schließt er seinen gehaltvollen, von einer hohen philosophischen Denkart zeugenden Aufsatz mit den Worten: „Wer das Buch im Zusammenhang liest, wird sich klar werden, daß die Wissenschaft zu diesen neuen Forschungen Stellung nehmen muß." Dies ist bis jetzt noch nicht geschehen. Wenn es geschieht, werden wir sehen, wie man sich mit den Tatsachen abfindet, die sich doch nun einmal nicht aus der Welt schaffen lassen. Nur im Widerspruch der Meinungen kann die Göttin gewinnen, der wir alle dienen, die Wahrheit.

Vom deutschen Superlativ und seinen Verwandten.[1])

Von Gymnasialoberlehrer Dr. **Becher** in Dresden.

„Guten Tag! Ich freue mich herzlich, Sie wiederzusehen, mein bester Herr Schulze." „Meine Gnädigste, ich bin äußerst erfreut, Sie so prächtig erholt, wieder begrüßen zu können. Sie haben sich gewiß ganz vortrefflich amüsiert." „Ach ja, es war einfach himmlisch. Direkt großartig sage ich Ihnen, dieses St. Casimir." „Mensch, Kerl, alter Junge, unser Aufenthalt in dem einzigen Lehmannswalde war über alle Begriffe schön. Wir haben gelebt wie die jungen Götter." „Flunderndorf ist die Perle der Seebäder, das Seebad der Seebäder, das schönste Bad der Welt." „Na, Kinder, ich sage euch, beim Graseckbauer in Mittelgurgl war's wieder zu schön." So und ähnlich haben wir es in den letzten Wochen mehrfach gehört und ähnlich haben Sie hoffentlich selbst berichten können. Oder hat einer von Ihnen erzählen müssen: Nichts schrecklicher als eine Sommerfrische in dem Jammernest Langenweiler. In Ruppigswalde war's wieder mordsschofel. Lieber sterben als noch einmal nach Beutelschneiderheim. Die Leute sind Erzgauner. Dort ist's schlimmer als schlimm, schlimmer als die Polizei erlaubt!"?

Ich habe Ihnen, verehrte Anwesende, da an zwei Gruppen von Beispielen die Ausdrucksweise gekennzeichnet, in der die Berichte von der

1) Vortrag, gehalten vor der Dresdner Gruppe des deutschen Sprachvereins am 21. September 1905.

Digitized by Google

Sommerreise gehalten zu sein pflegen. Was ist da gemeinsam? Die Neigung zum verstärkten Ausdruck, schulmäßig gesagt zum Superlativ.

Der Superlativ ist der dritte Grad der Steigerung. Diese Form der Abwandlung lehrt uns die Schule als eine Besonderheit des Adjektivs. Das ist eine Einschränkung, die richtig und falsch ist. Gewiß, die Steigerung Positiv, Komparativ, Superlativ ist dem Adjektivum und dem zugehörigen Adverbium eigentümlich, aber für eine eingehende Betrachtung müssen wir uns weitere Grenzen setzen. Das gilt besonders für den Superlativ und die ihm verwandten Bildungen, die ich Ihnen bald vorführen werde.

Gehen wir mit unseren Betrachtungen von Wundt aus, der in seiner Völkerpsychologie ja auch die Entwicklung der Sprache eingehend behandelt! Da lernen wir:

„Die Steigerungssuffixe kommen ursprünglich auch in Verbindung mit dem Substantivum vor. Die Bedeutung der Komparationsformen erwächst erst aus der Sonderung des Eigenschafts- vom Gegenstandsbegriff."

Was wir also zum Scherz jetzt bilden: 'Schaf, Schäfer' ist bis zu einer gewissen Jugendstufe der Sprache möglich gewesen. Jetzt können wir solche Reihen dem Bedeutungsinhalt nach auch bilden: Bach, Fluß, Strom; Edelmann, König, Kaiser; oder nur 2 Stufen: Wärme, Hitze; Kühle, Kälte. Da ist der Begriff gesteigert, aber nicht das Wort. Auf ähnliche Entstehung weisen, wie nun wieder Wundt lehrt, gewisse Komparationsformen hin aus dem Gebiete der adjektivischen Steigerung: gut, besser, am besten; viel, mehr, am meisten. Diese Erscheinung finden wir auch in anderen indogermanischen Sprachen. Es kommen da die Begriffe groß, klein, schlecht, wenig hinzu. Sie haben unter sich gemeinsam, daß bei ihnen die Wertabstufung eine Rolle spielt. Daß diese Suppletiverscheinungen gerade bei solchen Adjektiven vorkommen, die einerseits zu einer sehr alten Schicht von Eigenschaftsbezeichnungen, anderseits aber zu den am häufigsten gebrauchten Wörtern gehören, charakterisiert sie von vornherein als altertümliche Erscheinungen. Denn der häufige Gebrauch ist es, der überall älteren Wortformen die Widerstandskraft verleiht, durch die sie gegenüber den ausgleichenden Wirkungen der Assoziation standhalten; und da bestimmte Beziehungselemente ihre Bedeutung als Komparationszeichen erst dadurch bekommen haben, daß sie an ein- und denselben Wortstamm sich anlehnten, so ist in dem Gebrauch verschiedener Wortstämme für das, was wir heute Steigerungsformen nennen, offenbar dies eingeschlossen, daß es sich hier ursprünglich überhaupt nicht um Gradunterschiede eines Begriffes, sondern um verschiedene Begriffe handelte.

Also bei der Steigerung haben wir einerseits die Bildung von Steigerungsgraden durch Suffixe, anderseits die begriffliche Verstärkung.

Digitized by Google

Beim Superlativ werden wir auf diese zweite Art besonders zu achten haben. Der Vorgang erstreckt sich hauptsächlich auf Adjektiva und zu ihnen gehörende Adverbia. Der Begriff der Steigerung und Verstärkung ist aber zunächst auf diese Klasse nicht beschränkt gewesen und, wie wir bald sehen werden, auch heute noch an anderen Stellen zu treffen. Wie haben wir denn in der Schule die Komparation gelernt? Groß, größer, am größten; groß, größer, sehr groß. Da haben wir zwei Arten des 3. Grades. In der wissenschaftlichen Grammatik nennt man sie Superlativ und Elativ. Was ist der Unterschied? Ein einfaches Beispiel lehrt es uns verstehen. Die Zugspitze ist ein sehr hoher Berg. Sie ist der höchste Berg Deutschlands. Das erste Beispiel zeigt den Elativ abgeleitet von efferre herausheben, das zweite den Superlativ, abgeleitet von superferre darüberheben. Die Zugspitze ist ein Berg höher als viele andere. Diese Eigenschaft teilt sie mit dem Mont Blanc, dem Gaurisankar und sonstigen Riesen der Gebirgswelt. Sie ist der höchste Berg Deutschlands. Den Rang macht ihr kein anderer streitig. Der Elativ erhebt einen Begriff in die erste Klasse, wo er mehrere Gleichberechtigte hat oder haben kann. Der Superlativ trennt ihn von allen Angehörigen derselben Klasse. Der Elativ gibt eine absolute Aussage, der Superlativ eine relative. Der Scherbelberg ist der höchste Berg Leipzigs. Er erhebt sich aber nur 3000 cm über die Talsohle, ist also nicht hoch.

Der Superlativ wird mit Suffix gebildet, mit der Ableitungssilbe est oder mit Unterdrückung des 'e' nur auf st. Der Stammvokal erleidet, wenn er umlautfähig ist, Umlaut oder auch nicht, je nachdem auf älterer Sprachstufe 'ist' oder 'ost' vorlag oder das Wort im Laufe der sprachgeschichtlichen Entwicklung durch Analogiebildung der einen oder anderen Gruppe sich anschloß; 'die dümmsten Bauern', sagt man, 'haben die größten Kartoffeln; aber die losesten Buben die rundesten Pausbacken'.

Ob e steht oder nicht, entscheidet der Wohlklang. Grammatiker des 18. und 19. Jahrhunderts haben sich die Mühe genommen, die Stammausgänge zu bestimmen, die 'e' zulassen oder nicht. Der Gebrauch ist aber sehr schwankend. Er wechselt mit Zeit, Landschaft, Stilart. Bei Zischlaut als Stammausgang bildet man jetzt den Superlativ vorschriftsmäßig auf 't'. Der größte Narr ist der närrischte Mensch. Ein Rest des 'ist' besteht noch als altertümlicher Ausdruck aus der Soldatensprache, 'Obrist' neben 'Oberst'. Die Entwickelung über 'Obrist' mit Doppelkonsonanz zu 'Oberst' hat hier das 'O' vor dem Umlaut geschützt. Die Form 'der Oberste' ist ins Schriftdeutsch nicht übergegangen. Das Adverbium zum Superlativ bildet man zunächst gleich der prädikativen Form des Adjektivs mit Hilfe der Präposition. 'Die Zugspitze ist unter den deutschen Bergen am

Digitized by Google

höchsten.' 'Diesen Berg besteigen viele am liebsten.' In dem 'am' steckt der bestimmte Artikel. Daneben gibt es noch eine seltenere adverbiale Bildung, die als prädikatives Adjektiv nicht verwendbar ist, nämlich auf 'ens'. 'Ich empfehle mich bestens.' 'Meistens, wenigstens, höchstens, mindestens' gehören zu derselben Gruppe. Eine Aufzählung bietet Lyon in der Neubearbeitung von Heyses Grammatik. Er nennt diese Form den absoluten Superlativ. Dieser kommt auch ohne Suffix vor in den Formen höchst, äußerst, längst, höflichst und anderen, die Sie auch bei Heyse-Lyon finden. Den Superlativ kann man noch verstärken. Wenn die Zugspitze der höchste Berg Deutschlands ist, so ist sie der höchste von allen Bergen Deutschlands oder 'der allerhöchste Berg Deutschlands'. Damit ist logisch nicht mehr gesagt als im ersten Ausdruck, aber für das Gefühl liegt doch mehr darin. Es ist eine Verstärkung des Ausdrucks, und der höfische Stil unterscheidet sehr genau zwischen den höchsten und den allerhöchsten Herrschaften. Mit dieser Art der Verstärkung kann man noch weitergehen. Wer von seiner Reise recht eindrucksvoll erzählen will, kann sagen: 'Die Zugspitze ist der allerallerhöchste Berg Deutschlands.' Auch diese Verdoppelung werden wir beim Elativ wieder antreffen. Ja, beim Adjektivum 'lieb', das man besonders gern mit Verstärkungen des Ausdruckes verbindet, finden wir noch eine dritte Verstärkung, auf die wir ebenfalls beim Elativ zurückzukommen haben, die Angabe des Ortes, wofür der zum Superlativ erhobene Begriff Geltung hat. Denn so zerlegt sich der schöne Ausdruck 'Herzallerliebste'. Da der Superlativ einen bestimmten Begriff aus der Gruppe heraushebt, wird er gewöhnlich mit dem bestimmten Artikel verbunden. 'Gott ist das höchste Wesen.' Setzen wir zum Superlativ den unbestimmten Artikel, so arbeiten wir mit einem zusammengesetzten Begriff. 'Wir verehren ein höchstes Wesen = ein Wesen, welches das Höchste ist. Eine Fabrik sucht einen ersten Direktor, nämlich einen, der unter den Mitdirektoren die erste Stelle einnehmen soll.' Im Plural fällt dann der Artikel weg. 'Unser Hoftheater rühmt sich, nur beste Kräfte zu haben, d. h. jeder Darsteller gehört auf seinem Gebiete zu den besten.' Der Superlativ verwächst mit dem Substantivum zu einem Begriff und erst dieser bekommt den unbestimmten Artikel. Diese Ausdrucksweise ist aber nicht volkstümlich. Sie gehört der Gelehrten-, Amts- und Berufssprache an.

Nicht so richtig erscheint mir, was Wilmanns[1]) als zulässig bezeichnet: 'Die schroffsten Felsen erheben sich auf beiden Seiten.' Das ist ein ungenauer übertreibender Ausdruck. Denn die Felsen sind nicht die wirklich schroffsten. Sie sind es nicht nur im Gesichts- oder Gedankenkreise dessen, der sich so ausdrückt, der aber damit gar nicht sagen will, daß hinter den

1) W. Wilmanns, Deutsche Grammatik, 2. Aufl. Straßburg I. 1897. II. 1899.

Digitized by Google

Felsen oder sonst in der Nähe oder Ferne nur weniger schroffe Erhebungen vorkommen. Zulässig erscheinen mir die Superlative ohne Artikel: 'in größter Eile = in der größten Eile, die möglich ist, und bei bestem Wohlsein = bei dem besten Wohlsein, das sich denken läßt. Endlich sei hier noch darauf hingewiesen, daß gewisse Adjektiva die Steigerung ausschließen wegen ihres Bedeutungsinhaltes: 'eisern, einsilbig' u. a., die Sie bei Wilmanns aufgezählt finden. In übertragener Bedeutung lassen diese die Steigerung zu. 'Moltke soll der einsilbigste Mensch gewesen sein.' Gebrauchen wir hingegen den Vokativ, 'bester Herr Schulze', so wollen wir damit eigentlich nicht mehr den Superlativ ausdrücken, sondern den Elativ. Wir wollen ja genau genommen nicht sagen, daß der Herr Schulze der beste unter seinen Namensvettern ist, sondern wollen das Epitheton ornans 'gut' nur auf den 3. Grad erheben, ohne daß wir damit den anderen Schulzes den Anspruch auf gleiche Güte versagen. Damit haben wir also eine Übergangsform, und sie soll uns den Übergang zum Elativ vermitteln.

Logisch zu erklären ist der Elativ aus dem Superlativ im Plural, worin mehreren der höchste Rang zugestanden wird. Unser Hoftheater beschäftigt die besten Kräfte oder beste Kräfte — jeder einzelne Darsteller ist, wie die Berufssprache zu sagen gestattet, eine beste Kraft. Dafür nun sagt man in der Volkssprache wie in der Schriftsprache 'Eine sehr gute Kraft'. Wir bilden nämlich den Elativ schulmäßig, wie uns schon das Beispiel 'Die Zugspitze ist ein sehr hoher Berg' gezeigt hat, mit dem gradangebenden Adverbium 'sehr', das wir vor den Positiv setzen. Dazu kann der bestimmte Artikel ebensogut treten wie der unbestimmte, der Begriff kann im Singular stehen wie im Plural. Auch beim prädikativen Adjektivum und beim Adverbium kann 'sehr' stehen. Man kann sagen: 'Der sehr gute Schüler; die sehr guten Schüler; ein sehr guter Schüler, sehr gute Schüler. Die Schüler sind sehr gut. Die Schüler arbeiten sehr gut.' 'Sehr' hat zunächst die Bedeutung 'schmerzhaft'. Es ist eines Stammes mit unserm Worte 'unversehrt'. Es entwickelte die allgemeinere Bedeutung 'schwer' und bezeichnet nun als gradangebendes Adverbium mit Verlust des alten Bedeutungsinhaltes nur den hohen Grad. Die oberdeutsche Volkssprache kennt dieses 'sehr' nicht. Wo es aber üblich ist, kann es zum Adjektiv werden. Man sagt: 'Das is e sehre guter Kerl' oder indem man das sehr vor den Artikel setzt: 'Das is sehr e guter Kerl'. 'Sehr' kann endlich allein gradangebend beim Verbum stehen: 'Ich habe mich sehr gefreut'. Zur Verstärkung des Ausdruckes kann es wie aller beim Superlativ wiederholt werden. 'Die Zugspitze ist ein sehr, sehr hoher Berg'. Sobald wir aber vom papiernen Stil, von der steifen Buch-

Digitized by Google

und Konversationssprache uns los machen, wenn wir Menschen unter Menschen sein wollen, ersetzen wir das abgeblaßte 'sehr' gern durch grad-angebende Adverbia, die lebhafteren Bedeutungsinhalt haben. An solchen Adverbien ist unsere deutsche Sprache reich. Jeder Stamm, jede Berufsklasse fast hat da Lieblingswörter. Da gibt es Modewörter. Da kann jeder die Sprache bereichern. Ich darf nicht daran denken, Ihnen eine irgendwie erschöpfende Aufzählung zu geben. Es lassen sich aber gewisse Gruppen bilden.

1. Der hohe Grad wird als der der Vollkommenheit bezeichnet. Da haben wir die Adverbien 'völlig, vollkommen, vollständig, ganz, ganz und gar, durchaus, höchst, geradezu, reichlich, einfach, schwer', dazu die Fremdwörter 'total, komplett, radikal'. Hierher möchte man auch 'rein' rechnen. 'Der Junge ist rein toll auf die Liebigbilder.' In diesem 'rein' steckt aber das mhd. regin = consilium = Rat. Es handelte sich da zunächst um Wortzusammensetzung, auf die wir später kommen werden. Erst als regin zu 'rein' wurde, fiel es mit rein = pure zusammen, das sonst die steigernde Kraft nicht gehabt hatte, wie überhaupt, soweit da die literarische Überlieferung zuverlässig ist, die Elativbildung mit dem Ersatzadverbium erst im Nhd. zur Entfaltung gekommen ist.

2. Das Adverbium drückt aus, daß die Eigenschaft im richtigen Maße vorhanden ist, so wie man es nur irgend wünschen kann. Da haben wir: 'Recht, richtig, ordentlich, gehörig, trefflich, vortrefflich, reichlich, tüchtig, vorschriftsmäßig, zünftig, beachtlich, wirklich, schön, hübsch, fein, erfreulich, tadellos, rührend, preislich, rühmlich, köstlich, feenhaft.

3. Das hohe Maß geht hinaus über das Durchschnittsmaß, über das, was man wünschen oder sagen kann, soll oder mag. Da nenne ich die Adverbien 'außerordentlich, besonders, unvorschriftsmäßig, unglaublich, unbeschreiblich, unsäglich, ungemein, unmenschlich, kindisch, lächerlich, albern, blödsinnig, wahnsinnig, viehisch, kannibalisch, barbarisch, mächtig, arg, eklig, scheußlich'. Hierher gehört auch das adverbiale 'zu'. Wenn eine Dame sagt, daß ihr etwas 'zu gut' schmeckt, wenn sie einen Hut 'gar zu reizend', ein Kindergesichtchen 'wirklich allzuniedlich' findet, will sie damit ein starkes Lob, nicht einen Tadel aussprechen. Hier will ich auch gleich das Hinweisende so abmachen, das als anschauliches Steigerungswort verwandt wird und eigentlich eine Gebärde oder einen Folgesatz verlangt. 'Dafür gibt es so viele Beispiele.' Sie kennen alle 'An den Rhein, an den Rhein'. Da heißt es: 'Siehst die Mädchen so frank und die Männer so frei'.

Unter Nummer 3 bilden eine kleine Sonderabteilung diejenigen Adverbien, die zu Adjektiven gehören, welche von etwas Großes bezeichnenden

Digitized by Google

Substantiven abgeleitet sind: 'Kolossal, pyramidal, gletscherhaft, riesig, klotzig, klumpig, bäumig', oder wie wir hier sagen 'boomig'.

4. Das hohe Maß kann im Adverbium durch Beteuerung, Schwur oder Fluch ausgedrückt werden. So gebraucht man 'wirklich, wahrlich, wahrhaftig, herzlich, verflucht, verdammt, verteufelt'. Eine Mittelstellung zwischen diesen und den vorhergenannten Ausdrücken nehmen die Adverbien 'göttlich, himmlisch, teuflisch' ein.

5. Das Adverbium kann gebildet werden mit der Ableitungssilbe 'mäßig', wie wir schon oben vorschriftsmäßig und unvorschriftsmäßig hatten. Dieses 'mäßig' kann mit Substantiven verbunden werden, die etwas Großes bezeichnen oder in Beteuerungsformeln vorkommen. So ergeben sich die Ausdrücke 'bärenmäßig, heidenmäßig, hundemäßig, schweinemäßig'. Bei diesen Worten kann man die Verstärkung dadurch noch steigern, daß man ihnen zwei oder drei Akzente gibt. Man kann nämlich sagen: 'Der alte Kommerzienrat hat 'heidenmäßig viel Geld' oder 'der alte Kommerzienrat hat heidenmäßig viel Geld' oder gar 'der alte Kommerzienrat hat heidénmäßig viel Geld'.

6. Die Vorstellung, daß die nötige Menge der Eigenschaft mehrfach und dadurch reichlich vorhanden ist, steckt in der Ausdrucksweise 'Dreimal glücklich der Mann'. Da werden bestimmte heilige oder durch Gebrauch und Gebräuche volkstümliche Zahlen gewählt. Der allgemeine Zahlbegriff 'viel' beim Positiv ist jetzt nicht mehr sehr üblich. Wir haben ihn noch in der Wortzusammensetzung, auf die ich später kommen werde.

Gleich 'sehr' können alle diese gradangebenden Adverbien selbständig zum Verbum treten. Wir können uns 'blödsinnig' langweilen. Gleich 'sehr' verlieren sie ihren Bedeutungsinhalt und können so mit Adjektiven und Verben zusammentreten, bei denen sie eigentlich sinnlos oder gar widersinnig sind. Man erzählt von 'riesig kleinen Tieren', die man durch das Mikroskop beobachtet hat, ein Quartaner schwärmt von 'eklig feinen Büchern', der Gardeleutnant erzählt, sein Schwiegervater sei nicht gerade reich, aber blödsinnig begütert, beim letzten Kommißpekko aber habe sich alles boomig gemopst.

An Stelle der einfachen Adverbien können nun adverbiale Bestimmungen treten, bestehend aus Nomen und Präposition oder Nomen und Konjunktion 'wie' oder gar ganze Sätze. In solchen Ausdrücken ist der Volkswitz erfinderisch. Um sinnvolle Durchführung solcher Vergleiche haben sich unsere Schriftsteller oft sehr bemüht. Solche adverbiale Bestimmungen sind 'wider Erwarten, über die Maßen, zum Erbarmen'. Wer ein sehr törichtes Gesicht macht, steht da 'wie der Ochse vorm Berge' oder 'wie die Gans, wenns donnert'. Hiervon zu unterscheiden ist eine Ausdrucksweise

Digitized by Google

mit dem fragenden 'wie'. Aus den Adverbien, die von Verbaladjektiven der Verba sentiendi et dicendi gebildet sind, lassen sich Sätze machen, von denen ein indirekter Fragesatz abhängt. Für 'Ein Gericht selbstgepflückter Pilze schmeckt unbeschreiblich gut', sagen wir ausführlicher: 'Ich kann dir gar nicht beschreiben, wie gut ein Gericht selbstgepflückter Pilze schmeckt.' Ähnlich sind die Wendungen: 'Es ist nicht zu sagen; es ist nicht auszudenken, es spottet aller Beschreibung, du glaubst nicht, es läßt sich einfach nicht mit Worten ausdrücken' mit folgendem indirektem Fragesatze.

An Stelle des Vergleiches mit 'wie' tritt nun einfacher ein zusammengesetztes Wort, wobei das Vergleichswort zum Bestimmungswort des Kompositums wird. Da kommen wir also zur Verstärkung des Ausdrucks durch Komposition. Dafür liegen mehrere wissenschaftliche Arbeiten vor.

Die Grundlage bildet Grimms Sammlung in der deutschen Grammatik, wodurch die Arbeiten Gottscheds und anderer Forscher des 18. Jahrhunderts überholt wurden. Weiter geht die Einzeluntersuchung von Tobler in seiner Abhandlung: Über die Wortzusammensetzung nebst einem Anhang über die verstärkenden Zusammensetzungen. Ein Beitrag zur philosophischen und vergleichenden Sprachwissenschaft. Berlin 1868. Dieser eingehenden Abhandlung ging eine kürzere Arbeit desselben Verfassers voraus im 5. Bande von Frommanns Zeitschrift für deutsche Mundarten, angeregt durch einen Aufsatz in derselben Zeitschrift 'Über die Hennebergische Mundart' verfaßt von Brinkmann. Dasselbe Arbeitsgebiet betrat dann Oskar Hauschild in seiner Programmabhandlung 'Die verstärkende Zusammensetzung bei Eigenschaftswörtern im Deutschen'. Hamburg, Wilhelmsgymnasium 1899. Die wohl auch hierher gehörigen Arbeiten von Dony 'Über einige volkstümliche Begriffsverstärkungen, Programm der höheren Bürgerschule, Spremberg 1865 und Gerland 'Intensiva und Iterativa' in ihrem Verhältnis zueinander, Leipzig 1869 habe ich mir leider nicht verschaffen können. Auch hier lassen sich Gruppen bilden. Auch hier sind die Mundarten unerschöpflich. Die Formen sind oft Erzeugnisse des Volkswitzes. Auch hier ist darum jede Übersicht unvollständig und kann nur zum Weitersammeln anregen. Ich nenne Ihnen die Hauschildschen Gruppen.

1. Die Gruppe, die uns zu dem neuen Abschnitt geführt hat: das Bestimmungswort nennt einen Gegenstand, dem die Eigenschaft in hervorragendem Maße zukommt. Begnügen wir uns mit den Beispielen 'blitzschnell, engelrein, grasgrün, riesengroß, turmhoch'. In einigen Fällen haftet dem Bestimmungswort die im Grundwort angegebene Eigenschaft nicht an sich an, sondern kommt nur gelegentlich und durch menschliches Zutun, dann aber in hohem und auffallendem Grade zur Erscheinung. Nur die gekochten Krebse sind rot, nur die gespannte Schnur ist gerade, nur der

Digitized by Google

eben abgeschossene Pfeil fliegt geschwind. Und wir gebrauchen doch die Ausdrücke 'krebsrot, schnurgerade, pfeilgeschwind'.

2. Das Bestimmungswort bezeichnet die mögliche äußerste Folge des gesteigerten Begriffs. Hierzu gehören die Ausdrücke 'todmüde, klapperdürr, funkelnagelneu' und mit verblaßter Bedeutung des steigernden Begriffes, 'todfein'.

3. Selten gibt das Bestimmungswort die die Steigerung enthaltende Ursache an. Hierfür bringt Hauschild die Beispiele 'winterlange Nacht', 'sommerlanger Tag'.

In der 4. Klasse wird die Eigenschaft in Beziehung gebracht zur ganzen Erde oder Welt. Da liegt derselbe Gedanke zugrunde wie bei den Superlativverstärkungen mit 'aller'. Geläufig sind auch uns hier die Bildungen mit 'welt'. Z. B. weltberühmt. Tobler bringt als Schweizer aus seiner heimischen Mundart Beispiele mit dem Bestimmungswort 'Erde'. Man soll da 'hunderdemüde' sein können. Noch mehr Beispiele werden wir finden bei der Verstärkung von Substantiven.

5. kennzeichnet das Bestimmungswort völliges Durchdringen des Innern mit der im Grundwort angegebenen Eigenschaft. Das zeigen die Beispiele: 'uralt, getreu, grundschlecht, kerngesund' und das elsässische 'bodenböse'.

6. enthält das Bestimmungswort die Absonderung von dem Gewöhnlichen wie in den Ausdrücken, 'überglücklich, erzfaul'.

7. kann das Kompositum eine sogenannte Tautologie enthalten. Es werden zwei Synonyma verbunden. So redet man von 'liebwerten Freunden' und von 'wildfremden Menschen'.

8. kann das Bestimmungswort gleich dem gradangebenden Adverbium eine Beteurung, Schwur oder Fluch enthalten. Der Ausdruck 'kreuzfidel' ist uns geläufig. 'Leidenarm', wobei das Leiden Christi als Beteurungsformel gebraucht ist, zählt Hauschild mit auf. Unserem Wortschatz ist es wohl fremd. Hauschild rechnet hierher auch als mit Verfluchung gebildet die Komposita, die 'Schwein' oder 'Sau' als Bestimmungswort haben und die oberdeutschen mit 'Roß'. Diese Tiere waren heilig. Ihre Namen wurden in Beteurungsformeln verwendet. Dazu kommt der Hund, der treue Gefährte des Menschen, der in allen Sprachen als das Symbol der Niedrigkeit und Gemeinheit gilt. So haben wir die Ausdrücke hundekalt, hundemiserabel, hundsgemein, schweinegrob, saudumm.

Wie einzelne der von mir bereits angeführten Beispiele zeigten, kann das Verfahren der Zusammensetzung wiederholt werden. Es gibt Komposita mit drei und mehr Gliedern. Solche Gebilde heißen dann Dekomposita. Wir hatten die Ausdrücke hunderdemüde und funkelnagelneu. Das erste

Digitized by Google

besteht aus einem Grundwort und zwei Bestimmungswörtern, die untereinander gar keine Beziehung haben und nur steigernd wirken. Ein funkelnagelneuer Gegenstand aber ist wohl so neu gefertigt, daß daran die Nagelköpfe noch funkeln. Drittens können die Steigerungswörter noch eine Tautologie enthalten, indem sie dasselbe oder wenigstens Verwandtes bezeichnen, wie in splitterfasernackt oder Goethes liebehimmelswonnewarm. Nur scheinbar Dekompositum ist sternhagelvoll, wobei Sternhagel als Kompositum das Bestimmungswort bildet. Das Bedürfnis einer Verstärkung des Ausdrucks führt oft dazu, daß man ein solches Elativkompositum noch in den Superlativ erhebt. Logisch richtig steigert man da das Bestimmungswort, wenn es ein gradangebendes Adverbium ist, sonst das ganze Kompositum. Man sagt also: 'die höchstgelegenen Punkte und die funkelnagelneuesten Mitteilungen'. Unlogisch, wenn auch aus den Tageszeitungen vielfach zu belegen, sind aber Wendungen wie 'die höchstgelegensten Punkte, größtmöglichste Schnelligkeit, bestbewährteste Einrichtungen'.

Bei der bisher behandelten Komposition lag überall wenigstens ursprünglich der Steigerungsbegriff im Bedeutungsinhalte des Bestimmungswortes. Neben dieser begrifflichen Verstärkung gibt es nun noch eine lautliche. Das Gebiet haben wir schon gestreift bei dem Ausdruck heidenmäßig. Man kann steigern durch den Ton. Man kann steigern durch die Silbenzahl. Ein viersilbiges Wort fällt an und für sich und im Verhältnis zu seiner Umgebung mehr ins Ohr als ein einsilbiges. Hat man nun keine vielsilbigen Wortgebilde als Ersatz der kurzen, so kann man die kurzen häufen. Das Kunstmittel, einen Begriff mit zwei Ausdrücken zu bezeichnen, kannten schon die alten Gelehrten. Sie nannten ihn Hendiadyoin, d. h. ein Begriff durch zwei ausgedrückt Man kann da mit oder ohne Konjunktion Synonyma aneinanderreihen: 'Liebe und getreue Freunde; lieber, guter Freund' oder man wiederholt dasselbe Wort: 'mein lieber, lieber Freund'. Da erhebt man gewissermaßen das Adjektivum ins Quadrat. Derselbe Gedanke steckt hinter der Abkürzung ff in ihren zwei Ausdeutungen fortissimo oder sehr fein. Andere lautliche Verstärkungsmittel sind die verschiedenen Arten des Reimes. Die ältere Stufe bezeichnet da der Stabreim. Rein lautlich wirkt da die Reduplikation, d. h. die Verdoppelung der ersten Silbe oder des ganzen ersten Wortes mit Ablaut. 'Gritzegrau, rippelrappelfest, ritzerot' erscheinen mir da aus den Hauschildschen Beispielen als die sichersten Vertreter der Reduplikation. Verbreiteter aber ist der Gebrauch, gleich anlautende Wörter zum Kompositum oder Dekompositum zusammenzufügen. Da bekommen wir Ausdrücke wie 'blitzeblank, bitterböse, grasgrün, rosenrot, sackfiedegrob, windel-

Digitized by Google

weich; klipp und klar; klar wie Kloßbrühe'. In diesen Ausdrücken werden, durch die Komposition geschützt, veraltete oder der Berufssprache entnommene Wörter erhalten oder in den Allgemeingebrauch eingeführt, die die Erklärung der Ausdrücke erschweren. So wird mancher den Ausdruck 'sackssiedegrob' hören oder gar gebrauchen, ohne zu wissen was Siede ist.

Der Stabreim ist abgelöst worden vom Endreime. Auch dieser kann zu lautlicher Verstärkung benutzt werden. So redet man von 'langen, bangen Nächten' und von 'kunterbunter Gesellschaft', wobei 'kunter' aus dem französischen contre zurechtgemacht ist.

Die verstärkende Komposition findet sich nun aber auch beim Substantivum. Eine Reise kostet ein Heidengeld, der Gelehrte kennt Grundwahrheiten. Bei den so gesteigerten Substantiven treten uns im Bestimmungswort Bestandteile entgegen, die wir bei der Adjektivkomposition nicht fanden, die sich aber in die Hauschildschen Gruppen einordnen lassen. Ich will Sie nicht wieder durch alle Gruppen hindurchführen.

Zur ersten Gruppe gehört da der Bärenhunger, denn der Hunger ist eine wichtige Eigenschaft des in die Herde einfallenden Bären. Zur zweiten Gruppe gehört die Todsünde, als die Art der Sünde, die den ewigen Tod zur Folge hat. Bei der vierten Gruppe können wir als neues Bestimmungswort 'Land' unterbringen in dem Worte 'Landregen'. Zur fünften Gruppe gehören die Urahnen, zur sechsten, die eine Absonderung angibt, der Übermensch und der Oberleutnant. Als neue Verstärkungssilbe finden wir da Un in Unkosten, Unmenge, Unmasse. So kommt es, daß das Wort Untiefe zwei einander entgegengesetzte Bedeutungen hat.

Einige Bildungen, die beim Adjektivum nicht möglich waren, möchte ich noch erwähnen. Zum Substantivum können ja substantivische Attribute treten. Da kommen als verwendbar für die Steigerung das Attribut im Genitiv und das präpositionale Attribut in Betracht. So wirkt steigernd der Ausdruck 'König der Könige' oder, wie ich zu Anfang sagte 'Seebad der Seebäder'. Sagen wir hingegen 'Perle der Seebäder', so haben wir die grammatische Verschiebung, daß der gradangebende Wertbegriff zum beherrschenden Substantiv, das Grundwort zum Attribut wird. Verwandt ist damit, was ich als aus Oskar Weises Ästhetik der deutschen Sprache entlehnt beiläufig erwähnen will: Im Grundwort des Kompositums kann der Steigerungsbegriff liegen. Ein 'Trunkenbold ist ein Mensch, der oft trunken ist'.

Endlich das präpositionale Attribut zur Steigerung. Der Reiter gilt als ein vornehmerer Soldat, da er hoch zu Roß, zu Pferde, ins Feld zieht. Er ist Soldat zu Pferde. Diese Bildung überträgt der Schwabe Hansjakob auf andere Substantiva, so daß er sich einen 'Weiberhasser zu Pferde'

Digitized by Google

nennen konnte. Und ein anderes Beispiel: Ein Orden ist eine Auszeichnung. Er ist abgestuft in Klassen, so daß man von einem Dummkopf 1. Klasse hören kann. Zu dem Orden kommen auszeichnende Verzierungen hinzu. So redet man wohl auch von einem 'Dummkopf mit Eichenlaub und Schwertern'.

Schließlich ist nur noch darauf hinzuweisen, was uns zum Gebrauch der steigernden Ausdrücke veranlassen kann und auf welchen Gebieten sie besonders üblich sind. Der Grund ist immer derselbe, das Bedürfnis der Hervorhebung, der Verstärkung. Dazu kann uns veranlassen: 1. das Bedürfnis, den Ausdruck herzlich zu gestalten; 2. das Bedürfnis der Rhetorik — hierher gehören auch die Kasernenhofblüte und die pädagogische Hyperbel —; 3. der sogenannte Kurialstil und endlich 4. die Reklame. Wer da sammeln will, wird auf jedem der Gebiete reiche Ausbeute finden.

Friedrich der Große und der Müller von Sanssouci.

Eine Untersuchung.

Von **Josef Karlmann Brechenmacher** in Hundersingen.

Was sich nie und nirgends hat begeben,
Das allein veraltet nie.
Schiller, An die Freunde. (1803.)

„Wer das Unglück hat, berühmt zu sein", sagt der lachende Philosoph[1]), „muß sich gefallen lassen, daß Anekdoten von ihm zirkulieren, wie schlechte Münze". Auch Friedrich der Große ist diesem Schicksal nicht entgangen. Gerade die Geschichte seiner Zeit, an Härten fast überreich, bedurfte der dekorativen Elemente, als welche wir jene kleinen fluktuierenden Histörchen und Anekdoten zu betrachten haben, in denen das Andenken eines großen Mannes oft länger fortlebt, als in dem, was er geschaffen. Scharf sondernde Kritik ist nun einmal nicht jedermanns Sache, und bei genauerem Zusehen ergibt sich die merkwürdige Tatsache, daß selbst ein starker Prozentsatz der Gebildeten es mit Prosper Mérimée hält, der im Vorwort zu seiner Chronique du Règne de Charles IX[2]) offen bekennt: „Je n'aime de l'histoire que les anecdotes." So hat sich denn auch um Friedrich den Großen ein Sagenkranz geschlungen, dessen Fülle und Größe wahrhaft erstaunlich ist Der außerordentliche Reichtum von Erzählungen, die um die Figur des genialen Königs gleich Kristallen angeschlossen sind, ist in zahlreichen Einzelwerken — doch noch nirgends genügend — gesammelt worden. Ein großer Teil schmückt die gangbaren

1) Karl Julius Weber in seinem „Demokrit" VII, S. 64.

2) 1829 und öfters. Die Dichtung überwiegt hier die Wahrheit.

Digitized by Google

Anekdotenbücher, Volkskalender und Jugendschriften, ein anderer ist im Volksmunde lebendig, und ein gewisser eiserner Bestand pflanzt sich in den Schulbüchern fort. Zu den bekanntesten und beliebtesten, ohne Frage auch zu den schönsten Erfindungen dieser Art gehört die Erzählung von dem originellen Konflikt des Philosophen von Sanssouci mit dem hartköpfigen Windmüller der Schloßnachbarschaft. Da das Stück in unzähligen deutschen und selbst in vielen französischen Lesebüchern steht, verlohnt es sich der Mühe, der Sache näher auf den Grund zu gehen.

1. **Fundstellen.** Zum erstenmal[1]) gedruckt steht unser Stück in der (anonymen) „Vie de Frédéric II, roi de Prusse", Straßburg, Paris und Genf 1787 im 4. Band S. 308. Wir lesen hier: „Lorsque Frédéric bâtit le château de Sans-Souci, il se trouvait un moulin qui le gênait dans l'exécution de son plan, et il fit demander au meunier ce qu'il en voulait. Le meunier répondit que depuis une longue suite d'années sa famille possédait ce moulin de père en fils, et qu'il ne voulait point le vendre. Le Roi le fit prier avec instances, et lui offrit même de lui faire construire un autre moulin, dans un meilleur endroit, outre le paiement de la somme qu'il lui demanderait. Le meunier entêté, persista à vouloir garder l'héritage de ses pères. Le Roi irrité fait venir cet homme, et lui dit avec colère: Pourquoi ne veux-tu pas me vendre ton moulin, malgré tous les avantages que je t'ai fait offrir? Le meunier répéta toutes ses raisons. Sais-tu bien, continua le Roi, que je puis le prendre, sans te donner un denier? — Oui, répondit le meunier, n'était la chambre de justice de Berlin. Le Roi fut extrêmement flatté de cette réponse; il vit qu'on ne le croyait pas capable de faire une injustice. Il laissa le meunier tranquille, et changea le plan de ses jardins."[2])

1) Noch Hertslet in seinem bekannten Buch „Der Treppenwitz der Weltgeschichte" (6. Aufl., Berlin 1905, S. 294) nennt als erste Fundstelle Zimmermann, auf den wir sogleich zurückkommen.

2) Auf dem Titel des jetzt seltenen siebenbändigen Werkes steht noch: Accompagnée d'un grand nombre de Remarques, Pièces justificatives et Anecdotes, dont la plupart n'ont point encore été publiées. — Nicolai, der übrigens gewohnheitsmäßig auf jeden schilt, der einen ähnlichen Stoff wie er behandelte, sagt über dieses französische Werk in seinen „Anekdoten von König Friedrich II." (Berlin 1788, I S. 303): „Wehe dem, der sich der Materialien dieses Verfassers bedienen wollte! — In den geringsten wie in den wichtigsten Erzählungen geht er mit unbeschreiblicher Nachlässigkeit zu Werke. Nirgends wird man finden, daß er etwas sorgfältiger verglichen, oder irgend etwas genauer untersucht hätte, als die Bücher, die er abschreibt; aber sehr oft findet man Beispiele, daß er die Begebenheiten nach seiner Einbildung drehet, daß er sie mit ganz falschen Zusätzen und mit seinen eigenen ungesalzenen Anmerkungen verstellt."

Digitized by Google

Wir haben in den hervorgehobenen Worten des Müllers überhaupt den Archetypus jenes geflügelten Wortes vor uns: Il y a des juges à Berlin, das Büchmann[1]), der sonst so peinlich auf die erste Quelle zurückgeht, dem Andrieux (1797) zuweist.

Um dieselbe Zeit, da die Vie de Frédéric II zu Straßburg erschien, bereitete Georg Ritter v. Zimmermann sein berüchtigtes Werk „Über Friedrich den Großen und meine Unterredungen mit Ihm kurz vor seinem Tode" (Leipzig 1788) zum Drucke vor. Hier findet sich S. 222 unsere Erzählung in folgender Fassung: „Eine Windmühle, die ihm sehr mißfiel, stand dichte über der Orangerie zu Sanssouci. Er ließ darum dem Besitzer sagen, er verspreche ihm ein sehr beträchtliches Geschenk an Gelde, und an einem anderen Orte drei sehr schöne Windmühlen, wenn es ihm beliebe, dem König diese Windmühle abzustehen. Trotzig und naiv erwiderte der Windmüller: Meine Windmühle hat mich und meine Kinder schon lange ernähret, und ich habe auch da eine schöne Aussicht; also will ich auf meiner Windmühle leben und sterben! — Mit dieser Antwort begnügte sich der König, und der Müller behielt seine Mühle. — Einige Zeit nachher ging er mit einem seiner Günstlinge im Garten zu Sanssouci spazieren, sah nach dieser Windmühle und sagte: Mich ärgert, daß dieser Kerl mir seine scheußliche Windmühle nicht hat abstehen wollen. — Der Günstling wußte, in welchem Übermaß der König Vergoldungen liebte und erdreistete sich zu antworten: Lassen Euer Majestät diese Windmühle vergülden. — Friedrich antwortete nichts auf diese Impertinenz."

Wörtlich wiederholt hat Zimmermann diese Geschichte in seinen 1790 zu Leipzig erschienenen „Fragmenten über Friedrich den Großen zur Geschichte seines Lebens, seiner Regierung und seines Charakters", Band II, S. 173/174. Wie wir sehen, fehlt hier die berühmte Pointe noch ganz und gar.

Im Jahre 1797 dichtete François Guillaume Jean Stanislas Andrieux (1759—1833), der secrétaire perpétuel de l'Académie française, seine berühmte „Narration" „Le Meunier Sans-Souci"[2]), durch welche die Begebenheit der gesamten französischen Schuljugend in zahllosen Lesebüchern bekannt wurde.

Da die Auffassung Andrieux' für unsere Zwecke von Belang ist, fügen wir seine Bearbeitung ein:

1) Geflügelte Worte. 21. Aufl., Berlin 1903, S. 321.

2) In die Aufschrift wird beständig — fälschlicherweise — ein de gesetzt. Das Stück ist zuerst gedruckt in den Mémoires de l'Institut National des sciences et arts pour l'an IV de la République, vol. I, pag. 244. (Gelesen vom Dichter in der öffentlichen Sitzung des Institut National am 15. Germinal, an 5.) Oeuvres, Versailles 1818, vol. III, pag. 206.

Digitized by Google

Le Meunier Sans-Souci.

. . . Ces malheureux rois
Dont on dit tant de mal, ont du bon quelquefois.
J'en conviendrai sans peine, et ferai mieux encore,
J'en citerai pour preuve un trait qui les honore:
Il est de ce héros, de Frédéric second,
Qui, tout roi qu'il était, fut un penseur profond . . .

Il voulait se construire un agréable asile,
Où, loin de l'étiquette arrogante et futile,
Il pût, non végéter, boire et courir les cerfs,
Mais des faibles humains méditer les travers,
Et, mêlant la sagesse à la plaisanterie,
Souper avec d'Argens, Voltaire et Lamettrie.

Sur le riant coteau par le prince choisi,
S'élevait le moulin du meunier Sans-Souci!
Le vendeur de farine avait pour habitude
D'y vivre au jour le jour, exempt d'inquiétude;
Et, de quelque côté que vint souffler le vent,
Il y tournait son aile, et s'endormait content.

Fort bien achalandé, grâce à son caractère,
Le moulin prit le nom de son propriétaire:
Et des hameaux voisins, les filles, les garçons
Allaient à Sans-Souci pour danser aux chansons.
Sans-Souci! . . . ce doux nom d'un favorable augure
Devait plaire aux amis des dogmes d'Epicure.
Frédéric le trouva conforme à ses projets,
Et du nom du moulin honora son palais.

Hélas! est-ce une loi sur notre pauvre terre
Que toujours deux voisins auront entre eux la guerre;
Que la soif d'envahir et d'étendre ses droits
Tourmentera toujours les meuniers et les rois?
En cette occasion le roi fut le moins sage;
Il lorgna du voisin le modeste héritage.

On avait fait des plans fort beaux sur le papier,
Où le chétif enclos se perdait tout entier.
Il fallait sans cela renoncer à la vue,
Rétrécir les jardins, et masquer l'avenue.

Des bâtiments royaux l'ordinaire intendant
Fit venir le meunier, et d'un ton important:
„Il nous faut ton moulin; que veux-tu qu'on t'en donne?
— Rien du tout: car j'entends ne le vendre à personne.
„Il nous faut“ est fort bon . . . mon moulin est à moi . . .
Tout aussi bien, au moins, que la Prusse est au roi.
— Allons, ton dernier mot, bonhomme, et prends-y garde.
— Faut-il vous parler clair? — Oui. — C'est que je le garde:
Voilà mon dernier mot.“ Ce refus effronté
Avec un grand scandale au prince est raconté.

Digitized by Google

Il mande auprès de lui le meunier indocile;
Presse, flatte, promet; ce fut peine inutile,
Sans-Souci s'obstinait. „Entendez la raison,
Sire, je ne peux pas vous vendre ma maison:
Mon vieux père y mourut, mon fils y vient de naître:
C'est mon Potsdam, à moi. Je suis tranchant peut-être.
Ne l'êtes-vous jamais? Tenez, mille ducats,
Au bout de vos discours, ne me tenteraient pas;
Il faut vous en passer, je l'ai dit, j'y persiste."

Les rois malaisément souffrent qu'on leur résiste.
Frédéric un moment par l'humeur emporté:
„Parbleu! de ton moulin c'est bien être entêté:
Je suis bon de vouloir t'engager à le vendre:
Sais-tu que sans payer je pourrais bien le prendre?
Je suis le maître. — Vous!... de prendre mon moulin?
Oui, si nous n'avions pas des juges à Berlin."

Le monarque, à ce mot, revient de son caprice.
Charmé que sous son règne on crût à la justice,
Il rit, et se tournant vers quelques courtisans:
„Ma foi, Messieurs, je crois qu'il faut changer nos plans.
Voisin, garde ton bien; j'aime fort ta réplique."

Qu'aurait-on fait de mieux dans une république?
Le plus sûr est pourtant de ne pas s'y fier.
Ce même Frédéric, juste envers un meunier,
Se permit maintes fois telle autre fantaisie:
Témoin ce certain jour qu'il prit la Silésie;
Qu'à peine sur le trône, avide de lauriers,
Épris du vain renom qui séduit les guerriers,
Il mit l'Europe en feu. Ce sont là jeux de prince:
On respecte un moulin, on vole une province.

Man sieht, daß Andrieux eine besondere, von den beiden angeführten ältesten Versionen abweichende Auffassung des Vorgangs hat; aber erfunden hat er die berühmt gewordene Antwort des Müllers nicht.

Ein Jahr später ist die Anekdote sogar bühnenmäßig verarbeitet worden, nämlich von Dieulafoy „Le moulin de Sans-Souci, fait historique, vaudeville en un acte" (Paris 1798), ein Stück, dessen ich trotz aller Bemühungen nicht habhaft werden konnte und das ich nur aus Hertslet (a. a. O. S. 295) kenne.

Der Verfasser der (anonymen) „Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen" — es ist Karl Julius Weber[1]) — läßt sich also vernehmen: „Man zeigt die Windmühle, die der eigensinnige Müller durchaus nicht abtreten wollte, daher Friedrich (nach der Sage) rings herum hohe Bäume

1) Stuttgart 1828, I. Band, S. 410.

Digitized by Google

pflanzen ließ, die den Müller um allen Wind brachten, und bei allen Bitten so eigensinnig blieb, als der Müller, wofür ihn aber der Nachfolger entschädigte. Die Mühle geht jetzt wieder mit vollem Winde, wie keine andere preußische Windmühle. Nach anderen ließ ihn Friedrich ganz gehen, da er auf sein hitziges „Weißt du wohl, daß ich dir deine Mühle nehmen kann?" trocken erwiderte: „Ja, wenn das Kammergericht zu Berlin nicht wäre."

Hier ist die Sage bereits in ein neues Stadium getreten; doch ist die obige, mit dem wirklichen Sachverhalt (davon später!) merkwürdig übereinkommende Wendung nicht allgemein geworden.

Von den ernst zu nehmenden Biographen Friedrichs des Großen scheint nur Preuß an die Geschichte zu glauben. Er sagt, nachdem er den Arnoldschen Prozeß dargestellt: „Auch erinnern wir an den Müller von Sanssouci, der dem König mit dem Kammergerichte drohen durfte."[1] Koser in seinem berühmten Werke, durch das alle früheren Darstellungen des Lebens Friedrichs II. antiquiert wurden, gedenkt des „berühmten Müllers" mit keinem Worte.

Bei R. Fr. Eylert[2], dessen Buch Quelle vieler Lesebücher für höhere Lehranstalten wurde, tritt in der Erzählung unseres Stückes noch das „unaufhörliche Rauschen und monotone Geklapper" in den Vordergrund, um dessenwillen der in seinen Meditationen gestörte Monarch die Mühle habe entfernen lassen wollen. In der Anmerkung hierzu sagt Eylert: „Man erzählte dem Kaiser Napoleon bei seiner Anwesenheit zu Sanssouci im Herbste 1806 beim Anblick der dem Schlosse nahegelegenen Windmühle diese Anekdote aus dem Leben des großen Königs. Er, der damals glückliche und mächtige Mann, konnte und wollte sie aber nicht für wahr halten, erklärte sie für ein Märchen und fand solche Entäußerung und Selbstverleugnung mit der königlichen Autorität unvereinbar . . ." Ich habe eine ähnliche Notiz sonst nirgends aufgefunden — woraus schöpft wohl Eylert?

Mit der Eylertschen Fassung kommt nahezu überein eine poetische Bearbeitung von Hornburg, die sich in der von Karl Hensel, Posen 1851 herausgegebenen „Friedrichsehre, ein poetisches Supplement zu den Geschichtswerken über Friedrich den Großen" findet. Die charakteristische Stelle lautet hier:

1) Die Lebensgeschichte des großen Königs Friedrich von Preußen. Ein Buch für jedermann. Berlin 1834, II. Band, S. 195.

2) Charakterzüge und historische Fragmente aus dem Leben des Königs von Preußen Friedrich Wilhelm III. Dritten Bandes zweite Abteilung S. 378. Magdeburg 1846. — Aufgenommen z. B. in Hopf u. Paulsiek, Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten I; 1. S. 150.

Digitized by Google

„Verzeihung!“ sprach der Müller, „doch, Herr, mein kleines Erbe
Gehöret meinem Sohn; ihm laß ich's, wenn ich sterbe,
Und Ew. Majestät zwingt zum Verkauf mich nicht;
Sonst gäb es in Berlin — ja noch das Kammergericht.“

Es versteht sich, daß keine der beliebten Anekdotensammlungen sich den dankbaren Vorwurf entgehen ließ, von den (anonymen) „Historischen Anekdoten von Regenten und Feldherren“ [1]) an bis auf das kürzlich in 5. Auflage erschienene Buch von Fr. Schmidt-Hennigker „Humor Friedrichs des Großen“.[2])

Gemeingut der deutschen Kinderwelt ist das Stück geworden durch die Prosabearbeitung in dem überall verbreiteten „Preußischen Kinderfreund“ und durch die naive, in fast allen Lesebüchern für Volksschulen aufgenommene Versifikation Curtmanns.

2. **Quellen der Sage.** Mit dem Nachweis der inneren Gestaltung und Verbreitung des Stückes ist jedoch nur eine Vorfrage erledigt. Wir haben nunmehr die Quelle desselben nachzuweisen, da wir über seinen unhistorischen Charakter keinen Zweifel gelassen haben. Es bewährt sich hier wiederum das alte Wort: Ex Oriente lux; denn die Heimat dieser Sage wie so vieler anderer ist der Orient. Hier heftet sie sich an den Namen des großen Sassaniden Chosroes I. (531—579), dem seiner Gerechtigkeitsliebe wegen der Name Nuschirwan („der Gerechte“) beigelegt ward. Nun ist allerdings die ganze Pehlewiliteratur untergegangen, und so besitzen wir nur noch eine — immerhin unschätzbare — Mittelform in Jâcûts (1179 geb.) „Geographischem Wörterbuch“. Sie lautet nach Wüstenfeld [3]): [In Askânpûr, einer der Städte des weitausgedehnten Ktesiphon, der alten sassanidischen Residenz] „stand das weiße Schloß, der Palast der Könige, von welchem ich noch einen Teil der Bogenhallen gesehen habe ... Unter den dortigen Bewohnern hatte sich die folgende Sage erhalten: Als Sâpûr ben Ardeschir oder Nâschirwân den Palast erbauen wollte, befahl er, alle Gebäude, die auf dem von ihm ausersehenen Platze standen, anzukaufen und den höchsten Preis dafür zu bezahlen. Es befand sich darunter auch das Häuschen einer alten Frau, die sich aber hartnäckig weigerte, es zu

1) Neue Ausgabe, Stuttgart 1855, 1. Band, S. 31.

2) Anekdoten, heitere Szenen und charakteristische Züge aus dem Leben Friedrichs II. Stuttgart [1905] S. 53. — Es mag hier auch angemerkt werden, daß die Erzählung hier und da den Namen unseres Hebel trägt, doch wohl mit Unrecht; denn ich finde das Stück in keiner einzigen der zahlreichen mir vorliegenden Ausgaben des „Schatzkästleins“, ausgenommen die Steinkopfsche Bearbeitung, Stuttgart ohne Jahr, S. 29. — Vgl. auch Fogowitz, Balladenschatz. Stuttgart ohne Jahr (Union), S. 129.

3) In dem Aufsatz: Jâcûts Reisen, in der Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft. 18. Band (1864) S. 406 ff.

Digitized by Google

verkaufen, indem sie sagte: Ich verkaufe die Nachbarschaft des Königs nicht für die ganze Welt. Dem Könige gefiel diese Äußerung so, daß er befahl, ihr Haus stehen zu lassen und noch fester herzustellen; und ich habe zur Seite des Palastes ein kleines Gebäude gesehen mit einer Kuppel von fester Bauart, und die Leute behaupteten, daß dies das Haus der alten Frau sei."

Ganz die nämliche Erzählung findet sich in der Kosmographie des Cazwini II S. 304, der hier nicht wie sonst den Jâcût ausgeschrieben haben kann, da er noch einige merkwürdige Nebenzüge zu berichten weiß.[1])

Von hier aus muß das Stück in ein lateinisches Werk geflossen sein, das sich meinen Nachforschungen bis jetzt entzogen hat; denn Christoph Lehmann, der erste, bei dem sich das Stück wiederfindet, hat gewiß nicht unmittelbar aus Jâcût geschöpft. Lehmann berichtet[2]): Ein Fürst in Persien Quiffera genannt | wolt ein grossen Pallast bawen | vnd musten viel Häuser der Vnterthanen abgebrochen werden | vnd Gärten | er kaufft sie jhnen ab | bezahlt sie reichlich. Ein alte Wittib wolt jhr Hauß nicht verkauffen | wolts der Herr nehmen | so könt sie nicht vor Gewalt | sie wer drinn erzogen vnd gebohren | wolt auch drinn sterben. Der Fürst läst sich das Häußlein nicht jrren | sondern stellt sein Baw fort | also | daß das Hauß mit eingeschlossen ward. Der Baw ward sehr gelobt | vnd einmal sagten fremde Gesandten | das Häußlein verstellt den gantzen schönen Baw. Der Fürst antwortet | daß er solches für sein schönste Zier hett | darauß zu sehen | daß er Recht und Gerechtigkeit lieb hat | vnd seinen Vnterthanen keinen Gewalt zufüge.

Karolus Casalicchio hat ganz dasselbe Stück in sein 1687 erschienenes, oft ausgeschriebenes, aber selten angeführtes Werk Utile col dolci (II Nr. 91)[3]) aufgenommen. Er nennt den Perserkönig Quissera.

Es kann angesichts der aufgeführten Proben keinem Zweifel begegnen, daß die Geschichte von Friedrich dem Großen und dem Müller von Sanssouci nur eine Verjüngung derjenigen von Nuschirwan und der hartnäckigen Witwe ist. Es bietet sich uns zur Verstärkung des Beweises noch ein höchst erwünschtes Zeugnis. Friedrich Nicolai[4]), einer der eifrigsten

1) Bei Wüstenfeld, a. a. O., S. 407.

2) Erstmals 1630. Mir liegt vor: Florilegium Politicum auctum. Das ist: Ernewerter Politischer Blumen-Garten ꝛc. Frankfurt 1662. Hier im 1. Band S. 332.

3) Mir liegt die älteste deutsche, sehr seltene Übersetzung von 1706 (Augsburg) vor: „Utile cum dulci, das ist: Anmuthige Hundert Historien ꝛc." Unser Stück aus dem II. Band (2. Hundert) Nr. 91 S. 246 habe ich in der Wissenschaftlichen Beilage zum „Staatsanzeiger für Württemberg" 1905 Nr. 3 abdrucken lassen.

4) Anekdoten von König Friedrich II. von Preußen und von einigen Personen, die um Ihn waren. Berlin u. Stettin 1788 S. 264. Die hier von Nicolai erzählte Geschichte ist natürlich auch von Schmidt-Hennigker (S. 140) übernommen worden.

Digitized by Google

Anekdotophagen, bewahrt nämlich noch im Jahre 1788, trotzdem er die oben angeführte französische Urform der Erzählung (aus der Vie de Frédéric) genau kennt, den Inhalt des Prototyps. Wir müssen dieses wichtige Zeugnis hier einfügen:

„Es war dem Könige verdrießlich, daß die Allee zum Haupteingange von Sanssouci bei der Anlage nicht anders konnte geführet werden, als daß sie einen Winkel macht. Es wurden bei der Tafel des Königs von seinen Günstlingen verschiedene Vorschläge getan, wie solchem abzuhelfen wäre. Die Schwierigkeit lag vorzüglich in der unüberwindlichen Liebe einer armen Frau zu ihrem kleinen Hause, einem Erbstücke, welches sie um keinen Preis dem Könige verkaufen wollte. Der General Graf Rothenburg behauptete: Der König könne sie zwingen, einen dreifachen Ersatz des Wertes, oder ein viel besseres auf einer anderen Stelle dafür anzunehmen. D'Argens ward hierüber aufgebracht und behauptete mit der ihm eigenen provenzalischen Lebhaftigkeit, die Könige dürften niemandem das Seinige, auch gegen besseren Ersatz, mit Gewalt nehmen; denn sonst könnte man es auch bald von einem Hause auf die Frau und Tochter eines Mannes anwenden, wo offenbar der mehrere Wert an Gelde nicht das Verlorene ersetzt. Der König sagte: „D'Argens hat Recht." Die Allee macht jetzt noch einen Winkel."[1])

Nicolai nennt als seinen Gewährsmann eben den d'Argens, der in der Erzählung die entscheidende Rolle hat, und auf den allerdings die Sache am besten paßt; denn es wird allerorten seine Geradheit und Aufrichtigkeit gerühmt. Es macht mich aber der Umstand stutzig, daß, als Nicolai den Plan zu seinen „Anekdoten" nach mancherlei Bedenklichkeiten aufnahm — im Herbst 1787 — der Marquis d'Argens längst (1769) von Berlin Abschied genommen hatte und seit 16 Jahren tot war (1771). Der nüchterne Berliner Aufklärer ist zwar so vorsichtig, in der Einleitung (S. XIX) zu bemerken: „Wenn man sich Anekdoten erzählte, so ergriff ich (seit 1763) die erste Gelegenheit, mich bei solchen Personen, welche die

1) Von der merkwürdigen Wanderung solcher Sagen gibt auch die folgende hessische Überlieferung Zeugnis: „Als das Schloß in Darmstadt gebaut werden sollte, lag das Häuslein einer armen Witwe im Wege, und der Baumeister ging zu ihr, um es ihr abzukaufen. Aber wieviel Geld er ihr auch für die Hütte bot, sie wollte diese nicht hergeben und sprach: „Hier sind meine Eltern und Großeltern geboren und gestorben; hier bin ich geboren und will ich auch sterben." Der Baumeister wollte sie mit Gewalt aus dem Häuslein treiben; da wandte sie sich an den Landgrafen und klagte ihm ihr Leid. Und der milde Fürst gebot sofort, die arme Frau in ihrem Eigentum zu lassen und die Hütte dem Schloß einzubauen. Das geschah, und man sieht sie noch heute am Schloß hängen, wie ein Nest, das ein Vöglein daran gebaut hat." (G. Klee, Sieben Bücher deutscher Volkssagen. 2. Aufl. Gütersloh 1906. S. 369.)

Digitized by Google

Wahrheit wissen konnten, genau zu erkundigen; und so erfuhr ich von manchen Umständen die wahre Beschaffenheit, die sonst bald vergessen ward." Hat nun Nicolai die angeführte Anekdote wirklich vor 1769 von d'Argens überkommen, so hat ihm der in der älteren lateinischen Literatur ausgezeichnet erfahrene Edelmann die ursprünglich persische Erzählung aufgebunden. Ähnliche unschuldige Mystifikationen sind von d'Argens mehrfach überliefert. Wie wir aber sogleich sehen werden, besteht für eine solche Annahme kein zwingender Grund.

3. **Entstehungsgeschichte.** Da ein literarisches Zeugnis für unsere Erzählung vor 1787 überhaupt nicht nachweisbar ist, die von diesem Zeitpunkte an auftauchenden Versionen aber alle das Gepräge der im ersten Stadium befindlichen Sagenbildung zeigen, fehlt jede Grundlage für die Annahme, daß die Begebenheit, die in das Jahr 1745 fallen müßte — in diesem Jahre begann v. Knobelsdorff den Bau von Sanssouci — historischen Charakter hat. Ein Vorkommnis, das gerade bei einem absolut regierenden Fürsten die höchste Begeisterung erregen mußte, sollte 42 lange Jahre wie ein Geheimnis gehütet worden sein, obschon viele darum wissen mußten? Credat Judaeus Apella! Wer die Entstehungsgeschichte der gangbaren Anekdoten kennt, wird dergleichen ohne weiteres von der Hand weisen. Vergegenwärtigen wir uns nun, daß die vorliegende Erzählung nur ein Reflex der unbestechlichen Gerechtigkeitsliebe des großen Königs sein soll, so gewinnen wir in einem anderen dasselbe Prinzip grell beleuchtenden Falle wirklichen, geschichtlichen Boden und sehen zugleich, wie sorgsam, alle Spuren verlöschend, die Sage arbeitet,

„um die gemeine Deutlichkeit der Dinge
Den goldnen Duft der Morgenröte webend."

In das Jahr 1779 fällt nämlich ein Akt königlicher Selbstgerechtigkeit, der in ganz Europa Aufsehen erregte. — Bei Pommerzig im Kreise Krossen besaß der Müller Arnold die sogenannte Krebsmühle, von der er dem Grafen v. Schmettau jährlichen Pacht zu entrichten hatte. Da er seit 1773 damit im Rückstand geblieben war, wurde die Krebsmühle 1779 zwangsweise verkauft. Sogleich wandte sich Arnolds Frau unmittelbar an den König, indem sie geltend machte, daß die Mühle durch einen seit 1770 angelegten Karpfenteich um das Wasser gekommen sei. Die Sache wurde vom König dem Justizdepartement überwiesen und von diesem genau geprüft, wonach Arnold abgewiesen wurde. Inzwischen war dem König ein Gutachten des in juristischen Fragen gar nicht zuständigen Obersten von Heucking zugegangen, nach welchem den Arnoldschen Eheleuten unrecht geschehen wäre. Der nun einmal mißtrauisch gewordene König ordnete sogleich eine erneute genaue Untersuchung an. Kommissionen gingen hin

Digitized by Google

und her, der Fall wurde nach allen Seiten geprüft — das Ergebnis war wiederum eine Abweisung des Arnold. Unglücklicherweise hatte das Kammergericht — dieses hatte die Sache zu erledigen — versäumt, dem König eine Abschrift der Akten zu senden, und dieser, in dem Glauben, es werde dem Recht Gewalt angetan, ward aufs äußerste aufgebracht und beschloß, ein Exempel zu statuieren. Die unglückliche Audienz im Dezember 1779, welche dem edlen und freimütigen Kanzler v. Fürst die Kassation, den Kammergerichtsräten Ransleben, Friedel und Graun und später noch mehreren in der nämlichen Sache tätigen Richtern entehrende Freiheitsstrafen und erhebliche Vermögensverluste brachte, ist so oft und so ausführlich beschrieben worden, daß wir hier nicht ausführlicher zu werden brauchen. Kurz: der Machtspruch des Königs war gut gemeint, in Wirklichkeit aber ausgezeichnet ungerecht. Die ganze gebildete Welt zu Berlin war dieser Meinung, und es flossen für die unschuldig Verurteilten — sie saßen zu Spandau bis 5. September 1780 — bedeutende Summen zusammen. Außerhalb Berlins aber, ja in ganz Europa erschien dieser Eingriff des Königs in die Rechtspflege als ganz außerordentliche Statuierung des alten Fiat justitia, pereat mundus. Die Kaiserin von Rußland übersandte das Protokoll vom 11. Dezember 1779 dem Senate, als eine merkwürdige Urkunde königlicher höchster Justizpflege; in Frankreich verfertigte der Kupferstecher Vangelisti einen Kupferstich zur Verherrlichung derselben Begebenheit; in Lissabon erregte ein Wachsfigurenkabinett mit der Vorstellung des Prozesses die größte Begeisterung.[1]) So im Volke überall.[2])

Dieser historische Vorgang nun hat eine solide Grundlage für unsere Erzählung abgegeben. Das Ausland empfing ein (verkehrtes) Spiegelbild der Sache, und dieses wurde in Deutschland reflektiert. Es wird zugleich erklärlich, warum die Berliner Schriftsteller jener Epoche, die doch wahrlich ihre Federn nicht schonten, von dem Sanssouci-Müller ganz und gar nichts wissen, und warum noch Nicolai jenen französischen Reflex von 1787 desavouierte. Wie rüstig übrigens die Fama arbeitet, mag man an einem kleinen Beispiele ersehen. Der berühmte Rettelbeck war in seinen Abenteurerjahren nach Lissabon verschlagen worden und sah dort das obenerwähnte Wachsfigurenkabinett, das ihn und seine Begleiter des dargestellten Gegenstandes wegen in die höchste Begeisterung versetzte. In seiner Selbstbiographie spricht er dann, bereits Geschichte und Sage vermengend, von dem berühmten Windmüller Arnold, der in ganz Europa das Tagesgespräch gewesen sei.

1) Es gibt ein Gedicht, in dem der Jubel eines auf seltsame Weise nach Lissabon gelangenden Preußen beim Anblick der Vorstellung geschildert wird.

2) Diese wichtige Feststellung gibt Preuß a. a. O., II, S. 194.

Digitized by Google

Indem wir als Kern festhalten, daß einem Müller auf ganz außerordentliche Weise Gerechtigkeit widerfahren war, wenden wir uns zum letzten Punkte, der zu dem Grundriß des Bildes das nötige Kolorit liefert.

4. **Der historische Müller von Sanssouci. Zusammenhänge.** In der Tat hat auch der Müller von Sanssouci dem großen König, solange er lebte, zu schaffen gemacht. Die umfänglichen Akten hierüber hat zuerst Hofrat L. Schneider[1]) exzerpiert und seitdem erblich, wenigstens für den Geschichtskundigen, der Stern der Sanssouci-Müller. Wir geben nur das Nötigste.

Jene holländische Windmühle wurde 1737 von einem Müller Grävenitz erbaut, der sich allem nach der Gunst Friedrich Wilhelms I. zu erfreuen hatte. Nach dem Tode dieses Königs trat das Potsdamer Militärwaisenhaus mit Grundzinsforderungen an den Grävenitz heran, der sich sofort direkt an Friedrich II. wandte. 1743 kam nach mehrmaligem persönlichen Eingreifen des Königs ein Vergleich zustande. Aus den Akten ergibt sich, daß der Grävenitz wie sein Kollege Arnold ein äußerst hartköpfiger Mensch war, der in keinem Falle zum Nachgeben zu bewegen war. Im Juni 1746, also während des Schloßbaues, begannen nun jene Klagen, die während der ganzen Lebenszeit Friedrichs fortdauern sollten. Durch die hohen Bäume usw. sei der Mühle der Wind genommen worden. Der Antrag, die Mühle anderswo errichten zu lassen, zerschlug sich, teils weil es dem Müller damit gar nicht ernst war, teils weil Friedrich die Mühle als Zierde des „Prospektus" nicht verlieren mochte. 1749 fängt Grävenitz wiederum „aufs Lamentabelste" zu supplizieren an, worauf ihm der König beträchtliche Freiheiten gab und ihn auch mit Barmitteln unterstützte. 1763 wurde die baufällige Mühle an einen gewissen Kallatz um 800 Taler verkauft, ein Preis, der nur dadurch erklärlich wird, daß der Käufer auf die Absicht des Königs spekulierte, die Mühle der Schloßnachbarschaft zu erhalten. Friedrich erkannte das durchsichtige Manöver, zum Unglück für den Müller, der nun keine wesentlichen Freiheiten erhielt und 1764 bankerott machte. Das vernachlässigte Besitztum ging nun um 770 Taler an den Müller Vogel über. Sechs Jahre schweigen die Akten. Von 1770 an wurden die alten Lamentationen in kurzen Zwischenräumen erneuert. Der König sollte Reparaturgelder, Freiholz, Freijahre, Erlaß der Pachtgelder usw. gewähren. Vogel gab diesen Bitten auch sofort den praktischen Nachdruck, indem er jede Pachtzahlung verweigerte, es jedesmal auf landreiterliche Exekutionen ankommen ließ, um

1) Leider an einem schwer zugänglichen Orte, nämlich in den „Märkischen Forschungen", Band 6, S. 165—193. Die Akten sind gesammelt auf der Domänenregistratur der Kgl. Regierung zu Potsdam.

Digitized by Google

dann sofort beim Könige wegen schwerer Bedrückung von seiten der Kammer und des Amts Potsdam einzukommen, und dabei nie vergaß, um die Erlaubnis zur Versetzung der Mühle als einzigen Rettungsmittels für ihn zu bitten. Nach langem Hin- und Herschreiben erließ der König dem Unermüdlichen einen Teil der rückständigen Pachtgelder und setzte den Kanon von 44 auf 22 Taler herab. 1777, als die Klagen wiederum begannen, wurde dem Vogel jede Pachtzahlung erlassen und kostspielige Reparaturen auf des Königs Rechnung besorgt. Natürlich hatten nun die trotzdem fortgesetzten Betteleien keinen Erfolg mehr, und so verpachtete Vogel sein Gut an den Müller Hering. Dieser brachte das Geschäft durch Fleiß empor und jetzt sollte Vogel auf des Königs Veranlassung wieder 22 Taler Pacht bezahlen. Darüber erhebt Vogel ein großes Geschrei und setzt bis August 1784 alles in Bewegung, um diese Maßregel rückgängig zu machen. Umsonst! Zu einem Prozeß gegen den Fiskus aufgefordert, sagte er in einer neuerlichen Klage vom 16. November 1784: „Ich bin viel zu wenig und zu entkräftet, um einen Prozeß gegen den Fiskus anstrengen zu können.“ Hering machte indes auf seiner Mühle so gute Geschäfte, daß er sogar einen Kauf beabsichtigte. Bevor es dazu kam, starb Friedrich, und Vogel wandte sich nun sogleich an Friedrich Wilhelm II., der ihm aufs großmütigste eine neue Mühle baute, womit den Klagen freilich kein Ende gemacht war, denn diese reichen bis tief in die Vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts hinein. Hier sei nur noch erwähnt, daß der Müller Vogel in einer Bittschrift an den König vom 25. August 1821 seine holländische Mühle eine „weltberühmte“ nennt, und Friedrich Wilhelm III. sagte einmal (nach Eylert III, 2, 379): „Die Holländische Windmühle darf nicht abgebrochen, sie muß erhalten werden; sie gehört der Geschichte an und ist durch Friedrich den Großen merkwürdig geworden. . . .“

Wie wir gesehen haben, lassen die sorgsam aufbewahrten Akten über den mehr als hundertjährigen Konflikt der Sanssouci-Müller mit den preußischen Königen gar keinen Raum für die bekannte Erzählung, schon darum nicht, weil weder Friedrich der Große, noch einer seiner Nachfolger die Mühle entfernen wollte. Es ist aber auch leicht zu sehen, wie die geschichtlichen Tatsachen zusammenflossen[1]) und dann, ganz wie bei den

1) Oberstudienrat v. Hartmann bemerkt gegen mich in der „Beilage zum Staatsanzeiger für Württemberg“ 1905 S. 56: „Wegen des Müllers von Sanssouci habe ich mich vor vielen Jahren, weil die Erzählung in den Entwurf des Lesebuchs für unsere Volksschulen aufgenommen war, an Max Duncker gewendet. Er schrieb mir eingehend den Sachverhalt der Vereinigung mehrerer Ereignisse, die zeitlich weit auseinanderliegen, zu einem einzigen, schloß aber seinen Brief, der mir

Digitized by Google

Komplementärfarben, etwas völlig Neues ergaben. Der Boden war für die Sage überreichlich vorbereitet, und als sie einmal ins Leben trat, faßte sie sogleich Wurzeln, die der Zeit und der Kritik trotzen werden. August Wolfstieg sagt in einer kritischen Studie über den ebenso hartlebigen Roman von der „Prinzessin von Wolfenbüttel“:[1] „Gewisse historische Anekdoten wie die vom Müller von Sanssouci scheinen schwer zerstörbar zu sein, so oft auch ihre Ungeschichtlichkeit nachgewiesen ist; immer wieder, bald in dieser, bald in jener Form tauchen sie auf und beweisen nicht nur im Volksmunde, sondern auch selbst in der historischen oder doch wenigstens sogenannten historischen Literatur ein ungemein zähes Leben. Es ist, als ob die streng wissenschaftlichen Kritiken, die sie aus dem Gebiete der Geschichte hinausweisen sollen, gar keine Wirkungen auf ihr Bestehen ausübten. . . .“ Andererseits kann man wohl L. Schneider beipflichten, wenn er (a. a. O.) zum Schlusse seines Aktenauszugs sagt: „Geht somit aus dieser ganz objektiven Darstellung hervor, daß jene Anekdote jedenfalls nicht so, wie sie erzählt wird, stattgefunden haben kann, . . . so ändert das an der Bedeutung jener Berufung auf das Kammergericht und somit an der Bedeutung der Sanssouci-Mühle für die Preußische Geschichte nichts. Selbst wenn sie ganz erfunden oder der eigentliche Hergang vollständig umgestaltet worden wäre, beweist ihre Erfindung, ihre stete Wiederholung und der Glaube von Millionen an ihre Echtheit doch nur, daß jene Zustände des Rechtsschutzes und der Rechtssicherheit des Geringen gegen den Mächtigen in jener Zeit vollkommen vorhanden waren und als notorisch anerkannt wurden; denn nur in sich und in den gegebenen Verhältnissen Wahres hat Dauer.“

* * *

Schließlich mag noch an einem ganz auffallenden Stück gezeigt werden, wie Könige zu Anekdoten kommen. Eylert[2] will die folgende von dem Baron v. Maltzahn erhalten haben, wie Nicolai die seinige von d'Argens, und nun beachte man, wie hübsch die beiden Histörchen, die etwa hundert Jahre auseinander liegen würden, zusammenfallen; nur hat in der folgenden der König selbst die Rolle des d'Argens übernommen.

„Innerhalb Sanssouci lag an der Grenze und dem Wege, der nach Eichow und dem Neuen Palais führt, mitten zwischen Wiesen des königlichen Parkes ein kleiner, nur einige Morgen betragender Fleck, welchen

leider abhanden gekommen ist, mit den Worten: Ich wünschte, daß alle geschichtlichen Anekdoten so wohlbegründet wären wie diese.“ Die Publikation dieses Briefes, wenn er sich noch findet, wäre sehr wünschenswert.

1) Beilage zur Berliner Täglichen Rundschau, 1900, Nr. 240.

2) A. a. O., III. Band, S. 380.

Digitized by Google

der rechtmäßige Besitzer, ein benachbarter Eigentümer eines Weinbergs, als Kohlgarten benutzte. Offenbar war dies ein Übelstand, auf welchen der Hofmarschall Baron v. Maltzahn den König [Friedrich Wilhelm III.] aufmerksam zu machen hatte. Da man eine weitere Ausdehnung, neue Anpflanzungen und Verschönerungen des königlichen Gartens bezweckte, so wurde der Besitzer dieses mitteninne liegenden Fleckes befragt, ob er ihn verkaufen wolle? und es wurde mehr, als er wert war, dafür geboten. Derselbe war aber dazu nicht geneigt, auch dann nicht, als man noch mehr dafür bezahlen wollte. Offenbar mischte sich in diesen Handel nun, wie es zu gehen pflegt, Caprice, sowohl von seiten derer, die dieses Grundstück gern haben und dem Ganzen als homogen es einverleiben mochten, als auch von seiten des Eigentümers, der es nicht fahren lassen wollte. Die Zumutung, noch eine größere Kaufsumme zu bieten, wies der König mit der Bemerkung zurück: „Man kann auch Gold zu teuer kaufen, und muß nicht alles, was man bezahlen kann, haben wollen.“ Aber der königliche Herr wurde entrüstet, als man ihm sagte, er möge und könne nach dem Gesetze der Appropriation sich in den Besitz des Grundstücks setzen und dem Eigentümer nur die von der Behörde ausgemittelte Taxe bezahlen. „Was?“ sagte er, „das Gesetz der Appropriation umfaßt nur solche Dinge, welche das Wohl und die Vorteile aller angehen, und damit entschuldigt man die gewaltsamen Eingriffe, welche man oft in das rechtmäßige Eigentum eines anderen macht. Offenbar liegt in diesem Gesetze eine Härte, welche ein dem Besitzer oft wertes, von den Eltern ererbtes Haus, oder einen lieben Garten, Acker, Wiesen, unbezahlbar, mit Gewalt wegnimmt und sich aneignet. Der Spoliierte muß dazu still sein und schweigen, weil das Gesetz, welches nur die öffentliche Wohlfahrt im Auge hat, es so will. Von dieser ist aber im vorliegenden Falle nicht, sondern nur allein von meinem Privatvorteile, ja nur von meinem Vergnügen, die Rede. Gott soll mich behüten, daß in meinen und den Besitztümern meines Hauses sich irgend etwas befinde, woran die Seufzer eines Beraubten kleben. Ich will den Krautgarten nicht haben!“ Und man sah ihn mit Kohl bepflanzt viele Jahre zwischen den Boulingrin von Sanssouci als Prosa mitten in der Poesie liegen, bis späterhin ihn die Erben freiwillig an den König gut verkauften.“

Treppenwitz der Weltgeschichte!!

Digitized by Google

Anzeigen aus der Schillerliteratur 1905/1906.

Von Prof. Dr. **Hermann Undeſcheid** in Dresden.

(Schluß.)

Schillerfeier an höheren Schulen Deutſchlands.

Unter denjenigen Reden, Anſprachen und Abhandlungen, die die deutliche Abſicht erkennen laſſen, vor allen Dingen der Jugend verſtändliche und zu Herzen gehende Ausführungen zu bieten und ihr Schiller als den ganzen Mann, den edlen Menſchen, den geſchloſſenen, ſich ſelbſt getreuen Charakter zu zeichnen, und die gewiſſermaßen als Lehrproben gelten können, wie ſich ein derartiger Gegenſtand in der Spanne von etwa einer Stunde behandeln läßt, ſind die der folgenden Verfaſſer beſonders hervorzuheben: 1. Dr. E. Appel (Progymnaſium Grevenbroich. 7 S. 1906): Das Tragiſche des Univerſums, dem Schiller ſelbſt in verſchiedenen Ausſprüchen ergreifenden Ausdruck verliehen hat, erfüllt ſich in ſeinem frühen Hinſcheiden inmitten raſtloſer Beſchäftigung und unentwegter Berufstreue. Auch des Dichters Verhältnis zur Religion wird geſtreift und gezeigt, daß er zwar nicht kirchlich geſinnt geweſen iſt, aber doch von tiefem Glauben an Gott beſeelt war; 2. Auguſt Backhaus (Königl. Friedrich Wilhelm-Gymnaſium zu Cöln. 21 S. 1906); 3. Direktor Prof. Dr. Bieſe (Königl. Gymnaſium zu Neuwied. 21 S. 1905): Die Einheitlichkeit von Dichtung und Leben Schillers, der heroiſche Zug in ſeinem Weſen und die großzügige Behandlung der großen Gegenſtände der Menſchen werden nachgewieſen und in einem vortrefflichen Gemälde zuſammengefaßt. Den Schluß bildet ein Appell an das Gewiſſen der Jugend, ihren Schiller für das Leben lieben zu lernen und den Propheten des „Immoralismus“ Nietzſche, der Schiller in die verſtoßene Schar der „Unmöglichen“ einreiht, ihr Ohr zu verſchließen; 4. Prof. Dr. Bräutigam (Realſchule beim Doventor zu Bremen. 8 S. 1906): „Schiller in den Zeugniſſen deutſcher Dichter“. Aus dem umfangreichen Stoff werden charakteriſtiſche Proben gegeben, nämlich Zeugniſſe von Goethe, Aug. Stöber, Fritz Lienhard und Richard Wagner. Das Verhältnis des letzteren zu Schiller hat Bräutigam auch in einer längeren Skizze behandelt: „Schiller im Urteile Wagners“ (Köln. Zeitung Nr. 502, 05). 5. Prof. F. K. Demoll (Großherz. Gymnaſium zu Konſtanz. 9 S. 1906): Wie Schillers Geiſteswerke, da ſie ausnahmlos ideale Tugenden verherrlichen, pädagogiſche Stoffe erſter Klaſſe ſind, ſo iſt der Dichter ſelbſt, der dieſe Tugenden durch ſein Leben verkörpert hat, eine hervorragend pädagogiſche Perſönlichkeit. 6. Prof. Dr. Ehrenthal (Königl. Gymnaſium zu Bromberg. 9 S. 1906); 7. Prof. W. Feller (Gymnaſium zu Duisburg. 26 S. 1905):

Digitized by Google

Den überreichen Stoff, Schillers Entwickelungsgang in dem engen Rahmen einer Programmabhandlung zu zeichnen, weiß der Verfasser dadurch annähernd zu bewältigen, daß er seinen Ausführungen das bekannte Wort Schillers (über Herm. Bürgers Gedichte 1791) „alles, was der Dichter uns geben kann, ist seine Individualität" zugrunde legt und alsdann aus den Markſteinen in des Dichters Leben den Beweis erbringt, daß Schiller mit Erfolg bemüht gewesen ist, seine Individualität zu reinster und herrlichster Menschheit zu verklären. 8. Prof. Dr. W. Fielitz (Königl. König Wilhelms-Gymnasium zu Breslau. 11 S. 1906): Die Seelengröße Schillers, sein heldenhafter und freiheitsfroher Geist, sein Verhältnis zu Kant, dessen Bild von der sittlichen Seele Schiller sein hohes Bild der schönen Seele gegenüberstellt, wird in formvollendeter Sprache geschildert und an dem „Wallenstein" als der Verkörperung Schillerschen Wesens auf dramatischem Gebiete in fesselnder Weise näher auseinandergesetzt. 9. Prof. W. Flemming (Domgymnasium zu Naumburg a. S. 20 S. 1906): Die ansprechende Rede „Schiller, die rechte Hilfe für den neuerwachenden Idealismus der Deutschen", erweckt Feststimmung, indem sie folgenden Hauptgedanken mit begeisterten Worten ausführt: Die materialistische Grundstimmung verdankt ihren Ursprung jener Überspannung idealistischer Kräfte, die in den Systemen eines Fichte, Hegel, Schelling zum Ausdruck gekommen sind. Aus der Wirkung naturalistischer Kräfte aber erwuchs in unseren Tagen das Schauen nach der größten Blütenperiode deutschen Geistes- und Kulturlebens, das sich äußerlich u. a. in den verschiedenen Zentenarfeiern Kaiser Wilhelms I., Herders, Kants, vor allem Schillers kundgibt. 10. Prof. Dr. Glaser (Aus Schillers Studentenzeit. 16 S. 1906, Gymnasium in Amberg i. Bayern). 11. Dr. v. Grätzel (Zum Gedächtnis Schillers. 8 S. 1906, Lyzeum II zu Hannover). 12. Direktor Prof. Dr. Heine (Königl. Realschule zu Culm. 34 S. 1906): Die Gedächtnisrede ist hervorgegangen aus einer Reihe von Aufsätzen des Verfassers: „Schiller, zum 9. Mai 1905", in der ersten Mainummer der Culmer Zeitung). 13. Oberlehrer Henckel (Schillers Bedeutung für die Schule und das Volk, Gymnasium Lauenburg i. P. 12 S. 1906). 14. Dr. H. Hofmann (Gymnasium mit Realschule zu Solingen. 8 S. 1906): Anknüpfend an örtliche Beziehungen — der Schwager von Schillers Sohn Ernst, Gabriel Pfingsten, war zur Franzosenzeit in Solingen juge de paix — werden aus dem entsagungsreichen Leben Schillers die intimsten Vorzüge des Herzens und Geistes herausgehoben und daraus der Drang und die Pflicht, den Dichter zu feiern, abgeleitet. 15. Oberlehrer Dr. Jardon (Gymnasium zu Neuß. 11 S. 1906). 16. Direktor Kanzow (Königl. Stiftsgymnasium in Zeitz. 13 S. 1906). 17. Prof. Dr. E. Kettner (Gymnasium Mühlhausen

Digitized by Google

i. Thüringen. 8 S. 1906). 18. Prof. Dr. Morsch (Königl. Kaiser Wilhelms-Realgymnasium zu Berlin. 15 S. 1906). 19. Oberlehrer Dr. Krikeberg (Große Stadtschule, Rostock. 9 S. 1906). 20. Dr. Emil Lagenpusch, (Gymnasium zu Memel. 19 S. 1906): Das Streben des Verfassers, Schillers Persönlichkeit in eigenartiger Beleuchtung, fern von der lärmenden Phrase und unberührt von der gewöhnlichen Apotheose zu erfassen, zeitigt zwar manchen ansprechenden Ausspruch über den Dichter und seine Werke, verhindert aber die für eine Festrede unerläßliche Einheit des Gedankenganges und eine ruhig dahinfließende Darstellung des Gesamtbildes. 21. Prof. Paulus, Festrede. 17 S. und Ansprache des Direktors Heußner. 7 S. (König Friedrichs-Gymnasium zu Cassel. 1906). 22. Prof. Dr. Primer (Schillers Verhältnis zum klassischen Altertum, ein Gedenkblatt zu Schillers 100. Geburtstage. 53 S. 1905. Kaiser Friedrich-Gymnasium zu Frankfurt a. M.): Trotz der gebotenen Raumbeschränkung ist doch jeder wesentliche Zug angeführt und ein von fleißiger Lektüre und selbständiger Beobachtung das beste Zeugnis ablegendes Gesamtbild von Schillers Verhältnis zum klassischen Altertum entworfen worden. Die Klarstellung dieses Verhältnisses zeigt Primer I. in Schillers Dramen, die zu diesem Zwecke folgendermaßen eingeteilt werden: 1. solche, an denen sich die äußere und innere Einwirkung der Antike nachweisen läßt, 2. solche, die antike Stoffe behandeln, 3. solche, die auf einer Nachahmung der alten Tragödie nach der strengsten antiken Form beruhen; II. in seiner Lyrik; III. in seinen Prosaschriften. Ein Hauptvorzug der Untersuchung liegt darin, daß Primer das selbständige Urteil des Dichters über die Antike wiederholt ausdrücklich nachweist, so daß sich trotz des starken Einflusses der alten Muster das Schaffen Schillers nirgends verkennen läßt. 23. Prof. Max C. P. Schmidt (Prinz Heinrich-Gymnasium in Berlin. 14 S. 1906): Seine jungen Hörer versteht Schmidt durch sinnige Einkleidung der wichtigsten Ereignisse aus dem Leben des Dichters zu fesseln. Er unternimmt im Geiste mit ihnen Spaziergänge nach geweihten Schillerstätten, nach Marbach, Stuttgart, Jena und Weimar; er zeigt, durch welche sittlichen Mächte, die das Leben und Dichten Schillers beherrscht haben, der Dichter zu einer Persönlichkeit geworden ist, die durchweg die Züge der Unsterblichkeit verrät. Von ihm kann man wohl sagen: „So keusch er ins Leben getreten, so keusch ist er wieder davon geschieden." 24. Direktor Prof. Dr. Seiler (Gymnasium zu Luckau. 11 S. 1906): Der Verfasser warnt vor einer Überschätzung der modernen Milieu-Problem- und Symboldichtung und zeigt, wie Schillers dramatische Großtaten und die Ergebnisse seiner Gedankenarbeit stets vorbildlich bleiben werden. 25. Prof. Freuding (Friedrich Schiller, ein Leiter und Führer der Jugend zu den Höhen des Lebens. 9 S. 1906. Lüneburger Johanneum).

Digitized by Google

26. Prof. Dr. Wecke (König Wilhelms-Schule i. Reichenbach i. Schlesien. 15 S. 1906). 27. Direktor Dr. Weineck (Realschule zu Lübben i. d. L.). 28. Direktor Dr. Zehme, Schillers Persönlichkeit und Menschheitsideal. 7 S. 1906. (Gymnasium zu Stendal.)

Ein Schillerbuch, herausgegeben von der K. K. Reichshaupt- und Residenzstadt Wien, zur Erinnerung an den Todestag des großen deutschen Dichters. Wien, Gerlach und Wied, Buch- und Kunstverlag, 1905. Preis 1 *M*.

Von den Festgaben für die Jugend ist die vorliegende die originellste und schönste. Der ästhetischen Bewegung unserer Tage, die insbesondere dem heranwachsenden Geschlecht zugute kommen soll, trägt die Wiener Ausgabe am besten Rechnung; gleich lobenswert sind der illustrative Schmuck (von Heinrich Lefler und Joseph Urban) und die übrige Ausstattung. Auch mit einem Exlibris ist das treffliche Büchlein versehen.

Schiller als dramatischer Dichter im Urteil von Otto Ludwig. Eine psychologisch-literarische Untersuchung von Prof. Dr. N. Sevenig, Programm des Großherzoglichen Gymnasiums zu Diekirch in Luxemburg. 1905. 41 S.

Die hochinteressante Schrift S.s trägt offenbar die Tendenz, zwischen Kritikern wie Adolf Bartels, die wie für Shakespeare, so auch für die Beurteilung der dramatischen Bedeutung Goethes und Schillers Otto Ludwig als maßgebend betrachten, und den Schillerianern zu vermitteln, die ohne weiteres vor der Schillerkritik Ludwigs die Augen schließen. Um den zweifellos von Vorurteilen befangenen Kritiker recht zu verstehen, hält es S. für notwendig, sich in die ganz eigen geartete Natur Ludwigs zu vertiefen: „Ludwigs Gemüts- und Charakteranlage, das ihn umgebende kleinliche Milieu, seine bezeichnenden Selbstbekenntnisse über die Art seines dichterischen Produzierens, seine Werke, endlich seine dramatischen Entwürfe können allein uns den Schlüssel zum Verständnis der in den „Studien" niedergelegten Anschauungen über Schiller bieten. Dies trifft um so mehr zu, da Ludwig, wie er selbst betont, in seinen kritischen Schriften von keiner Philosophie, sondern von der menschlichen Natur ausgegangen ist. Hätte übrigens der abgesagte Feind jeder Reflexion in der Poesie anders verfahren können? Wurzelt doch in seiner Abneigung gegen die philosophierende Richtung im Drama zugleich zum größten Teile auch seine Abneigung gegen Schiller. Sah er doch in dem Einfluß der philosophischen Betrachtungsweise auf das dichterische Schaffen den Wurm, der mit der Knospe seiner zeitgenössischen Literaturblüte entstand und mit der schließlich blätterlos dastehenden Blume zunahm. Wie konnte aber der scheue Einsiedler Ludwig

Digitized by Google

die menschliche Natur anders belauschen, als dadurch, daß er den Blick in die eigene Brust versenkte? Sein persönliches, in ungewöhnlichem Grade individuell ausgeprägtes Empfinden, das von Gleichartigem sich mächtig angezogen fühlte, Fremdartiges aber mit derselben Energie von sich stieß, mußte notwendigerweise auch für sein kritisches Urteil maßgebend werden. Aus dieser durch Einsamkeit und Siechtum gesteigerten Einseitigkeit des Empfindens erwuchs Ludwigs grenzenlose Bewunderung für Shakespeare, den ihm Wesenähnlichen, daneben die den ganzen Scharfsinn der Abneigung verratende Geringschätzung für Schiller, seinen dichterischen Gegenpol." An der Hand dieser Charakteristik spürt S. in feinfühliger Weise dem Genius in den Ursachen seiner Verirrungen nach, wobei er stets betont, daß in Otto Ludwig trotz der Einseitigkeit seines Urteils niemals der unermüdliche Wahrheitssucher auf dem Gebiete des Dramas zu verkennen ist.

Bilder.

1. Anläßlich des Schillerjubiläums sind die beiden bekanntesten authentischen Bilder des Dichters in Neudruck erschienen: das Bild Anton Graffs (Verlag der Gesellschaft zur Verbreitung klassischer Kunst, G. m. b. H., 1905, Berlin, große Ausgabe Preis 10 M., kleine Ausgabe Preis 2 M.), das Bild von Ludovika Simanowitz (J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart 1905, große Ausgabe Preis 5 M., kleine Ausgabe Preis 1 M. 50 Pf., Deutsche Verlagsanstalt, farbige Faksimilewiedergabe, 18 cm hoch, 22,5 cm breit, Preis 1 M.). Beide Bildnisse, in der Ausführung von wahrhaft erquickender Schönheit, geben des Dichters Züge wunderbar weich, sammetartig und zugleich plastisch. Das Graffsche Bild, das Schiller im 31. Lebensjahre darstellt, weicht bekanntlich von dem der Malerin Simanowitz, das aus dem Jahre 1793 stammt, in der Auffassung ab. Der Altersunterschied erklärt diese verschiedene Auffassung nur zum Teil. Aus Graffs Äußerungen geht hervor, daß Schiller infolge seines Temperaments kein recht geeignetes Modell gewesen ist: „die größte Not, zuletzt auch die größte Freude hat mir das Bild Schillers gemacht, das war ein unruhiger Geist, der hatte, wie wir sagen, kein Sitzefleisch. Nun liebe ich es zwar, wenn die Personen mir gegenüber nicht wie Olgötzen regungslos dasitzen oder wohl gar interessante Gesichter schneiden, aber Freund Schiller trieb mir denn doch die Unruhe zu weit; ich war genötigt, den schon auf die Leinwand gezeichneten Umriß mehrmals wieder auszuwischen, da er mir nicht stille hielt. Endlich gelang es mir, ihn in einer Stellung festzubannen, in welcher er, wie er versicherte, sein Lebtag nicht gesessen, die aber von den Körnerschen Damen für sehr angemessen und ausdrucksvoll erklärt wurde. Er sitzt bequem und nachdenklich, den zur

Digitized by Google

Seite geneigten Kopf auf den Arm stützend; ich meine, den Dichter des „Don Carlos", aus welchem er mir während der Sitzung vordeklamierte in einem glücklichen Moment aufgefaßt zu haben". In rein künstlerischer Beziehung muß das Graffsche Bild, das sich im Körnermuseum befindet, an erster Stelle genannt werden. Dagegen hat das Bild der Malerin Simanowitz die größere Volkstümlichkeit erlangt. Es befindet sich im Marbacher Schillermuseum, zeigt den Dichter in Kniestück, sitzend, den Kopf im Profil und leicht geneigt. Es wirkt wie kein anderes zeitgenössisches Bild durchaus lebenswahr und natürlich.

2. Die „Illustrierte Zeitung" hat die in der Schillernummer (Nr. 3226) enthaltenen Schillerporträts als Sonderdrucke erscheinen lassen. Das oben erwähnte Graffsche Bild und Schiller kurz vor seinem Tode von Fr. A. Tischbein sind zum erstenmal farbig wiedergegeben ($30 \times 23^1/_2$ in Bildgröße zu 1 M.). Das Bild von Tischbein, Schiller in der Tracht und Haltung eines römischen Triumphators, ist bekanntlich ein bewußt apotheosierendes Gemälde.

3. Mit allen Mitteln der modernen Technik hat Bauer ein Schillerbildnis geschaffen (B. G. Teubner, Leipzig 1905, Preis 5 M.). Auf den, der von der Beschauung der obengenannten, in alter Malweise gehaltenen Bildern herkommt, wirkt dieses Bild vielleicht zunächst befremdend. Wer aber länger vor demselben weilt, wird den Kopf des Dichters in dieser Auffassung charakteristisch finden, besonders wegen des sieghaften Ausdrucks in den Gesichtszügen. — Jedes dieser drei Bildnisse ist ein Kunstblatt im Vollbegriff des Wortes und als Zimmerschmuck für Haus und Schule trefflich geeignet.

4. Sechs historische Schiller-Silhouetten. F. A. Ackermanns Kunstverlag, München.

5. Schiller-Galerie deutscher Bühnen. Unter Mitwirkung der ersten Hof- und Stadttheater, ihrer Intendanten, Direktoren und Regisseure. 10 Lieferungen à 12 M. Verlag der Neuen Photographischen Gesellschaft, Aktiengesellschaft. Berlin-Steglitz 1905.

Die hervorragendste und eigenartigste Erscheinung der aus Anlaß der Schillerfeier entstandenen Bildwerke sind die 100 Original-Photographien sämtlicher Original-Dramen Schillers in der Darstellung der folgenden Theater: Dresden — Wilhelm Tell; Hamburger Stadttheater — Wallenstein; Hamburg, Deutsches Schauspielhaus — Braut von Messina; Leipziger Stadttheater — Kabale und Liebe; Mannheim — Die Räuber; Münchener Hoftheater — Maria Stuart; Stuttgarter Hoftheater — Don Carlos; Weimar — Jungfrau von Orleans; Wien, K. K. Hofburgtheater — Fiesko.

Digitized by Google

Vor liegen zwei Ausgaben in Größe von 20×25 cm mit dem Büttenkarton in Größe 40×50 cm und in verkleinerten Darstellungen auf Postkarten. Es soll hier nicht die Bedeutung hervorgehoben werden, die das große Werk in der Geschichte der deutschen Schaubühnen behaupten wird, sondern an den sofort in die Augen fallenden Nutzen möchte ich erinnern, den diese Tafeln bei der Erläuterung der Dramen Schillers in der Schule zu stiften vermögen. Da diese Bilder nämlich nicht wie die bisherigen Bühnenaufnahmen nur Schlußgruppen oder Einzelszenen, sondern das ganze Drama in den Hauptteilen der Handlung wiedergeben, eignen sie sich in ausgezeichneter Weise, um die Architektur des dramatischen Kunstwerkes zu veranschaulichen. Es sei erlaubt, dies an den 10 Bildern aus der Jungfrau von Orleans nachzuweisen. In diesem Stücke sind bekanntlich zwei Handlungen zu unterscheiden; aus dem Gange des großen Krieges ist eine Reihe von Ereignissen ausgewählt, an denen die Errettung des Vaterlandes durch die Jungfrau gezeigt wird. Sie bilden die Stufen der Steigerung, eine äußere Handlung, während eine innere an derselben die stetig wachsende Aufregung der Sinnlichkeit, die zuletzt in der Liebe des Weibes den höchsten Ausdruck findet, zur Darstellung bringt. Für beide Handlungen sind die Hauptszenen und aus der Ökonomie des Dramas die wesentlichen Teilstücke und von den letzteren wiederum die Höhenpunkte wiedergegeben, nämlich aus der Exposition, die ein Bild des Zustandes im Lager Karls VII., den bisherigen Gang des Krieges usw. gibt, zwei Bilder: Prolog. 3. Sz. Nichts von Verträgen! Nichts von Übergabe! Der Retter naht, er rüstet sich zum Kampf, I, 5. Für seinen König muß das Volk sich opfern — Ihr alles setzt an ihre Ehre; das erregende Moment des Stückes: Nachricht von dem wunderbaren Siege, Auftreten der Jungfrau; es sind die aus dem Berichte der letzteren, die Idee des Dramas andeutenden Worte illustriert. 3. Bild I, 10. Und sie versetzte: „Eine reine Jungfrau vollbringt jedwedes Herrliche auf Erden, Wenn sie der irdschen Liebe widersteht!". Die steigende Handlung, Johannas Begegnung mit Lionel wird durch Bild 4—7 veranschaulicht, und zwar in der Weise, daß der dritten Stufe der Steigerung, als der bedeutsamsten, zwei Bilder (5. und 6. Bild) gewidmet sind, nämlich II, 10. Sieg der Jungfrau über die Gemüter, Burgund gewonnen, Sie trügt nicht — von Gott gesendet (4. Bild), III, 4. Du Chatels Aussöhnung mit Burgund „Umarme mich, Du Chatel — (5. Bild) und Werbung der Edeleute „du sollst die Lilie ..... (6. Bild). III, 6. (vierte Stufe der Steigerung) Talbots Tod, Unsinn, du siegst — vergeben (7. Bild). Das folgende 8. Bild III, 10. ist der Höhenpunktszene entnommen, Versuchung der Liebe, Johanna und Lionel. „Das Schwert zum Pfand, daß ich dich wiedersehe." Die Katastrophe ist durch zwei Bilder veranschaulicht: 9. Bild, V, 11. Johannas

Digitized by Google

vom Himmel erhörtes befreiendes Gebet: „Aber der Himmel..." und 10. Bild V, 14. Verklärter Tod der Jungfrau: „Seht ihr den Regenbogen — mir entgegen." Alles in allem: die Schiller-Galerie deutscher Bühnen ist ein vortreffliches Mittel, die künstlerische Anschauung bei der reiferen Jugend zu wecken und die Erläuterung von Schillers Dramen wirksam zu unterstützen.

Ausgaben, neue Auflagen, kleine Festschriften.

Briefe Goethes und Schillers in Auswahl (Sammlung deutscher Klassiker-Ausgaben. 92. Lieferung. 1 M. 20 Pf. Velhagen u. Klasing, Bielefeld und Leipzig).

Evers, M., Schillers Wallenstein, 1. Heft. 3. Auflage. H. Bredt, Leipzig. 1906.

Groß, Julius, Direktor des Honterusgymnasiums in Kronstadt (Brassó): Schiller und die Antike. 1905.

Kleine Bibliothek. Schillers Gedichte Nr. 107—110, Die Jungfrau von Orleans Nr. 79/80, Maria Stuart Nr. 111/112, Wilhelm Tell Nr. 103/104, herausgegeben von L. Kiesgen. Jede Nummer 30 Pf. 1906. Hamm i. W. Breer und Thiemann. (Die Ausgabe enthält weder Einleitung noch erläuternde Anmerkungen, ihr Erscheinen auf dem Büchermarkt war überflüssig.)

Kuenen, Ed., Schillers Maria Stuart. 3. Auflage. H. Bredt, Leipzig. 1906.

Die Meisterwerke der deutschen Bühne, herausgegeben von Prof. Dr. Georg Witkowski. Schillers Don Carlos (Nr. 33—34) 60 Pf. Die Huldigung der Künste, Demetrius (Nr. 40) 30 Pf. Leipzig, Max Hesses Verlag. 1905.

Altherr, Alfred, Friedrich Schiller in seiner Bedeutung für die Religion. 64 S. 1905. Basel, Volksschriftenverlag.

Bär, Adolf. Charlotte v. Lengefeld als Freundin und Braut Schillers. Weimar, Böhlaus Nachfolger. 1905. 39 S. 80 Pf.

Der Verfasser hat bei seinem Charakterbild den noch nicht veröffentlichten literarischen Nachlaß Cottas, der im Goethe- und Schillerarchiv zu Weimar ruht, benutzt, wodurch seine Arbeit einen gewissen literarischen Wert erhält.

A. Becker. 1905. v. Schiller. Mit jugendlicher Begeisterung, die freilich zuweilen zur rhetorischen Phrase verführt, wird Schillers Bedeutung für den deutschen Geistesfrühling geschildert und das deutsche Volk aufgefordert, Schiller nachzueifern in der Überwindung der Selbstsucht, weil diese nach Fichtes Wort die Ursache aller Verderbtheit ist.

Bohlen-Marbach, H., Fr. Schiller, Zum 100. Todestage. Pädagogische Abhandlungen, Heft 92. 40 Pf. Bielefeld, A. Helmich.

Schmidt, A., Schiller, wie er der große Volksdichter wurde. 1905. Theodor Unger, Altenburg.

Digitized by Google

Eckardt, Walter. Unser Schiller. Ein Lebens- und Charakterbild für Schule und Haus zum 9. Mai 1905. 32 S. 20 Pf. Georg Wiegand, Leipzig.

Gericke, A. Schiller, zu seinem Gedächtnis bei der hundertjährigen Wiederkehr seines Todestages. 54 S. Preis 50 Pf. Alfred Unger, Berlin 1906.

Durch geschickte Anordnung und Behandlung des umfangreichen Stoffes gelingt es dem Verfasser, auf dem knappen Raum das Dichter- und Denkerleben Schillers in der Weise zu schildern, daß kein wesentlicher Zug unerwähnt bleibt, so daß der Leser nicht unbefriedigt von dem entworfenen Charakterbilde scheidet.

Katalog der Tell-Ausstellung zur Jahrhundertfeier von Schillers Wilhelm Tell 8.—29. Mai 1904 im Kunstgewerbemuseum. Zürich. 83 S. Buchdruckerei Berichthaus, Zürich.

In mehr als 800 Nummern sind die literarischen, historischen und künstlerischen Dokumente niedergelegt, in denen sich die allmähliche Entwickelung der Tellsage, ihre Wirkung auf Dichtung und Kunst, vor allem Schillers Tell selber in seiner Entstehung und Verbreitung, in seinem Gang über die Bühne und in seinem Einfluß auf die bildende Kunst deutlich verfolgen läßt. Die literarische Abteilung ist ausschließlich dem Schillerschen Wilhelm Tell gewidmet.

Schiller-Festschrift der „Göttinger Zeitung", herausgegeben von Kurt Küchler. 47 S. Göttingen, 1905. Verlag L. Höfer.

In seiner kleinen, aber inhaltsreichen Festschrift gibt Kurt Küchler, der Herausgeber der Schleswig-Holsteinischen Zeitschrift für Literatur und Kunst, außer zwei schwungvollen Festgedichten auf Schiller (von Hanstein und Irene Wild) eine Reihe prosaischer Beiträge, von denen hervorgehoben zu werden verdienen Schiller und Schwaben von Ernst Müller, Die Räuber aus Julius Burggrafs Schillerpredigten und namentlich der Aufsatz Kurt Küchlers; letzterer enthält eine klare und bündige Darlegung der Ergebnisse von Hansteins Schrift: Wie entstand Schillers Geisterseher (vgl. die Anzeigen aus der Schillerliteratur 1904/05)? Willkommen für die Geschichte der Schillerverehrung ist auch der Rückblick: die Schillerfeier in Göttingen 1859.

Schreck, Ernst. Schillers pädagogische Bedeutung. Pädagogische Abhandlungen, Neue Folge, 19. Bd. 1. Heft. Preis 40 Pf. Bielefeld, A. Helmich.

Streicher, Andreas. Schillers Flucht von Stuttgart und Aufenthalt in Mannheim von 1782—1785. Herausgegeben von Prof. Dr. Wychgram. Leipzig, Ph. Reclam jun.

Stein, Erwin. Des deutschen Volkes Schillerfeier, 23 S. Preis 40 Pf. Chemnitz.

Digitized by Google

Von der Schillerfeier 1905 in der Kreisstadt Plauen. A. Kells Verlag, Plauen i. V. Preis 40 Pf. 28 S. a) Szenischer Prolog von Ernst Günther.

Die Einkleidung der Handlung ist gut erfunden; nur ist es nicht wahrscheinlich, daß die Frau des Bürgers — die Szene spielt in Weimar — erst am Begräbnistage, 11. Mai abends, als der Leichenzug am Hause vorübergeht, von Schillers Ableben erfährt. Das allgemeine Weimar vernahm die Trauerkunde in der Frühe und im Verlaufe des Freitags, am 10. Mai.

b) Festrede von Karl Rödiger.

Schiller soll uns allen ein geistesgewaltiger Erzieher zu idealer Persönlichkeit werden. Wer aber seine Eigenart soviel als möglich vollendet hat, der stelle sie in den Dienst des allgemeinen Wohles.

Aus Zeitschriften.

Allgemeine Zeitung. Beilage 1904, Nr. 261, 262. H. Hofmann, Schillers Humor, 1905. 2. Heft. Schiller auf der Krankenstube der Militärakademie und die Entstehung der Räuber. Von Dr. Krauß. Nr. 64. v. Heigel, Schillers Gedächtnis. Nr. 91. Maier, Schillers Vorfahren.

Antiquitäten-Rundschau. 3. Jahrgang. Heft 1. Schillernummer. Die Zukunft. 13. Jahrgang. F. Avenarius, Wie feiern wir Schiller?

Bremer Beiträge 1906, Heft 1. Julius Burggraf, Das Christliche und das Hellenische in Schiller und Goethe.

Die Deutsche Schule 19. 4. Welche Hoffnungen setzt Schiller auf die ästhetische Erziehung des Menschen? Von R. Pohl.

Daheim Nr. 31. Schillernummer.

Deutschland. Monatsschrift für die gesamte Kultur. Nr. 35. M. Beßwertny, Was war Schiller der russischen Welt? — A. Drews, Schiller und das kirchliche Rom.

Deutsche Arbeit. Monatsschrift für das geistige Leben der Deutschen in Böhmen. 4. Jahrgang. 2 Hefte. C. Laube, Die Prager Schillerfeier 1859.

Deutsche Monatsschrift für das gesamte Leben der Gegenwart. Mai 1905. O. Bartels, Schiller in der Gegenwart.

Deutsche Rundschau. 31. Jahrgang. Heft 4. R. Kohlrausch, Schillers Braut von Messina und ihr Schauplatz.

Leipziger Neueste Nachrichten 9. Mai 1905. Schillers Bedeutung für die Schule. Von Dr. Lyon.

Euphorion. 12. Band. 1.—3. Heft (Schillerhefte).

Frankfurter Zeitung 1905. 314. 4. Morgenblatt. Schillers tragisches Weltbild. Von J. G. Sprengel.

Digitized by Google

Das freie Wort. 4. 21. Wie das deutsche Volk Schillers Todestag feiern müßte.

Frankfurter zeitgemäße Broschüren. Neue Folge. 24. Band. Hamm, Breer und Thienemann. 9. Heft. Scheid, Schillers Jungfrau von Orleans. Hat sie der Dichter in seiner romantischen Tragödie als Heilige dargestellt? 1905. 30 S. Preis 50 Pf.

German American Annals. Continuation of the Quarterly Americana Germanica. April 1906. Schiller's Conception of Liberty and the Spirit of 76. May 1906. Schiller and America. June 1906. Schiller's Aesthetic Idealism and American Literature and Art.

Neue Jahrbücher für das klassische Altertum, Geschichte und deutsche Literatur und für Pädagogik VIII. 4. Heft. Schiller als tragischer Dichter. Von Th. Meyer in Stuttgart. 6. Heft. Schiller, der Dichter des öffentlichen Lebens. Von H. Fischer in Tübingen.

Jahrbuch des freien deutschen Hochstifts 1905. A. Biese. 1. über Schiller. 2. Schillers dichterische und sittliche Persönlichkeit. A. Köster: Zur Jahrhundertfeier von Schillers Todestag. v. Hartmann: Schillers Beziehungen zu Crusius, dem ersten Verleger seiner Gedichte. Mit einem ungedruckten Brief Schillers.

Jahresberichte für neuere Deutsche Literaturgeschichte IV 9. 1902. Prof. Dr. Ernst Müller: Schiller.

Kunstwart. 18. Jahrgang. 8. Heft. F. Avenarius, Wie feiern wir Schiller?

Lehrproben und Lehrgänge. 1905. 1. Heft. Sturm und Drang. (Zur Behandlung Goethes und Schillers im deutschen Unterricht.) Von Dörwald.

Das literarische Echo VII Nr. 17. a) Echo der Zeitungen. Stimmen zur Schillerfeier von P. Legband, Berlin. b) Nachrichten über Schillerfeiern.

Magazin, pädagogisches. H. Beyer u. Söhne. 1906. 275. Heft. Rubinstein, Schillers Stellung zur Religion.

Monatshefte der Comenius-Gesellschaft 14. 5. Zum Verständnis von Schillers Lied an die Freude.

Monatshefte für höhere Schulen VII 12. Schillers philosophische Gedichte in den Oberklassen. Von R. Petsch.

Moderne Essays. Berlin. Gose und Tetzlaff. 51. Heft. 1905. Klaar, Schiller und Goethe. 51 S.

Neues Tageblatt. Stuttgart. Nr. 217, 218. Auf Schillers Spuren in Weimar. Von Ernst Müller in Stuttgart.

Österreichs deutsche Jugend. Schillernummer 1905. Herausgegeben vom deutschen Landes-Lehrerverein in Böhmen.

Digitized by Google

Österreichische Rundschau. Band 2. J. Minor, Wiener Briefe an Schiller und seine Witwe. E. Lessing, Schiller und Grillparzer.

Pädagogische Monatshefte VI 6. 1905. National German-American-Preachers Seminary. Milw. Wisc. S. 174 flg. „Aus Schillerreden."

Sitzungsberichte der bayrischen Akademie der Wissenschaften. S. 247—278. 1906. F. Muncker, Zu Schillers Dichtungen.

Studien zur vergleichenden Literaturgeschichte. Berlin A. Duncker. 4. Band. 4. Heft. H. Holstein, Zu Schillers Reise nach Berlin. Schillerheft.

Tägliche Rundschau, Unterhaltungsbeilage 1904. Nr. 297. K. Strecker, Noch einmal: Schillers Balladen in der Schule.

Der Türmer. 8. Jahrgang. 7. Schiller. Gedicht von F. Lienhard; Friedrich v. Schiller. Von P. Verbecke; Schillers Läuterung. Von J. Höffner.

Wege nach Weimar. Monatsblatt von Fr. Lienhard. 1. Jahrgang. Heft 5. Wie Schiller und Körner Freunde wurden.

Westermanns Monatshefte 1906. Nr. 12. Literarische Rundschau: Goethe und Schiller.

Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins. 20. Jahrgang. Wissenschaftliche Beilage. 4. Reihe. 26. Heft. Am 9. Mai 1905. Fr. Schiller. Von Fr. Muncker. Zum Gebrauch des Beiworts bei Schiller. Von O. Behaghel. Zur Sprache im Tell und in der Braut von Messina. Von H. Wunderlich.

Zeitschrift für Bücherfreunde 1906. Heft 2. Aus dem Stammbuch von Schillers Sohn Karl. Von Prof. Dr. Ernst Müller in Stuttgart.

Zeitschrift für den deutschen Unterricht, herausgegeben von Prof. Dr. Otto Lyon. 19. Jahrgang. S. 162 flg. Der Gegensatz des Realismus und Idealismus in Schillers Wallenstein. Von M. Evers in Barmen. — S. 209 flg. (4. u. 8. Heft) Schillers Gedächtnis und Schule. Von O. Lyon-Dresden. — S. 233 flg. Schiller als Erzieher. Eine Würdigung seiner ästhetischen Schriften. Von Br. Baumgarten in Magdeburg. — S. 246 flg. Moderne Schillerkritik. Von W. Nestle in Schöntal. — S. 283 flg. Der Herzog von Burgund in Schillers Jungfrau von Orleans. Von Ph. Mathias in Zwickau i. S. — S. 314. Zu Schillers Wallenstein. Von M. Schneider in Gotha. — S. 316. Zu Viedts Konjektur aus Schillers Poesie des Lebens. Von E. Bonstedt in Langfuhr. — S. 381. „Mich Henker", ruft er, „erwürget". Von H. Gloël in Wetzlar. — S. 401. Gedächtnisworte bei der Schillerfeier des Protestantischen Gymnasiums zu Straßburg i. E. am 8. Mai 1905. Von P. Kannengießer in Straßburg. — S. 493 flg. Kritische Nachlese zu Schillers Wilhelm Tell. Von Edwin Rödder, Madison Wisc. — S. 529 flg. Zu Schillers Klage der Ceres. Von E. Goetze in Dresden. —

Digitized by Google

S. 594 flg. Das psychologische Rätsel in Schillers Braut von Messina. Von H. Draheim in Friedenau. — S. 665 flg. Zu Schillers Wallenstein. Von R. Sprenger in Northeim. — S. 673 flg. und S. 756. Schillers Entwurf zu Demetrius. Von A. Zippel in Leipzig. — 20. Jahrgang. S. 63. Zu Schillers Tell IV, 3. Von J. Stern, Baden-Baden. — S. 182 flg. Zu Schillers Kassandra. Von P. Hoffmann in Bochum i. W. — S. 195. Die eigentliche Form des Mottos von Schillers Glocke. Von Fr. Kohlmann in Basel. — S. 195. Schillers Mutter. Von Hofmann in Solingen. — S. 230 flg. Woher hat Schiller den Stoff zu seinem „Taucher" genommen? Von H. Braune in Posen. — S. 253. Zu Schillers Kassandra. Von W. Kohlschmidt in Kassel. — S. 399. Das Motto des Epilogs zu Schillers Glocke. Von E. Goetze in Dresden.

Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins 20. 4. R. Krauß, Zur Schiller-Genealogie.

Zeitschrift für lit. Kunst und Wissenschaft. B. des Hamburger Korrespondenten 1906 Nr. 15. Achelis, Freiheit und Notwendigkeit in Schillers Dramen.

Sprechzimmer.

1.

Volksetymologisches.

Bekanntlich betätigt sich der volksetymologische Trieb mit Vorliebe an Lokalbegriffen, bzw. Ortsnamen, seien es fremde oder einheimische, worüber K. G. Andresen „Über deutsche Volksetymologie"[6] S. 186 ff. Näheres mitteilt. Im folgenden gebe ich einige Ergänzungen zu dieser reichhaltigen und dankenswerten Sammlung von Beispielen. Der in Zweibrücken erscheinende „Pfälzische Merkur" brachte in der Nummer vom 27. Dezember 1889 einen Originalartikel „Erinnerungen aus Algerien" von S., worin unter anderem folgendes mitgeteilt war: „In den Atlasthälern haben fleißige deutsche Kolonisten eine Reihe von Dörfern gegründet. Es waren pfälzische und badische Taglöhner, die von Landau, Karlsruhe und Breisach aus angeworben wurden. Mit ihren arabischen Nachbarn kamen sie gut aus, so gut man eben mit Zigeunerpack auskommen kann. Diese Deutschen treiben es gemütlich und verwandeln die fremdländischen Ortsnamen in deutsche: Ibrahim in Überrhein, Bou-Sebach in Busenbach, Nechmeya in Schweyen."

Die in den französischen Vogesen schön gelegene Grenzstadt Saint Dié, gegründet von dem Bischof Deodatus von Nevers, der sich als Einsiedler dorthin begeben hatte im Jahre 660, und nach ihm St. Dié benannt ist, heißt noch jetzt, wie von alters her, im Munde der deutsch sprechenden Elsässer jenseits der Grenze Sankt Didel oder kurzweg Didel. Es ist meines Erachtens anzunehmen, daß die ältere französisch zurechtgemachte Form des lateinischen Namens Deodatus (= a Deo datus, von Gott geschenkt), die wohl Didé oder

Digitized by Google

ähnlich gelautet hat, von den angrenzenden alemannischen Elsässern an den deutschen Namen Diethold (Diedelt, Ditwald) aus altem Theudoald (Stamm Thiud (thiuda, diot, diet) + Wald —, got. valdan, ahd. waltan, ahd. walten) angelehnt und dann mundartlich zu Didel abgeschliffen wurde. Ein elsässisches Dorf namens Didolshausen gibt es noch jetzt. Der Name des letzten Ostgotenkönigs aus dem Geschlecht der Amaler, Theodat, enthält offenbar gleichfalls das an Namen so fruchtbare Stammwort thiuda, scheint aber hinsichtlich seines Ausgangs an den obigen lateinischen Namen Deodat(us) angeglichen zu sein.

In der Nähe von Homburg in der Rheinpfalz gibt es ein Hofgut, das im 17. Jahrhundert durch die Gunst eines Herzogs von Zweibrücken in den Besitz eines französischen Intendanten namens La Bretêche kam. Der Name wurde zunächst in „der Lapperteſche Hof" umgewandelt — so lautet er noch jetzt auf der Generalstabskarte —, das Volk ging aber noch weiter und deutschte ihn um in „Lappentascher" Hof und nennt ihn jetzt noch so: man dachte also dabei an die Lappentaschen eines Mantels oder Rockes.

In Landau in der Pfalz führt ein Haus (an der Ecke der Kronstraße und Riesengasse) den sonderbaren Namen „die Bums". Im Anfang des 19. Jahrhunderts, als diese Stadt noch unter französischer Herrschaft stand, befand sich in der Judengasse ein Gasthaus, das die Benennung „à la pomme d'or" führte; später verlegte die Wirtin die Wirtschaft in das obenbezeichnete Haus. Die Wirtin, eine Frau Sch., wurde vom Volk nur die „Bumm-Wirtin" genannt (zum Übergang von o vor Nasalen in u vgl. z. B. mhd. „numen, numer", Entstellung aus lat. in nomine, in dem Segens-, Bekräftigungs- und Verwunderungsruf „numen, numer dumen (= domini) âmen" nach Leger) oder „die Bumms'n", d. i. die Bumms-in, indem nach dem Muster von „'s Maiers, 's Müllers" = das Haus, die Familie Maier, Müller (elliptischer Genitiv für „des Maiers Haus oder Familie") zunächst aus „Bumm", dem Wirtshausnamen, „Bumms" gebildet und an diese Form die Femininendung -in angehängt wurde. Auf diese Weise bekam das Haus den heute noch volksüblichen Namen „die Bums". Später, als man sich über den Ursprung und die Bedeutung dieser Benennung nicht mehr klar war, legte man sie sich als eine von „pumpen" abgeleitete Bildung zurecht und stützte diese Umdeutung mit dem Hinweis darauf, daß die Frau Bumswirtin nicht selten den in ihrer Wirtschaft verkehrenden bayerischen Leutnants gepumpt habe. Vgl. hierüber Dr. Heeger im „Pfälzischen Museum" 1897, S. 82.

Nach der Mitteilung eines aus Aschaffenburg gebürtigen Herrn heißt dort im Volksmunde ein von einem Mainzer Bischof gebautes (Aschaffenburg gehörte ehemals zum Erzstift Mainz) und von ihm nach dem berühmten italienischen Villenort Frascati am Albanergebirge Frascati benanntes Sommerschlößchen in höchst komischer volksetymologischer Verdrehung „die Froschkaut"! Das mittelrheinische (mitteldeutsche) Dialektwort „die Kaut(e)" bedeutet eine Grube, z. B. Kies-Lehmkaut, und dann überhaupt eine Vertiefung oder Aushöhlung im Erdboden; Verkleinerungsform: Kaitche, d. i. Käutchen.

Regensburg. Dr. **Philipp Keiper.**

Digitized by Google

2.

Klägere trete vor. (Kleists Zerbrochener Krug V. 574.)

R. Sprenger, der uns oft bei nötigen Textbesserungen gute Wege gewiesen hat, ist mit dem Artikel im 20. Jahrg. d. Z. S. 330f. selber auf einen Abweg geraten. Es handelt sich um das bedenkliche, angeblich von Kleists eigener Hand herstammende Klägere für schriftdeutsches Klägerin. Schon im 4. Jahrg. S. 452 hatte Sprenger diese Form besprochen und für schweizerisch erklärt, später glaubte er sie als oberfränkisch (richtiger wohl ostfränkisch) ansprechen zu sollen, gestützt auf eine ähnliche bei dem Novelliſten Schaumberger begegnende Form Anziehere = Anzieherin.

Würde denn aber nicht, müssen wir einwenden, eine solche fränkische Wortform recht auffällig abstechen gegen man (nur), Flaps, Schubjak und alle die andern ostniederdeutschen Wörter, die Kleist zur Zeichnung der Eigenart der handelnden Personen trefflich zu verwenden wußte? Man vergleiche, was hierüber R. Kade in unserer Zeitschrift 2, 196 gesagt hat: „Kleist war mit Haut und Haaren ein echter Sohn der Mark, dachte und redete trotz aller Sprachübungen zeit seines Lebens wie ein Brandenburger von Geblüt."

Die im fränkischen wie im alemannischen und schwäbischen Gebiete auftretende Endung — ere für hochdeutsches (schriftdeutsches) — erin (auch — era, — eri, wie z. B. in der Mundart von Sonneberg die Frau Schleicher Schleichera genannt wird oder im Prättigau von Graubünden Wallgäueri die Frau aus dem Wallgau ist) darf aber bezüglich ihrer lautlichen Gestaltung durchaus nicht mit niederdeutschen Motionsformen wie Müllersche, Schmidtsche zusammengestellt werden, wie es Sprenger im besprochenen Artikel getan hat. Daß diese zweierlei Formen ursprünglich streng voneinander unterschieden sind, kann man aus Grimms Grammatik 3, 334f. und 337 (neuer Abdruck, früher S. 336ff.) ersehen; vgl. Schmellers Bayr. Gramm. § 268 Schneidere, dagegen S. 545 mit dem ursprünglichen Schlußkonsonanten vor einem Vokale Pfarreren.

Wenn nun Hildebrand im Deutschen Wörterbuch 5, 926 an der bewußten Stelle im Zerbrochenen Krug Klägern zu lesen vorschlug, so war er auf der richtigen Spur und ganz und gar im Rechte, weil nur diese Form die echt brandenburgische ist, an der wir auch, beiläufig bemerkt, den wackern Dorfrichter sogleich als einen ungefälscht populären Mann erkennen. Von richtigen Dialektformen Berlins und seiner Umgebung wie z. B. Frau „Müllern", Frau „Meiern" weiß man wohl allenthalben.

Schließlich glaube ich noch von der Handschrift Kleists ein weniges sagen zu müssen. Um ihre Eigenheit prüfen zu können, empfehle ich in dem Faksimile, das die Ausgabe von Zolling im 1. Band zu S. 330 gebracht hat, die Worte schüchtern (in der szenarischen Bemerkung) und Häusern, schimmern und Camine in den Versen 2452f. genau anzusehen; man muß m. E. erkennen, daß an manchen Stellen die schließenden -e oder -n kaum oder gar nicht zu unterscheiden sind.

Leitmeritz. **J. Peters.**

Digitized by Google

3.

Zu Adolf Pichlers Erzählung „Der Flüchtling".

In Adolf Pichlers Erzählung „Der Flüchtling", abgedruckt in dem Werke „Moderne erzählende Prosa", ausgewählt und zum Schulgebrauch herausgegeben von Dr. Gustav Porger, 4. Bändchen, Bielefeld und Leipzig, Velhagen u. Klasing, 1903, S. 54—115 aus „Allerlei Geschichten aus Tirol" von Adolf Pichler, 5. Aufl., Leipzig und Berlin 1901, Georg Heinrich Meyer (jetzt Meyer u. Wunder), erzählt Lena, die Kellnerin (S. 62):

„Wenn Sie über die Brücke bis zum Baunzner gehn, schließt den Hintergrund des Tales der waldige Mamos. Von den Hügeln, die ihm vorliegen, leuchten jedem drei große aus Stein gebaute Bauerhöfe entgegen, deren Aussehen auf einen bedeutenden Wohlstand der Besitzer schließen läßt. Sie heißen: Beim untern, mittlern und obern Nidinger. Die Bauern sind verwandt und gemeinsamen Stammes. Ihrem Urgroßvater, vielleicht reicht es auch weiter zurück, zeigte ein Venedigermandl, das er mit einer geweihten Stutzenkugel vor dem Rachen einer Schlange gerettet, zum Danke das Goldbrünnlein auf dem Sonnwendjoch."

Dazu bemerkt Porger auf S. 170: „Die Venedigermännlein sind trotz ihres scheinbar der venetianischen Hauptstadt entlehnten Namens nur verkappte deutsche Zwerge, die in Tirol vorzugsweise für Kenner der edlen Metalle gelten." In der Tat handelt es sich hier nicht um einen Zwerg, sondern um einen der zauberkundigen Venediger oder Venetianer, die nach der Volksvorstellung nicht nur in Tirol, sondern auch im Erzgebirge und Harze nach edlen Metallen suchten. Viele Sagen von ihnen hat Heinrich Pröhle in seinen Harzsagen, 2. Aufl., Leipzig, Herm. Mendelssohn, 1886, gesammelt (s. das Register unter Venedigen, Venediger, Venetianer). Auch diese Venediger denkt sich der Harzer als zwerghafte Wesen. Man vergleiche Pröhle S. 167: „Ein Revierförster ging eines Morgens in seinem Reviere, da sah er von weitem sechs Menschen kommen. Er ging auf sie zu, fragte, was sie da machten, kannte aber keinen davon, weil sie so unscheinbar waren und keine rechte menschliche Statur hatten." Oft werden Begünstigte von ihnen nach Venedig entrückt und dort herrlich bewirtet. Dann gelangen sie, allerdings oft erst nach Jahren, durch Zauber wieder in ihre Heimat zurück; man vergleiche Pröhle S. 47, 111 f., 132, 167 f. Auch beschenken sie solche, die ihnen irgendeinen Dienst erwiesen haben. Man vergleiche z. B. Pröhle S. 46:

„Ein Köhler kohlte oben am Brocken, da kam jemand und bat um Nachtquartier, tat sich auch an dessen Scheibensuppe (Brotsuppe) ordentlich etwas zugute. Danach sagte er: Nachts um 11 wollen sie auf eine Wiese gehen, wenn er ihn dann zuerst anrede, so solle er stehen bleiben, wenn er ihn aber wieder anrede, solle er mitgehen. Vorher schritt der Fremde dreimal um des Köhlers Meiler, damit das Feuer nicht ausging. Der Fremde zog im Walde ein Buch aus der Tasche und rührte ihn an. Er las im Buche und auf

Digitized by Google

einmal wurde es Tag. Sie waren aber auf einer großen Wiese, da standen lauter Johannisblumen. Da sollte er pflücken, pflückte aber nur einen kleinen Strauß, der Fremde pflückte sich eine ordentliche „Wase". Danach sagte der Fremde: es würden dem Köhler in diesem Jahre noch drei Pferde kaput gehen, er solle doch ja das Sträußchen (das er unter die Bank geworfen hatte) aufheben. Wenn die Pferde kaput gingen, solle er nach der Stadt gehen, sich einen ehernen Topf kaufen und dafür geben, was die Böttcherfrau dafür fordere. Darauf solle er sich $^3/_4$ Maß Braunbier kaufen, es in den Topf geben, das Sträußchen zerschneiden und den Topf in die glühenden Kohlen, die in der Köhlerhütte waren, roden, und 48 Stunden stehen lassen. Dann solle er sich ein Loch roden und den Topf acht Tage in die Erde stellen. Wenn er ihn dann aufmache, so werde er sein Glück schon sehen. Wirklich ging dem Köhler nach sechs Wochen ein Pferd kaput, und nach vierzehn Tagen wieder zwei. Er tat aber alles, wie der Fremde gesagt hatte. Als er den Topf aufmachte, war so viel Gold darin, als er Braunbier hineingegeben hatte. So konnte er sich seine Pferde wieder kaufen, und jetzt ist er ein Ackermann."

Ich verweise noch auf Nr. 72 bei Pröhle, wo ein Venetianer den Töchtern eines Bergmannes in Zellerfeld, bei dem er einst genächtigt hatte, an dessen Todestage einen silbernen Krug bringt, der mit „feinen Gulden" gefüllt ist.

Northeim. **R. Sprenger.** †

4.

Kalaber.

In der für jeden Germanisten und Lehrer des Deutschen sehr lehrreichen und anregenden Schrift des bekannten Verfassers des „Deutschen Etymologischen Wörterbuchs", Professors Friedrich Kluge, „Deutsche Studentensprache" (Straßburg 1895) findet sich in dem Abschnitt „Wörterbuch der Studentensprache" S. 97 das Wort Kalaber „Kerl, Bauer (besonders als Anrede) Laukhard, Eulerkapper S. 189. 203 — Schilda III 71 — Emigranten II, 177. 216 — Fr. Wolfstein S. 89 — Steins Abentheuer II, 21." Eine Erklärung, woher diese Bezeichnung stamme, ist nicht beigefügt. Auch bei Sanders und im Deutschen Wörterbuch wird über den Ursprung dieses Wortes kein Aufschluß gegeben. Und doch liegt dieser nicht so klar zutage wie z. B. bei dem bekannten, a. a. O. unmittelbar vorausgehenden Wort „Kaffer = Bauer, bäurischer Mensch 1831; Tuschwort 1846." Denn wer dächte hiebei nicht sofort an die allbekannten Kaffern in Afrika, deren Name vom arabischen Worte kafir, d. h. Ungläubige, herrührt? Hierüber gibt nähere Auskunft Thomas „Etymologisches Wörterbuch Geographischer Namen" (Breslau, 1886) S. 68 und 69. Freilich, daß Kalaber wohl nichts anderes sein kann als der Name der Bewohner der Landschaft Kalabrien in Italien, sieht man ja auf den ersten Blick. Es fragt sich aber einmal, aus welcher Quelle diese Benennung in die deutsche Studentensprache eindrang, und dann, wie gerade die Einwohner Kalabriens dazu gekommen sind, ihren Namen für diese keineswegs schmeichel-

Digitized by Google

hafte Verwendung in allgemeiner Bedeutung hergeben zu müssen. An die Kalabreſen der neueren Zeit[1]) iſt indes nicht zu denken; dieſe haben zwar auch unſere Sprache bereichert, ich meine die Bezeichnung „Kalabreſer" für die bekannten breitkrämpigen, hohen, ſpitz zulaufenden Hüte, die ſeit 1848 lange als Abzeichen der Revolutionäre galten. Vielmehr führt uns die richtige Fährte ins klaſſiſche Altertum, was niemand wundernehmen wird, der in Kluges obengenanntem Buch den Abſchnitt „Antike Elemente" S. 31—50 geleſen hat. Denn da ſtoßen wir auf allerlei ſtudentiſche Bezeichnungen unverkennbar klaſſiſcher Herkunft, wie z. B. „Kapitolium" für Kopf, „laut" vorſichtig, verſchmitzt, „Kornelius" Kater 16/17. Jahrh., „promontorium" Buſen, „Kadmusbruder" Raufbold?, „Circumflex" (circum flexus) ein Schmiß von einer beſtimmten Form, „Hoſpes" 1. Präſes im „Hoſpiz", 2. Gaſt- oder Hauswirt, „Hoſpita" Gaſt- oder Hauswirtin (vgl. das Lied von der „filia hospitalis"!), ferner hören wir von einer „attiſchen Nacht", d. h. fidelen Nacht, auch „Attica" genannt, — alſo ſehr verſchieden von den „Noctes Atticae" des römiſchen Schriftſtellers Aulus Gellius! —, von „Saalathen", „Pleißathen" und ſonſt, wonach man ſpäter ein „Iſarathen" geſchaffen hat, von „Helena" (15. Jahrh.) als Bezeichnung für leichtfertige weibliche Weſen, die man ſpäter (18.—19. Jahrh.) „Nymphen" betitelt hat. Nicht zu vergeſſen endlich iſt die ſo humoriſtiſche Benennung „Ätna" für Pfeifenkopf. Indem ich hiermit dieſe Auslese beſchließe, hebe ich als bemerkenswert hervor, daß uns weder „Neſtor" und die „Stentorſtimme" noch „Mäcen" in der allbekannten appellativen Bedeutung in Kluges „Deutſcher Studentenſprache" begegnet. Während wir ſo eine homeriſche Reminiszenz vermiſſen, werden wir, mag auch der „Mäcen" fehlen, unmittelbar zu Horaz hingeführt durch das Vorkommen des ſchlagfertigen und ſchlagluſtigen Lehrers dieſes römiſchen Dichters, worüber S. 33 Anm. 2 folgendes mitgeteilt wird: „Verbreitet war im 17.—18. Jahrh. der Horaziſche Orbilius für Schulmeiſter z. B. bei Stoppe I, 141; II, 106, 115. Vgl. die Quaestio Status de jure et natura Beanorum quam praesidente Orbilio Plagoso adseret et tutabitur Tyro de Afflictis. Die Newlich vermehrte Pennal- und Schulpoſſen 1654 E 5b 6b „Der Orbilius oder Schulfürſt". Orbil bei C. Gotth. Müller 1752 „Von der Ehre eines Studierenden S. 26".

Horaz nun iſt es auch, dem die Studentenſprache den in Rede ſtehenden Ausdruck „Kalaber" verdankte. An folgenden Stellen kommt

1) Nebenbei ſei daran erinnert, daß das Kalabrien der Alten mit der jetzigen Provinz Lecce einſchließlich Brindiſi und deſſen Hinterland ſich deckte, während das heutige Kalabrien die ſüdweſtlichſte Halbinſel Italiens bildet. — über „Kalabrien", im Volksmund „die Galabre", „Kalarum", „Kalaberich", als ſcherzhafte volkstümliche Benennung der entlegenſten und von den Ärmſten bewohnten Stadtteile in Murrhardt, Leutkirch, Raſtatt und Karlsruhe ſiehe den gleichnamigen Artikel von P. Beck in der „Zeitſchrift für deutſche Wortforſchung" II. Bd. (1901) S. 272/73 und meine „Pfälziſche Studien" (Kaiſerslautern bei Herm. Kayſer 1903) S. 1/2. Die dort erwähnte Redensart: „er hat kalaberiſch g'ſoffe" iſt wohl auf den ſtudentiſchen Ausdruck „Kalaber", roher Menſch, grober Kerl, zurückzuführen, etwa in dem Sinne, wie man oft in Süddeutſchland den „beſoffenen Bauer" im Munde führt.

Digitized by Google

in seinen Dichtungen der Name der Landschaft Calabria oder ihrer Einwohner, Calaber, bzw. Calaber Adj., vor: Ode I 31, 5, I 33, 16, III 16, 33, IV 8, 20. Epode I 27. Epistel I 7, 14, II 2, 177. Wir lesen da, daß Kalabrien ein sehr heißes Klima hatte, daß deshalb die Großgrundbesitzer ihre Rinderherden während der Zeit der größten Hitze in das kühlere Lukanien zur Weide hinauftreiben ließen, wir hören von den Calabrae Pierides, der „Kalabrischen Muse" des aus diesem Teile Italiens stammenden Vaters der römischen Poesie, des alten Ennius, und endlich erzählt uns Horaz eine nette Anekdote, wie einmal ein biederer Kalabrer einen Gast bewirtete — erstes Buch der Briefe VII 14—19. Dies ist die Stelle, aus welcher die verallgemeinerte Bedeutung „Kalaber" = Bauer im Sinne von einfältiger, ungeschickter, taktloser Mensch, geflossen ist. Ich gebe den Inhalt kurz wieder: Der Kalabrische Gastfreund, offenbar ein Bauersmann, bewirtet seinen Besuch mit Birnen und fordert ihn auf, tüchtig davon zu essen. Der Gast sagt, er habe jetzt genug. Darauf jener: „Nimm dir nur mit, soviel du willst!" „Danke verbindlichst!" „Nun — fährt der wackere Kalabrer fort — deine Kleinen daheim haben gewiß eine große Freude, wenn du ihnen so ein kleines Mitbringsel auftischst!" Doch der andere höflich ablehnend: „Ich bin dir für das angebotene Geschenk so sehr verbunden, als wenn ich mit vollgestopfter Tasche von dir nach Hause entlassen würde." Jetzt folgt die Pointe — oder, vielleicht besser gesagt, der Knalleffekt: „Nun gut! Wie es dir beliebt —, dann geb' ich, was du da übrig läßt, heute noch meinen Ferkelchen zu fressen!" Dieser köstliche Schluß ist, wie überhaupt das ganze nette Geschichtchen, so recht und echt nach der Natur gezeichnet, daß man es unmöglich besser machen könnte! Der echte, „unverkünstelte Bauersmann," um mit Peter Hebel zu sprechen, wie er leibt und lebt! — in seiner ganzen Naivität und Gutmütigkeit, aber auch in seiner unverblümt herausplatzenden Derbheit und Taktlosigkeit, um nicht zu sagen, Tölpelhaftigkeit, „fern von Europens übertünchter Höflichkeit", gegenüber dem feinen Anstand und höflichen, geschliffenen Wesen des Städters, seines Gastes. Wer von uns hätte nicht schon selbst auf dem Lande bei unverfälschten Bauersleuten ähnliches beobachtet und erlebt: die wohlgemeinte Nötigung, beim Essen und Trinken tüchtig zuzugreifen, verbunden mit einer nicht mißzuverstehenden Hindeutung darauf, daß der Gast sich ja keine Zurückhaltung auferlegen möge, da man es ja habe, da genug da sei und es dem Hause an nichts fehle und dergleichen? Gelegentlich mag auch bei echten Hinterwäldlern ein an drastischer, wenn auch unbeabsichtigter, offenherziger Grobheit dem Schlusse der Horazstelle nahekommender Kraftausdruck unterlaufen. Kurzum, wir haben also in diesem von Horaz meisterhaft gezeichneten Bildchen ein ausdrucksvolles Urbild echt bäuerischer „Börperheit", d. i. ungeschickten, plumpen, taktlosen Benehmens, vor unsern Augen, angesichts dessen wir leicht begreifen, daß es von jeher die Aufmerksamkeit der Horazleser und -freunde auf sich zog und insbesondere der studierenden Jugend durch seinen erfrischenden Realismus und seine unwiderstehliche Komik sich tief

Digitized by Google

einprägen mußte. Auf diese Weise also erlangte „Kalaber" im Sinne von „Bauer", d. i. „ungeschickter, roher Kerl", Bürgerrecht in der eigentümlichen Sprache der deutschen Studenten und zugleich haben wir hierin sowie in dem oben besprochenen Vorkommen des Horazischen Orbilius in der Bedeutung „Schulmeister", bzw. „Schulfürst", ein deutliches Zeugnis dafür, daß die Horazlektüre, mochte sie auf dem „Pennal", dem Gymnasium, oder auf der Hochschule betrieben werden, nicht ohne Eindruck auf die „Pennäler" und „Musensöhne" blieb. — Ob und in welchem Umfang „Kalaber" etwa jetzt noch, sei es in der Studentensprache, sei es außerhalb studentischer Kreise, gebraucht wird, darüber gaben mir die Wörterbücher keinen Aufschluß.

Regensburg. Dr. **Keiper.**

5.

Zu Lessings „Minna von Barnhelm" und 80. Sinngedicht.

Ich meine die Stellen I, 8: T.: Bist du da? Just (indem er sich die Augen wischt): Ja! T.: Du hast geweint? Just: Ich habe in der Küche meine Rechnung geschrieben, und die Küche ist voll Rauch. Hier ist sie, mein Herr! — und V, 15: Werner (der sich die Augen wischt): Ich kann noch nicht; ich weiß nicht, was mir in die Augen gekommen. — Beide schämen sich des wahren Grundes ihrer aus Kummer und Freude herrührenden Tränen und geben einen falschen dafür an, echt menschlich und volkstümlich! Mit Lessing stellen wir die ausgeführtere Stelle aus Hebbels „Maria Magdalena" zusammen; Klara sagt gleich im dritten Auftritt: Und wie die Männer sind! Die schämen sich ihrer Tränen mehr, als ihrer Sünden! Eine geballte Faust, warum die nicht zeigen, aber ein weinendes Auge? Auch der Vater! Schluchzte er nicht den Nachmittag, wo dir (der Mutter) zur Ader gelassen wurde, und kein Blut kommen wollte, an seiner Hobelbank, daß mir's durch die Seele ging! Aber als ich nun zu ihm trat und ihm über die Backen strich, was sagte er? Versuch doch, ob du mir den verfluchten Span nicht aus dem Auge herausbringen kannst, man hat so viel zu tun und kommt nicht vom Fleck! — Noch ein Beleg aus Müllers „Schafschur": W.: He, was ist dir? Lotte: O nichts. Ist mir 'was ins Aug' gefahren. Ach! — Kopernikus gibt in der „Festungstid" seine Tränen für Waddik-Druppen aus. Man lese auch die Stelle in Droste-Hülshoffs Ballade „Der Graf von Thal":

„Allgund, bleich ist dein Mund!"
Herr, 's macht der Lampe Schein.
„Deine Augen sind rot, Allgund!"
's drang Rauch vom Herde hinein . . .

Dieser menschlichen Schwäche nun hat sich auch die Anekdote, der Schwank bemächtigt; man denkt gleich an „Die drei Mönche" von Burkhard Waldis, die sich den Mund verbrannten und es nicht gestehen wollten, sondern andere Gründe für ihre Tränen angaben. Ich erinnere mich noch einer vor einigen Jahren gelesenen Zeitungsnotiz: einem beim Präsidenten der Vereinigten Staaten eingeladenen Häuptlinge treibt bei der Mahlzeit der ungewohnte, starke Senf die Tränen in die Augen; über den Grund des scheinbaren Weinens befragt,

Digitized by Google

antwortet er, er dächte an seinen vor acht Jahren im Mississippi ertrunkenen Vater. Jüngst wärmte das „Illustrierte Sonntagsblatt" Nr. 45, 1906 (Beilage zum „Wilhelmshavener Tageblatt") diese „Senf-Anekdote" wieder auf.

Bekannt ist auch die andere Schwäche, daß man nie außer der Zeit geschlafen haben will. Ich denke an die alte Großmutter in Heinrich Seidels „Augen der Erinnerung" (1897), die beileibe nicht geschlafen, sondern nur ein wenig nachgedacht hat, ferner an den Wirt in Longfellows „Wirtshausgeschichten":

The hour was late . . .
The Landlord's eyes were closed in sleep,
And near the story's end a deep
Sonorous sound at times was heard . . .
At this all laughed; the Landlord stirred . . .
And, gazing anxiously around,
Protested that he had not slept
But only shut his eyes, and kept
His ears attentive to each word.

Dickens fällt es im „David Copperfield" auf, daß die Leute nie in der Reisekutsche geschlafen haben wollen.

Zu dem Lessingschen Sinngedicht „Die blaue Hand" bemerke ich, daß es sich als Anekdote in einer französischen Anekdotensammlung aus dem Jahre 1768 wiederfindet: On faisoit dans un Tribunal lever la main à un Teinturier qui les avoit toutes noires. Le Juge lui dit: Otez votre gant. Et vous, Monsieur, repartit le Teinturier, mettez vos lunettes. Vielleicht ist sie nur eine prosaische Auflösung des Sinngedichtes, zumal auch sonst Lessing als Quelle in der Sammlung angegeben ist; oder gemeinsame Quelle: mündliche Überlieferung. Vgl. noch den Beitrag von Sprenger im „Sprechzimmer" dieser Zeitschrift, XIX, S. 458. Ich bin für Volksüberlieferung.

Markoldendorf-Wilhelmshaven. Dr. **A. Andrae.**

Bücherbesprechungen.

Zum deutschen Unterricht von Prof. Dr. Emil Grosse, Heft 1. Übersicht über Lessings Laokoon und Schillers Abhandlung über das Erhabene, 27 S. Preis 50 Pf. Heft 5. Nemesis. Ein lehrendes Sinnbild von J. G. Herder. Nebst einer Auswahl von Zugehörigem aus anderen seiner Schriften. 1. Teil (Nemesis) 38 S. Preis 60 Pf. Heft 6. Derselbe Titel. 2. Teil (Auswahl) 52 S. Preis 75 Pf. Verlag der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin im Jahre 1902.

Der rührige und feinsinnige Herausgeber klassischer Dichtungen und Prosaschriften, der schon im Jahre 1886 eine ausführliche Erklärung der Schillerschen Dichtung: Das Ideal und das Leben und im Jahre 1890 eine solche der Künstler desselben Dichterfürsten im gleichen Verlage veröffentlichte, hat wieder

Digitized by Google

in den Jahren 1902 und 1903 nicht weniger denn sieben für den deutschen Unterricht bestimmte Hefte erscheinen lassen, von denen die obenerwähnten mir vorliegen. Ihr Zweck soll sein, daß sie „eine Art von beweglichem Lesebuche" bilden könnten, zur Befriedigung derer, die zwar die prosaische Lektüre in den obersten Klassen gern erweitern, aber sich nicht an eins der für sie vorhandenen Lesebücher binden möchten oder zur vollen Verwertung eines solchen nicht Zeit finden. Was zunächst die in Heft 1 vereinigten „Übersichten" betrifft, so sind sie ein Wiederabdruck der im Jahresberichte des Wilhelmsgymnasiums zu Königsberg i. Pr. 1895 erschienenen Abhandlung. (Um die Textgeschichte des Laokoon hat sich der Verfasser verdient gemacht durch den Aufsatz: Über Lessings Handschrift des Laokoon und den Nachlaß zu demselben, Schnorrs Archiv für Literaturgeschichte 9, 144—171, vom Jahre 1871.) Sie sind für den Laokoon äußerst knapp gehalten und geben auf acht Seiten dem Schüler nur das Notwendigste, um sich in den Gedankengängen der Lessingschen Abhandlung zurechtzufinden. Selbst kunstgeschichtliche Anmerkungen sind nur sehr spärlich, Hinweise auf dem Schüler leicht zugängliche Werke über antike Kunst wie die von Luckenbach, Menge und Steuding gar nicht vorhanden, ebenso fehlt eine Abbildung der Laokoongruppe.[1]) Doch sind die Inhaltsangaben klar und für die erste Bekanntschaft des Schülers ausreichend, zumal da der Verfasser ebenso wie Erich Schmidt (Lessing Bd. I[3] S. 709) mit Recht nicht den Laokoon als Ganzes für einen Gegenstand der Schullektüre betrachtet; die literarischen Hinweise auf ästhetische Abhandlungen, auf Lessings Hamburgische Dramaturgie, auf Aristoteles und Spinoza wirken anregend, so daß wir diese Übersichten für den Schulgebrauch nur empfehlen können. Nur wünschten wir für eine spätere Auflage, daß nicht die einzelnen Abschnitte der Übersicht, ebenso wie die Abschnitte der Lessingschen Abhandlung mit römischen Ziffern bezeichnet würden. Hier mußte der größeren Klarheit wegen ein Unterschied gemacht werden. Weit gründlicher behandelt der Verfasser die Schillersche Schrift. Zwar der Gedankengang wird auch hier sehr kurz gefaßt, dafür sind aber die Anmerkungen um so reichlicher mit elf enggedruckten Seiten, die des Verfassers umfassende Belesenheit beweisen. Aus der Fülle eigenen Wissens und eigener Belesenheit hat Grosse geschöpft, nicht aber aus den Erläuterungswerken zu Schillers philosophischen Abhandlungen und Gedichten, die namentlich in den letzten 20 Jahren von Überwegs opus postumum: Schiller als Historiker und Philosoph bis auf Kühnemanns Werk: Schillers philosophische Schriften und Gedichte so überreichlich auf den Markt gekommen sind. Nur die Abhandlung von Karl Vorländer, Ethischer Rigorismus und sittliche Schönheit, mit besonderer Berücksichtigung von Kant und Schiller (philos. Monatshefte von Natorp Bd. XXXI) wird an-

1) Nach dieser Seite wirken die Ausgaben im Verlage von Velhagen und Klasing sehr anregend, nämlich 1. Lessing, Laokoon. Mit einem Anhang (Winckelmann und Goethe über Laokoon). Herausgegeben von Dr. Thorbecke. Mit einer Abbildung. 2. Kunstgeschichtliches Anschauungsmaterial zu Lessings Laokoon von Dr. Julius Ziehen. Mit 58 Abbildungen.

Digitized by Google

geführt. Noch möchten wir eines äußeren, die Brauchbarkeit fördernden Umstandes hier gedenken, daß sich nämlich Grosse in den Anmerkungen auf bestimmte, auch dem Schüler leicht zugängliche Ausgaben bezogen hat: Hempel und Kleinere philosophische Aufsätze von Schiller, herausgegeben von Imelmann (Velhagen und Klasing), während er dies bei Lessings Laokoon leider nicht tut.[1]) Wir können gerade diesen zweiten Teil des ersten Heftes aufs wärmste empfehlen.

Ein großes Verdienst erwarb sich Grosse durch die Veröffentlichung der Herderschen Abhandlung: Nemesis nebst einer Auswahl aus andern seiner Prosaschriften. Es ist keine Frage, daß Herders Schriften bisher in der Schule lange Zeit vernachlässigt wurden. Um so freudiger ist es zu begrüßen, daß sie jetzt in Schulausgaben mehrfach vertreten sind. Dies verdient insbesondere die von Grosse ausgewählte Abhandlung Nemesis. Führte doch Schiller, wie wir aus dem Briefwechsel mit Körner wissen (I, 125), bei einer seiner ersten Begegnungen mit Herder im August 1787, weil er noch voll war von seiner „Nemesis", die Unterredung auf sie und erfreute ihn dadurch, „daß er ganz in seine Idee hineingegangen war."[2]) Und wenn auch, wie Grosse im Vorwort mit Recht hervorhebt, dieses Urteil Schillers die Aufnahme der Schrift in die unterrichtliche Behandlung an sich noch nicht rechtfertigen würde, so verdient sie sicherlich dadurch, daß sie einen Hauptbegriff griechischer Denkweise stufenweise Schritt für Schritt mit ebensoviel Klarheit als Wärme erörtert, in den deutschen Unterricht der oberen Klassen aufgenommen zu werden. Auch in der Allgemeinen deutschen Biographie Bd. 12, S. 87 sagt Haym: Dem Aufsatz (Herders) über den Tod gesellt sich der auch in der Form der Behandlung musterhaft zu nennende ethisch-archäologische Aufsatz über den Begriff und die Darstellung der Nemesis. Der Verfasser hat daher jedes Wort über Gliederung und Zusammenhang der Schrift als überflüssig unterlassen. Auch die eigenen Anmerkungen, die Grosse den Herderschen aus griechischen Dichtern, aus der Bibel und aus Goethes Tasso hinzugefügt hat, sind nicht zu zahlreich. Freilich kann ich die Bemerkung nicht unterdrücken, daß die ausführlichen Auseinandersetzungen, die Grosse aus neueren archäologischen Abhandlungen von Posnansky, Roßbach und Lehrs im Vorwort gibt, über den Gesichtskreis selbst des strebsamsten Schülers hinausgehen, wie auch daß manche Zitate Herders und — Grosses der Erklärung bedürfen. Denn was soll der Schüler mit solchen Anmerkungen wie Winckelm. cabin. de Stosch und Pitture d'Ercol. T. III und Anthologia Planudea 223 anfangen? — Von Nemesis „der Göttin des Maßes und Einhalts, der mißbilligenden Göttin des Übermuts" handelt Teil 1 (Heft 5 bei Grosse) der unter diesem Namen veröffentlichten Schrift Herders. Um die Bedeutung, die Nemesis für Herder

1) Sinnstörend ist der Druckfehler S. 26 a. E. Es muß heißen: Vor die Wahl gestellt zwischen den Aufgaben einer höchsten Pflicht und dem Verlust der Sehkraft könne er (Milton) auf keinen Arzt hören, statt auf einen.

2) Vgl. Haym, Herder II, 327.

Digitized by Google

selbst gewonnen, handelt es sich in Teil 2 (Heft 6 bei Grosse). Die Nemesis oder Adrastea hat sich ihm umgestaltet zur Humanität, zum „Ebenmaß der Vernunft", der „Vernunft und Billigkeit in allen Klassen und allen Geschäften der Menschen". Die Nemesis waltet ihm in der Geschichte, in der Dichtkunst, insbesondere in der Tragödie, sie waltet im höhern Sinne als Adrastea des Christentums „in einer höhern Gleichung als ihr der Grieche je gab" (Grosse). Zum Priester dieser Adrastea weihte sich Herder selbst, in deren Dienst er alles stellte, was er seit 1786 schrieb. Aus den Ideen zur Philosophie der Geschichte (1790) gehört besonders das 13. Buch hierher. In 14 sorgfältig ausgewählten Abschnitten gibt Grosse die Beweise für diese Behauptung, die gelesen und wieder gelesen zu werden verdienen. Den ersten Teil der Schrift könnte man auch als Theorie, den zweiten als Praxis oder praktische Philosophie bezeichnen, wenn auch vielleicht im anderen Sinne als Herbart dies getan. Eigene Anmerkungen zu diesem zweiten Teil gibt Grosse nicht; er läßt Herder für sich selbst reden und er tut recht daran. Möchten diese Ausgaben Herderscher Schriften recht zahlreichen Eingang in die Hände, Köpfe und Herzen der Schüler unserer Gymnasien finden.

Dresden-Plauen. Prof. Dr. **Lothar Böhme.**

Deutsches Lesebuch für gegliederte Volksschulen. Herausgegeben in vier Teilen von Schulrat Dr. Fdr. Putzger, Dr. K. L. Gäbler u. K. E. Rasche. Ausg. C. Leipzig, Dürr 1907. 1. Teil: 2. Schuljahr, IV u. 160 S. geb. 0,80 M. — 2. Teil: 3. u. 4. Schuljahr, X u. 292 S. 1,30 M. — 3. Teil: 5. u. 6. Schuljahr, 424 S. 1,70 M. — 4. Teil: 7. u. 8. Schuljahr, 508 S. 1,90 M.

Wieviel sind wir doch vorwärts gekommen seit 1866, wo ich das erste Lesebuch in die Hand bekam. Ich sehe es noch vor mir, den dicken schlechtgedruckten Leo, mit Seiten fast ohne Rand, mit Satz kleiner als in einem — neuen Gesangbuch und mit einem Inhalt oft ausgesuchtester Geschmacklosigkeit. Ich werde die Erinnerung nie los an das Lesestück von dem Vielfraß, der schließlich den Ofen umgerissen haben sollte, um die Kacheln zu verschlingen, da es Kieselsteine nicht mehr taten. Und in so widerwärtig dick aufgetragener Lehrhaftigkeit ging es fast von Anfang bis zu Ende. Und heute? Achtung vor dem — bild- oder verbildbaren — Geschmack des Kindes auch im Lesebuch für die Volksschule, und zwar nicht bloß in diesem vierteiligen, sondern auch von dem zwei- und dreiteiligen derselben Verfasser gilt dies; Gewissenhaftigkeit in der Vermittelung nur noch stichhaltiger Belehrung, und vor allem in breitem Strome — was damals freilich noch nicht möglich war — Darstellungen aus dem Werden und Sein des einen großen Vaterlandes, dabei alle gebührende Rücksicht auf dessen Stämme und Landschaften, ja — wer würde sich nicht freuen? — auch seiner Mundarten. Gewiß, den zwei Hauptzielen, die die Verfasser im Auge haben, „über die im Sachunterricht — warum übrigens daneben das garstige Realunterricht? — aufgebaute Darstellungswelt durch belebende Wärme und künstlerische Auffassung des Inhaltes

Digitized by Google

einen verklärenden Schimmer zu breiten" und „ein getreues Spiegelbild deutschen Wesens zu geben und die wärmende Flamme der Heimatliebe und vaterländischen Gesinnung in den jungen Herzen zu entzünden" — diesen Hauptzielen kann nicht besser zugestrebt werden, als es hier geschieht.

Daß daneben gar manche andere Aufgabe des deutschen Unterrichts gefördert und ihre Erreichung erleichtert wird, dafür könnte ja die Tätigkeit der Verfasser, der Schulinspektoren der Bezirke Plauen i. V. und Oschatz und des Schuldirektors von Reichenbach i. V., Gewähr sein; aber es soll doch auch einiges ausdrücklich hervorgehoben werden: vor dem 1. und 2. Teile IV und X Tafeln mit Sprechübungen, die — nur auf engerem Raume — erstreben, was Krumbach durch besondere Hefte fördern wollte: Sprech- und Sprachrichtigkeit zugleich; im 2. Teile überdies einige Muster für Zerlegung in Sprachtakte, wie sie verständiges und ausdrucksvolles Lesen fordert; in den beiden letzten Teilen je eine Tafel mit einer Übersicht über die Nutzbarkeit der Lesestücke für den Religionsunterricht und in allen Teilen ein nicht aufdringlicher, aber an bedeutsamen Stellen geschmackvoll gewählter und desto eindringlicher redender Bilderschmuck.

Genug der Einzelheiten. Im ganzen sei vor allem noch hervorgehoben die treffliche Gliederung und der stetige Fortschritt vom Einfachen, Nahen und Engeren zum Schweren, Ferneren und Weiteren, kurz die Arbeit aus einem Gusse; zu loben ist ferner, etwa abgesehen von Hermann Wagner und H. Masius, die wohl noch öfter hätten neueren, sachsichereren Naturwissenschaftlern Platz machen können, die Ausmerzung alles Veralteten, zumal aller unserm reiferen Geschmack nicht mehr genügenden Reimereien, die — dann freilich hinter dem Gespenst „Literaturgeschichte" — auch in neuesten Lesebüchern für höhere Schulen noch als Gedichte umgehen, und dafür merklich reichliche Einbeziehung neuerer und neuester Meister, wie wir sie ja für gebundene wie ungebundene Rede in erfreulicher Zahl besitzen.

Kurz, das Putzger-Gäbler-Raschesche Unterrichtswerk verdient alle Empfehlung!

Plauen i. V. **Theodor Matthias.**

Goethes Leben und Werke. Von Ludwig Geiger. Nr. 156—157 in Max Hesses Volksbücherei. 40 Pf., geb. 80 Pf. Leipzig, Max Hesses Verlag, 1906.

Wo man so vielfach und immer wieder eine klar und sauber gehaltene Schrift über Goethes Leben und Werke für die heranwachsende Jugend und das Volk, für die Schule insbesondere, sei es neben dem Unterricht oder in der Schülerlesebücherei vermißt, mag mit bestem Rechte diese wahrhaft „authentische" Darstellung aus berufenster Feder für jene erziehliche Absichten wärmstens empfohlen werden. Sie trägt der Vertiefung und Begeisterung, diesen Erfordernissen beim idealistischen Bildungszwecke unseres jugendlichen Literaturstudiums, vollauf Rechnung, ohne irgend in Überschwang und angekünsteltes Pathos zu verfallen. Wer heute von Goetheforschung oder von „Popularisierung" Goethes, d. h. von seiner Ausnutzung für die deutsche Volks- und Jugendbildung,

Digitized by Google

eine Ahnung hat, der kennt Ludwig Geigers Namen als den des verläßlichsten Führers. Und so darf denn dies schmächtige Bändchen, das in der neuen Volksbücherei des überaus verdienten Klassikerverlags Max Hesse eine Gruppe „Dichter und Denker" vielversprechend eröffnet hat, dem Lehrer des Deutschen für sich und seine gereifteren Zöglinge, jedem Literaturfreunde, vornehmlich jedem Goetheverehrer ans Herz gelegt werden. Dieses Büchlein ist — das sei noch bemerkt — von Haus aus die 200 Seiten lange, den überreichlich quellenden Stoff geschickt in neun Sachgruppen gliedernde Einleitung zu L. Geigers 45bändiger Goethe-Gesamtausgabe; sie ist, abgesehen von ihren sonstigen — kritischen u. ä. — wie äußeren Vorzügen, zurzeit die einzige ganz vollständige, wohlgeordnete und mit fünf verschiedensachen Titel-, Namens-, Sach- und Zitatenregistern versehene Ausgabe der Werke des Altmeisters, dazu bei weitem die wohlfeilste (schon für 12 M. broschiert; außerdem in mannigfachen Einbänden usw. bis zu 38 M. käuflich). Diese schöne Ausgabe sollte all denen, die den „ganzen Goethe" besitzen wollen, ebenso willkommen sein, wie es jene, hier in wohlfeiler handlicher Form vorgelegte, wirkliche Einleitung in Goethes Leben und Werke schon so vielen gewesen ist.

München. **Ludwig Fränkel.**

Alfred Hesse, Die Oden des Q. Horatius Flaccus in freier Nachdichtung. Hannover, Schmorl und von Seefeld Nachf., 1906. 213 S. Preis: broschiert 3 M. 75 Pf., geb. 4 M. 50 Pf.

Schon wieder eine neue Horaz-Übersetzung! wird vielleicht mancher unsrer Leser ausrufen und das vorliegende Buch, ohne von ihm Notiz zu nehmen, ungelesen beiseite schieben. Auch der Verfasser selbst hat gewisse Bedenken nicht unterdrücken können und hält es, wie er im Vorwort sagt, „bei dem Überfluß an schon vorhandenen Übertragungen der Horazischen Oden einigermaßen für gewagt, mit einem neuen Werke dieser Art an die Öffentlichkeit zu treten". Nach reiflicher Überlegung hat er sich aber trotzdem dazu entschlossen, um „mit dem nur selten unternommenen Versuche einer freien Nachdichtung allen denen eine willkommene Gabe zu bieten, welche sich zwar gern mit der Poesie des berühmtesten römischen Lyrikers vertraut machen möchten, sich jedoch als Laien mit den von den meisten Übersetzern beibehaltenen komplizierten, auf Messung der Silben beruhenden metrischen Gebilden des Originals nicht zu befreunden vermögen." Wir aber begrüßen diesen Entschluß Hesses mit aufrichtiger Freude; denn seine Übersetzung muß zu den vollendetsten und gelungensten gezählt werden, die wir bisher von den Gedichten des großen Venusiners besitzen, sie ist mehr als eine Nachdichtung, sie ist eine Neudichtung!

Daß der Übersetzer auf die antiken Metra verzichtet, dazu ist er von seinem Standpunkt aus ganz berechtigt, denn ihm ist es ja nicht um eine philologischen Ansprüchen genügende Übersetzung der Horazischen Lyrik zu tun, sondern um eine für weite Kreise der Gebildeten berechnete freie Wiedergabe, durch die er hofft, „die zuweilen fast unangenehm berührende knappe Ausdrucksweise des Dichters zu mildern, das häufig unvermittelt Aneinandergereihte seiner Gedanken,

Digitized by Google

das Sprunghafte in der Behandlung des Stoffes weniger scharf hervortreten zu lassen, und auf diese Weise dem Verständnis des Lesers zu Hilfe zu kommen, endlich auch den feinen Humor und harmlosen Spott, der manche der Horazischen Lieder so anziehend macht, sich aber in den strengen metrischen Formen des Originals kaum leise andeuten läßt, kräftiger hervorzuheben und zu größerer Wirkung zu bringen."

So lautet Hesses Programm. Wenn wir nun nach eingehender Prüfung unser Urteil kurz zusammenfassen wollen, so können wir sagen: tiefgründiges Verständnis des lateinischen Originals, inniges Versenken in die unerschöpfliche Gedankenwelt des Dichters, dem nichts Menschliches fremd, volle Vertrautheit mit allen Erscheinungen des buntfarbigen römischen Kulturlebens des ausgehenden ersten vorchristlichen Jahrhunderts, meisterhafte Beherrschung der deutschen Sprache und der poetischen Kunstform, endlich eine reiche Fülle geschmackvoller, farbenprächtiger und doch ungekünstelter Bilder haben zusammengewirkt, hier eine wirklich hervorragende Wiedergabe Horazischer Lyrik zu bieten. Es ist ein eigenartiger Genuß, in dem Gewand der schönen, eindrucksvollen Sprache Hesses die feingeprägten alten und doch ewig jungen Gedanken Horazischer Lebensweisheit wieder zu finden, und wir freuen uns namentlich auch deshalb, weil hier wieder für die große Zahl der Gebildeten unseres Volks, die zwar selbst keine humanistische Bildung genossen haben, aber doch den Drang fühlen, sich mit den unsterblichen Meisterwerken klassischer Dichtung bekannt zu machen ein frischer, erquickender Born sprudelt, aus dem sie manch gesunden, labenden Trunk tun können. Insbesondere hat Hesse mit seiner Nachdichtung auch für Oberrealschulen und andere nicht Latein treibende höhere Lehranstalten ein neues, wertvolles Unterrichtsmittel geschaffen.

Damit aber unsere Leser sich selbst ein Urteil über die Kunst Hesses bilden können, teilen wir im folgenden aus den ersten drei Büchern der Oden je eine Perle Horazischer Poesie mit:

I. 22. Integer vitae:

Speer und Pfeil und Bogen kannst du missen,
Weißt, o Fuskus, rein du dein Gewissen,
Denn die Götter werden vor Gefahren
Dich bewahren,

Mag die Glut der Syrte dich umlohen,
Magst du dort, wo Stürme rings des hohen
Kaukasus beschneites Haupt umbrausen,
Einsam hausen,

Oder am Hydaspes traumverloren
In dem Schatten alter Sykomoren
Auf die Sagen, die dich hier umrauschen,
Staunend lauschen.

Als ich neulich im Sabinerwalde
Leise singend auf entlegner Halde
Meiner holden Lalage gedachte,
Sieh, da machte

Mein Geträller einen Wolf erschrecken.
Hei, wie sprang er über Busch und Hecken
Feig dahin und ließ mich ohne Grauen
Auf ihn schauen!

Unbekümmert, müßt' ich auch im Norden
An des Meeres eisumstarrten Borden,
Wo mit ew'gem Schnee bedeckte Dünen
Nimmer grünen,

Oder in den fernsten Wüstenzonen
Unter grimmen Ungetümen wohnen,
Preis' ich meines Liebchens Mund und Wange
Im Gesange.

Digitized by Google

II. 3. Aequam memento:

Du sollst im Leid nicht fassungslos verzagen,
Zur Zeit des Glücks in zügelloser Lust
Nicht jeder weisen Schranke dich entschlagen
Und nie vergessen, daß du sterben mußt,

Ob hinter dir die bleichen Sorgen standen,
Und dich die Not in ihre Ketten schlug,
Ob ungetrübt die Tage dir entschwanden,
Und stets Fortuna dich auf Händen trug.

Drum laß zum Haine, wo bemooste Fichten
Und Silberpappeln sich zu luft'gem Dach,
Der Glut der Sonne wehrend, fest verdichten,
Wo leise rauschend dich der klare Bach

Zu süßer Ruhe lockt, Falerner bringen,
Der Narde Balsam würze rings die Luft,
Den Laubgewinden, die dein Haupt umschlin-
Entsteige frisch gepflückter Rosen Duft; [gen,

Zum heitren Mahl versammle deine Gäste
Und spende, was du klug gespeichert hast,
Da doch der Erbe deine Prunkpaläste
Und Gartenhallen lachend einst verpraßt.

Denn ob du reich und edlem Blut entsprossen,
Ob eines Bettlers Kind und nackt und bloß,
Des Hades Pforte bleibt dir nicht verschlossen,
Du teilst der Menschheit allgemeines Los.

Sie kommt auch dir, die bittre Scheidestunde,
Und sicher hält für dich zur rechten Zeit
Am Styx in Persephassas dunklem Schlunde
Der grause Ferge seinen Kahn bereit.

III. 21. O nata mecum:

Wach' auf, wach' auf, mein alter Krug,
Und rühre dich vom Flecke,
Geschlummert hast du nun genug
In deiner dunklen Ecke!

Obwohl du stets getreu mit mir
Der Jahre Last getragen,
So geht es dennoch heute dir,
Verehrter, an den Kragen.

Corvinus kommt, ich darf mich nicht
Mit schlechtem Stoff blamieren,
Mit deinem Blut, so will's die Pflicht,
Muß ich den Gast traktieren.

Zwar ist er ein gar ernster Mann
Und auf Moral versessen,
Allein im Kreis der Freunde kann
Sich auch Corvin vergessen;

Da zecht er flott, in Andetracht,
Daß Cato selbst, der alte,
In heiß entbrannter Becherschlacht
Gar oft bedenklich lallte,

Und grübelt nicht, ob Zank und Streit,
Ob Herzeleid und Sorgen,
Ob höchste Lust und Seligkeit
Im Bechergrund verborgen.

Wie sollt' er auch des Weines Kraft
Nicht über alles preisen?
Enträtselt nicht der Traube Saft
Den dunklen Spruch des Weisen?

Erfreut er nicht des Menschen Herz,
Besiegt er nicht den Kummer?
Erstickt er nicht den herbsten Schmerz
Im allertiefsten Schlummer?

Und weckt er nicht des Bettlers Mut,
Wenn ihn die Not umnachtet,
Daß er, erfüllt von seiner Glut,
Die ganze Welt verachtet?

Drum auf, mein Alter, nicht gezagt,
Es warten dein die Becher,
Begeistre, bis es wieder tagt,
Mit deinem Trank die Zecher!

Mit der Hinzufügung reichlich bemessener erläuternder Anmerkungen, die zumeist aus Lübkers Reallexikon des klassischen Altertums, dem Kochschen Wörterbuch zu Horaz und der Düntzerschen Schulausgabe des Dichters geflossen und nach des Verfassers Worten für diejenigen bestimmt sind, die sich des zum Verständnis unerläßlichen geschichtlichen, geographischen, mythologischen und archäologischen Wissens nicht in vollem Umfang erfreuen, kann man sich sehr

Digitized by Google

wohl einverstanden erklären. Die Ausstattung des Buches nach Papier und Druck ist gleichfalls lobenswert.[1])

So hat uns denn Hesse ein Werk geschenkt, das wir zu den vorzüglichsten, den Edelgehalt der Horazischen Odenpoesie fast restlos ausschöpfenden Übersetzungen rechnen; die Anschaffung des Buches ist nicht nur für den Lehrer, dem die Interpretation der Werke des „Schwans von Venusia" obliegt, fast unerläßlich, sondern auch allen Freunden des Dichters warm zu empfehlen, dem nach einem Wort meines unvergeßlichen Lehrers Otto Ribbeck[2]) teilnehmende Leser nicht fehlen werden, solange die Nacht der Barbarei nicht alle edlere Bildung begraben hat.

Dresden. Dr. **Woldemar Schwarze.**

Sammlung belehrender Unterhaltungsschriften für die deutsche Jugend, in Verbindung mit W. Capelle herausgegeben von Hans Vollmer. Band 15: Die Kriege Friedrichs des Großen 1740—1763. Aus Urkunden, Briefen, Tagebüchern und nachträglichen Aufzeichnungen von Augenzeugen beider Parteien dargestellt von Hermann Meyer. Zweiter Teil: Der Siebenjährige Krieg. Mit zwei Karten. Berlin 1905. Hermann Paetel. VIII u. 264 S. 2 M. — Band 16: Japan und die Japaner. Skizzen aus dem fernen Osten von Graf Hans von Königsmarck. Mit 8 Vollbildern, einer Karte und einem Anhang vom Herausgeber: Der Russisch-japanische Krieg. Ebenda. VIII u. 166 S. 1,75 M. — Band 17: Erinnerungen aus dem Seeleben von Reinhold von Werner, Vizeadmiral a. D. Ebenda. VIII u. 182 S. 1,75 M. — Band 18: Nach Martinique. Erlebnisse und Eindrücke von Georg Wegener. Mit 2 Karten und 8 Illustrationen. Ebenda. VIII u. 96 S. 1,50 M.

Die Sammlung ist als Ganzes für die Hand der Schüler zu empfehlen; einige Bände dürften sich zudem für eine Sonderbibliothek der Oberstufe eignen, da sie Material für freie Vorträge und kleinere Arbeiten bieten, die den Gesichtskreis des Schülers erweitern und sein eigenes Urteil herauszulocken imstande sind. Dazu gehört das vorliegende Werk H. Meyers über den Siebenjährigen Krieg. Gerade dadurch, daß von einer fortlaufenden Erzählung der Kriegsereignisse abgesehen wird und Tagebücher, Urkunden, Briefe, Gespräche usw. als Quellen zur Darstellung zugelassen werden, wird dem Schüler Gelegenheit geboten, eine Vergleichung mit den Werken von Lehmann, Koser, Treitschke usw. anzustellen und nicht nur einzelne Fragen, wie den Ursprung des Krieges vergleichend zu bearbeiten, sondern auch im

1) Abgesehen von einer Reihe häßlicher Druckfehler, die in einem Anhang berichtigt werden. Außer den dort genannten sind dem Berichterstatter noch folgende begegnet: S. 8, 2. Z. v. u. Polops' statt Pelops'; S. 190, 5. Z. v. u. ἑνοί statt ἑνοί; S. 204, 15. Z. v. u. ξείνη statt ξείνης; S. 212, 11. Z. v. o. ἤλεκτρον statt ἤλεκτρον.

2) Geschichte der römischen Dichtung (1889), II. S. 175.

Digitized by Google

allgemeinen anschauend zu erkennen, wie sich die historischen Quellen als solche und in kritischer Beleuchtung ausnehmen. Als Anregung zu selbständiger Arbeit, als Erziehung zu selbständigem Urteil werden solche Übungen zumal in einem freieren Unterricht der Oberstufe mit Freude zu begrüßen sein. — Mehr zu privater Lektüre eignen sich die drei übrigen Bändchen (16, 17, 18). Flotte Reiseschilderungen allgemeineren Charakters bietet Graf Königsmarck aus Japan. Die angehängte Schilderung des Russisch-japanischen Krieges ist in ihren Einzelheiten freilich — wie der Verfasser selbst zugesteht, — hinsichtlich der Quellen mit einiger Vorsicht zu betrachten. — Erlebnisse und Eindrücke von einer Reise nach Martinique und zum Mont Pelé bietet der bekannte Reisende Georg Wegener, der zusammen mit dem Tübinger Professor Karl Sapper dem Ausbruche vom 26. März 1903 beiwohnte. — Die Auswahl aus den Schriften des Vizeadmirals Werner erscheint mir nicht gerade glücklich. Die drei abgedruckten Schilderungen führen zu weit in die gute alte Zeit der Segelschiffe zurück, um den Schüler, der die Rassowschen Flottentabellen auswendig kennt, dauernd zu interessieren. Hier hätte sich aus den Erinnerungen Werners gewiß Neueres finden lassen.

Steglitz. **Willy Scheel.**

Das Zeitalter der deutschen Erhebung 1795—1815. Von Professor Dr. F. Meinecke. Ed. Heycks Monographien zur Weltgeschichte Nr. XXV. Leipzig, Velhagen und Klasing, 1906. Mit zehn Faksimiles und 78 Abbildungen. 134 S. 8°.

Mit dieser Monographie ist wieder, wie mit Max Lenz' Napoleon, der von Professor Heyck herausgegebenen Sammlung ein schöner Edelstein eingefügt worden. Durch seine ausgedehnten Arbeiten über diesen Zeitraum der Geschichte ist aber auch, wie kaum einer, der Verfasser geeignet gewesen, Preußens Wiedergeburt zu schildern; der eigenartige Standpunkt zudem, den er einnimmt, ist schon durch die beigefügten Zahlen 1795—1815 deutlich ausgedrückt. Die Vorzüge einer gedankenreichen, kraftvollen und durchsichtigen Darstellungsart können wir auch bei diesem Werke voll bewundern. Zahlreiche gute Porträts der wichtigsten Persönlichkeiten, sowie interessante Faksimiles von bemerkenswerten Buchtiteln, Briefen und Schriftproben in ziemlicher Anzahl dienen zur Belebung der Anschauung, und der Übelstand, daß Abbildung und Text nicht zusammenstehen, wird einigermaßen gehoben durch die unten angefügten Seitenzahlen. In sechs Kapitel ist der reiche Stoff praktisch gegliedert. Nach der Einleitung behandelt der zweite Abschnitt kurz die Entwickelung und Ausgestaltung des alten Preußens vom brandenburgischen Territorialstaat zum preußischen Militärstaat Friedrichs des Großen mit der eigenartigen Ausbildung in Verwaltung, Heer, Gesellschaft und Wirtschaftsleben. So ist der Leser in den Stand gesetzt, die Vorbedingungen der Entwickelung von 1795—1806, der der Abschnitt III. „Das deutsche Geistesleben und der preußische Staat vor 1806" gewidmet ist, zu verstehen. In ganz eigenartig originelle Beleuchtung sind die inneren Verhältnisse Preußens gerückt; klar und scharf ist der Abstand zwischen idealen

Digitized by Google

Wünschen der leitenden Kreise und realer Erfüllung so hervorgetreten. Wir werden belehrt, daß nicht wie Athene gewappnet aus dem Haupte des Zeus Preußen nach der Demütigung zum Freiheitskampfe gerüstet auf den Plan trat, sondern daß es langer Bemühungen der Besten bedurfte und schon vor 1806 vielfach die neuen Kräfte im Keime sich regten, die erst in der schweren Zeit napoleonischer Fremdherrschaft zur Reife gelangten. Kap. IV: „Die Reformer" entwirft uns dann treffliche Charakterbilder von Stein, Hardenberg, Wilhelm von Humboldt, Scharnhorst, Gneisenau, Clausewitz usf., die die Reformen (Kap. V) vorbereiten und durchsetzen halfen. Die letzten zwanzig Seiten aber behandeln den Befreiungskampf, der zwar zum Siege über den Feind führte, aber doch manche der berechtigten Wünsche unbefriedigt ließ, die erst eine spätere Zeit erfüllen konnte. Was der Verfasser wollte, ist ihm ganz gelungen, „das Zeitalter der Erhebung darzustellen, nicht nur in seinen greifbaren und unmittelbaren Schöpfungen, sondern auch in dem Ungreifbaren und Unerschöpflichen, das es hatte". Gerade in dem Jahre, das mannigfache, auch minderwertige Schriften zur Säkularerinnerung zeitigte, mußte ein so gediegenes Buch wie dieses nur um so willkommener sein.

Braunschweig. **Otto Hahne.**

Von Anno Toback. Von John Brinckman.

Die bisher unbekannte Erzählung John Brinckmans Von Anno Toback ist als zweibändiger Roman von Dr. A. Römer herausgegeben und im Verlage von W. Süßerott in Berlin erschienen. Sie stellt einen Hauptteil des literarischen Nachlasses von John Brinckman dar und wird auch außerhalb des niederdeutschen Gebietes als ein literarisches Ereignis betrachtet werden. Die Eigenart dieses echt niederdeutschen Romans wird im Vorwort des Herausgebers erläutert. John Brinckman, der Verfasser von „Kasper Ohm un ik" erscheint hier auch wieder als Seemannsdichter, worin ja seine besondere Stärke liegt. Brinckman sagt selbst von dieser Erzählung: „Dit is 'ne ihrnsthaftige Schippergeschicht un keen Jagdläuschen." Das Werk gliedert sich in zwei Teile. In einem äußeren Rahmen führt uns der eigentliche Inhalt in die Zeit Napoleons und erhält so einen großen politischen Hintergrund. Neben tiefem, seelischem Empfinden mangelt es der Erzählung nicht an köstlichen humoristischen Schilderungen. Die Zeichnung der Charaktere ist trefflich gelungen; wir begegnen originellen Typen, die den besten Schöpfungen Brinckmans gleichkommen. In der Gestalt des erzählenden Kapitäns hat nach Römers Ansicht der Dichter seinem eigenen Vater ein literarisches Denkmal gesetzt. Bei der Meisterschaft, mit der der Dichter die plattdeutsche Sprache beherrscht, wird das Werk auch in sprachlicher Beziehung beachtet werden müssen.

Doberan i. M. **O. Glöde.**

Digitized by Google

Zeitschriften.

Leipziger Lehrerzeitung. 14. Jahrg. Nr. 15: Die Einwendungen gegen das Mannheimer System. Vortrag von Stadtschulrat Dr Sickinger (Stenogramm). —— Nr. 16: Die Anfänge der Lehrerbesoldung in Sachsen. Von Georg Winkler in Chemnitz. — Zur Frage der Frauenbildung. Von Edmund Leupolt. —— Nr. 17: Die pädagogische Krisis der Gegenwart. Vortrag von Dr. Andreae. —— Nr. 18: Staats- oder Gemeindeschule? Von Billhardt —— Nr. 19: Paul Barths Elemente der Erziehungs- und Unterrichtslehre. Von B. —— Nr. 20: Die Entwickelung und der gegenwärtige Stand des Knaben-Handarbeitsunterrichts in Deutschland. Von Dr. A. Pabst. — Schulgesetzliche Bestimmungen, Rundschreiben und Verfügungen Frankreichs aus dem Jahre 1905.

Neue Jahrbücher für das klassische Altertum, Geschichte und deutsche Literatur und für Pädagogik. 10. Jahrg. 1907. XIX. und XX. Band, 2. Heft. Inhalt: Die griechische Tragödie und die Musik. Von Geh. Hofrat Prof. Dr. Erich Bethe in Leipzig. — Der Artemisdienst in Olympia und Umgegend. Von Geh. Hofrat Prof. Dr. Ludwig Weniger in Weimar. — Der Xerxeskanal am Athos. Von Adolf Struck, Bibliothekar des K. Deutschen Archäol. Instituts in Athen. (Mit einer Karte.) — Hochzeitsbräuche. Von Oberlehrer Dr. Ernst Samter in Berlin. (Mit zwei Tafeln.) — Die Walpurgisnacht in Goethes Faust. Von Privatdozent Dr. Robert Petsch in Heidelberg. — *Πάντα ῥεῖ.* Von Realschullehrer Dr. Theodor Arldt in Radeberg. — Die Unterschätzung des Lateinischen. Von Gymnasialdirektor Prof. Dr. Friedrich Aly in Marburg. — Über den Betrieb der toten und lebenden Sprachen an unseren Gymnasien. Von Prof. Dr. Gustav Erdenberger in Chemnitz.

Zeitschrift für lateinlose höhere Schulen. 18. Jahrg. 5. Heft. Inhalt: Aus dem Tagebuch eines Seminarkandidaten. Von Oberlehrer Dr K. Ullmann in Dortmund. — Vergleiche und Anregungen in unserem höheren Schulwesen. — Zur Aufsatzfrage (im Anschluß an das Buch von Dr. P. Geyer, Der deutsche Aufsatz). Von Direktor Dr. Baar in Linz.

Pädagogische Blätter für Lehrer von Kehr, herausgegeben von K. Muthesius, Weimar. 1907 Heft 2. E. F. Thienemann-Gotha. Inhalt: Warum wir Lehrbücher schreiben. Von Kabisch.

Euphorion. Zeitschrift für Literaturgeschichte. 13 Band 4. Heft. Inhalt: Zu Adam Puschmanns Lehre vom Sprechvers des 16. Jahrhunderts. Von Reinhard Buchwald in Leipzig. — Der Verfasser des Wiener Genovefa-Dramas. Von R. Scheid in Feldkirch. — Die „Montperniaden" in Lessings Epigramm auf Voltaire. Von H. Droysen in Friedenau. — Ein Tiroler Dichter auf den Pfaden Klopstocks und Lessings. Von J. E. Wackernell in Innsbruck. — Schillers Absicht der Rückkehr nach Jena im Jahre 1804. Von O. Unrein in Jena. — Gräfin Julie Zichy in Eichendorffs Roman „Ahnung und Gegenwart". Von Konrad Weichberger in Bremen. — Neue Beiträge zu Max von Schenkendorfs Leben, Denken, Dichten. Von Paul Czygan in Königsberg i. Pr. I. Literarische Tätigkeit in Königsberg i. Pr. — Ernst Ortlepp und die Zensur Von Ludwig Geiger in Berlin. — Ein Brief Kants an Kästner — Brandsch, Zur Metrik der siebenbürgisch-deutschen Volksweisen. Von Heinrich Rietsch in Prag. — Enders, Zeitfolge der Gedichte und Briefe Johann Christian Günthers Von Ottokar Fischer in Prag. — Hoffmann, Die Theologie Semlers. Von Richard M. Meyer in Berlin. — Fuchs, Johann Gabriel Seidl. Von Stefan Hock in Wien. — Devrient, Jugenderinnerungen Von Richard M. Meyer in Berlin.

Bayerische Zeitschrift für Realschulwesen. Band XV, 1. Heft. Inhalt: Nachruf auf Oberstudienrat Georg Flichtbauer. Von K. Küffner. — Pubertätsentwickelung und Schule. Von Vinc. Löhl. — Die französischen und englischen Sprech-

Digitized by Google

übungen. Von Leonh. Röder. — Zur Berechtigungsfrage. Von J. M. Fauner.

Der Säemann, Monatsschrift für pädagogische Reform. 3. Jahrg. 1907. 1. Heft: Januar. Inhalt: J. Wychgram-Berlin: Stephan Waetzoldt. — Fr. W. Förster-Zürich: Grundfragen der Charakterbildung in der Schule. 1. Aufsatz: Warum die Charakterbildung im Mittelpunkte der Schule stehen muß — J. A. Lux-Dresden: Goethe als Lebendiger. (Eine Anregung zur Goethe-Lektüre.) — P. Oldendorff-Pr. Friedland: Vom Sehnen der Zeit. — M. Hadenstein-Schmargendorf: Nietzsche als Pädagog.

Neu erschienene Bücher.

Stoll-Lamer, Die Sagen des klassischen Altertums. 1. Band. Leipzig, B. G. Teubner. 1906. 246 S.

Sophokles' Antigone. Übersetzt von Joh. Geffcken und Julius Schultz. Leipzig, B. G. Teubner. 1907. 48 S.

E. Ziebarth, Kulturbilder aus griechischen Städten. Leipzig, B. G. Teubner. 1907. 120 S.

B. Heil, Die deutschen Städte und Bürger im Mittelalter. 2. verb. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner. 1906. 164 S.

Theodor Zink, Die Volksschule. Ihre Stellung und Aufgabe in den wichtigsten Kulturstaaten. Leipzig, Herm. Hillger. 1906. 96 S.

Eduard Stemplinger, Das Fortleben der Horazischen Lyrik seit der Renaissance. Leipzig, B. G. Teubner. 1906. 476 S.

Schiller, Die Räuber. Schulausgabe von Dr. R. Richter. Leipzig, B. G. Teubner. 1906. 110 S.

Otto Ladendorf, Historisches Schlagwörterbuch. Berlin-Straßburg, Karl J. Trübner. 1906. 365 S.

H. v. Kleist, Die Hermannsschlacht. Schulausgabe von Dr. A. Lichtenheld. Leipzig, B. G. Teubner. 1906. 79 S.

Otto Böckel, Psychologie der Volksdichtung. Leipzig, B. G. Teubner. 1906. 432 S.

Richard Wossidlo, Mecklenburgische Volksüberlieferungen. 3. Band: Kinderwartung und Kinderzucht. Wismar, Hinstorff. 1906. 452 S.

Albert Rode, Das Elbschwanen-Büchlein. Hamburg, Otto Kaven. 1907. 96 S.

Dr. Martin Severus, Der Notstand des deutschen Unterrichtes. Leipzig, Paul Eger. 1906. 67 S.

Shakespeare, Coriolan. Schulausgabe von Dr. Engelbert Nader. Leipzig, B. G. Teubner. 1906. 90 S.

Joseph Oswald, Don Octavio. Eine heitere Erzählung. Kevelaer, Butzon u. Bercker. 1906. 95 S.

Karl Breul, The Teaching of Modern Foreign Languages and the Training of Teachers. Cambridge, University Preß. 1906. 156 S.

Hermann Hirschfeld, Die Fürstin von Mirandola. Kevelaer, Butzon u. Bercker. 1906. 96 S.

Karl Bauer, Charakterköpfe zur deutschen Geschichte. 32 Federzeichnungen Leipzig, B. G. Teubner.

Prof. Albert Schäfer, Kleiner deutscher Homer. Ilias und Odyssee im Auszuge. 6. Aufl. Berlin W. 35, Carl Meyer. 1907. 158 S.

O. Apelt, Der deutsche Aufsatz in der Prima des Gymnasiums. 2. verb. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner, 1907. 284 S.

Bardey-Weise, Lehr- und Übungsbuch der deutschen Sprache. 4. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner, 1907. 185 S.

Albert Köster, Gottfried Keller. 7 Vorlesungen. 2. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner, 1907. 160 S.

Für die Leitung verantwortlich: Prof. **Dr. Otto Lyon.** Alle Beiträge, Bücher usw. bittet man zu senden an: Prof. Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Anton Graff-Straße 33 I.

Digitized by Google

Über Belebung und Vertiefung des Unterrichts in der deutschen Grammatik.[1])

Von Dr. **Bernhart Maydorn** in Thorn.

Grammatische Belehrung in der Muttersprache ist ihrem Ursprunge nach ein Erzeugnis der praktischen Notwendigkeit. Wohl hat Jakob Grimm recht, wenn er schreibt[2]): „Vor sechshundert Jahren hat jeder gemeine Bauer Vollkommenheiten und Feinheiten der deutschen Sprache gewußt d. h. täglich ausgeübt, von denen sich die besten heutigen Sprachlehrer nichts mehr träumen lassen; in den Dichtungen eines Wolframs von Eschenbach, eines Hartmanns von Aue, die weder von Deklination noch von Konjugation je gehört haben, vielleicht nicht einmal lesen und schreiben konnten, sind noch Unterschiede beim Substantivum und Verbum mit solcher Reinheit und Sicherheit in der Biegung und Setzung befolgt, die wir erst nach und nach auf gelehrtem Wege wieder entdecken müssen." Aber das waren Zeiten, in denen die Sprache des täglichen Lebens, in denen auch die Sprache des Schrifttums noch in unmittelbarem Zusammenhange mit den Mundarten stand. Aus diesem lebendigen Brunnen schöpfend, konnte sie eines ausgleichenden Regelbuches entraten. Das wurde sofort anders, als die bestehenden Mundarten nicht mehr zu jedem Gebrauch ausreichten und deshalb über die landschaftlichen Idiome sich eine Schriftsprache erhob, die nach allgemeiner Gültigkeit rang. Solange diese sich noch nicht überall durchgesetzt hatte, war ein Schwanken, was das Richtigere und Bessere wäre, unvermeidlich und das Bedürfnis nach einer streitschlichtenden Autorität vorhanden. Diesem Bedürfnisse verdanken die ersten deutschen Grammatiken ihre Entstehung. Indem diese sich an bestimmte Vorbilder anlehnten, wie J. Klai (1578) und J. G. Schottel (1663) an die Sprache Luthers, Gottsched (1748) und Adelung (1781) an das Obersächsische (Meißnische), beförderten sie zugleich die Befestigung und das Durchdringen der neuhochdeutschen Schriftsprache. Weil sie aber in dem Bestreben, vorhandene Streitfragen zu schlichten, sich zu Sprachgesetzgebern aufwarfen, die nach

1) Erweiterte Fassung eines im Oktober 1906 auf einer Fachversammlung gehaltenen Vortrages.

2) Deutsche Grammatik. I. 1. Auflage 1819. S. X.

Digitized by Google

Willkür und Neigung bestimmten, wie geschrieben werden sollte, so legten sie der Sprache Fesseln an, die ihrem inneren Wesen als einer lebenden Sprache widerstrebten. Auch standen sie, ausgehend von den Vorbildern der mittelalterlichen Sprachlehre, mehr oder weniger unter dem dogmatischen Zwange der lateinischen Schulgrammatik und lehrten das Deutsche wie eine tote Sprache.

Diese Behandlungsart mußte notwendig zum Widerspruche reizen, als auf dem Boden der durch Herder und Hamann geweckten Richtung die geschichtliche Betrachtungsweise auch in der Sprachwissenschaft zur Geltung kam, zumal bei einem so auf das Historische gerichteten Geiste, wie Jakob Grimm es war. Kein Wunder daher, daß dieser die bisherigen deutschen Grammatiken „für verwerflich, ja für töricht" erklärte.[1]) Daß man daraus in Schulen Unterricht erteile und sie selbst Erwachsenen zur Bildung und Entwickelung ihrer Sprachfertigkeit anrate, nannte er „eine unsägliche Pedanterie, die es Mühe kosten würde, einem wieder erstandenen Griechen oder Römer nur begreiflich zu machen." Insoweit sich dieses abweisende Urteil lediglich gegen die herrschende Methode der deutschen Schulgrammatik richtet, wird es für alle Zeiten seine Geltung behalten, aber J. Grimm geht noch weiter bis zur völligen Ablehnung aller grammatischen Unterweisung in der Muttersprache. „Jeder Deutsche," meint er[2]), „der sein Deutsch schlecht und recht weiß, d. h. ungelehrt, darf sich . . eine selbsteigene, lebendige Grammatik nennen und kühnlich alle Sprachmeisterregeln fahren lassen."

Dieser Auffassung ist bereits Wilhelm Grimm entgegengetreten[3]), indem er darauf hinwies, daß überall, wo die Überlieferung nicht mehr durch das Ganze, sondern durch einzelne als Repräsentanten getragen werde, Lehrer entstehen, „die mit Bewußtsein aus geschichtlicher Betrachtung der Vergangenheit und lebendiger Betrachtung der Gegenwart geschöpft, in die Herzen dasjenige pflanzen, was sich sonst von selbst hineinsäte. Eine Grammatik für die Schriftsprache ist deshalb nötig, sie muß aber durchaus praktisch sein, auch würde sonst ein jeder das Recht haben, nach seiner Mundart und persönlichen Eigentümlichkeit zu schreiben, und der wichtige Unterschied einer Schrift- und Volkssprache, welcher gleichfalls ein Vorteil der Gegenwart ist, zugrunde gehen."

So sind denn auch die nachfolgenden Grammatiken von K. F. Becker (1827) und K. Heyse (1839) in deutlichem Gegensatze zu der Auffassung J. Grimms geschrieben, und namentlich der letztere ist für die Unentbehr-

1) A. a. O. S. IX. 2) A. a. O. S. XI.

3) In einem Briefe an Arnim vom 30. Juni 1819. Siehe R. Steig. Achim von Arnim und Jakob und Wilhelm Grimm. Stuttgart und Berlin. 1904. S. 440 f.

Digitized by Google

lichkeit des deutschen Sprachunterrichtes in der Schule eingetreten durch den Hinweis auf das Verhältnis zwischen Schriftsprache und Volkssprache, sowie auf die dadurch bedingte Notwendigkeit, die Schriftsprache genau kennen zu lernen für einen jeden, der des bildenden Einflusses, wie er aus dem Gesamtleben der Nation erwächst, nicht verlustig gehen will.

Auf demselben Standpunkte der Notwendigkeit grammatischer Belehrung und der Beziehung des Schriftdeutschen auf die Volkssprache steht auch das in seiner Art klassische Buch Rudolf Hildebrands „Vom deutschen Sprachunterricht in der Schule", das nun schon an die vierzig Jahre zahlreichen Lehrern des Deutschen die schätzbarste Handreichung getan hat. Wir werden gerade auf dieses Buch im folgenden noch wiederholt zurückgreifen.[1])

Trotz alledem aber stehen sich die Meinungen vielfach noch heute schroff gegenüber, und wie einerseits die alte dogmatische Schulgrammatik nach Adelungschem Muster immer noch neue Blüten treibt, so hat auch der Standpunkt J. Grimms noch seine Anhänger, die all und jede grammatische Unterweisung aus dem deutschen Unterrichte fernhalten wollen. In diesem Widerstreite werden wir eine feste Stellung nur durch eine Zergliederung von Zweck und Inhalt des grammatischen Unterrichtes gewinnen können.

Notwendigkeit des grammatischen Unterrichtes überhaupt. Auf den ersten Blick hat die Grimmsche Ablehnung aller Grammatik im muttersprachlichen Unterrichte etwas Bestechendes. Man läßt sich ja wohl gerne einreden, daß man etwas, was nicht ohne besondere Mühe zu bewältigen ist, gar nicht nötig habe, und unsere Kinder müßten eben nicht Kinder sein, wenn sie für eine solche „Entlastung" kein Verständnis hätten.

Ja — wenn nur jeder Deutsche sein Deutsch wirklich schlecht und recht wüßte, so könnten wir die Grammatik getrost beiseite lassen und die kostbare Zeit für andere Dinge verwenden. Aber einmal müßte es dazu erst ausgemacht sein, welches Maß von Sprachkenntnissen zu diesem Wissen gehört, und wir werden noch sehen, daß das gerade in unserem Falle nach verschiedenen Seiten hin recht erweiterungsfähig und bedürftig ist. Sodann aber hat es mit dem schlecht und recht Wissen auch in anderer Hinsicht einen Haken. Es ist in der Tat nur halb wahr, wenn man behauptet, daß die Kinder, zumal in den höheren Schulen, die deutsche Sprache in der Regel auch ohne besondere Unterweisung leidlich richtig sprechen. Freilich bringen die meisten schon von Hause eine gewisse Kenntnis der sprachlichen Ausdrucksmittel in die Schule mit. Wir dürfen es nicht vergessen, daß sie vorwiegend aus den gebildeten Familienkreisen stammen, wo man auch zu Hause gewohnt ist, offensichtliche Sprachsünden zu rügen. Mit solchen

1) 1. Auflage. Leipzig 1867. Hier ist die 3. Auflage 1887 benutzt.

Digitized by Google

Kindern die Deklination und Konjugation im ausgeführten Schema durchzunehmen oder sie die alltäglichen Fälle der Kasusrektion bei Zeitwörtern und Präpositionen auswendig lernen zu lassen, hieße Holz in den Wald tragen.

Aber man darf damit auch nicht über das Ziel hinausschießen. So fest und ausgebreitet, daß es gar keiner grammatischen Belehrung bedürfte, ist ihre Kenntnis doch nicht. Denn das gesprochene Deutsch ist auch bei dem Gebildeten nicht dasselbe wie die Schriftsprache. Die Sprache des Hauses, das Hausdeutsch, ist vielmehr, wenn auch nicht eigentlich Mundart, so doch ein mehr oder weniger mundartlich oder landschaftlich gefärbtes Deutsch, das mit mancherlei Freiheiten im lebendigen Gebrauche, Abweichungen in der Aussprache, in Wortfügung und Bedeutung, Satzbildung und Betonung sich von dem echten Hochdeutsch als einer Kunstsprache deutlich unterscheidet. Und neben den von Hause aus gebildeteren Schülern haben wir doch auch solche aus Kreisen, die sprachliche Belehrungen gar nicht geben *können*, Kinder, die mit ihrer mehr oder minder verwilderten Sprache auch für die Ausdrucksweise der anderen leicht eine Gefahr werden.

Hier muß der Unterricht schützend und befestigend, erläuternd und berichtigend eingreifen, um allen Schülern allmählich eine hinreichende Einsicht in das Maß und den Umfang der vorhandenen Abweichungen zu vermitteln und sie dahin zu bringen, daß sie neben ihrem Hausdeutsch die Schriftsprache als das gemeinsame Band aller Volksgenossen deutscher Zunge beherrschen.

Und weiter. Die Sprache ist nicht bloß als Mittel für den mündlichen und schriftlichen Ausdruck der Gedanken, nicht bloß als das sinnenfällige Gewand der Literatur Gegenstand des Interesses, sondern sie beansprucht dieses Interesse für sich selbst. Denn sie ist ein bedeutsames Denkmal nationaler Geisteskultur, eine ureigene Schöpfung des Volksgeistes, in dessen Erscheinungen sich die Niederschläge einer über Jahrhunderte sich ausdehnenden Kulturentfaltung offenbaren. „Sprachkunde ist Volkskunde, das Studium von Grammatik und Wörterbuch ist Kulturstudium. Die lateinische Sprache ist ein Stück Römertum, die griechische ein Teil des hellenischen, die deutsche des germanischen Wesens. Die Sprache ist nicht bloß die Form für nationalen Geistesinhalt, sondern sie ist selbst ein solcher, nicht bloß ein Schlüssel zu Schätzen, sondern zugleich selber ein Schatzhaus.... In der Art, wie ein Volk den Aufbau seiner Sprache vorgenommen, die Sprachwurzeln gepflanzt, die Stämme verzweigt, die Formen geschliffen, die Sprachmittel aus- und durchgearbeitet hat, betätigt es ebensowohl seinen Charakter, seine Denkweise, seine Geistesrichtung, wie in der Art, wie es den Boden bestellt, Gewerbe betrieben, Steine zu Bauten, Töne zu Weisen gefügt hat.“ [1])

1) O. Willmann. Didaktik als Bildungslehre. II². S. 102.

Digitized by Google

So verstatten die wechselvollen Vorgänge in der Geschichte der Wortbildung und -bedeutung tiefe Einblicke in die innersten Regungen der Volksseele, so läßt die Formenlehre selbst in den kümmerlichen Resten unserer heutigen Flexion es noch ahnen, wie der Sprachgeist vorzeiten seine Freude fand an dem sorglosen Schalten mit einer verschwenderischen Fülle von Ausdrucksmitteln, so lehrt endlich die innere Geschlossenheit der Wortstellung, namentlich in unseren Nebensätzen, wie ein feiner Sinn für die Schärfe und das logische Verhältnis der Gedanken gerade das Deutsche vor anderen Sprachen auszeichnet.

Wer wollte sich diese Bildungsmittel entgehen lassen, wenn es ihm darum zu tun ist, im deutschen Unterrichte nationales Empfinden und edelste Freude am eigenen Volkstume zu wecken und zu beleben?

Wenn es also nicht angeht, die Grammatik aus dem deutschen Unterrichte ganz auszuschalten, so fragt sich's, wie ihr Betrieb am zweckmäßigsten zu gestalten sei. Zur Beantwortung dieser Frage bedarf es vorerst einer genaueren Umschreibung des Unterrichtszieles.

Zweck und Ziel des grammatischen Unterrichts. In den amtlichen Lehrvorschriften für die höheren Mädchenschulen in Preußen begegnen wir dem Satze: „Das Beste, was der deutsche Unterricht der Schülerin ins Leben mitgeben kann, ist eine verständnisvolle Liebe zu Worten und Werken unserer Muttersprache." Damit ist eigentlich alles gesagt, was sich ein einsichtiger Unterricht auch in der deutschen Grammatik zum Ziele setzen kann. Aber es ist doch nur eine allgemeine Anweisung, die der näheren Zwecksetzung ermangelt, und das um so mehr, je knapper gerade in den Mädchenschulbestimmungen die grammatischen Klassenpensen bemessen sind. Eingehender und erschöpfender bestimmen die preußischen Gymnasiallehrpläne die Aufgabe der grammatischen Unterweisung in der Muttersprache dahin, „dem Schüler einen sicheren Maßstab für die Beurteilung des eigenen und fremden Ausdrucks zu bieten, ihn auch noch später in Fällen des Zweifels zu leiten und ihm einen Einblick in die Eigenart und die Entwickelung seiner Muttersprache zu geben." Hier haben wir deutlich die auch in methodischen Handbüchern immer wiederkehrende Zweiteilung in eine praktische Aufgabe, die der Richtigkeit des Sprachgebrauchs dienen, und eine theoretische, die die Einsicht in das Wesen der Sprache fördern soll. Allein auch diese Anweisung bleibt hinter den letzten Zielen eines lebenswarmen grammatischen Unterrichts zurück, zumal da sie ja ausgesprochenermaßen sich nur auf das Notwendigste beschränken, überdies auch bereits mit der O III abgeschlossen werden soll.

Wie wir sahen, kann es sich zunächst nur darum handeln, in eine schon vorhandene, wenn auch lückenhafte und landschaftlich gefärbte Sprachkennt-

Digitized by Google

nis ergänzend und berichtigend einzugreifen, ohne daß dazu ein vollständiges Abc der Sprachrichtigkeit nötig wäre. Dann aber erscheint jener erste Zweck, der praktische, zu weit gesteckt. Andererseits der zweite, theoretische, der es auf die Einsicht in das Wesen der Sprache absieht, liegt augenscheinlich wieder nicht weit genug, es wäre denn, daß man dem Begriffe „Wesen" eine unklar erweiterte Deutung gäbe. Wohl bedarf, wer das Wesen der Sprache erfassen will, dazu klarer Einblicke in ihren Bau und ihr Leben, in die Reichhaltigkeit und Zweckmäßigkeit ihrer Ausdrucksmittel. Aber das ist doch nur eine verstandesmäßige Erkenntnis. Wollen wir Liebe für die Muttersprache wecken, ihr also nicht bloß mit dem Verstande, sondern mit dem Gemüt nahe kommen, so darf es nicht fehlen, daß wir in das Verständnis für ihre Schönheit in Klang und Rhythmus, Beweglichkeit und Bildsamkeit einführen, daß wir in Wortsinn und Wortfügung die treibenden Gedanken aufdecken und an ihnen zeigen, wie die sprachbildenden Kräfte mit unserem eigensten Denken und Empfinden tiefinnerlich verwandt sind, und wie darum die Muttersprache in ihrer Entwickelung und in ihrer heutigen Gestalt Fleisch von unserem Fleisch und Bein von unserem Bein ist. Erst dadurch wird sie den Kindern das, wozu sie ihnen werden soll, zu einem Gegenstande stolzer Freude und zu einem innig vertrauten Heimatskleinode.

Umfang der grammatischen Belehrung. Damit würde allerdings der Begriff der Schulgrammatik eine nicht unwesentliche Umwertung erfahren. Gewiß gehören dazu die landläufigen Gebiete der Wortbildungs-, Formen- und Satzlehre. Aber von diesen wäre doch vieles auszuschalten, nämlich alles das, was den Kindern schon von Hause her geläufig ist. Wegfallen müßten vornehmlich alle langatmigen Definitionen, die zumeist nur längst Bekanntes in ungefüge Formeln zwingen, verschwinden müßten die öden Deklinier- und Konjugier-Übungen, die das lebendige Wissen der Kinder in ein totes Schema fassen[1]) und nicht minder alle die wesenlosen Begriffe, wie die „zusammengezogenen Sätze" und die „verkürzten Nebensätze", die es nur der Macht der Gewohnheit verdanken, daß sie in den Grammatiken noch immer ein unberechtigtes Dasein fristen. Es bliebe dann hier nur die Durchnahme und Befestigung der grammatischen Fachausdrücke — diese schon zur Vorbereitung und Unterstützung des fremdsprachlichen Unterrichtes — und sodann eine verständige Behandlung der Abweichungen des Schriftdeutschen vom Hochdeutsch, sowie eine sinngemäße, beileibe nicht pedantische Gruppierung der ungeordneten Sprachkenntnisse,

1) Daran wird gar nichts gebessert, wenn man diese Übungen, vorgeblich um sie zu beleben, in ganzen Sätzen vornimmt. Der Satz wird vielmehr dabei nur zum Ballast, der die ganze Arbeit erschwert.

Digitized by Google

soweit einer solchen überhaupt ein Bildungswert innewohnt. Hierzu würde gehören die Kenntnis der Wortarten, der wichtigsten Beugungsformen und der Grundgesetze der Satzbildung. Aber das alles mit der schon durch die Zeit gebotenen Zurückhaltung und Selbstbescheidung.

Durch solche Einschränkungen gewinnen wir Zeit für wertvollere Dinge, insbesondere für eine verständnisvolle Vergleichung von Mundart und Hochdeutsch, bez. Hausdeutsch und Schulsprache, die sich vielfach ganz ungezwungen erweitern läßt zu geschichtlichen Rückblicken auf frühere Sprachstufen und zu vergleichenden Ausblicken auf die den Schülern bekannten Fremdsprachen, sodann für eine den sprachschaffenden Gedanken nachgehende Behandlung der sinnverwandten Wörter, wozu ebenfalls schon der Unterschied zwischen dem Provinzialdeutsch und der Gemeinsprache lebhafte Anregung geben kann, endlich auch für eine Betrachtung des kunstmäßigen Aufbaues der Worte und Sätze nach Entstehung und Betonung. Will man das alles mit gelehrten Namen bezeichnen, so kann man wohl von einer Einführung in die Etymologie und Sprachvergleichung, Synonymik und Architektonik sprechen; aber an den Namen ist nichts gelegen, und es darf nicht übersehen werden, daß sie leicht zu dem Gegenteile von dem führen können, was beabsichtigt ist, zu einer neuen Systematisierung des Gegenstandes. Und dagegen wäre mit allem Nachdrucke zu betonen, daß diese Gebiete nur Hilfswissenschaften sein sollen, denen man in peinlich sorgfältiger Auswahl nur das zu entnehmen hätte, was dem Unterrichtszwecke, Verständnis und Liebe für die Muttersprache zu wecken, unmittelbar zu dienen geeignet ist.

Notwendigkeit des gesonderten grammatischen Unterrichts. a) Nicht angelehnt. Es leuchtet ohne weiteres ein, daß die Sprachlehre in diesem umfassenden Sinne sich nicht mit der Rolle einer Dienerin begnügen kann. Aber auch damit kann es nicht abgetan sein, daß man Grammatik nur nebenher, im Anschluß an die Lektüre oder das Lesebuch lehrte. Zunächst wäre das doch nur sozusagen eine Rollenvertauschung. Was man der Grammatik nicht zumuten will, daß sie einem anderen Zweige des deutschen Unterrichts dienstbar sei, würde damit der Lektüre zugemutet. Aber die Lesestoffe sollen doch immer etwas Bedeutendes sein. Und dergleichen zu sprachlichem Zergliedern und Zerpflücken zu benützen, wäre Mißbrauch und systematische Ertötung des Interesses an einem wertvollen Inhalte. Diese Gefahr zu vermeiden hat man gefordert, daß dabei das Formelle immer vom Inhalte getragen werde, daß eine grammatische Einzelheit, die man außer ihrem Zusammenhange vorbringt, nicht als etwas für sich Wichtiges erscheine, sondern sich anschließe an das lebensvolle Ganze, dem sie anhängt und dient, daß sie als das erscheine, was sie ist, als

Digitized by Google

Schale, nicht als Kern, daß sie beiläufig samt dem Inhalte vom Schüler mit eingeheimst werde.[1])

Allein wenn wir Interesse für die Grammatik erwecken wollen, so werden wir auch mit diesem Rezepte nicht weiter kommen. Was nur beiläufig mit behandelt wird, kann dem Schüler kein selbständiges Interesse abnötigen, und ein Gegenstand, dem der Charakter des Wertvollen von vornherein genommen wird, wird vergeblich um Liebe werben. Die Beiläufigkeit hat vielmehr zur Folge, daß das Interesse für den Inhalt, an dem die grammatische Erscheinung vorkommt, vorherrschend bleibt, oder — wenn das nicht — daß es nach zwei verschiedenen Richtungen hin auseinandergeht, also zwiespältig wird, und von einem zwiespältigen Interesse, das weiß jeder Anfänger in der Lehrkunst, kann man keine unterrichtlichen Erfolge ernten.

Damit fällt allerdings zugleich von den vier Sätzen, die Rud. Hildebrand[2]) aufstellt, der erste, wenigstens in seinem umfassenden Sinne: „Der Sprachunterricht sollte mit der Sprache zugleich den Inhalt der Sprache, ihren Lebensgehalt voll und frisch und warm erfassen.“ Denn es kann dabei nicht ausbleiben, daß eben dieser Inhalt dem Interesse für das Formale hindernd in den Weg tritt. Daher kann auch die Forderung nicht bestehen, daß Übungsbeispiele durchaus einen bedeutenden, wertvollen Inhalt haben. Wo sollte man dergleichen auch immer hernehmen, wenn es doch unerläßlich ist, daß sie gerade durch Mannigfaltigkeit und Menge wirken? Nur bei Musterbeispielen wäre eine Ausnahme zu machen, weil diese dem Gedächtnisse eingeprägt werden müssen und darum verständigerweise auch inhaltlich etwas Behaltenswertes sein sollen, schon damit sie leichter und fester haften.

Ihre besonderen Wege geht die Methodik in der deutschen Satzlehre. Zwei entgegengesetzte Richtungen stehen sich hier gegenüber.

Die erste will durch die Syntax auf formalem Wege das allgemeine Verständnis für sprachliche Verhältnisse bilden und die Bedeutung der grammatischen Kategorien und Subordinationsverhältnisse den Schülern zum Bewußtsein bringen. Der deutsche grammatische Unterricht tritt so dem fremdsprachlichen an die Seite, insofern er wie dieser neben seinen praktischen Zwecken die formale Ausbildung des Sprachgefühls erstrebt. (F. Kern.)

Die andere weist die Belehrungen über den deutschen Satzbau im wesentlichen dem fremdsprachlichen Unterrichte zu, weil die Grundzüge der Syntax der deutschen mit den übrigen indogermanischen Sprachen gemeinsam sind und die Besonderheiten der deutschen Satzlehre durch den Ver-

1) Hildebrand „Vom deutschen Sprachunterricht“. S. 19.

2) „Vom deutschen Sprachunterricht.“ S. 6.

Digitized by Google

gleich, der auf Schritt und Tritt notwendig ist, deutlich hervortreten. Damit wird der deutsche Unterricht durch den fremdsprachlichen entlastet und nur auf bestimmte Punkte, die von den entsprechenden Bildungen der fremden Sprachen erheblich abweichen, beschränkt, wie vor allem die indirekte Rede und den Gebrauch des Konjunktivs. (Lehmann.)[1])

Beide Wege begegnen erheblichen Bedenken. Bei dem ersten wird für den Gegenstand zu viel Zeit in Anspruch genommen und das Interesse zu ausschließlich der formalen Seite zugewendet, die doch nur das Äußere der Sache ist. Auch geht die Belehrung hierbei zu leicht in logisch-abstrakte Höhen, die dem Schülergeiste noch zu fern liegen, um ihn zu fesseln. Endlich aber läßt sich das Erreichbare auf diesem Gebiete einfacher und zweckdienlicher erzielen durch regelmäßige Übungen in der Satzanalyse.

Bei dem zweiten Verfahren dagegen fallen Dinge aus, die dem idealen Zwecke des grammatischen Unterrichts mit in erster Reihe dienen können, so namentlich die Betrachtung des Kunstbaues des deutschen Satzes, der Wortstellung im Haupt- und Nebensatze, der Zusammenfügung der Sätze, des Satztons. Das alles im fremdsprachlichen Unterrichte nebenher zu betrachten, wäre eine unzulässige Belastung dieses Unterrichts und geeignet, auch hier das Interesse zu zerstreuen. Die Möglichkeit dazu fände überdies ihre Grenze in der Enge des Bewußtseins, die es so gut wie ganz ausschließt, in der Stunde eines bestimmten Unterrichtsfaches mit Erfolg in ein anderes überzugreifen.

b) Nicht systematisch. Es bleibt also dabei, die Grammatik muß für sich besonders, losgelöst von allem, was einen eigenen Wert hat, betrieben werden. Aber freilich müssen wir uns hüten, nun wieder in den alten Schlendrian der systematischen Grammatik zurückzuverfallen. Denn diese steht ja unter dem lähmenden Zwange einer ganz einseitigen Vollständigkeit, die das minder Wichtige und das längst Geläufige genau so sorgfältig behandelt wie die Hauptsachen und das Neue. Und dafür können wir überhaupt kein Interesse, nicht einmal ein zwiespältiges, voraussetzen. Wenn wir in endloser Paragraphenreihe mit verknöcherter Gründlichkeit, die sich auch rein gar nichts auszulassen getraut, den Kindern alles das als nagelneue Weisheit vortragen wollten, was sie doch im großen und ganzen schon von alleine wissen, wenn es lediglich darauf ankäme, das Unwichtige und das Wichtige gleichmäßig in lederne Formeln und geistlose Schemata zu bringen, dann würden wir im günstigsten Falle bei unseren Schülern interesseloser Ergebung in ein unabwendbares Schicksal, vielfach blöder Verständnislosigkeit begegnen, aber niemals Wärme und Leben und Liebe zur Sache wecken. Eine solche Grammatik steht den Kindern gegen-

1) In Reins Enzyklopädischem Handbuche der Pädagogik. 2. Aufl. II. 160.

Digitized by Google

über wie ein peinliches Gesetzbuch, das ihnen nur immer zuruft: „du mußt!", „das muß so sein!" [1]) — mit dem drohenden Gespenste der roten Tinte dahinter oder gar noch Schlimmerem. Da kann es nicht fehlen, daß ihnen die Muttersprache als etwas Unholdes, Fremdes erscheint, während sie doch vielmehr ihnen zur lieben, freundlichen Begleiterin durchs Leben werden soll.

Eine systematische Sprachlehre ist aber auch an sich ein Unding, weil die Sprache selber einer bis ins einzelne gehenden Schematisierung widerstrebt. Vollkommen folgerichtig in allen ihren Erscheinungen ist überhaupt keine auf natürlichem Wege entstandene Sprache. Lücken hier und Überfülle da, Inkonsequenzen, Analogiebildungen und Ausnahmen durchbrechen das logische Schema an allen Orten, so daß dieses in der Tat nur in der Idee besteht, nirgends aber in der lebendigen Wirklichkeit. Das geht so bis in die Einzelheiten hinein. Oft kann man meinen, eine grammatische Erscheinung glücklich so gefaßt zu haben, daß sie sich in einem kurzen Satze darbietet, hinterher aber, wenn man die Probe darauf macht, stellt sich heraus, daß das schön verschlungene Netz doch hier und da ein Loch hat, wodurch die mühsam erhaschte Regel wie ein glatter Aal den Händen wieder entschlüpft. Die Sprache ist eben nicht wie ein hoher Dom, der, nach einheitlichem Plane angelegt, bis ins kleinste stilgerecht aufgeführt, auf das Gemüt einen überwältigenden Eindruck macht, sondern viel eher wie eine hochragende Burg, die, innerhalb bestimmter Grenzmauern je nach Bedürfnis erweitert und nachgebessert, gerade in der freieren Entfaltung ihrer Formen einen anheimelnden Reiz ausübt.

Auf dem Wege eines streng systematischen Grammatikunterrichts kommen wir also unserem Ziele erst recht nicht näher.

Angelehnte Belehrungen, aber in geordnetem Zusammenhange. So bleibt nur ein dritter Weg übrig, der zwischen jenen beiden liegt, d. h. weder ganz auf das System verzichtet, noch auf die Anlehnung, dabei aber die Gefahren beider vermeidet. Rud. Hildebrand [2]) hat auf ein solches Verfahren hingedeutet, wenn er empfiehlt, „daß man beim Lesen eine Einzelheit aufgreift und ihren nächsten Zusammenhang aufzeigt, so daß das große grammatische Ganze partienweise, nach und nach den Schülern vor die Augen tritt." Zwar hat er damit wenig Nachfolge gefunden, ja es hat auch an spöttischen Bemerkungen über solche „Gelegenheitsbelehrungen" nicht gefehlt, aber der Grund dafür liegt doch wohl nur darin, daß in jenem Hinweise nur die eine Seite der Sache gestreift ist, und daß man sich nicht die Mühe gemacht hat, die sonstigen verstreuten Andeutungen des Meisters weiter auszugestalten und in das Ganze einen rechten Plan hineinzubringen, der es über die Gelegenheitsmacherei hinauszuheben geeignet ist.

1) Hildebrand S. 18. 2) S. 20.

Digitized by Google

Zunächst den Einwand, daß aus dem stückweisen Vorbringen kein Ganzes werden könne, widerlegt Hildebrand selber schon, indem er betont: „Die Beispiele selbst bringen es mit sich, daß die wichtigeren Grundgedanken und Grundsätze sich immer wiederholen, und zwar in dem Grade öfter, wie sie wichtiger sind.“ Wenn wir aber das Wichtige aus dem Gesamtgebiete der Grammatik unseren Schülern wirklich zu eigen machen, dann leisten wir gerade genug, und bei Nebensachen zu verweilen, dazu ist unsere ohnedies so knapp bemessene Zeit doch zu kostbar. Schwerer scheint das andere Bedenken zu wiegen, daß wir ja mit dem vorgeschlagenen Verfahren doch wieder auf die Anlehnung an die Lesestoffe kämen. Wir werden weiterhin sehen, daß es sich hier doch um etwas anderes handelt, zumal da ja die Lesestücke, die wir fertig vorfinden, wohl auch von Wichtigerem manches gerade nicht bringen, so daß bei ausschließlichem Anhalt an sie selbst die eingeschränkte Vollständigkeit unserer Grammatik in Frage gestellt wäre.

Quellen der Anlehnung. So kann es natürlich nicht gemeint sein, wenn die Lektüre bleiben soll, was sie muß, und wenn die grammatische Belehrung nicht empfindliche Lücken aufweisen soll. Aber da kommt uns ja das andere zu Hilfe, die Anlehnung an die Haus- und Familiensprache der Kinder. Freilich werden wir wichtige grammatische Dinge, die in der Lektüre vorkommen, zu gesonderter Besprechung herausheben, aber nicht um das Lesen damit zu unterbrechen, sondern um sie für eine spätere Behandlung vorzumerken. Daneben aber wird es darauf ankommen, die Kinder recht viel zu ungezwungenem Selbersprechen anzuhalten und auch dabei alles herauszuheben, was für eine grammatische Belehrung wichtig genug erscheint, um es, neben sofortiger kurzer Berichtigung, auch einer späteren eingehenden Besprechung vorzubehalten. Und endlich, wenn die deutschen Aufsätze nicht von vornherein so verkehrt angelegt sind, daß sie lediglich die Niederschrift eines in der Stunde Wort für Wort zusammengearbeiteten Textes darstellen, wenn vielmehr die Kinder auch hier gewöhnt sind — in vernünftigen Grenzen — zu reden, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist, dann werden auch diese Arbeiten reiche Gelegenheit dazu bieten, gerade das mit den Schülern zu behandeln, was ihnen am meisten not tut.

So haben wir statt einer, vielleicht nicht sehr ergiebigen Quelle für unsere Gelegenheitsbelehrungen deren drei und darunter jedenfalls zwei, die in reichlicher Fülle sprudeln werden. Es müßte wunderbar zugehen, wenn sich daraus nicht im Laufe der Jahre eine Summe von grammatischen Erkenntnissen ergeben sollte, die zwar nicht das System selber ist, aber ihm doch sehr nahe kommt, nämlich von ihm unterschieden nur dadurch, daß das Unwichtige, Seltene, Wertlose ausgelassen ist.

Digitized by Google

Verwertung der Anläſſe. Man kann ſich die Sache ſo denken, daß alles, was an ſprachlich Bemerkenswertem in den Reden der Kinder, in ihren ſchriftlichen Arbeiten und in der Lektüre vorkommt, vom Lehrer ſofort vermerkt und von den Schülern am Ende der Stunde kurz aufgeſchrieben wird. Es wird wohl kaum eine deutſche Stunde vergehen, wo nicht wenigſtens etwas für unſeren Zweck abfällt, und wenn der deutſche Lehrer noch andere Unterrichtsfächer in derſelben Klaſſe hat, mag auch da noch mancher Ertrag gewonnen werden. Das alles wird geſammelt für eine ſpätere, ausſchließlich grammatiſche Stunde, die man alle zwei oder drei Wochen einſchieben mag. In dieſen Grammatikſtunden wird dann alles in der Zwiſchenzeit Vorgemerkte einzeln oder im Zuſammenhange, je nach den Beziehungen der Fälle zueinander, beſprochen, mit früher Dageweſenem verglichen und nach Verwandtſchaft zuſammengeſtellt. Auf den unteren Stufen werden das mehr Einzelbelehrungen ſein, je höher hinauf, deſto reichlicher werden ſich Beziehungen und Verwandtſchaften finden laſſen und ſo allmählich dem geſchloſſenen Ganzen näher führen.

Die Verſchiebung der Durchnahme auf eine ſpätere Stunde hat einen doppelten Vorzug. Einmal vermeidet man dadurch die Unterbrechung des Unterrichts, in dem zufällig und beiläufig der Anlaß gefunden wurde; die Lektüre geht ungehindert weiter, die Aufſatzbeſprechung hält ſich nicht unnötig bei Einzelheiten auf, und das Lehrgeſpräch erleidet keine Ablenkung. Sodann aber bietet ſie dem Lehrer, wenn er durch einen ſolchen Anlaß auf Dinge kommt, zu deren abſchließender Beurteilung ihm das Material nicht gegenwärtig iſt, Gelegenheit, ſich auf die Behandlung vorzubereiten. Ja, wenn es etwas iſt, was den Kindern nicht zu fern liegt, würde es ſogar möglich ſein, durch kurze Hindeutungen auch ſie dafür zu intereſſieren, daß ſie bis zu der beſtimmten Stunde aus ihrem Erkenntniskreiſe Ähnliches oder Verwandtes beibringen. Dieſe Vorbereitung kommt dann endlich auch der Ausfüllung des Syſtems zugute, wenn der Einzelfall durch ungekünſteltes Anſchließen verwandter Dinge zu einer höheren Erkenntnis erweitert wird. Immer aber iſt feſtzuhalten: Was im lebendigen Gebrauche des Schulgeſpräches, des Aufſatzes und der Lektüre in den Schuljahren gar nicht vorkommt, iſt unwichtig und kann daher leichten Herzens weggelaſſen werden.

Mittel, die Einheitlichkeit zu wahren. Gewiß kann das hier geſchilderte Verfahren dem Bedenken begegnen, daß es um ſo ſchwieriger durchzuführen iſt, je größer die Zahl der Lehrkräfte iſt, die am deutſchen Unterricht in der Schule beteiligt ſind. Einheitlich würde es anſcheinend nur dann ſein, wenn dafür nur ein einziger Lehrer in Betracht käme. Aber abgeſehen von der Ungereimtheit des bloßen Gedankens an eine ſolche Möglichkeit, wäre ſie für unſere Zwecke gar nicht einmal erwünſcht. Vier

Digitized by Google

Augen sehen mehr als zwei, und so wird man selbst in dem Falle, daß in jeder neuen Klasse ein anderer Lehrer den deutschen Unterricht hat, für unser Verfahren nur einen Vorzug erblicken können. Was dem einen nicht auffällt, sieht der andere; die Aufmerksamkeit und die Interessenrichtung der verschiedenen Lehrer, die nacheinander dasselbe Schülermaterial in die Hand bekommen, werden sich daher auf das glücklichste ergänzen. Und die Gefahr zu vermeiden, daß unnütze Wiederholungen — wenn es solche im Unterricht überhaupt geben kann — und womöglich gar widerstreitende Erklärungen vorkommen, gibt es zwei einfache Mittel. Das eine sind gelegentliche oder besser regelmäßige, nur nicht zu häufige Konferenzen, in denen das in der Zwischenzeit Besprochene festgestellt und von allen Lehrern gebucht wird, in denen zugleich aber auch durch gemeinsamen Gedankenaustausch Anregungen zur weiteren Vertiefung des Dagewesenen gewonnen werden. Und das andere vorbeugende Mittel ist ein grammatisches Hilfsbuch, das nach vorherigem Übereinkommen aller Beteiligten die für die ganze Schule gültige Auffassung der grammatischen Erscheinungen fest umschreibt und sich in seinem Umfange auf das Nötigste beschränkt. In diesem Buche würde jeder Lehrer sich anzumerken haben, was und wo etwas dagewesen ist, und womöglich auch, welchem Anlasse die Durchnahme entsprungen ist, wodurch manches neue und gerade für den örtlichen Gebrauch besonders zweckmäßige Übungsbeispiel der allgemeinen Verwendung zugänglich gemacht würde.

Sprachbuch. Auf einen grammatischen Leitfaden kann ja der deutsche Unterricht auch aus anderen Gründen nicht verzichten, die sich in der Praxis des Unterrichts auf Schritt und Tritt geltend machen. Es liegt auf der Hand, daß das um so weniger der Fall sein wird, je weiter sich die grammatische Unterweisung von einem systematischen Lehrgange entfernt. Denn hier erst recht muß darauf Bedacht genommen werden, daß Auswahl und Verteilung des Stoffes nicht blinder Zufälligkeit und planloser Willkür überlassen bleiben. Was die Auswahl des Lehrstoffes angeht, so wird freilich unsere Schulgrammatik anders aussehen als die hergebrachten Lehrbücher. Wenn sie, wie erforderlich, aus dem Unterrichte selber herausgewachsen ist, d. h. wenn bei sorgfältiger Beobachtung der natürlichen, von Hause mitgebrachten Ausdrucksweise der Kinder die darin enthaltenen zahlreichen Anknüpfungspunkte richtig erfaßt und verwertet worden sind, so läßt sich daraus gewiß ein ganzes Lehrgebäude der Sprache herstellen, aber nicht in der systematischen Vollständigkeit, die auch dem Unwichtigsten seine Stelle einräumt, bloß weil es übertriebene Gründlichkeit so haben will, auch nicht in einer Auswahl und Gestaltung, die für alle deutschen Landschaften gleich brauchbar wäre, weil ja die Ausgangspunkte überall

Digitized by Google

verschieden sind. Allein darin gerade läge ein wesentlicher Vorzug eines solchen Buches; denn wie es den besonderen Bedürfnissen der Schule und der Landschaft entgegenkäme, so müßte es auch für die Kinder, die darin zahlreiche Beziehungen auf ihr vertrautes Hausdeutsch erkennen würden, ein traulicheres Aussehen haben als die so fremdsprachig anmutenden heutigen Schulgrammatiken. Ebenso aber, wie für den Umfang des grammatischen Stoffgebietes, brauchen wir einen Leitfaden auch für dessen planmäßige Verteilung auf die einzelnen Klassen. Denn bei aller Bewegungsfreiheit, die unser Verfahren zur Voraussetzung hat, muß doch wenigstens in großen Zügen festgelegt werden, welche Teilgebiete für die einzelnen Altersstufen in erster Reihe in Betracht kommen.

Plan. Einem so ins einzelne festgenagelten Plane allerdings, daß all und jedes Übergreifen in den Lehrstoff einer späteren Klasse als Todsünde verschrieen wäre, würde ich nicht das Wort reden. Unsere Schüler sprechen ja schon, wenn sie zur Schule kommen, in vollständigen Sätzen, nicht mehr in den abgerissenen Worten des kindlichen Lallens. Ich sehe daher keinen Grund ein, warum man bei der eigentlichen grammatischen Belehrung beispielsweise durchaus erst die ganze Wortlehre behandelt haben muß, ehe die Kinder etwas vom Satze erfahren. Auch hier werden die im schriftlichen und mündlichen Sprachgebrauche gefundenen Anlässe dasjenige von selber an die Hand geben, was gut und recht ist. Sache des Lehrers ist es dann, daraus nur das zu behandeln, was seine Klasse verdauen kann, und die richtige Form zu finden, in der es für diese fruchtbar zu machen ist, ohne dem Gesamtplane vorzugreifen.

Es versteht sich dabei meines Erachtens von selber, daß die untersten drei Klassen unserer Schulen mit Grammatik überhaupt möglichst zu verschonen sind. Hier genügt es zur Vorbereitung des Späteren und auch des fremdsprachlichen Unterrichtes, die wichtigsten Fachausdrücke — aber nur diese — den Kindern geläufig zu machen. Im übrigen haben diese Kleinen mit der Erlangung der Sprech- und Lesefertigkeit genug zu tun. Vom vierten Schuljahre ab aber wäre die Grammatik regelrecht nach dem geschilderten Verfahren vorzunehmen, und zwar bis in die oberste Klasse, je höher hinauf, desto mehr vertieft und erweitert in sprachwissenschaftlichem, kulturgeschichtlichem und sprachästhetischem Sinne. Weil doch aber die Sprachlehre im engeren Sinne ihren letzten und höchsten Gegenstand im Satze zu erkennen hat, so wäre, neben den vorgeschlagenen „Gelegenheitsbelehrungen“ aus allen Gebieten, besonders zu empfehlen von unten, d. h. vom vierten Schuljahre an, jede deutsche Stunde mit einer Satzgergliederung zu beginnen, anfangend natürlich mit den allereinfachsten Gebilden und stufenweise fortschreitend allmählich bis zu verwickelteren Aufgaben. Das

Digitized by Google

nimmt in jeder Stunde höchstens 1—2 Minuten in Anspruch und bietet die Gewähr, daß am Ende der langjährigen Übung die Schüler einem deutschen Satzgefüge nicht so ratlos gegenüberstehen, wie das jetzt so häufig der Fall ist. Wird dadurch bei gehöriger Lebendigkeit in Frage und Antwort für die einzelne Stunde zugleich ein aufmunternder Antrieb gewonnen, so haben gerade diese Übungen auch noch den Wert, ohne ermüdendes Verweilen bei dem Gegenstande den grammatischen Unterricht der Ausbildung des formalen Denkens dienstbar zu machen.

Anforderungen an den Lehrer. Das allerdings ist unerläßliche Vorbedingung für einen solchen Betrieb der Grammatik, daß die Lehrer, die den deutschen Unterricht geben, nicht nur von aller Kleinigkeitskrämerei frei, sondern auch, daß sie mit der Muttersprache in ihren mannigfachen Lebensäußerungen vertraut sind. Oder wie Rud. Hildebrand es ausgesprochen hat[1]): „Es muß dahin kommen, daß kein Lehrer mit deutschem Unterrichte betraut wird, der nicht das Neuhochdeutsche mit geschichtlichem Blicke ansehen kann.“ Das scheint eine unerfüllbare Forderung zu sein, und sie wäre es in der Tat, wenn sie von allen Lehrern und Lehrerinnen eine wissenschaftliche Durchdringung des ganzen Gebietes verlangte. Wir haben fürs erste mit den gegebenen Verhältnissen zu rechnen, und da muß es genügen, wenn der deutsche Lehrer mit offenem Kopfe und mit warmer Liebe zur Muttersprache sich an der Hand der so vielfältig dargebotenen Hilfsmittel in das alles vertieft, was ihm Anregung und Stoff für seinen Unterricht bieten kann. Es ist an dieser Stelle nicht nötig, auch nur eine Auswahl solcher Hilfsmittel aufzuzählen.[2]) Nur an einem dürfen wir nicht vorbei gehen, dem wiederholt erwähnten Buche Rud. Hildebrands: „Vom deutschen Sprachunterricht in der Schule“, das einen noch immer ungehobenen Reichtum von anregenden Weisungen enthält. Wer daneben in dieser Zeitschrift die vielen trefflichen Aufsätze, die zahlreichen Literaturnachweise und Besprechungen studiert, wird da auch alles das verzeichnet und beurteilt finden, was ihm bei eindringender Arbeit als Führer dienen kann. Und endlich sei nachdrücklich noch auf die Zeitschrift des Allgemeinen deutschen Sprachvereins mit ihren wissenschaftlichen Beiheften hingewiesen, die in anziehendster Form gerade für den Lehrer eine reiche Fülle immer neuer Anregungen bereit stellt. Wer auf diesen Wegen es ernst nimmt mit seiner Weiterbildung, der wird auch seinem grammatischen Unterrichte die so notwendige belebende Frische sichern.

1) S. 66.

2) Ein vorzüglicher Wegweiser auf dem Gebiete der Fachliteratur ist das „Verzeichnis empfehlenswerter Bücher für Lehrer und Lehrerinnen. Heft 2. Zum deutschen Unterricht von Dr. Th. Matthias. Dresden. Bleyl & Kaemmerer.“

Digitized by Google

Anforderungen an die Schüler. Aber auch das ist unerläßlich, daß die Schüler an den Gegenstand mit der nötigen Aufnahmefähigkeit herantreten. Wenn sie dem Unterrichte Teilnahmlosigkeit entgegenbringen, können alle Kenntnisse und alle Frische des Lehrers nichts helfen. Daher muß ihnen vor allem Interesse für die Sache eingepflanzt werden.

Mittel, Interesse zu erregen. Um Interesse für grammatische Dinge zu wecken, gibt es nur den einen Weg, der für alle neue Belehrung derselbe ist: sie müssen dort in die Seele des Kindes eindringen, wo sie eine vorbereitete Stelle finden, die gleichsam auf sie wartet. Man wende sich an die einfachsten und natürlichsten Triebe, die in der Seele des Kindes schlummern, um sie für die Grammatik lebendig zu machen, an die kindliche Neugier, an das Vergnügen am Sammeln und an das so gerne sich weitende Kraftgefühl. Jene, die Neugier, findet weitgehende Befriedigung in der Aufhellung von Beziehungen zwischen der neuen Erkenntnis und dem altvertrauten alltäglichen Sprachgebrauche, der Sammeltrieb kann sich genug tun in der Einfügung der bis dahin vereinzelt besessenen sprachlichen Kenntnisse in eine vernünftige Ordnung, und das Kraftgefühl wird sich steigern, wenn beim grundsätzlichen Ausgehen von bekannten Erscheinungen der Schüler an der Erarbeitung der neuen Erkenntnis lebhaft mit beteiligt wird.

a) Neugierde. Demnach kann es sich anfänglich nur darum handeln die mitgebrachten naiven Sprachkenntnisse miteinander und mit dem im Unterrichte gebotenen Schriftdeutsch in Beziehung zu setzen, Ähnlichkeiten und Verwandtschaften aufzudecken und dadurch das bisher unbewußte Können zu einem bewußten zu machen. Dabei kommt aber alles darauf an, daß die Schulsprache nicht als verdrängender Ersatz für die Hausprache auftritt, daß die Kinder nicht von vornherein abgeschreckt werden, als ob sie eigentlich von dem Richtigen gar nichts wüßten und alles erst in der Schule lernen müßten, „während sie doch wirklich vielmehr voller Keime in die Schule kommen“.[1]) Die Schulsprache soll sich ihnen vielmehr darstellen als eine veredelte Gestalt des gewohnten Hausdeutsch, gleichsam als Sonntagskleid neben dem Alltagsgewande. Und das wird sich am ungezwungensten machen lassen, wenn man — so oft es geht — in der Haus- und Alltagssprache den Ausgangspunkt nimmt, nicht etwa, um sie zum Gegenstande billigen Spottes zu machen, sondern mit verständnisvollem Ernste ganz in derselben Weise, wie man ja auch sonst, namentlich in den Realien, von der Heimatkunde ausgeht. Das Hausdeutsch muß „als gesunder Wildling, genährt von dem heimatlichen Urboden, benutzt

1) Hildebrand S. 69.

Digitized by Google

(werden) . . ., um das Edelreis des Hochdeutschen darauf zu pfropfen und groß zu ziehen".[1])

Jede auf diesem Wege gewonnene neue Erkenntnis wird das Vorhandene in neuem Lichte erscheinen lassen, wird es aus dem Kreise des Alltagslebens wie in eine vornehmere Höhe heben und dadurch zu einem reizvollen Gegenstande der kindlichen Neugierde machen. Ja, es kann nicht fehlen, daß in manchen Fällen der neue Eindruck dieselbe befreiende Wirkung ausübt wie die endlich gefundene Lösung bei einem schweren Rätsel. Rätsel mögen alle Kinder gern, weil die überraschende Verknüpfung anscheinend weit auseinander liegender Vorstellungen Beziehungen aufdeckt, die unbewußt in der Seele des Kindes schon vorhanden waren und nun zum bewußten freudigen Leben erweckt werden. Ist es etwas anderes als die Lösung eines solchen Rätsels, wenn man den Kindern die Grundbedeutung gewisser Verhältniswörter, wie „wegen", „statt", „kraft", als ursprünglicher Hauptwörter klarmacht und daraus die Notwendigkeit ableitet, daß ein zweites Hauptwort daneben im Genitiv steht? Oder wenn man eine so seltsame, grammatisch anscheinend ganz falsche Fügung wie das bekannte ostpreußische „Laß er kommen" darauf zurückführt, daß „lassen" hier die Geltung und Bedeutung von „mögen" angenommen hat (= mag er kommen), wodurch die Wendung alles Fremdartige verliert? Und gar in dem Kapitel von der Wortverwandtschaft und -ableitung lassen sich solche Beispiele zu hunderten auffinden. Man stelle also die Kinder recht oft wie beim Rätselaufgeben unter den Druck der scheinbaren Unlösbarkeit eines offensichtlichen Widersinnes und erarbeite dann mit ihnen, vorsichtig anleitend, die auf ganz ungeahnten Wegen sich darbietende Lösung. Es müßte sonderbar zugehen, wenn sich dabei nicht zugleich das köstliche Gefühl der Befreiung in ungezwungener Weise Luft machte.

b) Sammeltrieb. Und wenn dann auf solchem Wege eine gewisse Menge neuer Erkenntnisse gewonnen ist, mache man den natürlichen Sammeltrieb der Kinder lebendig, um das Gewonnene — wieder in gemeinsamer Arbeit —, Verwandtes zusammenfassend, Reihen bildend, gruppierend, zu ordnen, nach verschiedenen Gesichtspunkten zu sondern und es dadurch wieder in ganz neuem Lichte erscheinen zu lassen. Wenn es den Kindern Freude macht, Pflanzen und Schmetterlinge, Briefmarken und Postkarten oder gar Liebigbilder zu sammeln, sollte man ihnen da nicht auch Lust einflößen können, aus ihrem Sprachvorrate einmal Wortsippen und -familien oder starke Zeitwörter zu sammeln und sie nach ihrer Zusammengehörigkeit zu gruppieren? Vielleicht wäre es sogar zweckmäßig, für diese Übungen

1) Florin bei Rein, Enzyklopäd. Handbuch der Pädagogik. 2. Aufl II. 186.

Digitized by Google

ein besonderes Sammelheft anzulegen, das dann trotz Postkarten- und Briefmarkenalbum im Interesse des Kindes eine bevorzugte Stelle einzunehmen berufen wäre.

c) Selbsttätige Mitbeteiligung an der Erarbeitung des Neuen. Grundsätzliche Forderung aber ist bei allen diesen Belehrungen, daß das Neue nicht einfach gegeben wird, sondern daß man die Kinder zum Selberfinden anleitet, also nicht dogmatisch verfährt, sondern heuristisch. Man lenkt die Aufmerksamkeit auf eine bestimmte Erscheinung, leitet dadurch zu eigener Beobachtung an und läßt Verwandtes aufsuchen und daneben stellen. Bei einiger Übung wird sich im Verlaufe der Unterhaltung im Schüler ganz von selber das Gefühl einer Regel einstellen, und der Lehrer hat dann nur den rechten Augenblick zu wählen, wo diese Regel — am besten auch wieder von den Kindern selbst — in den sprachlichen Ausdruck gefaßt wird. Als Ergebnis einer solchen Induktionstätigkeit tritt sie dann auch nicht als „strenger, Strafe drohender Gebieter" auf, als ein finsteres Sollen, sondern als ein schon vorhandenes wirksames Naturgesetz, das der Schüler an sich selbst mit eigenem Scharfsinn entdeckt.[1]) Und wenn damit das Gefühl der selbsttätigen Kraft, die Freude am Selbsterworbenen in den Dienst des grammatischen Unterrichtes gestellt wird, so fällt dabei auch noch der Vorteil mit ab, daß eine so gewonnene Erkenntnis im Gedächtnisse fester haftet.

Alles in allem genommen, gilt Hildebrands Forderung, daß Lehrer und Schüler im Unterrichte das Schulzimmer mit seiner Alltäglichkeit und Nüchternheit völlig vergessen sollten[2]), auch für den grammatischen Unterricht, aber freilich hier nicht in dem Sinne der Ausfüllung des leeren Klassenraumes mit der Fülle des Lebens, denn das würde ja das Interesse am Gegenstande zerstreuen, wohl aber so, daß sich die Kinder hinaus aus dem Schulzimmer versetzt fühlen in Vorgänge und Zustände, wo ihnen der unbefangene, selbstschöpferische Gebrauch der Sprache zum besonderen Erlebnis gemacht und dadurch mit neuem Reiz erfüllt werden kann.

Beispiele. Nun aber noch ein paar Beispiele, wie die Anknüpfung der grammatischen Belehrungen an vorkommende Gelegenheiten und wie die Herbeiziehung der Nachbargebiete zur Belebung des Unterrichtes gedacht ist. Ich beschränke mich hier auf ein Dutzend Fälle, an die sich fast die ganze Lehre vom Fürworte, das Wichtigste vom Zeitwort und ein gutes Teil der Satzlehre anschließen läßt. Bei fast allen ergeben sich daneben ungesuchte Beziehungen zu der Sprach- und Kulturgeschichte und zur Sprachästhetik.

---

1) Hildebrand S. 81. 2) S. 11 f.

Digitized by Google

1. Der: Demonstr. Relat. Artikel. Wer: Interrog. Relativ. In der Gedichtstunde mag das trutzige „Vaterlandslied" von F. M. Arndt vorkommen:

Der Gott, der Eisen wachsen ließ,
Der wollte keine Knechte.

Man lenkt die Aufmerksamkeit der Kinder auf die verschiedene Betonung des dreimal vorkommenden „der": vor dem Hauptworte so gut wie tonlos: „D(e)r Gott", vor dem Nebensatze halbbetont: „Dĕr Eisen wachsen ließ", im zweiten Satze dagegen mit vollem Tone: „Dér wollte keine Knechte". So sehen die Schüler dasselbe Wort auf einmal in dreifacher Aussprache und finden es leicht selber heraus, daß der Tonwert des Wortes seinem Sinne genau entspricht: im letzten Falle, stark betont, das hinweisende, im zweiten Falle, schwach betont, das rückbezügliche Fürwort, im ersten, unbetont, der Artikel. Und daraus läßt sich dann gleich die andere Erkenntnis gewinnen, daß wir's hier in der Tat mit ein und demselben Worte zu tun haben, nämlich dem Demonstrativ-Pronomen, das nur nebenher auch als Relativum und als Artikel verwendet und dafür durch stufenweise abgeschwächte Betonung unterschieden wird. Ist man aber einmal beim Relativpronomen, so können auch dessen andere Formen zur Sprache kommen. Man braucht dazu nur den angeführten Nebensatz umzuwandeln: „welcher Eisen wachsen ließ" und aus einem anderen bekannten Gedichte von Arndt den Vers heranzuziehen:

Wer ist ein Mann? Wer beten kann
Und Gott dem Herrn vertraut.

Da wird es zugleich klar, daß auch dieses Relativum eigentlich nur ein Ersatzwort ist. Denn was es eigentlich ist, ein Fragefürwort, das zeigt der vorangehende Fragesatz. Wird dann endlich auch „welcher" in seiner eigentlichen Bedeutung als Fragewort anschaulich gemacht, so ist das Ergebnis dies, daß das Deutsche überhaupt kein besonderes Relativpronomen besitzt, sondern es ersetzt durch das Demonstrativum und die Interrogativen. Rückblicke auf die Sprachgeschichte und Seitenblicke auf das Französische ergeben sich dann von selbst.

2. Unsrer: Possessiv. Personale. Oder in einem Briefe, der als Aufsatz abgegeben ist, mag die Stelle vorkommen: „Wir gedenken Eurer mit vieler Teilnahme." Da wird der Grammatiker bei der Form „Eurer" Halt machen und sie, ebenso wie das entsprechende „unsrer" als Genitiv des persönlichen Pronomens für unrichtig erklären. „Euer" und „unser" sind die alten Formen, die allerdings mehr und mehr zu schwinden beginnen. Man könnte ja wohl auch „eurer" und „unsrer" zu rechtfertigen versuchen als Erweiterungen der ursprünglichen Formen, gerade so wie sich

Digitized by Google

„ihrer" für das alte „ihr" festgesetzt und wie neben „mein", „dein" die Formen „meiner", „deiner" sich eingebürgert haben. Jedenfalls kann man mit dieser Nebeneinanderstellung die Entstehung der falschen Formen auch die Schüler geschichtlich begreifen lehren. Aber solange das Alte noch zur Geltung zu bringen ist, sollte man es hier schon deswegen tun, weil sich sonst der Unterschied von den gleichlautenden Formen des Possessivpronomens verwischte. Es knüpft sich aber an diese Betrachtung zugleich die unmittelbare Erkenntnis, daß das besitzanzeigende Fürwort geschichtlich gar nichts anderes ist als der weitergebildete Genitiv des persönlichen.

Wie man sieht, bedarf es bei geeigneter Verknüpfung verwandter Erscheinungen nur zweier ungesuchter Anläße, um vor den Schülern die ganze Reihe der Fürwörter — einzig die unbestimmten ausgenommen — vorüberziehen zu lassen. Und in ähnlicher Weise kann die Lehre vom Zeitworte abgehandelt werden.

3. Unterscheidungsmerkmale der starken und schwachen Konjugation. Mit den Formen „frägt" und „frug" haben wir wohl überall zu kämpfen. In Westpreußen sind auch „jägt" und „fäßt" weitverbreitete Formen der Hausprache. Wenn man sie in die richtig-schriftdeutschen Formen: „jagt", „faßt", „fragt", „fragte" umbildet, ergibt sich daraus ein Anlaß, die wichtigsten Unterscheidungsmerkmale der starken und schwachen Konjugation festzustellen, den Umlaut in den Singularformen des Präsens und den Ablaut im Imperfektum der starken Verba. Hier können die Kinder durch Aufsuchen passender Zeitwörterpaare, die bei gleichlautender Infinitivform die Unterschiede besonders deutlich hervortreten lassen, wie halten und falten — halte, hält, hielt neben falte, faltet, faltete — geben und schweben — gebe, gibt, gab neben schwebe, schwebt, schwebte — an der Veranschaulichung der neuen Erkenntnis leicht mit beteiligt werden. Bei „frug" aber wird man schon aus praktischen Gründen für die Lektüre nicht daran vorübergehen dürfen, daß die starke Form zeitweilig in der Tat weithin Geltung gehabt hat, daß auch einige unserer besten Schriftsteller sie gebrauchen, wie sie denn z. B. bei G. Freytag die Regel ist.

4. Übergänge zwischen starker und schwacher Konjugation. Dem Grenzgebiete der starken und schwachen Verben gehört es ferner an, wenn man an die gelegentlich vorkommende Mittelwortform „geschroben" eine Belehrung anschließt über Schwankungen zwischen den beiden Konjugationsarten. Die starke Form „geschroben", wie sie der Hausprache unserer Landschaft angehört, während die Schriftsprache an der schwachen Form „geschraubt" festhält, gibt Gelegenheit, solchen Abweichungen der Alltagssprache vom Hochdeutschen im allgemeinen gerecht zu werden und den Nachweis zu führen, daß darin gar keine anderen Kräfte wirksam sind

Digitized by Google

als in der Sprachgeschichte überhaupt, indem man nämlich darauf hinweist, daß ja die Schriftsprache selber den gleichen Übergang bei dem zum Adjektiv gewordenen Partizip „verschroben" gutgeheißen hat. Und hier fügt sich leicht die weitere Beobachtung an, daß die Sprache auch sonst das Auseinandergehen der Formen benutzt, um Bedeutungsübergänge festzuhalten, wie hier die sinnliche Bedeutung in dem schwachen Verbum, die übertragene in dem starken Partizip.

5. Parallelformen starker und schwacher Zeitwörter. Dagegen ist es sprachliche Verwirrung, wenn unsere preußische Familiensprache der unterrichtlichen Behandlung die Wendungen liefert: „ich erschrak mich", „ich habe mich erschrocken", statt der richtigen: „ich erschrak", „ich bin erschrocken" oder: „ich erschreckte mich", „ich habe mich erschreckt". Verwirrung ist das deshalb, weil hier zwei ganz verschiedene Zeitwörter, ein starkes intransitives und ein schwaches transitives, miteinander vermengt werden, die genau ebenso zueinander stehen, wie „sitzen" und „setzen", „fallen" und „fällen", „fahren" und „führen", die aber durch den Gleichklang des Präsensvokals der Gefahr der Vermengung besonders ausgesetzt sind. Es gibt noch eine ganze Reihe ebenso gefährdeter Verben: „löschen" „verderben", „schmelzen", „quellen" und andere, bei denen zum Teil die Auseinanderhaltung der beiden Bildungsweisen noch schwerer und auch im Hochdeutschen bereits eingeschränkt ist. Also auch hier allerdings ein Vorgang aus dem eigensten Leben der Sprache, aber kein gesunder, weil er einen deutlichen logischen Unterschied zu verwischen droht, und darum auch in der Schule, soweit möglich, zu bekämpfen, jedenfalls aber nutzbar zu machen für die formalen Zwecke des grammatischen Unterrichts.

6. e-Wechsel. Ganz anders aber steht es vollends mit den bedenklichen Imperativformen „eß" und „trete", die der schriftdeutsche Sprachgebrauch folgerichtig ablehnt, wenngleich selbst ein solcher Sprachmeister wie Goethe einst den Vers gebildet hat, der heute von der Tür des Gabelbachhauses bei Ilmenau herabgrüßt:

Freudig trete herein und froh entferne dich wieder.[1])

Die Herbeiziehung der verwandten Verben: „gib", „sieh", „brich" usw. wird auch hier den Sinn für das Richtige wecken und schärfen und zugleich Gelegenheit bieten, eine wichtige Gruppe der ablautenden Zeitwörter und

1) Über der Eingangstür der südlichsten der drei Dornburgen bei Jena steht das Distichon:

Gaudeat ingrediens, laetetur et aede recedens,
His, qui praetereunt, det bona cuncta deus!

Goethe übersetzt das so:

Freudig trete herein und froh entferne dich wieder;
Ziehst du als Wandrer vorbei, segne die Pfade dir Gott.

Digitized by Google

— mit größeren Schülern — die Erscheinung des sogenannten e-Wechsels zu besprechen, der ja im Grunde nichts anderes ist als eine besondere Form des Umlautes, so daß von hier aus auch die Umlautgesetze in den Kreis des Interesses treten.

7. Ablautende und reduplizierende Verba. In dasselbe Gebiet der starken Verba führt es, wenn, wie nicht selten, die schöne Form „geheißen" als Mittelwort zu „heißen" vorkommt an Stelle des richtigen „geheißen". Dieses Zeitwort bildet jetzt, nachdem seine ehemaligen Genossen in andere Klassen übergetreten sind, eine besondere Klasse für sich und ist daher in seinem Bestande schwer bedrängt. Man kann deshalb auch sein Ausweichen in die Nachbarklasse, wie es in der angeführten Form der Hausprache in die Erscheinung tritt, wohl begreifen. Ihre Berichtigung aber leitet in ungesuchter Weise nach drei verschiedenen Richtungen hin. Einmal läßt sich daran eine Belehrung über das Wesen der Analogiebildungen anschließen. Sodann nötigt sie zur Vergleichung mit den Verben der ablautenden i-Klasse, wie „steige", „stieg", „gestiegen", nach denen die falsche Form gebildet ist. Endlich veranlaßt sie zur Einordnung des Verbums „heißen" in die Reihe der übrigen Zeitwörter, die im Präsens und Partizip denselben Stammvokal und im Imperfektum ie haben, wie „halte", „hielt", „rate", „riet", „rufe", „rief", die man im sprachgeschichtlichen Sinne als ehemals reduplizierende Verba von den ursprünglich ablautenden zu sondern hat.

8. Übergangsklasse. Unsere Schüler sagen vielfach auch „wuchs" und „wusch" mit kurzem u, während die historische Grammatik und so auch die Bühnenaussprache Länge des Stammvokales verlangt. Das läßt sich ihnen, ohne daß man das Richtige dogmatisch behauptet, leicht aus der Daneben-stellung verwandter Verben zur Anschauung bringen: „wachse", „wuchs" und „wasche", „wusch" gehören in dieselbe Ablautreihe wie „trage", „trug", „fahre", „fuhr", ebenso „lade", „schlage" und einige andere, die die Kinder selber finden mögen. Alle haben im Imperfektum langes u. Wenn aber ein denkender Geist in der Klasse auf den Unterschied verfällt, daß ja „wachsen" und „waschen" schon im Präsens kurzen Vokal haben, während er bei den anderen lang ist, so läßt sich dem entgegenhalten, daß das a im Präsens auch bei den letzteren ursprünglich kurz gewesen ist und trotzdem das u im Imperfektum von jeher lang war, daß ferner bei dem Verbum „schaffen" trotz erhaltener Kürze des Präsensvokales das Imperfekt-u unangetastet lang ist. Mit vorgeschrittenen Schülern wird man auch noch weitergehen können und die Länge des ablautenden u durch seine Entstehung aus dem Doppelvokale uo begründen und anderseits die verschiedene Behandlung des a im Präsens — „schaffe", „wachse", „wasche" mit

Digitized by Google

kurzem, „trage", „grabe", „lade" mit langem a — damit erklären, daß allgemein die ursprünglich kurzen Vokale im Neuhochdeutschen vor einfachem Konsonanten gedehnt worden, vor doppeltem erhalten geblieben sind.

Übersehen wir diese letzten sechs Beispiele, so finden wir darin die Möglichkeit zu einer erschöpfenden Behandlung der Unterschiede und der Übergänge zwischen schwacher und starker Konjugation sowie fast sämtlicher Ablautsreihen der starken Verba. Daneben bleibt die Besprechung auch nicht ohne Ertrag für sprachgeschichtliche Erkenntnis, Lautlehre und Sprachvergleichung.

Für Belehrungen über die Satzlehre werden sich die Anlässe seltener in der mündlichen Rede der Schüler finden als in ihren schriftlichen Arbeiten. Aber hier bietet sich gewiß eine Fülle von Gelegenheiten zu einzelnen Bemerkungen wie zu weiter ausgreifender Besprechung.

9. Das; Wortstellung. Wie viele rote Tinte ist doch schon verschwendet worden, um dem unglückseligen „das" mit seiner Doppelschreibung gerecht zu werden! Es ist ja eigentlich den Kindern gar nicht übel zu nehmen, wenn sie hier bei einem Unterschiede, der geschichtlich gar keiner ist, nicht recht zur Sicherheit kommen. Aber logisch und grammatisch würden wir dem Worte wegen seiner doppelten Verwendung als Fürwort (bzw. Artikel) und Bindewort doch zu Leibe gehen müssen, auch wenn es in einheitlicher Schreibung gebraucht würde. Man kann dem Wesen des Unterschiedes am besten näher kommen, wenn man nach einem Muster W. v. Humboldts [1]) zwei Sätze mit demselben Wortlaute aufstellt, in denen das Wort in verschiedener Verwendung vorkommt: „Ich sehe das, du arbeitest" und „ich sehe, daß du arbeitest". Beide Sätze sind inhaltlich gleich, aber das Sprachgefühl unterscheidet deutlich, daß im zweiten die Abhängigkeit und Unselbständigkeit genauer zum Ausdrucke kommt, und nun auch schriftlich zur Anschauung durch die abweichende Schreibung des verbindenden „daß". Noch klarer wird dies, wenn man beide Sätze durch Bestimmungen erweitert: „Ich sehe das, du arbeitest heute fleißig" und „ich sehe, daß du heute fleißig arbeitest". Hier zeigt sich die charakteristische Verschiedenheit der Wortstellung im Haupt- und Nebensatze vollkommen deutlich. Im ersten Falle, wo es sich um einen Hauptsatz handelt („du arbeitest heute fleißig"), das Prädikatsverbum unmittelbar hinter dem Subjekte, im anderen, beim Nebensatze („daß du heute fleißig arbeitest"), die Bestimmungen dazwischen und das Verbum am Ende, so daß der Satz

1) Über die Verschiedenheit des menschl. Sprachbaus § 21. „Wenn wir sagen: 'ich sehe, daß du fertig bist', so ist das gewiß nichts anderes als: 'ich sehe das, du bist fertig', nur daß das richtige Gefühl in späterer Zeit die Abhängigkeit des Folgesatzes symbolisch durch die Umstellung des Verbes angedeutet hat."

Digitized by Google

als streng geschlossene Einheit, von Subjekt und Prädikat umgeben, dem regierenden Hauptsatze anschaulich gegenübertritt. Und ist man einmal dabei, so fügt sich ohne Zwang auch noch manches andere an, was die Geschlossenheit der deutschen Wortstellung, ihren kunstmäßigen Aufbau ins rechte Licht zu setzen geeignet ist. Wie der Nebensatz, der doch im Satzgefüge nur die Geltung eines Gliedes des Hauptsatzes hat, seine Einheit durch die Umklammerung der Ergänzungen und Bestimmungen gewinnt, so auch im einzelnen gewisse Satzglieder und Fügungen: die adjektivischen Attribute zwischen Artikel und Hauptwort („ein guter, dummer Bauernknabe"), bei dem Infinitiv mit „um — zu" die näheren Bestimmungen mitten hineingestellt („um dich morgen zu sehen), die trennbare Präposition zur Umschließung der Bestimmungen am Ende des Ganzen („sieh dir die Arbeit an"). Die Kinder merken an solchen Beispielen bald, wie das ein grundsätzliches Verhalten der deutschen Wortfügung ist, daß durch die Umklammerung die Einheitlichkeit des Ausdruckes zur Anschauung gebracht wird.

Und nun von hier aus ein Seitenblick nach den modernen Fremdsprachen, von denen das Französische ein solches Umschließen nur bei den fürwörtlichen Objekten, das Englische nur bei den Attributen kennt. Das gibt ein Urteil über einen logischen und ästhetischen Vorzug des Deutschen, das der Achtung vor der Muttersprache zugute kommen muß. Aber auch eine Warnung! Denn in dem Gesetze der Umklammerung liegt die Gefahr der Unbeholfenheit und des Schwulstes. Sehr leicht wird in das Schema des Ausdrucks oder des Satzes zu viel hineingepackt, und dann wird das Ganze unübersichtlich und schwerfällig, weil das Schlußwort, das die verhaltene Spannung lösen soll, zu lange auf sich warten läßt. Wer Aufsätze durchzusehen hat, weiß es, wie leicht gerade auch sprachgewandtere Schüler in diesen Fehler verfallen, und da kann man nicht entschieden genug darauf dringen, daß die gesetzmäßige Geschlossenheit der deutschen Wortstellung nicht zum atemversetzenden Schwulste führe, daß vielmehr nur um so sorgfältiger auf Einfachheit der sprachlichen Gebilde gesehen werde.

Mit dem Gesetze der Umklammerung wird indessen von dem Kunstgefüge des Satzes nur die eine Seite dem Verständnisse erschlossen, nämlich inwieweit der Aufbau des Satzes an bestimmte Regeln gebunden ist, die von der Eigenart des sprachlichen Materiales herzuleiten sind. Wie aber in der Baukunst bei der Errichtung eines Gebäudes nicht bloß die Beschaffenheit des Baustoffes maß- und gesetzgebend ist, sondern auch der Baumeister seinem Werke den Stempel seines Geistes aufzudrücken vermag, so kann auch der Sprachkünstler an dem Kunstbau des Satzes seinen vollgemessenen Anteil haben. Dafür nur zwei Beispiele aus Dichtung und

Digitized by Google

Prosa, wo, gleichviel ob mit bewußter Absicht oder aus dem unbewußten Wirken eines treffsicheren ästhetischen Gefühles, dem Satze eine deutliche Baulinie gegeben ist.

Zunächst aus Schillers Gedicht vom „Genius" die Verse:

Hast du, Glücklicher, nie den schützenden Engel verloren,
Nie des frommen Instinkts liebende Warnung verwirrt,
Malt in dem keuschen Auge noch treu und rein sich die Wahrheit,
Tönt ihr Rufen dir noch hell in der kindlichen Brust,
Schweigt noch in dem zufriednen Gemüt des Zweifels Empörung,
Wird sie, weißt du's gewiß, schweigen auf ewig wie heut,
Wird der Empfindungen Streit nie eines Richters bedürfen,
Nie den hellen Verstand trüben das tückische Herz:
O dann gehe du hin in deiner köstlichen Unschuld,
Dich kann die Wissenschaft nichts lehren. Sie lerne von dir.

Hier besteht der Vordersatz der Periode aus acht einzeiligen Sätzen, die durch ihre metrische Geschlossenheit besonders eindrucksvoll wirken. Die beiden ersten aber sind durch das gemeinsame Prädikatswort „hast" gekoppelt, und das gleiche gilt von den beiden letzten (Prädikatswort „wird"), während die vier dazwischenstehenden jeder für sich vollständig ist. Außerdem ist das Anfangspaar negativ, und ebenso das Schlußpaar, die mittleren vier positiv. So wird der ganze Vordersatz durch die am Anfang und am Ende stehenden, nach Qualität und Fügung von den mittleren abweichenden Satzpaare zu einer deutlichen Einheit zusammengeschlossen, die, in sich dreigliedrig, von einem dreigliedrigen Nachsatze wirkungsvoll aufgenommen wird.

Das andere Beispiel aus Schleiermacher bringt den aufsteigenden Charakter der Priamel besonders klar zur Anschauung:

1. „Wenn ein Volk ehrenwert achtet und treulich bewahrt, was sich von früher Vergangenheit her durch den Strom der Zeit gerettet hat,
2. a) wenn es die Spuren eines ehrwürdigen Altertums auch ehrfurchtsvoll scheut und
   b) was vergangene Geschichten vergegenwärtigen kann, hegt und pflegt, kurz
3. a) wenn es sich um die Quellen seiner Verfassung und Sitten kümmert,
   b) die Kenntnis seiner Altertümer lebendig erhält und,
   c) indem es den Augenblick weiter bildet, doch stets in treuem Andenken an das Alte kindlich fortlebt:

ein solches hat eine herrliche Stütze für ein ernstes und würdiges Leben."

Der Vordersatz besteht hier aus drei Nebensätzen, von denen der erste eingliedrig ist, der zweite zweigliedrig und der dritte dreigliedrig, die aber

Digitized by Google

alle drei mit demselben Bindeworte („wenn") beginnen, so daß die Rede, gleichsam dreimal vom selben Ausgangspunkte ausholend, mit jedem neuen Ansatze zu größerer Höhe emporsteigt, bis sie mit dem knappen und gedrungenen Nachsatze rasch und eindrücklich wieder herabsinkt.

So vermag eine scheinbar unbedeutende Einzelheit wie die Doppelschreibung des „das" hineinzuführen in eine tiefere Erkenntnis der Wortfügung und des Satzbaues. Und solche Einzelheiten werden auf Schritt und Tritt begegnen und nutzbar zu machen sein, wenn der Lehrer nur selber mit offenem Auge die Beziehungen zu Näherem und Entfernterem zu sehen imstande ist.

Schwerer ist es, wie gesagt, auf diesem Gebiete Anknüpfungen an das Hausdeutsch zu finden, schwerer schon aus dem Grunde, weil die Syntax der Alltagssprache an sich mit einfacheren Fügungen arbeitet. Im Gebrauche der täglichen Rede von Mund zu Munde fällt es keinem Menschen ein, unförmliche Satzgebilde herauszuarbeiten. Und gerade das Einfache im Satzbau ist nicht bloß das Alltägliche, sondern begegnet vielfach in der Dichtersprache wieder als das Höhere, Edlere. Man wird also da weniger auszubessern als zu pflegen und zu erhalten haben, was die Kinder in die Schule mitbringen. Aber ganz geht doch auch die Satzlehre hier nicht leer aus.

10. Es (Subjektswort). Von einem befreundeten Amtsgenossen habe ich den klassischen Ausspruch seines Schuldieners gehört: „Wenn Mai wird, wird grün, und wenn noch so kalt ist." Wenn auch nicht in dieser prachtvollen Häufung, so begegnen wir doch demselben Fehler bei unseren Schülern gelegentlich in Ausdrücken wie: „Da war heiß", „so war gut". Wie leicht läßt sich daran Näheres anschließen über die Notwendigkeit eines Subjektswortes. Den Subjektsbegriff zwar im grammatischen Sinne enthält schon das Prädikat in seiner Personalendung als erste, zweite oder dritte Person der Einzahl oder Mehrzahl. Aber, abgesehen von den imperativischen Sätzen und gelegentlichen Abweichungen der Volks- und Dichtersprache, bedarf es, um den Sinn der Aussage vollständig zu machen, der Hinzufügung eines besonderen Subjektswortes. Und das selbst in dem Falle, wo der Subjektsbegriff unbestimmt bleibt, entweder weil der Redende aus künstlerischen oder sachlichen Gründen darauf verzichtet (Uhland: „ihn hat es weggerissen"), oder weil er etwas dem menschlichen Wissen Unbekanntes ist, das sich gar nicht ausdrücken läßt, wie bei den sogenannten unpersönlichen Verben („es donnert", „es ist spät"). Die alten Sprachen ließen, wie die besonderen Personenbezeichnungen überhaupt, das Subjektswort auch hier ganz weg, die modernen Sprachen aber haben selbst in diesem Falle die formale Konsequenz gezogen und drücken die völlige Un-

Digitized by Google

bestimmtheit durch ein besonderes Wort aus, das im Deutschen nur in bestimmten Fällen, wie „mich friert“ und „jetzt wird gesungen“ wegbleiben darf. Ein schönes Beispiel für die durchgehende Erscheinung in der Geschichte der neueren Sprachen, daß die alten verblaßten und abgeschliffenen Endungen durch vorangestellte Formwörter in ihrer Funktion abgelöst werden.

11. Präposition und Kasus (Verbalrektion). Mitten hinein in die umwandelnde Tätigkeit der lebendigen Sprache können wir ferner die Schüler versetzen, wenn wir anknüpfen an eine Wendung wie: „ich habe darauf vergessen“ oder: „ich habe davon vergessen“. Stellen wir daneben den Blumennamen „Vergißmeinnicht“ oder Liederverse wie den Gellertschen:

Der Herr hat dein noch nie vergessen,
Vergiß, mein Herz, auch seiner nicht!

so wird der Unterschied unmittelbar anschaulich; d. h. ein Zeitwort, das früher, das in gehobener und gewählter Rede noch heute den Genitiv regiert, wird in der Alltagssprache des Hauses vielfach mit einer Präposition verbunden oder auch — die Kinder werden auch dies aus ihrem Sprachschatze selber auffinden — mit dem Akkusativ: „ich habs vergessen“, der freilich ursprünglich nur ein mißverstandener Genitiv ist. Und nun gilt es, andere Zeitwörter zu suchen, die denselben Übergang aufweisen: „warten“, „harren“, „gewöhnen“, „denken“, „sich erinnern“ und viele andere. Ja, wenn man sprachgeschichtlich weiter zurückgehen will, bietet schon die Bibelsprache Luthers Beispiele von Verben, bei denen seit jener Zeit der Konstruktionswandel längst vollzogen und zum Stillstande gekommen ist; z. B. „Pflege sein“ (Luk. 10, 35) und „Wartet des Leibes“ (Röm. 13, 14). Hier wird man bei aller Betonung dessen, was für eine edlere Ausdrucksweise zu gelten hat, wofür die guten Dichter unserer Zeit den Maßstab abgeben, nicht verschweigen dürfen, daß sich das Hausdeutsch mit den fraglichen Wendungen von den Wegen eines auch im besten Hochdeutsch durchgehenden Konstruktionswandels nicht entfernt.

12. Vergleichungssätze (Konjunktiv). Der Alltagssprache unserer Landschaft gehört endlich auch die Verwendung des Indikativs in Vergleichungssätzen an: „Auf der Straße ist es so naß, als ob es geregnet hat.“ Über die Herkunft dieser Ausdrucksweise herrscht keine Einhelligkeit der Meinungen. Einige halten sie lediglich für ein Zeichen sprachlicher Verderbnis, in dem sich allerdings zugleich ein Beweis für die abnehmende Lebensfähigkeit besonderer Konjunktivformen offenbare. Andere halten sie für beeinflußt vom Plattdeutschen, das die modalen Formen vielfach gar nicht mehr unterscheidet. Auch dadurch hat man die Erscheinung zu erklären versucht, daß der Modus sich verändert habe nach

Digitized by Google

Analogie einer anderen Art der Vergleichungssätze, in denen der Indikativ zu Recht besteht, wie z. B. in Schillers „Taucher“: „Wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt.“ Wahrscheinlich haben alle drei Ursachen zusammengewirkt. Da der Gebrauch sich auf niederdeutschem Gebiete zuerst gezeigt und verbreitet hat, liegt es nahe, dem Einflusse der Mundart einen Hauptanteil an der fraglichen Entwickelung zuzuschreiben. Es ist aber gewiß auch nicht zu bestreiten, daß Trägheit und Gedankenlosigkeit im Gebrauche der Sprache, durch die der Formenreichtum unausgesetzt Einbuße erleidet, dieser Entwickelung fördernd entgegengekommen ist. Weshalb in diesen Sätzen der Konjunktiv ursprünglich und sprachrichtig ist, läßt sich am besten aus der Bedeutung dieses Modus als Ausdruck des Unwirklichen, bloß Angenommenen ableiten. Daher denn auch die Richtigkeit des Indikativs in den anderen Vergleichungssätzen, wo es sich nicht um Vergleichung mit etwas Unwirklichem, sondern mit etwas Erfahrungsmäßigem, Wirklichem handelt. Der besprochene Fehler gibt also ungezwungenen Anlaß zu einer Behandlung des Konjunktivs als Potentialis, woran sich, wenn Zeit und Umstände es gestatten, die zweite Verwendung des Konjunktivs als Optativ leicht anschließt. Nach der anderen Seite hin aber kann die Ableitung des fehlerhaften Indikativs in den Vergleichungssätzen aus einer mißverstandenen Dialektform überall da, wo das Plattdeutsche im lebendigen Gebrauche ist, zu einem kurzen Ausflug in das Gebiet der mundartlichen Modalformen anregen.

Daß die von Hause mitgebrachte Sprache der Kinder auch für die anderen Teile der deutschen Grammatik mancherlei Anknüpfungspunkte bietet, darf nach den gegebenen Proben für so vielseitige von da gewonnene Ausblicke mit Grund vorausgesetzt werden. Es sei nur andeutungsweise noch erinnert an die landschaftlichen Abweichungen der Aussprache (Albing, Kenigsbarg, mćin), sowie an die umlautlosen Verkleinerungsformen (Mannchen, Hundchen, Großchen), die mitten in die Lautlehre hineinführen; ferner an die zahlreichen, auch unseren Kindern geläufigen Volkswörter (Dittchen, Schmant, Kaddig und ähnliche), an denen sich eine praktische Synonymik aufbauen kann. Auch für die Sprachgeschichte wird hier manches abfallen. Für diese aber haben wir eine reiche Fundgrube lehrreicher Anlässe in der von unserem Deutsch so vielfach abweichenden Sprache Luthers und seiner Zeitgenossen in Bibel, Katechismus und Gesangbuch, wo auch zur religiösen Vertiefung des Stoffes aus der geschichtlichen Betrachtung des Wortlautes mehr zu gewinnen ist, als man gemeinhin vermutet.

Ich bin allerdings der Meinung, daß darüber hinaus auf der obersten Stufe in allen höheren Schulen auch eine gewisse Kenntnis des Mittelhochdeutschen vermittelt werden müßte, und die Zukunft bringt hoffentlich

Digitized by Google

auch dafür die nötige Bewegungsfreiheit. Dann wird sich der historische Sprachsinn an der kräftigsten Quelle beleben können. Überaus fruchtbar aber ist hierfür auch eine reichliche Vergleichung des Deutschen mit dem Englischen, wodurch nicht nur Gelegenheit entsteht für einen Einblick in die germanische Lautverschiebung und für eine lehrreiche Nebeneinanderstellung gewisser Erscheinungen des Formenschatzes, sondern auch zahlreiche Beispiele abweichender Bedeutung von urverwandten Wörtern einen Begriff geben können von den Gesetzen des Bedeutungswandels sowie von kulturgeschichtlichen Erscheinungen, die im Wortschatze ihren Niederschlag gefunden haben. Auch das Französische wird in seinen germanischen Elementen hierfür manche Ausbeute liefern.

Wenn man endlich daneben nicht versäumt, auch dem Kunstbau des Satzes, namentlich der prosaischen Rede sorgfältiger Stilisten seine Aufmerksamkeit zu schenken und im Anschluß entweder an besonders glückliche Muster eines formvollendeten Satzbaus oder auch an verfehlte Gebilde in den Aufsatzübungen der Kinder den Sinn für das Schöne, Architektonische zu wecken, dann ist der Umkreis der Gebiete geschlossen, deren Beihilfe wir nicht entbehren können, um den grammatischen Unterricht zu vertiefen und zu beleben und damit zugleich in die Herzen der Kinder Achtung und Liebe zu pflanzen für die Kraft und Schönheit unserer Muttersprache.

Der „Professor" in der modernen deutschen Literatur.[1])

Von Dr. **Eduard Ebner** in Nürnberg.

„Sie können nicht glauben, was es eine schöne Sache um einen Professor ist. Ich bin ganz entzückt gewesen, da ich einige von diesen Leuten in ihrer Herrlichkeit sah."

Goethe am 13. Oktober 1765 an seinen Vater.

Der „Professor" ist ein unerschöpfliches Objekt gemütlicher Witze der „Fliegenden Blätter" und ähnlicher Zeitschriften, er ist eine immer wiederkehrende Figur in den weniger harmlosen Witzen des „Simplicissimus". Wenn sich's dort meistens um vergessene Regenschirme oder sonstige Äußerungen von Zerstreutheit und Vergeßlichkeit handelt, so haben wir im

1) Der Süddeutsche nennt alle Lehrer an Mittelschulen „Professoren", ob sie nun älter sind und wirklich im bezeichneten „Range" stehen oder noch jugendlich sich erst anschicken, zu Amt und Würden zu gelangen. In diesem verallgemeinernden Sinne, der eine große geistig und beruflich zusammengehörige Klasse bezeichnet, soll auch hier das Wort „Professor" verstanden sein.

Die beigezogene Literatur geht ungefähr bis 1890 zurück. Ein Ding der Unmöglichkeit ist es, alles, was an schöner Literatur in diesen 17 Jahren geschrieben wurde,

Digitized by Google

letzteren Falle fast immer scharf ätzende Satire, die einen gewissen Geist der Verbohrtheit und Beschränktheit bloßlegen will.

Aber wer wird in den „Fliegenden" nicht gemütlich verlacht und an welchem Stande ginge der „Simplicissimus" vorüber, ohne mehr oder minder berechtigten Hohn!

Das merkwürdige jedoch ist, daß sich diese doppelte Auffassung des „Professors", die harmlos lächelnde und die satirisch nörgelnde, auch durch unsere gesamte neuere deutsche Literatur zieht. Wenn der „Professor" hundertmal auf der Bühne, im Roman oder in der Novelle erscheint, neunundneunzigmal ist er auf diese oder jene Weise aufgefaßt. Nur der hundertste ist ein in allen Dingen normaler Mensch!

Daß der Prozentsatz nicht zu hoch gegriffen ist, werden wir sehen.

Das gibt nach zwei Seiten hin zu denken: Woher kommt diese Tatsache und von welcher Wirkung muß sie sein?

Thomas Mann, der Verfasser des feinen Romanes „Die Buddenbrooks" hat neulich eine Schrift erscheinen lassen: „Bilse und ich", eine Zurückweisung der öffentlichen Äußerungen eines Staatsanwaltes, der Manns „Buddenbrooks" mit Bilses „Aus einer kleinen Garnison" zu vergleichen die Geschmacklosigkeit hatte, weil auch Mann eine Art von Schlüsselroman geschrieben habe.

Mann hat daraufhin die zweifellos richtige Tatsache wieder einmal betont, daß bei jedem echten Dichter an den Kern des Erlebnisses erst sich das Gedachte und Geträumte ansetzt, daß also auch wohl immer charakteristische Leute des Bekanntenkreises literarisch „verarbeitet" wieder erscheinen.

Hat doch auch Goethe immer an „Erlebtes" angeknüpft, aus mancher seiner Romanfiguren können wir bekanntlich auf das Original zurückschließen, durch seine Werke können wir, um mit Bielschowsky zu reden, wie durch Ritzen in seine Werkstatt schauen.

---

zu kennen; so sind hier nur bedeutendere Schriftsteller vertreten, deren Werke wirklichen Anspruch auf literarische Beachtung, wenn nicht Bedeutung erheben können. Eine ästhetische Kritik lag außerhalb des Rahmens der Studie, die nur feststellen will, in welcher Gestalt der „Professor" in der Literatur erscheint.

Während dieser Artikel schon unter der Presse war, brachte „Die Woche" 1907 Nr. 3 einen Aufsatz von Prof. Dr. A. Lasson: „Der Lehrer auf der modernen Bühne." Prof. Dr. Lasson geht von zwei modernen Stücken aus, von Frank Wedekinds „Frühlings Erwachen" und Robert Mischs Gymnasiastenkomödie „Kinder" und weist nach, daß in diesen beiden Stücken die Lehrergestalten in ganz unmöglicher Weise als Tyrannen und Idioten gezeichnet sind. Auch er beklagt — ebenso wie der Verfasser vorliegenden Artikels —, daß so ein falsches Bild eines ganzen Standes verbreitet werde. Insofern mag genannter Artikel eine willkommene Ergänzung zu gegenwärtigem sein. Ob nur nicht die Auffassung von Prof. Dr. Lasson, daß niemand an diese Lehrerkarikaturen glaube, zu optimistisch ist?

Digitized by Google

Das würde also auch in unserem Falle den Rückschluß nahelegen, daß die Romanziers und Dramatiker, von denen wir gleich noch näher reden wollen, Erlebtes, Geschautes in ihren Werken festgehalten und ausgestaltet haben.

Dann aber wären die „Professoren" einseitig, kleinlich, verbohrt, pedantisch den Schülern gegenüber, willenlos, schöntuerisch, rückgratlos im Verhältnis zu ihren Vorgesetzten und in großer Zahl charakterlos und feig als Menschen, womit eine gröbliche Vernachlässigung ihrer äußeren Erscheinung Hand in Hand ginge.

Recht nette Eigenschaften!

Solchergestalt aber ist der Typus des deutschen „Professors" in unserer modernen Literatur.

Daß dieser Schluß aber wegen besonderer Verhältnisse in seinen Voraussetzungen nicht ganz einwandfrei, ja geradezu unrichtig ist, sollen uns gerade solche Werke unserer Modernen beweisen, in denen der „Professor" besonders schlecht „abgeschnitten" hat.

Das ist der eine Gedanke; der andere aber ist folgender: In Tausenden und Abertausenden von Händen sind solche Romane mit dem falsch gezeichneten Bilde des Lehrers, von der Bühne herab sprechen Karikaturen zur Menge und vermitteln vielen Leuten, die keine Gelegenheit haben oder haben wollen, mit Lehrern zu verkehren, ein einseitiges, ja tatsächlich falsches Bild eines ganzen Standes. —

Jeder Lehrer kann vom Dichter nach zwei Seiten hin künstlerisch verwertet werden. Einmal als Pädagoge, im Verhältnis zu seinen Schülern, in seinem Beruf, überhaupt im Rahmen der Schule und dann als Mensch an und für sich, losgelöst von der Schule und allem, was drum und dran hängt, rein als Persönlichkeit.

An Beispielen für die beiden Auffassungen mangelt es nicht. Gerade pädagogische Romane sind ja gegenwärtig „modern".

Emil Strauß mit seinem Roman „Freund Hein"[1]) war wohl der erste, der damit großen Erfolg errang.

1) Emil Strauß, Freund Hein. Eine Lebensgeschichte. Berlin 1903. 6. Aufl. Der Inhalt der „Lebensgeschichte" ist kurz dieser: Heinrich, der Sohn des Staatsanwaltes Lindner, zeigt von frühesten Kindestagen an starke musikalische Begabung. Der Vater ist nicht abgeneigt, Heinrich musikalisch ausbilden zu lassen, aber er stellt eine Bedingung: zuerst müsse Heinrich eine sichere Grundlage haben, auf der er im Notfalle sein Leben auch in anderem Berufe denn als Musiker aufbauen könne, das Gymnasialabsolutorium. Und nun quält sich der arme „Heiner", dessen Seele immer voll Träumen und großer Musik ist, jahrelang am Gymnasium, bis er schließlich an der Mathematik scheitert. Er bleibt in Sekunda „sitzen" und das gleiche Schicksal erwartet ihn in der Unterprima. Heinrich ist ein „Edelmensch"; jedes Unrecht verabscheut er aus tiefstem

Digitized by Google

„Freund Hein". Ein doppelsinniger Titel!

„Hein" ist nämlich die Abkürzung für Heinrich, den jungen Helden des Romanes.

Freund Hein aber heißt im Volksmunde auch der Tod.

So weist der Titel schon auf den düsteren Ausgang.

Der liebe, ungemein sympathische, musikalisch reich begabte Heinrich Lindner stirbt mit 18 Jahren freiwillig, erdrückt von der Last der Schulforderungen, unverstanden.

Und wer trägt die Schuld an seinem Tode?

Man könnte verschieden darauf antworten: seine Ehrlichkeit, die jedes leider noch so alltägliche unredliche Mittel, sich in der Schule fortzuhelfen, verschmäht, oder sein Vater, der hartnäckig darauf besteht, daß er nur mit dem Abiturium dem Studium der Musik sich zuwenden dürfe — oder seine Lehrer, die ihn nicht verstanden, besonders seine Mathematikprofessoren.

Und ich glaube nicht zu irren, wenn ich sage, daß dem Dichter wohl der letzte Grund als der nächstliegende erschienen ist.

Das zeigt schon die Ironie, mit der er den ganzen Unterrichtsbetrieb schildert: „Las man Homer, so war seine (Heiners) Phantasie erfüllt von der griechischen Heroenwelt, so horchte er auf den Geist und schaute auf die Schönheit des Gedichtes, rhapsodierte stürmisch über μέν und δέ und noch wichtigere Partikeln hinweg, achtete nicht auf die tiefe Bedeutung des participii perfecti, kurz, er vergaß vollständig, daß Homer vor allem dazu gedichtet habe, um den germanischen Jüngling mit jedem Worte die Anwendung einer grammatischen Regel und die Eigentümlichkeiten des ionischen Dialektes zu zeigen." (S. 150.)

Doch hier kommt Heinrich so im allgemeinen noch mit; erst die Mathematik bricht ihm das Genick trotz unendlicher Mühen. Er hat keine Begabung dafür und sein Mathematiklehrer hat keinen Blick für die eigentümliche Begabung des Schülers. Hören wir, wie Strauß ihn schildert:

Er war „ein Mann, der seinen mathematischen Beruf einstens dadurch hinlänglich bewiesen hatte, daß er als Student bei dem Versuch, die dickbändige Logarithmentabelle von Berga auswendig zu lernen, übergeschnappt war. Ein gewöhnlicher Mensch kommt nicht auf solche Einfälle, schnappt bei dem Versuch nicht über und hat endlich nicht die Energie, bald wieder dauernd gesund zu werden." Er besaß zwar „die beneidenswerte Gabe,

Herzen; so weist er auch die Hilfe, die ihm sein begabter und glücklicherer Freund Karl Notwang leisten will, als unehrlich zurück. Als er sich von neuem dem aussichtslosen Kampfe mit der Mathematik gegenübergestellt sieht, da macht er an dem Tage, an dem seine einstigen Klassengenossen das Reifezeugnis erhalten, während er noch ein Jahr in Unterprima bleiben soll, seinem Leben ein Ende. Man findet ihn tot im Walde.

Digitized by Google

den Gegenstand, den er mit Haut und Haaren verdaut hatte, klar und einfach auf neue, unmittelbare, reizvolle Weise den Schülern lebendig zu machen", aber er war auch „ungeduldig, heftig und ohne daß er es selbst wohl wußte, war ihm nicht der Schüler und dessen Bedürfnis, sondern das zu absolvierende Jahrespensum die Hauptsache." (S. 155.)

„Wer nicht mitkam, dem warf er feindselige Blicke und höhnisch verwundende Bemerkungen zu, die durch eine gelegentlich zur Schau getragene Lammsgeduld in der verletzenden Wirkung nur noch überboten wurden. Er sah nicht, daß der Schüler sich mühte, sich schlug und krümmte, wie eine Raupe, die lebendigen Leibes von den Ameisen aufgefressen wird." (S. 156.)

Für unseren Heinrich Lindner wurde die Lage auch nicht besser, als er einen anderen Mathematiklehrer bekam.

Denn wenn Strauß dem ersten wenigstens noch einigermaßen die Gabe des Lehrens gelassen hatte, so war dieser zweite „ohne die Begabung, die neuen Operationen vor der Schüler Augen gewissermaßen zum ersten Male entstehen, sich entwickeln zu lassen: er gab vielmehr das von anderen geschaffene, von ihm selbst erlernte Wissen mit dem Buche in der Hand so gut weiter, als es eben ging; es auch nur so handgerecht weiterzugeben, wie ein Maurer dem nächsten in der Kette die Backsteine zuwirft, dafür fehlte ihm der Sinn." (S. 200.)

Und wie zeichnet Strauß diesen zweiten Lehrer, als Heinrich in seiner Verzweiflung den Versuch macht, in einer Aussprache auf des Professors Wohnung die ganze Sache klarzulegen, sein Mitleid anzuflehen „in der Hoffnung, hier müßte eigentlich das Verständnis zu Hause sein"! Aber „mit einer verlogenen Gebärde des Bedauerns wird er abgewiesen". Heinrich „ging es ans Leben" und der Lehrer „wollte Komödie spielen mit seiner Unbestechlichkeit und Reinheit". (S. 262.)

Das wären zwei der Lehrer in Strauß' Roman!

Alle anderen (mit einer einzigen Ausnahme) verfallen zusammen einer scharfen Kritik, die der Dichter dem Freunde Heinrichs, Karl Notwang, einem jugendlichen Stürmer und Dränger, in den Mund legt. Ein paar Proben aus dieser Massenverurteilung werden genügen.

„Non scholae, sed vitae: es ist alles für das Leben, was ihr lernt, nur zu euerem eigenen Besten, predigen sie; ja, sieht denn nicht jeder, daß sie mit diesem allerfrechsten Schwindel uns nur Dreck in die Ohren schmieren, damit wir die Stimme der Vernunft nicht hören! — Daß sie mit ihm nur ihrer tristen Pedanterie eine Art Weihe und Würde erschleichen! Zeige mir einen, der sich um das wahre Leben seiner Schüler auch nur so viel umsähe, wie um einen interpolierten Hexameter im Homer!

Digitized by Google

Ich bin jetzt sechs Monate an diesen beiden Gymnasien (an dem einen war er nämlich wegen „Meinungsverschiedenheiten“ dimittiert worden und vorher hatte er privat studiert) und schon sind mir Homer, Schiller und Goethe ungenießbar, geradezu ein Ekel geworden! Homer ist ein heiliges Buch, brüllt einer in philologischer Ekstase und hetzt mir ihn mit allen grammatischen Schikanen tot. Die Dioskuren von Weimar! Der erhabene Schiller! Der universelle Goethe! und dabei wissen sie mit den Dichtungen nichts besseres anzufangen, als nach Grundgedanken darin zu wühlen, nach überzähligen Versfüßen, Hiaten, Tropen, Metaphern, poetischen Lizenzen... Alles, was ihnen in die Hände kommt, jeder große Gedanke, jede Dichtung, jedes begeisternde Heldenbild, alles, was das Leben lebenswert macht, wird zerrupft, in den Wind geblasen, jede Ehrfurcht, jede Wurzel der Achtung vor dem Geist wird uns mit dem tiefsten Urwaldpflug aus dem Herzen gepflügt — und dann soll auf einmal noch Achtung und Ehrfurcht da sein für sie?!“ (S. 216.)

Wie ein Echo dazu klingen die Betrachtungen, die Otto Julius Bierbaum seinen reich begabten, aber total verbummelnden Stilpe im gleichnamigen Roman[1]) machen läßt: Jahrelang „immer dieses selbe Stroh, das einem vorgeworfen wurde: da drisch, aber im Takt!

Und was waren das für Leute, die die Aufsicht dabei führten! O, diese Dreschmeister! Herrgott, diese Professoren!

Ein paar waren ja interessante Knaben, ein bißchen steifleinen und steifbeinen, aber man konnte ihnen gut sein, denn nun ja eben: sie waren interessant und hatten zuweilen menschliche Töne.

Aber die anderen! Diese kalten Pedanten! Diese langweiligen Schablonenmeister! Kalbsköpfe alle miteinander.“

Es ist keineswegs ein Zufall, daß solch „vernichtende Urteile“ in beiden Fällen einem das Maß der gewöhnlichen Begabtheit weit überschreitenden Schüler in den Mund gelegt sind, daß gerade solch jugendliche Stürmer, die wie Karl Notwang bei Strauß und Stilpe bei Bierbaum selbst von dichterischer Zukunft träumen, dem Dichter als Sprachrohr seiner eigenen Anschauung dienen. Wir werden dem gleichen Falle unten in Hesses „Unterm Rad“ und in Heinrich Manns „Professor Unrat“ wieder begegnen.

Ich glaube, daß da wirklich Persönliches hereinspielt: Erinnerungen an qualvolle Schulstunden.

Es wird ja kein vernünftiger Mensch leugnen, daß hervorragend begabte Schüler, oder wollen wir treffender sagen, für manche Fächer besonders veranlagte Schüler, unter dem Zwange der Schule, unter den

1) Otto Julius Bierbaum, Stilpe. Ein Roman aus der Froschperspektive. Berlin 1900. 3. Aufl.

Digitized by Google

nun einmal notwendigen straffen Regeln des Unterrichtsbetriebes wirklich leiden können, daß sie, reifer als ihre Mitschüler, ganz andere geistige Kost verlangen, aber eben eine Kost, die wieder für die Mehrzahl der Schüler nicht verdaulich wäre, für die Überzahl der mittelmäßig und schlecht begabten.

Die schon öfters angeregten „Schulen für hervorragend Begabte" würden da vielleicht wirklich Gutes stiften können.

Es liegt nun nahe anzunehmen, daß gerade die Verfasser solch „pädagogischer" Dichtungen, weil sie sicher in vielleicht vielen Dingen ihre Mitschüler seinerzeit überragten, unter den erwähnten Umständen gelitten haben.

Sie haben die Stimmungen, die sie nun schildern, persönlich durchlebt, sie stehen ihnen heute noch lebhaft in Erinnerung. Vielleicht haben sie noch dazu wirklich den einen oder andern unbegabten Lehrer gehabt; Können und Wissen geht ja leider nicht immer mit glücklicher Lehrgabe Hand in Hand.

Und diese Lehrergestalten, die sie damals mit Spott und Hohn betrachteten oder mit Erbitterung, sind ihrem Gedächtnis als Typus des Lehrers überhaupt geblieben.

Eine Abneigung gegen den ganzen Stand hat sich bei ihnen daraus entwickelt, die dann, wie wir sehen werden, nicht bloß mehr auf die Darstellung pädagogischer Dinge sich beschränkt, sondern auf die Schilderung des Gesamtcharakters, der moralischen und gesellschaftlichen Eigenschaften der Lehrer erweitert wird.

Und das gilt nicht bloß von Schöpfern solcher Schulgeschichten, sondern so ziemlich von allen Vertretern unserer neueren Literatur; für sie gilt ja die gleiche Begabungsvoraussetzung wie für jene. Der eine hat mehr, der andere weniger unter dem Schulzwang gelitten, und diese Erinnerungen nehmen in ihren Werken Gestalt an.

Ich wüßte mir anders die eigentümliche Tatsache nicht zu erklären, daß fast in allen (hier einschlägigen) Produkten unserer Literatur die Gestalt des Professors eine lächerliche oder abstoßende ist.

Das höchste darin leistet allerdings Hermann Hesses Roman „Unterm Rad".[1]) Schon der Titel mahnt an Folterqualen. Das Sujet ist so ziemlich das gleiche wie im „Freund Hein": auch hier geht ein junger begabter Mensch unter der furchtbaren Last der Schule zugrunde. An künstlerischer Geschlossenheit allerdings steht „Unterm Rad" weit hinter dem Straußschen Roman zurück und dann ist alles etwas vergröbert. Die Ironie wird zu bitteren Vorwürfen und Notwangs Paraphrasen über das Thema „Professor" gestalten sich hier beinahe zu einem staatsanwaltschaft-

1) Hermann Hesse, Unterm Rad. Berlin 1906. 15. Aufl.

Digitized by Google

lichen Plaidoyer: Anklage auf geistigen und leiblichen Mord an der Jugend.

Wenn Strauß die Schuld am Tode Heinrichs einigermaßen noch verteilt und im ungewissen läßt, so sieht Hesse die Schuldigen am Tode des Schülers Hans Giebenrath einzig und allein in seinen Lehrern.

„Dort laufen auch ein paar Herren, die haben auch mitgeholfen, ihn soweit zu bringen," sagt der Schuster und Pietist Flaig zu Giebenraths Vater am offenen Grabe und „deutet den durchs Kirchhoftor abziehenden Gehröcken nach" — ehemaligen Lehrern des Knaben (S. 293), und an anderer Stelle stehen die bitteren Worte: „Einen toten Schüler blicken die Lehrer stets mit ganz anderen Augen an als einen lebenden, sie werden dann für einen Augenblick (!) vom Wert und von der Unwiederbringlichkeit jedes Lebens und jeder Jugend überzeugt, an denen sie sich sonst so häufig sorglos versündigen." (S. 149.)

Hans Giebenrath war ein begabtes Kind, dem man aber seine ganze Jugend stahl und mit einem Wust von Kenntnissen zu ersetzen suchte. Die Lehrer zeigen samt und sonders kein Verständnis dafür, daß der arme kleine Kerl auch Erholung braucht.

Er war ihnen nur „ein Gefäß, in das man allerlei hineinstopfen konnte, wobei man selbst an Ansehen gewann."

Denn wenn die Schüler etwas leisten, fällt doch der Hauptglanz auf die Lehrer zurück. Und Hans soll — eine besondere Auszeichnung — das sogenannte Landexamen machen, um dann als Staatsschüler nach Maulbronn aufgenommen zu werden. Das kostet natürlich Mühe; darum hatte Hans Giebenrath täglich bis 4 Uhr nachmittags Schule und „daran schloß sich die griechische Extralektion beim Rektor an, um 6 Uhr war dann der Herr Stadtpfarrer so freundlich, eine Repetitionsstunde in Latein und Religion zu geben und zweimal in der Woche fand nach dem Abendessen noch eine einstündige Unterweisung beim Mathematiklehrer statt."

Und wie wurde der Unterricht erteilt? Man beachte die zum Spott sich steigernde Ironie!

„Im Griechischen wurde nächst den unregelmäßigen Zeitwörtern hauptsächlich auf die in den Partikeln auszudrückende Mannigfaltigkeit der Satzverknüpfungen Wert gelegt, . . . in der Mathematik wurde der Hauptnachdruck auf komplizierte Schlußrechnungen gelegt. Dieselben seien, wie der Lehrer häufig betonte, zwar scheinbar ohne Wert für das spätere Studium und Leben, jedoch nur scheinbar. In Wirklichkeit waren sie sehr wichtig, ja wichtiger als manche Hauptfächer, denn sie bilden die logischen Fähigkeiten aus und sind die Grundlage alles klaren, nüchternen und erfolgreichen Denkens."

Digitized by Google

„Damit jedoch keine geistige Überlastung eintrete und damit nicht etwa über den Verstandesübungen das Gemüt vergessen werde und verdorre, durfte Hans jeden Morgen, eine Stunde vor Schulbeginn, den Konfirmandenunterricht besuchen, wo aus dem Brenzischen Katechismus und aus dem anregenden Auswendiglernen und Aufsagen der Fragen und Antworten ein erfrischender Hauch religiösen Lebens in die jugendliche Seele drang." (S. 10 u. 11.)

Bitterste Ironie liegt auch, wie der Schluß klar beweist, in den folgenden scheinbar anerkennenden Worten:

„Man sage nicht, Schulmeister haben kein Herz und seien verknöcherte und entseelte Pedanten! O nein, wenn ein Lehrer sieht, wie eines Kindes lange erfolglos gereiztes Talent hervorbricht, wie ein Knabe Holzfäbel und Schleuder und Bogen und die anderen kindischen Spielereien ablegt, wie er vorwärts zu streben beginnt, wie der Ernst der Arbeit aus einem rauhen Pausback einen feinen, ernsten und fast asketischen Knaben macht, wie sein Gesicht älter und geistiger, sein Blick tiefer und zielbewußter, seine Hand ruhiger, weißer und stiller wird, dann lacht ihm die Seele vor Freude und Stolz. Seine Pflicht und sein ihm vom Staate überantworteter Beruf ist es, in dem jungen Knaben die rohe Kraft und Begierde der Natur zu bändigen und auszurotten und an ihre Stelle stille, mäßige und staatlich anerkannte Ideale zu pflanzen" (S. 76 f.), eine Erziehung, die dann durch „die sorgfältige Zucht der Kaserne krönend beendigt wird". (S. 78.)

Jedermann sieht dem armen kleinen Hans Giebenrath die starke Überanstrengung schon am Gesichte an, nur sein Rektor nicht, der ist nach Hesse naiv genug, um „jauchzend" im Vorgefühle des Triumphes seines Unterrichtes zu bemerken: „Das ist einer von den ganz Gescheiten; sehen Sie ihn nur an, er sieht ja direkt vergeistigt aus. (S. 13.)

Auch Hesse stellt wie Strauß dem passiven Helden seines Romanes einen jugendlichen „Übermenschen" zur Seite, einen dichtenden Jüngling, ein Genie: Hermann Heilner — Karl Notwangs schwächeres Gegenstück, für den er natürlich Partei nimmt.

Strauß besaß wenigstens noch den Takt, seine Anschauungen dem Karl Notwang in den Mund zu legen, Hesse dagegen, der doch ebenfalls den „lyrischen" Hermann Heilner in seinem Sinne reden lassen könnte, erscheint plötzlich persönlich mitten unter den Gestalten seines Romanes, um seine schweren, ja furchtbaren Anklagen gegen die Lehrer zu schleudern: „Vor nichts graut den Lehrern" sagt er im Anschluß an die Schilderung des Kampfes zwischen Heilner und seinen Lehrern, „so sehr, wie vor den seltsamen Erscheinungen, die am Wesen früh entwickelter Knaben in dem

Digitized by Google

ohnehin gefährlichen Alter der beginnenden Jünglingsgärung hervortreten. An Heilner war ihnen von jeher ein gewisses Genieweſen unheimlich — zwischen Genie und Lehrerzunft iſt eben von alters eine tiefe Kluft befeſtigt (!) — und was von ſolchen Leuten ſich auf Schulen zeigt, iſt den Profeſſoren von vornherein ein Greuel . . .

Ein Schulmeiſter hat lieber zehn notoriſche Eſel als ein Genie in ſeiner Klaſſe — und genau betrachtet, hat er ja recht, denn ſeine Aufgabe iſt es nicht, extravagante Geiſter heranzubilden, ſondern gute Lateiner, Rechner und Biedermänner.

Wer aber mehr und Schwereres voneinander leidet, der Lehrer vom Knaben oder umgekehrt, wer von beiden mehr Tyrann, mehr Quälgeiſt iſt und wer von beiden es iſt, der dem anderen Teile ſeiner Seele und ſeines Leibes verdirbt und ſchändet, das kann man nicht unterſuchen, ohne bitter zu werden und mit Zorn und Scham an die eigene Jugend zu denken.

So wiederholt ſich von Schule zu Schule das Schauſpiel des Kampfes zwiſchen Geſetz und Geiſt und immer wieder ſehen wir Staat und Schule atemlos bemüht, die alljährlich auftauchenden paar tieferen Geiſter totzuſchlagen und an der Wurzel zu knicken.

Und immer wieder ſind es vor allem die von den Schulmeiſtern Gehaßten, die Oftbeſtraften, Entlaufenen, Davongejagten, die nachher den Schatz unſeres Volkes bereichern. Manche aber und wer weiß, wie viele? — verzehren ſich in ſtillem Trotz und gehen unter." (S. 158 f.)

Ich erinnere mich nicht, jemals eine Anklage gegen „die Schulmeiſter" von ſolcher Schwere — aber auch von ſolcher Einſeitigkeit geleſen zu haben. Warum hat Heſſe ſeinem Romane nicht das Motto: in tyrannos vorausgeſetzt? Gegen die Tyrannen, gegen die Knechter des Geiſtes! So ſchreibt nicht mehr bloß die Tendenz, ſo ſchreibt der Haß gegen einen Stand, der eine ſchwere, verantwortungsvolle und leider auch oft ſo undankbare Aufgabe zu leiſten hat.

Niemand wird ja leugnen können, daß es unter denen, die das Lehramt ausüben, wirklich Leute gibt, die Heſſes Schilderung wenigſtens teilweiſe entſprechen. Aber das Empörende daran iſt die Verallgemeinerung einer vielleicht wirklich vorhandenen perſönlichen trüben Jugenderfahrung, dieſe Verurteilung in Bauſch und Bogen, dieſes Erheben zum Typiſchen.

Und dieſe Anklage wendet ſich nun ſchon zum 15. Male (15. Auflage 1906) bei dem literariſchen Rufe des Verfaſſers an eine weite Lesergemeinde.

Digitized by Google

Daß da bei der Charakteristik auch die einzelnen Lehrer recht schlecht wegkommen, ist gar nicht anders zu erwarten. Ein einziger ist unter dem ganzen Lehrerkollegium, „ein freundlicher, jüngerer Lehrer, Repetent Wiedrich", der wenigstens einigermaßen Schonung gegenüber dem systematisch zu Tode gequälten Hans Giebenrath walten läßt.

„Keiner außer vielleicht jenem mitleidigen Repetenten sah hinter dem hilflosen Lächeln des schmalen Knabengesichtes eine untergehende Seele leiden und im Ertrinken angstvoll und verzweifelnd um sich blicken. (Unwillkürlich denkt man da an Straußens von Ameisen bei lebendigem Leibe aufgefressene Raupe!) Und keiner dachte etwa daran, daß die Schule und der barbarische Ehrgeiz eines Vaters und einiger Lehrer dieses gebrechliche feine Wesen soweit gebracht hatten, indem sie in der unschuldig vor ihnen ausgebreiteten Seele des zarten Kindes ohne Rücksicht wüteten." (S. 191.)

In den Vordergrund tritt von den Lehrern eigentlich nur der Direktor, als dessen Hauptfehler Hesse „eine starke Eitelkeit" anführt. Auf dem Katheder macht er allerlei prahlerische Kunststückchen. Niemals aber würde er es fertig bringen, einen Irrtum einzugestehen, und Einwürfe und Widerreden der Schüler machen ihn wild und ungerecht. „So kamen willenlose und unredliche Schüler prächtig mit ihm aus, aber gerade die Kräftigen und Ehrlichen hatten es schwer." (S. 159.)

Und dieser Mann, der seinen Schülern gegenüber so selbstherrlich auftritt, ist feig und kriechend nach oben hin und nur darauf bedacht, in möglichst gutem Lichte dazustehen, selbst auf Kosten der Wahrheit.

Als Hermann Heilner, „das Genie", fortläuft auf Nimmerwiedersehen, hält der Direktor „eine große, vernichtende Rede" — aber „viel zahmer und schwächlicher lautete sein Bericht an die Oberbehörde nach Stuttgart." (S. 186.)

Und als Giebenrath plötzlich geistig und körperlich zusammenbricht, da ändert er sein bisheriges schroffes Wesen dem Schüler gegenüber und wird freundlich und leutselig, aber nicht etwa aus Mitleid mit dem armen Kerl, sondern weil er ihn auf diese Weise am leichtesten zum Verlassen der Anstalt zu überreden hofft; denn „was sollte die eben erst durch den Fall Heilner beunruhigte Schulbehörde von diesem neuen Unglück denken?" (S. 193.) [1])

1) Hierher würde auch Hermann Wettes Roman „Krauskopf" gehören, da er ebenfalls eingehend Fragen der Erziehung und das Verhältnis zwischen Lehrern und Schülern behandelt. Da sich aber die Fabel dieses lehrerfreundlichen Romans um Erziehung und Vorbereitung zum geistlichen Stande dreht und die auftretenden Lehrer nur Geistliche sind, blieb der „Krauskopf" hier ausgeschaltet.

Digitized by Google

Diesem Direktor ist entschieden der Direktor Dr. Eberhard in Dreyers „Probekandidat“[1]) geistesverwandt. Charakterloses Strebertum verbindet sie zu einem kläglichen Paar. Dieser Direktor Eberhard ist auch einer von denen, die horchen und horchen, wie der Wind von „oben“ geht, um schleunigst ihr Mäntelchen danach zu hängen.

Als einmal der Religionslehrer des Realgymnasiums, an dessen Spitze Eberhard steht, einen offiziellen Schulgottesdienst einrichten wollte, da sagte der Direktor, „daß er nicht gesonnen wäre, seine Lehrer und Schüler in die Kirche zu kommandieren.“ „Und ein ganz zufälliges Zusammentreffen war es“, bemerkt dazu der Hilfslehrer Paul Beneseldt (den, nebenbei bemerkt, der Dichter auch in recht erfreulicher Weise zeichnet: „Biergesicht, aufgeschwemmte Gestalt“. Er sagt von sich selber, daß er „Manns genug sei, seine Meinung zu sagen — wenn es ihm nicht schade“!), „daß wir damals noch das alte Ministerium mit seinen gemäßigten Anschauungen hatten.“ (S. 31.)

Als dann im Ministerium ein Wechsel der Anschauungen in religiösen Dingen eintritt, wechselt natürlich auch Eberhard die seinigen. „Jetzt hat er sich dem Kirchentum in die Arme geworfen und drückt mit Inbrunst den Herrn Präpositus an seine Männerbrust.“

Übrigens ergänzt der Dichter diese Schilderung des Direktors, die seine eigenen Lehrer entwerfen, selbst noch durch die widerlich salbungsvolle, vom Direktor geleitete Schulandacht, die er auf die Bühne zerrt.

Aus dieser Angst vor der vorgesetzten Behörde heraus ergibt sich auch der Konflikt des ganzen Stückes.

Dr. F. Heitmann, der Probekandidat, ein Aufrechter, der das Lügen und Heucheln nicht kennt, der seiner Überzeugung sein Glück zu opfern bereit ist, der mit Begeisterung an seinem Berufe hängt, hat, als er vertretungsweise den naturkundlichen Unterricht in der Prima gab, seine Hinneigung zu Darwinschen Gedanken nicht verhehlt. Der Direktor hat entsetzt darüber die Hände gerungen. Wenn man „oben“ davon hören würde, daß an seiner Anstalt . . .!

Es gibt nur eine Rettung! Heitmann muß widerrufen, „er hat zu erklären, daß er in der letzten Stunde nur zitiert hat. Natürlich sei diese von anderen ausgesprochene Weltanschauung durchaus falsch und verwerflich.“

Heitmann weigert sich natürlich (von einer Tendenzfigur gar nicht anders zu erwarten) und vertritt nochmals vor versammeltem Lehrerkollegium in Gegenwart der Schüler seine Anschauung, worauf er sofort suspendiert wird und im Lande jede weitere Aussicht auf Anstellung verliert.

1) Max Dreyer, Der Probekandidat. Drama in 4 Aufzügen. Stuttgart-Leipzig 1906. 6. Auflage.

Digitized by Google

Damit verliert aber das Kollegium den einzigen „Mann". Alle anderen sind nach des ironischen Benefeldt Äußerung nur „Schweiger": „tun, was sie sollen. Reden, was sie müssen. Eigene Meinung lautlos. Und solche Leute müssen wir haben."

Da ist z. B. der Oberlehrer Strömer, „ein ängstlicher, mißtrauischer Choleriker", eine „Spottgeburt aus Angst und Zorn" (S. 39), der, um über den Direktor zu schimpfen, sogar die Gesellschaft Gleichgesinnter verläßt und hinterher, wenn man die Äußerungen seiner Wut selbst durch verschlossene Türen gehört hat, behauptet, an einem veralteten Husten zu leiden. Jedes Wort daraufhin zu betrachten, ob es nicht falsch, d. h. nach „oben" hin anstoßend aufgefaßt werden könne, ist bei ihm geradezu zur Manie geworden. Nichts ist dafür bezeichnender als folgende Stelle:

Heitmann: „Was ich soll? Ich soll lügen. (Er meint den von ihm geforderten Widerruf.)

Strömer (losbrechend): Tun Sie es nicht!

Benefeldt: Wie?

Strömer: Tun Sie es nicht — das ist konditional gemeint: — Wenn Sie es nicht tun, dann vernichten Sie Ihre Existenz." (S. 113.)

Es wird genügen, wenn wir die übrigen Mitglieder des Lehrerkollegiums mit den Bemerkungen vorführen, die der Dichter selbst für Maske und Auffassung beigibt:

„Professor Vollmiller, ein blondbärtiger, epikuräischer Durchschnittsmensch."

„Professor Holzer, ein vergilbter kleiner Pedant", und dann der ekelhafteste von allen, ein Speichellecker:

„Oberlehrer Dr. Balduin, ein aalglatter Streber."

Da war wirklich Fritz Heitmann die einzig fühlende Brust unter Larven, nur schade, daß gerade er auf der Bühne nicht recht lebenskräftig wirkt, an allen Ecken und Enden schaut da die Tendenz hervor und verstimmt.

Übrigens würde zu der teils charakterlosen, teils in Gleichgültigkeit versumpften Gesellschaft dieses Realgymnasiums vortrefflich der Oberlehrer Dr. Boretius aus Sudermanns Komödie „Sturmgeselle Sokrates"[1]) passen.

Boretius ist Mitglied des aus alten Achtundvierzigern und deren Gesinnungsgenossen bestehenden Geheimbundes der Sturmgesellen. Oft-, viel- und schönredend und zitatengeschmückt hat er stets mit tiefem Pathos die Mitglieder begeistert: „Freunde und Sturmgesellen! Ich bin derjenige unter euch, dem die Gefahr droht, durch eine künftige Untersuchung sein Brot,

1) Hermann Sudermann, Sturmgeselle Sokrates. Komödie. Stuttgart 1903.

Digitized by Google

seine bürgerliche Existenz, sein alles zu verlieren, . . . ich aber rufe euch zu: Kümmert euch nicht um mein Schicksal. Beschließt so, als ob ich längst nicht mehr vorhanden wäre. (Bravo!) Mit Freude will ich selbst mein Leben für euch zum Opfer bringen." (S. 119.) Also sprach Oberlehrer Boretius und bewies damit, daß ihm der Heldenmut des aus Karthago zurückgekehrten Regulus nicht unbekannt war.

Was wird aber aus diesem Helden, als der Geheimbund wirklich entdeckt wird?

„Ich kann nur eines sagen: ich hätte von der Höhe der Wissenschaft herab die Dinge, die vaterländischen Dinge, ruhiger, sozusagen historischer auffassen müssen, anstatt mit Leuten von Halbbildung, mit solchen Phrasenhelden gemeinsame Sache zu machen, ich gerade, der ich nichts so sehr verabscheue als die Phrase." (S. 159.)

Das will er auch dem Schulkollegium sagen und das „Schulkollegium wird den Widerruf anerkennen müssen."

Keiner von den Teilnehmern am Geheimbunde zeigt sich beim „Auffliegen" derartig lächerlich. Wohl „kneifen" noch ein paar, aber sie versuchen wenigstens nicht, ihre Feigheit mit schönen Worten zu übertünchen.

Der Oberlehrer ist der erbärmlichste von allen, und der Umstand, daß er, der 60jährige Mann und Familienvater, der nach seinem eigenen Ausdruck: „das Feuer seiner Natur willig dem häuslichen Herde zum Opfer gebracht hat", von Zeit zu Zeit im Schlafzimmer der blonden Kellnerin Ida zu finden ist, wird ihn uns auch nicht sympathischer erscheinen lassen.

Die Gestalt des Oberlehrers Boretius hat ja nun sicher die etwas stark karikierten Züge einer Lustspielfigur, aber auch der „Professor", der in Sudermanns „Glück im Winkel"[1]) ohne übertreibende Striche gezeichnet ist, stößt entschieden ab. Das schnüffelnde, taktlose Wesen, die kleinliche und nörgelnde Weise des Dr. Orb hinterläßt einen unangenehmen Eindruck.

Einnehmender ist die Gestalt des Professors Dr. Prell in Otto Ernsts Komödie „Flachsmann als Erzieher"[2]), die, wie Dreyers „Probekandidat" ein ziemlich seichtes Tendenzstück, ebenfalls für „die freie Schule" eintritt.

Dieser Dr. Prell ist „gerecht und schneidig". Aber so ganz ohne kleines Anhängsel durfte die Gestalt doch nicht die Werkstatt des Dichters verlassen: Prell hat die Gewohnheit, fürchterlich zu schreien und zu schnauzen, und zwar gerade dann, wenn er Lob und Anerkennung spendet. Das ist

1) Hermann Sudermann, Glück im Winkel. Schauspiel. Stuttgart-Berlin 1905. 13. Auflage.

2) Otto Ernst, Flachsmann als Erzieher. Komödie. Leipzig 1901.

Digitized by Google

zwar ein recht billiges Possenmittelchen, zu dem Ernst hier greift, aber das anspruchslose Publikum ist doch dankbar dafür und Professor Dr. Prell wird immer mehr oder minder große Heiterkeit erregen.

Eine ganz unglaubliche Figur aber ist Professor Rat in Heinrich Manns kürzlich erschienenen Roman „Professor Unrat“.[1])

Sein Steckbrief müßte ungefähr lauten: Hervorragend häßlich mit einem verbissenen Ausdruck, Augen grünschillernd und bald Furcht, bald Haß verratend. Haut: an Gesicht und Händen verstaubt und schmutzig. Rockkragen voll Schuppen. Blamiert sich überall, wo er erscheint, infolge seiner Unerfahrenheit und Unbeholfenheit.

Professor Rat ist ein Opfer seines Namens. Irgendwie und irgendwann hat jemand seinem Namen die Silbe „un“ vorgesetzt, und so läuft er als Unrat seit Jahren herum. Von einer Schülergeneration zur anderen erbt sich der Name fort; auch seine Kollegen reden von ihm nur als vom „Unrat“ und die Bevölkerung der Stadt, in der er schon seit Jahren lebt, kennt ihn ebenfalls nur unter diesem wenig „schmückenden Beiwort“.

Er aber weiß keine Hilfe dagegen; so verbittert er, haßt alle Schüler ohne Ausnahme, weil er in ihnen seine Spötter und Feinde erblickt und sucht ihnen auf jede Weise zu schaden: „Ihnen kann ich auch auf Ihrem Wege noch recht hinderlich werden. Ich werde Sie — immer mal wieder — hineinlegen.“ (Man sieht, der Dichter verschmäht auch das zwar alte, aber immer noch dankbare Mittel nicht, den Professor seine Rede mit verschiedenen Partikeln als: immerhin denn, wohl traun fürwahr, den Produkten seiner Homerstunden, schmücken zu lassen.)

Bei einem seiner bestgehaßten Schüler, Lohmann, findet „Unrat“ eines Tages ein Gedicht auf eine „Künstlerin Rosa“.

Auch in diesem Roman haben wir nämlich einen „dichtenden Jüngling“ (er kann seine Verwandtschaft mit Notwang, Stilpe, Heilner nicht ganz verleugnen) und Mann läßt sich natürlich die Gelegenheit nicht entgehen, ihn gegenüber dem „hölzernen Hanswurst auf dem Katheder“ ins rechte Licht zu stellen.

Voll Haß in dem zum Wahn sich steigernden Verlangen, Lohmann zu schaden, beginnt Professor Rat die Suche nach der besungenen Künstlerin und findet sie endlich nach einigen für ihn kläglich und höchst blamabel verlaufenen Versuchen in einem Varieté sehr zweifelhafter Natur.

Dieser raffinierten Halbweltdame fällt nun der in solchen Dingen empörend naive Professor in die Hände. Er heiratet sie schließlich, was ihn natürlich seine Stellung kostet.

---

1) Heinrich Mann, Professor Unrat. München 1905.

Digitized by Google

Rosa Fröhlich aber, nun Rosa Rat, sammelt im Hause ihres Mannes bald einen Kreis von Lebemännern; allmählich finden sich dort sogar Damen der Gesellschaft ein, angeblich zu musikalischen und Tanzunterhaltungen: in Wirklichkeit aber wird des Professors Haus eine Spiel- und Lasterhöhle.

„Bevor der Sommer anbrach, zogen drei Frauen der guten Gesellschaft und zwei junge Mädchen sich plötzlich zurück, zu einem, wie man fand, verfrühten Landaufenthalt. Drei neue geschäftliche Zusammenbrüche erfolgten. Der Zigarrenhändler Meyer am Markt (ein ehemaliger Schüler Unrats) beging Wechselfälschungen und erhängte sich. Über Konsul Breetpoot ward gemunkelt . . .“ (S. 248.)

Natürlich leidet „Unrat“ sehr unter der zweideutigen Stellung seiner Frau, die ihn aber immer wieder zu täuschen und zu beruhigen weiß durch den Hinweis darauf, daß dies die einzige Möglichkeit der Rache sei an allen, die ihn früher gekränkt. Sind doch die meisten der Spieler, der betrogenen Gatten, seine ehemaligen Schüler, lauter solche, die er nie hatte „fassen“ können, wenn sie „Unrat“ hinter ihm dreingeschrien hatten. Kalt und lächelnd beobachtet er ihren Untergang in seinem Hause.

„Diese Entsittlichung einer Stadt geschah durch Unrat und zu seinem Triumph.“

Schließlich machen ihn Not und Haß sogar zum Diebe: er entreißt seinem alten Feinde Lohmann die gefüllte Brieftasche. Unter dem „Jubel der ganzen Stadt“ wird „Unrat“ dann ins Gefängnis abgeführt.

Eine erfreuliche Lektüre ist Manns Buch nicht. Es kann ja hier nicht unsere Aufgabe sein, den literarischen und ästhetischen Wert des Romanes festzustellen. Das eine aber wird wohl niemand leugnen: gequält und mit einem häßlichen Gefühl wird man das Buch zur Seite legen, als ob einem etwas von „Unrat“ an den Fingern geblieben sei.

Allerdings, mit äußerster Konsequenz ist dieser Professor Rat gezeichnet, den die Stellung, die er zu seinen Schülern einnimmt, zugrunde richtet.

Insofern haben wir eine gewisse Ähnlichkeit der leitenden Idee mit Holz-Jerschkes „Traumulus“.[1]) Hier wird Direktor Niemayer alias „Traumulus“ ebenfalls das Opfer der Konsequenz seines Verhältnisses zu seinen Schülern.

Aber sonst welche Gegensätze! Niemayers Pädagogik und Unrats — des Lehrerherzens „Süd und Norden“, wenn es gestattet ist, ein Wort Lenaus hier frei anzuwenden.

„Unrat“ geht an seinem Pessimismus zugrunde, Niemayer an seinem Optimismus. Lieber möchte er „auf der Stelle aus Amt und Würden

1) Arno Holz und Oskar Jerschke, Traumulus. Tragische Komödie. München 1905. 3. Aufl.

Digitized by Google

gejagt werden, als je den Glauben an das Gute in der Jugend verlieren." (S. 39.)

Seinen guten Glauben nützen die Schüler natürlich bis zum äußersten aus: „wurden zwei hinterm Fliederbusch abgefaßt, so hatte der Jüngling der Maid Geibelsche Gedichte vorgelesen. Und wenn die Schüler vorgaben, sie wollten für ihren Körnerbund 'Scherrs Blücher und seine Zeit' kaufen, so erstanden sie Mantegazzas 'Physiologie der Liebe', P. Louys 'Aphrodite' und ähnliche Klassiker." (S. 127.)

Einmal aber wird Niemayer doch in seinem Vertrauen wankend. Kurt von Zedlitz, sein Primus und Lieblingsschüler, ist mit einer Theaterdame nachts in einem etwas anrüchigen Restaurant getroffen worden. Zedlitz aber, der ganz unter den Einfluß jener Schauspielerin geraten ist, belügt den Direktor, seinen väterlichen Freund, indem er alle weiteren schlimmen Vermutungen in Abrede stellt.

Beruhigt und erleichtert bestraft Niemayer Zedlitz nur mit Zimmerarrest.

Da wird am gleichen Tage auf Betreiben des dem Direktor feindlich gesinnten Landrates die Gymnasiastenverbindung „Antityrannia" im Keller einer Bäckerei bei fröhlicher Kneiperei aufgehoben — und in ihren Reihen auch Zedlitz, der den Zimmerarrest gebrochen hat, allerdings nur, um den versammelten Mitschülern von der Güte und edlen Gesinnung Niemayers zu sprechen und den Antrag auf Auflösung der Verbindung zu stellen. Es ist ihm vollster Ernst mit seinen Worten: „Ich habe die Überzeugung gewonnen, daß unser Direktor, den wir Tag für Tag auf das schamloseste beschwindeln, den wir hintergangen haben, wo wir nur konnten, der beste Mensch ist." (S. 94.)

Immerhin, der Schein ist gegen Zedlitz. Mit berechtigter Entrüstung weist Niemayer, der so bitter aus seinen Träumen vom guten Prinzip in der Jugend gerissen ist, alle Erklärungen und Entschuldigungen, sogar die Bitte um Verzeihung, die Zedlitz an ihn stellt, barsch zurück. Alles in ihm hat dieser Augenblick zertrümmert (S. 118), er wird hart und weist Zedlitz aus seinem Hause.

Und Zedlitz geht und kommt nicht wieder. Nur seine Leiche bringt man zurück.

Die bangen Zweifel aber, während man Zedlitz sucht, die endliche Gewißheit seines Todes geben ihm in seiner Zerknirschung auch seine alte Auffassung wieder zurück: „Ich halte fest an meiner Überzeugung, ich lasse sie nicht, auch jetzt nicht, selbst in dieser Stunde nicht: die Jugend durch Güte zu leiten und ihre Fehler nachzusehen und zu verstehen. Ihr zu verzeihen und nicht sie zu verdammen."

Mit seiner Stellung als Leiter der Schule allerdings, überhaupt mit seinem Lehrberufe ist es nun zu Ende. Er wird weiterhin keine Gelegen-

Digitized by Google

heit mehr haben, sein Verhältnis zur Jugend nach diesem schönen, in schwerster Lebensstunde wiedergefundenen Grundsatze zu regeln. Bitter hat es sich an ihm gerächt, daß er einmal davon abgewichen ist.

Dr. Niemayer ist die einzige, wirklich ideal gezeichnete Professorengestalt, die mir aus der neueren deutschen Literatur bekannt ist.

Da ist nichts Schablonenhaftes, nichts Kleinliches, eben gar nichts „Professorenmäßiges" im Sinne der bisherigen Erscheinungen. Äußerlich und innerlich, als Pädagoge wie als Gesellschaftsmensch steht er tadellos da — und dabei ist er nicht als Tendenzfigur gedacht, wie der Musterlehrer Dr. Heitmann in Dreyers Komödie.

Nur einen Fehler hat er und der ist genau betrachtet auch nur eine zu sehr gesteigerte herrliche Eigenschaft: sein unerschütterlicher Glaube an die Wahrhaftigkeit, an das Gute und Ideale in der Jugend.

Ihm zur Seite könnte man vielleicht den Direktor Holder in Stilgebauers Roman „Götz Krafft"[1] stellen, doch erscheint die Gestalt zu episodenhaft, um vom Dichter eingehender charakterisiert zu sein und beim Leser einen dauernden Eindruck zu hinterlassen.

Gar manches Buch ließe sich noch anführen, in dem mitten unter anderen Figuren auch mal vorübergehend ein Professor auftaucht.

So erwähnt Wilhelm Hegeler in seinem „Pastor Klinghammer" einen Rektor, der sich dadurch lächerlich macht, daß er „Enoch Arden" als anstößig stellenweise umdichtet, so spricht sogar Gabriele Reuter in ihrem erschütternden Buche „Aus guter Familie" einmal von „blöden Gymnasiallehrern", von Ludwig Thomas „Lausbubengeschichten" gar nicht zu reden. Es würde ermüdend wirken, alle hier aufzuzählen.

Überall wenigstens ein kleiner Hieb, ein Lächeln, ein Achselzucken!

Nur selten eine gründlichere Auffassung des Standes, nur selten ein freundliches Beschäftigen mit liebenswürdigen Charakteren und prächtigen, feingebildeten Menschen, wie sie doch jedermann, der nicht von vornherein eingenommen ist, auch unter den Professoren, ja gerade unter diesen, suchen wird.

Eines der wenigen Bücher dieser Art, mit dem wir in versöhnender Weise diese kleine Studie schließen wollen, ist Hans Hoffmanns Novellenbuch „Das Gymnasium zu Stolpenburg."[2] Über diesen freilich ungleichwertigen Stücken liegt der ganze feine Humor, dessen Hoffmann fähig ist.

Das ganze Lehrerkollegium des Stolpenburger Gymnasiums erscheint auf der Bildfläche, und es ist wohltuend zu sehen, wie Hoffmann nicht einseitig darauf versessen ist, etwa vorhandene Eigenheiten und Schwächen

1) Stilgebauer, Götz Krafft. Die Geschichte einer Jugend. Berlin. Bd. I.
2) Hans Hoffmann, Das Gymnasium zu Stolpenburg. Berlin 1891.

Digitized by Google

möglichst grell und schreiend darzustellen. Freilich geben auch ihm gerade mancherlei Absonderlichkeiten den Stoff der Novellen, aber er weiß auch immer Gutes und Liebenswürdiges zu berichten, sympathische Züge, die seine Originale zu wirklichen Menschen machen.

Da haben wir z. B. den Oberlehrer Dr. Löwe, genannt Publius, einen weltfremden und einseitig die humanistische Bildung betonenden Gelehrten, der aber doch in seinem eng begrenzten Gebiet der Wissenschaft manchen Dienst geleistet hat. Bei seinem Aufenthalt in Rom „blieb seine Seele unberührt von der Würde antiker Plastik, der Geistesoffenbarung der großen italienischen Maler, dem Reize römischer Landschaft oder gar römischer Frauenschönheit: dagegen geriet er in helle und andauernde Begeisterung, als er eines Tages in einem alten Glossar die bis dahin unbekannte lateinische Vokabel mura, die Mausefalle, entdeckt hatte."

Daß man Dr. Löwe „an seinem Hochzeitstage nach langem, angstvollem Suchen und Rufen über einer bedeutsamen Konjektur (ein at statt et) brütend in einer abgelegenen Fliederlaube" findet (S. 75), ist freilich ein schon ehrwürdigen Alters sich erfreuender Witz. Dagegen wird, glaube ich, noch mancher Altphilologe den Schmerz des Vaters nachfühlen, der seinen, wie er hoffte, „zum Philologen geborenen Sohn" nach vergeblichen lateinischen Versuchen in eine Realschule geben muß, die er für „eine gelinde Idiotenanstalt" hält. (S. 90.)

Lebhaften Schmerz bereitete es sodann dem Vater, wenn er sehen mußte, daß der Junge „manchmal Seitensprünge machte zu den Dingen der späteren Barbaren, zumal zu den gewaltigen Gotenhelden, den sächsischen Kaisern, den Hohenstaufen und endlich gar zum alten Fritz und den Begeisterungstaten der Befreiungskriege. Alles Geschichten, welche dem klassischen Philologen des höheren pädagogischen Wertes und jedenfalls des Interesses zu ermangeln schienen." (S. 94.)

Wir hören dahinter das gemütliche Lachen des Verfassers, der versteht, daß jemand, der mit Leib und Seele der Antike ein ganzes Leben weiht, auch ganz und gar in ihr aufgehen kann.

Aber wie steht dieser bescheidene Dr. Löwe plötzlich riesengroß vor uns da, wenn wir hören, mit welch antiker Seelengröße er dem Vaterlande sein Teuerstes zum Opfer bringt: sein Sohn kehrt aus dem Kriege nur mehr „auf dem Schilde" zurück.

Schweigend verwindet er namenlosen Schmerz.

Einen gewissen Zug von Größe gewahren wir auch an dem Oberlehrer Kanoldt in der dritten der Novellen, der „Reise nach Athen".

Ein begeisterter Verehrer griechischer Kultur und Kunst, hat er sich einen Schüler am Gymnasium in seinem Geiste herangezogen, der dann die

Digitized by Google

Akademie bezieht, um Künstler zu werden. Sie haben Stunden zusammen verschwelgt im Beschauen hellenischer Kunstwerke, die ihnen allerdings nur in ziemlich minderwertigen Abgüssen zur Verfügung standen.

Um so größer die Sehnsucht, im Lande der Griechen selbst vor herrlichen Marmorwerken zu stehen! Und der Erfüllung dieses Wunsches ist Kanoldt endlich nahe. Dreißig Jahre hat er gearbeitet und von jedem Gehalte ein Sümmchen zurückgelegt. Nun ist das Reisegeld beisammen, sein Urlaub genehmigt; schon stehen die Koffer gepackt — da kommt der junge Künstler Freyhold von Berlin zurück mit einer großen Studienmappe.

Und das erste Bild daraus, das unser für die stille Größe, die edle Einfachheit der Antike schwärmender Kanoldt besieht, stellt eine Straßenszene dar:

Zerlumpte Bettler, viehtreibende Metzger, Schmutz . . . Sein Schüler ist von ihm abgefallen!

Aber noch gibt er ihn nicht verloren. Er glaubt noch an das Ideale in ihm. Wenn er noch zu retten ist, kann es nur im Lande der Schönheit sein, unter Griechenlands ewig blauem Himmel. Ein kurzer, schwerer Seelenkampf und Oberlehrer Kanoldt schenkt seine Reisesumme dem jungen Künstler. Dem feurigen Danke des also Überraschten entzieht er sich.

Das ist wahrhaft groß und selbstlos. Wenn er dann sich einschließt und trüben Blickes auf die regenfeuchten Straßen hinausträumt, werden wir sein Leid verstehen.

Von neuem wird er arbeiten und sparen! In zwanzig Jahren wird er wieder soweit sein, die Koffer packen zu können . . . für die Rückreise wird der müde, verbrauchte Greis nicht mehr zu sorgen brauchen.

Über solch opferwilligem Idealismus werden wir gerne vergessen, daß Oberlehrer Kanoldt in einer Schublade einen purpurverbrämten Chiton verwahrt, den er bei verschlossenen Türen sich umwirft, um mit ihm bekleidet seine geliebten Griechen zu rezitieren, sich selber als Grieche zu fühlen und auch ab und zu „einen scheuen Blick in den Spiegel zu werfen".

Daß ein Lehrerleben auch ein Märtyrerleben sein kann, zeigt die fünfte der Hoffmannschen Novellen, „Erfüllter Beruf".

Ein merkwürdiger Mensch der alte Professor Röber! Der Schulrat urteilt von ihm treffend: „Er übertrifft an Wissen und Geist sehr viele von uns, allein ihm fehlt die Kunst der Selbstdarstellung, er versteht sich keine Würde zu geben." So kam es, daß es ihm nie gelang, eine Klasse auch nur in der notdürftigsten Zucht zu halten, „weder die sittenstolze Prima, noch die Gründlinge der Sexta, noch gar die rauhe Tertia, die Maienblüte aller Flegelhaftigkeit: Alle spielten ihm mit gleicher Lust und Sicherheit tagtäglich auf der Nase herum." (S. 276.)

Digitized by Google

So wird ihm der Unterricht zur entsetzlichsten Qual, aber er verbittert dabei nicht wie Manns Professor Unrat, um etwa nun seinerseits Haß und Abneigung den Schülern entgegenzubringen. Er forscht und sucht nach der „richtigen Methode". Selbst die jüngsten Kollegen fragt er um Rat, alles umsonst!

Erlöst atmet er auf, als er endlich sich zur Ruhe setzen kann; in einem stillen Dorfe will er noch einige schöne Jahre verbringen. Dabei hat er Gelegenheit, die wunderbare Disziplin der Schüler des Dorflehrers, eines sehr einfachen Mannes, zu bewundern.

Dem will er es nachtun. Einmal im Leben wenigstens will er Schüler vor sich haben, die ihm „parieren". Die Methode des Schullehrers scheint ihm die richtige und so bewirbt er sich, als der Lehrer erkrankt, um die Stellvertretung.

Aber die prächtige Ordnung in der Schule geht schon in seiner ersten Stunde in die Brüche und die rohen Kinder treiben es noch ärger als einst seine Gymnasiasten.

So sind „die letzten Dinge ärger als die ersten". Der alte Mann leidet ungemein darunter; aber trotz größter körperlicher Schwäche will er die einmal übernommene Verpflichtung nicht lassen. „Wenn ich nichts anderes in meinem Berufe vermochte, so will ich doch bis zum letzten Ende meine Pflicht tun."

Mit dem Heroismus eines Märtyrers schleppt er sich in die Schule und an einem Morgen, nachdem in der Nacht vorher der Arzt schon im geheimen die Diagnose gestellt hat: „Die Racker haben ihn tot geärgert", läßt er sich sogar zur Schule tragen, während der nahende Tod schon die ersten furchtbaren Zeichen in sein Antlitz gräbt.

Und da geht endlich der heißeste Wunsch seines Lebens in Erfüllung. Vor dem herben Zug des Leides auf seinem totenblassen Gesicht verstummten sie alle und „schauten mit banger Ehrfurcht leise fragend zu ihm auf. Und es ward eine Stille, wie beim Vaterunser in der Kirche . . . Das blasse Gesicht aber verklärte sich mehr und mehr vor Freude und schien dadurch zugleich zu wachsen an Ernst und ruhiger Hoheit . . .

Er gewann die Sprache nicht wieder; stumm faltete er die Hände und blickte die Kinder eines nach dem andern liebevoll an . . .

Der müde Mann hatte seine Methode gefunden.

Einmal versuchte er noch, sich höher aufzurichten und zu sprechen; doch da fiel sein Kopf schnell vornüber auf die Brust und seine Schulter sank gegen die Ecke des Katheders. So blieb er sitzen, ohne sich zu regen; sein Antlitz lächelte nicht mehr und weinte nicht mehr."

Die Pflichttreue des Lehrers bis zum Tode auch in größter seelischer Not verherrlicht da Hoffmann.

Digitized by Google

Und gerade die Gestalt dieses alten Röber werden wir den Anklagen Hesses in seinem Romane „Unterm Rad“ entgegenstellen. Hesse erhebt den Vorwurf, daß die Lehrer die Jugend, besonders die begabtere Jugend, in ihrer Entwicklung hemmten. Wie oft oder richtiger wie selten wird der Fall eintreten?! Wie viele Beispiele aber ließen sich dafür aufstellen, daß Lehrer ihre Gesundheit, ja vielleicht wirklich ihr Leben der Schule und der Jugend in anstrengendem Berufe zum Opfer bringen!

Aus der modernen Literatur aber muß man tatsächlich die Auffassung gewinnen, als ob die gesamte Lehrerschaft eine pflichtvergessene Gesellschaft sei, die mit dem heiligen ihr anvertrauten Gute, mit der Jugend, ein wüstes Spiel treibe.

Wir haben ja gesehen, wie wenig pädagogisch und menschlich einwandfrei gezeichnete Lehrergestalten aufzuweisen sind: eigentlich nur Direktor Niemayer im „Traumulus“, denn Dr. Heitmeier, der „Probekandidat“, kann als Tendenzfigur dabei nicht in Betracht kommen.

Es wird ja wohl noch manches Stück zu finden sein mit der oder jener Professorengestalt — wer würde alle beherrschen können —, aber selbst diese miteinbezogen, würde es schwer fallen, ein „Fähnlein der sieben Aufrechten“ zusammenzustellen. Für die Mehrzahl müßte das schon am Eingang gegebene Urteil wiederholt werden.

So wird tatsächlich von einem ganzen Stande ein einseitiges und falsches Bild verbreitet, weil fast nur seine schlechtesten Vertreter aus Dichterwerken zur Menge sprechen.

Der Lehrerstand erfreut sich bei uns — es kann leider nicht geleugnet werden — ohnehin keines besonderen Ansehens und steht gesellschaftlich zweifellos hinter Juristen und Medizinern zurück: durch derartige literarische Einflüsse wird er aber sicher noch mehr an Ansehen herabgedrückt werden, muß schließlich sogar die Jugend alles Vertrauen zu ihm verlieren.

Oder sollte sich in der gesellschaftlichen Inferiorität schon ein Einfluß solch falscher Zeichnung geltend machen? Das gibt zu denken!

Digitized by Google

Die Wahl der Themata für den deutschen Aufsatz in den oberen Klassen.[1])

Von L. Zürn in Freiburg i. B.

Das Ziel, das die oberen Klassen bei Anfertigung von Aufsätzen im Auge haben, besteht nicht nur darin, in dem Schüler die Fähigkeit auszubilden, richtig zu denken, das Gedachte sicher und klar auszudrücken, sondern ihn auch noch insbesondere zu befähigen, größere Gedankenzusammenhänge übersichtlich und sachgemäß zu gliedern und, im gegebenen Falle, ein Urteil sicher und gewandt zu begründen.

Gesichtspunkte bei der Wahl der Themata.

1. Die verschiedenen Darstellungsgattungen sollen in den oberen Klassen Berücksichtigung finden, wenn auch die Form der Abhandlung vorherrscht, also: Erzählung, Beschreibung (und zwar: Beschreibung im engeren Sinne, Schilderung und Charakteristik), Abhandlung (und zwar: Entwickelung von Begriffen, von Sätzen, dann Beweisführungen und Widerlegungen). Dazu kommen vereinzelt Übersetzungen aus den lateinischen oder griechischen Schriftstellern.

2. Der Stoff, über den der Schüler schreiben soll, muß im Gesichtskreis des Schülers liegen.

3. Das Thema muß angemessen sein, d. h. es darf die Leistungsfähigkeit der Schüler nicht übersteigen, darf aber auch die Aufgabe nicht zu niedrig greifen. Gegen ersteres wird gefehlt durch Zumutungen, die über die Kräfte oder Kenntnisse der Schüler hinausgehen, z. B. die Forderung, die philosophischen Elemente in Schillers Poesie darzulegen, einzelne Literaturepochen oder Dichter zu charakterisieren, Kritik zu üben an einzelnen Punkten der historischen Überlieferung, oder Widersprüche in der historischen Überlieferung zu lösen. Solche Verstiegenheiten nötigen den Schüler zur Unselbständigkeit; er gibt entweder das vom Lehrer Vorgetragene wieder oder schreibt aus Büchern ab. Das Thema ist zu tief gegriffen, wenn es dem Schüler zumutet, eine leere, triviale Plattheit zu beweisen, z. B. daß man durch Schaden klug wird. Solche Aufgaben können nur abstumpfend wirken.

4. Mit der unter Nr. 3 zuerst gestellten Forderung hängt eng die weitere zusammen, daß dem Schüler durch das Thema nichts zugemutet

1) Ich bemerke zum voraus, daß ich unter den oberen Klassen die O II, U I und O I verstehe, und daß ich in erster Linie die oberen Klassen des humanistischen Gymnasiums berücksichtigt habe. Zu Rate gezogen wurden die einschlägigen Werke von Apelt, Hiecke, Laas, Lehmann, Legerlotz, Wendt.

Digitized by Google

werde, was nicht seines Amtes ist. Demnach sind Themata verfehlt, die den Schüler veranlassen, die Schranken jugendlicher Bescheidenheit zu überschreiten, indem sie sich entweder kritisch über ein Werk der Literatur oder der Kunst auslassen (z. B. Der Philoktet des Sophokles, ein Meisterstück der Bühne. — Hat Schiller in seiner bekannten Rezension über Bürger richtig geurteilt? — Warum lockt die Aneide vor anderen Epen zur Travestie? — Bekämpfung des Schlusses der Emilia Galotti. — Rechtfertigung des Schlusses der Emilia Galotti als der allein richtigen Lösung), mag dieses auch an der Hand der Aristotelischen Poetik geschehen, oder indem sie dem Maler Anleitung geben, Stoffe zu Gemälden aus Dichtungen zu holen (z. B. Zu welchen Gemälden gibt Uhlands Ballade „Des Sängers Fluch" Stoff, oder Goethes „Fischer" usw.) oder sich in moralisierenden Betrachtungen und Mahnungen ergehen (Sprichwörter, Dichterstellen!).

5. Ferner hängt mit der unter Nr. 3 zuerst gestellten Forderung noch eng die Forderung zusammen, daß das Thema nicht zu umfangreich gehalten, sondern eher enger umgrenzt sei. Hält man also z. B. eine Charakteristik einer Persönlichkeit in einer Dichtung, etwa die Wallensteins, für zu schwierig, so verlange man nicht die ganze Charakteristik, sondern bloß die Darlegung einer Seite des Charakters (z. B. Mit welchem Recht sagt Schiller von Wallenstein: Geworden ist ihm eine Herrscherseele und ist gestellt auf einen Herrscherplatz? — Durch welche Charakterzüge hat Schiller Wallenstein unseren Herzen näher gerückt? — Mit welchem Recht nennt Goethe die Tapferkeit die Basis des Charakters Egmonts?). Ebenso wird man nicht die Charakteristik eines Dichters verlangen, sondern eine Seite seines Wesens herausheben, also nicht: Walther von der Vogelweide und seine Zeit, sondern etwa: Walther von der Vogelweide als patriotischer Dichter, nicht: Charakteristik Klopstocks, sondern etwa: Klopstock als Dichter der Freundschaft, nicht: Lessings Verdienste um die deutsche Literatur, sondern etwa: Wodurch hat Lessing in der Hamburgischen Dramaturgie einem nationalen Drama den Weg bereitet?

6. Wie die Themata einerseits den Schüler zur Selbsttätigkeit nötigen, anderseits ihm eine gewisse Selbständigkeit des Arbeitens gestatten sollen, so sollen sie ihn auch über nichts zu schreiben veranlassen, was ihm gleichgültig oder gar zuwider ist. Der Gegenstand soll vielmehr das Interesse des Schülers haben. Völlige Freigebung der Wahl der Themata ist aus verschiedenen Gründen nicht zulässig. Äußert aber einmal ein Schüler den Wunsch, über ein Thema, das ihn besonders interessiert oder mit dem er sich schon vertrauter gemacht hat, zu schreiben, so steht dem nichts im Wege. Dagegen kann bei der Wahl der Themata zu den sogenannten freien Vorträgen auf die persönliche Neigung und die Entfaltung besonderer Eigenart

Digitized by Google

mehr Rücksicht genommen werden als bei dem Aufsatz, bei dem die freie Wahl des Themas schon durch die Notwendigkeit der gemeinsamen Rückgabe und Besprechung der Leistungen ausgeschlossen wird.

7. Dem persönlichen Interesse kann dadurch einigermaßen Rechnung getragen werden, daß man den deutschen Aufsatz nicht an ein Gebiet allein, etwa die deutsche Lektüre, anlehnt, sondern auch andere Fächer und Gebiete berücksichtigt. Dadurch wird zugleich Einseitigkeit der stilistischen Ausbildung und der Verwendung des Wortschatzes vermieden. Von einer gleichen quantitativen Verwertung der einzelnen Fächer und Gebiete kann freilich keine Rede sein. Anderseits ist aber auch eine zu weit gehende Ausbeutung ein und desselben Gebietes, z. B. eines dichterischen Werkes oder Gedankenkreises für den Aufsatz zurückzuweisen. Wünschenswert wäre es, wenn die Korrektur des Aufsatzes auch von dem Lehrer, der das Thema aus seinem Unterrichtsgebiet stellte, besorgt würde.

8. Die Natur des Themas muß eine gefällige, geschmackvolle Ausführung gestatten, ja zu lebendiger Darstellung einladen. Stilistisch nicht lohnend, höchstens Mosaikarbeit liefernd, sind demnach alle Aufgaben, die auf ein bloßes Aufzählen, Aneinanderreihen und Zusammenstellen von Einzelheiten hinauslaufen. Dies gilt von der Bearbeitung bloßer Antiquitäten (z. B. Opfergebräuche bei Homer, Essen und Trinken bei Homer, Bewaffnung und Kleidung bei Homer), von der aus lauter Einzelheiten sich zusammensetzenden Erklärung eines Gedichtes, von der Erörterung grammatischer und sprachgeschichtlicher Dinge (z. B. Synonyma, Wandlung der Wortbedeutung usw.). Aus diesem Grunde ist Referent auch entschieden gegen die Verwendung der in früheren Zeiten mit Vorliebe angewandten Chrienform.

9. Wenn sich auch ein Übergang vom Leichteren zum Schwereren in den Aufgaben nicht streng durchführen läßt, so ist doch eine Steigerung von strengerer Gebundenheit an die gegebene stoffliche Grundlage zu größerer Unabhängigkeit und Selbständigkeit, ebenso ein größeres Zurücktreten des Lehrers hinsichtlich seiner Hilfe bei der Vorbereitung, überhaupt eine Steigerung der zu bewältigenden Schwierigkeiten anzustreben. Schüleraufsätze werden freilich die Leistungen auch der Primaner immer bleiben und mehr den Charakter der Reproduktion als des Schöpferischen an sich tragen, d. h. sich eben auf das stützen, was unter Leitung des Lehrers das gemeinsame Nachdenken und der gemeinsame Unterricht geliefert hat.

Stoffgebiete.

Stoff zu deutschen Aufsätzen liefert zunächst alles, was in der Schule behandelt wird oder mit diesem eng zusammenhängt, wie z. B. die Privatlektüre.

Digitized by Google

Also in erster Linie die Meisterwerke der deutschen Literatur, soweit sie für die Schule in Betracht kommen. So läßt sich eine Fülle von Aufgaben gewinnen aus dem Waltharilied, dem Nibelungenlied, aus Walther von der Vogelweide, Hans Sachs (mit Verwertung von Goethes Gedicht „Hans Sachsens poetische Sendung"), aus Klopstocks Oden, Lessings Minna von Barnhelm, (weniger aus) Emilia Galotti und Nathan, aus Lessings Literaturbriefen, Laokoon, Hamburgischer Dramaturgie, der Abhandlung „Wie die Alten den Tod gebildet", aus Goethes Götz, Egmont, Iphigenie, Hermann und Dorothea, Dichtung und Wahrheit, aus Schillers Dramen vom Wallenstein an aufwärts bis zum Demetrius-Fragment, aus Schillers Glocke, Spaziergang, Eleusischem Fest, Balladen und Romanzen, Kleists Prinz Friedrich von Homburg, Grillparzers Sappho und König Ottokars Glück und Ende, aus Freytags Ahnen und — last, not least — aus Shakespeares Julius Cäsar, Macbeth und etwa noch Coriolan; denn seit Lessing, Herder und besonders A. W. v. Schlegel dürfen wir Shakespeare fast wie einen unserer Geistesheroen ansehen. Bezüglich der Aufgaben aus dem „Laokoon" und der „Hamburgischen Dramaturgie" ist einige Vorsicht geboten. Aus ersterer Schrift sind durchaus fruchtbare Themata solche, die den wichtigsten und stets seine Geltung behauptenden Teil der Schrift in Verbindung setzen mit der Homerlektüre, wenig geeignet aber Themata, die sich an Lessings Erörterungen über die bildenden Künste anschließen. Ebenso sind alle Themata aus der Hamburgischen Dramaturgie zu verwerfen, die den Schüler veranlassen würden, Urteile zu fällen über Dramen, die er nicht kennt (christliche Trauerspiele, französische Dramen), oder den Maßstab der Aristotelischen Poetik an einzelne Dramen anzulegen.

Themata aus der Literaturgeschichte sind zurückzuweisen (z. B. Themata über die Sturm- und Drangperiode, die Verdienste Gottscheds, über den Unterschied des Volksepos vom höfischen Epos usw.), da die Bearbeitung derartiger Aufgaben selbst dann noch die Kräfte des Primaners übersteigen würde, wenn er alle die Literaturwerke kennte, auf die sie Bezug nehmen. So verleiten solche Aufgaben entweder zur Benutzung von Literaturgeschichten, oder die Schüler beschränken sich auf die Wiedergabe des etwa vom Lehrer Vorgetragenen. In beiden Fällen werden die Arbeiten unselbständig nach Inhalt und Form bleiben.

Ebenso ergiebig wie deutsche Dichtungen und Prosawerke erweisen sich griechische und lateinische Literaturwerke, besonders erstere für deutsche Ausarbeitungen. Bei der innigen Beziehung unserer Literatur in ihrer zweiten Blüteperiode zu der griechischen Literatur wird durch derartige Aufgaben das Verständnis deutscher Literaturwerke selbst nicht wenig gefördert. Xenophons Anabasis und Hellenika, Herodot, Thukydides,

Digitized by Google

die Reden des Demosthenes, Platos Apologie, Kriton, Gorgias, Protagoras und Euthyphron, Homers Ilias und Odyssee, die Dramen des Sophokles, Cäsar, Livius, Sallust, Virgils Aneis, Horaz, Tacitus (besonders Germania, Hist. IV und V [Aufstand der Bataver], Ann.), Ciceros Briefe bieten manches passende Thema. So habe ich aus den genannten Schriftstellern und Dichtern in den letzten Jahren u. a. folgende Themata bearbeiten lassen: Die psychologische Entwickelung des Streites zwischen Agamemnon und Achilleus (Il. I); — Inwiefern spiegelt sich in den Reden und dem Auftreten der Helden im 9. Gesang der Ilias ihr Charakter? — Wodurch wird die Sinnesänderung des Neoptolemos in dem Philoktet des Sophokles hervorgerufen? — Das Geschwisterpaar Antigone und Ismene; — Athens Kulturleben in der Beleuchtung der Perikleischen Leichenrede; — Was lehrt Plato im Gorgias über das Unrechttun und das Unrechtleiden? — Welche Charaktereigenschaften des Nikias ergeben sich aus dessen Reden gegen das sizilische Unternehmen (Thuk. V, 9—15)? — Aus welchen Gründen waren die Bataver gegen die Römer anfangs im Vorteil, unterlagen aber zuletzt (Tac. Hist. IV u. V)? — Inwiefern erweist sich die Hoffnung des Germanicus, in einem weiteren Sommer die Unterwerfung Germaniens vollenden zu können (Tac. Ann. II, 26), nach den Erfahrungen der vorhergehenden Kämpfe als zu sanguinisch? — Arminius und Marbod (Tac. Ann. I u. II); — Römisches Lagerleben (Tac. Ann. I u. II); — Zeugnisse des Tacitus für Tiberius; — Tiberius als Finanzmann.

Die Themata aus der deutschen wie aus der altklassischen Literatur haben das miteinander gemeinsam, daß sie dem Zweck der Lektüre, in den Geist und den Ideengehalt der Schriftwerke einzuführen, entgegenkommen, ja zu einem tieferen Eindringen Veranlassung geben. Deswegen sind die Themata auch dementsprechend zu wählen. Hierbei ist die größte Mannigfaltigkeit möglich. Zunächst aus poetischen Werken: Die einfachsten Aufgaben sind die, welche die vom Dichter selbst gegebenen Zusammenhänge, z. B. einzelne Szenen oder Akte, behandeln (z. B. Egmonts Streit mit Alba). Solche Aufgaben sind für die obere Stufe zu leicht. Schwieriger und geeigneter sind Zusammenfassungen sachlich zusammengehöriger, aber getrennter Teile der Handlung eines Dramas, z. B. die Vorfabel eines Dramas, wenn diese reich genug ist, um eine schriftliche Darlegung zu lohnen (z. B. in Minna von Barnhelm, Maria Stuart, Wallenstein), dann die Komposition der Handlung eines Dramas mit Heraushebung der Hauptstationen (Schillers Ausdruck), aber nicht nach dem von G. Freytag aufgestellten Schema, die Bedeutung einzelner Teile im Verhältnis zum Ganzen (z. B. die Bedeutung der 3. Aventiure des Nibelungenliedes; — Warum hat Schiller den 3. Akt der Iphigenie die Achse des Stückes genannt? —

Digitized by Google

Die Bedeutung der Montgomeryszene. —), der zeitgeschichtliche Gehalt einer Dichtung (z. B. der Minna von Barnhelm mit Berücksichtigung des bekannten Ausspruches Goethes in Dichtung und Wahrheit), die nationale Bedeutung eines Dramas (z. B. der Minna von Barnhelm, des Prinzen Friedrich von Homburg, der Hermannschlacht Kleists), die Bedeutung einzelner Gestalten im Organismus des Ganzen (z. B. des Arkas in der Iphigenie, der Hexen im Macbeth), die treibenden Motive (z. B. Wodurch wird Wallenstein zum Verrat getrieben?; — dasselbe von Coriolan; — Wodurch wird Macbeth zum Königsmörder?), das Verhältnis einzelner Personen zueinander (z. B. Coriolans Verhältnis zu seiner Mutter; — Egmonts zu seinem Volke; — Wallensteins zu seinem Heere), Charakteristik einzelner Personen und, wenn diese zu schwer sein sollte, Behandlung einer bestimmten Seite ihres Wesens (z. B. bei Wallenstein, Egmont; vgl. oben Gesichtspunkte: 5), Charakteristiken von Gesamtheiten (Völkern, Zeiten, Zuständen, z. B. das Volk im Egmont, im Julius Cäsar, im Wilhelm Tell, die Wallensteinsche Soldateska), Charakteristiken von Anschauungen (Albas und Egmonts entgegengesetzte politische Anschauungen), Charakteristiken von Handlungsweisen (z. B. Wodurch sucht Vansen das Volk zum Aufstand zu bewegen? — dasselbe von Antonius), Würdigungen von Handlungsweisen (z. B. Anklage und Verteidigung Octavios im Wallenstein[1]), Vergleichungen, und zwar: a) des Inhalts von Dichtungen (z. B. die Iphigenie bei den Tauriern von Euripides und die Iphigenie Goethes; — Walthers Heimkehr verglichen mit Rückerts Gedicht „Aus der Jugendzeit“ und Chamissos Schloß Boncourt; — Bürgers Lied vom braven Mann, Goethes Johanna Sebus, Giesebrechts Lotse, Uhlands Gedicht: Tells Tod). Größere Dichtungen werden miteinander verglichen nur nach bestimmten Seiten, z. B. in bezug auf einzelne Charaktere, Situationen; also nicht Vergleichung des Nibelungenliedes und der Gudrun als Dichtungen, nicht des Nibelungenliedes und der Ilias, sondern etwa: Siegfried und Achilleus, Kriemhilde und Gudrun, Macbeth und Wallenstein (als Personen), Neoptolemos und Iphigenie, Lady Macbeth und Gräfin Terzky, Hektors und Siegfrieds Abschied von ihren Frauen (in Ilias und Nibelungenlied), b) von Personen in denselben oder in verschiedenen Dichtungen (vgl. die Beispiele unter a) — Egmont und Oranien; Alba bei Schiller und bei Goethe; — Thersites, Antonius und Vansen als Volksaufwiegler; Antigone und Elektra, Ismene und Chrysothemis; — der Sänger Demodokos in der Odyssee und

1) Geeignet auch für freie Vorträge, indem ein Schüler die Anklage, ein anderer die Verteidigung übernimmt.

Digitized by Google

Volkmar in Freytags Ingo; — Montgomery und die Jungfrau von Orleans, Lykaon und Achillens[1]). c) von Personen in Dichtungen mit den entsprechenden in der Geschichte (z. B. Wallenstein in Schillers Drama verglichen mit dem der Geschichte [vgl. Schillers Geschichte des 30jährigen Krieges], natürlich nur in den wesentlichsten Punkten), d) von Dichtungen mit den historischen Quellen (z. B. Shakespeares Julius Cäsar verglichen mit Plutarchs Biographien des Julius Cäsar und des Brutus; — Lessings Emilia Galotti verglichen mit der Virginiaerzählung bei Livius), Durchführung bestimmter Gesichtspunkte (z. B. Inwiefern bewahrheitet sich an Macbeth sein eigener Ausspruch: Schlimme Taten rächen sich schon hienieden? — Wodurch wird Macbeth [oder Wallenstein] unserem Herzen menschlich näher gerückt? — Warum endet der Ajas des Sophokles nicht mit dem Tode des Helden? — Inwiefern bekundet der Ausspruch der Regentin· Ich fürchte Oranien und ich fürchte für Egmont eine genaue Kenntnis des Charakters dieser letzteren? — Mit welchem Rechte sagt der Dichter selbst von Egmont: Er kennt keine Gefahr und verblendet sich über die größte, die sich ihm nähert?).

Dieselbe Mannigfaltigkeit der Themata gestattet auch die deutsche und altklassische Prosalektüre. Am leichtesten ist auch hier die Wiedergabe des vom Prosaiker selbst gegebenen Zusammenhanges (z. B. in den Lessingschen Abhandlungen), schwieriger und lohnender, weil fruchtbarer, Zusammenfassungen größerer Teile oder ganzer Schriften (etwa mit veränderter Gruppierung), Vergleichungen, Beurteilungen von Handlungen und Verhältnissen, Durchführung bestimmter Gesichtspunkte usw. Z. B. Lessings Stellung zu den sogenannten drei Einheiten (Hamb. Dr.); — Welche Anforderungen stellt Lessing in der H. Dr. an die Handlung (oder: die Charaktere) der Tragödie? — Wie wurde Lessing durch seine Kritik an Wieland zum Erzieher (Lit. Briefe u. H. Dr.)? — Was hat Lessing in seinem Laokoon zum Verständnis Homers beigetragen? — Welche Seiten des germanischen Lebens beleuchtet Cäsar in seiner Darstellung des Krieges gegen die Usipeter und Tenkterer (IV, 1—17)? — Warum kann Alkibiades nicht zu den großen Männern gezählt werden (vgl. seine Reden Thuk. VI)? — Worin besteht die nationale Bedeutung der Symmorienrede des Demosthenes? — Welches Charakterbild des Demosthenes ergibt sich aus seinen beiden Reden für die Befreiung der Rhodier und die megalapolit. Frage? — Wie begründet Demosthenes seine Stellung zu der politischen Lage des Jahres 346 (nach der Rede περὶ τῆς εἰρήνης)? — Welche Erweiterung erfährt unsere

1) Aber bei den Vergleichungen (unter a und b) ist immer zuerst darauf zu achten, ob auch eine Ähnlichkeit in wesentlichen Dingen vorhanden ist. Sonst sind derartige Vergleichungen verfehlt.

Digitized by Google

Kenntnis der germanischen Eigenart durch die Taciteische Schilderung des Bataveraufstandes? — Die Gründe der Anhänglichkeit des römischen Volkes an Germanicus (Tac. ann. I—III).

Einigermaßen in Verlegenheit gerät der Lehrer, wenn er Themata aus der Geschichte zur Bearbeitung geben soll. Denn hier ist es sehr schwer, solche Themata zu finden, die ein bloßes Wiedergeben des vom Lehrer Vorgetragenen oder ein Abschreiben aus Geschichtswerken verhindern und eine gewisse Selbständigkeit in der Ausführung sichern. Die Durcharbeitung größerer Geschichtswerke oder auch nur Teile derselben und die schriftliche Verarbeitung der so gewonnenen Kenntnisse unter bestimmten Gesichtspunkten (z. B. Welchen Anteil an dem Niedergang Spaniens hat Philipp II.? nach dem entsprechenden Band der Onckenschen Sammlung) wäre gewiß sehr fördernd, wenn man allen Schülern das Werk zugänglich machen könnte. So wird man die Behandlung derartiger die Lektüre von größeren Werken erfordernden Themata besser den sogenannten freien Vorträgen zuweisen, indem ein Schüler, unter Gewährung der nötigen Zeit, ohne Zwang von seiten des Lehrers, dieses, ein anderer ein anderes Werk für einen Vortrag durcharbeitet. Demnach wird die Zahl der für Aufsätze brauchbaren Themata sehr beschränkt sein. Am besten werden sich noch Themata aus der alten Geschichte eignen wegen der Einfachheit und leichten Übersehbarkeit der Verhältnisse. Themata: Wie kam es, daß die Römer aus dem 2. punischen Krieg siegreich hervorgingen? — Ausbreitung der römischen Herrschaft über Italien; — Folgen der Verbindung Deutschlands mit Italien (Vorteile, Nachteile); — Entgegengesetzter Gang in der Entwickelung Deutschlands und Frankreichs bis 1648; — In welchen Verhältnissen war es begründet, daß Frankreich von 1648 ab die vorherrschende Macht in Europa wurde? — Die römischen Volkstribunen bei Livius II; Inwiefern zeigt sich die durchgreifende Wandlung in der Denkweise des preußischen Volkes durch das Unglück von Jena-Auerstedt in dem Verhalten Nettelbecks (nach dessen Selbstbiographie)? — E. M. Arndt und Freiherr vom Stein in ihren gegenseitigen Beziehungen (oder: in ihrer Arbeit für die Befreiung des deutschen Volkes), nach Arndts Buch: Wanderungen und Wandlungen usw. — Welche Mittel zur Bekämpfung Napoleons schlägt Arndt in seinem „Geist der Zeit, 1. Teil" vor (oder: das Dämonische in Wesen und Handeln Napoleons, nach demselben Werk). — Altfrankfurter Leben nach Goethes Dichtung und Wahrheit. Diese zuletzt genannten Themata schöpfen aus historischen Quellen und liefern dem Schüler den Stoff, den er zu verarbeiten hat. Diese Eigenschaften haben diejenigen historischen Themata samt und sonders, die sich an die im Unterricht gelesenen Geschichtswerke, Reden und Briefe des klassischen Altertums an-

Digitized by Google

lehnen und auf die Referent aus eben diesem Grunde von neuem auch hier hinweisen möchte. Die Zahl der schon früher genannten Themata läßt sich leicht vermehren.

Wenig zahlreich werden die Aufgaben für schriftliche Ausarbeitungen sein, die sich aus dem naturwissenschaftlichen und geographischen Unterricht gewinnen lassen. Jedoch sollte auch auf diesen Gebieten hin und wieder ein Thema gestellt, die Arbeit aber von dem Fachlehrer durchgesehen werden. In der Geographie werden sich am ehesten die Themata eignen, die die Erdräume in ihrer Beziehung zum Menschen, geographische dem Schüler aus eigener Anschauung bekannte Verhältnisse der Heimat behandeln oder die Fühlung mit der Geschichte haben, z. B. Einfluß der geographischen Verhältnisse Griechenlands auf seine Geschichte im Altertum.

In neuester Zeit hat noch eine Art von Themata Empfehlung gefunden: Beschreibung von Kunstwerken. Jedenfalls sind solche Arbeiten der Jugend angemessener als andere, die ihr zumuten, aus dem Inhalt von Gedichten „Vorwürfe" für den Maler oder Bildhauer zu suchen. Ich hätte nichts dagegen einzuwenden, wenn man z. B. Spangenbergs Gemälde „Der Zug des Todes", einzelne Gruppen aus den bildlichen Darstellungen der Vorhalle des Freiburger Münsters, Bilder von Dürer, Rethel, die Laokoongruppe, die Apotheose des Augustus, das Abendmahl des Leonardo da Vinci, beschreiben oder Bilder, die denselben Vorwurf behandeln, miteinander vergleichen läßt.

Sind diese Aufgaben erst neueren Datums, so erfreuten sich früher großer, in neuester Zeit aber geringer Beliebtheit die freien oder allgemeinen Themata, die nicht an einen Einzelfall der Geschichte oder der Lektüre gebunden sind, sondern den Schüler anhalten, unter einem allgemeinen Gesichtspunkte mehrere einzelne Erscheinungen zu sehen und zu beurteilen oder die Wahrheit eines allgemeinen Satzes zu beweisen. Ganz von der Hand weisen sollte man derartige Aufgaben nicht, sie aber nur auf die beiden Primen beschränken. Ist die Erfahrung des Primaners auch noch nicht eine reife und allseitige, so ist er doch nicht ganz ohne innere und äußere Erfahrung. Er hat doch schon manchen Blick getan in das menschliche Leben und Treiben, in die mannigfaltigen Erscheinungen der Natur und der Kultur, hat sich Urteile gebildet über menschliche Handlungen, über den Wert materieller und sittlicher Güter, und der Unterricht selbst, besonders der Religionsunterricht, die deutsche wie die fremdsprachliche Lektüre, der Geschichtsunterricht, die philosophische Propädeutik haben das ihrige dazu beigetragen, seinen Blick immer wieder auf Erscheinungen des sittlichen Lebens, auf Fragen wie: Freiheit, Humanität, Menschenbildung, menschliche Bestimmung, Natur und Kultur usw. hinzulenken. Die Bearbeitung

Digitized by Google

des einen und des anderen Themas aus diesen Gebieten könnte nur aufklärend und bildend wirken. Ferner bieten solche Aufgaben eine wünschenswerte Abwechselung mit den aus der Lektüre genommenen, nötigen den Schüler doch auch einmal seine eigenen Gedanken und Erfahrungen ausschließlich zu verwerten und sind eine äußerst wertvolle logische Übung. Nur hüte man sich vor Mißgriffen bei der Wahl der Themata! Fürs erste muß die Aufgabe innerhalb des Gedankenkreises des Schülers liegen, die Aufgabe darf also nicht zu hoch gegriffen sein; so müßte man es als eine Verstiegenheit bezeichnen, wenn der Schüler über das Wesen der Freiheit, über die Unsterblichkeit der Seele handeln sollte; die zu hoch gegriffene Aufgabe würde ihn nur dazu verleiten, das vom Lehrer Vorgetragene wiederzugeben oder aus Büchern abzuschreiben. 2. Wie vor Verstiegenheiten, so ist aber auch zu warnen vor Aufgaben, welche dem Schüler die Bearbeitung von Trivialitäten, selbstverständlichen, von niemand bestrittenen Sätzen zumuten (z. B. Allzu scharf macht schartig; — Man soll den Tag nicht vor dem Abend loben; — Man muß den Hund nicht nach der Wurst schicken; — Man darf den Bock nicht zum Gärtner machen). Der Schüler ist solchen Thematen gegenüber ratlos; er soll etwas beweisen, was jedermann zugibt, weil es unmittelbar einleuchtet, keinem Zweifel unterworfen ist. Der Aufsatz des Schülers könnte nichts als gehaltloses Gerede enthalten. 3. Ist Vorsicht geboten gegenüber Themata, die zu altklugem und heuchlerischem Moralisieren verleiten. Dahin gehören Vorschriften und Warnungen der Tugendlehre. Doch wäre es verkehrt, wegen etwaigen Mißbrauchs zu leidigem Tugendgeschwätz diese Themata ganz verbannen zu wollen; der Lehrer kann in der Vorbesprechung durch entsprechende Einwirkung jener Verirrung begegnen. Zu leerem Geschwätz und trivialen Gemeinplätzen oder heuchlerischem Sittenpredigen zu verführen sind vor allem Sprichwörter und aus Dichtungen entnommene Sentenzen geeignet. Jene sind entweder so unmittelbar einleuchtend, daß sie nicht weiter erörtert und bewiesen zu werden brauchen (vgl. die früher angegebenen Beispiele), also auch nicht zu gehaltvollen Auseinandersetzungen Anregung geben können, oder sie sind nur halb wahr, so daß der Schüler sich abmühen würde, die absolute Wahrheit eines Satzes zu beweisen, der durch die Erfahrung ebenso oft widerlegt als bestätigt wird (vgl. Epikurs λάθε βιώσας, die Sprichwörter: Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmer! Kleider machen Leute, und: Jeder ist seines Glückes Schmied; vox populi, vox dei). Während eine Bearbeitung der ersten Art von Sprichwörtern abzuweisen ist, kann die der zweiten Art sehr fördernd wirken, wenn man den Schüler untersuchen läßt, unter welcher Einschränkung oder Voraussetzung der Spruch Gültigkeit hat und unter welcher

Digitized by Google

nicht. Ebenso eignen sich paradoxe Sprichwörter, die den Widerspruch herausfordern, sich wirklich oder anscheinend widersprechende Sprichwörter zur Bearbeitung (z. B. a) vox populi, vox dei; dagegen: b) Interdum vulgus rectum videt, est ubi peccat (Horatius); — a) Memento mori; b) memento vivere; — a) Das Leben ist der Güter höchstes nicht (Schiller); b) Das Leben ist des Lebens höchstes Gut; ein Rasender, der es umsonst vergeudet (Prutz); c) *Ψυχῆς γὰρ οὐδὲν ἐστι τιμιώτερον* (Euripides, Alkestis); — a) Festina lente; b) Quod facis, fac cito; — a) Hoffnung läßt nicht zuschanden werden; b) Hoffen und Harren macht manchen zum Narren; — Paradox: Die Hälfte ist mehr als das Ganze (Pittakus); — Mundus vult decipi: ergo decipiatur. Dasselbe, was von einem großen Teil der Sprichwörter, gilt von vielen Sentenzen, die aus Dichtungen entnommen sind. Hier tut gar oft eine Person, besonders im Drama, einen Ausspruch, der eine allgemein gültige Wahrheit zu enthalten scheint, bei näherem Zusehen aber nur eine Augenblicksstimmung der handelnden Person ausdrückt, die aus dem augenblicklichen Zusammenhange, in dem sie ausgesprochen wird, wohl verständlich ist, aber sofort entweder sinnlos oder nur halbwahr wird, sobald man sie aus dem Zusammenhange herausnimmt und zur Allgemeinheit erhebt (z. B. Armut ist die größte Plage, Reichtum ist das größte Gut [Schatzgräber]; — In deiner Brust sind deines Schicksals Sterne [Illo]; — Den Menschen macht sein Wille groß und klein [Buttler]; — Des Lebens Mühe lehrt uns allein des Lebens Güter schätzen [Antonio]). Auch diese Sprüche sind nur insoweit als Themata brauchbar, als sie den Schüler veranlassen, das Für und Wider zu erörtern. Aber verfehlt wäre es, diese Sätze als allgemein gültige Wahrheiten beweisen zu lassen. Mehr als solche schillernden Aussprüche verdienen Berücksichtigung die Aussprüche der großen Dichter und Denker, die wirkliche tiefe und allgemein gültige Lebensweisheit enthalten, z. B. Distichen und Sprüche von Herder, Goethe, Schiller, Rückert, sonstige Sätze berechtigten Inhalts aus Natur und Menschenleben, Begriffsbestimmungen, wofern ihre Bearbeitung an die Leistungsfähigkeit der Schüler nicht zu hohe Anforderungen stellt, besonders nicht in die höchsten Höhen philosophischer Spekulation sich erhebt und vor allem auch in der eigenen Erfahrung des Schülers Anknüpfungen findet. So wüßte der Primaner wohl über den ersten Teil des Schillerschen Distichons „In den Ozean schifft mit tausend Masten der Jüngling; Still, auf gerettetem Boot, treibt in den Hafen der Greis" manches zu schreiben, aber die zweite Hälfte desselben entzieht sich noch — sagen wir zum Glück — seiner Erfahrung. Manche der Erfahrungssätze lassen sich aus der Geschichte erläutern und bestätigen oder an Gestalten aus der Poesie anschaulich und verständlich machen, ebenso

Digitized by Google

Begriffsbestimmungen (z. B. die Richtigkeit des Ovidischen Ausspruchs Principiis obsta nachgewiesen an Shakespeares Macbeth; — das Wesen und die verschiedenen Arten der Treue nachgewiesen am Nibelungenlied; — das Wesen der Ehre nachgewiesen an Tellheim; — das Wesen der Ehre und die verschiedenen Arten der Ehre nachgewiesen an Tellheim, Ajas, Philoktet, Kreon, Götz, Buttler usw.) Aber man sollte sich durch die Furcht, die Schüler könnten ohne eine solche Anlehnung zu unstetem Umherschweifen verleitet werden, nicht bestimmen lassen, sich nur auf solche Themata zu beschränken, die sich auf das durch den Unterricht gegebene Konkrete stützen.

Sprechzimmer.

1.

Manneshabe?

Was bedeutet dieses Wort? G. von Löper sagt, Goethe habe es gemeint, als er in seinen zahmen Xenien, Nr. 11, dem alten Sprichworte: „Wornach man ringt, das gelingt" als Einschränkung hinzufügte, zu dem Willen sich emporzuringen, müsse Gott Manneskraft und Habe geben. Ich meinte, Goethe könne dabei nur im Sinne gehabt haben, daß ohne den geringsten Besitz auch das sehnlichste Streben nichtig, erfolglos wäre. Habe sei also zu verstehen als das, was jemand hat oder sich verschafft. Dazu aber braucht's, wie ich denke, nicht des hinzuzudenkenden Mannes, als wenn es im Gegensatz gesagt wäre zu Frauenhabe oder Mitgift. Löper stellt sich gewiß darunter etwas anderes vor. Was aber? Er schreibt ausdrücklich Manneshabe in der Anmerkung und druckt im Goethischen Texte (Goethes Gedichte, Berlin 1884, G. Hempel. III, S. 94): Manneskraft und »Hab'. Weshalb dann nicht »hab'? möchte ich beiläufig fragen. Soweit ich sehe, folgt ihm allein Paul Lorentz in seiner feinsinnigen Sammlung: Goethes Gedanken-Lyrik. Deutsche Schulausgaben, herausgegeben von J. Ziehen Band 35. Verlag von L. Ehlermann, Dresden. Weder die Sophienausgabe, noch sonst eine Goetheausgabe, die ich erreichen konnte, schreibt wie Löper.

Dresden. **Edm. Goetze.**

2.

Zu Goethes Egmont IV, 2 (Ztschr. XIX, S. 529).

„Er wagt es nicht zu kommen! So war denn diesmal wider Vermuten der Kluge klug genug, nicht klug zu sein!" Dazu bemerkt K. D., das Wortspiel beruhe auf dem verschiedenen Sinn des Wortes „klug" und erklärt: Jetzt war der Diplomat schlau genug, einmal nicht den Diplomaten zu spielen. Diese Darstellung der an sich richtigen Erklärung erscheint mir gekünstelt und unnötig, ja der Ausdruck „den Diplomaten spielen" an dieser Stelle nicht einmal passend. Es bedarf gar nicht der Annahme einer doppelten Bedeutung

Digitized by Google

des Wortes „klug“; aber wie alle Oxymora, so beruht natürlich auch dieses darauf, daß das Wort „klug“ auf verschiedene Sphären bezogen wird.

Alba hatte seinen Plan darauf gebaut, daß Oranien nicht so unklug sein würde, es zu wagen, einem im Namen des Königs erlassenen Befehl zu trotzen, weil er sich dadurch offen als Rebellen bekannt haben würde. So hoffte er ihn in seine Gewalt zu bekommen, um ihm das Leben zu nehmen. Nun lag es für Oranien folgendermaßen: Einerseits gebot die Klugheit des besonnenen Staatsmannes, dem Befehl Folge zu leisten, um nicht als Rebell zu gelten, anderseits gebot die Klugheit des voraussichtigen Menschen, diesem Befehle nicht Folge zu leisten, weil es ihm das Leben kosten würde. Oranien war nun klug genug, Albas Plan zu durchschauen und zu vereiteln, indem er nicht in die gestellte Falle ging; er wagte es, lieber die Unklugheit zu begehen, durch Ungehorsam ein Rebell zu erscheinen, als durch Gehorsam sein Leben zu verlieren.

Herford i. W. **Ernst Meyer.**

3.

„Genannt.“

Hat ein Arbeiter usw. in der Ruppiner Gegend die ihm vorgeschriebene Arbeit vollendet, so heißt es: Ich habe mein „Genannt“ fertig. Auch beim Essen sagt wohl einer, wenn er gesättigt ist und zum Zulangen aufgefordert wird: Ich habe schon mein „Genannt“.

Berlin. Dr. **L. Nagel.**

4.

Humor im Kinderliede.

Zu wiederholtenmalen brachte die „Zeitschrift für den deutschen Unterricht“ in der Abteilung „Sprechzimmer“ unter obiger Marke aus verschiedenen Teilen Deutschlands volkstümliche Lieder, die von Kindern am Martinstage — 10. November — gesungen werden. F. Söhns, Gandersheim, berichtet Jahrg. 13, 353, daß am Vorabende vor Luthers Geburtstage ärmere Kinder der kleineren Ortschaften des Herzogtums Braunschweig in Scharen von Haus zu Haus ziehen, um Gaben zu sammeln, und dabei das humorvolle Lied singen: „Marten is en gun Mann“ usw. — Läßt der Angesungene warten, so singen sie: „Lät ösch nich so lange stän“ — — und bei abermaligem Zögern hebt das Lied noch einmal an:

Wir wünschen dem Herrn einen goldenen Wagen,
Womit er kann in das Himmelreich fahren;
Wir wünschen der Frau einen goldenen Tisch
An allen vier Ecken 'nen gebratenen Fisch.

Wiederum Pause. Rührt sich dann aber etwas im Hause, so erschallt es freudig aus den jugendlichen Kehlen:

Wir hören die Schlüssel klingen,
Ich glaube, man will uns was bringen usw.,

worauf den Sängern zumeist der erhoffte Lohn zuteil wird.

Söhns knüpft daran die Bemerkung, daß unter Marten allgemein Luther verstanden werde, wiewohl ursprünglich der hl. Martin von Tours zu

Digitized by Google

verstehen sei, und daß sich der an Alter die Reformation weit überragende, im Wotankultus wurzelnde Brauch in den protestantischen Ländern allmählich immer mehr an den Reformator angelehnt habe. Söhns schließt mit den Worten: „Vielleicht berichtet einmal einer von unsern süddeutschen Kollegen, ob das Martinsingen auch im katholischen Süden üblich sei und unter welchen Worten und Bräuchen es daselbst vor sich gehe.

Prof. Wehr, Göttingen, meldet Jahrg. 15, 806, daß das Martenlied auch in Hannover bekannt sei. Dort werde es von Kindern, die meist den niederen Volksschichten angehören, gesungen. Auch da ist von dem Tische und gebratenen Fische die Rede.

Endlich teilt Prof. Walther, Hameln, Jahrg. 17, 525 mit, daß auch an der Weser Kinderscharen am 10. November von Haus zu Haus ziehen und um Äpfel, Nüsse u. dgl. singen. Auch in den von ihm mitgeteilten Martinsliedern spielen „der güldene Tisch, der gebratene Fisch dazu ein Gläschen Wein" eine Rolle. Und so wie im Braunschweigischen machen auch hier die Sänger, wenn sie eine Weile auf die Gaben warten müssen, ihrem Unwillen in Spottversen Luft.

Und nun eine Stimme von der äußersten deutschen Grenzwacht im Süden, dem Kärntnerlande, wo sich deutsches, slavisches und italienisches Volkstum nachbarlich eng berühren.

In einigen Tälern des kärntischen Oberlandes, besonders im Möll- und obern Drautale, besteht noch immer der Brauch, daß am Dienstage, häufiger jedoch am Donnerstage vor und nach dem Feste des hl. Nikolaus (6. Dezember) Knaben, da und dort auch wohl größere Burschen eines Dorfes, von Haus zu Haus ziehen, an die verschlossenen Haustüren pochen (mundartl. klocken, klöckeln) und unter Absingung des Klöcklerliedes Gaben heischen, Äpfel, Nüsse u. dgl.[1]) —

In den Dörfern am Millstätter See und der nächsten Umgebung — (von diesen ist hier die Rede) — wird dieser Brauch an den zwei Donnerstagen nach dem Feste des hl. Nikolaus geübt. Am letzten Donnerstagabend vor dem Weihnachtsfeste unterbleibt er aber, denn dieser Abend hat bei dem Volke als Lisnerabend ganz besondere Bedeutung. An ihm sollen sich nämlich die Haustiere im Stalle erzählen, wer von den Hausbewohnern oder deren Verwandten im kommenden Jahre sterben werde. Durch Horchen (mdartl. lisnen) an der Stallwand soll man das erfahren, so man die richtige Stunde trifft.

---

1) In Carinthia, Mitteilungen des Geschichtsvereines f. Kärnten, Jahrg. 1853 wird dieser Brauch in dem Artikel „Aus dem kärntischen Volksleben" als eine über ganz Süddeutschland verbreitete Volkssitte bezeichnet. — Fr. Franziszi spricht darüber in seinen „Culturstudien über Volksleben, Sitten und Bräuche in Kärnten", ebenso R. Waizer in „Culturbilder und Skizzen aus Kärnten". — M. Lexer, Kärntisches Wörterbuch 161 weist diesem Brauche als einer Art „Klopfangruß" einen Platz unter den Neujahrsbräuchen an. — Vgl. noch Carinthia Jahrg. 92 aus 1902 S. 146 „Die Klöckler in der Millstätter Gegend" von R. Dürnwirth.

Digitized by Google

An den genannten Abenden ziehen in später Dämmerstunde halb erwachsene Jungen in ihrem Dorfe zu einem auserſehenen Hauſe, pochen dreimal in Pauſen mit der Fauſt oder mit Holzſcheiten an die verſchloſſene Haustüre und bitten um Einlaß.[1]) Auf jedesmaliges Klopfen erfolgt von den in der ſogenannten Rauchſtube verſammelten Hausbewohnern das ſogenannte Hinauswünſchen, nachdem auf die Frage des Hausvaters, wer draußen ſei, von den Klöcklern reimweiſe geantwortet worden. Als Probe des Hinauswünſchens diene der Vers:

Hietz (jetzt) is Advent,
Nehmt's (nehmet) 'n Roſenkranz in d' Händ!
Geat's fürchn (gehet voran) zân (zum) Altâr,
Bittet's um a glücklich's neu's Jâhr!

Die Klöckler laſſen ſich jedoch durch die Spottreden nicht abweiſen, ſondern ſingen:

Mir ſchau' mer (wir ſchauen) hält durchs Schlüſſelloch,
Die lângen Brätwürſt hângen noch.
Mir hör' mer (wir hören) ſchon die Schlüſſel kling'n,
Sö wern (ſie werden) uns wohl a Jauſ'n bring'n.[2])
Mir hör' mer ſchon die Scheiter krach'n,
Sö wern uns wohl ane Krapflan (Kuchen) bâch'n (backen).

Darauf wird von innen erwidert:

Klöckler, hietz künnt's eicher geân (könnt ihr hereingehen).
Aber ſingen müet's (müßt ihr) a (auch) no(ch) ſchean.

Die Türe wird vom Bauer oder der Bäuerin geöffnet, die Klöckler werden eingelaſſen und begrüßen nun die Hausbewohner mit Waſſerſtrahlen aus ihren bereit gehaltenen Holunderſpritzen. Man läßt ſich jedoch die Überraſchung willig gefallen, denn je ausgiebiger man angeſpritzt wird, deſto reichlicher wird im nächſten Jahre die Roggenernte, ſagt man. Die Klöckler werden hierauf mit einer Jauſe bewirtet, die aus Nüſſen, gedörrten Zwetſchen, Hutzeln oder Kloatzn (gedörrte Birnen), Brot, Speck, Käſe und — Branntwein beſteht.

Während der Jauſe ſtimmen die Klöckler das „Klöcklerlied" an.

Heint (heute) is der heilige Klöcklerâbend,
Den Gott der Herr erſchâff'n hât.
Wâs wünſch' mer (wünſchen wir) dem Bauer zum neuen Jahr?
Lei[3]) wâs mer ihm wünſch'n, dâs ſoll ſein wâhr.
Den Bauer, den wünſch mer an guldenen Hof,
Zwa riglate[4]) Ochſen und zwa ſpieglate Roß.
Wâs wünſch' mer der Bäurin uſw.[5])
Lei wâs uſw.[6])

1) Schülern iſt es aufs ſtrengſte unterſagt, ſich daran zu beteiligen.

2) = Ein kleines Mahl. — Vgl. die ähnliche Stelle im Braunſchweigiſchen.

3) Füllpartikel, ausſchließlich Kärnten angehörig. Lexer K. Wb. 175. Daher der Volksvierzeiler: „Bin a luſtiger Bue, bin a Karner lei lei, wo a ſcheans Diendle is, is der Karner dabei."

4) Breitrückig. 5) Kehrzeilen.

6) â iſt der tiefe oder dumpfe Laut des Vokals.

Digitized by Google

Der Bäurin der wünsch' mer an guldenen Herd,
Lei däß sie känn koch'n, was ihr Herzl begehrt.
Der Tochter, der wünsch' mer a guldenes Rad'l,
Lei däß sie känn spinnen däs feinste Fad'l.
Den Knecht, den wünsch' mer a guldene Häck'n,
Lei däß er känn lustig die Bamlan umhäck'n.
Der Dirn, der wünsch' mer a guldene [1]) Stieg'n,
Af (auf) ieden Stapf'l (Stufe) a Kind in der Wieg'n
Den Hälter (Hirt) den wünsch' mer a guldene Gaß'l (Peitsche),
Lei däß er känn lustig in Himm'l eine (hinein) rasen (reisen).[2])
Den Kindern, den wünsch' mer an guldenen Tisch,
Af ieder Seit'n an gebrätenen Fisch,[3])
In der Mitt'n äber a Fraggele [4]) Wein,
Lei däß sö (sie) älle recht lustig künn' sein.[5])

Nach aufgezehrtem Imbiß ziehen die Klöckler gewöhnlich in ein Nachbardorf.

Es ist wohl kein Zweifel, daß dieser Brauch ebenfalls dem Kreise des Wotankultus angehört wie der des Martinsingens. Hier lehnt er sich jedoch zunächst an das Fest des hl. Nikolaus an, dem bekanntlich im kath. Süden eine nicht minder große Bedeutung wie dem hl. Martin in andern Teilen Deutschlands zukommt. Interessant ist es, daß sich dieser Brauch nebst einigen im Wortlaute ganz übereinstimmenden Teilen des Liedes bei uns nur in den Hochgebirgstälern erhalten hat. — Wir treffen ihn aber auch noch anderswo. J. Peter erzählt in „Weihnacht im Böhmerwald" (Deutscher Hausschatz in Wort und Bild, Jahrg. 28, 167), daß die Dorfkinder im Böhmerwalde am Neujahrsmorgen das neue Jahr mit folgendem Spruche anwünschen:

I wünsch a nuis Jähr,
A Christkind mit krausem Haar;
An guldenen Tisch,
In jedem Eck an brätna Fisch,
In da Mitt' a Glasl Wein,
Däß da Herr und d' Frau recht lusti künn sein.

Klagenfurt. **K. Dürnwirth.**

5.

„So weit wären wir."

Über den „vorsichtigen Konjunktiv" hat R. Blümel in dieser Zeitschrift 20, 711 gehandelt; daß schon R. Hildebrand (Beitr. zum d. Unterr. S. 91 f.) die Erscheinung in einen größeren Zusammenhang stellte, die er „als die merkwürdigste unserer ganzen Syntax" bezeichnete, scheint ihm ebenso entgangen zu

1) Var. „umlange" = sehr lange. — Um ist im kärnt. Dial. verstärkendes Präfix bei Subst. und Adj. — Nebenform auch **un**.

2) Var. „lei däß er känn die halbe Welt äbras'n" (bereisen). Eine zweite Var. lautet: „den Himm'l äbrasen

3) Var. „An iedem Eck an gebrätenen Fisch."

4) Fraggele = 1,75 Deciliter. — Bedeutung: Fläschchen (le flacon). Durch Wechsel von l und r entstanden. S. Lexer k. Wb. 101.

5) Var. „In der Mitt'n für an ieden a Fraggele Wein,
Lei daß mir (wir) älle recht lustig künn' sein."

Digitized by Google

sein, wie Emanuel Geibels hübscher 'Schulspaß' vom „falsch angewandten Konjunktiv": „der Anderen etwelche möchten —"

Ist die Wendung aber wirklich so merkwürdig und fordert sie wirklich Blümels umständliche Erklärung? Ich glaube, sie ist äußerst einfach zu deuten: als ein in die direkte Rede eingesprengtes Stück indirekter Rede.

Goethes Mutter an den Sohn (Hildebrand a. a. O. S. 91): „Gott Lob und Dank. Das wäre nun auch vorbei. Verkauft sind die Bücher". Indem sie an Wolf schreibt, verschiebt sich ihr die Sachlage, als berichte sie einem dritten von ihrem Brief an ihn — eine psychologisch einfache, oft zu beobachtende Tatsache, daß man den eben entstehenden Brief gleichsam einem Dritten vorliest. „Gott Lob und Dank! ich kann ihm jetzt schreiben, das wäre nun vorbei."

„Ich glaube, meine Herren, damit wäre genug von unserem Aufenthalt in Wien gesagt" (Blümel a. a. O.) = „ich glaube, wenn einer fragt, wäre damit genug gesagt".

Goethe sagt in der „Kampagne in Frankreich": „Von heut und hier fängt eine neue Epoche der Weltgeschichte an, und Ihr könnt sagen, Ihr wäret dabei gewesen". Aber er konnte auch selbst sagen: „Dabei wären wir nun zugegen gewesen!", gerade wie sein Herzog nach der Schlacht bei Jena in die großartig gefaßten Worte ausbrach: „Na — Herzog von Sachsen-Weimar und Eisenach wären wir einstweilen gewesen" — das könnt Ihr nun zu Haus bestellen, möchte man zusetzen. Die lebhafte Erfassung der Situation täuscht Zeugen vor, denen man den Bericht weiter zu berichten hätte: „Erzählt nur, so weit wären wir!"

Berlin. **Richard M. Meyer.**

Bücherbesprechungen.

Dürrs Deutsche Bibliothek, vollständiges Lehrmittel für den deutschen Unterricht an Lehrer- und Lehrerinnenseminaren, herausgegeben von Wilhelm Hering, Seminarlehrer in Northeim, Gustav vorm Stein, Seminardirektor in Genthin, und Lic. Friedrich Michael Schiele, Seminarlehrer a. D. in Marburg. Leipzig, Verlag der Dürrschen Buchhandlung, 1904—1906.

Die neuen preußischen Lehrpläne für die Lehrerbildungsanstalten vom 1. Juli 1901 stellen bedeutend erhöhte Anforderungen an den deutschen Unterricht auf den Lehrerseminaren. Namentlich wird ein umfassenderer und tiefer gegründeter Ausbau der Lektüre angestrebt, und diesen neuen Bahnen, die der Seminarunterricht mit Glück betreten hat, kommt das vorliegende von Schiele, Hering und G. vorm Stein herausgegebene Unterrichtswerk der Dürrschen Verlagshandlung entgegen. Es gliedert sich in drei Reihen, von denen die ersten beiden vollzählig erschienen sind. Die erste Reihe, Band I bis XI, enthält die wichtigsten Schöpfungen unserer deutschen Dichter, vom Hildebrandliede bis zu

Digitized by Google

Gustav Falke und Ricarda Huch. Die zweite Reihe, Band XII—XVI, bringt bedeutsame Aufsätze oder Abschnitte aus den Schriften hervorragender Gelehrter und Schriftsteller aus den Gebieten der Religion, Geschichte, Erdkunde, Physik, Chemie, Botanik, Zoologie und Ästhetik, die neben einem wertvollen Inhalte zugleich auch eine mustergültige stilistische Form zeigen. Diese 16 Bände bilden ein zusammenhängendes, wohlgegliedertes Ganzes, und man kann nach den bisherigen Erfahrungen, die mit diesem Unterrichtswerke gemacht worden sind, wohl hoffen, daß durch diese groß angelegte Bibliothek der deutsche Unterricht in unseren Seminaren auf eine achtunggebietende Höhe gehoben werden wird. Die dritte Reihe, die lediglich Ergänzungsbände für die Privatlektüre oder für besondere Unterrichtsaufgaben bringen soll, ist noch nicht erschienen, wenigstens ist sie mir noch nicht zu Gesicht gekommen.

Band I, Älteres Epos, von Gustav vorm Stein (Preis geb. M. 1,20), enthält das Hildebrandlied in Übersetzung (nach Böttticher und Kinzels Denkmälern), 24 Gesänge aus dem Nibelungenliede in Übersetzung teils von Simrock, teils von Henke, mit dazwischengefügter Inhaltserzählung nach Uhland, eine längere Probe des Urtextes ist angeführt. Aus Gudrun werden einige Gesänge in Klees Übersetzung gegeben, die Zwischenerzählungen gleichfalls nach Uhland. Ein Anhang behandelt das Wichtigste aus der deutschen Heldensage. Daran schließt sich eine kurze Darstellung des höfischen Epos mit Proben aus Hartmanns Armem Heinrich, Wolframs Parzival und Gottfrieds Tristan und Isolde in Übersetzung von Wolzogen und Hertz. Knappe, meist zutreffende Erklärungen sind in alphabetischer Folge zum Schlusse des Bandes angefügt. Die ganze Auswahl ist freilich etwas dürftig. Sollte es sich nicht empfehlen, wenigstens Nibelungenlied und Gudrun in etwas vollständigerer Fassung zu geben? Die Bibliothek soll ja die Schulausgaben ersetzen.

Band II, Neueres deutsches Epos, herausgegeben von Dr. Gustav Borger (Preis geb. M. 1,80), ist eine meisterhafte Arbeit. Sehr geschickt ist die Auswahl aus Homers Ilias und Odyssee (in der Übersetzung von Voß). Auch aus Klopstocks Messias, Wielands Oberon und Herders Cid werden geeignete Gesänge geboten. Goethes Hermann und Dorothea ist natürlich vollständig aufgenommen. Besonders wertvoll ist es, daß der Herausgeber auch sehr hübsch gewählte und ausreichende Proben aus Otto dem Schützen von Kinkel, dem Trompeter von Säkkingen von Scheffel, der Völkerwanderung von Hermann Lingg, aus Huttens letzten Tagen von Konrad Ferdinand Meyer, Dreizehnlinden von Friedrich Wilhelm Weber und Bruder Rausch von Wilhelm Hertz gibt. In einem besonderen Abschnitte behandelt er das neuere deutsche Idyll. Er bietet die 1. Idylle aus der Luise von Voß, den alten Turmhahn von Eduard Mörike, des alten Pfarrers Woche von Annette Freiin von Droste-Hülshoff und zwei Gesänge aus dem Winteridyll Karl Stielers. Dieser Band sei namentlich auch den Gymnasien, Realschulen und höheren Mädchenschulen warm empfohlen.

Einer der besten Bände der ganzen Sammlung ist Band III: Sang und Spruch der Deutschen, herausgegeben von Friedrich Michael Schiele.

Digitized by Google

Die Sammlung ist volkstümlich, lebendig, deutsch. Goethes Wort: „Macht mich was empfinden, was ich nicht gefühlt, was denken, was ich nicht gedacht habe", das dem Bande als Motto vorangesetzt ist, ist in Wahrheit durchgeführt. Die Gedichte sind nicht nach ihrem literarhistorischen, sondern nach ihrem lebendigen Gegenwartswerte ausgewählt. Bei vielgesungenen Liedern ist die Melodie mitangeführt. Die Auswahl beschränkt sich auf die lyrische und epigrammatische deutsche Dichtung und gliedert sich im Anschluß an die Lehrpläne in folgende Abschnitte: Walther von der Vogelweide und die Minnesinger, das Volkslied (1. Mythisches, 2. Episches und Historisches, 3. Ballade, 4. Lied, 5. Geistliche Dichtung, 6. Spruchweisheit des Volkes, 7. Brauch und Spiel in Lied und Reim, 8. Stimme der Völker), Deutsche Dichter von Luther bis Klopstock, Goethe, Goethes Zeitgenossen (Matthias Claudius, Gottfried Bürger, Ludwig Hölty, Voß, Friedrich Leopold Graf zu Stolberg, Maler Müller, Schubart, Johann Peter Hebel, Hölderlin, Friedrich Schlegel, Novalis, Tieck, Johann Gottlieb Fichte, W. von Humboldt, Brentano, Achim von Arnim, Uhland, Friedrich de la Motte Fouqué, Arndt, Heinrich von Kleist, Schenkendorf, Justinus Kerner, Eichendorff), die Erben der großen Zeit (Rückert, Wilhelm Müller, Franz Grillparzer, Platen, Heine, Lenau, Hoffmann von Fallersleben, Georg Herwegh, Gottfried Kinkel, Geibel, Gerok, Johann Georg Fischer, Friedrich Wilhelm Weber, Hermann Lingg, Viktor Scheffel, Paul Heyse, Heinrich Leuthold, Konrad Ferdinand Meyer), neue Lieder (Mörike, Wilibald Alexis, Annette von Droste-Hülshoff, Hebbel, Ludwig, Keller, Storm, Klaus Groth, Fritz Reuter, Theodor Fontane, Detlev von Liliencron), Gestern und heute (Gedichte von Avenarius, Martin Greif, Gustav Falke, Heinrich Seidel, Johannes Trojan, Dehmel, Adolf Bartels, Arno Holz, Hans Benzmann, Bierbaum, Fritz Lienhard, Ricarda Huch u. a.). Vom ästhetischen Standpunkte läßt sich freilich manches einwenden. Ganz verwunderlich war es, daß in der ersten Auflage Schiller fehlte. In der zweiten Auflage ist dieses Versehen gut gemacht, Schiller ist auf Seite 197—236 nunmehr in einer guten Auswahl vertreten. Von den ungesunden Romantikern, die viel zu reichlich bedacht sind, und deren Nachfolgern könnte getrost mindestens die Hälfte gestrichen werden. Besonders glücklich ist aber die Volksdichtung und die Dichtung der Gegenwart behandelt.

Band IV und V, Deutsche Bühne, bringen Schulausgaben von Goethes Götz von Berlichingen, herausgegeben von Dr. Heinrich Lewin; Schillers Wilhelm Tell, herausgegeben von Wilhelm Ewerding; Jungfrau von Orleans, herausgegeben von Otto Gerlach; Wallenstein, herausgegeben von Dr. Karl Heilmann; Lessings Minna von Barnhelm, herausgegeben von Jakob Stoffel; Goethes Egmont, herausgegeben von Martha Siber, und Shakespeares Julius Cäsar, herausgegeben von Dr. Friedrich Ballauf. Die Texte sind sorgfältig wiedergegeben, und in einem Anhang sind jedem Bande treffliche Erläuterungen angefügt, in denen namentlich die Briefe und Gespräche der Dichter in sehr hübscher Weise herangezogen sind.

Band VI, herausgegeben von Wilhelm Hering, enthält Briefe und Reden von Luther bis zu Bismarck und Wilhelm II. Weshalb eine ganz

Digitized by Google

unzulängliche Rede von Stöcker über die soziale Frage mit aufgenommen ist, erscheint völlig unverständlich. Dagegen fehlt Treitschke, einer unserer größten Redner, und mancher andere. Ebenso ist die Auswahl aus den Reden Bismarcks und Kaiser Wilhelms II. dürftig und unzureichend. Im übrigen verdient jedoch der ganze Band, namentlich in bezug auf die Zeit Goethes und Schillers und das 19. Jahrhundert bis 1870, volles Lob.

In Band VII, herausgegeben von Richard Busch, sind „Deutsche Dichter und Prosaisten von Luther bis zu Lessing" enthalten. Hier sind Martin Luther, Johann Fischart, der Meistergesang, Hans Sachs, Ulrich von Hutten, Martin Opitz, Andreas Gryphius, Friedrich von Logau, Paul Fleming, Johann Michael Moscherosch, Simon Dach, Johann Scheffler, Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen, Johann Christian Günther, Albrecht von Haller, Friedrich von Hagedorn, Gottsched, Bodmer, Breitinger, Gellert, Lichtwer, Salomon Geßner, Christian Ewald von Kleist, Gleim, Ramler, Klopstock, Matthias Claudius in einer etwas breiten und wenig künstlerischen Auswahl vertreten. Der Herausgeber scheint dabei von einem gewissen System literarhistorischer Vollständigkeit ausgegangen zu sein, wodurch mehr der Standpunkt des Wissens und Kennens als der einer harmonischen künstlerischen Ausbildung der Persönlichkeit in den Vordergrund gerückt worden ist. In der zweiten Auflage sind die Gedichte weggelassen, da diese von der zweiten Auflage an dem von Schiele herausgegebenen dritten Bande zugewiesen worden sind. In die nur noch die Prosa von Luther bis Lessing enthaltende zweite Auflage sind größere Abschnitte aus den Volksbüchern von Eulenspiegel und Faust, aus „Judas dem Ertz-Schelm" von Abraham a Santa Clara und den patriotischen Phantasien von Justus Möser aufgenommen worden. Die neu hinzugekommenen Stücke bedeuten eine Bereicherung des Inhalts.

Die Bände VIII—XI enthalten Schulausgaben der Prosaschriften von Lessing, herausgegeben von Walther Vorbrodt, Herder, herausgegeben von Eugen Kühnemann, Goethe, herausgegeben von Karl Muthesius und Schiller, herausgegeben von Dr. Paul Richter. Diese Ausgaben sind im allgemeinen recht gut und verdienen warme Empfehlung. Nur dürfte die Auswahl aus Lessings theoretischen Schriften ganz wesentlich zu beschränken sein, da sie vieles Nebensächliche und längst Überwundene enthält. Auf S. 101 der Lessingausgabe Vorbrodts findet sich ein irreführender Druckfehler, indem Vorbrodt sagt, daß nach der Theorie Gottscheds das Trauerspiel nur Leiden von Herren (statt des richtigen: Heroen) und an Fürstenhöfen darstellen sollte. Sehr feinsinnig und geschmackvoll ist namentlich die von Karl Muthesius gegebene Auswahl aus Goethes Werther, Wilhelm Meister, Dichtung und Wahrheit sowie aus dessen kleineren biographischen und naturwissenschaftlichen Schriften. Auch Kühnemann bietet, wie immer, Vorzügliches. Richters Schillerauswahl haben wir bereits im Schillergedächtnisjahre 1905 in unserer Zeitschrift gewürdigt.

Band XII—XVI bildet die zweite Reihe von Dürrs Deutscher Bibliothek. Diese zweite Reihe enthält Aufsätze von bedeutenden Gelehrten und Schrift-

Digitized by Google

stellern aus den Hauptgebieten unseres geistigen Lebens, Aufsätze, die nicht nur einen wertvollen Inhalt, sondern auch eine treffliche sprachliche und stilistische Form haben, so daß sie für die verschiedensten Darstellungsformen als mustergültige Stilproben gelten können. Die einzelnen Bände behandeln folgende Gebiete: Band XII, Deutscher Glaube, herausgegeben von Friedrich Michael Schiele, gibt Aufsätze aus dem Gebiete der Religion von Goethe und Herder bis zu Adolf Harnack und Friedrich Naumann, ja geht bis auf Luther und Zwingli zurück. Band XIII, Geschichte, herausgegeben von Wilhelm Hering, enthält Aufsätze der hervorragendsten Geschichtsschreiber. Band XIV, Die deutsche Heimat, herausgegeben von Robert Günther, und Die Fremde, herausgegeben von Dr. Bruno Schubert, schildert Land und Leute, Sprache, Sitte und Eigenart des deutschen Vaterlandes und der außerdeutschen Kulturländer in Abschnitten aus den Werken unserer besten Sachkenner und Gelehrten. Band XV, Kunst und Künste, herausgegeben von Dr. Hermann Oeser und Prof. Gustav Jenner, bringt Aufsätze über das Schöne, die Kunst und den Künstler, die bildenden Künste und die Musik. Band XVI endlich, Kraft und Leben in der Natur, herausgegeben von Prof. Dr. K. Schaum und Dr. E. Teichmann enthält Lesestücke aus dem Gebiete der Physik und Chemie, der Botanik und Zoologie. Viel Fesselndes und Belehrendes ist in diesen Bänden gesammelt, und die Belesenheit, die Umsicht und der Feinsinn der Herausgeber verdienen volle Anerkennung.

Sehr wertvoll ist für die praktische Verwendung des ganzen Werkes der beigegebene „Stoffverteilungsplan und das Gesamt-Inhaltsverzeichnis zu Dürrs Deutscher Bibliothek", der die Befürchtung, es könnte in dem Gesamtwerke zu viel und ein zu buntes Allerlei geboten sein, wesentlich zerstreut und in geschickter Weise zeigt, wie der reiche Stoff in den einzelnen Klassen allmählich verarbeitet und verwertet werden kann.

So kann das Gesamturteil über das ganze Werk nur durchaus günstig sein. Der deutsche Unterricht in unseren Lehrerbildungsanstalten wird durch diese schöne Sammlung auf eine weit höhere Stufe gehoben, als er bisher einnahm, und die Behandlung unserer Sprache und Literatur wird dadurch in ungeahnter Weise erweitert und vertieft.

Dresden. **Otto Lyon.**

Ave Italia! Reisestimmungen und Studien von Alexander von Gleichen-Rußwurm. Mit 22 Vollbildern. Berlin, Verlagsbuchhandlung Alfred Schall, 1906. 335 S. Preis geh. 4 M., geb. 5 M.

Unter der reichen Fülle buntfarbiger, lebensvoller Schilderungen von Reiseeindrücken, die ein längerer oder kürzerer Aufenthalt im sonnigen Süden in den Herzen schönheitsbegeisterter Italienfahrer zurückgelassen hat, ragt bedeutungsvoll das vorliegende Werk Alexanders von Gleichen-Rußwurm hervor. Es ist nicht eine der landläufigen, in rasch aufflammender, aber auch allzuschnell wieder verrauchender Begeisterung hingeworfenen Schilderungen von Land und Leuten jenes gesegneten Erdstrichs, sondern eine tiefgründige,

Digitized by Google

auf feinstem Kunstverständnis und solider wissenschaftlicher Bildung beruhende Würdigung der kulturellen Bedeutung Italiens, ein Werk, das der Verfasser allzubescheiden harmlose Plaudereien und Kleinigkeiten sonder Ansprüche nennt. Gerade für die will er schreiben, denen „die unbefangene Freude am klassischen Altertum durch üble Schulerinnerungen vergällt ist und die allem den Rücken wenden, was mit lateinischen Dingen in Berührung ist". Der Zweck, den der Verfasser mit seinem Buche verfolgt, ist in allererster Linie, in seinen geistvollen Stimmungsbildern den denkenden Leser anzuregen und sein Gemüt empfänglich zu machen für die großen Zusammenhänge oder, wie er selbst einmal sagt, kurze Schlaglichter auf die Welt von heute zu werfen, die sich tummelt und ausbreitet im Schatten der Vergangenheit. „Die Seele, das Unsterbliche der italienischen Landschaft, der Bauten und Trümmer, liegt in den Erinnerungen, die der Gebildete an sie knüpft." Auf Schritt und Tritt werden wir deshalb nachdrücklichst daran erinnert, auf welch altem, ehrwürdigem Kulturboden wir in Italien stehen, und mit wie großem Recht die Gebildeten aller Völker jenes Land ihre zweite Heimat nennen.

Das Buch zerfällt in folgende sechs Abschnitte: I. An den Pforten Italiens. II. Die Meerfee: Novemberstimmung, Venezianer Liebespaare. III. Urbs aeterna: Berühmte Wanderer, Der Kunstgedanke in Rom, Renaissance und Gegenwart, Tageseindrücke. IV. Augenblicksbilder. V. Latium: Tuskulum, Subiaco, Frühlingstage in Latium, Altes und Neues von Monte Cassino. VI. Im Schatten der Vergangenheit: Unser Altertum, Das heilige Jahr.

So ziehen in vornehmer, oft zu hohem dichterischem Schwung und ungekünsteltem Pathos sich erhebender, bilderreicher Sprache glanzvolle, geistsprühende Essays an unserem Auge vorüber, wobei manch ausgezeichnetes, von scharfem Verstand, tiefer Menschenkenntnis und geläutertem Kunstsinn zeugende Urteil gefällt wird. So spricht der Verfasser beispielsweise S. 98 das treffende Wort: „Um Statuen lieb zu gewinnen, ihren Wert vollständig zu verstehen und einzudringen in das individuelle Leben ihres marmornen Daseins muß man sie in ihrer Heimat aufsuchen", oder er zieht S. 163 folgende interessante Parallele zwischen Rom und Griechenland mit den Worten: „Ein tiefer Abstand gähnt zwischen der römischen und griechischen Welt. Diese ruhte, auch in dem eigensten und schönsten Teil ihres schöpferischen Lebens, der Kunst, auf den großen Grundlagen der Natur. Die römische Welt ging in unbewußtem Drange von der Idee des Staates aus, und das sittliche Schaffen der öffentlichen Gemeinschaft blieb ihr Hauptzweck, bis die Politik keine Befriedigung mehr gewährte, und die Sehnsucht nach der Natur und ihren stillen Freuden[1]) mit zwingender Gewalt Lebenskünstler und Philosophen ergriff." Höchst überraschend und lehrreich ist u. a. auch der Vergleich, der S. 177 angestellt wird, zwischen dem alten Rom und dem modernen Amerika, zwischen

1) So ist wohl wenigstens zu lesen statt des sinnstörenden Druckfehlers „stillen Freunden". Vgl. auch zwei andere Druckfehler: S. 104, Z. 9 v. o. mormorne, statt marmorne, S. 160, Z. 3 v. u. Oriv. statt Orid.

Digitized by Google

der imperialistischen Politik der Vereinigten Staaten und dem stolzen Bestreben der Machthaber auf dem antiken Kapitol, ihren Willen dem orbis terrarum aufzudrücken.

Doch genug der Einzelheiten! Wir hoffen, durch diese knappen Proben bei unseren Lesern den Wunsch rege gemacht zu haben, das originelle, geistvolle Buch Alexanders von Gleichen-Rußwurm näher kennen zu lernen; seine Lektüre wird nicht nur in den Herzen derer, die bereits das Glück hatten, Italiens heiligen Boden zu betreten, schöne, unvergeßliche Erinnerungen wecken, sondern auch denen einen hochwillkommenen Genuß bieten, die die „Sehnsucht, sich in südlicher Sonne zu baden", noch nicht stillen konnten. Geschmückt mit einem prächtigen, den italienischen Landschaftscharakter meisterhaft wiedergebenden, in Buntdruck ausgeführten Titelbilde, dem sich noch zweiundzwanzig recht geschickt ausgewählte Vollbilder anschließen, wird das Werk des geschätzten Verfassers, äußerlich wie innerlich betrachtet, eine vornehme Zierde jeder Bibliothek bilden.

Dresden. Dr. **Woldemar Schwarze.**

Severus, Dr. Martin, Der Notstand des deutschen Unterrichtes in den oberen Klassen unserer höheren Schulen. Eine Schrift für Lehrer und Laien. Leipzig, Paul Eger 1906.

Nach zwei umfangreichen, den armen Gymnasiallehrer des Deutschen niederschmetternden Erklärungen von Wilamowitz und Mommsen beginnt der Verfasser seine Klagen über den Notstand des deutschen Unterrichtes mit einer Besprechung der Literaturgeschichte auf dem Gymnasium. Er verlangt hier möglichst große Freiheit sowohl für den Lehrer, der nicht durch zu enge Vorschriften gegängelt werden dürfe, als für den Schüler, dem nicht ein Wissen von Tatsachen dabei einzupauken, sondern Lust zum eigenen Kennenlernen einzuflößen sei. Bei der Behandlung der einzelnen klassischen Schriftwerke tadelt der Verfasser vor allem das Zerpflücken der Dichtungen, um bestimmte Gedankengänge zu verfolgen oder gar Stoff für schriftliche Ausarbeitungen zu sammeln, wodurch der Eindruck eines Kunstwerkes völlig zerstört werde. Nicht zur Verstandesübung seien derartige Schöpfungen da, sondern um ehrfurchtsvolles Nachempfinden ihrer Schönheit, Scheu vor ihrem Geheimnis zu erwecken. Also nur anregen solle die Schule zum künstlerischen Genuß durch kurze Andeutungen, durch Vorbereitung auf gute Theateraufführungen, durch Vorlesenlassen mit verteilten Rollen. Besonders aber müsse auch die neuere und neueste Dichtung berücksichtigt werden. Dagegen könne Goethe kaum noch ausführlicher als jetzt behandelt werden, „denn im allgemeinen ist Goethe zu groß für Neunzehnjährige". — Der zweite Teil des Heftes handelt vom deutschen Aufsatz. Mit diesem in seiner gegenwärtigen Gestalt soll gründlich aufgeräumt werden. Die Begründung, er sei notwendig, weil er den Ausdruck bilde, ist nach dem Verfasser deshalb hinfällig, weil dies ja fast alle anderen Schulfächer ebenfalls tun. Aber genau genommen verdirbt er nur den Ausdruck, denn dieser soll doch eine Persönlichkeit widerspiegeln, angezüchteter Ausdruck kann dies aber nicht mehr. Nur zu dem Aberglauben

Digitized by Google

hat er verführt, daß ein Gebildeter über alles richtig sprechen und schreiben könne. Auch die andere dem deutschen Aufsatz nachgesagte Eigenschaft, er führe zum richtigen Denken, hat er mit den anderen Fächern gemein, nur fragt es sich, ob dichterische Kunstwerke vor allem zu diesem Zwecke gemißbraucht und dadurch den Schülern verekelt werden dürfen. Dazu kommt noch, daß die „Aufsatzlehren" in viel schlimmerem Maße als die alte Chrie zur Gedankenflachheit, zum inhaltlosen Dünkel verleiten, weil sie im Schüler die Einbildung hervorrufen, über die größten Fragen aburteilen zu können. Der Vorwand, der deutsche Aufsatz komme doch dem Triebe nach eigenem Schaffen entgegen, verrät doch nur eine bedauerliche Unkenntnis davon, wie leichtsinnig und widerwillig die Schüler fast durchgängig einen Aufsatz zusammenschreiben. Man vergleiche damit ihre wirklich eigenen, nicht befohlenen Leistungen in Briefen, Gedichten u. dgl.! Ganz besonders schlimm steht es nach dem Verfasser mit der Dispositionslehre, die oft einen geradezu lächerlichen Mangel an Logik zeigt und zugleich zur Anwendung eines gedankenleeren Schematismus führt. Wenn dann zur Verteidigung des „Literaturaufsatzes" betont wird, dieser sei zum Verständnis der Dichterwerke nötig, so kann man wohl in vielen Fällen diesen Satz einfach umdrehen. Aber selbst angenommen, er wäre aufrichtig gemeint, so sind derartige Aufsätze doch nicht zu billigen. Denn, wenn allgemeine Lehrsätze auf ein einzelnes Kunstwerk angewendet werden, treffen sie entweder nicht zu oder sind an sich so selbstverständlich, daß nur zwecklose Breittreterei daraus einen Aufsatz schaffen kann; ferner bloße, ungeschickte Wiedergabe des Inhaltes eines Dichterwerkes trägt ihre Verurteilung in sich; Erklärungen schwieriger Stellen einer Dichtung können leicht zu törichter Selbstüberschätzung des Schülers führen; zusammenfassende Charakterschilderungen oder Beschreibungen zerstören den Zusammenhang mit der Umgebung im Kunstwerk, machen daher aus den Personen Gliederpuppen, aus der Darstellung eine Sammlung von Altertümern; endlich die Beurteilungen von Einzelheiten in Dichtungen bringen einerseits den Schüler wieder in die Gefahr der Überhebung und anderseits nötigen sie Schüler ohne literarische Neigungen gewaltsam zu einer unnatürlichen Anteilnahme, ganz abgesehen davon, daß auch für Aufgaben dieser Art eine Menge „unerlaubter" Hilfsmittel zu Gebote steht. Von einer wirklichen Förderung des Verständnisses für die Dichtungen ist somit bei fast allen diesen Aufsätzen keine Rede. „Das Schreiben über die Werke unserer Dichter ist überhaupt zum großen Teile gelehrter Unfug." „Wenn ein Oberlehrer irgendwelche Beziehungen zwischen zwei Stoffen entdeckt hat, so muß die Klasse seine Entdeckungen im Aufsatze verwerten." Dies gilt ganz besonders von den beliebten, oft ganz unmöglichen Vergleichen. — „Und das Schlußergebnis? Weg mit jedem Literaturaufsatz aus der höheren Schule!" Ja, überhaupt mit dem Aufsatze im bisherigen Sinne. Statt dessen sollen in allen Fächern, die sich dazu eignen, häufige kurze Wiedergaben aus dem durchgenommenen Unterrichtsstoff, sog. Stilarbeiten (in Sachsen: Facharbeiten), geschrieben werden. Einigemal sollen auch größere prosaische Musterstücke in dieser Weise zusammengefaßt werden. Durch

Digitized by Google

derlei Arbeiten wird alles das wirklich erreicht werden, was man vom bisherigen Aufsatz vergebens erhofft: Gewandtheit im Gebrauch der Muttersprache, scharfes Denken, innere Bereicherung.

Man wird nicht umhin können, dem Verfasser in manchen Dingen recht zu geben. Vor allem wird man, was unsere Klassiker anlangt, eingestehen müssen, daß durch das Gymnasium bisher die Neigung der Schüler, sich auch nach dem Abgang von der Schule noch mit dieser Literatur zu beschäftigen, nicht gerade erhöht worden ist, doch geht Severus sicher zu weit, wenn er die Schuld dafür nur der Behandlungsart dieses Faches zuschieben will; sie ist doch nicht überall so verschroben wie in den von ihm mitgeteilten Beispielen. Vielmehr teilt die deutsche klassische Literatur das Schicksal, nach dem Verlassen der Schule nicht mehr sonderlich beachtet zu werden, in der Regel mit den übrigen Fächern insgesamt, denn wer kümmert sich wohl später, wenn ihn nicht der Beruf dazu nötigt, um Religionsgeschichte, Schriften des Altertums, Mathematik? Es ist wohl weniger das Gefühl der verstandesmäßigen Übersättigung, das zu diesen Unterlassungssünden führt, als einmal die, wenn auch unbegründete, Empfindung alle diese Dinge mit dem Schulbesuch erledigt, abgeschlossen zu haben und sich gewissermaßen wieder auf den Schülerstandpunkt herabzudrücken, wenn man solche schon für Kinder begreifliche Gegenstände als erwachsener Mensch wieder vornehmen wollte, anderseits aber sicher auch der Drang des Lebens, der bei der allgemeinen Unrast die meisten lieber zu der bequemer liegenden, leichter aufnehmbaren neueren und neuesten Literatur greifen läßt als zu den immerhin einige Anstrengung verlangenden Klassikern. Daß starkes, tiefes Eingehen auf Schriftwerke nicht, wie Severus meint, unbedingt zur Verekelung der Sache führen muß, lehrt ein Blick in die Vergangenheit. Wer jemals Männer kennen gelernt hat, die noch aus der Zeit des Gymnasialunterrichtes stammten, wo Lateinisch und Griechisch fast durchaus die Alleinherrschaft behaupteten, wird gewiß bemerkt haben, wie diese alten Herren mit Liebe an ihren römischen und griechischen Klassikern hingen und sie fortwährend im Munde führten, obgleich sie ihnen doch nach der obigen Ansicht hätten „zum Halse heraushängen" müssen. Zwar wird man wieder einräumen müssen: in jenen Zeiten hat man den Schülern nicht durch vieles Ästhetisieren den Gegenstand erst auf Umwegen beizubringen sich bemüht, aber ob nicht die vielen grammatischen Auseinandersetzungen noch viel schlimmer waren? So könnte man also im Gegenteil wünschen: besonders in Anbetracht dessen, daß die meisten Schüler später doch nicht dazukommen, ihre deutschen Klassiker wieder zu studieren, sollten sie ihnen auf der Schule noch viel eindringlicher dargelegt und natürlich vor allem ihrem Herzen nahegebracht werden. Daß dazu der von Severus vorgeschlagene Weg allein genüge, ist zu bezweifeln. Wer da weiß, wie wenige Schüler auch nur den geringsten Anforderungen an dramatisches Lesen entsprechen, wird schon auf diesem Gebiete nur selten Nutzen davon erwarten, wenigstens für die große Menge. Aber selbst zugegeben, daß der Vortrag Eindruck mache, kann er wohl nachhaltig sein, wenn das Verständnis mangelt? Ohne eine, natürlich knappe,

Digitized by Google

Erklärung geht es also selbst auf dem Gebiete des Dramas, wie auch Severus zugibt, nicht ab. Und wie wird es nun z. B. mit Goethes Faust oder allen Romanen, die doch auch Kunstwerke sind, oder den mundartlichen Dramen der Neuzeit? Auch hier muß verstandesmäßige Darlegung doch das meiste tun, und nur darauf muß streng gehalten werden, daß sie die Teilnahme für den Gegenstand so stark wie möglich erweckt.

Heftiger noch als gegen die bisherige Behandlung der Literatur eifert der Verfasser, wie oben zu sehen, gegen die übliche Art der deutschen Aufsätze. Doch wird man ihm hier noch weniger beistimmen können als vorher, denn seine Vorwürfe richten sich mehr gegen Mißbrauch der Einrichtung als gegen diese selbst. Gewiß ist es verfehlt, den Stil der Aufsätze in eine Form zu pressen und sich dann noch einzubilden, in ihm den Ausdruck einer Schülerpersönlichkeit zu haben — aber, ist denn dies das gewöhnliche Verfahren? Ist es bei den umfangreichen Arbeiten der oberen Klassen überhaupt möglich? Gewiß ist es ein Unrecht, ein dichterisches Kunstwerk als Turngerät für schriftstellerische Jugendübungen zu benutzen — aber sind denn derartig ungeschickte Aufgaben wirklich so sehr die Regel? Und man darf auch nicht zu zimperlich sein — hat es dem Straßburger Münster in Goethes Augen geschadet, daß er ihn auch dazu benutzte, sich den Schwindel abzugewöhnen? Am schwächsten ist die Widerlegung der Ansicht, daß der Aufsatz dem Triebe nach eigenem Schaffen entgegenkomme. Also weil faule Schüler erst am Abend vor der Abgabe den Aufsatz zusammenschmieren oder allerhand Hilfsmittel benutzen, deshalb soll diese Ansicht falsch sein! Ähnlich heißt es dann später noch einmal, daß die an sich noch am ehesten zulässigen Beurteilungen von Einzelheiten in einer Dichtung doch „für viele Schüler der Klasse nicht die Anziehungskraft hätten, daß sie ihnen das erforderliche Durchdenken widmen könnten . . ."! Bereitwillig sei aber anerkannt, daß sich in dem Schriftchen auch viele feine Bemerkungen über das Verhältnis von Dichtung und Aufsatz vorfinden. Das Allheilmittel des Verfassers jedoch, nur Reproduktionen, Wiedergabe durchgenommener Lehrstoffe, Inhaltsangaben lehrhafter Schriftstücke zu verlangen, kann nicht als ausreichend bezeichnet werden. Abgesehen davon, daß der Verfasser dabei selbst mit sich nicht ganz in Einklang bleibt, wenn er (S. 53) sagt: „Literaturaufsätze, die weiter nichts tun, als Dichterwerke ganz oder teilweise in veränderter Form wiedergeben, entbehren jeder Daseinsberechtigung" und (S. 66) prosaische Schriften von Lessing und Schiller, die doch auch Werke großer Männer sind, zu solchen Wiedergaben empfiehlt, abgesehen auch davon, was denn nun ein Schüler, außer diesen nur ausnahmsweise vorkommenden Inhaltsangaben, aus dem deutschen Unterrichte für reproduzierende Facharbeiten liefern soll, als eben doch wieder literarische Betrachtungen, soweit er sie vom Vortrage des Lehrers im Gedächtnis behalten hat — von alledem abgesehen sind denn doch die angeführten Hauptgründe für den bisherigen Aufsatz von Severus nicht genügend widerlegt: Anregung zu umfassenderer Denktätigkeit, Anlaß doch einmal etwas Eigenes zu geben, bietet der deutsche

Digitized by Google

Aufsatz doch ganz sicherlich in erster Linie. Gewiß, es herrscht jetzt eine gewisse Schreibseligkeit, aber wer will behaupten, daß der deutsche Aufsatz daran schuld sei? Dies ist doch lediglich Charaktersache. Natürlich werden die Schüler über Sachen sprechen müssen, die sie größtenteils eben erst kennen gelernt haben, aber dafür erwartet man auch keine Meisterwerke von ihnen. Der Vorschlag des Verfassers dagegen könnte für den Charakter viel schlimmere Folgen haben, als der jetzt vielleicht hier und da sich einstellende Eigendünkel Wer jemals deutschen Unterricht in oberen Klassen kennen gelernt hat, weiß, welche Mühe es kostet, gute aber schüchterne Schüler dazu zu bringen, daß sie es wagen, ihre eigene Meinung schriftlich auszusprechen. Wie verhängnisvoll könnte es werden, wenn man alle dazu zwingen wollte, während ihrer ganzen Schulzeit nur immer gehorsamst nachzubeten! Und weiter: wie sehr sehnen sich unternehmende, selbstbewußte Knaben schon oft in den Mittelklassen danach, endlich einmal etwas Eigenes zu leisten! Und endlich, wie spricht sich bei der Zurückgabe der Aufsätze der Anteil eines jeden Verfassers daran so sehr viel deutlicher aus als bei den fremdsprachlichen, nach der Regel gebildeten Leistungen, weil ein jeder fühlt, daß er hier etwas Eigenes, einen Teil seiner Persönlichkeit gegeben hat! Und solche Zeichen des natürlichen Ringens nach freier Selbstbestimmung soll man doch gerade bei der Erziehung wohl beachten.

Dresden. Prof. Dr. **Deneke.**

Aus meiner Studienmappe. Essays von Emil Soffé. Brünn, Druck und Verlag von Friedr. Irrgang, 1906, 8° u. 188 S. Preis 2 M. brosch.

Seinen „Bunten Blättern" (1899) läßt der bekannte Essayist eine zweite Reihe von Studien folgen, die seinen Freunden Prof. Bayer und F. v. Saar gewidmet sind und verschiedenen Wissensgebieten angehören. Voran gehen flott geschriebene Aufsätze über die berühmten Kupferstecher Callot, Cruikshank und Chodowiecki, von denen uns der letzte sicher am meisten interessiert. Er war „der trefflichste Schilderer der deutschen Gesellschaft des 18. Jahrhunderts" (1726 bis 1801) und hängt mit unserer klassischen Literaturperiode enge zusammen. Von Lessings „Minna von Barnhelm" bis auf Goethes „Hermann und Dorothea" hat er mit dem kunstreichen Stichel zahlreiche poetische und prosaische Werke illustriert und dadurch zum Verständnisse derselben wesentlich beigetragen. Stoffe aus dem deutschen Volksleben gelangen ihm am besten, wenn er aber in höhere Kreise geriet, wurde der „Deutsche Hogarth" gewöhnlich steif und lehrhaft. Im Alter verlor der brave Mann, der sich sein Leben lang geplagt und auch die Not kennen gelernt hatte, an Beliebtheit. In einem Briefe an den Hofrat Becker v. J. 1799, der in Berlin eben zur Versteigerung ausgeboten wird[1]), klagt er in bitteren Worten, daß er nun alt und krank sei und „aus der Mode komme". Er gleicht in mancher Hinsicht Nicolai.

1) Die Autographensammlung A. Meyer Cohns 2., 235 Nr. 2625

Digitized by Google

Die spannende Erzählung vom „Jud Süß", dem geriebenen Abenteurer, der 1738 am Galgen starb, gehört der Kulturgeschichte an; literarisch bemerkenswert sind die nach Ditfurth gebotenen Spottlieder, die Soffé aus mündlichen Angaben ergänzt. In dem Aufsätzchen „Der Geisterbanner Schrepfer und Schiller" (S. 112 ff.) wird der Beweis geführt, daß zu Schillers „Geisterseher" mehr der Leipziger Kaffeesieder als der berühmtere Cagliostro Modell gestanden habe. Einen kleinen Beitrag zur deutschen Literaturgeschichte finden wir auch in der Abhandlung über Kunstpflege am Hofe der Tudors, vornehmlich über den Aufenthalt des jüngeren Holbein am Hofe Heinrichs VIII.; in einer Anmerkung S. 180 macht Soffé geltend, daß das Motiv von der Belagerung der keuschen Festung in Schillers „Maria Stuart" II, 1 einem englischen Festspiele von 1581 entstamme. An anderer Stelle wird Schillers „Kabale und Liebe" als Volksstück gewertet und Ernst Raupachs Rührstück „Der Müller und sein Kind" charakterisiert, das eben auch von der Zeit überholt wurde. — Bei Durchstöberung eines Privatarchivs in Bozen kam mir ein Brief Raupachs an Th. Hell (Dr. Winkler, damaligen Vizedirektor des Dresdner Hoftheaters, Berlin, 31. Oktober 1843) in die Hand, worin es heißt: „.... bei mir ist das Interesse an der Literatur, vorzüglich der dramatischen, durch immerwährende Kränklichkeit so geschwächt worden, daß ich selbst das Theater fast gar nicht mehr besuche. Wenn ich aber nächstes Frühjahr noch lebe, so komme ich nach Dresden und wir sprechen uns dann wieder einmal über die Zeit und ihre Richtungen aus, auch über die antike tiedische. Im voraus kann ich sagen, daß ich mich mit den Richtungen der jetzigen Zeit nicht befreunden kann, vermutlich weil ich der vergangenen angehöre." Endlich bietet uns Soffés Forscherfleiß noch einen Beitrag zur Stoffgeschichte der „Ahnfrau" von Grillparzer, indem ein Ort Borotin in Mähren und eine neue Quelle zu dem für das Drama benützten „Volksmärchen" aufgezeigt wird. — Ein inhaltreiches und interessantes Buch liegt da vor.

Graz. Dr. **S. M. Prem.**

Zeitschriften.

Deutscher Frühling. Monatsschrift für Erziehung und Unterricht in Schule und Haus. Tentonia-Verlag, A. Baß u. Co., Leipzig, Mühlgasse 10. Heft 2. Inhalt: Das Prinzip der Anschaulichkeit. Von Heinrich Scharrelmann in Bremen. — Die Idee der ästhetischen Erziehung. Von Paul Schulze-Berghof. — Werden und Wert der Persönlichkeit. Von A. Schulz in Münster. — Der erzieherische Wert der Germanistik. Von Th. Bieder in Hamburg-Eilbek. — Nationale Schule. Von Prof. Dr. Ludwig Gurlitt in Steglitz-Berlin. — Die Bedeutung der vergleichenden Sprachwissenschaft für den Sprachunterricht. Von A. Friedrich in Leipzig. — Die Schulreformbewegung in Österreich und deren Ziele. Von Prof. Dr. Hans Kleinpeter in Gmunden. — Die Hochschule von Einst und Jetzt. Von A. v. Salten in Leipzig. — Die psychologische und pädagogische Bedeutung des praktischen Unterrichts. Von Dr. A. Pabst in Leipzig.

Die Deutsche Schule. 11. Jahrg. 2. Heft (Februar 1907). Inhalt: Wahrheit und Unwahrheit bei Schulkindern. Von O. Kosog in Breslau. — Kant und

Digitized by Google

Basedow. Von Richard Wagner in Bibstock (Schluß). — Altes und Neues vom papiernen Drachen. Gedanken zur Aufsatzreform. Von M. Spichalsky in Fürstenwalde (Schluß).

Euphorion. Zeitschrift für Literaturgeschichte. Sechstes Ergänzungsheft. Inhalt: Der Wiener Musenalmanach. Eine literarhistorische Untersuchung von Otto Rommel in Teschen.

Pädagogische Blätter für Lehrer von Lehr, herausgegeben von Muthesius. 1907 Heft 3. E. F. Thienemann-Gotha. Inhalt: Entwurf eines ausgeführten Lehrplans für den Deutschunterricht. Von Girardet. — Ein Urteil über die preußische Lehrerbildung. Von Muthesius.

Pädagogische Studien. 28. Jahrg. 1. Heft. Inhalt: Unterricht und Interesse. Von Dr. M. Schilling. — Die Fibelfrage. Von Fritz Lehmensick. — Zur Belebung des deutschsprachlichen Unterrichts. Von Dr. R. Michel. — Zur Frage der Einheitsschule. Von Prof. Josef Frank. — Die Ausgestaltung der Realschule zur Vollanstalt. Von Dr. Kurt Reedon.

Archiv für Kulturgeschichte. 4. Band. 3. Heft. Inhalt: Reaktion und Kontrast in der Geschichte. Von Geh. Reg.-Rat Univ.-Prof. Dr. Theodor Lindner in Halle. — Ein Vater an seinen Sohn (1539). Von Gymnasiallehrer Friedrich Beyschlag in Augsburg. — Rostocker Studentenleben vom 15. bis ins 19. Jahrhundert III. Von Universitätsbibliothekar Dr. Adolph Hofmeister (†) in Rostock (Schluß).

—— 4. Band 4. Heft. Inhalt: Zur Deutung des „Hantgemal". Von Univ.-Prof. Dr. Aloys Meister in Münster. — Skizzen von der ehemaligen kursächsischen Armee. I. Von Prof. Dr Bernhard Wolf in Annaberg. — Historische Lieder auf Jud Süß. Mitgeteilt von Bibliothekar Dr. E. K. Blümml in Wien.

—— 5. Band. 1. Heft. Inhalt: Der Einfluß der Romantik auf die Vertiefung des Nationalgefühls. Von Bibliothekar Dr. Fr. Guntram Schultheiß in Posen. — Skizzen von der ehemaligen kursächsischen Armee. II. Von Prof. Dr. Bernhard Wolf in Annaberg.

Neue Jahrbücher für das klassische Altertum, Geschichte und deutsche Literatur und für Pädagogik. 10. Jahrg. 1907. XIX. und XX. Band, 3. Heft. Inhalt: Die gegenwärtigen Aufgaben der römischen Literaturgeschichte. Von Univ.-Prof. Dr. Richard Heinze in Leipzig. — Aischylos' Choephoren in ihrem dramatischen Aufbau. Von Dr. Hedwig Jordan in Berlin. — Emanuel Geibel als Übersetzer altklassischer Dichtungen. Von Gymn.-Prof. Dr. Robert Thomas in Regensburg. — Akademisches Leben und Gymnasium in einem neuen Roman (Bloem, Der krasse Fuchs). Von Prof. Ludwig Martens in Elberfeld. — Die Geschichte des humanistischen Schulwesens in Württemberg. Von Oberpräzeptor Dr. Karl Weller in Öhringen. — Ein Plagiat des 17. Jahrhunderts. Von Prof. Dr. Ludwig Enthoven in Straßburg i. E. — Oskar Jägers neuestes Buch (Erlebtes und Erstrebtes). Von Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Wilhelm Münch in Berlin.

Zeitschrift für lateinlose höhere Schulen. 18. Jahrg. 6. Heft. Inhalt: Zulassung der Abiturienten der Oberrealschule zum Studium der Medizin. — Wie unsere Jungen ihre Schularbeiten machen. (Fortsetzung.) Von Dr. K. Wiselicenus in Neuwied. — Aus dem Tagebuch eines Seminarkandidaten. (Schluß.) Von Dr. K. Ullmann in Dortmund. — Die Neugestaltung des französischen Unterrichtswesens im 20. Jahrhundert, insbesondere auf dem Gebiete der höheren Schulen. Von Prof. Dr. H. Krollick in Berlin. — Die Oberrealschule als neuhumanistische Bildungsanstalt. Von Oberrealschuldirektor Dr. Löwisch in Weißenfels.

Der Säemann, Monatsschrift für pädagogische Reform. 3. Jahrg. 1907. 2. Heft: Februar. Inhalt: Prof. F. von Thiersch: Künstlerische Erziehung. — Dr. Peter Jessen: Der Arbeitsunterricht im Dienste der künstlerischen Kultur. — Prof. Alfred Lichtwark: Philipp Otto Runge, Pflanzenstudien mit Schere und Papier. — Dr. A. Pabst: Der gegenwärtige Stand des Knabenhandarbeitsunterrichtes in Deutschland.

Digitized by Google

Neu erschienene Bücher.

E. Knieptamp, Fr. Lehmhaus, K. Toups, Neuere Gedichte. Eine Sammlung zur Ergänzung des Lesebuchs. Köln, Herm. und Friedr. Schaffstein. 78 S.

Cl. Scheiblhuber, Der Sprachunterricht in der Volksschule. Straubing. Cl. Attenkofer, 1893. 100 S.

Oskar Masing, Serbische Trochäen. 10. Band der Erstlingsarbeiten aus dem Deutschen Seminar in Leipzig. Leipzig, R. Voigtländer, 1907. 50 S.

Cl. Scheiblhuber, Beiträge zur Reform des Geschichtsunterrichts. Straubing, Cl. Attenkofer, 1901. 308 S.

Lochner, Deutsche Schulgrammatik für höhere Lehranstalten. Leipzig, G. Freytag, 1907. 72 S.

Max Lenz, Ausgewählte Vorträge und Aufsätze. 2. Aufl. Deutsche Bücherei, Band 18. Berlin SW. 68. 182 S.

Ludwig Rieß, Allerlei aus Japan. 2 Bände. 2. Aufl. Deutsche Bücherei, Band 27, 28. Berlin SW. 68. 142 u. 136 S.

Essays von Heinrich von Treitschke und Erich Marcks. 2. Aufl. Deutsche Bücherei, Band 29. Berlin SW. 68. 104 S.

Essays von Heinrich von Treitschke und Erich Schmidt. 2. Aufl. Deutsche Bücherei, Band 30. Berlin SW. 68. 134 S.

Friedrich Paulsen, Zur Ethik und Politik. Ges. Vorträge u. Aufsätze. 2 Bände. 2. Aufl Deutsche Bücherei, Band 31 u. 32. Berlin SW. 68. 137 u. 118 S.

Wilhelm Münch, Allerlei Menschliches. Deutsche Bücherei, Band 37. Berlin SW. 68. 127 S.

Adolf Lasson, Das Kulturideal u. der Krieg. 2. Aufl. Deutsche Bücherei, Band 57. Berlin SW. 68. 133 S.

R. M. Breithaupt, Musikalische Zeit- u. Streitfragen 2 Bände. Deutsche Bücherei, Band 58, 59. Berlin SW. 68. 93 u. 100 S.

Melchior Meyr, Gleich und gleich. Eine Erzählung aus dem Ries. Deutsche Bücherei, Band 60. Berlin SW. 68. 152 S.

Carl Boetticher, Karl Friedrich Schinkel. 2. Aufl. Deutsche Bücherei, Band 61. Berlin SW. 68. 106 S.

Carl Boetticher, Zur Kenntnis antiker Gottesverehrung. Deutsche Bücherei, Band 62. Berlin SW. 68. 85 S.

Hans von Wolzogen, E. T. A. Hoffmann und Richard Wagner. Deutsche Bücherei, Band 63. Berlin SW. 68. 94 S.

R. Sternfeld, Aus Richard Wagners Pariser Zeit. 2 Bände. Deutsche Bücherei, Band 64 u. 65. Berlin SW. 68. 58 u. 106 S.

Hans von Wolzogen, Ferdinand Raimund. Deutsche Bücherei, Band 66. Berlin SW. 68. 121 S.

Prof. Dr. E. von Leyden, Populäre Aufsätze u. Vorträge. 4 Bände. Deutsche Bücherei, Band 67—70. Berlin SW. 68.

Dr. med. Hans Leyden, Kreuz und quer. 2 Bände. Deutsche Bücherei, Band 71 u. 72. Berlin SW. 68. 140 S. u. 119 S.

Bettina von Arnim, Goethes Briefwechsel mit einem Kinde. Herausgegeben von Jonas Fränkel. 3 Bände. Jena, Eugen Diederichs. 1906.

J. T. Hatfield, Wilhelm Müllers Gedichte. Vollständ. kritische Ausgabe. Berlin, B. Behr. 1906 513 S.

Dr. Fr. Schmidt, Haus- u. Prüfungsaufsatz vom Standpunkt der experimentellen Pädagogik. Leipzig, Otto Nemrich. 1907. 51 S.

Sinnfest Nitram, Die Amelunge Glauchau i. S., C. A. Schirmer. 1907. 70 S.

Prof. Dr. H. Leonhard, Der deutsche Aufsatz auf der Mittelstufe. Leipzig, Wilh. Weicher. 1907. 72 S.

Kahnmeyer und Schulze, Realienbuch. Für Berlin und Vororte bearbeitet von H. Sandt u. E. Trautwein. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 1907 553 S.

Für die Leitung verantwortlich: Prof. **Dr. Otto Lyon.** Alle Beiträge, Bücher usw. bittet man zu senden an: Prof. Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Anton Graff-Straße 33.

Digitized by Google

Herders Ästhetik.

Von Arno Hundertmarck in Königsberg i. Pr.

Im Verlag der Dürrschen Buchhandlung in Leipzig ist ein Werk: „Herders und Kants Ästhetik“ von Günther Jacoby erschienen. Aus mehreren Gründen wird diese Neuerscheinung das Interesse weiterer Kreise erregen. Der Verfasser unternimmt eine Ehrenrettung der Ästhetik Herders und seiner „Kalligone“ gegenüber Kant und dessen „Kritik der Urteilskraft“. Er gelangt zu dem Resultat, daß Herder, der — von Natur mit dem feinsten Verständnis für ästhetische Dinge begabt — sich sein Leben lang mit der Frage nach dem Wesen des Schönen beschäftigt hat, auf diesem Gebiet dem Werke des großen Rationalisten das Richtigere und Tiefere entgegenstellen konnte.

Die Tatsache, daß die Herdersche Ästhetik sich bisher eine unbillige Herabdrückung zum größeren Ruhme der „Kritik der Urteilskraft“ hat gefallen lassen müssen, findet — wie Jacoby darlegt — ihren Grund darin, daß man sich fast stets damit begnügt, persönliche Motive zur Erklärung des erbitterten Kampfes Herders gegen seinen einstigen Königsberger Lehrer heranzuziehen, und nach dem sachlichen Grunde wenig gefragt hat. Die Frage nach diesem sachlichen Grunde, nach der inhaltlichen Verschiedenheit der Herderschen und Kantischen Ästhetik bedarf noch durchaus der Klärung. Und diese Klärung liegt nicht im Interesse der Historie allein, sie ist geeignet, die Aufmerksamkeit der Gegenwart zu fesseln. Beleuchtet doch der Streit, der zwischen Herder und Kant in Sachen der Ästhetik ausbricht, zum erstenmal in voller Schärfe einen Gegensatz, der auch heute noch zu den wichtigsten Streitpunkten in der Wissenschaft der Ästhetik gehört; betrifft doch Herders Kampf gegen Kant die Grundlagen auch der gegenwärtigen Ästhetik. Ja, Herders „Kalligone“ ist voll von den Ideen, die seit kurzem neues Leben in die Wissenschaft der Ästhetik gebracht haben! — So kann Jacoby mit Recht hoffen, mit seinen Untersuchungen Herders „Kalligone“ und Kants „Kritik der Urteilskraft“ betreffend nicht nur den Kennern des Streits zwischen Herder und Kant einen Dienst zu leisten,

Digitized by Google

sondern allen denen, welchen die Person der beiden großen Ostpreußen oder die Ästhetik am Herzen liegt.

Herders „Kalligone" — führt Jacoby in den „Vorfragen" des Werkes aus — richtete sich gegen den Vielbewunderten, gegen den Mann, dessen Verdienst um die Philosophie unsterblich bleibt, und sie richtete sich nach der Ansicht der meisten gegen ihn mit Waffen, deren Wertlosigkeit in die Augen sprang, mit den Waffen gehässiger, zänkischer, den Wortsinn mißverstehender und verdrehender Polemik. Dazu kommt, daß man zu erkennen glaubte, daß Herders Ästhetik nicht original sei, und aus ihr nur die Stimme des zeitgenössischen Publikums heraushörte. Und demgegenüber das günstigste Vorurteil, mit dem man an Kants „Kritik der Urteilskraft" herantrat und sich durch das Originale des Kantischen Philosophierens gefangen nehmen ließ! — Demgemäß die Kritik, die dem ästhetischen Kampfe Herders gegen Kant zuteil geworden ist. Herder erscheint stets mehr oder weniger im Unrecht, Kant stets mehr oder weniger im Recht. — Die Tatsache, daß die sorgfältigen Forschungen der letzten Jahrzehnte Kants „Kritik der Urteilskraft" betreffend dieses bis dahin als einzigartiges Novum in der Geschichte der Ästhetik gewertete Werk als abhängig von der Zeitgeschichte erwiesen haben, rückt den Kampf zwischen Herder und Kant in ein völlig neues Licht. Herders Streit ist nicht ein Streit des Hergebrachten gegen das Neue, sondern der ebenbürtige Streit einer ästhetischen Geistesrichtung gegen die andere. Kant ist ebenso wie Herder Führer einer schon bestehenden Richtung in der zeitgenössischen Ästhetik. Beide schöpften aus der Literatur der Zeitgenossen, aber jeder nahm aus dem vorliegenden Material nur das, was ihm selbst kongenial war, was er selbst so oder ähnlich schon gedacht hatte. Und das alles verband sich hüben und drüben zu einer einzigen großen Synthese, wie sie persönlicher und selbständiger nicht gedacht werden kann. Kant wie Herder kommt zu einer originalen und gegensätzlichen Entscheidung in der die Zeitästhetik beherrschenden Frage: die „Kritik der Urteilskraft" bedeutet eine prinzipielle Bevorzugung der Oberflächenschönheit, die „Kalligone" die alleinige Annahme der „inhaltlichen Vollkommenheit".

Freilich, um zu obigem Resultat zu gelangen, bedarf es nach Jacoby eines Vergleichs der Grundlagen von Herders und Kants Ästhetik und wiederum vor diesem Vergleich einer systematischen Darstellung des Inhalts der „Kalligone", die bisher nicht geleistet worden ist.

Die schwerwiegenden Bedenken, die sich einer Systematisierung des Herderwerkes in Anbetracht seiner Form entgegenstellen, dürfen nicht zurückschrecken. Herders Gabe war es nicht, das, was er systematisch d. h. konsequent und nach einheitlichem Gesichtspunkte dachte, auch systematisch dar-

Digitized by Google

zustellen. Daraus ergibt sich für uns die Konsequenz, daß wir das Äußere des Buches ändern müssen, wenn wir seinen systematischen Gehalt darstellen wollen. — Kurz, die Arbeit, die in Sachen der „Kalligone" und der „Kritik der Urteilskraft" noch geleistet werden muß, ist keine geringe. Das vorliegende Buch stellt sich die Aufgabe, einer künftigen Forschung über dieses Problem in mancher Hinsicht die Wege zu ebnen. Es stellt den systematischen Gehalt der „Kalligone" dar und vergleicht ihn mit dem ihr entsprechenden Gehalt in Kants „Kritik der Urteilskraft". — Um zur Beschäftigung mit dem vorliegenden Werke an unserem Teile anzuregen, geben wir im folgenden eine Übersicht über die Grundlagen der Herderschen Ästhetik und seiner „Kalligone", auf deren Klarlegung ja Jacoby den Hauptnachdruck legt und darum auch größte Sorgfalt und Mühe verwandt hat. Wir glauben so am ehesten in Kürze einen Eindruck von der Bedeutung und abgeschlossenen Eigenart der Herderschen „Kalligone", wie sie uns in Jacobys systematischer Fassung entgegentritt, mitteilen zu können.

Das Wesentliche des ästhetischen Erlebnisses und das Problem einer wissenschaftlichen Ästhetik ist für Herder das Gefühl. Dieses wird darum auch der Ausgangspunkt seiner „Kalligone". Alle Gefühle haben ihre Wurzeln in den Gefühlen der sogenannten unteren Sinnlichkeit, das ästhetische Gefühl im „Angenehmen der unteren Sinne". Dieses Angenehme der unteren Sinne ist nicht nur als unsagbares Aufgehen im Genuß, sondern als das meinem „Dasein Harmonische" zu werten, das Unangenehme dagegen als eine „Beängstigung und Befeindung" desselben. Das Lustgefühl ist ein Ausdruck von der „Harmonie meines Daseins", das Unlustgefühl ein Zeichen ihrer Störung. — Ja, das Angenehme hat — den Fall der Entartung des Gefühls ausgenommen — das wichtige Amt, unser zukünftiges Leben zu fördern, indem es die Aufnahme dessen empfiehlt, was dem Körper heilsam und förderlich ist. Entsprechend ist das Unangenehme ein Warner vor dem Schädlichen. Schauder oder Ekel, die charakteristischen Kennzeichen für die Wächterfunktion des Unangenehmen, dringen unmittelbar auf Trennung vom Gegenstande der Unlust.

Eine wichtige Besonderheit des „Angenehmen der unteren Sinne" ist die, daß dasselbe durch die individuelle Konstitution, durch Mangel an Übung der Sinnesorgane oder durch den Mißbrauch einer Hyperkultur bedingt ist. Dem einen ist dies, dem andern jenes harmonisch.

Auf dieses „Angenehme der unteren Sinne" und seine Eigenheiten gründet Herder das höhere Angenehme, das ästhetische Lustgefühl. Auch dieses bedeutet eine Lebenserhöhung des Organismus und weist unseren Geist auf gesunde Nahrung hin, während die ästhetische Unlust —

Digitized by Google

eine Lebensverminderung — uns das Ungenießbare und Ungesunde im Geistigen abwehren heißt. — Auch das höhere Lustgefühl zeigt einen subjektiv-wechselnden Charakter und ist durch die qualitative Verschiedenheit der Organisation und die quantitativen Abstufungen der Fähigkeit und Schärfe der Sinnesorgane bei verschiedenen Individuen bedingt. — Doch neben dem verbindenden Moment, das das „Angenehme der unteren Sinne" an das höhere Angenehme, das Schöne, heranrückt, betont Herder alsbald die obwaltende Differenz.

Das niedrige Angenehme wird von den gröberen, das Schöne von den feineren Sinnesorganen aufgefaßt. Zwischen den gröberen und feineren Sinnesorganen besteht aber ein gradueller und spezifischer Unterschied. Dem Grade nach gehen sie im Wert und in der Genauigkeit auseinander, der Art nach in dem Inhalte, der hüben und drüben zum Bewußtsein gelangt. Psychologisch gefaßt würde das letztere sagen: es ist die Richtung des Bewußtseins auf das eigene Ich einerseits und die Richtung auf den ästhetisch aufgefaßten Gegenstand anderseits, was die gröberen Sinnesorgane von den feineren, was also auch das niedere Angenehme von dem höheren unterscheidet.

Das Eigentümliche dieses höheren Angenehmen, des ästhetischen Gefühls gilt es nunmehr zu bestimmen. Bei den angenehmen und unangenehmen Gefühlserlebnissen der höheren Art findet tatsächlich eine Abwendung vom Ich und eine Hinwendung zum Nicht-Ich statt. Und dennoch behält das oben aufgestellte Prinzip der Förderung unserer selbst im Angenehmen seine Geltung. Ist doch der Geist, auf das Objekt gerichtet, befriedigt, wenn dasselbe den geistigen Bedürfnissen zu genügen vermag. Die Lust, die sich in diesem Falle einstellt, wird als eine ungerufen kommende Begleiterscheinung empfunden, während bei der niederen Sinnlichkeit alles Trachten auf die Lust selbst gerichtet ist. — Doch darum ist die Lust im Leben der höheren Sinnlichkeit durchaus nicht unwesentlich. Das Wohlgefallen am Schönen, das Angenehme des Geistes ist nicht nur der Spiegel von der augenblicklichen Befriedigung durch den Inhalt der Erkenntnis, sondern hat zugleich einen Anteil an der Förderung des gesamten geistigen Lebens und damit an der seelischen Erziehung des das Schöne innewerdenden Menschen. — In dem Begriff der Bildung und in dem Gedanken einer erziehenden Kraft des Schönen kommt der teleologische oder in modernerer Wendung biologische Charakter der Ästhetik Herders zum Ausdruck.

Das Angenehme der höheren Sinnlichkeit charakterisierte sich durch eine Richtung des Bewußtseins auf das Objekt. Die Klärung dieser zum Objekt gewandten Bewußtseinsrichtung ist für das Verständnis

Digitized by Google

der „Kalligone“ von außerordentlicher Wichtigkeit. — Herder nimmt für das ästhetische Urteil das Bewußtsein eines Begriffs von dem, was ich höre oder sehe, in Anspruch — im Gegensatz zu Kant. Doch verstand er unter „Begriff“ in der ästhetischen Erkenntnis nicht die Denk-Münze, wie sie die Wissenschaft benötigt, sondern, wie er sich ausdrückt, „die Vorstellung eines Gegenstandes, das was ich mir von ihm erkennend aneigne“. Er will sagen: Begriff ist dasjenige intellektuelle Faktum, welches ich erlebe, wenn ich ein gehörtes und verstandenes Wort, einen gesehenen und mir verständlichen Gegenstand in mich aufnehme. — Und für diesen „Begriff“ im ästhetischen Erkennen fordert Herder sogar eine möglichst große Frische und Bewußtseinsklarheit, d. h. größtmögliche Vertrautheit mit der äußeren und inneren Beschaffenheit des Gegenstandes. Man denke, um das Wesen des deutlichen Begriffs bei Herder recht zu verstehen, an die verschiedenartige Beurteilung einer Sache durch den Laien und durch den Kenner. Der Laie hat für Herder einen unklaren und undeutlichen Begriff vom Gesehenen, der Kenner einen klaren und deutlichen, ohne daß beide eine Definition im Sinne haben, wenn sie an das Objekt herantreten. „Je nachdem das Organ, der Gegenstand, die aneignende Kraft ist, wird der Begriff dunkel oder hell, vielfassend oder dürftig, lebhaft oder matt und welk.“

Welches ist nun der Inhalt des ästhetischen Begriffs? Diese Frage sei zunächst im Hinblick auf die allgemeine Grundlage, die für jede Art der sinnlichen Erkenntnis Geltung beansprucht, beantwortet. — Nach Herders Meinung schließt — was für das Verständnis seiner Ästhetik von der allergrößten Wichtigkeit ist — unser „Begriff“ von den Dingen der Außenwelt jederzeit eine Beseelung in sich. — Sobald der wahrgenommene Gegenstand als solcher unsere Aufmerksamkeit auf sich zieht, dann tritt das uralte Problem vom inneren Wesen der Dinge in seine Rechte, ein Problem, das in der Wissenschaft gefährlich, für die Betätigung der Phantasie aber ein fruchtbares Feld bietet. Ja, es ist nach Herder die eigentliche Domäne der Phantasie. — Wenn wir vom Wesen der Dinge reden und tiefer in sie hineinzudringen suchen, als unsere Sinne uns zu führen vermögen, wenn wir den Träger der Eigenschaften vorstellen wollen im Unterschied von dem, was sich nur außen zeigt, dann ist ein einziger Weg uns vorgezeichnet: wir müssen ihn uns vorstellen wie eine Seele, die im Körper lebt. — Das Thema der Körperbeseelung spielt in Herders Ästhetik eine glücklichere Rolle als in seiner erkenntnistheoretischen Philosophie. Und zwar fußt dieses Thema auf der naiven ästhetischen Dingbeseelung, wie sie der Animismus der Kinder und unkultivierten Völker zeigt. (Die „Kalligone“ ist nicht von der erkenntnis-

Digitized by Google

theoretischen Weltanschauung Herders „dogmatisch" abhängig, sondern Herders erkenntnistheoretische Weltanschauung ist dogmatisch, weil sie das naive, subjektiv-psychologisch gültige Prinzip der Ästhetik zum objektiven Prinzip einer Wissenschaft erhebt!) — Herders Prinzip der Dingbeseelung im ästhetischen Begriff hat eine Reihe von Konsequenzen im Gefolge. Wie denken wir ein Seelenleben in den fremden Gegenstand hinein? Wir können es nur dadurch, daß wir ihm unser eigenes Bewußtsein leihen. Nur soweit wir mit unserem eigenen Geiste in dem seinen leben, können wir den fremden beseelten Körper verstehen. — Mehr noch als die Herkunft der Beseelung aus unserem Innern betont Herder, daß der dem Gegenstand sich einfühlende Geist anders werden, daß er nach Maßgabe der Besonderheit dieses oder jenes Tones, dieser oder jener Gestalt eine Modifikation auf sich nehmen müsse, die der Eigenart des gegebenen Gegenstandes möglichst entspricht. In dieser Selbstanpassung des Geistes an die Individualität des wahrgenommenen Objekts besteht die verschiedenartige und eigentümliche Wirkung, die jeder einzelnen Schönheit als solcher zukommt (woraus das Recht des speziellen Teiles der Ästhetik erhellt).

Das Schöne gehört bei Herder zum Angenehmen der höheren Sinnlichkeit und diese ist abhängig von der Beschaffenheit des Gegenstandes, mit dem sie sich beschäftigt. Dementsprechend hat es die Ästhetik der „Kalligone" mit einer Beziehung von doppelter Art zu tun. Sie handelt einerseits von den Eigenschaften des Gegenstandes, der die Sinne beschäftigt, und sie handelt anderseits von den Wirkungen dieses Gegenstandes auf das wahrnehmende Gemüt. Herder hat diese beiden Seiten der Ästhetik durch den Begriff der Vollkommenheit miteinander vereinigt. Dieser Begriff bildet den Mittelpunkt der „Kalligone", von ihm aus lösen sich alle einzelnen Probleme.

Die das Bewußtsein umspielenden angenehmen Gefühle, die sich bei der Wahrnehmung des Schönen einstellen, sind für Herder ein Ausdruck von subjektiver Vollkommenheit. Unter Vollkommenheit versteht er hierbei die Steigerung des Lebens, die — wie wir oben sahen — das Angenehme bedeutete. Herder denkt mit dieser Bezeichnung nicht an eine Vollkommenheit im strengen Sinn, sondern nur an eine ästhetische Erhebung vom Unvollkommenen zum Vollkommenen, an eine Annäherung zum Ideal der wirklichen Vollkommenheit.

Es fragt sich nun, welcher Art diese Vollkommenheit sei. Die Lust am Schönen ist — wie gezeigt — die Begleiterscheinung einer Konzentration auf das Objekt. Sie stammt aus der mitfühlenden Hinwendung des Bewußtseins zum schönen Gegenstande. Die Entstehung eines solchen Lust-

Digitized by Google

gefühls aber läßt sich auf zweierlei Weise denken: einmal mehr funktionell als Erleichterung des in das Wesen der Dinge eindringenden Erkenntnisprozesses, oder aber inhaltlich auf Grund der erfreulichen inneren Beschaffenheit des Gegenstandes. — Herder hat beide Möglichkeiten berücksichtigt und hat beide durch den Begriff der Vollkommenheit gekennzeichnet, nur daß dieser Begriff in beiden Fällen eine etwas andere Formulierung annimmt.

Die Formel für die Vollkommenheit, die wir „funktionell" nannten, lautet: „mit Einem viel!" Sie will einmal sagen, daß zur Vollkommenheit des Geistes, d. h. zu seiner lebhaften Erweckung sich eine interessante Mannigfaltigkeit im ästhetischen Gegenstand darbieten muß, und das im ganzen und auf einmal; oder aber das „Eine" geht auf die Einfachheit der sich darbietenden Empfindungen und das „Viele" auf die durch sie angeregte Gedankenfülle. — In beiden Fällen handelt es sich um eine Vollkommenheit in der Erkenntnisfunktion des ästhetisch Genießenden, eine Steigerung seiner geistigen Lebensfrische.

Anders die zweite Formulierung des Vollkommenheitsbegriffs: Die Beschaffenheit des Gegenstandes muß an sich selbst vollkommen sein und nicht erst durch die Rücksicht auf seine Beziehung zu unserem erkennenden Bewußtsein. Der schöne Gegenstand ist sich selber schön. Das Schöne bringt — so lautet Herders Ausdruck für die inhaltliche Vollkommenheit —: „im Vielen Eins." Damit soll gesagt sein, daß alle einzelnen Teile des Schönen abhängen müssen von einem einzigen sichtbar-unsichtbaren Prinzip, auf welches sie als auf ihre Bestimmung eindeutig hinzuweisen scheinen. Dieses Prinzip hängt von der Individualität des Gegenstandes ab. Eine erschöpfende Antwort bleibt in diesem Punkte der speziellen Ästhetik vorbehalten. Soviel läßt sich aber schon hier sagen: der ästhetische Blick sieht die Vollkommenheit und Einheit im Schönen nirgends im Äußeren des Gegenstandes, sondern immer im Innern, Unkörperlichen, Psychischen. Das Problem der inhaltlichen Vollkommenheit mündet in das Problem der Beseelung ein. — Die Vollkommenheit des ästhetischen Gegenstandes besteht in einer seelischen Einheit, die alle einzelnen Teile des Schönen beherrschend zusammenfaßt.

Ein Neues wird hiermit zu der ästhetischen Beseelung hinzugebracht. Das Psychische des Gegenstandes ist nicht nur der Mittelpunkt unseres eigenen subjektiven Interesses, sondern wird als wirkliches Zentrum und objektiver Zweck des Gegenstandes selbst angesehen. Der Maßstab der ästhetischen Vollkommenheit ist demnach das seelische Wohlsein, das sich aus dem Gegenstande herauslesen läßt.

Digitized by Google

Doch disharmonieren nicht Herders ästhetischer Seelenmaßstab und der Maßstab der praktischen Brauchbarkeit, der doch bei vielen Gegenständen maßgebend ist?

Die Lösung der Frage ergibt sich aus der Funktion, die der „Begriff" in jedem ästhetischen Erlebnis ausübt. Der ästhetische „Begriff" vom Gegenstande ist, wie wir sahen, durchaus an der Erfahrung orientiert. An den Tatsachen der Erfahrung bildet sich daher auch der „Begriff" von der Vollkommenheit des Gegenstandes. Unsere Erfahrung unterscheidet verschiedene Gruppen der Vollkommenheit. Man kann von einer Stufenleiter sprechen, auf deren Stufen die Vollkommenheit des Gegenstandes sich mehr und mehr vom Maßstabe seelischen Lebens loslöst. Dieser Stufenleiter entsprechend verhält sich der ästhetisch beseelende „Begriff". Bei den Objekten der untersten Stufen schließt er aus der Vollkommenheit des Körpers auch auf seelisches Wohlsein. — *Weil seelisches Wohlsein und körperliche Vollkommenheit bei Herder stets zusammengehen, so konnte in seiner Ästhetik das seelische Wohlsein stets als Einheit bildendes Moment im Mannigfaltigen des vollkommenen Gegenstandes betrachtet werden.*

Unter den ästhetisch vollkommenen Gegenständen gibt es aber auch *Abstufungen in der ästhetischen Wertung* selbst. Es gibt gewisse Erscheinungen der Vollkommenheit und des Wohlseins, die wir höher, und gewisse andere, die wir niedriger einschätzen. — Vor allem besteht in der Skala der ästhetischen Werte ein Wendepunkt, an dem das Schöne in das *Erhabene* übergeht.

Solange es sich nur um die sympathische Mitempfindung des vegetativen oder des animalischen Wohlseins handelt, spielt der Mensch gewissermaßen die Rolle des Unparteiischen, des freundlichen, sich auch zur unteren Schöpfung herablassenden und sie zu verstehen suchenden Königs der Welt. Diese seine Unparteilichkeit verliert er, sobald ihm die menschlich geistige Vollkommenheit in einem ästhetischen Gegenstand erscheint. In der ästhetischen Durchdringung eines solchen Gegenstandes, in der sympathisch sich einfühlenden Nachahmung der menschlich geistigen Vollendung sieht er sich über sich selbst erhoben. *Das ästhetisch Schöne, das den Menschen über sich selbst erhebt, heißt das Erhabene.*

Das Erhabene, die höchste Stufe des Schönen, ist von dem Schönen dennoch *verschieden* als Vollkommenheit des Geistigen. Und so ist auch das Gefühl, mit dem wir das Erhabene aufnehmen, trotz aller Verwandtschaft mit dem Schönheitsgefühle von anderer Art. — Das Erhabene sucht ebenso wie das Schöne eine Vereinigung mit dem Gegenstande. Der Unterschied besteht aber darin, daß sich das Schöne als unmittelbar ein-

Digitized by Google

tretende Vereinigung geltend macht, während das Erhabene im ersten Augenblick mit staunender Bewunderung und Ehrfurcht gefühlt wird und erst dann zu einer ästhetischen Vereinigung führt, wenn der Gedankenflug des Bewußtseins sich über sein Alltagsniveau hinaus zur Höhe geistiger Vollkommenheit erhoben hat. — Die Lehre vom Erhabenen liefert den Schlußstein für Herders Theorie der ästhetischen Vollkommenheit.

Die Gegenstände, welche für Herder im ästhetischen Sinne erhaben sind, bilden zwei voneinander zu sondernde Gruppen. Man könnte sie im Hinblick auf die verschiedenen Objekte das Erhabene der Natur und das Erhabene der Menschlichkeit, im Hinblick auf das wahrnehmende Subjekt als das Erhabene des Verstandes und als das Erhabene des Sittlichen bezeichnen.

Erhaben ist in der „Kalligone" dasjenige, was den Menschen als Menschen erhebt. Bloße körperliche Größe kann den, der zu geistigen Aufgaben bestimmt ist, nicht erheben. Demnach liegt das Erhabene der Natur nicht in ihren Massen, Höhen und Flächen, sondern in den Prinzipien der Intelligenz, die sich in dem harmonischen Zusammenarbeiten der Naturgeschöpfe und der Naturgesetze kundtut. „Was ist erhabener, was ist schöner als dieser mit seiner Kraft und seinen Gedanken alles erfüllende, ewigschaffende Geist, er, die tätige Regel alles Erhabenen und Schönen, das Universum?" Mit ihm eins zu werden über uns selbst hinauswachsend: das ist Erhabenheit der Natur. — „An das Unermessene ist Maß angelegt." Das Weltganze individualisiert sich im Gegenstande und offenbart uns so seine Wirkungsweise. Der Naturgott tritt uns — freilich nur in seiner Qualität — durch die Ästhetik nahe.

Neben der Erhabenheit der Natur als dem Triumph des Verstandes steht die Erhabenheit der Moral. Erhaben ist die Erscheinungsform des Sittlichen, die uns das menschliche Wesen in seiner Reinheit zeigt. Das sittliche Genie ist erhaben. Die ästhetische Vereinigung des wahrnehmenden Bewußtseins mit dem sittlich erhabenen Wesen wird ebenso als geistige Erhöhung gefühlt wie die Vereinigung mit dem Naturgotte. Auch im Erhabenen der Sittlichkeit ist „an das Unermessene Maß angelegt". Das scheinbar Unerreichbare ergibt sich aus der reinen Natur des erhabenen Charakters von selbst in ungeahnter Einfalt.

Herder hat seinen Begriff des Erhabenen in ausführlicher Erörterung gerechtfertigt gegenüber dem üblichen Gebrauch desselben. Seine ästhetische Erhabenheitstheorie nimmt ihren Ausgang von dem Gedanken eines Erhobenseins über das Niedrige. Ihr Maßstab ist das Subjekt, welches das Gefühl des Erhabenen inne wird, nicht das Objekt, welches jenes Gefühl zu erregen vermag. Erhaben ist dasjenige Erlebnis, durch welches

Digitized by Google

der Mensch sich über sich selbst erhoben sieht. Den Menschen erhebt aber nur das rein Menschliche: Intelligenz und Moral. — Die Vorstellung des ungeordneten Chaos, der rohe Krieg, das schrecklich-großartige Heroentum der Urzeit mochten dem unentwickelten Menschen der Vergangenheit, der seine menschliche Bestimmung noch nicht kannte, erhaben dünken. Der Mensch der Gegenwart hat andere Ideale. „Die Zeit des roh-Erhabenen ward eine Zeit des sittlich-Schönen."

So wird Herder die Frage nach dem Begriff der wahren Erhabenheit eine Frage der Kultur. Die Kultur strebt der Entwicklung reiner Menschlichkeit zu. Je klarer sich das Bewußtsein dieses Zieles entwickelt, desto geläuterter wird unsere Beurteilung der erhabenen Gegenstände. — Objekt und Subjekt des Erhabenen ist demnach bei Herder der Entwicklung unterworfen. Die Objekte freilich waren es nur; sie sind es nicht mehr, seitdem die Ziele, auf welche die Entwicklung der Menschheit lossteuert: Intelligenz und Moral, erkannt sind. Nunmehr ist mit eben diesen Zielen auch das dauernd Erhabene festgelegt: die höchste Naturintelligenz und die reinste Menschlichkeit!

Anders das Erhabenheitsgefühl im Subjekt. Jeder Fortschritt unseres menschlichen Charakters wie jeder wissenschaftliche Fortschritt läßt in uns das Gefühl des Erhabenen erstehen. Wir fühlen uns erhoben über die Stufe, auf der wir vor dem Fortschritt standen. Aber indem wir uns erhoben fühlen, öffnet sich uns schon ein neuer sittlicher, ein neuer wissenschaftlicher Horizont, der unser ästhetisches Erkennen und Erleben beeinflußt.

Damit wären die allgemeinen Grundlagen der Kalligone dargelegt. Wenn man den Geist derselben durch eine charakteristische Formel kennzeichnen soll, so scheinen zwei Momente von besonderer Wichtigkeit zu sein:

Herders Ästhetik läßt den Gedanken einer ästhetischen Entwicklung und Erziehung des Menschen freien Raum, indem er das Schönheits-Erlebnis auf eine psychologisch-wandelbare Grundlage stellt. Anderseits legt er das Ziel dieser Entwicklung und die Norm der Erziehung fest, indem er die ästhetische Lust an dem Begriffe der Vollkommenheit orientiert und sie in Zusammenhang bringt mit der Bedeutung des Menschenlebens überhaupt.

Von den Kritikern der Kalligone ist aber bisher die Bedeutung ihrer psychologischen Grundlage in Verbindung mit ihrer normativen Richtung kaum je gestreift, geschweige denn als beherrschender Gesichtspunkt gewürdigt worden. — Das ästhetische Erleben ist für Herder der Möglichkeit eines Wandels unterworfen. Ebenso wie das Gefühl des Erhabenen wandelt

Digitized by Google

sich auch unser Schönheitsurteil je nach dem Verständnis, mit dem wir dem Gegenstande gegenüberzutreten vermögen. Herder stellt die Forderung, daß wir uns alle zu Kennern im ästhetischen Genuß entwickeln sollen. — Daraus erhellt die Wichtigkeit, welche dem — so verkannten — ästhetischen „Begriff" in Herders Ästhetik zukommt.

Neben der methodischen Normierung der Herderschen Ästhetik durch den ästhetischen „Begriff" besteht eine inhaltliche Normierung. Herders Kalligone will auch inhaltlich die Ziele angeben, auf welche die ästhetische Entwicklung des Menschengeschlechts zusteuert. Sie will eine Reform des Geschmacks anbahnen.

Die Norm, an der Herder seine Ästhetik inhaltlich orientiert, ist eine doppelte. Sie gibt sich in dem objektiven und dem subjektiven Begriff der Vollkommenheit kund.

Herder ist der Meinung, daß die ästhetische Aussage, die einen Gegenstand als schön bezeichne, ihn eben damit als einen irgendwie in sich selbst und objektiv vollkommenen anerkenne. Die Aussage unseres Erlebnisses soll aber mit der wahren Beschaffenheit des Gegenstandes übereinstimmen. So kann das ideale ästhetische Erlebnis nur darin bestehen, daß der Gegenstand, der uns als ästhetisch erscheint, auch in Wirklichkeit vollkommen ist. Herder fordert für den ästhetischen Genuß ein Objekt, das desselben würdig ist. — Er war damit im Rechte. Wenige unbedeutende Fälle ausgenommen, vertieft und reinigt sich das Schönheitserlebnis als solches durch die Klarheit des fühlenden Bewußtseins, die durch eine intime Kenntnis vom Wesen des schönen Objekts gewährleistet wird, und die verhindert, daß wir die Gegenstände als schön loben, die wir in Wahrheit als unvollkommen verurteilen müßten. — Diese Klarheit bereichert zugleich das menschliche Fühlen als rein menschliches. Darauf beruht die Norm der subjektiven Vollkommenheit, die Herder seiner Ästhetik gibt.

Die teleologische Bedeutung des Angenehmen besteht darin, dem Menschen anzuzeigen, was ihm heilsam ist. Auf dem Gebiet des Geistigen, als dem Gebiete, dem die ästhetischen Erlebnisse als Lustzustände angehören, ist dem Menschen allein die Wahrheit heilsam, das Unwahre ist ihm schädlich (vgl. die Pseudokunstwerke, die sich an das Gemeine im Menschen wenden). — Das Wahre, das Gute und das Schöne bilden bei Herder nicht drei abgesonderte, miteinander unvermengbare Domänen wie etwa in der Kantischen Weltanschauung, sondern sie hängen miteinander zusammen als verschiedene Seiten derselben Sache.

Herders Idealismus in der Ästhetik wie in der Ethik steht auf realistischer Grundlage. Im Schönen wird wie im Sittlichen die

Digitized by Google

Leitung des Verstandes zur Norm gemacht. Unser Fühlen muß wie unser Wollen mit unserem Wissen in Einklang stehn. Der Weg des Wahren ist sicher. Das Gute und Schöne hat sich in Ermangelung einer eigenen Norm an das Wahre anzuschließen. Wir dürfen mit dem Prädikate der Schönheit nicht dasjenige loben, was unser Verstand uns als unvollkommen erkennen läßt. Wir dürfen uns nicht selber belügen.

In Herders Normierung der Ästhetik ist das Prinzip der Einheitlichkeit des Menschen als eines zur Humanität strebenden Wesens durchgeführt. Herder hat durch seine Betonung des Zusammengehens und des wechselseitigen Verwobenseins zwischen der Erkenntnis, dem Sittlichen und dem Innewerden des Schönen eine Tat vollbracht, die wir Deutschen nicht vergessen sollten. Wir sollten auch nicht vergessen, daß Herder mit der Vereinheitlichung des menschlichen Wesens ein heilsames Gegengewicht geschaffen hat zu der damals notwendigen, aber einseitigen Reform Kants. Dem großen Abgrenzungswerke Kants als dem Meisterstück des Scharfsinns steht das Einheitswerk Herders als das Meisterstück der genialen Konzeption ebenbürtig gegenüber.

Soweit Jacoby über die Grundlagen der Herderschen Ästhetik und ihre Bedeutung. — Er weiß nunmehr in eingehenden Ausführungen überzeugend darzutun, wie Herders Musikästhetik, seine Ästhetik des Lichtsinns und der Poesie sich zusammenschließen zu einem genial erdachten ästhetischen System eben auf Grund seiner Leitvorstellungen vom ästhetischen Begriff, von der ästhetischen Beseelung und Vollkommenheit, vom Erhabenen und was hinzukommt: auf Grund seiner Ausdeutung und Wertung von Schall und Licht als „Vermittlern" zwischen Subjekt und Objekt der Wahrnehmung.

Wir folgen nur dem eigenen Eindruck, wenn wir der Überzeugung Ausdruck geben, daß der Leser — auch derjenige, der Herders ästhetische Anschauungen auf diesem oder jenem Gebiet bereits kennt und zu werten weiß — staunen muß über die Geschlossenheit in Herders ästhetischen Gedankenkreisen und über die Fülle eindringendster und feinfühligster Beobachtungen und Erkenntnisse Herders auf dem Gebiet der gesamten Ästhetik. Wenn sich das zweite Moment schon bei kommentarloser Lektüre der „Kalligone" aufdrängt, so danken wir das Überzeugtwerden von der tiefgründigen Geschlossenheit ihrer Ästhetik der im einzelnen feinsinnig nachfühlenden und im großen mit Scharfblick systematisierenden Darstellung Jacobys. Daß er im Laufe derselben auf eine Reihe von Berührungspunkten zwischen Herders Ästhetik und modernsten ästhetischen Aufstellungen hinweisen darf, kann nur dazu beitragen, jenes Staunen zu mehren.

Digitized by Google

Im letzten Teile seines Werkes vergleicht Jacoby — wie angekündigt — den systematischen Gehalt der „Kalligone" mit dem ihr entsprechenden in Kants „Kritik der Urteilskraft". — Er kommt nach einer an Interessantem reichen, tiefgreifenden Gegenüberstellung zu dem schon angedeuteten Resultat, daß Herder mit seinen Aufstellungen das Richtigere und Tiefere getroffen und seine „Kalligone" an systematischer Geschlossenheit der „Kritik der Urteilskraft" bei weitem voraus ist. — Wir fügen, um den Gegensatz zwischen Herders und Kants Ästhetik in der Hauptsache deutlich zu machen, in wenigen Zügen die Hauptleitgedanken der letzteren hinzu, müssen aber im übrigen auf die eingehende und klärende Gegenüberstellung bei Jacoby verweisen.

Kant hielt — wir fassen das Hauptprinzip seiner „Kritik der Urteilskraft" ins Auge — die Stimme des Geschmacks für unfehlbar, wie er die Stimme des Gewissens für unfehlbar hielt. Eine Wandelbarkeit des Geschmacks kommt nicht in Frage und damit auch nicht eine orientierende Normsetzung „zur Bildung und Kultur des Geschmacks". Die Stimme des Geschmacks ist für Kant — ebenso wie die des Gewissens — eine unverrückbare autonome und apriorische Urtatsache des Bewußtseins, welche absolut zuverlässig funktioniert und gegen jede normgebende Einmischung von außen taub bleibt.

In dem ästhetischen Erlebnis handelt es sich nicht um das Wesen des schönen Objekts, sondern lediglich um sein Äußeres, um seine Formverhältnisse, die von unserer „Einbildungskraft" — der Vermittlerin zwischen der „Sinnlichkeit" und dem „Verstande" — festgestellt werden. An dieser Feststellung durch die „Einbildungskraft" findet unser Verstandesvermögen ein Wohlgefallen. In der Hauptsache handelt es sich nach Kant im ästhetischen Prozeß um ein vollkommeneres Funktionieren unserer eigenen geistigen Kräfte. Das ästhetische Urteil ist ein zweckmäßiges Spiel zwischen „Einbildungskraft" und „Verstand".

So läßt sich der Gegensatz zwischen Herders und Kants Ästhetik im Hauptumriß auf den Gegensatz zwischen Inhalts- und Form-Ästhetik zurückführen.

In einem abschließenden „Ausblick" weist Jacoby darauf hin, daß sich das Auseinandergehen der Ergebnisse in der Ausdeutung der ästhetischen Bewußtseinsakte aus dem methodischen Verfahren, das von Kant und Herder angewandt wurde, herleitet. Der Kampf der „Kalligone" gegen die „Kritik der Urteilskraft" hat in dieser Hinsicht eine Bedeutung für die Methodenlehre der Ästhetik als Wissenschaft überhaupt. — Die Untersuchung kann sich entweder um die Entstehung des ästhetischen Er-

Digitized by Google

lebnisses (vgl. Kant) oder um seinen Aussageinhalt (vgl. Herder) bemühen. Beides erfordert einen verschiedenen Apparat und eine verschiedene Taktik im Vorgehen. Die genetische Psychologie und die Phänomenologie der Aussage marschieren daher am besten getrennt. Wenn sie, jede gesondert, ihr wissenschaftliches Ziel erreicht haben, dann mögen sie sich vereinigen. Es werden sich dann neue und gewiß nicht die uninteressantesten Fragen der Ästhetik aus dieser Vereinigung ergeben.

Wir schließen unseren Hinweis auf das Jacobysche Werk und sind überzeugt, daß seine ernste, neue Wege einschlagende Forschungsarbeit die Lösung der vorliegenden Streitfrage dem Ziele nähergerückt, und daß die Beschäftigung mit dem Buche ein innigeres Verhältnis zu dem ästhetischen Genie Herders wirken und damit zu zielsicherer ästhetischer Selbsterziehung anspornen wird.

Das Dativ-e II.

Von Professor **Fritz Böckelmann** in Herford.

Die Februar-Nummer der Zeitschrift des Deutschen Sprachvereins brachte eine Besprechung meines Aufsatzes über das Dativ-e (Zeitschrift für den Deutschen Unterricht 1905. 11. Heft), die ich doch nicht unwidersprochen lassen möchte, sowohl um meinen Standpunkt zu rechtfertigen als besonders um die Erörterung dieser wichtigen grammatischen Frage nach Kräften zu fördern.

Ich verdanke dem Herausgeber jener Zeitschrift, Herrn Professor Streicher, den Hinweis auf eine von mir übersehene Abhandlung Behaghels in den Wissenschaftlichen Beiheften derselben Zeitschrift vom Februar 1900, kann aber nach gründlichem Studium derselben nur konstatieren, daß das von Behaghel zusammengestellte Material mich in meiner Meinung bestärkt und wichtige Stützen für den von mir eingenommenen Standpunkt liefert.

Die erwähnte Besprechung beginnt nun mit folgenden Worten: „Unsere Sprache würde erstens an Wohllaut, Bestimmtheit und Kraft gewinnen und zweitens ein Gebiet größter Unsicherheit los werden, wenn wir für das Dativ-e eine feste Regel hätten — darum weg mit dem Dativ-e! So Böckelmann."

Ich glaube, mein Kritiker braucht nur seine eigenen Worte mit Bedacht durchzulesen, um sich zu überzeugen, daß eine derartige Schlußfolgerung in meinem Aufsatz nicht zu finden ist und mir von Rechts wegen nicht zur Last gelegt werden darf.

Digitized by Google

Das ist ja richtig, mein Aufsatz gipfelt — allerdings mit einer in der Kritik nicht erwähnten Einschränkung — in der Forderung: Weg mit dem Dativ-e! Der Hauptvorwurf, den die Besprechung diesem Gesetz macht, ist der, es sei willkürlich und hindere die natürliche Entwicklung der Sprache. Mein Kritiker ist nicht etwa der Meinung, daß es hier eines Gesetzes überhaupt nicht bedürfe; er betont selbst die große auf diesem Gebiet herrschende Unsicherheit und verweist auf Behaghels umfangreiche Sammlungen. In der Tat braucht man diese nur durchzusehen, um zu erkennen, daß man sich hier einem wahren Labyrinth sprachlicher Erscheinungen und gelehrter Meinungen gegenüber befindet, durch das kein Ariadnefaden uns den Weg zeigt. Behaghel beklagt die Unsicherheit im deutschen Sprachgebrauch im allgemeinen und besonders in diesem Fall, wo schon die einfache Flexion der Substantiva solche Schwankungen zeige, und schreibt dabei das höchst bemerkenswerte Wort, daß unsere Sprache bei dem Wettbewerb mit anderen Nationen in Nachteil gerate, eben weil wir hier und in vielen anderen Fragen selbst nicht wissen, was bei uns rechtens ist. Bei diesem scharfen aber berechtigten Urteil ist das Endergebnis, zu dem Behaghel gelangt, doppelt überraschend. Er meint nämlich: Soviel sei klar, daß eine bindende Vorschrift nicht gegeben werden könne, da die verschiedensten Gebrauchsweisen sich auf angesehene Vorbilder berufen könnten. (S. 276.) Demgegenüber möchte ich mich auf Wustmanns Standpunkt stellen, der in seinem Vorwort schreibt, es sei in Anbetracht der herrschenden Sprachverwirrung die höchste Zeit, daß neben die beschreibende Grammatik die gesetzgebende trete. Wenn irgendwo, so ist hier meines Erachtens der Fall gegeben, wo der Grammatiker mit dem Federstrich des Gesetzgebers dem chaotischen Zustand ein Ende machen muß, um so mehr als dieser durch die Schuld der Grammatiker hervorgerufen oder doch gesteigert ist.

Wie ist aber ein brauchbares Gesetz zu finden? Die Besprechung meines Aufsatzes verweist hier auf „die in dem Gewirr erkennbaren Richtlinien bei Behaghel". Wir wollen diesem Hinweis folgen. Was zunächst den Einfluß der Bedeutung und des grammatischen Zusammenhangs auf die Form des Dativs betrifft, so hat sich in der neuhochdeutschen Zeit ein Gebrauch festgesetzt, der allerdings schwer in Worte zu fassen ist. Nach Behaghels Darstellung müßte die Regel etwa lauten: Ist der Dativ von einer Präposition abhängig und steht kein Artikel oder sonstiges Bestimmungswort dabei, so fehlt das e, wenn bei Stoffnamen und Abstrakten der Begriff dieser Substantiva in einer ganz allgemeinen Bedeutung dargestellt wird, namentlich bei partitiven Verhältnissen und zur Angabe eines begleitenden Umstandes oder Grundes, z. B. aus Gold, mit Öl,

Digitized by Google

nach Wein, von Stein, ein Mann von Verstand, Mangel an Geld, aus Neid, mit Ernst, vor Zorn. Bei Orts- und Zeitbestimmungen kann das e dagegen stehen: bei Tage, zu Hause. Die Fassung dieser Regel ist indes nicht ganz einwandfrei; denn erstens bedarf es einer Präposition gar nicht, z. B.: Ich ziehe gutes Bier Wein vor. Wind und Wetter zum Trotz. Sodann ist es nicht überall richtig, daß Orts- und Zeitbestimmungen das e annehmen können; vergleiche z. B. bei Frost, auf Deck. Endlich übergeht Behaghel einen sehr häufigen und feststehenden Fall, wenn nämlich mehrere Substantiva ohne Artikel und Attribut durch Bindewörter oder Präpositionen (nicht beides zugleich) verbunden sind: bei Wasser und Brot, mit Leib und Seele, von Haus und Hof, von Eisen und Rost, von Land zu Land (aber: zu Wasser und zu Lande). Ich möchte die Regel folgendermaßen fassen: Der Dativ muß das e verlieren bei artikel- und attributlosen Substantiven: 1. wenn diese ohne Präposition stehen; 2. nach den Präpositionen mit, nächst, nebst, samt, seit, aus, an, auf, hinter, neben, in, über, unter, vor und zwischen; 3. wenn mehrere solcher Substantiva durch Bindewörter oder irgendwelche Präpositionen verbunden sind. Dagegen schwankt der Gebrauch bei alleinstehenden Hauptwörtern nach den Präpositionen nach, bei, von, zu, außer; Orts- und Zeitbestimmungen ziehen hier das Dativ-e, partitive Ausdrücke die unflektierte Form vor; jedoch ist fast überall die Unterdrückung der Endung möglich besonders für das natürliche Sprachgefühl des Oberdeutschen, z. B. von Haus und von Hause, nach Haus und nach Hause, zu Haus und zu Hause, bei Trost und bei Troste, außer stand und außer stande.

In Behaghels Klage, daß die hier besprochene Erkenntnis verloren gehe, vermag ich nicht einzustimmen. Wir haben gesehen, wie wenig jene Erkenntnis geklärt ist. Eine Feinheit, die so schwer verstandesgemäß zu fassen ist, bei der die Sprache so launisch zu Werke geht, daß sie den eben aufgestellten Grundsatz im nächsten Augenblick verwirft, hat meines Erachtens wenig Wert und ist jedenfalls als Grundlage einer brauchbaren Regel ungeeignet. Was frommt es unserer Sprache überhaupt, wenn wir unterscheiden: eine Krone aus Gold, dagegen aus reinem Golde? warum braucht an dem Hauptwort noch besonders kenntlich gemacht zu werden, ob es von einem Attribut begleitet ist? Man sieht und hört es doch auch ohne das. Ja, wenn die Sprache jene Unterscheidung noch fest durchführte! aber man sagt ebensogut und sogar besser: aus reinem Gold, im tiefsten Schlaf, bei gutem Lohn, und es wäre unmöglich, diesen guten Brauch zu beseitigen. Wir sehen: in verschiedenen Fällen und zahllosen Beispielen muß das Dativ-e fallen; in unzähligen Beispielen kann es fallen, und nur in ganz vereinzelten Ausdrücken erscheint die Beibehaltung der Flexion

Digitized by Google

erforderlich. Während es für unser Sprachgefühl unerträglich wäre, mit Weibe und Kinde, mit Leibe und Seele, von Hause und Hofe zu sagen, erregen die Formen auf dem Hof, vor dem Haus, mit seinem Kind selbst für den Niederdeutschen keine ernstlichen Bedenken. Wir erkennen also schon von diesem Standpunkt der Betrachtung aus, daß die Sprache die Tendenz hat, die Endung aufzugeben, und wenn man das von mir vorgeschlagene Gesetz ein willkürliches nennt, welches das Leben der Sprache einschnüre, so behaupte ich, daß es die Sprache von dem seit Jahrhunderten getragenen Zwang eines willkürlichen Gesetzes befreit.

Welches ist denn die herrschende Lehre? Sie entspricht der von Wustmann aufgestellten Forderung, das Dativ-e überall sorgfältig zu schonen und namentlich in der Schule alles daran zu setzen, um es zu erhalten. Nur in ganz vereinzelten, übrigens ziemlich willkürlichen Fällen will Wustmann die flexionslose Form zulassen. In diesem Sinn wird in den deutschen Schulen verfahren, es gibt sogar behördliche Verfügungen zu diesem Zweck. Auch akademische Lehrer haben ihren Einfluß in dieser Richtung geltend gemacht, und in der Presse wird es meist ebenso gehalten, auch die Zeitschrift des Sprachvereins folgte nach meinen Erfahrungen bisher derselben Gewohnheit, während die wissenschaftlichen Beihefte eine freiere Haltung beobachten.

Entspricht nun diese herrschende Lehre der historischen Entwicklung unserer Sprache? Keineswegs. Die volltönenden Endungen des Gotischen und Althochdeutschen sind in der folgenden Periode verkümmert und zum Teil bereits abgefallen. Schon das Nibelungenlied singt von zweier frowen nît und manegem küenen man in der Burgonden lant. Überhaupt gilt ja für das Mittelhochdeutsche die Regel, daß bei Einsilbern mit kurzem Vokal das e der Endung verstummt. In der Sprache Luthers sehen wir nach Behaghels Statistik das Dativ-e in starkem Rückgang begriffen, indem die Zahl der flektierten Formen zu der Zahl der unflektierten im Verhältnis von 1:2 steht. Weiterhin hat sich die Regel durchgesetzt, daß bei den Wörtern auf e, el, en, em, er und lein die Dativendung durchaus nicht mehr geduldet wird, desgleichen, wie wir sahen, bei zahllosen Verbindungen ohne Artikel und Attribut. In der gebundenen Rede erscheinen die e-losen Formen mit Vorliebe angewandt, und manche unserer modernen Meister räumen auch in der Prosa immer mehr mit der Endung auf, so Baumbach, der z. B. in der Erzählung von der vergessenen Glocke keinen einzigen flektierten Dativ anwendet; so Ganghofer z. B. im „Gewitter im Mai", so namentlich auch Frenssen, der in seinen neuesten Werken mit steigender Entschiedenheit dem Dativ-e den Garaus macht. Wir sehen, ober- und niederdeutsche Schriftsteller folgen demselben Zug,

Digitized by Google

und wenn wir die Sprache des täglichen Lebens beobachten, so finden wir, daß mittel- und oberdeutsche Stämme die e-lose Form bei weitem bevorzugen, und zwar nicht allein die Kreise des Volkes, denen das Sprachbewußtsein fehlt. Einen beweiskräftigen Fall erlebte ich vor einiger Zeit. Bei einem Waldspaziergang mit einem befreundeten hessischen Kollegen kam die Rede auf das Dativ-e. Mein Gefährte äußerte sich entschieden für die Beibehaltung der alten Form; aber im Lauf des Gesprächs wandte er ausnahmslos die unflektierten Formen an: „Dort am Hang, an unserm Tisch, aus demselben Grund" und ähnliche Beispiele kamen zum Vorschein, so daß ich mich schließlich veranlaßt sah, auf unsere Streitfrage zurückzukommen und von dem Gelehrten an den Hessen zu appellieren. — Nach alldem kann es keinem Zweifel unterliegen, daß unsere sprachliche Entwicklung darauf hinausgeht, das Dativ-e fallen zu lassen. Es wäre auch sonderbar, wenn es anders wäre. Die Entwicklungsreihe gotisch gasta, althochdeutsch und mittelhochdeutsch gaste, neuhochdeutsch gast entspricht dem Romanischen porta, porte mit dann später verstummendem e, und auch an dem Englischen sehen wir ja, wie das e der Endung, das sich in der Schrift erhalten hat, für die Aussprache oft verschwindet: I like.

Nun frage ich: Wer behandelt den Baum der deutschen Sprache naturgemäß, und wer hindert seine Entwicklung, derjenige, welcher ihn Wind und Wetter preis gibt und von den absterbenden Blättern fallen läßt, was fallen will, vielleicht sogar etwas an seinem Stamm rüttelt, um der Mutter Natur nachzuhelfen, oder derjenige, der ängstlich jeden Lufthauch fern hält und die abgefallenen dürren Blätter aufhebt, um sie fein säuberlich wieder anzukleben?

Es soll indes nicht verschwiegen werden, daß Behaghels Statistik die hier nachgewiesene Entwicklung nicht so deutlich erkennen läßt, ja, daß man auf die Idee kommen muß, es bestehe bei unseren Schriftstellern eine beachtenswerte Gegenströmung. Während Behaghel bei Luther neben 72 flektierten 148 unflektierte Dative zählt, ist das Verhältnis in den folgenden Jahrhunderten zum Teil ein ganz anderes. Opitz (geb. 1597) gebraucht 74 flektierte Formen und nur 8 unflektierte, Lohenstein (1635) 91 und 18, Lessing (1729) 33 und 1, Goethe (1749) 32 und 26, Schiller (1759) 45 und 37, Fichte (1762) 46 und 1, Vilmar (1800) 68 und 21, Riehl (1823) 89 und 53, und endlich das Strafgesetzbuch 89 und 21. Wie ist dieser Umschwung zu erklären? Soll man Opitz eine größere Autorität, eine genialere Kraft der Sprachgestaltung zutrauen als Luther? — Nein! Nach der Schöpfung der neuhochdeutschen Schriftsprache hat sich die graue Theorie der Frage bemächtigt und sie im Sinn einer öden Gleichmacherei entschieden. Als den Höhepunkt dieser grammatischen

Digitized by Google

Weisheit bezeichnet Behaghel das „Umständliche Lehrgebäude der deutschen Sprache“ von Adelung, der schlechtweg dekretiert, daß der Dativ der Einzahl auf e ausgeht, selbst bei Wörtern wie Atem, Oheim, Aufschub und Balsam. Diese Regel hat allgemeine Geltung gewonnen, und selbst unsere besten Geister haben sie beobachtet, um keinen Verstoß gegen die sprachliche Korrektheit zu begehen. Auch das Moment der Pietät gegen die ehrwürdigen Reste der Vergangenheit und eine gewisse deutschtümelnde Richtung spielen mit hinein; man vergaß und vergißt, daß diese Ehrfurcht vor der Vergangenheit zu einer Knebelung der lebenden Sprache führt. Diese Gegenströmung, durch künstliche „Lehrgebäude“ hervorgerufen, nicht den tiefer flutenden Strom der natürlichen Entwicklung hat Behaghel in seiner Statistik dargestellt, denn diese beschränkt sich lediglich auf die Prosa. Wer sich aber der Prosa bedient, hat in erster Linie das Bestreben, korrekt d. h. nach den herrschenden grammatischen Regeln zu schreiben. Behaghels Statistik zeigt also nur, inwieweit die betreffenden Schriftsteller sich dem Zwang jener willkürlichen Regel über die Bildung des Dativs unterworfen haben, und inwieweit jenes Streben nach Pietät bei ihnen wirkt. Um den natürlichen Zug unserer Sprache zu erkennen, müssen wir, wenigstens in diesem Fall, gerade die gebundene Rede berücksichtigen. Man wende nicht ein, daß diese wegen des Metrums und Reims von der natürlichen Sprache abweiche und daher für sie nicht maßgebend sein könne. Der Rhythmus des deutschen Verses ist von dem der Prosa gar nicht wesentlich verschieden, etwa wie dies im Lateinischen und Griechischen der Fall ist, sondern kennzeichnet sich nur als eine Veredelung der gewöhnlichen Rede. Ist also der Schluß nicht berechtigt, daß eine Wortbildung, die in den rhythmisch vollkommensten Erzeugnissen unserer Sprache bevorzugt wird, auch im allgemeinen den Vorzug verdient? Und was den Versschluß betrifft, so ist es ja gewiß richtig, daß ein stumpfer Reim den e-losen Dativ begünstigt; aber ebenso richtig ist es auch, daß der weibliche Reim dem flektierten Dativ zugute kommt. Diese Wirkungen heben sich also auf, da die stumpfen und klingenden Versschlüsse sich der Zahl nach wohl ziemlich die Wage halten. Wenn demnach die deutschen Dichter im Vers der einen oder der anderen Form des Dativs deutlich den Vorzug geben, so liegt das nicht an irgendeinem äußerlichen Zwang der poetischen Form, sondern wir werden zu dem Schluß gedrängt, daß hier das Feingefühl der Dichter für Rhythmus und Wohlklang die Wahl gelenkt hat.

Ohne nun, wie gesagt, von Behaghels Statistik etwas zu wissen, hatte ich in meinem Aufsatz, allerdings in sehr bescheidenen Grenzen, das Vorkommen der beiden Dativ-Formen in einer Reihe aufs Geratewohl gewählter Dichtungen festgestellt und war zu folgendem Ergebnis gekommen. Das

Digitized by Google

Lied von der Glocke enthält 20 flektierte Dative und 29 ohne e. Im Handschuh stellt sich das Verhältnis auf 5 zu 7, in Goethes Sänger auf 3:5, im Eingangsmonolog des Faust auf 1:12, in der Schwäbischen Kunde auf 2:9, in dem Gedicht Einkehr auf 3:1, im Blinden König auf 3:11, und im Postillon auf 2:5, woraus sich ein Gesamtverhältnis von 39:79 ergibt.

Meine inzwischen fortgesetzten Untersuchungen haben zu einem für meinen Standpunkt noch günstigeren Resultat geführt. Das Westfalenlied enthält einen flektierten, dagegen 12 unflektierte Dative, Baumbachs Zlatorog auf den ersten 26 Seiten 19:81, Schillers Braut von Messina auf den ersten 24 Seiten 20:40, Maria Stuart im 1. Akt 26:79, so daß man sagen kann, daß die unflektierten Formen in den deutschen Versen durchschnittlich doppelt bis dreimal so häufig erscheinen wie die flektierten. Von ganz besonderer Wichtigkeit scheint mir hier zu sein, daß auch das Metrum des Faust dem e-losen Dativ in hohem Maß günstig ist; denn in dem ganzen ersten Teil der Tragödie finden sich neben 120 flektierten 307 unflektierte Dative. Man lese nur nach, was Bielschowsky in seiner Goethe-Biographie über Stil und Metrum der Tragödie sagt, und man wird inne werden, daß gerade in dem ersten Teil derselben der Geist der deutschen Sprache in unverfälschter Reinheit, in seiner ganzen urwüchsigen Kraft zu uns redet.

So haben unsere bisherigen Erörterungen zu dem Schluß geführt, daß die unflektierten Formen des Dativs dem Rhythmus unserer Sprache mehr entsprechen und ihrem Wohllaut zuträglicher sind als die flektierten. Die Betrachtung im einzelnen bestätigt dies. Mein Aufsatz unterscheidet hier die mehrsilbigen und die einsilbigen Wörter und bei den ersteren wieder diejenigen, bei denen der Ton auf der letzten Silbe liegt und diejenigen, bei denen dies nicht der Fall ist. Es ist schon darauf hingewiesen, daß die mehrsilbigen Wörter auf e, el, em, en, er und lein das e der Endung völlig abgestoßen haben; Formen wie dem Atem-e hat man, offenbar des Wohlklanges wegen, wenn auch unbewußt, beseitigt. Allein fast ebenso unangenehm schleppend klingen doch die flektierten Dative: dem Bräutigame, am Abende, dem Abbruche, dem Oheime und in Zusammensetzungen: bei dem Nachtrabe, im Unterrichte, im Auslande, beim Zusammentritte, mit solchem Unsinne, am Ausgange, bei diesem Hauptworte. Hier muß das e unbedingt fallen. Nicht viel besser steht es bei Wörtern, die auf der Ultima betont und namentlich, wenn sie mit Vorsilben gebildet sind: dem Gebüsche, dem Besatze, dem Verbote, dem Gesetze, dem Geschicke. Bei diesen Wörtern wirkt auch der Umstand, daß die betonte Stammsilbe zwischen zwei Silben mit tonlosem e zu stehen kommt, ungünstig für den

Digitized by Google

Wohllaut. Weniger wird man von vornherein gegen die flektierten Dative einsilbiger Wörter einzuwenden haben. In meinem Aufsatz ist an das Lied „O, säh ich auf der Heide dort", in welchem kurz nacheinander die beiden Dative im Sturme und vor dem Sturm erscheinen, erinnert, um zu zeigen, daß unter Umständen jede der beiden Formen ihre Vorzüge hat: jene ist gedehnter, gewichtiger, weicher und bedächtiger, diese kürzer, bestimmter, kräftiger, lebhafter. Immerhin verdienen auch hier die e-losen Formen im allgemeinen den Vorzug vor den flektierten, die leicht etwas Schwerfälliges und Schleppendes an sich haben. Bei den einsilbigen Dativen kommt der volltönende Vokal der Stammsilbe besser zur Geltung, die Stimme ruht länger auf ihm, während ein angehängtes tonloses e den Klang des Stammvokals sofort trübt. Man vergleiche: im Saale und im Saal, auf dem Seee und auf dem See, zum Glücke und zum Glück, zum Schlusse und zum Schluß, zum Heile und zum Heil, und wer möchte an den Worten des Psalmisten etwas ändern: Wo soll ich hingehen vor deinem Geist . . . am äußersten Meer . . . Im finstern Tal! Alle diese bedeutsamen Nachteile des Dativ-e's steigern sich aber noch im Zusammenhang der Rede; denn unsere Sprache leidet so wie so an einer Überfülle tonloser Silben — kümmerlicher Überreste der volltönenden Endungen einer längst vergangenen Zeit. Jeder Satz kann es uns beweisen. Warum sollen wir also durch ein krampfhaftes Festhalten an der absterbenden Endung des Dativs das Schleppende und Klanglose, das die Flexions-Silben unserer Sprache geben, ohne Not vermehren? Wie häßlich das Dativ-e, zumal vor einer folgenden tonlosen Silbe, wirkt, mögen zwei Beispiele zeigen: Wir haben im Frühling(e) gesät und im Herbst(e) geerntet, Wir lustwandelten am Abend(e) auf dem Wall(e) der alten Stadt und lauschten am Bach(e) dem Gesang(e) der Nachtigallen.

Einer kleinen Gruppe einsilbiger Wörter ist in meinem Aufsatz eine Sonderstellung eingeräumt, es sind die Wörter auf b, d und g, zu denen ich jetzt noch die auf s hinzufügen möchte. Behaghel bespricht diese Gruppe ebenfalls; er dehnt sie aber auf die Mehrsilber aus und nennt statt der Wörter auf s nur das Substantiv Haus. Für uns Niederdeutsche haben die unflektierten Formen der Einsilber auf b, d, g und s etwas Hartes an sich: im Grab, nach dem Tod, auf dem Berg, im Kreis. Woran liegt das? Offenbar daran, daß bei diesen Wörtern der Schlußlaut durch den Wegfall der Endung einen andern und zwar härteren Klang (p, t, ch oder k, ß) annimmt. Allerdings sprechen hier Gewohnheit und ein gewisses Vorurteil mit; denn die gleichlautenden Formen des Nominativs und Akkusativs haben nichts Unangenehmes für unser Ohr, auch gebrauchen die meisten Mittel- und Oberdeutschen diese einsilbigen Dative gewohnheits-

Digitized by Google

gemäß, und hier wie in der gebundenen Rede nehmen wir an ihnen nicht den geringsten Anstoß. Man denke nur an: „Ich bin vom Berg der Hirtenknab" und im Taucher: „das erfaßt' ich behend und entrann dem Tod", „aus dem Grab, aus der strudelnden Wasserhöhle hat der Brave gerettet die lebende Seele", endlich im Handschuh: „und herum im Kreis, von Mordsucht heiß, lagern sich die greulichen Katzen". Immerhin habe ich vorgeschlagen, bei dieser kleinen Gruppe das Dativ-e am ersten zu dulden, ohne es jedoch unbedingt zu fordern. Folgende kleine Statistik bestärkt mich in diesem Vorschlag, da sie beweist, daß auch die Dichter die unflektierten Formen der Einsilber auf b, d, g und s nicht viel öfter gebrauchen als die flektierten. Als besonders lehrreich und bedeutsam sei hier auch die Sprache Luthers berücksichtigt. Wenn man die von Behaghel geprüfte Stelle aus der Bibelübersetzung nach den von mir gewählten Gesichtspunkten betrachtet, so ergibt sich, daß der Begründer der neuhochdeutschen Schriftsprache in seinem grundlegenden Werk den Dativ der Einsilber auf b, d, g und s mit wenigen Ausnahmen flektiert bildet (58:6), im übrigen aber mit derselben Entschiedenheit die e-losen Formen bevorzugt (141:14). Es ist daher völlig begründet und sogar notwendig, jener Gruppe eine Sonderstellung einzuräumen.

Titel des Werks	Das Dativ-e									
	steht					fehlt				
	bei Mehrsilbern Ultima		bei Einsilbern		Summe	bei Mehrsilbern Ultima		bei Einsilbern		Summe
	unbetont	betont	nicht auf b, d, g, s	auf b, d, g, s		unbetont	betont	nicht auf b, d, g, s	auf b, d, g, s	
Baumbach Zlatorog S. 3—29	6	—	9	4	19	32	2	32	15	81
Maria Stuart. 1 Akt	3	4	11	8	26	24	7	36	12	79
Faust. 1. Teil. . . .	13	8	47	52	120	59	22	158	68	307
Gesamtsumme	22	12	67	64	165	115	31	226	95	467
Luther, Bibel . . .	6	2	6	58	72	34	10	97	6	147

Die Besprechung meines Aufsatzes nimmt von dieser Einschränkung meiner Forderung keine Notiz; sie wendet vielmehr das Verfahren an, eine Reihe von mehr oder weniger feststehenden Wendungen, bei denen das e üblich ist, gegen mich ins Feld zu führen: zu Leibe gehen, im Schilde führen u. a., und fragt, ob ich das Dativ-e hier verbieten wollte. Zunächst hätten die Einsilber auf b, d, g und s von Rechts wegen beiseite gelassen werden müssen. Sodann hat es gar kein Bedenken, bei formelhaften

Digitized by Google

Verbindungen eine Ausnahme zu machen; ist doch auch bei dem Adjektiv die alte, sonst völlig verschwundene starke Endung des Genitivs in einzelnen Verbindungen erlaubt: reines Herzens, gerades Wegs, gutes Muts. Im übrigen aber gebe ich den unflektierten Dativen auch in den mir vorgeführten Beispielen im allgemeinen den Vorzug: „ich zog ihn zu Rat, wir kamen nicht zu Wort, er ist im Kampf gefallen, er ist nicht im Zaum zu halten, er geht unvorsichtig zu Werk, in hohem Maß geschätzt, Gefahr im Verzug". Selbst bei den Einsilbern auf b, d, g und s würde man sich, wie die Oberdeutschen es schon längst getan haben, bald an die flexionslosen Formen gewöhnen.

Alles in allem kommen wir also zu dem Schluß, daß die herrschende Lehre von der Bildung des Dativs, die auf ein starres Festhalten der flektierten Form hinausläuft, sich zu keinem klaren und brauchbaren Gesetz ausgestalten läßt; daß sie ferner in keinem grammatischen Bedürfnis eine ausreichende Begründung findet; daß sie endlich der natürlichen Entwicklung wie der gebotenen Rücksicht auf Rhythmus und Wohlklang, daß sie mit einem Wort dem Geist unserer Sprache widerspricht und daher unhaltbar ist.

Fort also vor allem mit der Fessel der überlieferten Schulregel! Freie Bahn für die natürliche Entwicklung! Allein das genügt nicht. Wenn es die Aufgabe der Grammatik ist, der natürlichen Entwicklung, dem Beispiel unserer besten Meister zu folgen und zugleich den Wohlklang unserer Sprache zu fördern, so muß sie noch einen Schritt weiter gehen; sie muß der unflektierten Form des Dativs den Vorzug geben.

Soll darum die Anwendung der flektierten Form als ein grober Fehler angerechnet werden? Keineswegs; aber während sie bisher, freilich unter stillschweigender Duldung zahlloser Ausnahmen, zur Pflicht gemacht wurde, soll dem Schüler fortan der Gebrauch der unflektierten Form als im allgemeinen empfehlenswerter bezeichnet werden. Er soll — was für Ausländer besonders wichtig ist — gewiß sein, daß er niemals einen Fehler macht, wenn er sie anwendet, und soll zu dem Dativ-e nur dann greifen, wenn er einen bestimmten Grund dafür geltend machen kann. Ein solcher Grund kann entweder in einem allgemeinen Brauch oder in der Rücksicht auf Deutlichkeit, Rhythmus und Wohlklang liegen. Hier mag das Schönheitsgefühl ungehindert walten.

Es würde demnach der Gebrauch des Dativ-e's vornehmlich in folgenden Fällen zu empfehlen sein:

1. im besonderen bei den Einsilbern auf b, d, g, s:
   a) in bestimmten feststehenden Redensarten z. B. bei Leibe nicht, zustande kommen, zugrunde richten u. a.;

Digitized by Google

b) wenn der Dativ von einem Artikel oder Attribut begleitet ist, z. B. auf dem Berge, nach dem Tode, am Grabe, dem Greise;

2. im allgemeinen im Hinblick auf das dem Dativ folgende Wort:

a) um das Zusammentreffen gleicher Konsonanten zu verhüten, z. B. im Kampfe fallen (aber im Kampf gefallen), zu Rate ziehen (aber zu Rat gezogen);

b) zur Vermeidung von Härten in vereinzelten Fällen, wenn auf einen einsilbigen oder auf der letzten Silbe betonten Dativ ohne jede Pause eine stark betonte Silbe folgen würde; z. B. Er verleihe dem Heere Sieg (aber: dem Heer verleihe er Sieg), zu Werke gehen (aber: er geht zu Werk), dem Manne kann geholfen werden (aber bei Schiller mit einer wirkungsvollen Pause nach dem Dativ: dem Mann — kann geholfen werden).

Es träte damit ein ähnliches Verfahren ein, wie der Franzose es beobachtet, der das stumme e wieder laut werden läßt, wenn Deutlichkeit oder Wohlklang es fordert.

Das ist der Sinn meiner Forderung: Weg mit dem Dativ-e! Es ist ein mildes, aber klares und durchführbares Gesetz, das geeignet wäre, dem herrschenden heillosen Wirrsal ein Ziel zu setzen. Es würde dazu beitragen, das Sprachgefühl des Deutschen, seinen Sinn für den Wohllaut zu bilden, es steht im Einklang mit der natürlichen Entwicklung und würde, dabei bleibe ich, unsere Sprache an Kürze und Bestimmtheit, an Wohllaut und Kraft nur gewinnen lassen.

Anzeigen zur Volkskunde.

Von Julius Sahr in Gohrisch bei Königstein.

I. Einleitung. Von der Volkskunde im allgemeinen.

„Physiologie des ganzen Nationalkörpers — was für ein ander Ding! und wie sich hiezu Denkart, Bildung, Sitte, Vortrag, Sprache verhielt, welch ein Meer ist da noch zu beschiffen, und wie schöne Inseln und unbekannte Flecke hie und da noch zu finden. Herder 1777.

Auf Wunsch des Herausgebers dieser Zeitschrift sollen diese Blätter künftig von Zeit zu Zeit Übersichten über die Neuerscheinungen auf dem Gebiete der Volkskunde bringen.

Es wäre nun ein Unrecht, wenn man von diesen Übersichten Werke ausschließen wollte, die zufällig schon vor einiger Zeit, ja selbst vor einer

Digitized by Google

Reihe von Jahren veröffentlicht sind. Bekanntlich ist die Volkskunde nicht von heute und gestern, wenn sie auch als Wissenschaft im modernen Sinne erst neuerdings in das Licht allgemeiner Aufmerksamkeit gerückt ist. Die früheren Zeiten waren für eine derartige Teilnahme in den weitesten Kreisen noch nicht reif. Aber was die Volkskunde will, wird schon lange erstrebt. Herder, der große Anreger des 18. Jahrhunderts, auf dessen Spuren ein gut Teil der wissenschaftlichen Errungenschaften des 19. Jahrhunderts erreicht wurde, Herder ahnte sie voraus, wie z. B. auch das an die Spitze unserer Betrachtungen gestellte Motto zeigt. Andere folgten ihm, und so entstand jener Zweig der Forschung, den man Kulturgeschichte zu nennen pflegte und der die Volkskunde mit zu vertreten hatte, denn auch der Kulturgeschichte war keine Äußerung der Volksseele bedeutungslos, sei sie scheinbar noch so nebensächlich. Daß neben ihr dann noch unsere Volkskunde als „Folklore" bestand und von außerdeutschen wie heimischen Forschern gepflegt wurde, ist bekannt.

Es ist indessen innerlich wie äußerlich ein Fortschritt, wenn wir heute statt von Kulturgeschichte und Folklore von Volkskunde sprechen. Wir stellen uns damit grundsätzlich auf einen anderen Boden: auf den vaterländischen, den heimatlichen — mit klarem Bewußtsein! Wenn wir in dem Wort den Begriff Volk betonen, so hat das seine volle Berechtigung: seit 20 bis 30 Jahren dreht sich eigentlich unser ganzes Streben und Bemühen in der Wissenschaft wie im Geistesleben überhaupt, in Dichtung wie in Kunst, auf politischem wie sozialem Gebiete um den Begriff Volk. Kein Zweifel, wir arbeiten mit allen Kräften darauf hin, uns diesen Begriff wieder als den einer ungeteilten, einheitlichen, alle Schichten der Nation umschließenden Masse anzueignen, wir denken dabei unbedingt heute an das große Ganze. Aber in dem Bewußtsein, das wir dabei von diesem großen Ganzen haben, spielen die mittleren und unteren Stände — das „Volk" im engeren Sinne — eine ganz andere Rolle als früher: in dieser Hinsicht ist jetzt Allgemeingut aller, was früher nur Besitz einer kleineren Anzahl von Denkern, Forschern, Staatsrechtslehrern, Politikern usw. war. Und dies hat nicht nur vom sozialen Gesichtspunkt aus seine Berechtigung, nein, auch vom nationalen, kurzweg, vom deutschen. Denn weit weniger als die „oberen Zehntausend" sind die mittleren und unteren Volksschichten in ihrem Denken und Leben der „Mode" unterworfen, wenngleich sie auch lange nicht mehr so widerstandsfähig ihr gegenüber sind als sie einst waren. Immerhin, „in der Erscheinungen Flucht" bilden sie noch vergleichsweise den „ruhenden Pol", im Wechsel stellen sie die Dauer dar. So sind sie es auch immer, bei denen „Altestes mit Treue" bewahrt wird. Wir können also den Begriff Volk gar nicht zu stark betonen.

Digitized by Google

Neben das Wort Volk setzen wir nun als weitesten wissenschaftlichen Begriff das Wort „Kunde“: Damit gewähren wir jedermann Anteil an der Sammelarbeit auf diesem Riesengebiete. Zur Kunde des Volkes kann auch der schlichteste Stammesgenosse, der im weltabgelegenen Gebirgs-, Wald- oder Marschwinkel lebt, das Seine beitragen: ja gerade er wird uns, da er abseits vom gleichmachenden Weltgetriebe wohnt und wurzelt, oft das Wertvollste bieten Diesen so zusammenströmenden Stoff auf seinen Wert, seine Echtheit hin zu prüfen, zu sichten, zu ordnen, zu verarbeiten und endlich lebendige, wahrheitsgetreue Bilder aus unseres Volkes Vergangenheit und Gegenwart daraus zu gewinnen — das wird natürlich stets die Aufgabe der Wissenschaft bleiben, der Volkskunde im engeren Sinne.

Wort und Begriff Volkskunde treten dem Volkslied zur Seite, einem Wort und Begriff, die um 1770 Herder für eine uralte Sache neu geprägt, in unser Geistesleben, in den Betrachtungskreis der Gebildeten eingeführt und damit ein Pfund geschaffen hat, mit dem seit über einem Jahrhundert in wahrhaft biblischem Sinne „gewuchert“ ward, so daß Herders Saat hundert- und tausendfache Frucht trug. Vermutlich wird es auch mit der Volkskunde so werden. Was der Begriff Volkslied auf dem Einzelgebiete der Poesie einer Nation bedeutet, kann, soll und muß der Begriff Volkskunde für das Gesamtleben der Nation bedeuten. Und beide, Volkslied wie Volkskunde zielen, wie Simrock einmal vom Volksliede sagt, auf das Herz der Nation; beide wollen die Volksseele erkennen und suchen; beide aber auch sie erfüllen.

Was heißt, was ist im innersten Grunde unserer Seele deutsch? — Diese Frage zu beantworten, ist schließlich das letzte, das Endziel aller volkskundlichen Bestrebungen, und die Frage ist nicht nur für unsere Vergangenheit, sondern auch für unsere Zukunft von größter Bedeutung. Denn davon, daß wir das wahrhaft Deutsche klar erkennen, hängt die Linie der Weiterentwicklung unserer zähen, langlebigen Stammesart ab, die nun schon seit etwa zwei Jahrtausenden eine deutliche und unverkennbar wichtige Rolle im Völkerleben spielt.

Es leuchtet ein, daß zur Beantwortung dieser Frage nicht erst die neuere Zeit bedeutungsvolle Beiträge liefert, sondern auch die frühere. Wir greifen daher manchmal auf ältere Werke besprechend zurück. Aber nur, wenn sie zwei Bedingungen erfüllen: Einmal müssen es Werke sein, die in ihrer Bedeutung und Gesamtheit bisher noch nicht veraltet und nicht durch neuere ersetzt und überholt sind. Zweitens solche, die bisher in dieser Zeitschrift noch nicht eingehend besprochen und gewürdigt sind.

Digitized by Google

Ist letzteres bereits geschehen, so mag ein Hinweis auf die vorhandene Besprechung genügen.

II. Dähnhardt, Heimatklänge aus deutschen Gauen.

Beginnen möchte ich mit der Besprechung des Werkes: Heimatklänge aus deutschen Gauen. Ausgewählt von Oskar Dähnhardt. I. Aus Marsch und Heide. 1901. Leipzig. B. G. Teubner. 8°. XX, 170 S. geb. 2,60 M. II. Aus Rebenflur und Waldesgrund. 1902. XX, 185 S. geb. 2,60 M. III. Aus Hochland und Schneegebirg. 1901. XXII, 186 S., geb. 2,60 M. Alle drei Bände mit Buchschmuck von Robert Engels.

Wer irgend der Volkskunde näher steht, dem ist der Name O. Dähnhardt nicht fremd. Der 1870 geborene Forscher und Gymnasial-Oberlehrer hat sich bereits durch eine Reihe tüchtiger wissenschaftlicher Arbeiten bekannt gemacht. Von ihnen will ich wenigstens zwei nennen: die Sammelhefte „Volkstümliches aus dem Königreiche Sachsen" 1898 und die ausgezeichnete Neuausgabe des alten berühmten Deutschen Lesebuchs für höhere Lehranstalten von Hiecke 1900—1902, die Dähnhardt zusammen mit seinem trefflichen Lehrer Georg Berlit, Leipzig, bearbeitet hat. Unsere deutschen Lesebücher, wie sie heute beschaffen sind — wenigstens neben manch anderem diese Neuausgabe des Hiecke! —, gehören eigentlich auch ins Gebiet der Volkskunde; sicher kommen sie ohne eine stattliche Reihe volkskundlicher Beiträge nicht mehr aus. Beide Arbeiten beweisen, daß Dähnhardt sich in Rudolf Hildebrandischen Bahnen bewegt, in die des unvergeßlichen Lehrers Freund und Schüler Berlit nun wieder seinen Schüler und jüngeren Kollegen Dähnhardt eingeführt hat. Dähnhardts „Heimatklänge" bewegen sich erst recht in dieser Richtung: Hildebrand würde wohl an dem Unternehmen seine herzliche Freude gehabt haben.

Auch wir begrüßen das Werk mit warmer, lebhafter Freude und Zustimmung. Treten wir, nach dem Gesagten, mit nicht geringen Erwartungen an die Sammlung heran, so dürfen wir mit Vergnügen bekennen, daß Dähnhardts Buch auch vor einer nüchternen und scharfen Prüfung als tüchtige und selbständige Leistung standhält.

Glücklich sind die Titel gewählt, trefflich ist die Gliederung. Besser und kürzer als mit dem Haupttitel kann der Inhalt nicht bezeichnet werden. Mit der Dreiteilung seiner Auswahl folgt Dähnhardt der von der Natur gegebenen Gliederung unseres Sprachgebietes in nieder- (I), mittel- (II) und oberdeutsche (III) Mundarten. Indem er nun als Heimat der Klänge Marsch und Heide (I), Rebenflur und Waldesgrund (II),

Digitized by Google

Hochland und Schneegebirg (III) angibt, erhalten wir sogleich ein Bild der uns allen trauten heimatlichen Landschaft von den Alpen bis zum Meere. „Soweit die deutsche Zunge klingt" hat Dähnhardt gesammelt und Prosa wie Dichtung zusammengetragen. Dabei stellt er die vielfach noch mißachteten mitteldeutschen Mundarten ebenbürtig neben die nieder- und oberdeutschen. Längst sind die Zeiten vorbei, von denen noch Klaus Groth 1855 in der Einleitung zu seinem „Quickborn" redet, wo die niederdeutsche Sprache als eine Art „Kauderwälsch" angesehen wurde und mithin der Ausdruck „Platt" als eine Art Spottname galt. Seit Groth und Reuter denkt man anders! Heute ist der charaktervolle Niederdeutsche stolz auf seine heimische Sprechweise. Noch weit länger hatten die oberdeutschen Mundarten sich sprachlich und literarisch zu hoher Achtung durchgerungen. Anders die mitteldeutschen. Allerdings, einen Holtei — den ein Jakob Grimm und Karl Weinhold darum ehrten! — und einen Anton Sommer, der bei Rudolf Hildebrand stets zur Hand lag, wagte längst niemand mehr ob seiner Sprache anzutasten, aber haben wir nicht alle noch die Zeiten durchgemacht, wo im allgemeinen unsere obersächsischen „meißnischen" Mundarten zum Teil infolge der elenden „Bliemchenpoesie" eigentlich nur ein Gegenstand des Spottes und Ulkes unter den Gebildeten waren, aber nicht ernster Würdigung? Und doch verdienen sie letztere so gut wie jede andere deutsche Mundart. Auch sie führen wertvolles altes Sprachgut mit sich, folgen uralten lebendigen Lautgesetzen. Die Gleichstellung aller deutschen Mundarten, auch der bisher meist mißachteten obersächsischen in Dähnhardts Werk ist also besonders dankbar anzuerkennen. Jedenfalls war der zweite Band der schwierigste! Er ist auch gewiß derjenige, wo künftig noch am meisten zu bessern sein wird. Aber das lernt männiglich aus Dähnhardts Werk, daß es keine bevorzugten und keine minderwertigen deutschen Mundarten gibt, sondern nur gleichwertige und gleichberechtigte! Diesen Grundsatz hat Dähnhardt sich so ernstlich zur Richtschnur genommen, daß er seinen drei Bänden fast genau den gleichen Umfang gegeben hat. Man nimmt das Werk mit dem wohltuenden Gefühl in die Hand, hier keine einseitige Bevorzugung, sondern volle Billigkeit gegenüber allen mundartlichen Formen unserer Sprache zu finden.

Die Einleitung legt Dähnhardts Absicht und Gesichtspunkte für seine Arbeit dar, bietet aber darüber hinaus eine ausgezeichnete Charakteristik der Nord-, Mittel- und Süddeutschen, ihrer Natur, Lebensauffassung, ihres Wesens, wie es im Zusammenhang mit Volksstamm und Land sich gebildet hat und schließlich auch in der Sprache ausprägt. Es folgen sprachliche und literarische Bemerkungen, endlich solche über die Verwendung mundartlicher Proben im deutschen Unterricht. Hier redet der Verfasser

Digitized by Google

nicht vom grünen Tische, sondern aus der Erfahrung und plaudert als warmherziger Lehrer und Freund der Jugend allerhand „aus der Schule". Das ist sehr dankenswert. Denn es zerstreut die Bedenken, die vielleicht mancher ob der Verwendung solcher Proben in der Klasse noch haben mag. Diese Einleitung zeigt, daß Dähnhardt Kopf und Herz auf dem rechten Fleck hat. Zugleich steht er auf keinem niedrigen oder kleinlichen Standpunkte; von seiner das weite Gebiet aller deutschen Mundarten überschauenden Höhe blickt er klaren Auges auf das große Ganze, ohne dabei das Einzelne und Kleine zu übersehen. Nach Inhalt und Form wird so seine Einleitung zu einem gut abgerundeten, mit feinfühliger Hand gezeichneten Gesamtbilde deutschen Wesens, in dem jeder einzelne Strich wohlerwogen, jeder Ausdruck sorgsam abgemessen ist.

Nun zum Inhalt! Er ist bunt und mannigfaltig, von erquickender Frische und Verschiedenheit des Tones; das fast gänzliche Fehlen des Abstrakten, Blassen und Gekünstelten, das Vorwiegen des stark persönlich, individuell Gefärbten, des Farbigen, sinnlich Kraftvollen, Gegenständlichen und Herzhaften berührt äußerst wohltuend. Wenn Weinhold sagt: „Wir haben in der Volkssprache einen Jungbrunnen, daß wir den abgelebten, überreizten Leib der Schriftsprache hineinversenken", so gilt das gleiche Verhältnis von der Mundartdichtung und unserer ganzen Geisteskultur. Vor den von Leben und Kraft strotzenden, jugendfrischen Dichtungen dieser drei Bände fragt man, sich manchmal an die Stirn fassend, unwillkürlich: Ist das das Volk der Denker und Träumer? Sind das wir Deutschen? Es tut uns Kulturmenschen gut und not, einmal die Kehrseite der Medaille recht genau ins Auge zu fassen und zu sehen, wie auch unser Volk im Diesseits, in der Wirklichkeit, im heimischen Boden wurzelt und aus ihm neue Kraft auch für die abstrakte Seite unserer Kultur schöpft. Erst in dieser Zweiheit: Natur und Kultur sind wir ganz; deshalb hat ein Werk wie das Dähnhardtsche, das uns zu jener zurückführt, eine Zukunft.

Ein Quellenverzeichnis gibt Auskunft über die benutzten Bücher. Sie umfassen etwa hundert Jahre, von Hebels Alemannischen Gedichten 1803 bis zu Werken aus dem Jahre 1900.

Was bedeutet dieses Jahrhundert für unsere Entwicklung! Neben dem Zeitalter der Reformation hat keines dem deutschen Volke so tief einschneidende Änderungen, so gewaltige innere und äußere Umwälzungen gebracht, wie die Zeit von 1800 bis 1900. Und wie wundersam ist trotzdem der ruhige Fluß des Volkslebens sich gleich geblieben! Beides, Bewegung und Ruhe, sieht man, bisweilen in einem seltsamen, ja rührenden oder drolligen Nebeneinander — wenn man will: Gegensatz — aus diesen

Digitized by Google

Bänden. Eines ist sicher: Was in diesem Jahrhundert die deutsche Volksseele bewegte, fand auch seinen echt volksmäßigen Niederschlag in der Dialektdichtung und spiegelt sich in der vorliegenden Auswahl wider. Zur Vergangenheit, zur Geschichte greift Dialektdichtung selten zurück (z. B. I, 16 Bi Bornhöved; III, 3 Das versunkene Kloster zu Rheinau). Das liegt in der Natur der Sache. Dem schlichten Mann im Volke, der mit dem Boden, den er baut, verwachsen ist, liegt es fern, über Vergangenheit und Zukunft viel nachzugrübeln oder in Himmel und Hölle einzudringen. Und selbst, wenn er letzteres tut, so bleibt er dabei in seinem Fühlen und Vorstellen bodenständig, und er „verbauert" sie[1]) so gut wie die Natur — wie Goethe so treffend von Hebel sagte. Die Dialektdichtung bleibt mithin im wesentlichen Gegenwarts- und Diesseitsdichtung. Und als solche ist sie uns trotz der Beschränkung, die nach Stoff und Auffassung in diesem Begriff selbst liegt, von höchstem Werte — schon weil sie, weit mehr als die hochdeutsche, den unverwischten Duft des persönlich Erlebten an sich trägt. Bereits die mundartliche Sprachform und das natürliche Denken, das in ihr zum Ausdruck kommt — die Mundart darf eben nicht eine Verkleidung sein, hinter der ein Büchermensch steckt! — haben etwas Individuelles, haben echte Lokalfarbe an sich, was stets ein Vorzug ist. Eben dies gegenständliche Denken, diese in der Sprachform liegende Lokalfarbe stellen die mundartliche Dichtung selbständig neben die hochdeutsche Dichtung und neben das Volkslied: alle drei zusammen geben erst das volle Bild der gesamten deutschen Dichtung. Bedenken wir dies, so müssen wir zu unserer großen Beschämung gestehen, daß im allgemeinen unsere deutsche Literaturkenntnis sehr lückenhaft und einseitig ist. Allenfalls lernen wir etwas von unserer hochdeutschen Dichtung kennen. Schlecht schon steht es mit dem Volkslied, von dessen Herrlichkeiten die wenigsten Gebildeten eine Ahnung haben. Noch schlimmer aber ist es mit unserer Kenntnis der neueren deutschen mundartlichen Dichtung bestellt. Wer in seinem Hebel und Holtei, seinem Kobell und Stieler, seinem Sommer und Renatus, seinem Groth und Reuter etwas bewandert ist, gilt womöglich schon für einen „Kenner", einen Bevorzugten! Es ist ein großes Verdienst Dähnhardts, die reichen Schätze unserer mundartlichen Dichtung zugänglich und verständlich gemacht zu haben. Denn freilich: das wollen wir

1) Solche Dichtungen erhalten dadurch meist einen übermütig schwankartigen Beigeschmack wie in unserer volkstümlichen Dichtung des 16. Jahrhunderts, z. B. bei Hans Sachs! Derart sind bei Dähnhardt I, 50: En Droom is'n Drog und I, 114: 'n Bur Möllenbeck siene Dröme, sowie II, 93: Der Deifel und der Omtmonn. Ernster und tiefer, wenn auch mit schalkhaftem Anflug, ein wahres Prachtstück, ist Franz von Kobells G'schicht' von' Brandner-Kasper III, 93.

Digitized by Google

dabei nicht übersehen, es liegt nicht nur an uns, sondern auch an den großen Schwierigkeiten, die viele deutsche Mundarten bieten, wenn solche Dichtungen zu wenig allgemein bekannt sind. Sie müssen uns durch einen kundigen Führer erschlossen werden; ein solcher ist Dähnhardt.

Doch bleiben wir zunächst noch beim Inhalt.

Eine große Rolle spielen im Innenleben unseres Volkes in den letzten hundert Jahren die Kriege, von den Napoleonischen bis zu dem 70er Kriege. Wie der Krieg, seine Ursache, Bedeutung, sein Verlauf, seine Einzelheiten sich im Volksgemüt widerspiegeln, ist höchst lehrreich und anziehend zu beobachten. Unter der stattlichen Reihe ernster und heiterer stets zu Herzen gehender Bilder — natürlich fast sämtlich in Kleinmalerei — die uns Dähnhardt davon bietet: I, 42, 57, 64, 84, 86, 89, 101; II, 5, 47; III, 50, 83, 141 sind Meisterstücke, wie Fritz Reuters köstlicher Abschnitt aus der Franzosentid „De Uhrkenmaker in grote Not" und Albert Schwarzens „De Kaiser gefangen", das niemand ohne tiefe Bewegung lesen wird. Das Bedeutendste leistet wohl die mundartliche Dichtung da, wo es gilt Bilder aus dem Volksleben zu entwerfen. Hier kommen alle ihre Vorzüge zur Geltung und hier empfindet man am wenigsten die ihr gesteckten Schranken: Das Bergmannsleben I, 152; das auf dem Lande III, 9; das Schwäbische Weihnachten III, 47; der Schuhplattler III, 91; das Kinderleben III, 64 ziehen in Prosa oder Versen an uns vorüber: stark ans Herz greifen uns vor allem die Erzählungen aus den Alpen „Dă Mörtl am Alläseelntag" von Matosch III, 129 und „Die Gschicht von verlornen Sohn" (aus'n Wurzngroba-Josl seina steirischn Bibel, de er narischa Weis hot gschriebn) von Rosegger III, 175. Der meisterlichen Art, wie hier die kurze Erzählung der Bibel ins steirische Bauernleben übertragen ist, ähnlich sind zwei andere Übertragungen: II, 58 „Der Seechboukwewer" von Schrader (nord-württembergisch), eine Bearbeitung der Erzählung „Der Hackstock" unseres gefeierten vogtländischen Dichters Louis Riedel, dessen 60. Geburtstag jetzt begangen wurde, und III, 14 „Fritz Reuter als Aargauer" von Keller; Übertragung des ergreifenden Anfangs der „Ollen Kamellen". Hierzu macht Dähnhardt die treffende Anmerkung: „Solche Übersetzungen zeigen am besten die Übereinstimmung und Verschiedenheit der einzelnen Mundarten. Rosegger sagt von seiner Reuter- und Hebel-Übersetzung: Sie sind gleichsam eine Brücke, die unser Stoansteirisch mit dem Geiste anderer deutscher Volkssprachen brüderlich verbindet."

Reich ist natürlich das Gebiet der Schwänke, Schnurren und Fabeln, überhaupt der Humor vertreten. Hier finden wir zum Teil uraltes Gut in neuer Gestalt, Bekanntes und weniger Bekanntes, so die

Digitized by Google

alte Geschichte vom Wettlauf zwischen Hasen und Swinegel I, 52, so versetzt uns Reuter schmunzelnd seine Tigerjagd I, 75, so bindet uns Rosegger ebenso schelmisch seine Geschichte vom Bären auf III, 171 und im breiten gemütlich sächsischen Vortrag genießen wir Bormanns Drei Rätsel II, 101, die zur glücklichen Verlobung des Herrn Bätzold aus Leibzig mit der indischen Königstochter führen. Auch Schulgeschichten fehlen nicht II, 139 und 153; ich halte sie nicht für so glücklich, weil ihr Vortrag in der Mundart mir nicht so natürlich erscheint; handelt es sich doch hier vielfach um Einzelheiten, die aus volkstümlichen Vorstellungen heraus ins Gelehrte fallen; da wirkt die Mundart dann leicht gesucht. — Daß das Vaterländische oft das Gepräge des Heimatlichen, des Lokalpatriotischen gewinnt, daß es daher auf einen Preis der Heimatstadt oder Landschaft, auf Lob der heimischen Mundart, auf Heimweh u. dgl. hinausläuft, liegt bei mundartlicher Dichtung ganz in der Natur der Sache und ist vollkommen berechtigt. Hervorheben möchte ich von diesen Stimmen wenigstens eine, das elsässische Gedicht „D'Muederspraoch" (III, 1) von Daniel Hirtz-Vater, das 1852 unvermindert stark deutsches Empfinden beweist:

Uß unſ'rm Herze ſteit's Gebett
Noch dietſch zum Himmel nuff . . .

Zwar ist uns dies nicht neu, doch ein wertvolles Zeugnis! Naturbilder sind, wie sich von selbst versteht, in großer Anzahl und reicher Mannigfaltigkeit vertreten, nennen will ich neben den unvergleichlich zarten und innigen Gedichten Hebels nur noch Klaus Groths großartiges Naturgemälde „De Flot" I, 22. Wer das liest, den kann vor der elementaren Kraft dieser Naturerscheinung grausen, auch wenn er sie nie in ihrer Wucht und Größe gesehen hat! — Bei der gegebenen Übersicht bleiben eine große Menge kleinerer und größerer Beiträge ungenannt; doch sei erwähnt, daß bei Dähnhardt auch die heut in den deutschen Alpen noch so beliebten Schnadahüpfl, Jodler und Gstanzln gut vertreten sind, jene oft geistreichen und witzigen Vierzeiler, vielfach Eingebungen „der gebietenden Stunde", die einen Hauptbestandteil des deutschen Volksgesanges, besonders in den österreichischen Alpen, bilden (III, 124, 138, 148). Ein Lied von Koschat III, 181 enthält ein Stück Volkslied — so daß also Volkssagen, Volksschwänke und Schnadahüpfl nicht fehlen. Von hier wäre es nur noch ein kleiner Schritt zum Volkslied und zum Kinderlied gewesen. Weshalb Dähnhardt diesen Schritt nicht getan hat, ist nicht ersichtlich, ich kann mir auch dafür keinen prinzipiellen Grund, sondern nur einen äußerlichen, zufälligen denken: Platzmangel. Sollte dies der Fall sein, dann würde ich vorschlagen, bei einer Neuauflage einiges Minderwertige von dem jetzt Aufgenommenen zu tilgen und durch einige

Digitized by Google

Proben von Volks- und Kinderliedern zu ersetzen. Natürlich auch nur mundartliche; diese könnten in jedem der drei Bände gleichmäßig verteilt werden, so daß auch in dieser Hinsicht weder das Nieder- noch Mittel- noch Oberdeutsche schlecht wegkäme; z. B. könnte auf diese Weise die interessante Mundart des Kuhländchens, die bisher noch fehlt, vertreten werden.

Bei einem Blick auf die aufgenommenen Mundarten werden wir, wie bei der Auswahl der Stücke, Dähnhardt fast rückhaltlos zustimmen können. Ob er künftig noch einige weitere deutsche Sprachinseln mit aufnehmen will, mag dahingestellt bleiben; höchst interessant ist ja das Deutsch solcher Sprachinseln, wenn auch freilich so schwierig, daß Dähnhardt mit Recht einer Probe von Victor Kästner aus Hermannstadt III, 184 eine hochdeutsche Übersetzung beigibt, um jenes siebenbürgische Sächsisch verständlich zu machen. Am wenigsten gefällt mir die Auswahl aus dem Berliner Deutsch (I, 122) und die sächsischen Sachen von Mikado (II, 109—112). Ich sagte schon eingangs, der zweite Band sei gewiß der schwierigste gewesen. Seit er erschien, sind aber Bücher herausgekommen, in denen sich wertvollere sächsische Dialekt-Dichtungen finden, wie: Zschalig, Bilder und Klänge aus der Rochlitzer Pflege 1903; B. W. Esche, Aus den Sachsenlanden. Illustriertes Sachsenbuch usw. 1904—1905[1]) und die trefflich redigierten und ausgestatteten Kalender für das Erzgebirge und Vogtland seit 1905. Diese Werke enthalten eine Fülle guter mundartlicher Volksdichtungen, das letztgenannte u. a. auch von dem neuerdings bekannter gewordenen Anton Günther aus Gottesgab, der seine Lieder selbst komponiert und öffentlich vorträgt. Günther ist bei Dähnhardt noch nicht vertreten. — In Dähnhardts drittem Bande möchte künftig Usteri, sowie ein Abschnitt aus Jeremias Gotthelfs Uli der Knecht, im ersten künftig John Brinckmann nicht fehlen.

Überblicken wir inhaltlich das Ganze: in dem Werke sind etwa 180 deutsche Dialektdichter vertreten, die sich ziemlich gleichmäßig auf die drei Bände verteilen, jeder Band zeigt 11—12 Dialektgruppen, die landschaftlich geordnet sind. Neben bekannteren Namen, wie den Niederdeutschen Groth, Reuter, Krüger, Schwarz, den Mitteldeutschen Grübel, Holtei, Kobell, Nadler, Renatus, Sommer, den Oberdeutschen Corrodi, Fraungruber, Hebel, Kaltenbrunner, Kobell, Koschat, Rosegger, Stelzhamer, Stieler, Stöber — begegnen uns viele weniger oder bisher fast unbekannte. Erwähnt sei noch, daß, wie die angeführten Namen zeigen, die österreichische Dialektdichtung, über deren Vernachlässigung August Sauer

1) Vgl. die Besprechung dieser beiden Werke durch den Unterzeichneten in dieser Zeitschrift Band 18 (1904) S. 69; Band 19 (1905) S. 63, 391, 793.

Digitized by Google

u. a. oft klagen, sehr gut bedacht und feinsinnig ausgewählt ist. Jeder Kundige wird zugeben, daß in dieser Sammlung zum großen Teil Neuland zu bearbeiten war. Wer sich auch nur vorübergehend mit Dialektdichtung befaßt hat, weiß, wie schwierig es da z. B. ist, die nötigen Bücher, Nachschlagewerke und Hilfsmittel zu beschaffen. Es wäre daher verdienstlich, wenn Dähnhardt bei einer Neuausgabe seine Quellenangaben literarisch und bibliographisch ergänzte und alle, denen daran liegt, ein wenig mehr in die Werkstatt blicken ließe, aus der das Werk hervorging. Der nötige Raum dafür wäre leicht dadurch zu schaffen, daß die jedem Bande vorgedruckte wörtlich übereinstimmende Einleitung nur einmal, im ersten Bande, erschiene.

Wie bereits erwähnt, hat Dähnhardt nicht nur all die deutschen Heimatklänge gesammelt, sondern sie auch verständlich gemacht: auch hier steckt der Fleiß eines unermüdlichen deutschen Gelehrten. Er beschränkt sich meist auf einfachste Worterklärung in Anmerkungen und trifft damit gewiß das Rechte. Schon der Raumersparnis wegen und weil das Werk für jung und alt, also die weitesten Kreise — sagen wir, vor allem zum Vergnügen der Menschen bestimmt ist, mußte er hier alles gelehrte Beiwerk vermeiden. Natürlich sind bei derartigen Anmerkungen Wiederholungen nicht zu umgehen. Oft war dem Erklärer dadurch vorgearbeitet, daß die Verfasser selbst in ihren Originalausgaben zu solchen erklärenden Fußnoten greifen, so z. B. Klaus Groth in seinem Quickborn. Doch zeigt ein Vergleich, den ich angestellt habe, daß Dähnhardt vielfach über die Anmerkungen der Verfasser hinausgeht, was nur zu billigen, ja hie und da unbedingt nötig ist. Wo nun aber die Originalausgaben nicht durch solche Zutaten das Verständnis der Texte erleichtern oder sichern, mußten Wörterbücher, Idiotika, bisweilen wohl auch Erkundigungen an Ort und Stelle einspringen. Fehler sind mir, soweit ich Anmerkungen nachprüfte, nicht aufgefallen.

Um ein Urteil über die Zuverlässigkeit der Texte zu gewinnen, habe ich aus jedem Bande einige größere und kleinere Stücke mit den betreffenden Originalausgaben verglichen. Diese Stichproben sind durchaus zugunsten Dähnhardts ausgefallen. Die Abweichungen, die hie und da zu bemerken waren, beruhten nur selten auf einem Versehen, meist auf Verschiedenheiten der Lesarten, wie sie sich bei Dichtern in den verschiedenen Ausgaben finden. Hier wäre es lehrreich, Dähnhardts Grundsätze und Verfahren kennen zu lernen, z. B. zu wissen, ob er bei Hebel immer dem ersten oder einem späteren Drucke folgt, und welchem; oder ob er zugunsten der leichteren Verständlichkeit einen Kompromiß zwischen verschiedenen Texten schließt.

Digitized by Google

In bezug auf die Schreibung scheint er dies zu tun. Im allgemeinen ist die Schreibung auf die neueste Schulorthographie gestimmt. Doch kommen kleine Unebenheiten vor; so ist bei Klaus Groth I, 22 ff. zwar statt Floth, Noth: Flot, Not, aber S. 28 Reth (statt Ret = Schilfrohr) gedruckt; III, 30 ff. bei Hebel Thür und tho, aber Verrot und Morgetau; S. 32 Paredis und S. 35 Paredies; III, 37 Zeile 6 von oben ist si zu lesen (= sich; sie ist Druckfehler); III, 126 hat Stelzhamers Heumahdä-g'sang übrigens zwei Strophen mehr (die zweite und dritte) als in der sonst zuverlässigen Auswahl von Rudolf Greinz.[1]) Auch hier fällt bei Dähnhardt Thür, thuat auf. — Wieweit verschiedene Dialekte einheitlich zu schreiben, wieweit der Schulorthographie anzugleichen sind, mit welchen typographischen Mitteln das Lautbild zu geben ist, das sind zum Teil schwierige philologische Einzelfragen, die noch der Lösung harren. Daß auch in dieser Hinsicht eine neue Auflage von Dähnhardts Buch einen Fortschritt bedeuten wird, ist nicht zu bezweifeln.

Das Gesamturteil über Dähnhardts Leistung kann nur ein sehr günstiges sein. Einzelne kleine Ausstellungen und Wünsche beeinträchtigen das Gesamtbild nicht. Das Werk als Ganzes hat endgültige Gestalt, es ist nach Plan und Ausführung sorgsam durchdacht, durchbildet, selbständig, wohlgelungen und verdienstlich. Es stellt überdies eine Arbeitsleistung dar, die schon an sich hohe Achtung abnötigt. Aber, wie gesagt, nicht nur gewollt hat Dähnhardt Neues und Schönes mit seinem Buche, sondern auch erreicht.

Mit richtigem Gefühl bestimmt der Verfasser sein Buch zunächst für die Schule, wo es in der Hand der Leitenden und der Geleiteten treffliche Dienste tun wird. Einer Führung durch das Gebiet unserer Mundarten bedarf es: im Munde des Lehrers müssen die Heimatklänge lebendig werden. Wo aber in weiteren Kreisen schon Liebe und Verständnis für unsere Mundarten verbreitet sind — und dies geschieht zum Glück von Jahr zu Jahr mehr, auch durch das verdienstliche Wirken der Vereine für deutsche Volkskunde — da genügt das Werk an sich auch ohne weitere Führung. Heimatliebe, Freude, Genuß wird es allenthalben erwecken!

Der Verlag hat dem Werke in Druck und Ausstattung ein ansprechendes Gewand gegeben und in Robert Engels einen Künstler gefunden, der ein bedeutendes Können in den Dienst des Buches gestellt und sich dem Texte, wo irgend möglich, angeschmiegt hat. Vor allem hat er den Volkston, den die Dichtungen anschlagen, gut getroffen und muß auch in bezug

1) Franz Stelzhamers Ausgewählte Dichtungen in oberösterreichischer Mundart Herausgegeben und mit einer biographischen Einleitung und erklärenden Anmerkungen versehen. Mit dem Bildnis des Dichters. Leipzig. Phil. Reclam jun. o. J. Siehe S. 47 f.

Digitized by Google

auf landschaftliche und Kostümtreue gute Studien gemacht haben. Stimmungsvoll und charakteristisch wirken schon die Landschaften auf dem Buchdeckel.

So geht durch das Ganze ein Zug innigster, wärmster Liebe zum deutschen Volkstum und so darf man das Werk mit Sauer „eines der liebenswürdigsten Bücher" nennen, die man seit Jahren in die Hand bekam.

Für die deutsche Volkskunde ist es eine sehr wertvolle Gabe „denn die Mundartdichter — so sagt Dähnhardt selbst in seiner Einführung — sofern sie diesen Namen verdienen, spiegeln untrüglich die Eigenart deutschen Lebens und Wesens. Sie kennen Geist und Herz ihrer Stammesgenossen; sie wissen, wie beides sich im Reden und Handeln, in Sitte und Lebenshaltung kundgibt; sie erzählen aus der Seele des Volkes heraus. Sprache, Fühlen und Denken, also Form und Inhalt, bilden eine Einheit. Dabei bewahrt sie der gesunde Geschmack vor der Verirrung, die rohen Seiten der Volksnatur in ihrer ganzen Häßlichkeit und Gemeinheit darzustellen, wiewohl sie der Fehler keineswegs geschweigen. Die Vorstellungswelt und die Lebensgewohnheiten des schlichten Mannes erscheinen gleichsam von Schlacken losgelöst. Jeder Stamm und jeder Stand kann hier dem anderen ins Herz blicken, und indem so erst ein tieferes gegenseitiges Verständnis möglich wird, knüpft sich jenes einigende Band, das Alldeutschland oft gar zu locker umschlingt, fester zusammen."

Mögen dazu Dähnhardts „Heimatklänge" das Ihre beitragen und in recht vieler Herzen und Häuser hineindringen!

Nettelbeck als Schulschriftsteller.

Von Oberlehrer **Max Schmitt-Hartlieb** in Rheydt.

> . . . „und dann, fürs andre, könnt' es hier und da doch auch wohl zutreffen, daß in meinem einfältigen Munde etwas zu Nutz, Lehre und Warnung jetziger und künftiger Zeiten mit unterliefe."

Wenn ich hier für den alten Nettelbeck dringend einen Platz im deutschen Unterricht erbitte, so geschieht es aus der festen Überzeugung, daß in der Schule auch die Lektüre eines größeren Prosawerkes unumgänglich notwendig ist, dessen Vorzüge sich nachahmen und darum lehren lassen; denn nur eine größere Einheit offenbart all die Mittel, die man für eigene schriftliche Arbeiten unbedingt nötig hat. Ich kenne aber kein Werk, das der Jugend so an die Seele griffe und sie so zur Nachahmung in Wort und Tat anzuspornen vermöchte, als die selbsterzählte Lebens-

Digitized by Google

geschichte des biederen Kolbergers. Ich kann mich nur Koberstein anschließen, der in seiner glänzenden, die Spemannsche Ausgabe eröffnenden Vorrede Nettelbecks Werk eine Schöpfung nennt, der unsere Literatur kaum etwas Ähnliches an die Seite zu stellen habe.

Was hat nun der Alte, dessen Leben die Jahre 1738 und 1824 begrenzen, heute noch der deutschen Jugend zu sagen? Mehr, als die paar Abschnitte enthalten, die hier und da in die Lesebücher, besonders in die neuen Frankfurter, immerhin dankenswerterweise, aufgenommen sind; mehr, als die Jugend durch Holteis Gedichtchen vom Preußen in Lissabon erfährt; mehr auch, als das Bild des Kolberger Denkmals auf den Schülerkalendern lehrt, das ihn Hand in Hand mit seinem vergötterten Gneisenau zeigt; und mehr schließlich, als Heyses „Colberg" und der Geschichtsunterricht bei der gewaltigen Fülle seines Stoffes bringen kann: den „exemplarischen" Bürger wird er kennen lehren. Die allgemeinen Züge in Nettelbecks Wesen, aus denen heraus der exemplarische Bürger geworden ist, in seinen eignen, nach Inhalt und Form so wertvollen Worten kennen zu lehren, halte ich für eine Pflicht des deutschen Unterrichts, die zu erfüllen wir nicht länger säumen sollten. Damit entfällt die erste große Hälfte seines Werkes, die Geschichte seiner ersten, 45 Jahre umspannenden Lebenshälfte (1738—1783) auf dies Fach. Und diesen Abschnitt wünschte ich in einer sorgfältigen, das Ganze nicht verwischenden, den Schulzwecken entsprechenden Auswahl[1]) in der Schule gelesen zu sehen; dann werden die meisten späterhin auch sicherlich die Kolberger Zeit nicht ungelesen lassen.

Das beste am Menschen ist angeboren. Sein innerstes Wesen bestimmt seinen Beruf und verbürgt seine Erfolge. Diese natürliche Bestimmung hat dem Zögling die Schule mit entdecken zu helfen; von dem vielen, was sie bringt, wird manches ganz besonders im Innern des Ein-

1) Um deren Herstellung ich mich eben bemühe. Das Dutzend Schriften, die uns Nettelbeck nahe bringen wollen, enthält nur zwei Nummern, die eine Auswahl bieten. Jonas gibt nur die Kolberger Zeit (1806—1824), Klee auch die erste Lebenshälfte, aber nicht so, daß die Gesamtkomposition gewahrt bliebe. Ich strebe eine Auswahl an, welche meine bis ins kleinste ausgearbeitete, aus Raummangel hier nicht abgedruckte Disposition scharf zum Ausdruck bringt, die Übergänge möglichst bewahrt und die ausgelassenen Abschnitte aus eben jener etwa am Rande oder als Überschriften verzeichneten Disposition deutlich erkennen läßt. Die Bilder müssen in sich abgeschlossen sein, dabei ein Durchblick durch das ganze Werk möglich bleiben. Und dann wünsche ich — last not least — trotz eines möglichst niedrigen Preises ein würdiges Gewand des Buches, das jenem Dutzend Bändchen fehlt. Ich lege die Reclamsche Ausgabe zugrunde. Die paar Änderungen, besonders in der Anordnung, die auf Rechnung des ersten Herausgebers Haken zu setzen sind, konnte ich bis jetzt nicht feststellen, weil mir die Handschrift nicht erreichbar war; bei Brockhaus liegt sie nicht mehr.

Digitized by Google

zelnen widerhallen und ihm die Richtung weisen, in der seine Stärke liegt. Die allgemeine Richtung wird sein Gewissen nicht verkennen. Man weiß, wie schwer die Berufswahl ist. Die Erfolge in dem Beruf, zu dem einer wirklich „berufen" ist, an großen Mustern erläutert, werden dazu anstacheln, nach der eigenen Bestimmung zu suchen und alles daranzusetzen, in dem erfühlten und ergriffenen Beruf Tüchtiges zu leisten. Haben doch selbst diejenigen, welche jene Frage nicht erst zu beantworten brauchten, weil es sie mit aller Macht zu einem bestimmten Ziele hinriß, Gut und Blut darangesetzt, sich hinanzuarbeiten zu dem ihnen entgegenleuchtenden Ziel. So auch Nettelbeck. Der Seemann lag ihm von der Mutter her im Blut. Seemann ist er im Herzen geblieben auch in der zweiten Hälfte seines Lebens, in der er in der väterlichen Weise als ehrsamer Kolberger Pfahlbürger die Branntweinbrennerei betrieb. Das beweist ja schon sein alter, langgenährter Lieblingswunsch, sein Vaterland durch Kolonien groß zu machen: und zur Durchführung dieses brennenden Verlangens erbietet sich noch der 76jährige feurige Jüngling, gegebenenfalls das erste Schiff über den Ozean zu führen. Doch solche Gedanken waren um ein paar Jahrzehnte verfrüht: in ihnen steht Nettelbeck uns Modernen näher als seinen Zeitgenossen, und auch darum ist heute der richtige Zeitpunkt, seinen Geist zu beschwören.

Der Seemannsberuf hat aus Nettelbeck den wetterfesten, eisernen Kernmenschen gemacht, der mehr denn einmal aus Todesnot und bitterer Qual nichts als sein nacktes Leben rettete, und der nach Verlust all seiner sauer erworbenen Habe doch so reich war, weil Not und Qual seine Augen und sein Herz gen Himmel wandten, mit dem er auch in der schwersten Prüfung nie gehadert hat. Und sein Glaube hat ihn nicht betrogen. Fand auch der baltische Odysseus bei der Heimkehr von seinen Fahrten kein treues Weib vor, weil er aus dem „Glückstopf des Ehestandes zwei böse Nieten gezogen hatte", so hat doch der Himmel auf seine alten Tage noch einen hellen Glücksstern über seinem sorgengefurchten Haupte aufgehen lassen, indem er ihm eine Gattin und ein Töchterchen beschied, dieselbe Luise, die bis zum Jahre 1897 gelebt hat; wohl selten haben Vater und Kind 159 Jahre durchmessen. Solcher Männer, die „dem lieben Gott die größere Halbschied in der Ausführung ihrer Pläne überlassen", sind die berufenen Führer unserer Jugend, denen sie um so lieber folgen wird, wenn sie gleichzeitig wie Odysseus viel kühne Abenteuer zu Wasser und zu Lande bestanden haben.

Nettelbecks tiefreligiöser Sinn äußerte sich in seiner unbegrenzten Nächstenliebe. Alles für andere, nichts für sich! Keinerlei Unbilde, treffe sie ihn oder andere, kann er ruhig mit ansehen. Nie ist's ihm um

Digitized by Google

die Person, stets nur um die Sache zu tun, die er für den Guten dem Bösen entgegen verficht. Für König und Vaterland hat er sein Leben tausendmal in die Schanze geschlagen. Die Liebe, die er für „Friedrich den Einzigen" im Herzen trug, übertrug er auf den unglücklichen König Friedrich Wilhelm III., und sie loderte wohl nie in helleren Flammen empor, als bei der Stargarder Begegnung mit ihm und seiner engelgleichen Gattin. Und vom König herab bis zum armen Holzhauer Kniffel hat Nettelbecks Liebe getröstet und erwärmt. Gutes wie Böses hat er mit Gutem vergolten. Dem Dörtchen Seeland hat er die Semmel, die das gute Mädchen dem in den Arrest spazierenden Joachim zugesteckt, noch nach 36 Jahren, als sie in Not geraten, vergolten; Jahre hindurch ertrug er schnöde Verdächtigungen, bis ein wunderbarer Zufall seine Unschuld glänzend erwies. Mochten die anderen in der Not versagen: Nettelbeck hat es nie an sich fehlen lassen. „Nun denn, so will ich selbst der Mann sein", „gut, so will ich's", war sein Ruf, wenn keiner half: so hat er in Königsberg, dem „braven Manne" gleich, beim großen Brande gerettet, so hat er im Feuerregen, den Löscheimer in die Zähne geklemmt, im Kolberger Kirchturm den Brand gelöscht, so hat er sonst noch tausendfach festgestanden und geholfen, solange seine Riesennatur ihm die Kräfte lieh. Seine Leistungen grenzen ans Wunderbare: „Die ganze Welt fragt mich", schreibt ihm Gneisenau, „ob das alles wahr sei, was von Ihnen gedruckt stehe, und Sie können wohl denken, wie sehr ich dies bestätige." Und er war auch ein ganzer Mann; ganz war seine Liebe, ganz, aber gerecht, sein Zorn. Er kann donnern und blitzen und Sonnenschein verbreiten. Er kann im Zorne auflodern, er kann aber auch „„im Überschwang liebender Begeisterung, ob er gleich nicht sangreicher Natur ist, mit seiner Rabenkehle, wenn er auf seinem kleinen Pferdchen neben seinen Schillschen Kindern herzuckelt, das Liedchen anstimmen: „Halt't euch wohl, ihr preuß'schen Brüder."" Auch ein holländisch Liedchen klingt wohl mal von seinen Lippen. „Das aber kommt nur an mich", fügt er bei, „wenn meine Seele im inneren geistigen Wohlbehagen schwelgt." Man freut sich besonders an diesem Zuge Nettelbecks, weil das Musikalische so unbedingt zum deutschen Charakter gehört, und wenn man so in ihm Heldentum und Liebe vereinigt sieht, fällt einem wohl Schumanns F-Dur-Novellette ein, die diesen beiden kerndeutschen Zügen den erhabensten Ausdruck leiht.

Nettelbecks Seele entsprach sein Geist. Leidenschaftlich war auch er: der Alte konnte wohl übers Maß hinausgehen, und manchen unüberlegten Streich hatte er zu bedauern. Manches Wort war allzu deutsch und derb; aber meist war es der rechte Weg, den Nettelbeck wies. Falkenscharf wie sein Auge war sein innerer Blick. Er half, ehe die anderen sich besannen.

Digitized by Google

Genial ist die Ausbesserung des Lecks unter Wasser, die Löschung des Bordings, das Flottmachen des russischen Schiffes, die Hebung des Getreidefahrzeugs. „Nettelbeck, Sie pflegen ja sonst wohl in manchen Dingen guten Rat zu wissen, zumal wo es in Ihr eigentliches Element einschlägt", sagt Bürgermeister Roloff, als es gilt, den Prahm unter der Brücke, die er bei dem Hochwasser emporzuheben droht, hervorzubekommen. Und Nettelbeck weiß sofort Abhilfe. Dies unbewußte Erkennen des jeweilig Richtigen ergänzte ein nie befriedigtes Streben, neue Kenntnisse zu erwerben. Nettelbeck geht mit der neuen Zeit voran und ist sich dessen ebenso bewußt, als er einsieht, daß der alte Kommandant Loucadou „noch so blind an dem alten Herkommen hängt, daß er sich in der neuen Zeit und Welt gar nicht zurechtfinden kann". Seine seemännischen Kenntnisse verdankt Nettelbeck vor allem den Holländern; ein holländisches Werk führte ihn im Kindesalter ins Seewesen ein; die Sprache machte ihm ebensowenig Schwierigkeiten, wie dem elfjährigen Jungen die Negersprache. Englisch spricht er weniger gut, französisch und portugiesisch radebrecht er; immerhin ist sein Sprachtalent bemerkenswert und sein Eifer im Erlernen von Fremdsprachen ein Sporn für unsre Jugend, ihm nachzutun.

Und was Nettelbeck weiß, hält er mit seltener Zähigkeit fest. Der Negersprache ist er noch nach 21 Jahren mächtig. Er erinnert sich 19 Jahre zurück an den Namen eines Matrosen. Er sagt selber von seinen Erlebnissen: „Alle diese Umstände sind mir noch jetzt, in meinem hohen Alter, so genau und lebendig im Gedächtnisse, als wenn ich sie erst vor ein paar Jahren erlebt hätte."

Solch ein gesunder Geist und solch ein glühend Herz konnte nur in einem gesunden Körper wohnen, und wenn wir heute der Körperpflege einen so hohen Wert beimessen, handeln wir ganz im Geiste Nettelbecks. Sein Ritt auf dem Kirchendach und seine halsbrechende Wasserfahrt zur Ausbesserung des Lecks hat allerdings in unserem Turn- und Schwimmunterricht besser keinen Raum.

So steht dieser seltene Mann vor uns. Klein und stämmig ist er auch äußerlich der Typus des deutschen Bürgers.

Dies mag genügen, um zu zeigen, welchen Geist Nettelbecks Selbstbiographie atmet. Einen so vorbildlichen deutschen Charakter darf sich der deutsche Unterricht nicht entgehen lassen, wenn er seinen Beruf, neben dem Unterricht in der Religion und der Geschichte der erziehlich bedeutsamste zu sein, recht erfüllen will. Und wer wird da nicht den Mann in seiner eigenen Erzählung kennen lernen wollen, die in Atem hält, wie des Odysseus Apologe oder wie Cäsar und weit mehr als Xenophon! Was könnte ein junges Herz mehr entflammen, als die Geschichte all dieser

Digitized by Google

abenteuerlichen Irr- und Kreuzfahrten! Und was vermöchte ebenso eindringlich wie unaufdringlich den jugendlichen Geist zu belehren, als diese vom Geiste der Wahrheit geadelte Geschichte, die keiner ohne tiefe innere Teilnahme eben wegen ihres allgemeinen Interesses lesen wird! Denn welchen Jungen machte nicht seine Phantasie selber zum Helden! Das ist ja nicht mehr der alte Joachim, der da in der „Nußschale" sein und zweier Matrosen Leben wagt, um nach dem Salzhafen Pollien zu fahren, der sich in todesmutiger Abenteuerlust in die dunkelsten Winkel des verlassenen Schiffes tastet, der über die Meuterer triumphiert und an dem russischen Offizier, der ihn sucht, ruhig vorüberschreitet und ihn auffordert, den Nettelbeck anderswo zu suchen: Das ist Hans oder Kurt selber, der die Geschichte liest. Und sie liest sich so klar und glatt; man weiß stets, wo man ist; das ist alles so übersichtlich, so durchsichtig, wie der Atlantische Ozean an manchen Stellen. Und nichts ist zuviel; denn der alte Seebär erzählt trotz seiner hohen Jahre nicht alles, was er weiß: er wählt weise aus. Sturm und gut Wetter ist dem Seemann etwas zu Alltägliches, um viel Aufhebens davon zu machen. So beschränkt er sein Thema auf das zur Sache Gehörige. Und auch sonst kann er weise denken und sprechen und durch allgemeine Sätze seine Gedankenreihen abschließen wie die Schaumköpfe die Wogen seines Elements: „Zum Schnellsein hilft kein Laufen"; „die Menschen halten zum Bösen immer fester zusammen wie zum Guten"; „die Ausnahmen sind es, welche die Regel bestärken"; „wie gerne glaubt man, was man wünscht" (Ovid: quodque cupit sperat).

Die Komposition des Werkes ist nicht kunstlos. Selbstverständlich liegt ihm die zeitliche Anordnung zugrunde, aber sie ist hier und da der künstlerischen Ordnung nach dem Gesichtspunkt der Wichtigkeit der Ereignisse zuliebe unterbrochen. So holt Nettelbeck 1783 eine Episode von 1764 nach, er spricht von den Schwimmkunststücken seiner Jugend bei einer späteren Gelegenheit, wo sie Bedeutung gewinnen, er belegt eine Erscheinung durch ähnliche Beispiele aus anderen Zeiten, er holt bei der vierten Belagerung Kolbergs 1807 die drei anderen von 1758, 60, 61 und am gegebenen Orte seine Kolonisationsbestrebungen seit 1773 nach. Solche Nachträge leitet er mit den Worten ein: „Hier mag es nun auch der Ort sein", „es wäre hier wohl der Ort" „hier wird es daher auch an der rechten Stelle sein" (Cäsars quoniam ad hunc locum perventum est). Solche Sätze bilden natürliche Übergänge, indem sie das folgende, das sie überschreiben, nach dem Assoziationsgesetz der Ähnlichkeit ans Vorausgehende reihen.

Das Werk gibt sich als geschlossene Einheit durch die Vor- und Rückverweisungen innerhalb der geschilderten Zeit und die Ausblicke

Digitized by Google

in die Abfassungszeit, um die Vergangenheit an der Gegenwart zu messen: „noch jetzt in meinem hohen Alter", „auch noch bis zur heutigen Stunde", „ich weiß noch"; „damals", „vor 50 Jahren", „zu jener Zeit". Jene Vor- und Rückverweisungen („in der Folge", „nachmals", „späterhin"; „vormals", . . . „deren bereits Erwähnung geschehen" — quos supra commemoravimus, „doch ich kehre zu meinen eigenen Erlebnissen zurück" — ut ad me revertar) ketten nicht nur die einzelnen Teile der Erzählung ineinander, sondern sie lassen auch die Gliederung klar hervortreten: so, wenn er erst nach sieben Seiten das Versprechen, eine „neue Küstenfahrt zu schildern", einlöst, wobei er die Überschrift „neue Handelsfahrt" wieder aufnimmt. So erhält die Episode vom irrsinnigen Kapitän Christian 23 Seiten später ein Nachspiel, wobei gleichfalls zurückverwiesen wird. Solcher Art wird das Ganze fest verklammert; aber auch die einzelnen Teile stoßen so enge zusammen, daß man die Fugen kaum merkt. In dieser Weise sind auch die vier Dutzend unterhaltender und belehrender, heiterer und ernster Episoden dem Ganzen ungezwungen eingefügt und sie durchsetzen in buntem Farbenspiel die spannende Geschichte der Seereisen und Abenteuer, deren Schauplatz der Atlantische Ozean, die Westküste von Afrika und die Nordküste von Südamerika, aber auch die „Entenpfütze", die Ostsee, ist. Mit klarem, kritischem Blick ermißt Nettelbeck die Bedeutung seiner Erlebnisse und charakterisiert sie, wenn auch oft nachträglich, mit ein paar festen Strichen. So redet er, um die Höhepunkte seiner Schicksale zu bezeichnen, von „einem Wetter, so furchtbar, als er es je erlebt habe," von dem „vergnügtesten Tage seines Lebens" und „einem der vergnügtesten Tage seines ganzen Lebens", vom „dümmsten Streich seines Lebens", von einer „unsäglichen Freude", von einem „Schmerz, der sich mit nichts vergleichen läßt"; er sagt: „es war ein dummer Streich, als ich mich durch die schwedische Flotte schlich und als ich die Ausfahrt aus dem Königsberger Hafen wagte", „nie sah ich einen rührenderen Anblick", „nie habe ich mehr geweint und gejammert", „nie in meinem Leben fühlte ich mich geehrter und glücklicher, ein Untertan des großen Friedrich zu sein, als in Lissabon," „nie hab ich ein Geld mit größerer Unruhe meines Herzens verdient", „nie hab ich einen erfreuteren Menschen gesehen". Solche Werturteile rücken die Dinge ins rechte Licht und geben uns auch gute Fingerzeige für die Auswahl.

Licht und Schatten sind weise verteilt. So gilt Loucadou als Folie für Gneisenau, und der Kolberger Feiglinge, die 1807 auch nicht fehlten, gedenkt Nettelbeck als der die Regel bestärkenden Ausnahmen, um den Stern seiner Helden um so heller erstrahlen zu lassen. Jenes Kunstmittel wendet er bewußt an; er spricht den Begriff Folie zweimal so aus: „Jenen

Digitized by Google

Braven, die in so glänzendem Lichte dastehen, geschieht nach meinem Gefühl eine Ungebühr, wenn hier die Schattenseite des Gemäldes gänzlich verhüllt würde" und „ich spreche nicht gern von dieser dunkeln Schattenseite in dem Gemälde unserer Kolberger Belagerung". In diesem Falle ist der Übergang durch das Assoziationsgesetz des Gegensatzes vermittelt. Die ungezwungenen Übergänge, mit denen Nettelbeck in jene oben berührten „Abschweifungen" über- und aus ihnen in den Hauptstrom der Erzählung wieder zurückleitet, sind für die Aufsatzlehre von allergrößter Bedeutung; ich bespreche sie in Verbindung mit den Übergängen innerhalb der Hauptdarstellung. Die Übergänge vollziehen sich, wie schon zum Teil angedeutet, nach den Assoziationsgesetzen der Ähnlichkeit (1) und des Gegensatzes (2), der örtlichen (3) und zeitlichen (4) Gemeinschaft gewöhnlich in einem Satz, der in zwei Hälften das Voraufgegangene und das Nachfolgende zusammenfaßt und damit jenes abschließt, dies überschreibt. Beide Hälften stehen in dem angegebenen Verhältnis zueinander. Der jenen Überschriften folgende Satz eröffnet die Begründung des Themas und enthält als solche gerne ein „denn" oder „nämlich". Nur ein paar Beispiele:

1. Der hiernächst bedeutsamste Gegenstand des Handels an dieser Küste . . ., noch gefährlicher wäre es gewesen . . ., aber es sollte hier gleich noch ein ähnliches Abenteuer geben. Denn . . .
2. Gehörte jenes Strafgericht zu den Unannehmlichkeiten meines Aufenthalts in Memel, so war mir hier doch auch eine zweifache herzliche Freude, durch lebhafte Rückerinnerung an meine Jugendzeit, vorbehalten.

Auch fürs Disponieren ist der Hinweis auf gegensätzliche Begriffe wie „Herz—Kopf", „Form—Wesen", „emporragende—blinde Klippen" eine wichtige Aufgabe der philosophischen Propädeutik. Nettelbeck bietet Stoff genug für solche Übungen.

3. An dieses kleine, aber für mich unschätzbare Grundstück, dessen Pflege noch in diesem Augenblick die Freude meines Alters ausmacht, heften sich zugleich noch ein paar meiner frühesten und lebendigsten Erinnerungen, die ich darum nicht ganz übergehen darf.
4. Um die nämliche Zeit etwa . . , an diesem Tage war es auch . . .

Wo keine Übergänge sind, sind doch die Abschnitte meist überschrieben und abgeschlossen. Auch da schließt sich der erste Satz der Ausführung des Themas gern mit „denn" oder „nämlich" der Überschrift an: „Bei unserer Ankunft gab es auf dem Schiffe ein kleines Abenteuer . . . Unter der Ladung nämlich . . ." Die abschließenden Sätze fassen oft die Dauer der Reise und die Verluste zusammen: „Unsere Fahrt hatte diesmal ein rundes

Digitized by Google

Jahr, weniger einige Tage, gewährt. Von unserer Bemannung, die vierundvierzig Köpfe betrug, hatten wir neun Menschen durch den Tod verloren." Den Abschnitt, auf den es uns in diesen Zeilen ankommt, schließen die Worte ab: „So mag sich denn nun auch hier die Geschichte meiner Seereisen und Abenteuer schließen. Wohl aber mag ich auch sagen: Gott hat große Dinge an mir getan; der Name des Herrn sei gelobet." Auch innerhalb der einzelnen Abschnitte ist die Gedankenverbindung straff und scharf. Nettelbeck spricht z. B. von seinen Lieblingsbeschäftigungen während der ersten, goldenen Jugendjahre und stellt voran den Bau kleiner Schiffchen. Nicht geringer war seine Freude am Gartenwesen, das ihn an die der Hungersnot (S. 14—16) steuernde Einführung der Kartoffeln (S. 16 bis 18) erinnert. Nach dieser zweiteiligen Abschweifung kommt er auf seinen Taubensport zu sprechen.

Und nun ein Wort von unseres Helden Sprache. Was Wilamowitz von dieser fordert, daß sie nicht das Kleid des Gedankens sei, das man wechseln könnte, sondern sein lebendiger Leib, das erfüllt Nettelbeck. Seine Sprache steht hoch über der Durchschnittsleistung eines gebildeten Deutschen. Man versuche nur, ihm nachzuerzählen, um zu sehen, wie meisterlich der Alte schildert, wie anschaulich seine meist dem Seeleben entnommenen Vergleiche und seine der Natur entlehnten Bilder wirken, die er gerne wie der Lateiner durch ein „gleichsam" oder „wie" aus ihrer Umgebung heraushebt. Er spricht von einem Labyrinth voll brandender Klippen und einer Saat blinder Klippen. Er sagt: Das Schiff arbeitete und schlenkerte in der brausenden, kochenden See voll blinder Klippen. Vom Brand im Kirchturm am 28. April 1777 schreibt er u. a.: „Die helle Flamme spritzte bei der Wetterstange, gleich einem feurigen Springbrunnen, empor; aus den Schallöchern sprühten die Funken umher wie Schneeflocken." Noch lebendiger ist die Schilderung der entsetzlichen Nacht auf den 1. Juli 1807: „Wir sahen die Granaten und Bomben hie und da und überall ihren lichten Bogen nach der Stadt hineinwälzen: Geschrei von Wehklagenden; Geschrei von Säuglingen und Kindern; Geschrei von Verirrten, die ihre Angehörigen in dem Gedränge und der allgemeinen Verwirrung verloren hatten; Geschrei der Menschen, die mit Löschung der Flammen beschäftigt waren." Das Persönliche an Nettelbecks Stil läßt sich natürlich nicht nachahmen. Er kann sehr nach der Prosa der Grammatik reden, wie wenn er sagt: als daß ich hätte können verstanden werden, festgeknüpft haben würden, würden haben ziehen müssen, hatte müssen nehmen lassen; aber er kann auch dramatisch belebte, vom Rhythmus geadelte, vom Stabreim gehaltene Gebilde finden, die seiner Sprache eine echt künstlerische Weihe geben. Man höre nur die Worte: „und faßte mein Steuer nur noch fester in die Faust",

Digitized by Google

oder: „vergebens irrte ich, in atemlöser Hast, den wackern Mann in der ganzen Stadt, vergebens auf den Wällen zu erfragen“ oder „... aber schlaftrunken und ohne Gefühl für die drohende Gefahr, war mein Bitten und Ermuntern ebenso umsonst, wie mein Toben und Schelten“. Aber zwischen dieser Höhe der Poesie und jener Tiefe der Prosa liegen weite Strecken, auf denen der Schüler seinen Geist tummeln kann. Ich versuche, Nettelbecks Sprache noch mit ein paar Strichen zu charakterisieren, um auch von dieser Seite her das persönliche Bild des großen Mannes zu vervollständigen und zu zeigen, daß er individuell schreibt; aber der individuelle Wert macht ihn ja gerade groß und aus diesem Grunde wollen wir zu ihm in die Schule gehen und ihm wenigstens seine allgemeinen Züge ablernen. Sein Wortschatz trägt das Gepräge seiner Zeit: Fremdwörter sind nicht selten, aber leicht zu ersetzen. Niederdeutsche und technische Worte kennzeichnen den Pommer und Seemann, sie wären in einer Ausgabe zu erklären. Ältere Formen und Wortbedeutungen, sowie damals besonders häufige Worte sind aus den Klassikern geläufig: Zeitung=Nachricht, Biedermann (s. den Tell!), die gute, gerechte Sache (s. die Freiheitsdichter!), versammlete; hindern, warnen, wehren, verbieten, daß nicht (vgl. das Französische, Lateinische, Griechische). Auffallend ist seine Verwendung des „und“ vorm Relativum: „Dazu fand sich Gelegenheit ... indem ich meinen Negerjungen ... nach dem Kniffelschen Hause traben ließ, **und** wo auch gegenwärtig die reiche Erbin noch wohnen sollte“; „so daß uns davon ... wenig oder nichts hörbar wurde, **und** was auch hier zur Sache nicht gehört“; ferner seine Verwendung des „und“ vor einem zweiten Relativsatz nach neuem Beziehungswort: „Die Frauen und Kinder eines Bataillons, das nach Preußen abgeführt worden war, **und** wohin nun diese sich begaben“; „ich kappte flugs die Leinen, woran der Anker hielt, **und** der nun in den Grund fiel“; in diesem Falle wird öfters das Relativum nach „und“ oder „und nun“ durch das Demonstrativum ersetzt: „... einen eisernen Nagel, dessen Spitze er auf den Amboß legte, und nun mit dem Hammer einen tüchtigen Streich darauf vollführte“; „so nahm ich also getrost meinen Platz auf dem Bootsanker, dessen Tau meine Leute oben in die Hände fassen und mich daran in die bezeichnete Tiefe hinablassen mußten“. Ein Lieblingswort Nettelbecks wie H. v. Kleists ist „gleichwohl“. Er sagt ebenso oft „je—je“ wie „je—desto“. Was aber seine Sprache so naiv konkret macht, ist außer der Einfachheit seines Satzbaues und der Wahl bezeichnender Worte und Bilder seine Verwendung des Partizipium Perfekti Passivi, z. B.: „Das angekommene Werbekorps“, „froh des geretteten Lebens“, „bei übernommener Führung“, wo wir die Substantiva setzen, da sie der Hauptton trifft (Ankunft, Rettung, Übernahme) oder „die

Digitized by Google

eingelegte Fürbitte", „die wenigen verursachten Begräbniskosten", „die erlittenen Unglücksfälle", wo wir die Partizipia ganz weglassen. Damit trifft er in einem Hauptpunkt mit der lateinischen Sprache zusammen. Nachahmen wollen wir heutzutage diese Eigentümlichkeit nicht; für die Mittelstufe entspricht sie indes mehr dem Verständnis des Schülers, als unsere heutige abstraktere Ausdrucksweise. Diese Partizipia machen indes Nettelbecks Prosa zur Übersetzung ins Lateinische von Obersekunda ab sehr geeignet, und ich habe z. B. mit der Stelle „Fünf Tage lang war ich im lieben Vaterhause gewesen usw." (S. 63) gute Erfolge erzielt. So greift Nettelbecks Bedeutung über den deutschen Unterricht hinaus.

Auch sonst gedachten wir ja oben schon mehrfach des Lateinischen und Griechischen; ähnliche Stoffe legen eben ähnliche Wendungen nahe, z. B. sind die blinden Klippen Vergils caecae rupes, die sogenannten arae, das „durchnäßte, zum Mahlen untüchtige Korn" erinnert an Vergils Ceres undis corrupta; die Komposition erinnert oft an Cäsar, Xenophon, Homer, Herodot, so daß sich Nettelbeck ungezwungen der übrigen gymnasialen Lektüre einfügt und auf der Oberstufe noch oft genug in Erinnerung gebracht werden kann. Auch für die rednerischen Figuren und grammatischen Erscheinungen (Anapher, Oxymoron: ungnädiger Gönner, Figura etymologica, Tmesis, Asyndeton u. a. m.) hat Nettelbeck Beispiele. Er ist eine Fundgrube, die nicht leicht ausgeschöpft werden kann.

So haben wir in Nettelbecks Werk ein Denkmal vor uns, in dem ein lauterer, urdeutscher, nur der Wahrheit huldigender Charakter die Früchte seines stürmisch bewegten, aber reich gesegneten Lebens niedergelegt hat, in einer Form von solcher Klarheit, daß wir gern die Schüler des großen Mannes werden. Ich habe den Segen, den Nettelbeck zu stiften vermag, an mir selbst und an meinen Schülern erfahren; die Aufsätze und Vorträge, die wir an Nettelbeck anschlossen, begegneten ebenso lebhaftem Interesse wie die Vorlesung einzelner Abschnitte auf den verschiedensten Stufen. Möge dieser Mann in absehbarer Zeit den Untertertianer auf ein Jahr als Schullektüre begleiten; soviel Zeit ist nötig, um alle in seinem Werke geborgenen Schätze zu heben. Ich denke mir die Lektüre entsprechend den Vorschriften für dramatische Lektüre gestaltet; in Untertertia hat diese noch nicht eingesetzt; da wird sich reichlich Zeit für Nettelbeck gewinnen lassen, zumal sich alle Aufsatzlehre ungezwungen an ihn anschließt.

Ich schrieb vom gymnasialen Standpunkt; aber ich wünschte, daß Nettelbecks Einfluß alle deutschen Schulen befruchtete. So bitte ich die ganze deutsche Lehrerschaft, ein freundliches Interesse zuzuwenden dem alten, treuen Joachim Nettelbeck.

Digitized by Google

Sprechzimmer.

1.

Zu Schillers Tell, I, 3,388.

In dem 1403 gedichteten Ditmarschenlied (Liliencron, Die historischen Volkslieder der Deutschen I, Nummer 45) lautet die dritte Strophe:

Tredet herto, gi stolten Ditmarschen!
Unsen kummer wille wi wreken,
wat hendeken gebuwet haen,
Dat können wol hendken tobreken.

Die darin ausgesprochene Drohung bezieht sich auf die Marienburg, einen festen Turm, den Nikolaus von Ahlefeld, der Claes von Alefelde des Liedes, als Stützpunkt für die feindlichen Einfälle der Holsteiner im Ditmarschenlande 1403 zu Delbrügge bei Meldorf errichtet hatte. Die Burg wurde nach der Schlacht am Süderhamme (5. August 1404) geräumt und geschleift; mehrere Versuche, sie zu stürmen, waren mißglückt, und bei einem hatte Rolf Boykensohn, dem die obigen Worte in den Mund gelegt sind, und der im Liede „de beste in unsem Lande" genannt wird, den Tod gefunden.

Daß Schiller das Ditmarschenlied gekannt habe, ist wohl kaum anzunehmen. Nur um so interessanter ist bei den sonstigen mannigfachen Übereinstimmungen zwischen den geschichtlichen Freiheitskämpfen der Ditmarschen und der teils sagenhaft, teils novellistisch berichteten Erhebung der Schweizer gegen Österreich, daß bei Schiller Tell, „der beste Mann im Land", die bedeutsamen Worte spricht: „Was Hände bauten, können Hände stürzen."

Madison, Wis. Prof. Dr. **Edwin Rödder.**

2.

Ein Beitrag zur Erklärung von Schillers „Fiesko".

Schillers „Fiesko" trägt zwar im ganzen denselben Charakter, wie die „Räuber", besitzt aber nicht dieselbe Wahrheit und Wärme der Empfindung wie diese und zeigt im einzelnen sogar noch mehr Schwächen und Mängel als das erste Drama; vor allem aber ist der „Fiesko" reich an überschwenglichen und übertriebenen Ausdrücken, die dem Verständnis manche Schwierigkeiten bereiten. Nun hat ja zwar unter anderen Bellermann in seinem Buche „Schillers Dramen. Ein Beitrag zu ihrem Verständnis" viele Schwierigkeiten beseitigt und viele Stellen richtig erklärt; aber trotzdem sind mir bei Bearbeitung einer Ausgabe des „Fiesko" für „Aschendorffs Ausgaben für den deutschen Unterricht", die vor kurzem erschienen ist, verschiedene Stellen aufgefallen, die entweder noch einer Erklärung bedürfen oder deren Erklärung mir nicht richtig erscheint. Es dürfte darum nicht unangebracht sein, diese Stellen hier einer eingehenderen Besprechung zu unterziehen, als es in einer Schulausgabe möglich ist.

Digitized by Google

Zu I, 1.

„Da er noch Fiesko war — ein blühender Apoll, verschmolzen in den männlich schönen Antinous."

Hierzu bemerkt Bellermann a. a. O. S. 138: „Der Ausdruck ist seltsam, denn wenn die beiden Gestalten nebeneinander gedacht werden, so ist Apollo die männlichere, Antinous dagegen der weichere Jüngling. Möglich, daß Schiller den Antinouskopf aus eigener Anschauung nicht kannte". Die Freytagsche Schulausgabe von Oskar Langer gibt nur eine Erklärung für Antinous: „Ein durch seine Schönheit bekannter Bithynier, der als Jüngling im Nil ertrank, und dem zu Ehren der Kaiser Hadrian, dessen Liebling er war, die Stadt Antinopolis in Ägypten gründete" usw. In den bei Beyer in Leipzig erschienenen Erläuterungen zu Schillers „Fiesko" von Dr. Bischoff heißt es an der Stelle: „Antinous: ein schöner bithynischer Jüngling, Liebling des römischen Kaisers Hadrian; ertränkte sich 130 n. Chr. im Nil. — Ein Antinous und der vatikanische Apoll befanden sich in Abgüssen im Mannheimer Antikensaale. Um so auffallender erscheint es, daß Schiller, der beide dort gesehen hat, den blühenden Antinous als männlich schön und den im Vergleich zu jenem männlicher aussehenden Apoll als blühend bezeichnet. Der Gesichtsausdruck des Antinous erscheint allerdings in seiner Schwermut gereifter, als die jugendlich gleichmütigen Mienen des Gottes." — Unsere Stelle findet nach meiner Ansicht ihre volle Erklärung in einer Stelle von Lessings „Laokoon", Kap. XXII am Ende: „Ich will noch ein Beispiel dieser Art anführen, das mich allezeit sehr vergnügt hat. Man erinnere sich, was Hogarth (Zergliederung der Schönheit) über den Apollo zu Belvedere sagt: „Dieser Apollo, sagt er, und der Antinous sind beide in ebendemselben Palaste zu Rom zu sehen. Wenn aber Antinous den Zuschauer mit Verwunderung erfüllt, so setzt ihn der Apollo in Erstaunen, und zwar, wie sich die Reisenden ausdrücken, durch einen Anblick, welcher etwas mehr als Menschliches zeigt, welches sie gemeiniglich gar nicht zu beschreiben imstande sind. Und diese Wirkung ist, sagen sie, um desto bewundernswürdiger, da, wenn man es untersucht, das Unproportionierliche daran auch einem gemeinen Auge klar ist. Einer der besten Bildhauer, welche wir in England haben, der neulich dahin reiste, diese Bildsäule zu sehen, bekräftigte nur das, was jetzo gesagt worden, besonders daß die Füße und Schenkel in Ansehung der oberen Teile zu lang und breit sind. Und Andreas Sacchi, einer der größten italienischen Maler, scheint eben dieser Meinung gewesen zu sein; sonst würde er schwerlich (in einem berühmten Gemälde, das jetzo in England ist) seinem Apollo, wie er den Tonkünstler Pasquilini krönt, das völlige Verhältnis des Antinous gegeben haben, da er übrigens wirklich eine Kopie von dem Apollo zu sein scheinet usw." Schiller, der Lessings Schriften eifrig gelesen hat, fand also hier die Verschmelzung der beiden Gestalten in eine als die höchste Vollkommenheit gepriesen und es konnte ihm zugleich später in der Erinnerung der Apollo wegen seiner längeren und erhabeneren Glieder als der „blühende", Antinous dagegen wegen des richtigen Ebenmaßes als der

Digitized by Google

„männlich schöne" erscheinen; „denn an einer schönen Bildsäule ist ein richtiges Verhältnis eine von ihren wesentlichen Schönheiten". Damit verschwindet alles Seltsame aus Schillers Ausdruck und es erscheint klar der Gedanke: ein vollendet schöner Mann, der alle körperlichen Vorzüge in sich vereinigt.

I, 9.

„Fiesko: Eine kurzweilige Frage! . . . Hast du was Schriftliches?"
„Mohr: Euren Namen bei armen Sündern."

Diese Antwort des Mohren habe ich nirgends erklärt gefunden, und doch ist es keineswegs klar, was die Worte bedeuten sollen. Offenbar will nun der Mohr seinem Gegner etwas Angenehmes sagen und ihn dadurch veranlassen, den Zettel, den er ihm reicht, zu lesen; daher könnten die Worte bedeuten: „den Ruhm oder ein Zeugnis für den Ruhm, den ihr bei armen Sündern oder bei allen Unterdrückten habt". Bringt man die Worte in Verbindung mit der vorausgegangenen Warnung vor den Doria, so könnten sie auch bedeuten: Ein Verzeichnis armer Sünder, d. h. von den Doria Gehaßter, und darunter der eurige.

I, 12.

„Ich habe einen Eid getan und werde mich meines Kindes nicht erbarmen, bis ein Doria am Boden zuckt, und sollt' ich auf Martern raffinieren wie ein Henkersknecht, und sollt' ich dieses unschuldige Lamm auf kannibalischer Folterbank zerknirschen."

Dazu bemerkt Bellermann a. a. O. S. 140—141: „Die letzten Worte sind nicht recht verständlich. Er hat den Fluch auf seine Tochter gelegt, daß „kein Strahl auf ihre Wangen fallen" soll, ehe ihre Ehre durch Gianettinos Tod gesühnt ist. Aber warum er dabei „auf Martern raffinieren", also sie von diesem Zwecke abgesehen absichtlich quälen oder foltern sollte, ist nicht zu verstehen." — Langer bemerkt zu der Stelle nur: „Eine der überspanntesten Stellen." — Und doch bekommt die Stelle guten Sinn, wenn wir sie mit dem Vorhergehenden in Verbindung bringen. Bourgognino hat am Anfang der Szene um Berthas Hand angehalten. Dies benutzt Verrina, um Bourgognino (und zugleich die anderen) für seinen Plan zu gewinnen, und spricht darum über seine Tochter den furchtbaren Fluch aus. Als ihn darauf B. schilt: „Rabenvater, was hast du gemacht? Diesen ungeheuren, gräßlichen Fluch deiner armen, schuldlosen Tochter", antwortet Verrina: „Nicht wahr — das ist schrecklich, mein zärtlicher Bräutigam?" Dann fordert er zur Beschleunigung der Erlösung Genuas auf und fügt dann die oben stehenden Worte hinzu, daß er sich seines Kindes nicht erbarmen, d. h. in diesem Zusammenhange: sie dem Bourgognino nicht eher zur Frau geben will, als bis ein Doria am Boden zuckt, und sollte er auf Martern sinnen, d. h. immer neue Gründe für einen Aufschub der Hochzeit zu finden suchen und dadurch die Ärmste absichtlich quälen und foltern bis zum Tode. An „diesem teuren Faden" will er die Pflichten aller festhalten: „Genuas Despot muß fallen oder das Mädchen verzweifelt."

Digitized by Google

II, 2.

„Julia: Das denk' ich selbst. Das Herz ruft nie die Sinne zur Hilfe. Wahre Empfindung wird sich nie hinter Schmuckwerk verschanzen. —"

„Leonore: Großer Gott! Wie kommen Sie zu dieser Wahrheit?"

„Julia: Mitleid, bloßes Mitleid — Denn sehen Sie, so ist es auch umgekehrt wahr — und Sie haben Ihren Fiesko noch" (Gibt ihr ihre Silhouette und lacht boshaft auf.)

Zu dieser schwierigen Stelle gibt Bellermann keine Erklärung. Langer bemerkt nur zu den Worten „so ist es auch umgekehrt wahr": „Wenn man ein Liebespfand wieder hat (?), so hat man deshalb doch den Geliebten nicht wieder; bei Ihnen aber, fügt sie ironisch bei, ist das nicht der Fall; Sie haben Ihren Fiesko noch (so ist wohl zu lesen statt „doch")." — Bischoff erklärt: „Wie kommen Sie": „Julia hat doch gerade ihren Haß gegen Leonore hinter den Schein von Mitleid versteckt (?); ferner: „So ist es (nämlich der obige Satz, daß das Tragen des Schattenrisses einer Person anzeige, daß man diese liebe) auch umgekehrt wahr (d. h. daß, wenn man den Schattenriß jemandes leichthin weggebe, wie Fiesko den Leonorens, dies anzeige, daß man die dargestellte Person nicht mehr liebe); und endlich: „Sie haben Ihren Fiesko noch: ironisch = nicht mehr."

Diese Erklärungen sind entweder nicht vollständig und erschöpfend oder nicht ganz richtig. Julias Worte sind von Anfang an spöttisch gemeint. „Das denk' ich selbst" heißt also ironisch: „freilich ist der Schluß (daß man das Original liebt, wenn man sein Bild bei sich trägt) zu rasch, denn sonst müßte ich ja dich (Leonoren) lieben, da ich dein Bild bei mir trage." Dann fährt sie mit scheinbarem Eingehen auf Leonores Gedanken fort: „Das Herz ruft nie die Sinne zu Hilfe. Wahre Empfindung wird sich nie hinter Schmuckwerk verschanzen", d. h. das Herz braucht zur Liebe nicht erst ein Bild, und wahre Liebe wird sich nicht hinter Schmuckwerk verbergen, sondern wirklich und innig lich lieben. Als nun Leonore verwundert ausruft: „Großer Gott! Wie kommen Sie zu dieser Wahrheit?" antwortet Julia in demselben Sinne: „Mitleid, bloßes Mitleid" (in Wirklichkeit denkt sie anders). — „Denn sehen Sie, so (dann) ist es auch umgekehrt wahr", d. h. aus Mitleid folgere ich: so wenig man jemand liebt, dessen Bild man trägt, so wenig braucht man jemand nicht mehr zu lieben, wenn man sein Bild weggibt. Und nun schließt sie: — „und Sie haben Ihren Fiesko noch", d. h. es ist also bewiesen, daß Fiesko Sie noch (= nicht mehr) liebt, trotzdem er Ihr Bild verschenkt hat. Und bei diesen höhnischen Worten gibt sie Leonoren ihre Silhouette zurück und „lacht boshaft auf."

III, 5.

„Fiesko: — Ich selbst werde auf den Abend alles berichtigt haben und noch überdies, wenn das Glück will, die Bank im Pharao sprengen."

Bellermann und Langer bemerken zu dieser Stelle nichts. Bischoff dagegen bemerkt: die Bank sprengen = beim Pharaospiel den Hauptgewinn machen,

Digitized by Google

so daß der Spielkassierer (Bankhalter) alles vorhandene Geld herausgeben muß. Fiesko will damit (?) gewissermaßen die Probe machen, ob das Glück ihm noch hold ist. Bischoff faßt also offenbar die Worte im wirklichen Sinne, daß Fiesko am Spieltische den Versuch machen wolle, ob ihm das Glück noch hold sei. Daran ist meiner Ansicht nach nicht im entferntesten zu denken, denn Fiesko ist seiner Sache so sicher, daß er dieser Probe nicht bedarf. Die Worte sind vielmehr durchaus bildlich zu verstehen. Fiesko meint, bis zum Abend werde er alle Vorbereitungen zum Gelingen des Werkes getroffen haben und außerdem werde er noch den Hauptgewinn machen, d. h. die Herzogswürde gewinnen, indem er die Bank sprenge, d. h. die Doria völlig beseitige. So deutet er seinen Mitverschworenen im Bilde das Ziel seines Strebens zum erstenmal leise an.

III, 11.

„Julia: Doch kein Trauerspiel, Graf? Das kommt mir im Traum."

Hierzu bemerkt Bellermann: „Julia nimmt ihren Einfall, es könne ein Trauerspiel sein, sofort zurück, da derselbe so unwahrscheinlich sei, daß er ihr nur im Traume, wo ja das Seltsamste stattfindet, hätte kommen können." Diese Erklärung erscheint mir nicht weniger künstlich und gezwungen, als die von Düntzer, die Bellermann mit Recht abweist: „Das kommt mir im Traume soll heißen: Trauriges stellt sich von selbst ein. Im Traum, eigentlich ohne Wissen und Willen. Vergleiche die Redensart: Das ist mir nicht im Traum eingefallen", weil „weder die Worte dies bedeuten könnten (denn es würde doch immer nur herauskommen, daß ihr im Traum, d. h. ohne Wissen und Willen ein Trauerspiel käme), noch der Gedanke, daß Trauriges sich ohne unser Zutun einzustellen pflegt, hier in den Zusammenhang passen würde." Hier haben Langer und Bischoff die richtige Erklärung: „Es regt sie so auf, daß sie (schlecht) davon träumt."

IV, 11.

„Rosa: Sie sollen sich hinter die Tapeten verstecken."

Hierzu finde ich in keiner Ausgabe eine Erklärung, und doch ist sie besonders für den Schüler notwendig. Schiller hat hier, wie an vielen Stellen, offenbar Shakespeares „Hamlet" zum Vorbilde genommen. Dort sagt nun Polonius (II, 178 f. meiner Ausgabe): „Da will ich meine Tochter zu ihm lassen. Steht ihr mit mir dann hinter einem Teppich (Tapete), bemerkt den Hergang usw." Es handelt sich hier um gewirkte Tapeten (Gobelins); diese wurden nicht an die Wand geklebt, sondern hingen von der Decke herunter und waren in einen Rahmen eingespannt; so blieb zwischen Wand und Tapete ein Raum, in dem man sich verstecken konnte. IV, 12 am Ende hebt dann Fiesko diese Tapete in die Höhe und führt Leonore hervor.

Das sind die wichtigsten Stellen, die mir einer Erklärung und Berichtigung zu bedürfen schienen; hoffentlich habe ich überall das Richtige getroffen.

Gera. Prof. Dr. **Hoffmann.**

Digitized by Google

3.

Lessing und J. J. Rousseau.

Im Anschluß an G. Süpfles Bemerkung über Goethe und J. J. Rousseau in der letzten Februarausgabe dieser Zeitschrift (XXI, S. 127) möchte ich auf eine Stelle in dem Émile von R. hinweisen, die mich an die bekannten Worte des Al-Hafi in Lessings „Nathan" (Aufzug II, Szene 9) erinnert hat:

Borgen ist
Viel besser nicht als betteln: so wie leihen,
Auf Wucher leihen, nicht viel besser ist
Als stehlen.

Im 3. Buche des Émile findet sich eine Gedankengruppe, in der R. nicht bloß für seinen Idealzögling, sondern für jeden Schüler die Erlernung eines Handwerks empfiehlt. Er behauptet dort, daß die Kenntnis eines solchen die größte Unabhängigkeit verschaffe und sagt dabei unter anderem: Vous n'avez plus besoin d'être lâche et menteur devant les grands, souple et rampant devant les fripons, vil complaisant de tout le monde, emprunteur ou voleur, ce qui est à peu près la même chose, quand on n'a rien: l'opinion des autres ne vous touche point.

Cöthen. **W. Kahle.**

4.

Manch.

Im 4. Heft des vorigen Jahrganges (S. 251) hat sich Hans Hofmann gegen den Mißbrauch der Form manch vor dem Maskulinum gewendet, da sie einzig und allein vor dem Neutrum zu gestatten sei.

Diese Regel steht allerdings in manchem Lehrbuch und wird sogar in Schillers Handbuch der deutschen Sprache (2. Auflage, Wien, Pest, Leipzig, Hartleben 1905) auf den Nominativ und Akkusativ Sing. Neutr. eingeschränkt. (I. S. 358.)

Dennoch will mir scheinen, daß eine solche Abgrenzung nicht berechtigt ist, indem sie auf einer undeutlichen Formulierung beruht; denn der Sprachgebrauch behandelt „manch" ebenso wie „solch", das heißt, diese unflektierte Form steht a) vor dem unbestimmten Artikel, b) vor dem pronominal flektierten Adjektiv. Man sagt also a) „manch einer, manch einem, manch eine", manch einen Krieg, manch eines Jahres usf. Im Falle b) aber erstreckt sich der Gebrauch nicht nur auf alle drei Geschlechter und auf alle Kasus, sondern auch auf beide Numeri. Vgl. „Er führte manch gewalt'gen Streich", „Meine Mutter hat manch gülden Gewand", „Manch bunte Blumen sind an dem Strand", „Manch armer Frau erwuchs viel Leid".

Diesen Standpunkt nimmt auch Grimms Wörterbuch (VI, 1524 ff.) ein. Dort ist anderseits darauf hingewiesen, daß „manch" — natürlich als Singularform — unmittelbar vor dem Substantiv im Mittelhochdeutschen noch in allen drei Geschlechtern waltete, heutzutage dagegen im allgemeinen nur beim Nominativ- und Akkusativ-Neutrum erscheint; im 17. Jahrhundert sagte man freilich noch regelmäßig „manch Ritter, manch Hofschranze" usf.

Iglau. Prof. Dr. **Arthur Petak.**

Digitized by Google

5.

Schön Suschen.

Keiner der vielen Erklärer des Goetheschen Gedichts „Johanna Sebus" vermochte noch den zwingenden Nachweis zu erbringen, warum Goethe Johanna im Gedichte immer Suschen nannte und der Koseform Hannchen auswich. Es scheinen Bedenken praktischer Natur maßgebend gewesen zu sein. Wie er in der Schlußszene des I. Teiles von „Faust" nicht den richtigen Vornamen „Johann", sondern „Heinrich" wählte, so scheint dieselbe Aversion gegen das Femininum von Johann in „Johanna Sebus" schuld an der Änderung gewesen zu sein. Für „Faust" hat Minor in seinem Kommentar nachgewiesen, daß es für die Zuschauer geklungen hätte, als ob Gretchen einen Hausknecht riefe, wenn sie „Johann, Johann!" gesagt hätte. Den Namen Hannchen hat Goethe wohl vermieden, weil in den meisten Lustspielen Kotzebues das listige, verschlagene Stubenmädchen Lieschen oder Hannchen heißt. Es schien dem Dichter allzu trivial, daß die Heldin seines Gedichtes, auch wenn er die Koseform wählte, denselben Namen führte wie ein Kammerkätzchen. Daß er dann gerade die Form Suschen wählte, hat seine Begründung wohl in der Übersetzung des Namens Susanna (Die Liebliche, Reine). An eine Abbreviatur für Sebuschen, und wie ähnliche Erklärungsversuche lauten, ist wohl nicht im entferntesten zu denken.

Wien. **Friedr. E. Hirsch.**

Bücherbesprechungen.

Dr. E. Barbeys Lehr- und Übungsbuch der deutschen Sprache. Vollständige Elementargrammatik. Vierte, verbesserte Auflage von Prof. Dr. O. Weise. Teubner, Leipzig und Berlin, 1906. 185 S. 8°. Preis geb. 2 M.

Das als Bildungsmittel für Anfänger geschriebene und an zahlreichen Schulen (namentlich solchen, die Ausländer in den Anfangsgründen unterweisen) bewährte Buch hat der unermüdliche Prof. Weise im vorigen Sommer in vierter Auflage erscheinen lassen. Sein besonderer Vorzug, der in der Leichtigkeit und Mannigfaltigkeit der Beispiele besteht, die den Schüler zu eigener Tätigkeit und fester Einprägung des Lehrstoffes nötigen, ist ihm auch nach Ausscheidung des Allzureichlichen geblieben, und die einfache Klarheit in der Fassung der Regeln wie in ihrer übersichtlichen Anordnung empfiehlt es immer aufs neue.

Daß der größte Teil der früher gebrauchten Fremdwörter beseitigt ist, darf man mit freudigem Danke begrüßen. Wie weit man in diesem Bestreben bei den lateinischen Fachausdrücken der Sprachlehre gehen soll, darüber können die Meinungen geteilt sein. Ganz ausgeschieden sind diese fremden Bezeichnungen auch in der neuen Auflage nicht; teils findet man sie den deutschen Ausdrücken in Klammer beigefügt, teils ohne Verdeutschung angewendet.

Man mag sich entscheiden wie man will, jedenfalls aber ist einheitliches Verfahren für ein Lehrbuch zu wünschen.

Den zehn zusammenhängenden Stücken am Schlusse sind sieben neue hinzugefügt. Die Rechtschreibung ist nach den amtlichen Bestimmungen vom Jahre 1901 umgestaltet worden.

Dresden. **Edmund Ballenge.**

Goethe, Iphigenie auf Tauris. Von Prof. Dr. Hans Morsch. Leipzig, Max Hesses Verlag, 1906.

Von dem Schema der gewohnten Iphigenienausgaben weicht die von Morsch besorgte in hervorragender Weise ab. In der Einleitung (S. 7—30) steckt geistige Arbeit. Sie zeigt, wie Goethe mit Hilfe der Antike sich aus den Banden der französisch-klassizistischen Tragödie befreit. Schon der Diktionswandel verleiht dem Stücke und den Trägern der Handlung statt des Formelhaften jener französischen Vorgänger das ursprünglich Heldenhafte. Noch mehr aber wird man sich des großen Fortschrittes von Latouche-Voltaire-Gotter zu Goethe bewußt, wenn man sich in den Ideengehalt (Freundesliebe, Schwesterliebe, Menschenliebe) der deutschen Iphigenie versenkt.

Dresden. **Hermann Undeutscheid.**

Schwabe, Julius, Erinnerungen eines alten Weimaraners an die Goethezeit. Frankfurt a. M. Diesterweg.

Ein liebenswürdiges Buch, geschrieben vom Sohn des durch sein eifriges und geschicktes Eintreten für ein ehrenvolles Begräbnis Schillers und die Wiederauffindung von dessen Gebeinen am meisten bekannt gewordenen Bürgermeisters von Weimar. Eine kleine Anzahl bezeichnender Züge aus dem Leben der berühmtesten Einwohner von Weimar, Goethe, Schiller, Wieland, Herder, sowie des Großherzogs Karl August werden vorgeführt, aus denen besonders die Beweise der edlen, schönen Menschlichkeit Goethes hervorleuchten. Hauptsächlich aber wird uns das gemütliche Leben in Weimar und Jena zur Zeit des Bürgermeisters Schwabe und seines Sohnes durch allerhand ergötzliche Erzählungen geschildert. Ganz besonders die früheren und späteren Unterrichtsverhältnisse werden durch eine Menge von Schulanekdoten beleuchtet, so daß das Büchlein vor allem auch Lehrern zur Unterhaltung zu empfehlen ist.

Dresden. Prof. Dr. **Denecke.**

H. W. Stoll, Die Sagen des klassischen Altertums. 2 Bände in einem Bande. 6. Aufl., neu bearbeitet von Dr. Hans Lamer, Oberlehrer in Leipzig. Verlag von B. G. Teubner, Leipzig. 1907. Mit 79 Abbildungen. Preis gebunden 6 M. Jeder Band einzeln gebunden 3,60 M.

Das nicht nur unter den Philologen und Archäologen, sondern in weiten Kreisen gebildeter Leser rühmlichst bekannte Werk H. W. Stolls „Die Sagen des klassischen Altertums" liegt jetzt in 6. Auflage vor. Die rührige Verlagsbuchhandlung hat in Dr. Hans Lamer einen feinsinnigen, mit allem notwendigen wissenschaftlichen Rüstzeug versehenen Neubearbeiter gefunden, der

Digitized by Google

zwar, wie er selbst sagt, „sich bemüht hat, mit möglichster Pietät zu verfahren, und den Text zunächst nur da geändert hat, wo Ausdruck und Satzbau für das Verständnis jugendlicher Leser nicht angemessen erschien", dessen bessernde, sorgsame Hand man aber doch auf Schritt und Tritt bemerkt. Einige Sagen, die mancher Leser ungern vermissen würde, sind zwar ausgeschieden worden, sollen aber in den demnächst erscheinenden Band „Die Götter des klassischen Altertums" übernommen werden.

Daß auch heute noch, im Zeitalter der gewaltigen, imponierenden technischen Errungenschaften, der reiche Sagenschatz des klassischen Altertums mit seinem naiven, vom rein menschlichen Standpunkt so unendlich rührenden, tiefen, sittlichen Gehalte von unserer Jugend und jedem Gebildeten gekannt werden muß, steht für uns außer allem Zweifel; wie sollten wir Schillers Klage der Ceres, Die Götter Griechenlands, Das Eleusische Fest oder Goethes Iphigenie, um von anderen unsterblichen Meisterwerken unserer deutschen Dichtung zu schweigen, verstehen oder der Jugend zu vollstem Verständnis bringen, wenn wir auf die Beschäftigung mit der herrlichen griechischen Sagenwelt verzichten wollten? Als kundigen Führer in jene klassischen Gefilde wüßten wir aber keinen besseren zu nennen als eben H. W. Stoll, dessen mustergültiges Werk sich ja auch seit Jahrzehnten schon allgemeiner Anerkennung und Beliebtheit bei jung und alt erfreut und in der schönen, wohlgelungenen Neubearbeitung gewiß immer mehr teilnehmende Leser und Freunde sich gewinnen wird. Der erste Band umfaßt folgende Bücher: I. Prometheus (nach verschiedenen Quellen), Die Menschenalter (nach Hesiod und Ovid), Die große Flut, Danaos und die Danaiden, Perseus, Sisyphos, Bellerophontes. II. Kadmos, Jon, Daidalos, Tantalos und Pelops, Zethos und Amphion, Niobe, Aëdon. III. Herakles. IV. Theseus, Meleagros. V. Die Argonauten. VI. Oidipus, Die thebanischen Kriege. VII. Metamorphosen (nach Ovid). Der zweite Band enthält 6 Bücher: I. Die Vorgeschichte und die ersten neun Jahre des Trojanischen Krieges. II. Zorn des Achilleus (Inhalt der Ilias). III. Das Ende des Trojanischen Krieges. IV. Das Haus der Atreiden. V. Heimkehr des Odysseus (Inhalt der Odyssee). VI. Aineias. Ein sorgfältiges Register zu beiden Bänden schließt das ganze Werk ab. Fürwahr ein reicher, stattlicher Inhalt, dargeboten in geschmackvoller, anregender, auch dem Verständnis jugendlicher Leser angepaßter Form.

Dazu kommt als vollständig neu ein mit lebhafter Freude und Zustimmung zu begrüßender Bilderschmuck. Alle Abbildungen, bei deren Auswahl sich der Herausgeber des feinsinnigen Beirats von Prof. Dr. Studniczka erfreuen durfte, sind nach antiken Kunstwerken gefertigt. Namentlich ist — ein besonders glücklicher Gedanke — auch eine Reihe von Vasenbildern wiedergegeben worden; daß dabei die Künstler, die diese Bilder im Altertum schufen, oft einer anderen Form der Sage als die Schriftsteller folgten, und infolgedessen der Text der Stoll-Lamerschen Bearbeitung bisweilen vom Inhalte der Abbildungen etwas abweicht, scheint uns hierbei nicht besonders ins Gewicht

zu fallen. In seiner schmucken, mit gewohnter Sauberkeit und in vornehmem Geschmack gegebenen Ausstattung, vor allem aber auch mit seinem die besten neueren Quellen benutzenden, ästhetisch in jeder Weise befriedigenden Bilderschmuck wird das Stollsche Sagenbuch auch fernerhin zum eisernen Bestand unserer Bibliotheken gehören müssen.

Dresden. Dr. **Woldemar Schwarze.**

Theoretisch-praktische Anleitung zur Besprechung und Abfassung deutscher Aufsätze von Dr. Julius Naumann, Realgymnasialdirektor a. D. 8. Aufl. Leipzig und Berlin, Druck von B. G. Teubner, 1907.

Die 7. Auflage des alten bewährten Aufsatzbuches von Naumann erschien 1902, und schon nach wenigen Jahren ist eine neue Auflage — die 8. — nötig geworden.

Was ich früher[1]) zum Lobe des Buches gesagt habe, brauche ich um so weniger zu wiederholen, als für die Brauchbarkeit des Werkes am besten seine stets wachsende Verbreitung spricht.

Es ist eben kein gewöhnliches Hilfsmittel, das der Denkfaulheit der Schüler Vorschub leistet, sondern der „ergraute Schulveteran", wie sich Naumann selber bezeichnet, ist sich immer des Rückertschen Spruches bewußt, den er seinem Buche als Motto vorangestellt hat:

Ich gebe dir, mein Sohn, das mögest du mir danken,
Gedanken selber nicht, nur Keime zu Gedanken.

Das Buch wird sicher auf Jahrzehnte hinaus noch seinen Wert nicht verlieren, weil es unsere klassische Literatur in den Mittelpunkt des Aufsatzunterrichtes stellt.

In der vorliegenden 8. Auflage sind einige Arbeitsstoffe im Anschluß an die Natur, Geschichte und das tägliche Leben neu hinzugefügt; ferner Anhänge, „in denen die verschiedenen Schemata, die Aufsätzen zugrunde gelegt werden können, übersichtlich zusammengestellt worden sind, um Winke zu Gleichnissen zu geben, die erfahrungsgemäß Schülern und Schülerinnen schwer zu werden pflegen".

So möge denn auch fernerhin die „Anleitung" von Naumann bleiben, was das Buch bisher gewesen ist, ein bewährter Führer und Ratgeber auf dem so schwierigen Gebiete des deutschen Aufsatzunterrichtes!

Stadthagen. **Georg Proffen.**

Schriften zur deutschen Sprach- und Literaturgeschichte.

1. Literaturdenkmäler des 14. u. 15. Jahrhunderts. Ausgew. u. erläutert von Dr. Hermann Jantzen. Leipzig, Göschensche Verlagsbuchhandlung. 151 S. Preis 0,80 M.
2. Die Entwicklung der deutschen Kultur im Spiegel des deutschen Lehnworts von Friedrich Seiler. I. Die Zeit bis

1) S. Ztschr. f. d. d. U. 18. Jahrg. 1. Heft, S. 74 und 75.

Digitized by Google

zur Einführung des Christentums. 2. Aufl. Halle a. S. Buchhandlung des Waisenhauses 1905. XXV, 118 S. Preis 2,20 M.

3. Übersicht über die Entwicklung der deutschen Sprache und Literatur. Für die oberen Klassen höherer Lehranstalten von Dr. Rudolf Lehmann. 4. Aufl. Berlin. Weidmannsche Buchhandlung 1903. 134 S. Preis 1,40 M.
4. Deutsche Sprach- und Stilgeschichte im Abriß. Von Prof. M. Evers. Berlin, Verlag von Reuther und Reinhard. 284 S. Preis 3,60 M.

Der gelehrte Herausgeber der Literaturdenkmäler, der in der gleichen Sammlung schon früher durch die Herausgabe der gotischen Sprachdenkmäler sich als tüchtiger Grammatiker bewährt hat, zeigt hier wie in den Einleitungen zu den Dichtungen aus mittelhochdeutscher Frühzeit (Sammlung Göschen Nr. 137) seine Gewandtheit gerade in der Darstellung kulturgeschichtlicher Verhältnisse in Übergangszeiten der Literatur. Er schöpft so recht aus dem Vollen. In der Einleitung gibt Jantzen zunächst eine kurze Darstellung der politischen und kirchlichen Verhältnisse des 14. und 15. Jahrhunderts, um dann zur Literatur überzugehen, die er nun in den verschiedenen Richtungen als Fortsetzungen höfischer Epik, in Heldenbüchern, Ordenschroniken nachweist. Dann geht er zur Lyrik über, von der Jantzen in der Schrift selbst aus Hugo von Montforts, Oswald von Wolkensteins, Klara Hätzlerins Dichtungen Proben gibt, dann bespricht er die Meistersinger und Reimsprecher. Auch von diesen teilt er Proben mit; so vom König von Odenwald, dem Teichner u. a. Daß die Lehrdichtung im Edelstein Boners behandelt wird, sowohl in der Einleitung wie in den Literaturproben, ist selbstverständlich, ebenso wie die Anfänge des geistlichen und weltlichen Dramas. Danach wird in beiden Abteilungen des Schriftchens der Anfänge des geistlichen und weltlichen Dramas gedacht. Besonders hervorzuheben sind die Anfänge geistlicher und weltlicher Prosa bei den Mystikern, von denen aus Meister Eckarts und Taulers Werken schöne Proben gegeben werden, ebenso wie aus Konrad von Megenbergs Buch der Natur. Die Einleitung schließt mit einem Preise Martin Luthers ab. — Fassen wir unser Urteil über das Schriftchen zusammen, so müssen wir sagen, daß der Verfasser durch seine geistvolle Darstellung und die Wahl der Proben uns diese gewöhnlich als öde und trübe betrachtete Zeit lieb gewinnen läßt. Und dies ist als ein Verdienst ums Vaterland zu rühmen. Eine kurze Inhaltsübersicht über die behandelten Dichter und Schriftsteller würde die Brauchbarkeit des Büchleins noch erhöhen, ebenso hätten die Worterklärungen zu den einzelnen Stücken durch sprachgeschichtliche Hinweise anregender gestaltet werden können. Wo wie in den Literaturdenkmälern dieser Zeit der Inhalt nicht immer fesselt, tut es doch immerhin die sprachliche Seite.

Die Schrift Seilers: Die Entwicklung der deutschen Kultur im Spiegel des deutschen Lehnworts hat erfreulicherweise binnen kurzer Zeit eine neue Auflage erlebt. Leider haben einen solchen Beifall nicht immer

Digitized by Google

Bücher gefunden, die diese Entwicklung unserer deutschen Muttersprache nach der sprachlichen und kulturgeschichtlichen Seite auch weiteren Kreisen zugänglich machen wollten. Dies lehrt neben zahlreichen anderen Beispielen die Tatsache, daß ein Werk, für das sich jeder gebildete Deutsche interessieren müßte, wie die deutschen Familiennamen von Albert Heintze erst nach mehr denn 20 Jahren eine neue Auflage erlebt hat. Das Werk Seilers behandelt die älteste Zeit unserer Sprache bis zum Auftreten der zweiten oder hochdeutschen Lautverschiebung. Ausgerüstet mit trefflichen wissenschaftlichen Hilfsmitteln und eigener feiner Beobachtungsgabe entwirft der Verfasser fesselnde Bilder der allmählichen Entwicklung unserer Vorfahren von dem halbnomadischen Leben, das Tacitus, Germ. c. 16 so anschaulich schildert: Colunt discreti ac diversi, ut fons, ut campus, ut nemus placuit bis zur Errichtung von wirklich festen Wohnsitzen, alles auf Grund der in unserer Sprache aufgenommenen Lehnwörter. Am Schlusse des in sechs Kapitel eingeteilten Werkes finden sich Literaturangaben und ein Wörterverzeichnis. Daß nicht alle Ableitungen der vielen deutschen Lehnwörter durchaus befriedigen, ist bei dem verhältnismäßig jugendlichen Alter der deutschen Philologie nicht zu verwundern. Nirgends aber wird man in der Wortforschung des Verfassers Besonnenheit und Vorsicht vermissen. Daß in dubiis libertas herrscht, tritt ebenfalls wohltuend hervor, so oft er einmal einen nicht ganz einwandfreien etymologischen Versuch wagt. Nur in der Verteidigung der Fremdwörter, von der hauptsächlich die Einleitung handelt, scheint er mir über das Ziel hinauszuschießen. Seiler sagt, daß durch die Verdeutschung der Fremdwörter viele häßliche Komposita gebildet würden. Und nicht zu leugnen ist, daß „Erstaufführung" für Première, „Truppenstandsort" für Garnison u. a. nicht schön klingen; was aber an Bildungen wie Krankenhaus für Lazarett und Krankengehilfe für Lazarettgehilfe Unschönes sein soll (S. XII), vermag ich ebensowenig einzusehen wie daß „Pirat" angenehmer das Ohr berühren soll als Seeräuber. Seiler geht sogar noch weiter. Er teilt Wernekes Meinung[1]): „Die Fremdwörter besitzen auf unseren Boden verpflanzt den Reiz der Neuheit und den Zauber der Jugend (!) und bringen mit ihrem lebhaften Rhythmus und kräftigem Vokalismus eine frische Note und Farbe in den oft monotonen ,(ja nicht eintönigen!) Gang und trüben Klang (!) unserer Sprache." Das sind harte Urteile, die unsere Sprache nicht verdient. Was würden wohl, um von anderen zu schweigen, Uhland und Rückert sagen, wenn sie, die unsere Muttersprache so gepriesen haben, solche Urteile hörten?[2]) Zum Beweise für seiner Meinung Richtigkeit führt Seiler das Wort Disziplin an, welches er im Verein mit anderen Worten der Kriegersprache einer blankblitzenden Schwertklinge vergleicht. Hier haben wir aber ja längst das gut deutsche Wort Zucht. „Es muß Zucht kommen in die

1) Werneke, Versuch einer formalen Kritik des deutschen Wortschatzes. Essen 1903. S. 21 ff.

2) Uhland sagt zu seinem Volke: Verpflanz' auf deine Jugend Die deutsche Treu' und Tugend Zugleich mit deutschem Wort.

Digitized by Google

Bande," sagt wohl manch schneidiger Unteroffizier; „Er hält die Knaben in Zucht" ist wohl ebensogut als: er hält gute Disziplin. Nein, es wird hohe Zeit, daß man mit den 70000 Fremdwörtern unserer Sprache etwas aufräumt. Daß man nicht in die Geschmacklosigkeiten vieler Puristen und Sprachreiniger verfallen darf, ist ebenso selbstverständlich wie daß die Gedankenklarheit bei Übersetzung eines Fremdworts nicht leiden darf. Von der Einleitung abgesehen ist das Werk Seilers durchaus empfehlenswert.

Über das Lehmannsche Buch, das bereits in vierter Auflage vorliegt, kann ich mich sehr kurz fassen. Der Verfasser hat auf mehrfaches Verlangen seiner Übersicht auch eine Besprechung Shakespeares beigefügt. Diese mußte aber ausführlicher sein. Sie umfaßt nur fünf Seiten und auch hier wird fast nur von Shakespeares Lebens- und Zeitverhältnissen gesprochen, auf die dramatischen Werke gar nicht eingegangen. Daß das Buch mit Grillparzers Dramen schließt, halte ich nicht für richtig. Unsere Jugend muß auch mit den Dichtern nach Goethes Tod bekannt gemacht werden. Doch sollen diese Ausstellungen den Wert des klargehaltenen und in schöner Sprache geschriebenen Werkchens nicht herabsetzen.

Einer schweren Aufgabe hat sich Direktor M. Evers unterzogen, derselbe, der uns schon durch seine im Verein mit anderen Gelehrten bearbeiteten Meisterwerke der deutschen Literatur erfreut hat. Er hat es unternommen, eine deutsche Sprach- und Stilgeschichte mit Fernhaltung des Literarischen und Literaturgeschichtlichen zu schreiben. Der Verfasser steht auf dem Boden des Allgemeinen deutschen Sprachvereins, dem er auch sein Werk gewidmet hat, und will zum Verständnis und der Würdigung der Muttersprache, ihrer Lebenserscheinungen und Gesetze, ihrer sprachlich-stilistischen Entwicklung und Geschichte hinarbeiten. Die hier gegebene Arbeit soll nun die Vorhalle zur eigentlichen Literaturgeschichte bilden. Natürlich sieht der Verfasser sehr wohl ein, daß Sprach- und Stilgeschichte von der Literaturgeschichte sich nicht vollständig trennen lassen. Aber die erstere soll hier vor allem zu ihrem Rechte kommen. Sodann weist der Verfasser sehr passend darauf hin, daß die Literaturgeschichte es doch hauptsächlich nur mit dem Inhalte der Werke zu tun habe, daß sie ihre sprachlich-stilistische Form nur nebenher berücksichtigen kann, daß viele Werke inhaltlich und ästhetisch genommen von geringerem Werte doch sprachlich-historische Formbedeutung haben wie manche Arten alt- und niederdeutscher Prosa, manche Erzeugnisse der Meistersinger, der Sprachverderber des 16. bis 18. Jahrhunderts, auch der modernen Naturalisten. Den überreichen Inhalt auch nur kurz wiederzugeben müssen wir unterlassen. Wir begnügen uns mit der Angabe der Hauptteile. Nach einer kurzen Einleitung über Sprache und Literaturgeschichte im allgemeinen behandelt Evers im ersten Hauptteil die Vorbegriffe, im zweiten die deutsche Sprache innerhalb der germanischen Sprachfamilie, im dritten, bei weitem umfangreichsten die besondere Geschichte der deutschen Sprache und gibt überall Proben. Daß der Verfasser mitunter zu viele Namen von Schriftstellern zusammendrängt, ist freilich nicht zu leugnen.

Digitized by Google

So sind in dem Abschnitt: Wissenschaftliche und praktische Prosa der letzten anderthalb Jahrhunderte §§ 404—414 auf 12 Seiten nahezu 200 Schriftstellernamen vereinigt. Man fühlt sich hier verfucht zu sagen: Weniger wäre mehr gewesen. Doch rechten wir nicht zu sehr mit dem Verfasser. Eine deutsche Sprach- und Stilgeschichte soll ja nicht Monographien bieten. Seien wir ihm vielmehr für sein mühevolles, von deutsch-nationalem Geiste durchwehtes Werk herzlich dankbar.

Dresden-Plauen. Prof. Dr. **Lothar Böhme.**

Entgegnung.

Im 4./5. Heft des 21. Jahrganges dieser Zeitschrift erwidert Herr Wilhelm Meyer in Rinteln auf meine Gegenkritik gegen die Rezension seines Bruders Dr. Ernst Meyer in Ruhrort über Wilhelm Meyers Buch „Die Schöpfung der Sprache". Auf die 30 Seiten langen Ausführungen des Herrn Meyer möchte ich nur mit wenigen Zeilen antworten.

Die gegen mich persönlich gerichteten Behauptungen, daß ich kein Organ hätte für die ihn leitende „Idee", daß mein Standpunkt der eines Schülers sei, der auf seinen Lehrer schwöre, u. a. lassen mich vollkommen kalt. Ich kann ruhig das Urteil über sie den Lesern dieser Zeitschrift überlassen. Auf eine Widerlegung der von Wilhelm Meyer für seine etymologischen Zusammenstellungen vorgebrachten „Beweise" einzugehen halte ich für überflüssig, da ich ja doch zum Teil meine früheren Ausführungen nur wiederholen müßte. Denn die Resultate der von Meyer sogenannten „historischen Sprachwissenschaft" — seine Lehre stellt er dieser wohl als philosophische Sprachwissenschaft gegenüber — kann ich nun einmal nicht ignorieren, wie Meyer es tut, ich bin eben ein Schüler — und rühme mich dessen —, der auf seinen Meister schwört, oder vielmehr auf seine „Meisterin", nämlich die Wissenschaft.

Nur einen Punkt muß ich — nicht rechtfertigen, denn einer Rechtfertigung bedarf es nicht, aber doch erklären. Ich hatte in der Tat, als ich meine Gegenrezension schrieb, Meyers Buch nicht gelesen, und meine Ausführungen richteten sich nur gegen die Rezension Ernst Meyers. Ich hatte aber in der der Redaktion eingesandten Urschrift den Satz geschrieben, daß mir beim Lesen der Rezension Ernst Meyers die Lust vergangen sei, mir das Buch von Wilhelm Meyer anzuschaffen. Dieser Satz war aber von der Redaktion gestrichen worden. Ich gestehe nun ganz offen, daß ich auch jetzt das Meyersche Buch noch nicht gelesen habe und auch in Zukunft nicht zu lesen gedenke. Wer kauft sich denn auch eine Sache, die er auf den ersten Blick als — sagen wir — minderwertig erkennt?

Eine Bemerkung über die Rezension von Ernst Meyer möchte ich noch hinzufügen. Dieser spricht im Anfang von Wilhelm Meyer als einem „jungen Gelehrten". — Auch in der Besprechung in den „Grenzboten" Jahrgang 1907, Heft 5 vom 31. Januar 1907 spricht er von „dem interessanten Buch, das einen damals noch unbekannten Sprachforscher, Wilhelm Meyer in Rinteln,

Digitized by Google

zum Verfasser hatte". Ich möchte den Lesern die Frage zur Beantwortung überlassen, ob man aus solchen Worten den Rezensenten als einen Bruder (notabene jüngeren Bruder!) des Verfassers erkennen könne, da doch der Name Meyer nicht zu den seltenen gehört. Dazu war Ernst Meyer von seinem Bruder im Vorwort „geradezu als Mitverfasser bezeichnet". Also Selbstlob!!

Am Schlusse seines gegen mich gerichteten Aufsatzes führt Herr Wilhelm Meyer die Schlußworte seines Kölner Lobredners an: „Wer das Buch im Zusammenhang liest, wird sich klar werden, daß die Wissenschaft zu diesen neuen Forschungen Stellung nehmen muß" und fügt hinzu: „das ist bis jetzt noch nicht geschehen". Ich glaube nicht, daß dies geschehen wird, oder vielmehr: es ist doch bereits geschehen, ohne daß Herr Meyer es gemerkt hat, denn Schweigen ist auch eine Antwort. Sollte Herr Meyer es wirklich nicht gemerkt haben? Für mich ist Wilhelm Meyer, sein Buch und sein Rezensent Ernst Meyer hiermit erledigt.

Weilburg. **Franz Stürmer.**

Zeitschriften.

Der Türmer. 9. Jahrg. März 1907. Inhalt: Die Arbeiterin. Von Prof. Dr. L. v. Wiese. — Die Försterbuben. Ein Schicksal aus den steirischen Alpen. Von Peter Rosegger (Fortsetzung). — Chlodwig Hohenlohes Memoiren. Von Hermann v. Petersdorff. — Paul Gerhardt. Ein Gedenkblatt zu seinem dreihundertjährigen Geburtstage. Von Erwin Gros.

Monatsschrift für höhere Schulen. 5. Jahrg. 12. Heft. Inhalt: Horazens Mutter. Von Prorektor Dr. Emil Rosenberg in Hirschberg. — Neue Photographien von Griechenland. Von Direktor Dr. J. Waßner in Gr.-Lichterfelde. — Zur Reform der fremdsprachlichen schriftlichen Arbeiten. Von Oberlehrer Dr. Alfred Rohs in Crefeld.

—— 6. Jahrg. 1. Heft. Inhalt: Fünf Jahre. Von Geh. Ober-Reg.-Rat Dr. A. Matthias in Berlin. — In welcher Richtung ist die Schulreform von 1901 weiterzuführen? Von Dr. F. Paulsen, Professor an der Universität Berlin. — Ein klassisches Lesebuch für reale Lehranstalten. Von Oberlehrer Dr. H. Bredtmann in Düsseldorf. — Der Aufsatzschmuggel. Von Oberlehrer Prof. Dr. P. Geyer in Brieg. — Ein freier Spielnachmittag. Von Oberlehrer Prof. H. Wickenhagen in Berlin-Wilmersdorf.

Konservative Monatsschrift für Politik, Literatur und Kunst. 64. Jahrg. 1. Heft: Der Kampf um Frieden. Von G. Seibt. — Nationale Kultur und Muttersprache. Von Prof. Dr. J. G. Sprengel, Frankfurt a. M. — Zur Theorie des modernen Wirtschaftslebens. Von Dr. Armin Tille, Leipzig.

—— 2. Heft: Natur und Gottesidee. Von Geheimrat Prof. Dr. Reinke, Kiel. — Die Entwicklung des deutschen Einheitsgedankens in Württemberg. Von Archivrat Dr. R. Krauß, Stuttgart. — Nationale Kultur und Muttersprache. Von Prof. Dr. J. G. Sprengel, Frankfurt a. M.

—— 3. Heft: Natur und Gottesidee. Von Geheimrat Prof. Dr. Reinke, Kiel. — Nationale Kultur und Muttersprache. Von Prof. Dr. J. G. Sprengel, Frankfurt a. M. — Deutscher Weihnachtsglaube und deutsche Weihnachtssitte. Von Prof. D. Dr. Freybe, Parchim i. Mecklb. — Die Notlage unserer Gymnasialjugend und einige Mittel zu ihrer Beseitigung. Von einem Direktor.

Das literarische Echo. 9. Jahrg. 7. Heft. Inhalt: Wir und Shakespeare. Von Kurt Walter Goldschmidt. — Ein Feldzugsbericht. Von Leo Berg. — Faust-Dramaturgie. Von Ferdinand Gregori. — Frauenbücher. Von E. du

Digitized by Google

Bois-Reymond, E. Lange. — Sören Kierkegaard. Von Roman Woerner.

—— 9. Jahrg. 8. Heft. Inhalt: Die Kunst des Nachdichters. Von Otto Hauser. Arthur Schnitzler. Von Karl Hans Strobl. — Neues aus und über Japan. Von Hermann Ubell. — Von der Waterkant. Von Wilhelm Lobsien. — Schriftstellerunterstützung? Von Arthur Fitger.

— 9. Jahrg. 11. Heft. Inhalt: Dichtkunst und Konvention. Von A. v. Gleichen-Rußwurm. — Jungjüdische Lyrik. Von S. Meisels. — Wilhelm v. Humboldt. Von Oskar F. Walzel. — Briefwechsel. Von Arthur Eloesser u. a. — Frauennovellen. Von Nina Mardon. — Metrische Nachdichtungen. Von S. Mehring.

—— 9. Jahrg. 12. Heft. Inhalt: Deutsche Legendendichtung. Von Rudolf Fürst. — Anna Croissant-Rust. Von Paul Bornstein. — Goethe-Schriften. Von Georg Witkowski. — Biedermeier-Figurinen. Von Felix Poppenberg. — Niedersächsisches. Von F. Diederich, P. H. Hartwig. — Rétif de la Bretonne. Von Wilhelm Holzamer.

Leipziger Lehrerzeitung. 14. Jahrg. Nr. 21: Die rechtliche Stellung des Lehrers. — Ein Pädagog und Schulleiter, wie er sein soll. Von rd.

— Nr. 23: Geistiges Höhentum in Deutschland. — Ethik in der Volksschule. Von A. Zetzsche.

Zeitschrift des Allgem. Deutschen Sprachvereins. 21. Jahrg. Nr. 12: Zur Geschichte unserer mehrfachen Vornamen. Von A. Hackemann. — Nochmals ge- beim Mittelwort der Vergangenheit. Von Prof. Dr. Paul Pietsch. — Über die Verdeutschung des Wortes Energie. Von Prof. Theodor Daiber. — Zur Schärfung des Sprachgefühls.

—— 22. Jahrg. Nr. 1: Rettung aus der Fremdwörternot. Olle Kamellen. — „Der große Woog, der kleine Woog, es lebe unser Großherzog!“ Von Prof. Dr. Fridrich Pfaff. — Sprachliches über Luftschiffahrt. Von Regierungsrat a. D. Joseph Hofmann. — Zur Schärfung des Sprachgefühls.

—— Nr. 3: Ein neues Rechtsmusterbuch. Von Landgerichtsrat Karl Bruns. — Ärztedeutsch. Von Geh. Sanitätsrat Dr. Ernst Gräf. — Die Doppelvornamen. Von Oberlehrer Otto Schütte u. Kreisschulinspektor H. Menges. — Zur Schärfung des Sprachgefühls.

—— Wissenschaftl. Beiheft, 4. Reihe, Heft 28: Moltke in der Sprache seiner Briefe. Von Theodor Matthias.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung. Jahrg. 1906. 42. Heft (Nr. 238—243). Inhalt: Der Tag von Jena. Von Generalmajor z. D. Dr. A. v. Pfister (Stuttgart). — Kants historische Entwicklung. Von Prof. Dr. Ludwig Goldschmidt (Gotha). — Ein nordischer Reformer. Von Direktor Max Walter (Frankfurt a. M.). — Alte Erzählungskunst. Von Dr. A. Leffson (Schlachtensee bei Berlin). — Erinnerungen an die Schlacht von Sedan. Von Dietr. Freiherrn v. Laßberg (München).

—— Jahrg. 1906. 48. Heft (Nr. 273—278). Inhalt: Von der englischen Armee. Von Generalmajor z. D. Dr. A. v. Pfister (Stuttgart). — Jakob Julius David †. Von Dr. Anton Bettelheim (Wien).

—— Jahrg. 1906. 49. Heft (Nr. 279—284). Inhalt: Kunstgeschichtliches aus Italien. Von Prof. Dr. Maximilian Claar (Rom). — Der Lehrplan der Oberrealschule. Von Schulinspektor Dr. Gustav Herberich (Nürnberg). — Vom Wesen des Rechts. Von Hofrat Prof. Dr. Karl v. Amira (München).

—— Jahrg. 1906. 50. Heft (Nr. 285—290). Inhalt: Die Photographie im Dienste der historisch-philologischen Wissenschaften. — Kulturgeschichte und Konversationslexikon. — Künstlerische Erziehung. Von Prof. Dr. Friedrich v. Thiersch (München). — Der wahre Shakespeare. Von Prof. Dr. E. Sieper (München).

—— Jahrg. 1906. 51. Heft (Nr. 291—296). Inhalt: Johann Rudolph Zumsteeg und Franz Schubert. Von Prof. Dr. Adolf Sandberger (München). — Illustrierte Märchenbücher. Von Johanna Kanoldt (München). — Weib und Mann auf Grund anthropologischer Betrachtungen. Von Prof. Dr. O. Schultze (Würzburg).

Digitized by Google

—— Jahrg. 1906. 52. Heft (Nr. 297—302). Inhalt: Römische Ausgrabungen bei Munningen im Ries. Von Dr. J. Jacobs (München). — Das Leben Jesu in der altgermanischen Dichtung. Von Konsistorialrat Prof. D. H. Jacobi (Königsberg). — Goethe-Ausgaben. I und II. Von J. P. — Die irdische und die himmlische Liebe bei Dante. Von Geh. Justizrat Prof. Dr. Josef Kohler (Berlin). — Die Frauen in der französischen Revolution. Von Privatdozent Dr. Theodor Bitterauf (München). — Gerhart Hauptmanns „Und Pippa tanzt!" Von Dr. Richard Meister (München). — Die causa sui bei Spinoza. Von Prof. Dr. Ludwig Goldschmidt (Gotha).

—— Jahrg. 1907. 2. Heft (Nr. 4—9). Inhalt: Die Anfänge neuer sozialer und politischer Anschauungen seit der Mitte des 18. Jahrhunderts. Von Geh. Hofrat Prof. Dr. Karl Lamprecht (Leipzig). — Über den Bau der Ballade. Von Geh. Justizrat Prof. Dr. Felix Dahn (Breslau). — Der wahre Shakespeare. Von Karl Bleibtreu (Berlin) und Prof. Dr. E. Sieper (München). — Deutsche Universität und deutsche Zukunft. Von Prof. Dr. W. Rein (Jena). — Zur Reform der höheren Mädchenschule. Von Anna Freund (München).

—— Jahrg. 1907. 3. Heft (Nr. 10—15). Inhalt: Zur Literatur des Krieges 1866. Von Oberstleutnant a. D. Michael Heilmann† — Die Urform der Psalmen. Von Otto Hauser (Wien). — Zwei neue Briefbände der Weimarer Goethe-Ausgabe Von Prof. Dr. Ludwig Geiger (Berlin). — Der Ursprung der Sprache. Von Prof. Dr. Hermann Paul (München). — Arnim an Iffland. Mitgeteilt von Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Erich Schmidt (Berlin).

—— Jahrg. 1907. 4. Heft (Nr. 16—21). Inhalt: Aus archäologischen Werkstätten. Von Prof. Dr. Alfred Brueckner (Athen). — Neuere Ausgrabungsfunde deutscher Forscher in Palästina. Von Prof. Dr. Eduard König (Bonn). — Denkmäler der Malerei des Altertums. Von Prof. Dr. A. Furtwängler (München).

—— Jahrg. 1907. 5. Heft. (Nr. 22—27). Inhalt: Die Kunst, zu vergessen. Von Prof. Dr. Richard M. Meyer (Berlin). — Lessing als Philosoph. Von Diakonus A. Brausewetter (Danzig). — Neuere Forschungen über Abstammung und Alter des Menschen. Von Sanitätsrat Dr. M. Alsberg (Kassel). — Ludwig Bolzmann. Ein Erinnerungsblatt von Prof. Dr Anton Waßmuth (Graz). — Der Lehrplan der bayerischen Oberrealschulen. Von Gymnasialprofessor Dr. Herlet (Bamberg).

—— Jahrg. 1907. 7. Heft (Nr. 34—39). Inhalt: Friedrich Th. Vischers Epigramme aus Baden-Baden. Von Alfred Beetschen (Baden-Baden). — An Wilhelm Jensen zum 15. Februar 1907. Von Wilhelm Arminius (Weimar).

Neu erschienene Bücher.

Gotthold Klee, Rittergeschichten. Mit 4 Bildern. 666 S. — Sieben Bücher deutscher Volkssagen. Mit 8 Holzschnitten. 2. Aufl. Gütersloh, C. Bertelsmann, 1906. 814 S.

Karl Simrocks ausgewählte Werke in 12 Bänden. Herausgegeben von Gotthold Klee. Leipzig, Max Hesse.

Wilhelm Bangert, Hilfsbuch für den deutschen Unterricht. 4 Aufl. Frankfurt a. M., Moritz Diesterweg. 1906. 101 S.

Wilhelm Kosch, Adalbert Stifter. Leipzig, C. F. Amelang. 1905. 79 S.

Prof. Dr. G. Boettticher, Deutsche Literaturgeschichte. Hamburg, Gustav Schloeßmann. 1906. 544 S.

Elsbeth Krukenberg, Die Frauenbewegung. Tübingen, J. C. B. Mohr. 1905. 295 S.

Lehmann, Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten. Anhang für die Provinz Schlesien von Dr. O. Altenburg u. Prof. Dr. Muth. 1., 2., 3. Heft. Leipzig, G. Freytag. 1906.

Prof. Dr. Th. Matthias, Sprachleben und Sprachschäden. 3. Aufl. Leipzig, Fr. Brandstetter. 1906. 488 S.

Digitized by Google

Goethes sämtliche Werke. Jubiläumsausgabe in 40 Bänden. In Verbindung mit Konrad Burdach, Wilhelm Creizenach, Alfred Dove, Ludwig Geiger, Max Herrmann, Otto Heuer, Albert Köster, Richard M. Meyer, Max Morris, Franz Muncker, Wolfgang von Oettingen, Otto Pniower, August Sauer, Erich Schmidt, Hermann Schreyer und Oskar Walzel herausgegeben von Eduard von der Hellen. Stuttgart u. Berlin, J. G. Cotta Nachf.

Marie Hoepfner, Kaiser und Reich. Dichtungen für Knaben- und Mädchenschulen. Quedlinburg, Paul Peter. 120 S.

Prof. Dr. Richard M. Meyer, Deutsche Stilistik. München, C. H. Beck. 1906. 232 S.

Hugo Gaudig, Fortbildung der Schülerinnen der höheren Mädchenschule. Leipzig, Quelle u. Meyer. 1906. 56 S.

H. H. Houben, Heinrich Laubes Leben und Schaffen. Leipzig, Max Hesse. 1906. 275 S.

Otto Ladendorf, Historisches Schlagwörterbuch. Berlin, Karl J. Trübner. 1906. 365 S.

Putzger, Gäbler und Rasche, Deutsches Lesebuch für Volksschulen. Ausg. C. 1.—4. Teil. (2.—8. Schuljahr.) Leipzig, Dürr. 1907.

Dr. Otto Böckel, Psychologie der Volksdichtung. Leipzig, B. G. Teubner. 1906. 432 S.

Richard Wossidlo, Mecklenburgische Volksüberlieferungen. 3. Band: Kinderwartung u. Kinderzucht. Wismar, Hinstorff. 1906. 453 S.

K. Wacker u. J. Nießen, Philosophisch-pädagogisches Lehrbuch. Leipzig, Dürr. 1907. 204 S.

F. M. Schiele, Deutsche Dichter von Luther bis Klopstock. 3. Aufl. Leipzig, Dürr. 1907. 146 S.

P. Th. Bohner, Die Negation bei Goethe. Dissertation. Straßburg, Karl J. Trübner. 1904. 52 S.

Bruno Baumgarten, Dann und wann . . . . . Gedichte. Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer. 1907. 123 S.

Dr. Ferdinand Schultz' Lehrbuch der Geschichte für Mittelklassen. Neu bearbeitet von Prof. Dr. G. Klee. Dresden, L. Ehlermann. 1906. 304 S.

Dr. R. Michel und Dr. G. Stephan, Methodisches Handbuch zu Sprachübungen. Leipzig, Quelle u. Meyer. 1907. 158 S.

Friedrich von Schellings Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums, herausgegeben von Dr. Otto Braun. Leipzig, Quelle u. Meyer. 1907. 169 S.

Äschylus' Prometheus-Trilogie, übersetzt von Donner. Neu bearbeitet von Prof. Dr. Heinrich Wolf. Leipzig, Heinrich Bredt. 1907. 111 S.

Euripides' Medea, übersetzt von Donner. Neu bearbeitet von Prof. Dr. Heinrich Wolf. Leipzig, Heinrich Bredt. 1907. 108 S.

Grillparzers Sappho, erläutert von Dr. Richard Jahnke. Leipzig, Heinrich Bredt. 1907. 107 S.

Dr. Wilhelm Bode, Goethes Gedanken. Aus seinen mündlichen Äußerungen zusammengestellt. 2 Bände. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. 1907. 460 u. 422 S.

Prof. H. Düntzer, Erläuterungen zu den deutschen Klassikern. 1. Bändchen: Goethes Hermann u. Dorothea. 9. Aufl. besorgt von Dr. G. Ellinger. 152 S. — 5. u. 6. Bändchen: Schillers Räuber. 2. Aufl. besorgt von Dr. O. Ladendorf. 258. S. Altenburg, Ed. Wartigs Verlag Ernst Hoppe. 1906.

Goethe, Torquato Tasso. Schulausgabe von Dr. G. Frick. Leipzig, B. G. Teubner 1907. 120 S.

Schnobel-Wohlrab, Die altklassischen Realien im Realgymnasium. Leipzig, B. G. Teubner. 1907. 104 S.

Karl Cornelius, Leitfaden der deutschen Literaturgeschichte in Fragen und Antworten. Paderborn, F. Schöningh. 1907. 230 S

Für die Leitung verantwortlich: Prof. Dr. Otto Lyon. Alle Beiträge, Bücher usw. bittet man zu senden an: Prof. Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Anton Graff-Straße 33 I.

Digitized by Google

Die Bedeutung der Pädagogik Jean Pauls für die Gegenwart.

Zur Jahrhundertfeier der „Levana".

Von Dr. **Walther Hoppe** in Löbau (Sachsen) †.

Jean Paul gehört zu den eigentümlichsten und kompliziertesten Schriftstellernaturen, die es je gegeben hat. Diese Tatsache kommt in der Stellung, die er in der deutschen Literaturgeschichte einnimmt, deutlich zum Ausdruck. Im Urteil seiner Zeitgenossen erscheint er bald als der große Dichter, in dessen Werken sich das deutsche Gemüt in unvergleichlicher Weise offenbare, bald wird ihm poetischer Sinn und künstlerische Gestaltungskraft durchaus abgesprochen. Der Mann, den im Jahre 1810 der ihm allerdings recht wenig kongeniale E. M. Arndt als Vergifter und Verführer der Jugend bezeichnet hatte[1]), erlebte kurze Zeit nach den Freiheitskriegen jene begeisterte Huldigung der deutschen Burschenschafter von Heidelberg, die gerade dem echten deutschen Manne, dem getreuen Eckart der deutschen Jugend galt.[2]) Demselben Jean Paul, von dem wenige Tage nach seinem Tode Ludwig Börne in seiner berühmten Gedächtnisrede sagen durfte: „Ein Stern ist untergegangen, und die Augen dieses Jahrhunderts werden sich schließen, bevor er wieder erscheint; denn in weiten Bahnen zieht der leuchtende Genius, und erst späte Enkel heißen freudig willkommen, von dem die Väter einst weinend geschieden" — stand man nach einer kurzen Reihe von Jahren in weiten Kreisen unseres Volkes fast verständnislos gegenüber.

Und so blieb es bis in die siebziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts hinein. Zwar gab es Stille im Lande, die den Namen Jean Paul mit Verehrung nannten, und schon 1843 hatte kein anderer als Gottfried Keller in sein Tagebuch geschrieben: „Jean Paul ist mir ein reicher, üppiger Blumengarten und ein segenvolles, nährendes Fruchtfeld zugleich. Wenn ich einen Tag nichts tue, als in ihm zu lesen, so glaube

1) Briefe an Freunde von E. M. Arndt. Altona 1810. Jean Paul druckt die betreffende Stelle ab (Werke XXVI, 145).

2) Karl Bartsch: J. Pauls Reise nach Heidelberg.

Digitized by Google

ich doch gearbeitet oder etwas Reelles getan zu haben. Er ist beinahe der größte Dichter, den ich kenne, wenn man die Natur mit ihren Wundern und das menschliche Herz als die ersten und größten Stoffe der Poesie anerkennt."[1]) Auch für Schopenhauer war die Lektüre Jean Paulscher Romane eine Lieblingsbeschäftigung. Allgemeines Interesse für den Dichter erweckte aber erst der Tübinger Ästhetiker Fr. Th. Vischer. Im Jahre 1873 erklärte er, es sei hohe Zeit, einmal wieder die Aufmerksamkeit auf Jean Paul hinzulenken und zu verlangen, daß die Literatur sich gründlicher als bisher mit dem wunderlich genialen Mann beschäftige, an dessen idealer Kraft, Wärme und Reinheit unser Geschlecht sich wahrlich recht wohl einmal wieder spiegeln dürfe.[2]) Die Anregung, die Vischer gab, war äußerst wirksam. P. Nerrlich veröffentlichte im Jahre 1876 ein gehaltvolles Buch über „Jean Paul und seine Zeitgenossen" und 1899 eine groß angelegte Monographie: Jean Paul, sein Leben und seine Werke. Und neuerdings erfährt die Literatur über den Dichter eine wertvolle Bereicherung nach der anderen. Die verschiedensten Zweige der Wissenschaft erkennen in Jean Pauls Werken ein Arbeitsfeld, auf dem noch mancher Spatenstich getan werden muß und von dem noch manche Ernte eingebracht werden kann. Es hat den Anschein, als dränge die Kunst, Jean Paul zu lesen, allmählich in Kreise, die sich der „Pferdearbeit", von der Friedr. Vischer bezüglich des Jean Paul-Studiums spricht, früher nicht gern unterzogen. Als „poetischer Sonderling" mit einer Menge närrischer, bedenklicher Eigenschaften wird Jean Paul immer gelten. Und doch darf behauptet werden, daß er zu den Großen unter unseren deutschen Dichtern und Schriftstellern gehört. Von einem unserer besten Jean Paul-Kenner wird er als die notwendige Ergänzung zu Schiller und Goethe bezeichnet. Das ergänzende und verknüpfende Moment ist sein herrlicher Humor. Dieser ist nicht etwa der bloße Ausdruck einer munteren, übermütigen, heiteren Laune. Die Humoristen der Jean Paulschen Romane sind tiefsinnige Philosophen, die ein kühnes Spiel treiben mit Menschenschicksalen, die Weltfragen aufwerfen und beantworten und dem Tragischen näher stehen als dem Komischen. Jean Pauls Humor ist „Weltanschauungskomik".[3]) Im Brennpunkte dieses Humors vereinigt er Schillers sittliche Kraft und Goethes individuelle Selbstbespiegelung. Goethes Dichtergröße beruht auf der Klarheit seiner Anschauung; Schillers Gestalten erlangen

1) Jak. Baechtold: Gottfried Kellers Leben.

2) Erinnert sei an dieser Stelle an die köstlichen Verse, die Vischer in dem Roman „Auch Einer" seinem Jean Paul widmet.

3) Vgl. Johannes Volkelt: Die Kunst des Individualisierens in den Dichtungen Jean Pauls. Gedenkschrift für Rudolf Haym S. 321 f.

Digitized by Google

ihre Bedeutung durch die Hoheit ihres Charakters; Jean Paul ist der Dichter des tiefen, echt deutschen Gemütes.[1]) Wer diese eigenartige Synthese recht verstehen will, der lese eine seiner Idyllen oder vertiefe sich in seinen „Titan", ein Werk, das an Großartigkeit der Erfindung und meisterhafter Zeichnung der Charaktere in der Weltliteratur seinesgleichen sucht.

Wir halten diese Bemerkungen über Jean Pauls Stellung in der deutschen Literatur auch an dieser Stelle nicht für überflüssig. Einmal wollen sie daran erinnern, daß er auch als Dichter für die Gegenwart noch lange nicht überwundener Standpunkt ist, dann aber waren sie aus dem Grunde notwendig, weil zwischen dem Dichter und dem Pädagogen Jean Paul so viele Berührungspunkte vorhanden sind, daß beide kaum voneinander getrennt werden können, weil er überall dort, wo er als Pädagog zu uns reden will, den Dichter nicht verleugnen kann und anderseits in seinen Dichtungen so oft der pädagogische Grundton seines Wesens zur Geltung kommt. Wer den Pädagogen Jean Paul in seiner ganzen Bedeutung erfassen will, muß darum auch seine Dichtungen, seine pädagogischen Romane lesen. Erst dann erhält das Studium seiner eigentlichen in der „Levana" niedergelegten Pädagogik die rechte Tiefe. Viele Fragen, die hier nur flüchtig berührt werden, finden dort ihre Beantwortung. Wir wissen und beklagen es, wie oft bedeutende pädagogische Schriftsteller nicht imstande waren, sich über die Kreise hinaus, die berufsmäßig für die Erziehung der Jugend interessiert sind, Gehör zu verschaffen. Gerade weil der Pädagoge Jean Paul zugleich als Dichter zu unserem Volke redete, hat sein Erziehungswerk, die „Levana", bei seinem Erscheinen so allgemeines Aufsehen erregt und so weite Beachtung gefunden.[2]) Dieses Erziehungswerk seinem ganzen reichen Inhalte nach zu besprechen, ist selbstverständlich nicht unsere Absicht. Die „Levana" ist eine Pädagogik voll tiefer und fruchtbarer Gedanken. Aber sie hat auch ihre Mängel und Schwächen. Ganz abgesehen von der in einigen Kapiteln recht auffälligen Formlosigkeit, treten uns hier und da Erziehungsgrundsätze entgegen, die starkes Befremden erregen. Wie oft vermissen wir ferner den bestimmten Plan, den sicheren, lückenlosen Fortschritt! Es hat dann und wann geradezu den Anschein, als wolle sie einer Erziehung das Wort reden, die möglichst wenig planmäßig ihres Amtes waltet, die von gelegentlichen, aus der Situation sich ergebenden Einwirkungen und Anregungen gute und andauernde Erfolge erwartet. Auch viele Einzelheiten sind durchaus nicht nach unserem pädagogischen Geschmack. Wir denken dabei an die völlige Verkennung des

1) Rudolf von Gottschall: Die deutsche Nationalliteratur des 19. Jahrhunderts. VI. Aufl. I 178 ff.

2) Vgl. hierzu P. Nerrlich: Jean Paul, sein Leben und seine Werke. S. 511.

Digitized by Google

Bildungswertes der realistischen Unterrichtsfächer, an die eigentümliche Wertschätzung des Witzes als „Stufe des Bildungstriebes“[1]) und an manche andere pädagogische Schrulle.

Trotz alledem bleibt die „Levana“ Jean Pauls, seit deren Erscheinen nun ein Jahrhundert verflossen, ein klassisches Werk der Pädagogik, ein Werk, das für die Gegenwart keineswegs bedeutungslos geworden ist und dem für alle Zeiten recht viel verständnisvolle Leser zu wünschen sind.

Und was ist denn das Bleibende an dieser Pädagogik? Welche Gedanken der „Levana“ (und der pädagogischen Romane Jean Pauls) müssen auch den Erzieher des 20. Jahrhunderts interessieren?

Für die Beantwortung dieser Frage dürften zunächst folgende Bemerkungen am Platze sein.

Der Lehrer und Erzieher der Gegenwart hat keinen Grund mehr, sich über Teilnahmlosigkeit des Publikums an seiner Tätigkeit zu beklagen. Weite Kreise unseres Volkes, die früher erzieherischen Fragen mehr oder weniger gleichgültig gegenüberstanden, bekunden gegenwärtig — man denke an die politischen und wirtschaftlichen Parteien, an die Vertreter der Künste usw. — ein höheres Interesse für die Erziehung unserer Jugend. Aus der Überzeugung: wer die Jugend hat, hat die Zukunft! sucht man auf allen Seiten die Konsequenzen zu ziehen. Auch die pädagogische Schriftstellerei ist nicht mehr die Domäne der Erzieher von Beruf. Mit oft überraschend reifem Verständnis für die Probleme der Erziehung reden Bücher zu uns, deren Verfasser mit dem Erziehungswerk amtlich nichts zu tun haben. Es darf wohl behauptet werden, daß weitaus die meisten der in unseren Tagen erscheinenden Schriften erzieherische Fragen behandeln oder doch streifen.[2]) Und wenn wir nun die Tendenz dieser modernen, im weitesten Sinne pädagogischen Literatur ins Auge fassen, erkennen wir deutlich, daß es sich um nichts Geringeres handelt als um die Aufstellung eines freilich nur scheinbar neuen Bildungsideals. Die Urteile, Vorschläge und Forderungen, die dabei ausgesprochen werden, gehen oft weit auseinander, und doch kehren in all den Stimmen gewisse Töne immer wieder. Mehr Achtung vor der Individualität! schallt aufs neue der Ruf. Mehr Respekt vor der Kindesnatur! Selbstentfaltung, Freiheit, weniger Zwang! „Es sieht düster aus, wohin wir unsere Blicke wenden. Mit

1) Levana. Werke (3. Aufl. Berlin 1862) XXIII, 78ff. Vgl. hierzu in der vorzüglichen Levanaausgabe von Lange S. XXVIIIf.

2) Auf die Tatsache, daß die meisten dieser Schriften, ohne daß es ihren Verfassern bekannt ist, Gedanken und Forderungen enthalten, die schon vor Jahrhunderten ausgesprochen wurden, weist Münch in seinem trefflichen Buche: Zukunftspädagogik, Berlin 1904, hin.

Digitized by Google

gesteigertem Bangen sehen wir der Zukunft entgegen; all unsere Hoffnung wendet sich jetzt der Jugend zu." Sie muß dem herrschenden Zeitgeist entrissen werden. Bergmann schreibt in seiner „Sozialen Ethik": „Alles zu Hoffende ist ja Erziehung. Möchte bald die Zeit kommen, da es gar keine anderen Gedanken mehr gibt als Erziehung!" Ernst Hardt formuliert in seinem „Kampf um das Rosenrote" das vierte Gebot: „Du sollst in dem Menschen, der dein Sohn, deine Tochter ist, den Menschen ehren, auf daß dir's wohl gehe und ihr glücklich lebt auf Erden." Wer die volle Stärke der Leidenschaft, mit der man die „neuen" Gedanken in die Welt hinausruft, kennen lernen will, der lese Ludwig Gurlitts Schrift „Der Deutsche und sein Vaterland, politisch-pädagogische Betrachtungen eines Modernen" oder das mit dem ganzen Enthusiasmus der Überzeugung geschriebene Buch von Ellen Key „Das Jahrhundert des Kindes": er wird ungerechte Anschuldigungen, utopistische Ausschweifungen, Unklarheiten und Widersprüche in Menge antreffen, daneben aber auch auf Gedanken stoßen, die wohl geeignet sind, das pädagogische Gewissen unserer Zeit aufzurütteln und uns zum Nachdenken zu veranlassen. Und wer nun nach der Lektüre derartiger moderner Literaturerscheinungen Jean Pauls „Levana" oder seine Erziehungsromane aufschlägt, der muß zu der Überzeugung gelangen, daß diese Werke eine Pädagogik lehren, die einen hohen Gegenwartswert besitzt.[1]) Nun macht es ja bekanntlich vielfach keine große Mühe, moderne Gedanken und Forderungen aus längst ausgesprochenen und bekannten Grundsätzen abzuleiten. So ist es hier aber nicht zu verstehen, wenn wir behaupten, Jean Pauls Pädagogik habe auch für unsere Zeit hohe Bedeutung. Dazu sind die Beziehungen zwischen der „Levana" und jenen Stimmen der Gegenwart viel zu klar und ihre Gedankengänge — häufig bis auf die Formulierung — mit ihnen viel zu verwandt und übereinstimmend. Johannes Volkelt, einer der feinsten Interpreten unseres Dichterpädagogen, sagt einmal: „Jean Paul hat in seinem dichterischen Gestalten tief in die werdende moderne Seele hineingeschaut." Das gilt auch von seinem pädagogischen Schaffen.

Wie oft ertönt in der Erziehungsliteratur der Gegenwart der Ruf: der Lehrer hüte sich vor den Fesseln, die das Parteileben und die Interessengemeinschaften unserer Tage für ihn bereit halten; er sei gerüstet, den

1) Münch wirft a. a. O. bei der Besprechung von Ellen Keys „Das Jahrhundert des Kindes" dort, wo er darauf hinweist, daß die Schwedin nur wenige pädagogische Schriftsteller gelten lasse, mit Recht die Frage auf: „Ob sie auch Jean Pauls Levana vergessen und vernichtet wissen möchte?" In der Tat stimmt „Das Jahrhundert des Kindes" mit der „Levana" an vielen Stellen so überein, daß der Leser aus dem Staunen gar nicht herauskommt.

Digitized by Google

Ansturm abzuwehren, der bald von rechts, bald von links seine und seiner Schule Freiheit bedroht; er erhebe den Blick über die mit dem Scheine der Originalität und mit reformatorischer Wichtigtuerei sich herandrängenden Tages- und Modefragen; er stehe auf einer höheren Warte als seine Umgebung! Wer wollte die Berechtigung solcher Warnung und Mahnung leugnen? Eine Pädagogik, die in entschiedenster Weise die Erhebung über den „Geist der Zeit" verlangt, ist die Pädagogik Jean Pauls. Das ganze dritte Kapitel des zweiten Bruchstücks der „Levana", das die Überschrift trägt: Über den Geist der Zeit — und auch viele andere Stellen des Erziehungswerkes klingen aus in der Forderung: die Jugend darf dem herrschenden Zeitgeist nicht ausgeliefert werden. Da heißt es: „Nicht für die Gegenwart ist das Kind zu erziehen, sondern für die Zukunft, ja oft noch wider die nächste; das Kind sei euch heiliger als die Gegenwart." Nun bekämpft zwar Jean Paul überall dort, wo er vom Geist der Zeit redet, zunächst den theoretisch längst überwundenen Materialismus und Rationalismus des 18. Jahrhunderts, aber das nimmt seinen Ausführungen nichts von ihrem modernen Gehalt; wissen wir doch nur zu gut, daß gerade in der Gegenwart die Zahl der praktischen Vertreter des Rationalismus und Materialismus Legion ist. Könnte nicht auch heute die Jean Paulsche Klage erhoben werden, daß die Feueranbeter der Leidenschaft der Gegenwart eine verderbliche Begeisterung für Äußerlichkeit und Sinnlichkeit predigen, daß unsere Zeit auf einem Krankenbette liege und die Symptome ihrer Krankheit in Unmännlichkeit, Weichheit und Nachgiebigkeit gegen sich selbst, in Selbstsucht, Herrschsucht und Mißtrauen gegen andere zu suchen seien?[1])

Gegen diesen immer weitere Kreise erfassenden Geist der Zeit hat die Erziehung das Kind zu wappnen. Sie muß ankämpfen gegen die Entkräftung des Willens und der Liebe. Und wie kann dies geschehen? Jean Paul antwortet: sie schlinge um beide das Band der Religion, die der Menschheit nicht geschenkt wurde, um sie in einander hassende Lager zu spalten. „Das Mädchen und der Knabe lerne, daß es etwas Höheres gebe im Meere des Lebens als seine Wogen und Stürme, nämlich einen Christus, der sie beschwört." Diesen Christus kann aber nur der lehren, der ihn selbst im Herzen trägt. Der Erzieher sei darum eine religiöse Persönlichkeit! „Wer keinen Gott im Himmel und im Herzen hat, kann sich ohne Unsittlichkeit durch keine Sittlichkeit gebunden glauben, in seine Kinder ein Nichts zu impfen, das er aus sich schon ausgerissen hat und das er später selber wieder auszureuten gedenkt."[2]) Für Jean Paul ist

1) Levana, Werke XXII, 56. 2) Levana, Werke XXII, 69.

Digitized by Google

wahre Sittlichkeit ohne Religion undenkbar. Durch diese allein sind wir imstande, zur höchsten Stufe der Sittlichkeit emporzusteigen. In diesem Sinne ist die religiöse Erziehung der Schlußstein und die Krone aller Pädagogik. Was ist aber bei Jean Paul Religion? In der „Levana" heißt es: „Religion ist nicht nur der Sinn für das Überirdische und Heilige und der Glaube an das Unsichtbare, sondern die Ahnung dessen, ohne welchen kein Reich des Unfaßlichen und Überirdischen, kein zweites All nur denkbar wäre."[1] Religion ist ihm die Poesie der Moral, der hohe Stil des Lebens, etwas so Rätselhaftes und Geheimnisvolles, etwas so Innerliches und Heiliges, daß er augenscheinlich nach Worten ringt und immer neue Bilder und Wendungen sucht, das Unsagbare anzudeuten. Darum kann sich die religiöse Unterweisung auch nur an das Gefühl, an das innerste Wesen des Zöglings wenden. Jean Paul verlangt bei der religiösen Erziehung eine unendliche Zartheit, eine Bekanntschaft mit der Kindesseele der allerintimsten Art. Ein vom Geist des Rationalismus beherrschter Unterricht, etwa nach der Art des Basedowschen Methodenbuches, ist für den romantischen Mystizismus, der in Jean Pauls Religionsbegriff zweifellos anklingt, etwas viel zu Brutales und Gewaltsames.[2] Durchaus antirationalistisch ist die Forderung: „Je jünger das Kind, desto weniger höre es das Unaussprechliche nennen, das ihm durch ein Wort nur zum Aussprechlichen wird; aber es sehe seine Symbole." Die verfrühte Reflexion über religiöse Fragen erstickt nach Jean Pauls Meinung die religiöse Flamme in der Kindesseele. Nicht Metaphysik sondern Religion! Im „Titan" beschreibt er die Lehrweise Dians, seines Erzieherideals, mit den Worten: „Er führte seinen Zögling nicht in den Steinbruch, vor die Kalkgrube und auf den Zimmerplatz der Metaphysik, er ließ ihn keine eisernen Schlußketten Ring an Ring schmieden und löten, sondern zeigte sie ihm als himunterreichende Brunnenkette, woran die auf dem Boden sitzende Wahrheit heraufgezogen werden soll; kurz das Skelett und Muskelpräparat der Metaphysik versteckte er in den Gottmenschen der Religion."[3] Welt und Leben ist ja so unendlich reich an Offenbarung der Gottheit. Diese mögen ihre Sprache reden, und die reine Kindesseele wird sie verstehen und deuten. Darum empfiehlt die „Levana": „Wenn in die Natur das Große hineintritt, der Sturm, der Donner, der Sternenhimmel, der Tod, so sprecht das Wort „Gott" vor dem Kinde aus. Ein hohes Glück, ein hohes Unglück, eine große Übeltat, eine Edeltat sind Bau-

1) Levana, Werke XXII, 64.

2) Vgl. hierzu Hoppe: Das Verhältnis Jean Pauls zur Philosophie seiner Zeit. Leipzig, Teubner 1901. Ferner: Levanaausgabe von Lange S. 59 Anmerkung.

3) Titan, Werke XV, 130.

Digitized by Google

stätten einer wandernden Kinderkirche."[1]) Jean Paul kann sich nicht genug tun, die Gefahren zu schildern und auszumalen, die der Kindesseele infolge einer grobsinnigen und aufdringlichen religiösen Unterweisung drohen, die Verödung des Kindesherzens zu beschreiben, die ein Unterricht bewirkt, der — wie es in der „Levana" heißt — die religiöse Innigkeit des Fühlens durch logisches Abfleischen und Verknöchern verscheucht oder das Heilige gar zu einem Mittel der Kopfübung herabzieht.

Kommt Jean Paul mit solchen Gedanken über religiöse Erziehung nicht der Beantwortung einer Kernfrage der Gegenwart nahe? In dem schon erwähnten Buche „Der Deutsche und sein Vaterland" steht der Satz: „Die Mehrzahl der ehemaligen Volksschüler protestantischen Bekenntnisses wird eine Beute der Sozialdemokratie und verfällt deren atheistischer Weltanschauung." Und die Ursache dieser Erscheinung ist nach Gurlitts Ansicht der Religionsunterricht der Volksschule. Andere Stimmen machen bekanntlich den unserem Religionsunterricht zugrunde liegenden Lutherschen Katechismus für den „Religions- und Kirchenekel der Gebildeten" verantwortlich und fordern dessen völlige Beseitigung und — wenigstens an höheren Schulen — die Überweisung der Geschichten des Alten und Neuen Testaments an den weltgeschichtlichen Unterricht.[2]) So ungeheuerlich derartige Behauptungen und so über das Ziel hinausschießend derartige Forderungen auch sind, so geben sie doch zu denken. Der Religionsunterricht bemüht sich ja nach Kräften, die heilige Flamme zu hüten, „die religiösen Vorstellungen tief hineindringen zu lassen in die Herzen der Jugend, sie mit reichem Gefühlsinhalt zu erfüllen, so daß sie mächtige Erreger des Willens werden und hindrängen zur sittlichen Tat", aber wir fragen: bringen wir nicht doch vielfach religiöse Wahrheiten — besonders im Gewande von Sprüchen und Liederstrophen — zu früh und zu gewaltsam an Geist und Herz des Kindes heran, so daß das gefühlsmäßige Erfassen weit in den Hintergrund tritt vor dem verstandesmäßigen Begreifen? Etwas mehr Jean Paulscher Geist, etwas mehr von seiner zarten und behutsamen, seelenkundigen und gemütvollen Eigenart oder, um einen schon einmal gebrauchten Ausdruck zu wiederholen, etwas von seinem romantischen Mystizismus wäre unserem Religionsunterricht wohl zu wünschen.

Keine Erziehung erfordert nach Jean Pauls Überzeugung eine sorgsamere Beachtung der Individualität des Kindes als die religiöse. Heilighaltung der kindlichen Individualität, das ist ein Kardinalpunkt seiner Pädagogik. Man könnte die „Levana" als den Schutzbrief der Individualität bezeichnen. Auch hierdurch erhält dieses Buch hohen Gegenwarts-

1) Levana, Werke XXII, 70.

2) Franz Heuck: Zum Religionsunterricht an höheren Schulen. Berlin 1904.

Digitized by Google

wert. Wenn in unseren Tagen immer wieder die Forderung einer noch nachdrücklicheren und gewissenhafteren Pflege der Individualität des Zöglings, der Ruf: mehr Respekt vor der Kindesnatur! laut wird, eine Forderung, der wir, so schwer es auch aus naheliegenden Gründen in der Schule möglich ist, gerecht zu werden uns immermehr bestreben müssen, so kann uns in diesem Streben die „Levana" Führerin sein. Nicht nur das Kapitel von der Individualität des Idealmenschen, fast jede Seite seines Erziehungswerkes läßt den stark individuellen Grundzug deutlich erkennen. Niemand vor ihm — selbst der große Verkünder des Naturevangeliums in Frankreich nicht — hat mit soviel Wärme und Überzeugung eine individuelle Erziehung gefordert. Der Idealmensch Jean Pauls ist Individualmensch, ist das harmonische Maximum aller individuellen Anlagen, welches, ungeachtet aller Ähnlichkeit des Wohllautes, doch von Einzelwesen zu Einzelwesen sich wie Tonart zu Tonart verhält.[1]) Dieser Hauptsatz der „Levana" ist der Niederschlag vorwiegend ethischer Erwägungen. Jean Paul ist erfüllt von einem hohen und stolzen Glauben an die Menschheit und an den Menschen; er ist moralischer Optimist. Des Menschen ursprüngliches Wesen ist Reinheit und Schönheit. Bewundernd steht unser Pädagog der Menschennatur mit ihren Geheimnissen und Rätseln, ihrem unerschöpflichen Reichtum und ihrer unergründlichen Tiefe gegenüber. Jede Regung des kindlichen Seelenlebens ist ihm bedeutsam und wertvoll. Oft genug redet es zwar eine Sprache, die wir nicht verstehen; aber der ist kein rechter Erzieher, der für verderbt und unsittlich erklärt, was ihm dunkel und unverständlich bleibt. Diese ethische Grundanschauung von der Natur des Menschen und insbesondere des Kindes macht Jean Paul zum begeisterten Prediger einer Erziehung, die sich allenthalben leiten läßt von der Individualität des Zöglings. Die „Levana" legt es uns in eindringlicher, ja ergreifender Weise ans Herz, welche hohe Verantwortung wir der Eigenart unserer Kinder gegenüber haben. Individualität ist nach ihr der Inbegriff alles Entwickelung und Fortschritt Schaffenden. Individualität ist der zusammenhaltende Schwerpunkt unserer inneren Welt; wird er verrückt, so verliert das ganze Ich Halt und Sicherheit. Durch diese Individualität werden alle intellektuellen, moralischen und ästhetischen Kräfte erst zu einer Seele verbunden. Jean Paul unterscheidet oft geflissentlich zwischen Erzieher und Hofmeister. Jener erforscht die kindliche Eigenart mit liebevollem Interesse, beobachtet und deutet, entfaltet und befruchtet sie in begeisterter Hingabe. Dieser verdrängt die Individualität des Kindes durch seine eigene und erblickt seine Auf-

1) Levana, Werke XXII, 53.

Digitized by Google

gabe darin, den Zögling zu einem „Stief- oder Kebs-Ich" seiner eigenen Mittelmäßigkeit zu formen, ohne zu bedenken, daß der Mensch, der aus seiner Individualität herausgeworfen wurde in eine fremde, einem schmarotzend auf einem anderen Wesen lebenden Wurme gleicht, während er doch, seiner Bestimmung gemäß, eine auf sich selbst ruhende, charaktervolle Persönlichkeit werden sollte.[1]) Wie Jean Paul sich die Pflege der Individualität im einzelnen denkt, darüber geben die „Levana" und die pädagogischen Romane Fingerzeige in Menge. Nur ein Beispiel sei herausgegriffen! Im Kapitel „Schreiben und Sprechen" macht der Verfasser Vorschläge über die Wahl von Themen zu schriftlichen Arbeiten. Da heißt es: „Gift für jede Darstellung ist eine solche ohne lebendigen Gegenstand und Drang." Er will nichts wissen von allgemein gehaltenen, „kalten und leeren" Aufgaben wie: Lob des Fleißes, Wert der Jugend, Segen der Arbeit und ähnlichen. Dafür empfiehlt er Themen wie: Darstellung einer Feuersbrunst, Beschreibung des jüngsten Tages, der Sintflut, des Zustandes auf der Erde, wenn einmal die Sonne nicht mehr aufginge. Man sieht, daß er unter allen Umständen den Schüler durch den Gegenstand selbst zu fesseln und zu phantasievoller, seiner Individualität entsprechender Geistestätigkeit anzuregen bemüht ist.

Der Erzieher lasse sich leiten von der Eigenart seines Zöglings! Das heißt aber bei Jean Paul nicht etwa: er stehe ihm schwach und nachgiebig gegenüber. Jede Individualität bedarf vielmehr der „Grenzberichtigung". Gerade darin erblicken wir einen besonders interessanten, auch für die Gegenwart wertvollen Gesichtspunkt, daß die Pädagogik Jean Pauls die Synthese fordert zwischen liberaler, gewährenlassender, der Selbstentfaltung Raum gebender, vornehmer Erzieherpersönlichkeit und einer das hohe Ziel aller Erziehung unausgesetzt im Auge behaltenden und darum mit fester Hand die Zügel führenden Erzieherweisheit. Wer nach der Lektüre gewisser Romane unseres Schriftstellers mit der Meinung an die „Levana" herantritt, daß sie wahrscheinlich einer weichlichen, „gefühlstriefenden" Erziehung das Wort reden werde, der wird schnell vom Gegenteil überzeugt. Es weht vielmehr ein *männlicher Geist* durch diese Pädagogik. Will sie doch den Zögling ausrüsten mit allem, was er braucht, um sich im Leben mut- und kraftvoll durchzusetzen. Mit Recht behauptet Volkelt: „Es gibt wohl kaum eine Pädagogik, in der beides so eigenartig vereint wäre: liebend und schonend weiche Behandlung des kindlichen Innenmenschen und wagendes, viel forderndes, auch herbe Mittel nicht scheuendes

1) Vgl. das Kapitel der Levana: „Individualität des Idealmenschen", ferner: „Das geträumte Schreiben an den seligen Professor Gellert."

Digitized by Google

Einwirken auf den Willen, damit dieser selbständig und unter Umständen spröde und abweisend werde."[1]) Der Wille des Zöglings soll sittliche Stärke erhalten. Man lese in der „Levana" das erste Kapitel des dritten Bändchens, und man wird erkennen, wieviel unserem Pädagogen daran gelegen ist, der Jugend „die Stahlarznei der Männlichkeit" einzuflößen, sie zu behüten vor einer das Leben haltlos machenden Alleinherrschaft der Gefühle und vor der „tragischen Übermacht der Geister rufenden Phantasie". Wohl treffen wir in Jean Pauls Romanen Gestalten, die der Welt und dem Leben in krankhafter Weichheit und wehmutsvoller Passivität gegenüberstehen; aber daneben hat er auch wahre „Kraft- und Faustnaturen" geschaffen, in denen bei allem Gefühlsreichtum und bei aller Gemütstiefe der Wille machtvoll gebietet, Herrschernaturen, die über Welt und Schicksal und eigenes Ich triumphieren. Diese Gestalten hat der Dichter mit besonderer Liebe und Sorgfalt gezeichnet. Und in der „Levana" heißt es: „Was überwand vom Fakir an bis zu den Märtyrinnen des Christentums und der Liebe und der Kindespflicht und bis zu den Blutzeugen der Freiheit den Körper, die Meinung, den Wunsch, die Folter? Eine das Herz durchwurzelnde Idee. Nun so gebt dem Knaben eine lebendige, und wär' es die der Ehre, so ist er fähig, ein Mann zu werden."[2]) Durch sie bekommt der Wille jene Idealität, die alles leidenschaftliche Begehren unterdrückt, jene stoische Entsagungsfreudigkeit, die jeden inneren Aufruhr bändigt, jene Festigkeit und Beständigkeit, die als das echte Kernfeuer unserer Brust Glück und Unglück überdauert. Hier berührt sich Jean Paul mit Kant, dessen Ethik in der „Levana" überhaupt oft Anwendung findet. Unser Erziehungswerk vertritt also durchaus nicht den extremen Individualismus des 18. Jahrhunderts, wie er etwa in den Bildungsromanen „Allwill" und „Woldemar" Jacobis gepredigt wird. Der Individualmensch Jean Pauls ist kein Übermensch. Die Individualität, die der Erzieher pflegen und hüten und zu immer schönerer Entfaltung bringen soll, ist nicht rücksichtsloses Sichausleben und selbstherrlicher Egoismus. Der Mensch steht nicht über dem Sittengesetz, sondern in männlicher Selbstzucht, und mit einem Herzen voll Liebe soll der Einzelmensch seiner Umgebung gegenüberstehen als freie, aber vornehme und seiner sozialen Pflicht sich bewußte Persönlichkeit. So ist die „Levana" bei aller Betonung des Wertes und der Bedeutung der kindlichen Eigenart doch zugleich auch eine soziale Pädagogik. Das kommt auch deutlich zum Ausdruck in dem patriotischen Grundton, der in ihr überall durchklingt. Auch das verleiht unserem Erziehungswerke modernes Gepräge und erhebt es

1) Volkelt a. a. O. S. 307. 2) Levana, Werke XXIII, 13.

Digitized by Google

hoch über das von kosmopolitischer Begeisterung erfüllte 18. Jahrhundert. Bekanntlich fühlte sich Jean Paul trotz aller philosophischen Gegnerschaft stark zu Fichte[1]) hingezogen. Die Überzeugung, daß die Erziehung der deutschen Jugend von nationalem Geiste getragen sein müsse, war beiden Männern tief eingeprägt. Für weltbürgerliche Gesinnung und Betätigung ist erst das Mannesalter reif und kritisch genug. Die Jugend soll für Heimat und Vaterland erglühen. Herderscher Geist weht uns entgegen, wenn wir im Bruchstück von der sittlichen Bildung des Knaben lesen: „Nur Größen spannen das Knabenherz gesund; welche aber dehnt es besser aus als ein Vaterland, die Liebe dafür, zumal im Demantmörser der jetzigen Zeit? Man sollte folglich in Schulen dieses heilige Feuer anblasen, aber wahrlich nicht durch das Exponieren des Tyrtäus, d. h. durch Begeistern für ein altes unter- und eingesunkenes Land, sondern durch das Einführen in Klopstocks Hermannsschlacht und Feueroden.“[2]) Auf diese vaterländische Tendenz stoßen wir in Jean Pauls Erziehungswerk allenthalben. Von seinem nationalen Standpunkt aus fordert er auch mit Nachdruck eine sorgsamere Pflege der Muttersprache, der alles Lob, das man einer anderen Sprache als Bildungsmittel erteilt, doppelt zukommt.[3]) Und neben der deutschen Sprache soll die deutsche Dichtung das heranwachsende Geschlecht mit nationalem Stolz erfüllen und für deutsche Art begeistern. In der „Instruktion eines Fürsten an die Oberhofmeisterin seiner Tochter“ findet sich die interessante Stelle: „Lassen Sie mir Theoda mehr englische als französische Werke und mehr deutsche als beide lesen. In einem französischen Buche lebt man immer in der großen Welt und am Hofe, in einem deutschen oft auf Dörfern und Marktflecken. Die Prinzessin soll mir aber etwas von der greulichen Unwissenheit über das Volk aufgeben, das sie sich nur als eine Vervielfältigung des fetten Bedienten denkt, der hinter ihrem Stuhle ihr den Teller abnimmt und ableert. In den deutschen Werken herrscht im ganzen sehr derbe Kräftigkeit des Herzens, Kühnheit der Rede, Sitten- und Religionsvorliebe, abwägender Verstand, gesunder Menschensinn, parteilose Allseitigkeit des Blickes, herzliche Liebe für alles Menschenglück und ein paar Augen, die gen Himmel sehen. Wird diese Kraft und Reinheit auf eine von Geschlecht und Stand zart ausgebildete Seele geimpft, so muß sie ja schönste Blumen und Früchte zugleich tragen.“[4])

Vor allem soll die Versenkung in die Werke der Dichter und die Vertiefung in die Geschichte der Menschheit unseren Jünglingen und Jung-

1) Vgl. Hoppe: Das Verhältnis Jean Pauls zur Philosophie seiner Zeit.
2) Levana, Werke XXIII, 15. 3) Levana, Werke XXIII, 64.
4) Levana, Werke XXII, 221.

Digitized by Google

frauen jenen höheren Schwung verleihen, der die Jugendzeit noch in der Erinnerung des müden Greises so unbeschreiblich verklärt, ihre Herzen den Idealen öffnen, ohne die das Leben so arm und kalt bleibt. Wieder stehen wir vor einem auch für unsere Zeit hochwichtigen Grundgedanken der Jean Paulschen Pädagogik. Wie oft, und leider wie oft mit Recht, redet man von der erschreckenden Armut der Jugend unserer Tage an Idealen. Nun, nirgends wird die Notwendigkeit der Jugendideale so nachdrücklich und feierlich betont als in Jean Pauls Erziehungswerk und seinen pädagogischen Romanen. Wie versteht er es, das ideale Feuer jugendlicher Begeisterung als hohes Lebensgut zu schildern, anderseits aber auch den entsetzlichen Verlust darzustellen, den die junge Seele erfährt, wenn sie ohne Flügel, ohne große Pläne in das kalte, enge Leben hineinkriecht! „Wie soll," so fragt er, „ohne ideale Jugendglut das Leben reifen?" Jugendideale geben ihm nicht nur seinen subjektiven, sondern auch seinen objektiven Wert, sie sind das tägliche Brot für jede Charakterbildung. Wieder offenbart sich Jean Pauls unerschütterlicher Glaube an den Adel der Menschennatur, wenn er sagt: „Was tut denn dem Menschen eigentlich not? Wahrlich nicht die Kraft der Opfer für das Beste, sondern etwas anderes als Stärke hat er nötig: Glauben und Schauen einer Gottheit, die die Menschenopfer verdient. Hinter einem voranziehenden Gotte würden alle Menschen Götter. Tilgt ihr aber das Ideal aus der Brust, so verschwindet damit Tempel, Opferaltar und alles."[1]) — Wenn freilich das Ideal, die Idee im Gewande einer abstrakten Moral auftritt, wird das Kind nimmermehr zur Aufnahme und Nacheiferung bereit sein. Verkörpert darum die Idee, laßt große Persönlichkeiten zur Jugend sprechen! Die Macht des Beispiels reißt die Herzen fort. Darum heißt es in der „Levana": „Leben zündet sich nur an Leben an, mithin das höchste im Kinde sich nur durch Beispiel. Saht ihr nie, wie ein Mensch von einem einzigen Götterbilde seiner Frühzeit durch das ganze Leben regiert und geleitet wurde?" Solche ideale Gesinnung zu wecken und zu pflegen ist besonders die Aufgabe des Geschichtsunterrichts, die er freilich nur zu lösen imstande ist, wenn er statt der Ereignisse die großen Persönlichkeiten, durch die jene herbeigeführt wurden, in den Mittelpunkt des Interesses rückt. Jean Paul weist oft auf den hohen erziehlichen Wert der Biographien Plutarchs hin. Sie wirken nach seiner Meinung tiefer als die besten Lehrbücher der Moralphilosophen. Wer sie in rechter Weise benutze, der werde erleben, wie der Kopf der Kinder zwar nicht ein Vokabelsaal von Tugendsprüchen, aber ihr Herz eine durchglühte Rotunde der Tugend

1) Levana, Werke XXIII, 21.

Digitized by Google

selbst sei. Im „Titan“ schildert Jean Paul einmal die mächtige Wirkung, die diese Biographien auf das jugendliche Gemüt auszuüben vermögen, mit soviel Wärme, daß wir es uns nicht versagen können, die Stelle hier anzuführen. „Laßt uns an einem schönen Sommermorgen etliche Male an der Rektoratswohnung vorbeigehen und mit anhören, mit welcher Stimme der Magister drinnen aus dem Plutarch, dem biographischen Shakespeare der Weltgeschichte, nicht die Schattenwelt von Staaten, sondern die darin glänzenden Engel der Gemeine zitiert, die heilige Familie großer Menschen, und werft dabei einen Blick auf das funkelnde Auge, womit der begeisterte Knabe an den moralischen Antiken hängt, die der Lehrer wie in einem Abgußsaal um ihn versammelt! O, wenn so die großen Wetterwolken der heroischen Vergangenheit sich an Cäsarens Seele wie an ein Gebirge hingen und daran mit stillem Blitzen und Tropfen niedergingen: wurde da nicht das ganze Gebirge mit himmlischem Feuer geladen und alles, was darauf grünte und keimte, befruchtet, erquickt und herausgetrieben?“[1]) Nach Jean Pauls Meinung hat der Erzieher seine Aufgabe erfüllt, wenn er dem Zögling zur Nachfolge begeisternde Ideale ins Herz pflanzte. Zweifellos ist diese Ansicht wertvoll und wichtig genug, daß wir uns ihrer immer wieder erinnern und sie bei unserer erziehlichen Tätigkeit im Auge behalten. Ich bin der Überzeugung, daß unser Unterricht — der Geschichtsunterricht und die Besprechung der Werke unserer Dichter insbesondere — noch mehr als bisher getragen sein müsse von der Erkenntnis der Notwendigkeit der Jugendideale. Wir treiben auch hier zuviel Verstandesarbeit. Wir meinen vielfach, es sei ein selbstverständliches Ergebnis, ein Nebenprodukt unseres Unterrichts, daß sich der Schüler des Großen und Erhabenen ohne weiteres bewußt werde, sich davon begeistern lasse und mit dem Ideal im Herzen von uns gehe. Dem ist aber gewiß nicht so. Wir müssen direkter, nachdrücklicher, bewußter unser Ziel zu erreichen suchen, wir müssen mit unserer vollen Persönlichkeit und unserem ganzen Glauben dafür eintreten, und an unserem eigenen Enthusiasmus soll der Schüler ermessen, wie hoch der Held, den wir verkünden, seine Mitwelt überragte und wie herrlich und beglückend es sein muß, ihm nachzuleben. „Das Kind glaubt Gläubigen.“ Wie hängt nicht die trunkene Jugend trinkend am Geiste ihres Lehrers! sagt die „Levana“. Wahrlich, kein Buch kann dem Erzieher in seinem Streben, Ideale in die Herzen des heranwachsenden Geschlechts einzupflanzen, eine treuere und begeisterndere Helferin sein!

Und die „Levana“ wird es auch an Anregung nicht fehlen lassen gegenüber dem Erzieher, der sich bemüht, einer anderen berechtigten For-

1) Titan, Werke XV, 98 f.

Digitized by Google

„Levana" ist eine eminent psychologische Pädagogik niedergelegt. Wer sich in das Studium derselben vertieft, wird eine Fülle psychologischer Belehrung und Anregung empfangen. Wir besitzen zwei gehaltvolle Arbeiten, die sich mit Jean Paul als Seelenforscher beschäftigen. Josef Müller schrieb über seine Seelenlehre (Erlanger Diss. 1894) und Friedrich Reuter über die psychologische Grundlage seiner Pädagogik (Leipziger Diss. 1901). Zuletzt hat Johannes Volkelt mit Nachdruck auf die psychologische Bedeutung des Pädagogen und Dichters hingewiesen. In der schon genannten Abhandlung heißt es: „Jean Paul ist ein Seelenforscher von seiner Beobachtung und genialer Auffassung. Freilich hat er keine zusammenhängende Psychologie geschaffen; aber in seinen philosophischen Werken und Aufsätzen, besonders in der „Levana", ist so viel, wenn auch gefühlsmäßig und intuitiv zum Ausdruck gebrachte psychologische Weisheit enthalten, daß er in der Entwicklung der Vorstellungen vom Seelenleben keine unwichtige Stelle einnimmt. Namentlich hat er einen oft überraschend eindringenden Blick für die versteckter liegenden Eigentümlichkeiten und Beziehungen, in denen sich das Seelenleben des vollen Einzelmenschen, vor allem nach Gefühl und Phantasie hin, äußert und entfaltet." Besonders die Psyche des Kindes beobachtet er mit liebevollem Interesse. Da ist keine Regung des kindlichen Seelenlebens zu unbedeutend, zu rätselhaft und widerspruchsvoll, er sucht sie zu verstehen und erziehlich nutzbar zu machen. Gerade die undefinierbaren, geheimnisvollen, dämmerhaften Äußerungen desselben ziehen ihn am meisten an. In der „Vorschule der Ästhetik" definiert Jean Paul einmal das Romantische als das wogende Aussummen einer Saite oder Glocke, in welchem die Tonwoge wie in immer ferneren Weiten verschwimmt und endlich sich verliert in uns selbst und, obwohl außen schon still, noch innen lautet: als das Ahnen einer größeren Zukunft als hienieden Raum hat. In seinen Dichtungen tritt uns solche Romantik überall entgegen. Aber auch der Pädagoge Jean Paul lauscht gern dem, was in der Kindesseele leise nur und verschwommen nachtönt und nachzittert, was traumartig und dunkel, ahnungsvoll und unaussprechlich in ihr lebt und webt. Das hat er im Sinne, wenn er sagt, im Kinde schlummere eine ganze Metaphysik. Das ist der unbewußte Reichtum der Kindesseele, der sie befähigt, auch scheinbar Fernliegendes sich zu eigen zu machen. „Der klare Tag mit seinem hellen und scharfen Lichte läßt uns wohl tief hineinblicken in die Rätsel unserer Umgebung, aber vom großen Weltall offenbart er uns doch nicht so viel wie die geheimnisvolle dunkle Sternennacht. Wir machen uns von dem Reichtum des Ich viel zu enge Messungen, wenn wir das ungeheure Reich des Unbewußten auslassen." Man lese, was die „Levana" über den Traum, über die Geisterfurcht,

Digitized by Google

über das Erwachen des Selbstbewußtseins, über die Bedeutung der Phantasie und des Gefühlslebens sagt, und man wird verstehen, was diese und ähnliche Sätze zum Ausdruck bringen wollen. Die Psychologie, die Jean Paul in der „Levana" lehrt, erhält in seinen Romanen weitere Ausführung und Veranschaulichung. Hier treten uns Kinderindividualitäten entgegen, deren seelische Entwickelung mit einer Feinheit, man möchte sagen, mit einer Virtuosität gezeichnet ist, daß sie unser Interesse in hohem Maße erregen. Wer diese Kindergestalten genau ins Auge faßt, der muß überrascht sein von der Echtheit und Lebenswahrheit, die ihr Schöpfer ihnen zu geben verstand. Wie meisterhaft wird beispielsweise in der „unsichtbaren Loge" dargestellt, wie Gustav aus seinem sonderbaren, unterirdischen Pädagogium heraufsteigt in die helle, von tausendfältigem Leben erfüllte Welt, wie seine Sinne sich langsam all den Erscheinungen und Wundern der Natur öffnen, wie der Umgang mit Tieren ihn beglückt, wie seine Seele endlich die erste Liebe und Freundschaft der Kindheit fühlt! Und nicht minder interessant und psychologisch wahr ist das Bild, das Jean Paul im „Titan" von Albanos Kindheit entwirft. „Diese weiche und brausende, heimlich tiefe und jäh sich entladende Seele ist in einer Fülle von Äußerungen gezeichnet, die sämtlich die feine seelenkundige Anfühlung des Dichters beweisen."[1]) Solche psychologische Kunst ist das Ergebnis einer scharfen und fleißigen Beobachtung. Jean Paul hat an den Zöglingen seiner Schwarzenbacher „Winkelschule" und später an den eigenen Kindern die Entwickelung des Seelenlebens mit regstem Interesse verfolgt. Wir wissen, daß er ein Tagebuch führte, in dem er seine Wahrnehmungen nach gewissen Gesichtspunkten aufzeichnete. Derartige psychologische Beobachtungen sind seiner Meinung nach für den Erzieher unerläßlich. Bekennt er doch selbst, daß er durch sie mehr gelernt habe, als durch das Studium aller psychologischen Werke. In der Vorrede zur „Levana" heißt es: „Übrigens reifte der Verfasser weniger an fremden Verfassern als an eigenen Kindern weiter. Leben belebt Leben, und Kinder erziehen besser zu Erziehern als alle Erzieher." Aber auch sein eigenes Seelenleben hat ihn allezeit beschäftigt, und schon im Kindesalter steht er gewissermaßen seinem Ich beobachtend gegenüber. Charakteristisch dafür ist unter anderem eine Stelle seiner Autobiographie. „An einem Vormittage," berichtet er, „stand ich als sehr junges Kind unter der Haustür und sah links nach der Holzlege, als auf einmal das innere Gefühl: ich bin ein Ich! wie ein Blitzstrahl vom Himmel vor mir auffuhr und seitdem leuchtend stehen blieb. Da hatte mein Ich zum erstenmal sich selber gesehen und auf ewig.'

1) Volkelt: a a. O. S. 288.

Digitized by Google

Macht dieser psychologische Grundzug die „Levana" zu einer auch heute noch reich und frisch fließenden Quelle der Anregung und Belehrung, so ist ein anderes charakteristisches Merkmal der Pädagogik Jean Pauls — darauf sei zum Schluß kurz hingewiesen — wohl geeignet, den Erzieher mit immer neuer Begeisterung für seine Aufgabe zu erfüllen. Wir verspüren in diesem Erziehungswerke die Flügelschläge eines Geistes, der uns mit sich emporhebt; wir vernehmen eine Sprache voll fortreißender Macht, und Gedanken ziehen an uns vorüber, die unsere Herzen schneller schlagen lassen. Das ist der enthusiastische, das Irdische und Endliche weit hinter sich lassende, der „steigernde" Zug der Pädagogik Jean Pauls. Die Aufgabe des Erziehers ist nach der „Levana" die denkbar bedeutungsvollste. Sie weitet sich im Sinne ihres Verfassers aus zur Menschheits- und Ewigkeitsfrage. Aber dieser Höhe der Aufgabe entspricht die Größe der Verantwortlichkeit. Mit heiliger Scheu soll der Erzieher der Kindesseele warten. Wehe dem, der unreinen Herzens seinem erhabenen Berufe nachgeht und den Kinderglauben, jenes Nachtönen himmlischer Sphärenmusik im Kindesherzen, täuscht und vernichtet! „Vergiß nicht", ruft die „Levana" den Eltern und Erziehern aller Zeiten zu, „daß das kleine dunkle Kind zu dir als zu einem hohen Genius und Apostel voll Offenbarungen hinaufschaut, dem es ganz hingegeben lauscht, und daß die Lüge eines Apostels eine ganze moralische Welt verheert!"

Erweiterungen und Ergänzungen zu Wustmanns Sprichwörtlichen Redensarten.

Von Dr. **Franz Söhns** in Halle (Saale).

Unsere volkstümlichen Redensarten haben in ihrer Ableitung und Erklärung eine so hohe sprachliche und kulturelle Bedeutung für unsere deutsche Schule, für uns selbst, daß eigentlich jeder dazu helfen sollte, die trotz ihrer Mängel dankenswerte Wustmannsche Zusammenfassung derselben[1]) nach Kräften zu ergänzen und zu erweitern. Das ist auch der Zweck der folgenden Zeilen.

Auf keine Kuhhaut schreiben. Wustmanns Erklärung der Redensart: „Das geht auf keine Kuhhaut" ist sehr dürftig und auch ungenau, alles das aus dem Grunde, weil er ihren Ursprung nicht anzugeben weiß. Sie geht zurück auf eine alte Teufelssage, die in Fischarts Flöhhatz-Weibertratz (1594), und zwar in der „Notwendigen Verantwortung der

1) Die sprichwörtlichen Redensarten. 5. Aufl. 1895. Brockhaus.

Digitized by Google

Weiber" ihre Erwähnung findet. Es ist da die Rede von einer äußerst schwatzhaften Frau, die bei ihrer Gevatterin sitzt und vom Hundertsten ins Tausendste kommend ihr erzählt, wie ihre Nachbarin sich kleide, wie wenig Wochengeld sie selbst von ihrem Manne erhalte, wie viel „trachten" sie letzthin gegessen,

Und andre meh nötige stück,
Die mir nicht all einsliegen flück,
Dann ich ja nicht der Teufel haiß,
Der hinder der Meß ohn gehaiß
Ein Kühaut voll schrieb solcher reden,
Die zwey frumb Weiblin zsammen hetten.
Ich wolt er het ghabt treck in Zänen,
Da er die Kühaut mußt außdänen.
Hat er sonst nötigers nicht zu schaffen
In der Hell, dann sie hören klaffen?

Was sich diese „frumben Weiblin" also da „hinder der Meß" alles erzählten, ging tatsächlich nicht auf die Kuhhaut, auf welche es der Teufel zu schreiben unternahm, sondern er mußte sie ausdehnen, um nur alles darauf bringen zu können. Da haben wir also die vielgebrauchte Redensart in ihrer konkreten Ursprünglichkeit. Mit dieser Erklärung fällt auch wohl die Wustmannsche Annahme, daß es „durchaus grobes Zeug" gewesen sein muß, „was man gehört hat". Übrigens findet sich bereits früh eine Verbildung der Redensart in den Worten Schelmuffskys (I. Kapitel des „anderen Teiles der Reisebeschreibung"): Wie vielmahl ich mich auch hernach des Jungens halber mit meiner Frau Mutter gezancket und gekiffen, das wäre der Tebel hohl mer auff keine Esels-Haut zu bringen.

Zu der Redensart: Reden, wie einem der Schnabel gewachsen ist, weiß Wustmann eine wörtlich gleichlautende Stelle nicht anzuführen. Ich finde eine solche in Rollenhagens Froschmäuseler (16. Jahrh.), in welchem der Storch spricht:

Ich kann von singen nicht sagen,
Muß über meinen Schnabel klagen,
Der Vogel singt zu aller Frist,
Wie ihm der Schnabel gewachsen ist.

Auch der Schnabel ist hier genau wörtlich zu nehmen.

Bei der Redensart: „Auf keinen grünen Zweig kommen" ist nach meiner Ansicht Rücksicht zu nehmen auf die alte weitverbreitete Mär von der Taube, die, nachdem sie ihren „Gesellen" verloren, sich in ihrem Schmerze nur noch auf dürre Zweige setzt und alle grünen meidet. Die Übertragung lag nahe: wer, wie die Taube, allen Genuß am Leben verloren, der bringt es nicht über sich, an Stellen sich zu begeben, die den Charakter von Lebensmut und Lebensfreude tragen, es ist ihm nicht möglich, auf den grünen Zweig sich zu schwingen, auf den grünen Zweig zu kommen.[1]) Diese tiefinnere Grundbedeutung der Redensart hat dann freilich allmählich einer praktischeren Anwendung Platz gemacht, die gleichbedeutend ist mit

1) Daher auch bei Geiler von Kaisersberg „sich begrünen".

Digitized by Google

„es nicht vorwärts bringen im Leben und besonders im Berufe". Die ursprüngliche Bedeutung der Redensart finde ich im Venus-Gärtlein (1656):

Gleich wie ein Turtel-Täubelein,
Dem da stirbet sein Weibelein,
Welches trauret sehre,
Auf ein Äßlein dürre
Aus großem Herzeleid
Nicht auf grüner Heid,
Auff einem dürren Ast
Sein Leben zubringet fast.

Und bei Zinkgref ähnlich:

Gleich wie ein Turtelteubelein,
Das sein gesellen hat verlohrn,
So sitz ich traurig und allein.

Ich finde diese Erklärung weit natürlicher und ungesuchter als die von Wustmann gebotene.

Zum „Korb bekommen". Daß die Dame den Korb, vermittelst dessen sie den Liebesbedürftigen zu sich empor ziehen zu wollen schien, wohl mitten auf seinem Wege fallen ließ, wenn das Liebeswerben des Betreffenden bei ihr keine Erwiderung fand, dafür findet sich nach meiner Ansicht im Venus-Gärtlein ebenfalls eine Belegstelle. Der Jüngling, den kein Mädchen will, sagt von denselben:

Pflegen sich fein zu bequemen,
Aber keine will mich nehmen,
Heben mich zwar hoch empor,
Aber tief mich fallen lassen.

Das Schwanen und den Schwanengesang betreffend. Daß dem Schwane selber etwas schwant, nämlich sein bevorstehender Tod, und daß er denselben alsbald durch Gesang ankündigt, davon meldet das Venus-Gärtlein:

Denn meine Seele eylt zum Grab,
Welches ich mir selbst erwehlet hab,
Endt sich zuletzt mit Trawren-klang,
Gleichwie der Schwan den Leich-gesang.

Und in Fischarts Flöhhatz heißt es: Wann singt der Schwan, so stirbt er dran. Wie aber dem Menschen etwas schwanen kann, davon weiß Hans Pfriem in der Komödie von Martin Hayneccius (1582) zu sagen:

Vors letzte schwant mir mechtig sehr,
Wie ich mich aller gewalt erwehr.

Schwanen hier in der Bedeutung: Bedenken tragen, Sorge haben, „Schwansfedern tragen".

Bezüglich der Redensart: „Jemanden ins Gebet nehmen" bringt das Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung (I, 46) eine Ableitung, die ich hier nicht deshalb anführe, weil ich sie für die richtige halte — dazu ist sie viel zu gesucht und das Wort selbst, um das es sich handelt, viel zu wenig bräuchlich im Niederdeutschen —, sondern lediglich der Voll-

Digitized by Google

ständigkeit halber. Das Blatt führt die Redensart auf ein niederdeutsches Gebet (d. h. Gebiß) zurück, in das der Bauer sein übermütiges Pferd nimmt, indem er ihm Eisen ins Maul knebelt. Dieses Gebet (von beißen), das, wie gesagt, im Niederdeutschen durchaus nicht allgemein geläufig ist, soll dann zum Gebet (beten) entstellt sein und so Anlaß zur Entstehung der Redensart gegeben haben.

Was die „Böse Sieben" betrifft, so halte ich mit Wustmann die Übertragung dieser Bezeichnung auf die Frauen als von Rachel herrührend. Das Folgende soll daher ebenfalls nur der Vervollständigung dienen. Man hat von der „Bösen Sieben" eine ganz eigentümliche Erklärung aufgestellt, welche den Ursprung der Redensart, richtiger ihre Anwendung auf die Frauen, in der Sterndeuterei des Mittelalters sucht. Die Sterndeuter teilten das ganze Himmelsgewölbe, soweit es in der Geburtsstunde eines Menschen, dem das Horoskop gestellt werden sollte, sichtbar war, in zwölf Abteilungen, die sogenannten Häuser, ein, deren jedes eine besondere Bedeutung hatte. So hieß die erste Abteilung Haus des Lebens, die zweite das Haus des Reichtums usf. Die siebente Abteilung war das Haus der Ehe. Schlug diese nun für jemanden unglücklich aus, so sagte man: Er ist mit einer bösen Sieben behaftet. Allmählich soll dann die ursprüngliche Bedeutung des Ausdruckes in Vergessenheit geraten und die böse Sieben mit dem bösen Eheweibe identisch geworden sein.

Zum „Hasenpanier" vgl. Burkard Waldis' Herzog Heinrichs Klagelied über die Einnahme seiner Festung Wolfenbüttel (Ausgabe Koldewey Nr. 7).

Ich erwischt des Hasen Baner, (folgende Seite fän)
Meins bleibens war nicht mehr.

Wider den Stachel löcken. Zu dem Worte löcken hat Luther selber den Kommentar gegeben, indem er bei Psalm 29, 6 an den Rand seiner Bibelübersetzung schrieb: Das ist, springen, hupffen.

Nicht behandelt sind bei Wustmann unter anderem:

Etwas stets zu Brote essen müssen, d. h. alle Tage Vorwürfe über denselben Gegenstand anhören müssen. Bei Fischart auf dem Brote, gleichsam als Aufstrich zu demselben. Im Ehezuchtbüchlein (1578) „und wo sie eyn wenig eynen argwon wider sie schöpfen, müssen sie täglich auf dem Brot essen, wie sie von ihnen zu ehren und gut sint kommen".

Er hat in den Glückstopf gegriffen. Noch heute finden wir diese Glückstöpfe in den Buden unserer Jahrmärkte. Sie enthalten kleine Röllchen mit Nummern, die dem Hineingreifenden entweder Gewinne oder Nieten bringen. So greift schon Schelmuffsky auf dem Marx-Platze in Venedig in einen solchen. Die Redensart wird dann besonders auf den angewandt, der einen hohen Gewinn aus dem Glückstopfe gezogen hat.

Digitized by Google

Sich ein Gewerbe machen, d. h. den eigentlichen Beweggrund einer Handlung unter einem Vorwande verstecken. Das Mädchen im Venus-Gärtlein, das keinen Mann kriegen kann, klagt sehr elegisch:

Ich fahr auch offt spatzieren,
Steh am Fenster vor den Thüren,
Auch mir ein Gewerbe mach,
Hilfft doch alles nicht der Sach.

Daß das ältere werff schon fast genau ebenso gebraucht ist, dafür zeugt Reineke Fuchs (1498) v. 2781.

Etwas geht über den Span (d. h. über den streitigen Punkt hinaus). Span in der Bedeutung Streit, Zank ist alt. In Jörg Wickrams bekanntem Rollwagenbüchlein (16. Jahrh.) heißt es Seite 15 „von einem Ratsherrn, der mit einem kinde gieng“: Derselbe war 15 Jahre verheiratet, hatte aber kein Kind bekommen, „deßhalben offt etwas spans bey inen sich erhob“. „Späne machen“ heißt heute noch Schwierigkeiten (eigentlich Streit auf Grund anderer Ansichten) machen. Was aber über den Span geht, das geht noch über Zank und Streit hinaus, mindestens also gegen alle Zucht, Ordnung und gute Sitte.

Schwatzen wie ein Waschweib. Waschen heißt in dieser Redensart bekanntlich schwatzen, wie es z. B. in Hayneccius' Komödie Hans Pfriem (1582) erscheint, in welcher der verschlagene Pfriem sagt: Du wolst denn waschen aus dem Rath (d. h. aus der Schule schwatzen). Das Waschweib ist ganz unschuldig zu der für die Gute leider typisch gewordenen Redensart gekommen. Von einem Schwätzer ist ferner die Rede im Venus-Gärtlein, in welchem ein bedauernswerter Jüngling seufzt:

Als ich nun frischer redte,
Da sagten sie, ich hätte
Mich trefflich wol geschickt
Zum guten Zungen-Träscher,
Ich sei ein großer Wäscher,
Mit Plaudern ausgespückt.

Etwas ausbaden müssen. Die Redensart hat natürlich anfangs nicht die Bedeutung, „etwas büßen müssen, was andere eingebrockt haben“, sondern heißt ursprünglich einfach wörtlich, ein Bad, das man sich bestellt hat, aus- (d. h. zu Ende) baden und, damit verbunden, auch zahlen, wohlverstanden das, was man selbst schuldig war. So in Fischarts Gargantua 331. „Dann der einmal einsteigt, der muß das Bad ausbaden, oder doch zahlen.“ Da baden mit zahlen allmählich geradezu gleichgesetzt wurde, erhielt ausbaden den Sinn, bis zur völligen Erschöpfung der Kasse zahlen, und dann mit seinem Gelde zu Ende sein. In dieser Bedeutung erscheint das Wort in Hans Sachs' „Proviant- und Mummenplatz“.

Digitized by Google

Und wen den einer aus dei paden,
So kam als den ein frischer her,
Bis das man im auch zwag und scher.

Zwagen (waschen) und scheren bleiben dabei im Bilde, beides gehörte zum Bade.

Eine Weiterentwickelung des Ausdruckes zu der Bedeutung „Zu Ende gehen" zeigt sich in Hans Sachs' „Der schönen Frauen Kugelplatz" (40):

Pald den ein kegel nam ein schaden,
Das er thet auf dem placz ausspaden.

Sodann begegnet: einen anderen ausbaden und ausgebadet werden, jenes in der Bedeutung auszahlen (figürlich), dieses als ausgezahlt werden, oder, wie man im Königreich Sachsen volkstümlich zu sagen pflegt: den Auszahl erhalten. In der passiven Bedeutung (ausgezahlt werden) erscheint das Wort in Hans Sachs' „Spieler mit dem Teufel" (27): Der Spieler „verlor all sein geld und ward so gebadet aus", in der aktiven (auszahlen) in demselben Schwanke (38). Als der Spieler im Winkel des Domes ein Teufelsbild findet, sagt er:

O lieber gsel,
Du bist wol auch so arm als ich.
Wer hat so ausgebadet dich?

Erst in späterer Zeit ist der Ausdruck zu seiner letzten (heutigen) Stufe fortentwickelt, in der er demgemäß eigentlich besagen will: zahlen müssen für das, was ein anderer verschuldet hat.

Schreien wie ein Zahnbrecher. Bei Wustmann fehlend. Zahnbrecher waren Zahnzieher, die im Mittelalter auf den Märkten ihre Kunst ausschrien. Daß sie nebenher auch eine Art Quacksalber waren und allerlei Mittel (Wurzeln und Kräuter) gegen Läuse, Ratten, Mäuse, Flöhe, Würmer, gegen das „Faul", den Zipperlein u. dgl. ausschrien, zeigt die „klassische" Stelle in Hans Sachs' „Zahnbrecher".

Süßholz. Süßholz in den Mund nehmen heißt ursprünglich, süß, d. h. mit schmeichlerisch-unterwürfiger Freundlichkeit reden, um einen Gegner (bei Hans Sachs fast stets die keifende Frau) zu besänftigen. Wer solch ein zanksüchtiges Weib zu beschwichtigen hat, der

Nem nur sues holcz in den mund,
Das ist vür die kiffarbeis (= Keifen) gesund.

Diesem Zwecke soll es in des Dichters „Dreierlei Pritschengesang" (13) und ebenso im „Hundsschwanz" (104) dienen. — In der Weiterentwickelung des Ausdruckes zum Süßholzraspeln ist das Schmeichlerische geblieben, der Zweck der Beschwichtigung aber gefallen. Ferner wird das Süßholz zwar immer noch der holden Weiblichkeit gegenüber verwandt, zumeist aber nicht mehr dem verheirateten, sondern dem unverheirateten Teile derselben gewidmet.

Digitized by Google

Der arme Teufel. Darunter versteht sich der eigentliche Teufel selber einmal, und zwar in Hans Sachs' Schwank: Der Teufel läßt keinen Landsknecht in die Hölle. Der Teufel steht hinter dem Ofen, in der sogenannten Hölle, und schaut den trinkenden und spielenden Landsknechten zu mit der Absicht, einiger von ihnen habhaft zu werden. Hinter dem Ofen hängt ein Hahn, von dem er nichts weiß. Als nun einer der Landsknechte zum Wirte sagt:

Geh hinter den ofen in die Hel
Und pald den armen Deuffel nem,
Rupf und las pratten in —

da meint der Teufel, er sei darunter verstanden und flieht entsetzt davon.

Nicht dergleichen tun. Bei Wustmann fehlend. Die ursprüngliche Bedeutung des Ausdruckes ist: nicht das tun, was dem gleich ist (entspricht), was einem von einem anderen begegnet ist und was man eigentlich erwarten sollte. Daraus die heutige Bedeutung: tun, als ob einen die Sache gar nicht angehe. So schon bei Hans Sachs: Der Teufel heiratete ein altes Weib (65). Der Teufel ist vom Arzte betrogen worden, merkt es wohl, schweigt aber still und „thet eben gar nichs dergleichen". Und auch in Goethes Hufeisen tut bekanntlich der Herr „weiter nicht dergleichen".

Der Teufel nimmt Abschied mit Gestank. Das Folgende nur größerer Genauigkeit halber. Daß der Teufel nicht nur „wenn er durch ein heiliges Wort oder Zeichen verscheucht wird" einen Gestank hinterläßt, dafür legt Zeugnis ab Hans Sachs' „Der Teufel heiratete ein altes Weib" (111). Als dem Teufel, der einem Domherrn in den Leib gefahren ist, gesagt wird, daß unten im Hofe sein altes Weib sich befinde und ihn wieder für sich anspreche, da

Fur er zum first hinaus
Und lies hinter im ein gestanck.

Valet sagen. Bei Wustmann fehlend. Aus ursprünglichem valete (lebet wohl!). So in Hans Sachs' Schwanke „König Richard mit dem Bauer" (143).

Darmit das valete entpfing,
Das man sein vurpaß (fernerhin) müssig ging.

Pranger. „Von prangen, das doch nur in ironischem Sinne den Namen für diesen Schandpfahl hergegeben haben könnte, wird der Pranger schwerlich genannt sein" meint Wustmann, und auch Kluge ist gleicher Ansicht. Und doch wird die von ihm angezweifelte Ableitung sehr gestützt durch eine Anzahl von Stellen in der älteren Literatur. So in H. Sachs' „Der Bauer mit seinem Schultheiß" (31):

Da nam er den pauern gefangen,
must im stock auf dem kirchoff prangen.

Digitized by Google

An anderer Stelle heißt prangen stehen bleiben, verharren. Die Schwalbe in H. Sachs' Fabel von der Schwalbe und dem Hanfacker

hielt fürbas (fortan) bei den menschen haus
und ließ die vögel auf dem felde prangen.

Auch diese Bedeutung kann die von Wustmann und Kluge bestrittene Ableitung nur stützen.

Im Saus und Braus. Bei H. Sachs, wie überhaupt in alter Zeit, kommt nur „im saus" vor. So in dem Schwanke: „Der Schuster streckt das Leder mit den Zähnen" (96):

Das ich vil schuch machet darauß
und vil geldts löst, das wir im sauß
davon gut hamburgisch bier trancken.

Ebenso im „Bauer mit den Karpfen" (94) und an zahlreichen anderen Stellen.

Einen pfeifen (fehlt bei Wustmann). Bedeutung ist trinken und zwar besonders Branntwein. Der Ausdruck ist vorwiegend in niederen gesellschaftlichen Kreisen im Schwange und rührt von dem alten Brauche her, daß man, wie es noch heute ab und zu geschieht, am Rande der Flasche mit dem Munde einen pfeifenden Ton hervorbringt, ehe man aus ihr trinkt. In Murners Narrenbeschwörung 18, 57 heißt es:

Die man findt fleschen[1]) yetz gevein,
Wen sy den wyn in dem halß gryffen,
Noch wendt sy uß der fleschen pfyffen.

Das Pfeifen selbst aber hatte vielleicht von Haus aus einen sehr praktischen Zweck: bei undurchsichtiger Flasche konnte man aus dem Tone, den sie von sich gab, auf den Hoch- oder Tiefstand ihres Inhalts schließen. Da der, welcher pfiff, auch trank, ist der Begriff pfeifen sehr natürlich in den des Trinkens übergegangen.

Bei Alles in einen Topf werfen darf vielleicht an H. Sachs' Schwank „Das Messerbeschwören" gedacht werden, in welchem alle Messer in einen Topf getan werden, um festzustellen, wer zu den Ehebrechern gehöre. Sie gehören auch tatsächlich alle in einen Topf.

Einem die Tür weisen (fehlt bei Wustmann). Bedeutung: davon gehen heißen. So bei H. Sachs „Der kram der narren kappen" (16):

Wen einer hat nimer gelt herfür,
So weisen wir im die haustür.

Seinen Senf zu etwas geben (fehlt bei Wustmann). In übertragenem Sinne findet sich dieser Senf bereits in Murners Narrenbeschwörung 21, 26.

1) flesche bei Murner häufig im Sinne von Säufer, im letzten Verse natürlich die Flasche.

Digitized by Google

Es wardt kein sachen nie so kalt,
Wen man üch den senff bezalt,
Und nam von üch consilium,
So was sy recht, wer sy auch krum.

Klärlich soll hier der Senf bezahlt werden, den sie zur Sache gegeben haben.

Sich etwas aus den Fingern saugen. Dazu eine Belegstelle in Murners Narrenbeschwörung 36, 26:

Das hat gethan das schedlich classen (= schwatzen),
Des schelmes, der das hat erlogen,
Allein auß synen Fingern gsogen.

Etwas am Schnürchen haben. Im Hinblick auf Stellen wie Murners Narrenbeschwörung 40, 53:

Er hat ir stimmen an der schnier,
Ein jeder sunst syn ampt verlier

und ebendaselbst 65, 16:

An der schnier houdt sie ir zyt,
Wann man in muß essen geben —

bin ich sehr geneigt, tatsächlich an eine Schnur (vgl. Narrenseil) zu denken, an der man jemanden hinter sich her und zu sich hin zieht, nicht aber an die Schnur des Rosenkranzes, wie Wustmann will.

Ein Hütchenspieler (fehlt bei Wustmann). Hütchenspieler ist eine besonders im Königreich Sachsen im Volke bräuchliche Bezeichnung für einen geriebenen, auf Täuschung ausgehenden Menschen. Die Tausendkünstler des Mittelalters machten ihre Kunststücke besonders gern mit Verwendung des Hutes, unter den sie allerlei „zauberten", unter dem sie „spielten". Das Wort begegnet bei Luther und besonders in Murners Narrenbeschwörung 55, 3:

Sy kynnent under dem hütlin spilen —

und 55, 19:

Der Herren untrüw ist zu vil,
Die nennent sy des hütlin spil.
Ach gott, wer der im pfeffer landt,
Der das spil zuerst erfand.

Daß diese „Spieler" die zur Täuschung bestimmten Sachen mit dem Hute (der ja auch bei unseren heutigen „Zauberern" noch seine Rolle spielt) zudeckten, erhellt aus Murners Narrenbeschwörung 67, 17:

Wie wol sy es alles anders nenten
Und kynnents mit eim hütlin decken,
Das nit die wucher zen (Zähne) erblecken (sichtbar werden).

Merken, was die Glocke geschlagen hat. In übertragenem Sinne merken, was im Werke ist, um was es sich handelt. Bei Wustmann fehlt

Digitized by Google

die sehr geläufige Redensart. Eine Belegstelle finde ich in Murners Narrenbeschwörung 53, 60:

Er sol versehen eine statt
Und weiß nit, was geschlagen hatt.

Ein Eisen verloren haben. Bei Wustmann fehlend. Ursprünglich vom Pferde gesagt, dann auf das weibliche Geschlecht übertragen in der Bedeutung unehelich geboren haben. So heißt es im Gargantua (S. 437): Weil [man damals niemand inn Orden stieß, als etwann gestampfte[1]) Frawen und Jungfrawen, die etlich eisen abgeworfen hatten — und in Hans Sachs' Hausmagd und Wochenwärterin 117:

Deiner art steckt auch dein tochter vol,
Die auch ein eysen hat verrent.

Zum Buch der Könige. Die Redensart, ironisch für Karte gebraucht, findet sich bereits in Fischarts Gargantua (S. 258): „wan es ihm mit eim buch der König nicht wolt glücken" und in desselben Dichters bekannter „Aller Praktik Großmutter": „und lesen im buch der König vom schellenkönig".

Ein Hühnchen zu rupfen haben mit jemandem. Bei Erklärung dieser Redensart ist davon auszugehen, daß das Wort rupfen in früherer Zeit häufig im Sinne von tadeln, schelten, schmähen (carpere) gebraucht wurde. „Laß mich ungerupft" ruft bei Hans Sachs die Hausmagd der Wochenwärterin zu. Bei solcher Bedeutung des „rupfen mit worten und wercken" (Sachs: Heinz Widerborst 92) mußte der Gedanke an das Huhn nahe liegen. Danach muß der Schlußsatz bei Wustmann nicht heißen: beim Huhn lag der Gedanke an rupfen nahe, sondern umgekehrt beim rupfen lag der Gedanke an das Huhn nahe, denn zuerst war von dem Bilde das rupfen da, nicht das Huhn.

Zu blutjung, blutarm, blutwenig. Bei diesen Worten dürfte doch die Zurückleitung auf Blut nicht so ohne weiteres mit Wustmann und Kluge abzuweisen sein. Was zunächst blutjung betrifft: wenn in einer Redewendung wie das junge Blut (Hans Sachs: Der fromme Adel 27) Blut gleichbedeutend ist mit Leben, Dasein, so kann es doch nicht auffallend erscheinen, wenn ein Wort wie blutjung (an Blut jung = lebensjung) sich bilden konnte. Ja, bei Hans Sachs erscheint in dieser Wendung das Blut nahezu sogar in seiner eigentlichen Bedeutung, aus der sich erst die vom Leben und Dasein entwickelt hat. „Ich muß in meinem jungen Blute verderben", sagt eine der sieben klagenden Frauen in dem gleichnamigen Schwanke (59). Dazu kommt, daß die von Wustmann angeführte

1) Davon das obszöne Wort stemmen?

Digitized by Google

Stelle (Syll. 191): „er ist von Blut adel und von gut arm" doch auch Blut in wörtlichem Sinne hat. Übrigens findet sich in Hans Sachs „Die arme klagende Roßhaut" die interessante Umstellung:

Ein edelman (das got erparm!)
Der war gut edel und plut arm.

Zweimal hintereinander auch hier der gleiche Akkusativ der näheren Bestimmung. Und warum soll das Blut nicht auch in blutarm enthalten sein? Blut arm d. h. von Geblüt, Abstammung, Herkunft arm, was ist daran Ungewöhnliches? Sagte man doch, wie oben angeführt, auch blut adel d. h. durch Geblüt, Abstammung und Herkunft besitzhabend! Das ist doch geradezu eine Art Gegensatz, der sich in den beiden Bildungen ausdrückt. Und wenn man wenig in alter Bedeutung nimmt, warum soll nicht auch blutwenig mit Blut gebildet sein? Wustmann und Kluge ziehen zur Erklärung der Worte ein mundartliches „bloß", oberdeutsch blutt heran: warum, wenn keine besondere Nötigung dazu vorliegt? Und wie matt der Inhalt der Worte, wenn man wirklich dieses bloß ihnen zugrunde legt! Wenn jemand blutarm ist, so soll das heißen: er ist nur arm? Oder soll bloß als entblößt, nackt aufgefaßt werden? Was wird alsdann mit blutjung und blutwenig? Ich sehe in der Tat nicht ein, was in den drei Ausdrücken einer Auffassung des Wortes Blut als attributiven Akkusativs im Wege stehen sollte!

Zu In allen Sätteln gerecht. Wustmann sagt: „In allen Sätteln gerecht sein, ist heute ein Lob". Das war es schon im 16. Jahrhundert. Siehe Hans Sachs: Klage dreier Hausmägde über ihre Herrschaft (6):

(Wir) seind doch auff all settel gerecht,
Ein ganzes jar umb kleinen lon.

Sollte sich nicht überhaupt nachweisen lassen, daß der Ausdruck diese lobende Bedeutung bereits seit seiner Entstehung hat?

Es stößt ihn der Bock. Die Redensart ist bei Wustmann ganz unzulänglich erklärt. Das Zugrundeliegende ist natürlich der Stoß. Dieser Stoß, der von seiten des Bockes erfolgt, ist mit dem Gefühl des Schmerzes verbunden.

So sagt in Hans Sachs' Fastnachtspiele von Nikolaus und Sophie (339) die Metz von ihrer Frau:

Sie wirt ein mal stoßen der bock,
Wirt nit almal treffen ein Schaff,
Sonder ein, der ir unzucht straft.

Das heißt, sie wird einmal böse anlaufen (einen schmerzhaften Stoß, Nachteil erleiden). In derselben Bedeutung findet sich die Redensart in Sachs' Schwanke: Der Proviant- und Mummenplatz (61):

Digitized by Google

Der bock auch manchen knecht hart stieß,
Das er ein par flüch fallen ließ,
Und all sein gelt plieb auf dem platz.

Alle die Handlungen, auf welche der Bockstoß erfolgte, waren der Ausfluß einer gewissen Üppigkeit, und in weiterer Entwickelung der Redensart ist das Üppigsein, beziehungsweise das Üppigwerden, in derselben immer stärker hervorgetreten, so daß sie heute fast gleichbedeutend ist mit „es treibt ihn die Üppigkeit". Aber auch heute noch ist der Ausdruck so zu fassen, daß als Folge dieser Üppigkeit ein Nachteil anzunehmen ist. So sagt man: Da muß mich der Bock stoßen, daß ich 100 Mark auf die Karte setze. Gedanklich zu ergänzen ist: die ich natürlich verlor.

Verloren, wie eine Judenseele. Eine im Volke sehr geläufige Redensart, die aber bei Wustmann fehlt. Sie ist natürlich entstanden aus der Ansicht, daß die Seele eines Juden nicht in den Himmel kommen kann, also verloren ist.

In Murners Narrenbeschwörung (1512) heißt es 42, 89:

Kündt einer yetzund salomons kunst
Und kem on schenk (= Geschenk), es wer umb sunst
Und als eins juden sel verloren —

und ebendaselbst 51, 63:

Wann die frowen nider falt,
So hilfft kein hut noch kein gewalt;
Verloren ists als eins juden sel.

Des Teufels sein. Bei Wustmann fehlend. In der Redensart ist in ihrer ursprünglichen Bedeutung das sein aufzufassen wie lat. esse c. Gen., d. h. als besitzen. Des Teufels sein ist also = dem Teufel zugehören. Aus der großen Anzahl von Belegstellen nur zwei:

In Hans Sachs' Schwanke vom Mönch, Bettler und Landsknecht, welche „Hosen desselben Tuches" tragen, sagt V. 54 der Mönch zum Landsknechte, der ihm all seine Schandtaten gebeichtet: „Darumb du gwis des teuffels pist" und gibt ihn damit dem Teufel in Besitz. Genau ebenso findet sich die Redensart in Hans Sachs' Schwanke „Kunz Zweifel mit dem Erbsenacker" V. 72, 78 und an vielen anderen Stellen. Noch klarer tritt die Bedeutung dieses sein hervor an Stellen, an denen es sich um Sachen handelt. So im Simplicissimus II, 20: „weil man sagt, der Wurff, wan er auß der Hand gangen, sey des Teuffels".

Auch „des Herrgotts sein" findet sich, und zwar Katzipori 71. „Ich bin unsers Herrgotts und ir des teufels" sagt der Mönch zum Junker. — Heute bedeutet des Teufels sein bekanntlich etwa „besessen, toll sein" und wird nicht selten in launiger Weise gebraucht. Heine: Doktor, sind Sie des Teufels?

Digitized by Google

Einer ist dem andern sein Teufel, fehlt bei Wustmann. Bedeutung natürlich: Einer ist des anderen Widersacher. Einen Beleg finde ich in Hocks „Schönem Blumenfelde" (1601), Kap. 17:

Es ist kein Freundschafft mehr auff Erdt,
Ein Mensch deß andern dheusel.

Der wäre gut nach dem Tod zu schicken, er kommt sobald nicht wieder, fehlt bei Wustmann. Beleg für die Redensart: In Hans Sachs' bekanntem Fastnachtspiele „Der Krämerkorb" wird zu einem säumigen Knechte gesagt:

Du werst gut nach dem tod zu senden,
Du dest (tätest) nit pald dein potschafft enden.

Ob dem Ausdruck irgendeine Begebenheit oder Sage zugrunde liegt und welche, habe ich bisher trotz allen Nachsuchens nicht ermitteln können.

Da wächst kein Gras wieder (mehr), fehlt bei Wustmann. Murners Narrenbeschwörung 17, 97:

Wa genß hinschyssen, als ich hör,
Do waßt kein grün graß nymmermer.

So ursprünglich sprichwörtlich. Später auch auf Menschen übertragen: wo der hintritt, da wächst kein Gras mehr.

Mit doppelter Kreide schreiben. Von Wirten gesagt, die gern zuviel anschreiben, bei Wustmann fehlend. Die Redensart findet sich schon vorgebildet bei Hans Sachs: Der gute und der böse Wirt (26):

Nichts ist da wolfeil, dan ir kreiden:
Darmit sinds gar fertiger hand,
Schreyben für zwe drey an die Wand —

und noch deutlicher in desselben Dichters „Lehren der Kupplerin" (72.) Darin schreibt „der Jung alles (mit Kreide) doppelt an".

Ein junger Dachs (bei Wustmann fehlend) — Nassauer. Dachs für einen Menschen begegnet schon bei Hans Sachs: Der Liendel Lautenschläger 149:

Wann er war gar ein nasser Tachs,
Dergleich man noch find, spricht Hans Sachs.

Die Bezeichnung naß findet sich im Mittelalter überaus häufig für nichtsnutzig, locker. So sagt das Rollwagenbüchlein (32): Er war ein unnützer nasser Vogel, als man dann solchen gesellen pflegt zu heissen oder nennen, welcher zu vielmalen umb kleine diebstal in der gefenknuß gelegen war, doch sich alle mal außgeredet hatte, das er allweg darvon kam. — Ein nasser Knabe wird von Hans Sachs Eulenspiegel genannt, und endlich findet sich die vielleicht bezeichnendste Charakteristik der „Nassen" in Murners „Schelmenzunft" 23, 7:

Das findt myr freylich nasse knaben,
Die sill verzeren und wenig haben.

Digitized by Google

Von dieser Bedeutung des Wortes bis zur Entstehung des bekannten Nassauers konnte nur ein kleiner Schritt sein. Ich bin daher bezüglich der Herkunft dieses Nassauers und seines Verbums nassauern nicht der Ansicht Wustmanns, welcher das Wort in Übereinstimmung mit einem Berichte der Bonner Zeitung vom Jahre 1884 Nr. 204 folgendermaßen erklärt: „Den in Göttingen studierenden Nassauern waren von der Regierung des früher selbständigen Herzogtums Nassau bestimmte Benefizien ausgemacht, unter anderem auch Freitische. Wurden diese bisweilen auch von solchen benutzt, die nicht aus Nassau stammten, so nannte man das spöttisch nassauern."

Sowohl die Wustmannsche Erklärung wie die der Bonner Zeitung werden mit einem „soll" eingeleitet. Der Ausdruck soll ferner burschikos sein: Kluges Deutsche Studentensprache (1895) kennt ihn nicht. Ich halte die Wustmannsche Ableitung auf Grund folgender Erwägungen für falsch. Warum sollte man, wenn man den Regen einen Nassauer nannte, weil er naß ist (macht), nicht auch die „nassen" Knaben mit dem Worte benannt haben? Wie genau die in der Murnerschen Stelle gegebene Charakteristik dieser Nassen mit der von Hoefer in der Germania 14, 220 bezüglich des Nassauers aufgestellten übereinstimmt: einer, der gern genießt, aber nicht bezahlen will! Dazu die Fülle anderer analoger Bildungen: St. Lambertus (lahm) Schutzherr gegen Lähmungen, St. Valentin (fallen) gegen Fallsucht, St. Augustin (Augen) gegen Augenkrankheiten, St. Kornelius (cornu) gegen das Hörnertragen, wer St. Ulrich anruft, appelliert an Speyer, wer sich zum Schlafe niederlegen will, geht nach Bethlehem. Aus all dem scheint mir hervorzugehen, daß unsere Nassauer, vor allem solange die Wustmannsche Ableitung nicht anders gestützt werden kann als durch ein soll, lediglich ein Volkswitz und auf naß zurückzuführen sind.

In seinem Esse sein. Es ist nach meiner Ansicht ganz zweifellos, daß in diesem Ausdruck Esse das lateinische esse (= Wesen) ist. Was Wustmann anführt: „in gutem esse und Stande", ist urkundlich geradezu zur Formel erstarrt und in einer erstaunlich großen Anzahl von Stellen als solche belegbar. Hier aus der Fülle der mir zur Verfügung stehenden außer der Wustmannschen und der letzthin von Schütte gebrachten nur noch eine aus Jacobs Urkundenbuche des Klosters Ilsenburg (1877): Peter Engelbrecht, Verwalter des Klosters Ilsenburg, schreibt im Jahre 1581 an die Grafen zu Stolberg, daß er hoffe, „nit alleine das geringe einkommen, so noch beim closter, in esse zu erhalten, sondern auch was davon kommen — einzulösen". Die gelehrten Urkundenschreiber haben das ursprüngliche Wort „Wesen" einfach durch dieses esse übersetzt (wesen = sein = esse). Daß sie aber das alte Wort doch nicht völlig durch den lateinischen Ausdruck

Digitized by Google

verdrängen konnten, dafür findet sich ein Beweis in Kirchhofs Wendunmut (1573), wenn er (Kap. 51 „Vom geistlichen Stande") von einem Kloster zu Cassel erzählt, „wie es noch im Wesen gestanden"; dafür liefert ferner einen untrüglichen Beweis die noch heute volkstümliche Formel: ein Haus im baulichen Wesen erhalten. Und endlich ein äußerer Beweis für die lateinische Herkunft des Esse: wo es erscheint, tritt es uns, wie andere Worte, die einfach aus dem Lateinischen herübergenommen sind, fast durchgehends in lateinischer Schreibweise entgegen. — Von Sachen auf den Menschen übertragen: Wer in seinem Esse ist, ist in seinem eigentlichen (für ihn naturgemäßen) Wesen, in dem Zustande, in welchem er sich am natürlichsten und daher am wohlsten fühlt. Dem gegenüber muß es wundernehmen, wenn Hemme in seinem vor zwei Jahren erschienenen lexikalischen Werke: Lateinisches Sprachmaterial im Wortschatze der deutschen, französischen und englischen Sprache (Leipzig, Avenarius) immer noch dem alten être à son aise huldigt. Auch etymologisches Unkraut scheint nicht zu vergehen.

Den Mantel nach dem Winde hängen (kehren, drehen). In dem einleitenden Satze Wustmanns ist das Wort „Grundsätze" sehr unglücklich gewählt. Was sollen die „festen Grundsätze" dem Wanderer, der auf der Landstraße bei stürmischem Wetter den Mantel klug nach der Seite hängt, von welcher der Wind herbläst? Bei seiner Handlungsweise handelt es sich überhaupt nicht um Grundsätze: es müßte denn der sein, auf jeden Fall auf seine Gesundheit bedacht zu sein. In diesem Falle aber würde er gerade nach Grundsätzen handeln. Ferner: wenn der Ausdruck in ursprünglichem, d. h. gutem Sinne gebraucht wird, so soll darin „dieselbe Lebensweisheit liegen wie in dem Sprichworte: Mit den Wölfen muß man heulen"? In den „drei wachsenden Dingen" Hans Sachs' heißt es:

Wer der armut entpfind,
Der henck den mantel nach dem wind,
Und treib allen überfluß aus,
Halt nach seinem vermügen haus. —

Der in diesen Worten liegende Sinn soll sein: mit den Wölfen muß man heulen? Wenn ein analoger Ausdruck dafür gesucht werden muß, so ist es doch weit eher die Aufforderung: strecke dich nach der Decke! — In desselben Dichters Schwank: „Der Pfennig ist der beste Freund" (154) begegnet die Stelle:

Wer sein gelt also prauchen thut
Zur noturft aus ainfalting mut,
Dem selben gar selten zurint;
Er henckt den mantel nach dem wint,
Leßt sich begnügen, was er hab,
Und dankt got deglich seiner hab — —

Digitized by Google

und in „Neunerlei Geschmack in der Ehe“ heißt es V. 59: Wenn der vierte, der „saure“ Geschmack, in der Ehe regiert, so müssen sie

Jr küchen düer und mager speissen,
Des wasser kruges sich auch fleissen,
Jn kleidung ring und schlecht hergen,
Spat sitzen, darzu fru aufsten
Und anhalten den ganczen tag
Mit arbeit, wo man kan und mag,
Den mantel nach dem wint zu keren
Wo anderst sie wollen mit eren
Auskumen auch wie piderleut. —

Wo liegt in einer dieser Stellen, die sich leicht um viele vermehren ließen, das „mit den Wölfen heulen“ und nicht vielmehr ein kluges: die Lebensbedürfnisse den Mitteln anpassen, sich nach der Decke strecken?

Kein Blatt vor den Mund nehmen. Daran, daß, wer leise sprechen will, „wohl ein zufällig vorhandenes Papierblatt (?) vor den Mund nimmt“ ist nicht „zu erinnern“, wie Wustmann meint, davon hat die ganze Erklärung der Redensart auszugehen, da ihr Gegensatz, etwas laut heraussagen, erst in seiner Fortentwickelung zu der heutigen Bedeutung „alles grade und derb heraussagen“ gekommen ist. In Fischarts Gargantua heißt es: „Sie spotteten durch ein Rebblatt mit abgestollener stimme“, d. h. mit verhaltener Stimme. Wer das nicht tut, (kein Blatt vor den Mund nimmt), redet laut, wie der Wein in Wustmanns Stelle, der „keyn blat fürs maul nimpt (Seb. Franck 1, 88), sondern es ebenso macht wie der Weinbeschwerte in Hans Sachs' Schwanke vom Christoffel der vollen Brüder (44), der in seiner „Vollheit“ auch vor unzüchtigen Worten nicht mehr zurückschreckt, „kein plat für den mund mer nembt“, auch das Schlimmste laut heraus sagt. Natürlich konnte von dieser Bedeutung der Redensart bis zur heutigen nur ein kleiner Schritt sein. Wer aber alles grade heraussagt, redet doch darum nicht immer auch „wie ihm der Schnabel gewachsen ist“! Hinsichtlich der Bedeutung dieser Redensart und dem „kein Blatt vor den Mund nehmen“ scheint mir denn doch ein erheblicher Unterschied obzuwalten. Und sicherlich nicht nur mir!

Essen (fressen) wie ein Scheunedrescher fehlt bei Wustmann. Drescher essen naturgemäß stark; das weiß schon Simplex, wenn er (IV, 8) sagt: Ich mochte (= konnte) damals fressen wie ein Drescher, dan mein Magen war nicht zu ersättigen.

Daß Wustmann sogar das berühmte Hornberger Schießen vergessen, von dem Spiegelberg in den Räubern (I, 2) sagt: da ging's aus, wie's Schießen zu Hornberg! Von den Schützen zu Hornberg wird erzählt, daß sie den Landsherrn bei seinem Erscheinen zum Schützenfeste mit so reichlichen Ehrensalven begrüßten, daß aus dem eigentlichen Scheibenschießen wegen Mangels an Pulver nichts mehr wurde.

Digitized by Google

Am letzten Ende (bei Wustmann fehlend) bedeutet heute ganz allgemein entweder „schließlich“ oder (besonders bei Wegfall des „letzten“) „vielleicht“. Wie abgeblaßt die heutige gegen die ursprüngliche Bedeutung ist, erhellt aus folgenden Stellen:

„Wa hasts gelert“ (= gelernt), heißt es in Murners Narrenbeschwörung 10, 40:

Das man prieſter alſo ert
Und gottes diener alſo ſchendt,
Der du begerſt am letſten endt?

und in der Schelmenzunft desſelben Dichters (34, 19):

Wen einer nach ſym letsten endt
Uff erden laßt ein böſen namen,
Des all ſyn kindt ſich mieſſent ſchamen —

ferner in den Worten, welche die Frau zum Jüngling ſpricht, dem ſie (in „Schimpf und Ernſt“ Kap. 230) eine Liebesprobe auferlegt: Du ſolt ſehen, wie ſie ſich halten an dem letzten endt.

Aus all dieſen Stellen ergibt ſich, daß mit dem letzten Ende urſprünglich das Abſcheiden von der Erde gemeint iſt.

Hundehaare auflegen! (fehlt bei Wuſtmann) pflegt man demjenigen zuzurufen, der die Folgen allzureichlichen Trinkens im ſogenannten Jammer empfindet. Man will ihm damit ein Gegenmittel empfehlen. Dieſe Hundehaare ſtellen eigentlich ein Stück volksmediziniſcher Homöopathie dar. War jemand von einem Hunde gebiſſen, ſo hielt man für das beſte Mittel zur Heilung der Wunde das Auflegen von Haaren desſelben Hundes. Die Übertragung auf gewiſſe oben angedeutete Zuſtände im Leben des Menſchen lag nahe und iſt bereits früh eingetreten. Schon bei Hans Sachs (im Faſtnachtſpiel von Petrus, der während ſeines Urlaubs mit ſeinen irdiſchen Freunden ſich vergnügt) meint Hans in ſeiner Katerſtimmung:

Will gleich des haars heint [1]) über legen
Vom hund, welcher mich nechten pais (= biß).

1) Althochd. hinaht = heute Nacht, mundartlich noch in „hinte“ erhalten.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Musik und Dichtung.

Ein Vorschlag zur Pflege dieses Verhältnisses auf der Schule.

Von Dr. **Artur Jacobs** in Essen.

Drei Faktoren entscheiden über die Güte und Möglichkeit dieses Vorschlages. Er muß erstens sachlich wichtig sein, Inhalt und Bedeutung haben (A). Nicht nur sachlichen Wert schlechthin, sondern unmittelbar ersichtliche Bedeutung für die Ziele, welche die Schule zu erreichen sucht (B). Dabei muß auch gezeigt werden können, daß bei der tatsächlichen Anlage des Kunstunterrichts auf der Schule die Möglichkeit und Ersprießlichkeit des Zusammengehens von Musik und Dichtung nicht berücksichtigt worden ist und werden konnte (C). Er muß ferner der Zeit nach möglich sein. Er darf die allgemein festgesetzte Arbeitszeit nicht willkürlich vergrößern oder verändern, aber auch die Arbeitszeit für die einzelnen Gebiete nicht wesentlich verkürzen. Er muß endlich die technische Möglichkeit im Auge behalten. Das was er anstrebt, muß mit Mitteln, über die jede Schule, wenn nicht verfügt, so doch verfügen kann, ausführbar sein.

Ich will diesen Vorschlag über eine lebendigere und innigere Gestaltung des Verhältnisses von Musik und Dichtung in bezug auf diese Punkte durchsprechen und prüfen.

Sachliche Wichtigkeit.

A. Da wohl keine Meinungsverschiedenheiten darüber bestehen dürften, daß die Kunst eine der bedeutungsvollsten Angelegenheiten der Kultur darstellt, daß also künstlerischer Fortschritt zugleich einen Fortschritt in der Kultur bedeutet, so wird man verstehen, wenn ich sage, daß die Frage nach der sachlichen Wichtigkeit zu einer Frage nach der künstlerischen Möglichkeit wird, da ja künstlerische Möglichkeit zugleich Notwendigkeit in sich schließt. Diese künstlerische Notwendigkeit will ich nach drei Richtungen hin andeuten.

I. Nach Kant ist uns schöne Kunst die Kunst des Genies. Über ästhetische Möglichkeiten entscheidet daher die Geschichte der künstlerischen Genien. Die Werke großer Künstler geben den besten Aufschluß über Probleme der Kunst. Wenn wir uns also über die ästhetische Möglichkeit (in welcher die sachliche Wichtigkeit enthalten liegt) einer Vereinigung von

Digitized by Google

Dichtkunst und Musik orientieren wollen, so fragen wir bei den großen Musikern und Dichtern an.

Drei Tatsachenreihen klären auf. Erstens die Einmütigkeit, mit der Wort und Ton uns gleich im Anfange der Geschichte und Entwickelung der Kunst im Volksliede entgegentreten. Hier hat der größte Künstler, das Volk[1]), in seiner idealen Einheit das Zusammenwirken geadelt. Musik und Dichtung sind im Volksliede unzertrennbar. Man zerstört die Einheit, wenn man es eines von beiden beraubt. Die Einheit aber des Kunstwerks ist seine Notwendigkeit.

Den Weg jenes namenlosen, größten Künstlers haben die Künstler, deren Namen wir kennen und ehren, nicht verloren.

Wir kennen keinen Musiker von Bedeutung, der nicht zugleich auch Liederkomponist gewesen wäre. Wir können weitergehen und sagen: wir kennen keinen Musiker von Bedeutung, der nicht auch jene größere und größte Verbindung von Wort und Ton, Oper, Oratorium oder musikalisches Drama versucht hätte (Bach: Passionen, Messen, Kantaten; Haydn: Oratorien; Gluck: Opern; Mozart: Opern; Beethoven: Oper, Oratorium, Messe; Schubert: Opern usw.) Die verschiedenartigen Beziehungen der Musik zum Wort, welche die einzelnen musikalischen Richtungen kennzeichnen, zeigen die Arbeit an diesem Problem und seine Entwickelung. Wir finden sowohl den Gang und die Tendenz vom Wort zur Musik wie auch von der Musik zum Wort. Für letztere ist die Neunte Symphonie[2]) das erlauchteste Beispiel, erstere ist die allgemeine Form und findet sich z. B. bei den meisten Vertonungen Goethescher oder Heinescher Gedichte.

Ebenso wissen wir von den innigen Beziehungen unserer großen Dichter zur Musik. Schillers berühmtes Distichon „Tonkunst" mag als Motto in der Charakteristik dieses Verhältnisses dienen. Wenn nur Polyhymnia die Seele ausspricht, wer möchte auf die Seele verzichten? Wir erfahren, daß Schiller beim Anhören Gluckscher Musik Tränen vergoß und

1) Es ist interessant zu beobachten, daß eben dasselbe Volk als der Inbegriff aller derjenigen, „welche eine gemeinschaftliche Not empfinden" und daher allein mit Notwendigkeit (der obersten Forderung der Kunst) handeln, als der Schöpfer des Kunstwerks gedacht wird, welches das Endziel aller Kunstentwickelung darstellen soll, und das dem gemeinsamen Drang aller Künste zur unmittelbarsten Mitteilung entwächst (Wagner: Kunstwerk der Zukunft).

2) „Die letzte Beethovensche Symphonie ist die Erlösung der Musik aus ihrem eigentlichen Elemente heraus zur allgemeinsamen Kunst. Sie ist das menschliche Evangelium der Kunst der Zukunft. Auf sie ist kein Fortschritt möglich, denn auf sie unmittelbar kann nur das vollendete Kunstwerk der Zukunft, das allgemeinsame Drama folgen, zu dem Beethoven uns den künstlerischen Schlüssel geschmiedet hat." R. Wagner: Kunstwerk der Zukunft, S. 96.

Digitized by Google

wissen aus Aussprüchen, wie hoch er eine solche Verbindung von Wort und Ton stellte. Daß Goethe ein inniges Verhältnis zur Tonkunst fand, kann nicht wundernehmen. Er sieht in ihr etwas „im höchsten Grade" Dämonisches „denn sie steht so hoch, daß kein Verstand ihr beikommt und es geht von ihr eine Wirkung aus, die alles beherrscht und von der niemand imstande ist, sich Rechenschaft zu geben".[1]) Auch in der Poesie findet er dieses Dämonische „und zwar vorzüglich in der unbewußten, bei der aller Verstand und alle Vernunft zu kurz kommt, und die daher auch über alle Begriffe wirkt". Wir fügen hinzu: es findet sich nicht nur in der Poesie, es ist auch ihr tiefstes, letztes — es ist die Quintessenz aller Kunst — das Musikalische aller Kunst. Der Lyriker vorzüglich lebt ja in letzter Stunde ganz von diesem Dämonischen, von dieser Musik, von der Kraft, zwischen den Worten dem Unaussprechbaren des Gefühls Raum zu geben. Wir dürfen ganz ruhig den Wert der Lyrik nach der Zahl und Mannigfaltigkeit der Elemente in ihr beurteilen, die dem Bereich der Worte entzogen sind.[2]) Goethes Gedichte wie auch die Heines fordern durch die Unendlichkeit der Gefühle, die in ihnen liegt, die Musik heraus, was die Unzahl der Kompositionen dieser Gedichte ja auch dartut. Natürlich war Mozart, wie aller großen Dichtergeister jener Zeit, auch sein Gott „Eine Erscheinung wie Mozart bleibt immer ein Wunder, das nicht weiter zu erklären ist"; „Mozart hätte den Faust komponieren müssen —"[3]) lesen wir bei Eckermann. Er hat ja auch den Epilog zur Zauberflöte gedichtet. Aber auch zu Bach, dem tiefsten aller Musiker, wußte er sich zu stellen.[4]) Seine Freundschaft mit Zelter, der die meisten seiner Lieder, für mein Empfinden allerdings sehr oft unzureichend, komponiert hat, ist be-

1) Eckermann: Gespräche mit Goethe. (Reklam.) 2. Bd. S. 207.

2) Von hier aus lassen sich interessante Schlüsse auf Wesen und Wert der Kunst überhaupt machen. In dem Buche „The Renaissance, studies in art and poetry" spricht Walter Pater von einer Kunst, die sich nicht unmittelbar an die Sinne, noch weniger aber ausschließlich an den Intellekt, sondern an die „imaginative reason" wendet und kommt dann im Verlaufe seiner Untersuchung zu dem Satze (von dem der Dichter und Kritiker Schaukal sagt, daß er die Grundwahrheit, das Tiefste über die so barbarisch immer wieder verkannte Natur unübertrefflich festlege): „All art constantly aspires towards the condition of music". Hier muß man weiter denken, und sich von dem engen sinnlichen Bereiche, den man mit dem Begriff Musik sonst verknüpft, freimachen. Man kommt dann in der Tat nicht um den Satz herum, daß das wahrhaft Künstlerische aller für Kunst genommenen dichterisch- oder plastisch-schöpferischen Äußerungen in dem latent musikalischen Gehalte liegt, der ihnen innewohnt. Man kann das bei Böcklin und Schwind ebenso prüfen wie bei Goethe und Mörike.

3) Eckermann: Gespräche mit Goethe. (Reklam.) 2. Bd. S. 185 u. 44.

4) „Mir ist bei Bach, als ob die ewige Harmonie sich mit sich selbst unterhielte, wie sich's etwa in Gottes Busen kurz vor der Schöpfung mag zugetragen haben."

Digitized by Google

kannt. Daß er zu der mit Beethoven so gewaltig einsetzenden Revolution in der Erkenntnis musikalischer Mittel und Aussichten nicht die Beziehung fand, die wir haben, ist begreiflich.[1]) Viel begreiflicher jedenfalls als sein bedauerliches Verhältnis zu dem Dichter Kleist. Grillparzer hatte nicht nur musikalisches Interesse, sondern auch offenbar Begabung. Aus seiner Selbstbiographie wissen wir, daß er eine solche Fertigkeit im Phantasieren und Improvisieren besaß, daß er einen Kupferstich vor sich aufs Notenpult legen und die darauf dargestellte Begebenheit so abspielen konnte, als ob es eine musikalische Komposition gewesen wäre. Auch an Liedern hat er sich versucht. An Goethes „König von Thule" konnte sich sein Vater nicht satt hören. Bemerkenswert sind seine „Erinnerungen an Beethoven", den er persönlich gut gekannt und verehrt und dem er auf seinen Wunsch ein Opernbuch geschrieben hat (Melusina), wie auch seine Rede am Grabe Beethovens, der man anmerkt, welche unbegrenzte Hochachtung und Bewunderung er für diesen Geist hegte. In seinen „ästhetischen Studien" hat er auch die Musik, ihre Mittel, Grenzen, insbesondere auch ihr Verhältnis zur Dichtkunst behandelt. Wir hören von dem Wunsche, ein Gegenstück zu Lessings Laokoon: über die Grenzen der Musik und Poesie zu schreiben.

Spuren desselben Verhältnisses zur Musik können wir durch die ganze Literaturgeschichte hindurch verfolgen, bei Heine und Mörike, bei denen es so begreiflich ist, bei Rückert, dem Schumann das Herz abgewonnen, bei O. Ludwig, der nicht wußte, ob er Musiker oder Dichter werden sollte (er hat Opernbruchstücke, Balladen, Lieder, auch ein Requiem komponiert), aber auch bei neueren, bei D. v. Liliencron, von dessen inniger Liebe zur Musik wir in allen Gedichtsammlungen (besonders im Poggfred) spüren können und bei Gerhart Hauptmann, welcher der Idee und Ausführung einer Vertonung seiner „Versunkenen Glocke" warm entgegengekommen ist.

Es ist durchaus nicht nötig, sich bei der Besprechung dieser Fragen von vornherein auf einen ganz bestimmten Standpunkt hinsichtlich der Auffassung des Verhältnisses von Musik und Dichtung, etwa den Wagnerschen, zu stellen; es kann vorerst völlig dahingestellt bleiben, welche Rolle die Musik dem Worte gegenüber einnimmt (ob man etwa mehr für die alte Oper oder das moderne musikalische Drama oder aber für eine Vereinigung von Poesie und Musik in dem Sinne, wie sie Beethoven im „Egmont" versucht hat, ist), nur daß die Musik im Interesse der Kunst

1) War doch selbst einem so genialen Musiker wie K. M. v. Weber die „Eroika" eine „wilde Phantasie", in der ihm „des Grellen und Bizarren zuviel" vorkam, und die sich oft „ins Regellose zu verlieren" schien.

Digitized by Google

überhaupt dem Worte gegenüber eine Rolle spielen muß, das einzusehen, ist notwendig.

II. Jede Einzelkunst hat ihre Mittel, ihre Gesetze und ihre Grenzen. Aus der Besonderheit ihrer Gesetze und Mittel leitet sie ihre Eigenart ab. Durch sie bekommt sie ihre Selbständigkeit und die Möglichkeit, ihre eigenen Wege zu gehen. Aus der Tatsache der Grenze schöpft sie die Möglichkeit, mit anderen Künsten gemeinsam zu arbeiten. Beides ist also künstlerisch berechtigt und hat damit seine Notwendigkeit.

Wir haben nur mit der letzteren Möglichkeit zu tun. Genauere Untersuchungen über die Grenzen von Dichtung und Musik sind nicht leicht und warten noch auf ihren Lessing. Wir wägen nur das Allerdeutlichste ab, um zu sehen, wo die Grenzen liegen. Wir finden sie bei der Dichtung in der Tatsache des begrenzten Ausdrucksvermögens der Sprache, die ja letztlich immer Begriff bleibt. Aber für das Gefühl, dem jede Kunst doch schließlich dient, ist jeder Begriff Notbehelf; die herrlichste Dichtung bleibt daher Umschreibung, läßt eine Lücke. Will man diese Lücke künstlerisch ausfüllen, so kann man das nur mit Hilfe der Musik tun. Denn das ist die einzigste Kunst, die unmittelbar Gefühle zum Ausdruck zu bringen vermag. Ihr Wesen ist, daß, was „alle andern Künste nur andeuten, durch sie und in ihr zur unbezweifeltsten Gewißheit, zur allerunmittelbarst bestimmenden Wahrheit wird". (R. Wagner.) Die Musik erfüllt somit die notwendige Forderung der Einheit und Vollendung des Kunstwerks.

Die Musik für sich allein bedarf aber ebenso notwendig dieser Ergänzung. Sie liegt als flüssiges, unbestimmtes, sich nach Festigkeit und Richtung sehnendes Naturelement zwischen den anderen Künsten. Auch sie will den Menschen. Aber sie kann ihn nur in unbestimmter Gefühlsallgemeinheit geben. Die Geschichte, d. i. die Kultur, jedoch will die Notwendigkeit der Bestimmtheit, das Recht der Richtung. Die Möglichkeit, Richtung zu gewinnen, schließt die Notwendigkeit ein, sich mit den Elementen zu vereinigen, welche die Richtung bezeichnen. Die Musik kann sich also nicht anders in das Ganze der Kultur einfügen als durch die Vereinigung mit den anderen Künsten.

Man darf hieraus den Schluß nicht ziehen, daß die Musik nicht ohne die Dichtung, in voller Selbständigkeit, ihren Weg gehen könne, oder daß die Dichtung nicht künstlerisch wichtige und herrliche Leistungen für sich allein erzielen könne. Das heißt die Grenzen und Eigenarten dieser Künste ebenso verkennen wie verwischen. Jede hat ihre und für sie allein gültigen Gesetze. Diese Gesetze für sich zu erfüllen ist schon ein weites Feld. Welche herrlichen Meisterwerke verdanken wir ihnen nicht! Aber über diesen besonderen Gesetzen stehen die Gesetze der allgemeinsamen

Digitized by Google

Kunst, steht das Kunstwerk, das nicht einen Teil des Menschen, das den ganzen Menschen will. Zu diesem Kunstwerk drängt die Kultur mit Notwendigkeit. Ich habe schon gesagt, daß ich hier nicht an eine bestimmte Richtung denke, Wagners „Kunstwerk der Zukunft" insbesondere liegt mir ganz fern. (Ein Drama, in dem nur gesungen wird, erscheint mir nicht natürlich.) Ich stelle nur die Berechtigung und Notwendigkeit der Forderung im allgemeinen fest. Wie sich diese Forderung im besonderen gestalten wird, ist Sache der Künstler und kann nicht in bestimmte Formeln gebracht werden. Es scheint mir aber, daß wir viele und prächtige Ansätze nicht erst gestern bekommen haben, sondern schon lange besitzen, nicht nur im Liede, sondern auch im Drama. Oder sind etwa Egmont (Goethe-Beethoven) und der Sommernachtstraum (Shakespeare-Mendelssohn) keine nennenswerten Versuche?

III. Dichter sowohl als Musiker, die ihre Werke auch nach der philosophischen Seite hin zu verarbeiten, sie zum Ganzen ihrer Weltanschauung in Beziehung zu setzen pflegen, sind im Verlaufe ihrer Betrachtung, oft ohne für das was sie wollen das richtige und erlösende Wort zu finden, auf die Notwendigkeit der musikalischen Mitarbeit für die Einheit und Vollendung ihrer Kunst gestoßen.

Bei Schillers philosophischen Entwürfen ist das, zugleich als ein bemerkenswertes Beispiel für den Grundzug künstlerischer Art und Wirksamkeit (der Sehnsucht, immer weiter und tiefer zu suchen, der Kunst neue Gebiete zu erschließen) wundervoll ersichtlich. Der dritten Spezies von sentimentalischer Dichtung z. B. in der prächtigen Untersuchung „über naive und sentimentalische Dichtung", der Idylle, merkt man das Hinaustreten aus der Möglichkeit poetischer Alleinarbeit ganz deutlich an. Sie soll die Krone der Arbeiten des sentimentalischen Dichters, „lauter Freiheit, lauter Vermögen, lauter Licht" sein, sie soll „keine Schatten, keine Schranke" enthalten, den Übertritt des Menschen in das Gefühl selbst („in den Gott") — Vermählung des Herkules mit der Hebe — darstellen. Schiller ist ganz berauscht von diesem Gedanken.[1]) Beispiele, die er sonst bei jeder Gruppe gibt, fehlen. Ganz natürlich. Dafür gab es und kann

1) „Mir schwindelt, wenn ich an diese Aufgabe, an die Möglichkeit ihrer Lösung denke. Ich verzweifle nicht ganz daran, wenn mein Gemüt nur erst ganz frei und von allem Unrat der Wirklichkeit recht rein gewaschen ist; ich nehme dann meine ganze Kraft und den ganzen ätherischen Teil meiner Natur noch auf einmal zusammen, wenn er auch bei dieser Gelegenheit rein sollte aufgebraucht werden. Fragen Sie mich aber nach nichts. Ich habe bloß noch ganz schwankende Bilder davon und nur hier und da einzelne Züge. Ein langes Studieren und Streben muß mich erst lehren, ob etwas Festes, Plastisches daraus werden kann." (Brief an Körner 1795.)

Digitized by Google

es in der Poesie keine Beispiele geben. Diese Beispiele sind aber kurz nachher in der Musik erschienen, und zwar in den letzten Beethovenschen Symphonien, insbesondere in diesem unerreichten Hymnus an die Freude, zu dem ja Schiller die Worte hergab, und wo in der Tat „lauter Licht, lauter Freiheit, lauter Vermögen" ist.[1])

Wunderbar: Die Dichtung, im Drang nach neuen Möglichkeiten, im unbewußten Sehnen nach der noch unbekannten Einheit, geht über sich selbst hinaus und findet sich in der Musik. Und fast zugleich durchfährt die Musik den ungeheuren Ozean ihrer Möglichkeiten und landet beim Wort, bei der Dichtung. Schiller ahnt die Idee der Symphonie und Beethoven greift zum Schillerschen Wort.

Dieser Zufall wird für R. Wagner zur Notwendigkeit. Er erkennt darin den bedeutungsvollen, vorerst unbewußten Willen zum gemeinsamen Kunstwerk, der immer dann entsteht, sobald eine Kunst an ihren Schranken angelangt ist. Um die Freiheit und Entfaltungsmöglichkeit der einzelnen Künste im gemeinsamen Ganzen wird ihm darum nicht bange. „Wie der Mann durch die Liebe in die Natur des Weibes sich versenkt, um durch dieses in ein Drittes, das Kind, aufzugehen, — in dem Dreivereine dennoch aber nur sich, in sich jedoch sein erweitertes, ergänztes und vervollständigtes Wesen liebend wiederfindet: so vermag jede der einzelnen Kunstarten, im vollkommenen, gänzlich befreiten Kunstwerke sich selbst wiederzufinden, ja sich selbst, ihr eigenstes Wesen, als zu diesem Kunstwerk erweitert anzusehen, sobald sie auf dem Wege wirklicher Liebe, durch Versenkung in die verwandten Kunstarten, wieder zu sich zurückkommt, und den Lohn ihrer Liebe in dem vollkommenen Kunstwerke findet, zu dem sie selbst sich erweitert weiß."[2])

B. Wir haben jetzt zu zeigen, in welcher Weise ein solches Zusammenwirken, dessen künstlerische Notwendigkeit und damit allgemein sachliche Wichtigkeit wir dargetan haben, für die Erreichung der Ziele, welche die Schule sich setzt, von Wert sein kann.

Es ist zweckmäßig, sich dazu einmal die Wirkungen dieser Vereinigung vor Augen zu führen.

Ich muß da notgedrungen persönlich werden, kann aber versichern, daß ich mich mit Ungezählten eins weiß. Ich nehme ein beliebiges Gedicht heraus (womit nicht gesagt sein soll, daß ich mir das Zusammenwirken von Dichtung und Musik immer nur in dieser Form denke), z. B. den Erlkönig von Goethe in der Komposition von Schubert. Ich beabsichtige durchaus nicht, den Alleinwert dieser unvergleichlichen Ballade zu

1) Vgl. H. v Stein: Beiträge zur Ästhetik der deutschen Klassiker (7), Reclam.

2) Gesammelte Schriften und Dichtungen. 3. Bd. S. 117.

Digitized by Google

schmälern; ich stelle nur fest, daß mir das Gedicht mehr geworden ist, daß ich ihm innerlich näher gekommen bin, daß ich weiter sehen gelernt habe, seit ich die Schubertsche Musik kenne. Die ganze Unheimlichkeit der Landschaft, der ganzen Stimmung, in die wir versetzt werden sollen, bleibt ja mit den paar Worten, so meisterhaft sie gewählt sind (wer könnte wohl kürzer und treffender sprechen?) doch noch recht unentdeckt, nicht genügend unmittelbar vor die Seele gestellt. Wir reflektieren wohl, aber wir bekommen nichts vor die Sinne. Das kann auch der Dichter nicht. Wie ganz anders, unmittelbar packend, wirken da die schnellen Triolen in den ersten Stimmen mit den drohenden, aufschreckenden Läufen im Baß. Bei den Lockungen des Erlkönigs wird das noch viel sichtbarer. Hier wird doch in den Worten eigentlich nichts offenbar, es tritt nichts in die Sinne, alles bleibt auf dunkle Begriffe gestellt, unserer Reflexion überlassen. Bei der Musik hingegen hat man das unmittelbare Empfinden: hier steht die Notwendigkeit, diesen Lockungen kann sich nichts entziehen. Hier ist keine Vorstellung, von der wir im Grunde doch genau wissen, daß es nur Vorstellung ist, hier ist unmittelbare Gefühlsgewißheit. Wir hören ja nicht von einem Erlebnis, wir stehen selbst mitten drin. Unsere Sinne sind genau so in Anspruch genommen wie die des kranken Kindes. Aber nur so steht man unmittelbar in jenem großen persönlichen Drama drin, das von dem kranken Kinde zum Kinde überhaupt und vom Kinde zum Menschen geht.

Ich weiß wohl, daß alles, was ich hier sage, nur „Gerede" für den ist, der nichts Ähnliches erlebt hat. Ja, man kann mir mit gewissem Recht Phrasenhaftigkeit vorwerfen, da ich ja den törichten Versuch mache, in Worte zu fassen, was schlechterdings nicht in Worte zu fassen ist. Aber es lag mir ja auch fern „Tatsachen" in der gewöhnlichen Bedeutung hier zu geben, es sind meine Empfindungen (die ich allerdings nicht für isolierte halte) in ungenügendem Ausdruck dargeboten, und wenn sie dem einen oder anderen wenigstens die Richtung angeben, in welcher der etwas finden kann, der richtig sucht, so ist alles erreicht, was ich wollte.

Ich will jetzt im einzelnen herausheben, was mir an Wertzuwachs für den Schüler in der Zusammenarbeit von Dichtung und Musik enthalten zu sein scheint.

Für den ersten und wichtigsten Fortschritt halte ich die Einsicht von der gemeinsamen Arbeitsmöglichkeit eines zur Wissenschaft erhobenen und demgemäß dargebotenen Unterrichts (Deutsch — Sprachen) und eines bisher als amüsanten Zeitvertreib, als Erholung betriebenen Kunstunterrichts (Gesang — Musikunterricht überhaupt). In dieser Einsicht liegt der un-

Digitized by Google

schätzbare Erkenntnisfortschritt von einer Kunst als angenehmem Spiel, als reinem, nicht durch Arbeit erkauftem Genuß, zu einer Kunst des Ernstes, der Arbeit und der Kultur. Aus der Sphäre des Angenehmen, des mühelos Erworbenen, des gefälligen Nebenher, aus dem Bannkreis dieses, allen wahren Kunstfortschritt unmöglich machenden leichtfertigen, oberflächlichen, sinnlichen Genießens tritt die Kunst jetzt für den Schüler in den Bereich der Arbeit, in den Ernst wissenschaftlichen Denkens, in den Zusammenhang mit anderen Kulturfaktoren. Es wird also der Grund gelegt für die allein würdige und wertvolle Auffassung von Idee und Aufgabe der Kunst, die nie und nimmermehr nur eine schöne und erfreuliche Umrahmung des Lebens, angenehmer, nach der Arbeit wohltuender Sinneskitzel, „heiter" in jenem mißverstandenen Gutstubensinne (um des Himmels willen nicht im Schillerschen!) ist, sondern das Leben selbst in aller Mannigfaltigkeit seiner Äußerungen, mit Ernst und Arbeit und damit den Menschen in der Gesamtheit seines Denkens, Wünschens und Wollens darstellt. — Ich bin natürlich nicht so töricht zu denken, daß damit für das eigentliche „Kunstverständnis" etwas getan sei. Ich will im Gegenteil ganz ruhig bekennen, daß ich Kunstempfänglichkeit, die Gabe, ein Kunstwerk zu erfassen und in echter künstlerischer Nachschöpfungsfreude zu verarbeiten, für ein Geschenk guter Götter halte, für den herrlichen Funken, den keine Erziehung in die Seele hineinzaubern kann. Nur unter diesem Vorbehalt hat es überhaupt Sinn, von Kunsterziehung zu reden. Sie bedeutet dann: Freilegung, Stärkung, Erhaltung dieses Funkens. Ich stärke aber diesen Funken, wenn ich die Gewißheit und gewissermaßen Beruhigung schaffe, daß es sich um hohe und ernste, der Wissenschaft vollständig gleichwertige Dinge handelt. Ich helfe ihn freilegen, indem ich auf den Weg weise, der zur Kunst führt, und der allein die Freude an der Kunst erhalten kann.

Für eine weitere wertvolle Bereicherung halte ich den Zuwachs an innerer Beziehung zu literarischen Produkten, der dadurch gewonnen wird. Musik hilft, dem Kunstwerk innerlich näher zu kommen, sie gibt dem Gefühl Anregung und Weite. Es ist gar nicht zu ermessen, welchen Gewinn z. B. die deutsche Dichtung — ja Dichtung! — von der Wolfschen Musik in bezug auf das Verständnis des Dichters Mörike gehabt hat. Das klingt ungereimt, ist aber die Wahrheit, wie alle diejenigen mir zugeben werden, welche diese geniale Musik kennen. (Ich kann alle Freunde Mörikescher Kunst nicht nachdrücklich genug auf das Studium dieser Musik aufmerksam machen. Aber nicht einmal, hundertmal hören!)

Endlich möchte ich nicht vergessen, als Gewinn dieser Kunstgemeinschaftspflege, die Wirkungen zu erwähnen, welche aus der Berührung mit der

Digitized by Google

Kunst ganz allgemein erwachsen. Es ist keine Phrase: was die Kunst berührt, das erhebt sie. Die Feuerströme von Lebensfreude und Kraftgefühl, mit denen sie die Seele durchglüht, sind kräftige Stützen bei der Erweckung und Erziehung des Menschen im höchsten Sinne.

C. Daß auf der Schule in dieser Richtung bisher so wenig getan ist, liegt an dem Verhältnis der Schule zur Tonkunst. Zur Kunst überhaupt hat die Schule ja in den letzten Jahren unzweifelhaft ein bedeutsameres Verhältnis gewonnen. Der Musik ist man bei all diesen Bestrebungen mit lauterem Interesse entgegengekommen. Mag sein, daß man ihr die allgemeine Bedeutung der Schwesterkünste nicht zuerkannte, mag auch sein, daß man die technischen Schwierigkeiten, die Möglichkeit für solche Dinge dieselben Grundlagen zu gewinnen, wie etwa für die Dichtung (jedermann kann Wörter schreiben und lesen, aber wer Noten?) für zu schwer erringbar hielt.

Musik und Dichtung sind auf der Schule bisher nur im Volksliede und einigen „Zufallsgesängen" miteinander gegangen. Von einem Hand in Hand gehen dieser Künste ganz allgemein, auf breiterer Basis ist meines Wissens noch nicht als von einer Möglichkeit gesprochen worden. Der Ausgangspunkt war ja auch verstellt. Man verlegte ihn in den Gesangsunterricht. Man sei aber einmal ehrlich. Ist der Gesangsunterricht je Kunstunterricht gewesen und kann er es sein? Wo man weder loben noch tadeln kann, da ist er gediegener technischer Stimmfertigkeitsunterricht In den meisten Fällen ist er ein Einexerzieren von bestimmten Paradenummern für Festlichkeiten; nichts als Stimmdrill, um zu glänzen.

Man will das ja auch so. Der Chor soll auftreten, wenn etwas Besonderes los ist. Er muß sich auf die jährlich wiederkehrenden Festgelegenheiten mit Festnummern von der Güte der Hochzeits- und Gelegenheitsgedichte vorbereiten. Der Güte der vom Chor vorgetragenen Dichtungen (mit wenigen Ausnahmen) wird wahrscheinlich niemand das Wort reden. Mit der Musik steht es leider öfters nicht viel besser. Immerhin liegt doch hier wenigstens die Möglichkeit nicht zu ferne, zu bessern. Aber nun das Wichtigste: selbst für den Fall, daß die Dichtung wirklich der Musik entspricht und umgekehrt, wer macht auf die gegenseitige Beziehung aufmerksam, wer beachtet Inhalt, Form und Klang gleichermaßen, wer zieht die Verbindungsfäden zum Leben der Schöpfer, zur Geschichte der Kunst, wer stellt die Darbietungen, die Technik, in das rechte Verhältnis zum ganzen Menschen, zur Kunstgeschichte, zur Ästhetik? Gerade weil man in dem Gesangunterricht gar keine Beziehungen zu dem sieht, wovon das Herz nach andern Richtungen voll ist, weil man immer nur Äußerliches, Hinarbeiten auf Festlichkeiten, im besten Falle ein wenig technischen Fortschritt sieht,

Digitized by Google

bringt man ihm diese Gleichgültigkeit und Interesselosigkeit entgegen, über die man sich leider meist deshalb noch viel zu wenig wundert, weil man die Begeisterung und Lust, vor breitem Publikum mal recht kräftig loszusingen für Kunstbegeisterung und Liebe zur Sache hält. Der Gesangunterricht, so wie er gegeben wird, zieht das groß, was m. E. der Kunst am allermeisten schadet, den Wahn einer Gutstubenkunst. Das ist ja das A und O aller Kunsterziehung, daß man aufhört, die Kunst als Einzelding anzusehen, die mit den übrigen Wertgegenständen der Kultur nichts zu tun habe. Als vornehmste Aufgabe aller Erziehung zur Kunst muß der Schule vorschweben, die Kunst als Kulturausdruck, in ihrem Zusammenhange mit den anderen großen Zweigen des menschlichen Bewußtseins, mit Wissenschaft und Ethik zu behandeln.[1]) Den göttlichen Funken selbst zu entzünden, das Innerste des Herzens aufzuschließen, liegt ja jenseits ihrer Macht. Ehrfurcht erwecken, das ist alles. Und dieser Weg führt über die Kultur. Wenn die Kunst aufhören soll, Flitter und amüsanter Festschmuck zu sein, wenn man im Schüler denselben Ernst der Arbeit und Teilnahme für sie erwecken will, wie er ihn den wissenschaftlichen Gegenständen bereitwillig entgegenbringt, dann muß man ihr jene breitere Basis als Kulturmacht geben, die zu jedem anderen Kulturwert Beziehungen hat.

Es scheint mir ein bedeutsames Zeichen für die Stellung, die man der Kunst zuerteilt (so viel man auch dagegen reden mag), daß der Akademiker in den Reihen derer, die auf der Schule zur Kunst erziehen, mit den Pflichten und Rechten natürlich, die ihm als wissenschaftlich gebildeten Lehrer zukommen, noch keinen festen Platz hat. Ich zweifle daran, daß man den Gesangunterricht zum Kunstunterricht wird erheben können, wenn man ihn ausschließlich den Händen technischer Lehrer überläßt.

Weil ich weiß, daß man mich mißverstehen wird, will ich betonen, was mir, dem ganzen Vorhergehenden nach, überflüssig erscheint, daß ich nämlich durchaus nicht daran zweifle, daß der nur mit Volksschulbildung ausgerüstete Gesanglehrer genau dasselbe künstlerische Empfinden und Interesse haben kann und hat wie der Akademiker. Ich messe das künstlerische Empfinden nicht an dem Maßstab wissenschaftlicher Kenntnisse. Noch weniger bin ich etwa der Meinung, daß man künstlerisches Verständnis hat, wenn man tiefsinnig und gelehrt über Kunst zu reden weiß.

1) Um Mißverständnissen vorzubeugen, bemerke ich hier noch einmal ausdrücklich, daß ich nichts weniger beabsichtige, als etwa die Kunst in Vernunftbetrachtungen, in Wissenschaft aufzulösen, oder etwa sie in den Dienst der Ethik zu stellen. Die Erziehung tut schlechterdings nur, was sie tun kann. Der Kunstempfänglichkeit geht's wie dem Glauben oder der Liebe, sie sind da, oder sie sind nicht da. Systematisch erzeugen kann man sie nicht. Was man aber kann ist: Achtung, Ehrerbietung vor ihnen erzeugen.

Digitized by Google

Ich meine aber, daß die strenge Scheidung der Lehrer für Kunst und der für Wissenschaft vom Übel ist, und daß der Kunst ein Schade daraus erwächst. Ich glaube ferner, daß wahre Kunsterziehung Verständnis für die Bildungsstufe und die Wesenselemente dessen erfordert, der zur Kunst erzogen werden soll. Die Erkenntnis des Unterschiedes in der Bildungsanlage erzeugt ein Gefühl der Nichtzusammengehörigkeit. Man bleibt sich innerlich fremd. Wenn man sich aber nicht in die Seele dessen versetzen kann, dem man künstlerisch die Wege weisen will, so scheint mir die künstlerische Erziehung damit, wenn nicht unmöglich gemacht, so doch sehr erschwert.

Da man vorläufig keinen Grund hat anzunehmen, daß die Verhältnisse, wie sie nun einmal vorliegen, wesentlich, d. h. in der Richtung, wie ich sie angedeutet habe, geändert werden, so kann der Gesangunterricht nicht als Ausgangspunkt gesunder künstlerischer Entwickelung angesehen werden. Für den Ausbau des Verhältnisses von Dichtung und Musik kann man ihn jedenfalls nicht gebrauchen. Dieses sucht seine Stärke da wo jener versagt.

Möglichkeiten der Ausführung, Zeitfrage, technische Schwierigkeiten.

Die böse Frage, an der die meisten, der Sache nach oft recht beherzigenswerten Vorschläge scheitern, bleibt immer die: Läßt die Ausführung sich mit den Zeitverhältnissen, die der Schule gesetzt sind, vereinbaren? Eine neue Stunde zu der bestehenden Arbeitszeit hinzufügen, ist unmöglich. Einem bestimmten Fache die Stunde rauben, sehr bedenklich. Es bleibt also nichts übrig, als daß alle Fächer sich in die Sache teilen. Wie aber?

Die Ausführung, wie ich sie mir gedacht habe und wie sie an der Schule, an der ich unterrichte, allerdings noch nicht in dem breiten Rahmen und der Regelmäßigkeit, wie ich sie hier allgemein vorschlage, bereits versucht ist, ist die folgende:

A. In bestimmten Zeiträumen, z. B. alle vier Wochen, treten die Herren, welche an der Sache Interesse und durch die Führung des Unterrichts im Deutschen und in den Sprachen aktiven Anteil haben, zu einer kleinen Vorbesprechung zusammen. Es handelt sich um eine Orientierung darüber, was in den nächsten vier Wochen im Einzelunterricht durchgesprochen werden soll, und welche Auswahl man hinsichtlich der Werke treffen will, die musikalisch vorgeführt werden sollen. Die Klassen von Prima bis Tertia einschließlich kommen in Betracht. Womöglich soll aus dem Pensum

Digitized by Google

jeder Klasse ein Gedicht ausgewählt werden. Dadurch bekommt die Vorführung für jede Klasse einen Mittelpunkt. Die anderen Gedichte sollen aber in allen Klassen, wenigstens der Lektüre nach, bekannt gegeben werden. Das ist keine Abschwächung des Interesses, sondern eine gesunde Vorarbeit für späteres eindringliches Verständnis. Man kann dann, wenn auch auf keinen letzten und tiefen, so doch auf einen abgerundeten Eindruck bei der späteren eingehenden Durchnahme bauen und sich darauf beziehen. Im übrigen ist ja das eigentlich Wesentliche und Wichtige der musikalischen Mitarbeit nicht immer an das begrifflich Schwierige, im Gegenteil, meistens an das natürlich-allgemein Verständliche geknüpft. Man wird den tiefsten seelischen Gewinn von der Komposition des schlichtesten Textes haben können, da es ja nicht auf das Gedanklich-philosophische, sondern auf den Gehalt reiner Gefühlselemente, auf die dem Gedicht innewohnende latente Musik ankommt. So glaube ich z. B. nicht, daß man von den Kompositionen Schillerscher Balladen (die ja Schubert im Überschwang seines musikalischen Reichtums zu komponieren versucht hat) viel Gewinn haben wird. Dahingegen wird man etwa Heines „Leise zieht durch mein Gemüte" eigentlich nur musikalisch und ohne viel Vorbereitung allen Stufen gleich verständlich und wirkungsvoll bringen können. Überhaupt wird es gut sein, hie und da unter den Gedichten der drei unteren Klassen Umschau zu halten, da sich dort manches findet, das wohl vom Sextaner verstanden wird, aber in seinem tiefen Gefühlswert für Menschen aller Bildungsstufen stets Neues und Schönes bietet und besonders im musikalischen Gewande manchmal plötzlich sein tiefstes Wesen zeigt. Ich denke an Gedichte wie etwa: Heinrich, der Vogler, das ja entschieden ein innigeres und eindrucksvolleres Gesicht in der köstlichen Löweschen Vertonung bekommt; oder an das unvergleichliche Höltysche Frühlingsliedchen und das tief gemütvolle Abendlied von Klaudius.

Nachdem die vorzuführenden Gedichte bestimmt und die Einzelarbeit in den Klassen getan ist, versammeln sich alle Schüler an einem bestimmten Tage zu festgesetzter Stunde in der Aula oder im Musikzimmer. Tag und Stunde der Zusammenkunft wechselt ab. Womöglich kommt jedes Fach an die Reihe, daß also in dieser Hinsicht nach keiner Seite Schaden erwächst.

Jeder Aufführung geht ein kleiner Vortrag voraus, eine Art Einleitung in die Musik. Ich halte diese Vorträge, die von Herren übernommen werden, welche rechte Fühlung zu Kunstwerken und Fragen über Kunst gewonnen haben, für einen wichtigen Teil des Unternehmens. Eine Klippe muß natürlich hier mehr als bei jedem anderen pädagogischen Verfahren vermieden werden. Ich meine die Neigung zum Dogmatismus.

Digitized by Google

Wenn es schon in der Wissenschaft gefährlich ist, fertige Urteile darzubieten, in der Kunst ist es in jedem Fall verderblich. In der Wissenschaft gibt es ja doch schließlich Prinzipien, die keiner bestreiten kann; hier handelt es sich nur um den günstigsten Weg, um zu ihnen zu gelangen — in der Kunst aber gibt es solche Prinzipien nicht.[1]) Kunst ist Sache des einzelnen, der Persönlichkeit. Jeder erarbeitet sich *seine* Kunst. Den Schüler also in den Wahn versetzen, als gäbe es in der Kunst Allgemeinwahrheiten, die unbestreitbar seien und die man einfach zu glauben hätte, ihm persönliche Meinung als absolute auftischen, heißt, die Möglichkeit wahrer Kunsterziehung von vornherein abschneiden. Alles kommt hier darauf an, das Eigengefühl zu erwecken, persönliches Urteil zu erziehen. Der Vortrag sei darum ein Wegeweisen, ein Aufmerksammachen auf *Möglichkeiten*, um zur Seele des Kunstwerks zu gelangen, *nie ein Darbieten fertiger Resultate*. Natürlich können und sollen wissenschaftliche Momente nicht ausgeschaltet werden. Ich halte es, wie wiederholt bemerkt, gerade für ein Vorrecht derartiger Unternehmungen, daß sie alle Kulturfäden in ihre Sache hinein verweben können. Hier reichen sich die Lehrer aller Fächer die Hände. Von diesem Moment insbesondere erwarte ich etwas. Biographische Notizen sind ganz natürlich, literar-geschichtliche Hinweise sehr anregend. Hier ist auch der Ort, um die philosophische Erörterung ästhetischer Fragen wenigstens einzuleiten. Wesentlich erscheint mir auch, das Hauptsächliche der Technik kurz zu berühren. Ich denke besonders an Motiv-Bildung und Verarbeitung. Natürlich soll der Schüler hier weder Harmonielehre noch Kontrapunkt lernen, aber auf bemerkenswerte Punkte in dem einen und anderen darf doch hie und da hingewiesen werden. Man vermeide in jedem Falle das laute Anpreisen von Schönheiten. Schwärmerei ist nicht gut. Dabei kann recht wohl taktvoll und vorsichtig auf das Wesentliche aufmerksam gemacht werden, das uns begeistert.

Den Schluß jedes Vortrags bildet die Vorführung der einzelnen Motive der Werke, die dargestellt werden sollen. Das gibt nicht nur technische Sicherheit im Anhören, sondern einen rechten Zuwachs im Verständnis des Ganzen. Man braucht da gar nicht zu fürchten, des Guten

1) Ob damit die Möglichkeit einer Ästhetik, oder um mit Kant zu sprechen: die Aufgabe, „die kritische Beurteilung des Schönen (im weitesten Sinne) unter Vernunftprinzipien zu bringen und die Regeln derselben zur Wissenschaft zu erheben", illusorisch wird, soll hier nicht untersucht werden. Nur merke ich an, daß Kant, nach anfänglichem starken Zweifel an der Möglichkeit der Lösung dieses schwierigsten aller Probleme des Kritizismus (vgl. Krit. d. r. Vernunft, transz. Ästh. § 1, Anmerkung), mit bewunderungswürdiger Genialität in der Kritik der Urteilskraft die Lösung versucht hat, indem er das, was sich schlechterdings aller Gesetzmäßigkeit zu entziehen schien, das Genie, zum Ausgangspunkt der Gesetze, zum Gesetzgeber machte.

Digitized by Google

zuviel zu tun. Ein und dasselbe Thema vier- bis fünfmal schadet gar nichts. Dann folgt die eigentliche musikalische Vorführung.

Ich darf wohl kurz den Gang einer bei uns abgehaltenen Stunde als Beispiel anführen: Als Gegenstand der Einleitung hatte ich das Doppelthema: Kunst und Mensch, Musik und Dichtung gewählt, um eine Gelegenheit zu haben, den Charakter der ganzen Veranstaltung zu bezeichnen.

Ich begann mit der Hinwegräumung zweier Vorurteile. Das eine sagt: Kunst sei etwas Besonderes, eine Art Festtagsergötzung. „Gutstubenkunst". Demhingegen sagte ich: Kunst ist der ständige Begleiter des Menschen, Ausdruck des Lebens in jeder Gestalt, das Leben selbst. Das andere lehrt: Kunst sei Erholung, Ruhe und Erheiterung nach der Arbeit, schönes Spiel. Dagegen bemerkte ich: Kunst ist Arbeit, ständiger Kampf, ein ernstes und wichtiges Erlebnis. Daraus zog ich Schlüsse auf den Charakter und den Wert der folgenden künstlerischen Darbietung, insbesondere auf das Verhältnis dieser Kunst zum Zuhörer, zum Schüler.

Summarisch: Was wir bieten wollen, ist keine angenehme und Erholung schaffende Unterbrechung des wissenschaftlichen Unterrichts, keine Ergötzung bloß für die Ohren, sondern die Gelegenheit und Möglichkeit, die Beziehungen der Künste untereinander und ihr Verhältnis zu den verschiedenen Zweigen der Kultur zu erkennen und für den ganzen Menschen fruchtbar zu machen.

Es folgten einige Bemerkungen über das Verhältnis der Musik zur Dichtung. Die Frage nach dem Sinn und der Leistung musikalischer Mitarbeit (natürlich in einer dem Schüler verständlichen Weise) wurden in wichtigen Zügen erledigt.

Es wurde erwogen: Musik als Unnatur und Musik als schöner Rahmen; dahingegen Musik als unmittelbarster Ausdruck des Gefühls, daher als künstlerische Notwendigkeit.

Aus den Grundzügen über das Wesen und die Leistung der Musik gewann ich die Mittel, aus den zum Vortrag kommenden Dichtungen die musikalischen Elemente herauszuschälen (Hauptmotive). Diese wurden dann auf dem Klavier zum Vortrag gebracht.

B. Ich komme jetzt zu der wichtigen Frage der technischen Schwierigkeiten. Manchem der Leser wird auf der Zunge schweben oder geschwebt haben: Jawohl, das hört sich prächtig an, wäre auch gewiß wertvoll, aber wie steht es denn um die rein praktische Voraussetzung, die technische Ausführbarkeit? Wer soll denn die Musik machen, wer kann das? Zu solchen Veranstaltungen gehört doch großes technisches Können, gehören Klavierspieler, die ihre Sache verstehen, und vor allen Dingen Sänger, die etwas gelernt haben, gar nicht zu reden von Männern, die zu allen Kunstfragen und -Interessen Beziehungen pflegen.

Digitized by Google

Nun, ich glaube, man sieht hier zu schwarz. Natürlich darf man die Augen nicht vergleichend zu Konzerthaus und Theater wenden. Technische Musterleistungen liegen im allgemeinen außerhalb des Entwickelungsbereiches der Schule und sind für unseren Zweck auch gar keine notwendigen Voraussetzungen und Ziele. Nicht, daß etwas technisch vollkommen dargestellt wird (so wünschenswert auch immer eine größere Annäherung an dieses Ziel bleibt) ist das Notwendige und Wertvolle, sondern daß die ganze Seele (wenn auch bei normalem Können) bei der Darstellung ist. Das Feuer und die Begeisterung, welche den Vortragenden beseelen, müssen die Kraft haben, auch die Zuhörer zu erwärmen. Dabei sieht man schon über kleine technische Mängel hinweg. Immerhin ist ja die öftere Gelegenheit vorzutragen auch ein Mittel und ein Ansporn, die Lücken der Technik immer mehr auszufüllen.

Am schönsten und fruchtbarsten wäre es ja, wenn unter der Leitung und im Verein mit den Lehrern die Schüler selbst zur Ausführung heranzuziehen wären. Wieviel Kräfte werden gerade in Schülerkreisen für Musik durch künstlerisch wertlose Veranstaltungen (Hornmusikkapellen!) sinnlos verschwendet. Hier erhielte diese Kraft fruchtbare und würdige Ziele. Um das Interesse und die Arbeit an der Sache bangt mich gar nicht. Ich glaube an die ungeschmälerte Begeisterungsfähigkeit und künstlerische Kraft auch der „Jugend von heute". Nur muß dieser Begeisterung und dieser Kraft das richtige Ziel gezeigt werden. Was an technischen Möglichkeiten in einer normalen Schule steckt, reicht bei weitem aus, auch wenn nicht jeder dritte Schüler Klavier oder Violine spielt.

Ich bin der Meinung, daß für den Anfang zwei Ausführende, ein Sänger und ein Klavierspieler, mit normalem technischen Können, aber überzeugt von der Wichtigkeit ihres Beginnens und voll Liebe zur Kunst, genügen werden, die Sache in Gang zu bringen. Wird es wirklich so schwer sein unter etlichen hundert Menschen diese beiden „Wunderknaben" aufzufinden? Und selbst angenommen, im Schülerkreise sei die normale technische und geistige Höhe noch nicht erklommen, sollten sich im Lehrerkollegium nicht zwei Herren finden, die Freimut und Kunstfreude genug haben, um ihre musikalischen Fähigkeiten in den Dienst einer Sache zu stellen, die schon das Interesse jedes Pädagogen, geschweige denn des Kunstfreundes finden muß?

Bei uns steht die Sache in der Tat so, Altphilologe und Mathematiker haben sich die Hand gegeben, um der Kunst zu dienen. Ich halte das auch rein pädagogisch für nicht unwichtig. Der Lehrer steigt von seinem hohen wissenschaftlichen Olymp herab und zeigt sich als Mensch.

Ich glaube, bei dieser ganzen Angelegenheit zeigt nur der Anfang Schwierigkeiten. Und auch das sind mehr Schwierigkeiten, die in der

Digitized by Google

Natur des Menschen liegen, der vor eine große Menge treten soll, als in der Sache selbst. Hat man einmal angefangen, so wundert man sich, wie gut alles geht und welche Kräfte in dem Unternehmen stecken. Insbesondere wird man erstaunt sein über den allseitigen regen Willen mitzuarbeiten, nicht nur bei der praktischen Ausführung, sondern auch bei den nach allen Richtungen hin verlaufenden theoretischen Fragen. Natürlich darf man sich nicht mit einem Male zu viel vornehmen. Man beginne mit leichten Sachen, etwa mit dem Goethe-Schubertschen „Heidenröslein" oder dem Heine-Mendelssohnschen „Leise zieht durch mein Gemüt". Aus dem Resultat dieser Darbietungen schöpfe man Kraft und Arbeitslust für Schwierigeres.

C. Vor einem Irrtum in der Beurteilung der Wirkungen von Kunstdarbietungen möchte ich noch warnen. Er beruht auf einer Übertragung einer für die Wissenschaft brauchbaren und notwendigen Unterrichtsmethode auf den Kunstunterricht. In der Wissenschaft ist man gewohnt, die Fruchtbarkeit einer Unterrichtsstunde dadurch zu kontrollieren, daß man abfragt, was durchgenommen wurde. Man könnte versucht sein, auch die Fruchtbarkeit einer Kunststunde danach zu beurteilen, was man dem Schüler durch Abfragen entlocken kann. Das ist natürlich falsch. Was will man denn auch abfragen? Gefühle durch Worte kontrollieren? Nichts verführt mehr zur Phrasenhaftigkeit und Unwahrheit. Wenn man in Worte fassen könnte, was das Kunstwerk dem Gefühl sagt, wozu denn noch das Kunstwerk? Gerade die tiefste Ergriffenheit findet am wenigsten Worte. Und wenn einmal der Mund übergehen möchte, wes das Herz voll ist, so sind es doch nur kurze abgerissene Wörter, die nichts sagen, wenn man sie vom Moment ablöst, und deren man sich fast schämt, wenn man sie bei Licht betrachtet. Hier kann man keine Mathematik treiben, sondern muß warten. Auf die Augen und den ganzen Menschen achten. Wenn einmal einer kommt und uns, wenn auch mit noch so dürren und dummen Worten sagt, daß ihm die Kunst das Herz abgewonnen, so ist das Höchste erreicht, was man erhoffen kann.

Etwas anderes ist es natürlich mit Fragen, welche die verschiedenen Gebiete der Kunst miteinander und mit der Kultur in Beziehung setzen. Hier ist wissenschaftliches Gebiet und die Vernunft der Mittelpunkt. Man kann also dieselben Unterrichtsmittel wie bei wissenschaftlichen Fächern benutzen.

Ich bin am Schluß. — Ich glaube nachgewiesen zu haben, daß es sich um eine wichtige Sache handelt, die für die Schule Bedeutung gewinnen kann. Ich gebe mich der Hoffnung hin, daß diese Ausführungen wenigstens bei dem einen oder anderen den Wunsch erweckt haben möchten, sich einmal zu überzeugen. Man macht so viele Experimente;

Digitized by Google

oft mit größerer Gefahr und weniger Aussicht auf Erfolg. Man versuche es auch einmal mit diesem Vorschlag. Wenn er sich nicht durchführen lassen oder nicht die erwartete Fruchtbarkeit entfalten sollte, so ist ja noch immer Zeit ohne Schaden darüber zu lächeln. Ich selbst bin ja nun einmal Optimist in dieser Sache und voll guten Glaubens an ihren endlichen Sieg.

Nachtlyrik.

Studie zum „Hausbuch deutscher Lyrik".

Von Dr. **Bruno Baumgarten** in Magdeburg.

Das „Hausbuch deutscher Lyrik" von Avenarius dürfte wohl keinem Lehrer des Deutschen mehr ein Fremdling sein. Ob es gelegentlich direkt im Unterricht Verwertung findet oder nicht, so viel ist sicher, daß es Lehrern und Schülern mancherlei Anregung bietet; Anregung besonders zum Vergleichen. Warum soll der Lehrer nicht, wenn er etwas Gabe dazu hat, den Schülern einen Zyklus, wie das Buch solche bietet, oder einen selbstgewählten dann und wann einmal vorlesen — langsam, mit den nötigen Pausen? Was die Besten unter den Guten einem ähnlichen Schicksal, verwandten Naturbildern gegenüber empfunden und gesungen haben, das nebeneinander zu haben hilft wohl mit zu einer schönen Freiheit des Geistes und Bereicherung des Gemütslebens. Dem einzelnen Dichter freilich werden wir nur gerecht, wenn wir sein Gedicht ganz für sich nehmen, und es wäre ein Mißgriff, zu fragen, wer von den herangezogenen Dichtern den Sommer, den Tod, den Krieg usw. nun am schönsten besungen habe. Ein Literatur-Interesse ist es ja nicht, was uns an solchen Motivzyklen Freude bereitet. Vielmehr lassen wir bei solcher Lektüre gern einmal alle Rivalität beiseite und finden in der Mannigfaltigkeit der Dichterklänge, die ein Motiv auslöst, etwas von dem wirren, zaubervollen Vielklang der eigenen Brust wieder. Jedes Gedicht, das wir verstehen, schlägt doch irgendeine Saite in uns an, jedes andere wieder stimmt sie zu anderem Tone — und so freuen wir uns in aller Dichtung eigenen, sonst verborgenen Reichtums. Eine wunderliche Stimmung wiegt uns dabei zwischen Vertrautheit und Staunen. Hier hören wir einen längst bekannten Ton, der uns oft durchs Gemüt geklungen, ohne daß wir ihn fassen und halten konnten. Dort steht wie ein Riese da ein fremdartiger Gedanke — aber, wenn wir überhaupt verstehen, so erkennen wir nach und nach seine Züge. Auch ich und du, so klein wir sind, haben ähnliches empfunden, dunkel nur, dann und wann, aber der Keim war da.

Digitized by Google

Darin mag der Reiz liegen, mehrere Gedichte zu demselben Thema zu sammeln, nebeneinander zu halten, ineinander hinüberklingen zu lassen. Und was so unklar empfunden wird, will gern zum Gedanken werden. Nehmen wir einen der Zyklen heraus und suchen zu verstehen, wie mannigfaltig ein Motiv aufgefaßt wird. Wir werden uns an den lebhaften und reichen Kräften des Gemüts dabei erfreuen.

Ich wähle „Die Nacht".

Dies ist der erste Zyklus, den der Kunstwart als Probe des Ganzen veröffentlichte, wohl in dem richtigen Gefühl, daß es kaum unter allen Motiven einen so gleichmäßigen Hintergrund gibt, von dem sich die Unterschiede abheben können. Wie mannigfaltige Bilder bieten die Jahreszeiten, wie grundverschiedene Schicksale die Liebe! Die Nacht aber macht alles gleich, hüllt alles in dasselbe ewige Dunkel, nur manchmal verschwenderisch, manchmal geizig mit ihren himmlischen Lichtern.

„Wo bist du?" ruft Hölderlin dem Sonnenjüngling nach, der, während der Dichter verzückt dem Abendliede des Himmels lauschte, zu fernen, frommen Völkern fortgegangen ist. Nun also Nacht! Eine Nacht, wie du und ich sie kennen und lieben, sternklar, still, tief und ohne Grenzen.

Und in derselben Nacht tun sich die Türen auf in mancher stillen Dichterklause des deutschen Landes und auch weiter hinaus; einsame Gestalten gehen hinaus und schwärmen. Keiner weiß vom andern. Nur der Mond sieht sie alle: den Pfarrer, der dort im schwäbischen Tal am Gartenzaun steht, den kranken großen Denker an einem Ufer Italiens, und wo gerade der heimatlose Dithmarse umherirren mag, oder an welcher Ruine im Augenblick der reiselustige Romantiker Halt gemacht — alle in einer Nacht. Es läßt sich wohl so denken. Was singen sie? ...

Man kann die Nacht nicht denken ohne ihren Gegensatz, den Tag. Nacht und Tag sind das Symbol alles Gegensätzlichen, nicht nur fürs Denken, auch fürs Empfinden. Gegensatz, der aufs Gemüt wirkt, nennen wir Kontrast. Licht und Dunkel, Ton und Stille, Unruhe und Ruhe — wo sind tiefere Kontraste als im Schoße der Nacht?

Licht und Dunkel — da schreitet ein modernes Menschenkind, von dessen Lippe am Tag oder unterm flackernden Gaslicht manches unruhige, wilde, sinnliche Lied erklang — auf breiter Landstraße, weitab vom gewohnten Licht und Lärm der Großstadt, einem fernen Wald entgegen. Gegen Abend verließ er die Stadt. Wie das Dunkel allmählich hereinbrach, des Tages gewohnte Farben erblaßten, sah er aus dem gespenstischen Dunkel nackte, bedeutungsvolle Formen deutlicher hervortreten, das Gewohnte wurde sonderbarer, vielsagender; das kam daher — er fühlte es selbst —,

Digitized by Google

weil sein Inneres in der dunklen, einfältigen Stille ruhiger, sein Auge heller wurde. Und so haben ihn diese wunderlichen Gedanken beschäftigt, daß er es gar nicht gemerkt hat, wie der Himmel sich inzwischen mit Sternen bevölkerte. Er hebt das Auge und — „plötzlich steht er überwältigt". (Dehmel „Manche Nacht.") Und heute drängt sich ihm dies schon manchmal Erlebte als bewußte Erfahrung auf. Das große Typische darin drängt ihn zu singen — nicht von einer, sondern von „mancher" Nacht. „Wenn", beginnt er,

Wenn die Felder sich verdunkeln,
Fühl' ich, wird mein Auge heller.

Damit lädt er gleich ein, daß du dich erinnerst, ähnliches erlebt zu haben. Daher die Apostrophe am Schluß: „Plötzlich stehst du überwältigt". Und das ganze Gedicht bleibt bei ein paar typischen Zügen. Nur das „Hinterm Wald" gibt eine leichte Bestimmung. Es handelt sich eben nicht um eine Empfindung, die stark subjektiv geblieben ist, die als abhängig von besonderen Zuständen der Seele oder der Umgebung empfunden wird; sondern man fühlt dem Dichter nach, daß er, inmitten der sternklaren Nacht, sich über die ewige Notwendigkeit dieses Schauderns klar wird, das der Sterne Heer in ihm erweckt.

Aber nicht eigentlich das Licht der Sterne ist es, was ihn überwältigt; das blendet nicht, das winkt nur aus ruhiger Ferne. Läßt sich's denn überhaupt sagen, was es ist? Vielleicht verhält sich's so: In dem gleichmachenden Dunkel der Nacht verlor das Auge Ziel und Richtung wie über einem ungeheuren Abgrund. Nun blitzen da oben Tausende von Lichtern auf einmal auf, nach tausend Zielen zieht's das Auge wie ein Wink aus lauter unbekannten ewigen Welten — und von der riesenhaften, ungeahnten Fülle steht die Seele überwältigt.

Mit diesem Eindruck klingt Dehmels „Manche Nacht" aus. Hebbels „Nachtlied" setzt damit ein:

Quellende, schwellende Nacht,
Voll von Lichtern und Sternen;
In den ewigen Fernen,
Sage, was ist da erwacht?

Es ist noch typischer gedacht als das vorige. Nicht „manche Nacht", sondern die Nacht überhaupt besingt Hebbel. Und doch war es für ihn und ist es für uns, wenn wir es lesen, ganz sicher die eine Nacht, die gerade vor uns steht. Die Nacht, die ewig Gleichmäßige, ist von Natur zur typischen Auffassung besonders geeignet, und ich glaube, es ließe sich leicht feststellen, daß viel häufiger die Nächte als ewige Wiederkehr einer

Digitized by Google

persönlich gefaßten Nacht dargestellt werden, als ähnliches von den Tagen sich sagen läßt. Die Tage werden doch wohl mehr als der Normalzustand, als eine lange, bunte Kette gedacht, unterbrochen von dem Besuche der Nacht. Bei dieser Auffassung kann der Dichter diese eine Nacht, die sich eben über ihn senkt, anreden und doch dabei die Nacht überhaupt meinen, kann so im höchsten Sinne zugleich individuell und typisch sein.

Er fühlt sich überwältigt, sein Herz beengt von den riesenhaften, dunklen Gewalten, fühlt an der eigenen himmlischen Müdigkeit, wie der Schlaf die bangende Seele schützt; aber er empfindet das zugleich und sagt es so, daß wir es auch empfinden: als das Wirken ewiger Kräfte nach einem stillen, ewigen Gesetz.

Hier ist aus dem Kontrast von Licht und Dunkel (am Anfang) der andere von Unruhe und Ruhe hervorgewachsen. Das durch die fremde Gewalt der Sterne beängstigte Herz wird beruhigt. Wie ganz anders wirkt derselbe Gegensatz in Zarathustras Nachtlied!

In irgendeinem Parke sitzt der Dichter und hört die fernen Brunnen rauschen. Unruhig ist seine Seele; auch ihn hat wohl die geheime Macht des Dunkels erregt. Aber er empfindet das nicht so. Seine Herrenseele weiß sich nicht abhängig von irgendeiner dunklen Gewalt. Die Unruhe der Seele ist ihm nichts Neues, sie war schon am Tage da, sie wartete nur, bis es draußen stille wurde, um dann hervorzubrechen mit elementarer Gewalt. Das Ungestillte, Unstillbare in ihm: Begierde nach Liebe ist es und redet selber die Sprache der Liebe. Daher hier kein Raum für Schilderung der Nacht. Nur wie der sehnende Schiffer „Land!“ ruft, so schreit seine Seele dreimal „Nacht ist es!“ und dreimal sprudelt „wie ein springender Brunnen“ die Freude hervor, daß er nun reden kann. Nur das einzige, was im Umkreis für dieses sein Verlangen symbolisch ist, wird erwähnt, der rauschende Springquell. Das ist allersubjektivste Nachtpoesie; und doch werden wir kaum irgendwo mächtiger hineingerissen in das seelenweckende Schweigen der Nacht. Deutlich hören wir von fern herüber des Springbrunnens Rieseln in rhythmischem Fall — wie klingende Stille.

Hebbel läßt uns in der gestirnten Nacht ein ewiges Gesetz erleben, das die Seele aus Unruhe zur Ruhe führt. Nietzsche gibt dem momentansten individuellsten Verlangen leidenschaftlichen Ausdruck. Ein stärkstes Beispiel für den Gegensatz und die Gleichberechtigung typischer und individueller Auffassung.

Insofern steht Eichendorffs unvergleichliches Nachtgedicht Nietzsche näher. Es war auch eine Nacht wie manche Nächte. Selten sogar ist das Typische solchen Erlebnisses knapper, plastischer und mit einfacheren Mitteln dargestellt:

Digitized by Google

Die Luft ging durch die Felder,
Die Ähren wogten sacht,
Es rauschten leis' die Wälder,
So sternklar war die Nacht.

Und doch erinnert sich der Dichter hier einer Nacht, in der er diesen Zauber ganz sonderbar empfand, ganz eigen, ganz anders als sonst, ganz wie .. wie ..

Und vor der suchenden Phantasie entsteht das köstliche Gleichnis:

Es war, als hätte der Himmel
Die Erde still geküßt,
Daß sie im Blütenschimmer
Von ihm nun träumen müßt'.

Aber die Sterne sind für den Romantiker nicht wie für den gigantischen Hebbel gewaltige, beängstigende Verkünder des Ewigen, sie helfen nur das schöne Bild harmonisch vollenden. Und die tiefe, stille Harmonie weckt im Dichter hier eine andere Unruhe wie Nietzsches „Begierde nach Liebe", kein Ungestilltes, Unstillbares, sondern ein Heimverlangen, das seinem Ziele schon sich nahe wähnt, die Seele spannt ihre Flügel und fliegt durch die stillen Lande, ruhig, als flöge sie nach Haus.

So wird die Seele wach, wenn die Welt schläft, so wird „das Auge heller, wenn die Felder sich verdunkeln". Und wenn es stille wird, schärft sich das Gehör und vernimmt, was sonst kein Ohr vernahm. Jeder Laut wird bilderreicher.

Bei Eichendorff rauschen nur leis' die Wälder, Zarathustra hört die springenden Brunnen nachts lauter reden, Brentano läßt die Flöte klagen und, wie alle Romantiker so gern, die Brunnen rauschen. Auch bei Mörike singen einmal die Wasser im Schlafe vom heute gewesenen Tage. Aber in seinem „Gesang zu Zweien in der Nacht" wird die Stille selbst zu „schwirrender Musik". Klingend durchläuft der Nachtwind den Hain, man hört der Erdenkräfte flüsterndes Gedränge, den zärtlichen Gesang der reingestimmten Lüfte, wunderbare Stimmen schleift der Wind wollüstig hin, singend drehen selige Feen silberne Spindeln hin und wieder, du hörst den leisen Tritt der Nacht auf schwarzem Sammet — hier klingt, streift, schleift und schwirrt alles bei unnachahmlichem Wohlklang der Verse, und am lieblichsten klingt über dem allen hin der Einklang der beiden Seelen, die in wechselndem Geflüster der Lippe anvertrauen, was das Ohr vernimmt. Ich kann mir die beiden nur so denken: rücklings hingestreckt auf die Erde, aufschauend in den „blauen Saal" des Himmels, sich fühlend als einen Teil dieses Ganzen, mitschwärmend mit der Seele dieser Schöpfung und mit dieser beseelten Nacht. Nie ist es herrlicher gelungen, Nacht, Seele,

Digitized by Google

Himmel und Erde in so süßer Verwirrung und so seligem Einklang zu zeigen. Das musikalischste Nachtgedicht: die Seelen zweier Menschen nur wie zwei Saiten, die der Nachtwind leise rührt.

Und derselbe Mörike, der ihr am sinnigsten gelauscht, hat die Nacht auch am anschaulichsten als Gestalt geschaut. Um Mitternacht lehnt sie träumend an der Berge Wand. Aber auch hier überwiegt das Musikalische. Ihr klingt des Himmels Bläue, die Quellen singen der Mutter, der Nacht ins Ohr.

Und wer ganz genau hinhört, spürt in der Nacht auch das Vorüberwehen der Zeit. „So reist die Zeit die ganze Nacht!" singt Eichendorff in einem hier nicht aufgeführten Liede. Hamerling wird zum Romantiker: Des Nachts erblüht vor seinem Auge alter Zeiten Wunderpracht, Zeiten- und Völkerfernen sind seiner Andacht Tempelraum. Es ist hier wieder das Gleichförmige, Typische der Nacht, wodurch sie den Dichter über den Wechsel der Zeit hinwegheben kann. Wie flüchtig wechseln des Tages Bilder! Bei Nacht sieht die Erde aus wie vor tausend Jahren. Vergangenheit und Zukunft reichen sich hier still über unseren Häuptern die Hand. So etwa, wenn Orest Pylades an Nächte der Jugend erinnert, wo sie abends an der weiten See sich aneinander lehnend ruhig saßen:

Dann fuhr wohl manchmal einer an das Schwert;
Und künft'ge Taten drangen wie die Sterne
Rings um uns her unzählig aus der Nacht.

Fast ist uns wirr geworden von der Mannigfaltigkeit dieser Klänge. So viel eigenes, starkes Leben, so viel stille Kraft und rhythmische Leidenschaft! Da steht mit Weib und Kindern ein Hausvater vor der Tür, hält sein Käppchen in der Hand und spricht:

Der Mond ist aufgegangen,
Die goldnen Sternlein prangen
Am Himmel hell und klar;
Der Wald steht schwarz und schweiget,
Und aus den Wiesen steiget
Der weiße Nebel wunderbar.

So modern kann Zeit und Dichtung nicht werden, daß die wunderbare Einfalt dieser Verse ihren Zauber verliert. Ob der Mann, der so gesungen, oder jener, der es ihm in gleicher Stimmung nachspricht, auch einmal etwas empfunden hat von jenem steigenden, neigenden Leben, das Hebbel um diese Stunde bedrückt, oder von Zarathustras unstillbarer Begierde, oder von der Sehnsucht der Seele, die Flügel zu breiten? Vielleicht einmal. Aber seine Seele ist einfältig geworden, einfältig in dem guten altdeutschen Sinne als Gegensatz zu allem Unklaren, Doppelsinnigen, Zwiefältigen. Wenn das Ewige, wie in dieser wunderbaren Stunde, an

Digitized by Google

seine Seele rührt, so erkennt er Gottes Hand, die er mit heiterem Vertrauen erfaßt. Anstatt sich ins Unendliche hingezogen zu fühlen, schließt er sich um so enger und traulicher an seine Brüder und schickt Gebete für sie und für sich zu Gott. Als einem Manne, dem sein Hauswesen alles gilt, erscheint ihm der Himmel nur wie ein größeres Dach, an dem die Sternlein hängen, die ganze Welt wie eine stille Kammer. Des Tages Jammer hat ihn weise gemacht, und ruhig, wie der weiße Nebel aus den Wiesen, steigen ihm fromme Gedanken auf. Der Geist des Frommen, der am Tage so leicht wie andere verleitet wird, viele Künste zu suchen und dogmatische Luftgespinste zu spinnen, erscheint hier zur Nacht in seiner freiesten und edelsten Gestalt. Über Greifs schönem Miniaturbild „Hochsommernacht" liegt eine ähnliche Stimmung.

Mag mit ihm und Claudius diese Reihe schließen, die uns wie die Nacht selbst durch Unruhe und Zwiespalt zu Stille und Einfalt geführt hat.

Es wäre zu schulmäßig, wollte ich in ähnlicher Weise alle Zyklen vornehmen. Doch wird es jedem Freude machen, dann und wann solchen Beobachtungen weiter nachzugehen. Nur ein kleiner Strauß sei noch zum Schluß gepflückt.

Unter den Gedichten vom Frühling sind von Avenarius vier, die ganz besonders zum Vergleich auffordern, nebeneinandergestellt. Goethes „Ganymed", Mörikes „Im Frühling", Allmers „Feldeinsamkeit" und „Im Grase" von Annette v. Droste-Hülshoff. Im Grase — so könnten sie alle vier heißen; sie zeigen uns den Menschen selig hingestreckt auf dem grünen Frühlingsteppich, das Antlitz dem blauen, lichten Himmel zugekehrt. Wer hat nicht schon einmal so dagelegen, so etwa, wie der Knabe liegt über dem Zyklus „Norddeutsch", einen Fuß eingezogen, die Arme über dem Kopfe oder seitwärts ausgestreckt, so nach den Blumen wie nach Sternen greifend — eine kleine weiße Wolke senkt sich aus dem blauen Äther, wie um den Träumer mitzunehmen — sein Auge sieht nur das blaue Luftmeer. Er selber scheint im Licht dahinzuschwimmen, so recht ein Schoßkind der Natur! So ruhen drei Dichter und eine Dichterin hier im Grase.

Den einen erfaßt's mit seligem Überschwange. Wie sich Glanz und linde Luft und Blumen mit tausendfacher Liebeswonne an sein Herz drängen, möcht' er's fassen, was ihn beglückt, möchte hinauf, wo es wohnt. Was? Er weiß es nicht, er stammelt's nur: erst ist es der Frühling, der Geliebte; dann ist es der alliebende Vater. Den sich neigenden Wolken streckt er die Arme entgegen. Umfassen! Umfangen! — In seliger, lieblicher Ruhe, das Gemüt gleich einer Sonnenblume offen, liegt der andere auf dem Frühlingshügel, sehnt sich und weiß nicht, wonach — das Herz

Digitized by Google

webt Erinnerung, und er weiß nicht, woran: alte, unnennbare Tage. — Deutlicher klingt die Erinnerung vergangener seliger Stunden, wie ein liebliches Glockenspiel, in der Brust der Dichterin, die dort „süße Ruh', süßen Taumel im Gras" erlebt, und wie aus einem Grabe steigt aus dem Erinnern neue Sehnsucht auf, geweckt von dem Liede des freien Vogels im Blau. — Aber ohne Sehnsucht und ohne Erinnerung liegt hier ein Heidedichter; so tief hat er sich ins tiefe Blau verloren — ihm ist, als sei er längst gestorben und ziehe mit den weißen Wolken selig durch die ewigen Räume.

Sprechzimmer.

1.

Zu Zeitschrift XVI, 713 und XVII, 600.

Hans Hofmann hat nachgewiesen, daß Immermanns gegen Platen gerichtete Satire „Der im Irrgarten der Metrik herumtaumelnde Cavalier" nur die Nachbildung des Titels eines 1738 erschienenen erotischen Romans sei. Das Werk ist seinerzeit sehr populär gewesen; verschiedene Neuauflagen sind nachzuweisen, u. a. eine: E. v. H. „Der im Irrgarten der Liebe herumtaumelnde Cavalier", Warnungsstadt 1746. Der Titel ist allmählich zum Schlagworte erstarrt; in einem Romane des als Ghaselen- und Odendichters bekannten Wieners Heinrich Ritter von Levitschnigg (1810—1862) „Der Diebsfänger" (Wien 1860) heißt es: (Band II, Seite 215) „Dem Grafen Edgar hätte er überdies eine derbe Züchtigung von Herzen gegönnt, da der junge Cavalier ja auch in dem Irrgarten der Liebe herumtaumelte." In den letzten Jahren ist eine Gedichtsammlung Otto Julius Bierbaums „Irrgarten der Liebe" erschienen.

Wien. **Friedr. E. Hirsch.**

2.

Wolkenkratzer.

„Wolkenkratzer" oder auch „Himmelkratzer" hat sich in jüngster Zeit in unserer Sprache ziemlich eingebürgert als Bezeichnung für die himmelanstrebenden, bis gegen 30 Stockwerke enthaltenden turmähnlichen Riesenhäuser, welche sich besonders in Neuyork vorfinden und echt amerikanische Kolossalleistungen der modernen Stahlbaukunst darstellen. Das höchste Gebäude dieser Art in Neuyork ist zurzeit das neue Geschäftshaus der New York-Times, von dem der letzte Prospekt des bei Reclam erscheinenden „Universum" eine Ansicht brachte. Die obengenannten Worte nun sind eine Übersetzung des englischen Wortes sky-scraper „Himmel- oder Luftkratzer": 1. dreieckiges Segel, (über dem Skysegel); 2. etwas zum Himmel Ragendes oder besonders Hohes, daher bildlich: langer Kerl, „Bohnenstange"; daher weiterhin auch speziell Benennung solcher ungewöhnlich hoher Wohn- und Geschäftshäuser. Ob auch

Digitized by Google

sky-scratcher (von scratch kratzen, scharren) für „Wolkenkratzer" gesagt wird, ist mir nicht sicher bekannt. Bezeichnend für den Amerikaner und seine Art sich auszudrücken ist die Wahl des sinnfälligen, drastischen scrape „kratzen", um die Hyperbel des bis in den Himmel Reichens zu bezeichnen. Schon bei Vater Homer finden wir diese Übertreibung, z. B. κλέος οὐρανὸν ἵκει „der Ruhm bringt in den Himmel", womit die denkbar größte Ausdehnung und Verbreitung anschaulich ausgedrückt wird. Ganz ähnlich sagt Horaz in der an Mäcen gerichteten Widmungsode: Quod si me lyricis vatibus inseres, sublimi feriam sidera vertice = . . . „werde ich mit erhabenem Scheitel die Sterne berühren", eigentlich „an die Sterne stoßen": feriam ist sinnfälliger als das abgeblaßte ἵκει Homers. Die Horazische Wendung wurde dann von späteren Dichtern oft mit Variationen wiederholt. Auch uns Deutschen ist diese vom Himmel hergenommene Übertreibung im Ausdruck geläufig: es „reicht" etwas „an" oder „in den Himmel (hinein)", ein Verbrechen „schreit zum Himmel" usw. Sehr hohe Berge, Bäume oder Gebäude nennen wir „himmelhoch". Ein hochaufgeschossener Mensch, dessen Körperlänge eine außergewöhnliche ist, wird als „baumlang" oder mit bedeutender Steigerung der Übertreibung als „himmellang" bezeichnet. Bedeutet vielleicht der in der Oberpfalz einheimische Familienname Himmelstoß eben dies, nämlich einen so hochgewachsenen Menschen, daß man mit scherzhafter Übertreibung von ihm sagte, er „stoße bis an den Himmel", und dann den Namen „Himmelstoß" hierfür erfand? „Himmelsberg" ist eine in Deutschland öfter begegnende Benennung von Anhöhen, wobei jedoch auch der Himmel im christlich-theologischen Sinne mithereinspielen mag. Sollte die Verbindung der Begriffe „Himmel" oder „Wolke" und „kratzen" vielleicht doch irgendwo in der deutschen Literatur vorkommen?

Ich kann nun eine Stelle aus einem deutschen Dichter anführen, an welcher ganz ähnliche Bezeichnungen wie sky-scraper für die höchsten Segel am Mast eines Segelschiffes uns vor die Augen treten. Es sind dies die Verse 29—32 in Nik. Lenaus ergreifendem Gedicht „Der Schiffsjunge":

Schon hat er erreicht in munterer Hast
Die höchsten Segel am stolzen Mast:
Den Lüftefanger, den Wolkenraser,
Den Mondespflücker, den Sternengraser.

„Lüftefanger" und „Wolkenraser" erinnern sehr lebhaft an sky-scraper in der oben angeführten ersten und letzten Bedeutung dieses Wortes, nur muß ich gestehen, daß die Zusammensetzungen „Wolkenraser" und „Sternengraser" im Sinne von „mit den Wolken im Kampfe rasend" oder „in die Wolken hinein rasend" und vollends „mit den Sternen grasend", wobei doch die zu „Wolkenraser" ganz und gar nicht passende Vorstellung friedlich grasender Herdentiere vorschwebt, auf mich den Eindruck des Gesuchten und Schwülstigen machen. Anderseits habe ich gegen den „Lüftefanger" und „Mondespflücker" weder vom ästhetischen Standpunkt noch von seiten des Sinnes ein Bedenken geltend zu machen. Diese vier substantivischen Epitheta, welche Kühnheit der Phantasie im Verein mit sprachbildnerischer Kraft bekunden, gemahnen mich sehr an die

Digitized by Google

bilderreiche Sprache orientalischer Dichter, z. B. eines Firdusi, oder seines kongenialen deutschen Nachdichters F. Rückert, der ja in solchen Wortschöpfungen unerreicht dasteht.

Ist es nun zu gewagt, der Vermutung Raum zu geben, Lenau habe wohl das englisch-amerikanische Wort sky-scraper gekannt und sich unwillkürlich davon beeinflussen lassen, als er seinen „Lüftefanger" und „Wolkenraser" schuf? So gar unwahrscheinlich wäre dies doch nicht, da ja das Gedicht „Der Schiffsjunge" ebenso wie „Die drei Indianer" zu denjenigen Erzeugnissen der Muse Lenaus gehört, welche auf Eindrücke seiner Amerikareise zurückzuführen sind.

Zum Schluß noch eine Parallele zu „Wolkenkratzer" aus Horaz! Auch das alte Rom hatte sozusagen seine „Wolkenkratzer": die mehr hohen als breiten Paläste der „reges", der „Könige", d. h. der „Oberen Zehntausend", erregten mit Recht Aufsehen durch ihre gewaltigen Ausmaße, was die Höhe anbelangte. Man nannte daher diese himmelaufstrebenden Bauten „turres" — Türme. In diesem Sinne treffen wir das Wort turris bei Horaz, z. B. an der berühmten Stelle Ode I 4, 13 ff. („regumque turres"), und bei anderen Dichtern der nämlichen Periode ziemlich häufig an. In der Ode III 29, Vers 9 und 10, fordert Horaz seinen Gönner und Freund Mäcenas auf, sich endlich loszureißen bei der glühenden Hundstagshitze von seinem Palast in Rom und aus dem Qualm und Dunst der Großstadt in die ländliche Abgeschiedenheit seines (des Dichters) Landgütchens zu flüchten:

Fastidiosam desere copiam et
molem propinquam nubibus arduis:
Verlaß die Unlust schaffende Herrlichkeit
Und deiner Schloßburg wolkengesellten Bau!
(nach der Übersetzung von Theodor Kayser).

„Moles propinqua nubibus arduis" wäre also die klassische Übersetzung von sky-scraper, Wolkenkratzer, ins Lateinische. Auch in Deutschland haben wir eine ganz ähnliche Benennung für ein hochragendes und hochgelegenes Schloß, ich meine die ehemalige Burg Wolkenstein in Tirol, Stammsitz eines berühmten Adelsgeschlechtes, das durch den Minnesänger Oswald von Wolkenstein auch in der deutschen Literaturgeschichte sich einen Namen erworben hat.

Regensburg. Dr. **Philipp Keiper.**

3.

Die Redensart: einen Bären anbinden (Schuldenmachen)

„soll", nach Grimms „DWW." (I, 1854, Sp. 296) „von einem Bärenführer stammen, der, als er nicht zahlen konnte, sich aus dem Staube machte und dem Wirt den Bären an die Tür band". Folgende Aktennachricht finde, im Anschlusse daran, hier Platz: Um 1570 erschien ein Gläubiger schließlich bei seinem, die Annahme bestellter und vertragsmäßiger Ware, sowie die Bezahlung derselben verweigernden Schuldner, mit der Rechnung in der Hand und einem irdenen Bären im Arme.

Blasewitz. **Thdr. Dftl.**

Digitized by Google

4.

Anfrage.

Seit sehr langer Zeit suche ich vergeblich nach dem Ursprung eines Zitats:

Das Kleinste auch ist wunderbar und groß,
Und aus dem Kleinsten bauen sich die Welten.

Neulich fand ich wieder dieselben Worte zitiert; der Verfasser des betreffenden Buches konnte mir aber nur angeben, daß es als Motto über der Dissertation des Botanikers Ehrenberg stände, doch wüßte er auch nicht, woher es stamme.

Vielleicht kann mir ein Leser dieser Zeitschrift die gewünschte Auskunft erteilen.

Potsdam. Dr. **Brandt**, Oberlehrer.

5.

Matthias Claudius' „Lied hinterm Ofen zu singen" in der Schule.

Ein Vergleich der Textgestaltung, die des alten Claudius „Lied hinterm Ofen zu singen" in den verschiedenen Schullesebüchern — soweit es überhaupt in solche aufgenommen ist: Echtermeyer, Bellermann-Jonas I., Döbelner Lesebuch I. — erhalten hat, ergibt an verschiedenen Stellen auffallende Abweichungen. Die bedeutendsten enthält die 2. Strophe. Sie lautet bei Echtermeyer:

War je ein Mann gesund wie er?
Er krankt und kränkelt nimmer,
Er trotzt der Kälte wie ein Bär
Und schläft im kalten Zimmer.

in den beiden andern Lesebüchern:

War je ein Mann gesund, ist er's!
Er krankt und kränkelt nimmer,
Er badet sich am (Döbeln. Leseb.: im) Eis des Meers
Und schläft im kalten Zimmer.

Welche Lesart ist nun die richtige? Ein Blick in die Originalausgabe von Claudius' Werken (Hamburg und Gotha 1844) gibt die überraschende Lösung. Hier heißt es:

War je ein Mann gesund, ist er's;
Er krankt und kränkelt nimmer,
Weiß nichts von Nachtschweiß noch Vapeurs
Und schläft im kalten Zimmer.

Das also war des Pudels Kern!

Ganz ähnlich liegt der Fall in Str. 3. Das ursprüngliche:

Und spottet über Fluß im Zahn
Und Kolik in Gedärmen

haben die Döbelner beibehalten, Echtermeyer ändert: „Grimmen", Bellermann „Schneiden in Gedärmen".

Weitere Abweichungen enthält bei Echtermeyer die 4. Strophe:

Haßt warmen Trank (statt: Drang) und warmen Klang
Und alle warmen (ebenso Döbeln. Leseb. statt: warme) Sachen.

Erstere Abweichung ist entweder eine unbewußte, bei der Aussprache drane und klane ja nahe genug liegende, oder eine bewußte, freilich mehr

Digitized by Google

wohlgemeinte als wohlgelungene Änderung des — der dichterischen Anschaulichkeit allerdings stark entbehrenden und darum nicht leicht faßlichen — ursprünglichen Textes. In der letzteren Abweichung liegt eine — in einem Schullesebuch für die Unterstufe durchaus berechtigte — Anlehnung an den heutigen Sprachgebrauch vor.

Die Vertauschung des schönen, anschaulichen „um den Ofen" (Str. 5) mit „an dem Ofen" bei Echtermeyer halte ich für höchst überflüssig, dagegen die Umstellung in Str. 6:

Dann will er tot sich (statt: sich tot) lachen

für ein im Interesse der vom Bann des Rhythmus nur schwer sich losmachenden Sextaner recht wohl angebrachtes Mittel, Satzakzent und Versakzent in Einklang zu bringen.

Wie aber sind die Abweichungen vom Original in Str. 2 und 3 zu beurteilen? Zu vermeiden werden sie in Schullesebüchern wohl nicht sein. Mich persönlich mutet einerseits Echtermeyers „Grimmen in Gedärmen" als das Ausdrucksvollere mehr an; anderseits möchte ich mich durchaus für das

Er badet sich am Eis des Meers

entscheiden, das den doppelten Vorteil hat: formell zieht es keine Änderung der ersten Zeile nach sich, inhaltlich bietet es einen neuen, selbständigen Gedanken, was bei Echtermeyers Fassung nicht der Fall ist.

Eine Frage für sich ist es schließlich, ob — was mir persönlich zweifelhaft ist — das ganze Gedicht poetisch wertvoll genug ist, um auf Kosten so bedeutender Abweichungen vom Original schulgerecht gemacht zu werden.

Sondershausen. Dr. **Kahm.**

6.

Der Name „Lilienstein" (Lilgenstein, 1396)

ist jedenfalls vom slawischen Jilijii, für St. Ägidius, den Schutzpatron der Jäger, abzuleiten, wie z. B. St. Ägidy (Gilgen) im Kreise Salzach des österreichischen Landes ob der Enns und Tilgen (St. Ägedien, Egidien) bei Lichtenstein i. S.

Blasewitz. **Thdr. Distl.**

Bücherbesprechungen.

Velhagen und Klasings Sammlung deutscher Schulausgaben.

91. Lieferung. Parzival von Wolfram v. Eschenbach. Im Auszuge übertragen und erklärt von Dr. Gustav Legerlotz, Direktor des Gymnasiums in Salzwedel. Bielefeld und Leipzig 1903. XXIV, 259 S. Preis 1,60 M.

107. Lieferung. Epik der deutschen Sagenkreise. Der arme Heinrich von Hartmann von Aue, König Rother. Übertragen, eingeleitet und erklärt von demselben Verfasser. Erschienen 1904. XXXIX, 144 S. Preis 1,20 M.

Der verdienstvolle Bearbeiter mittelhochdeutscher Dichtungen, der in gleichem Verlage bereits Nibelungenlied, Gudrun und Walter von der Vogelweide nebst

Digitized by Google

andern Lyrikern des Mittelalters für den Schulgebrauch herausgegeben, hat sich durch diese beiden Werke neue Anerkennung erworben. Was zunächst Wolframs Parzival betrifft, so wird jeder Kundige die großen Schwierigkeiten ohne weiteres zugeben, die einer schulmäßigen Behandlung dieses größten und bedeutendsten unserer mittelalterlichen Kunstepen entgegenstehen: die erdrückende Fülle des Stoffes, der auf einen engen Raum zusammenzuziehen ist, die Menge der Personen, die oft wunderliche Gedankenverbindung der Dichtung. Zu alledem kommt noch der Mangel an Zeit, die, wie die Dinge nun einmal an unsern höhern Schulen liegen, für den mittelhochdeutschen Unterricht verfügbar ist, und nicht zuletzt auch die Rücksicht auf den Preis, der für den Schüler, wo es sich doch nur um eine einzelne Dichtung handelt, nicht zu hoch bemessen werden darf. Der Verfasser gibt zunächst in der Einleitung einen Wolframs Leben, Werke und Persönlichkeit behandelnden ersten Abschnitt. Daß er hierbei auf den verdienstvollen Arbeiten eines San Marte, Gotthold Böttticher und vor allem eines Wilhelm Hertz fußt, ist selbstverständlich. Hat doch der letztere, Dichter und Gelehrter zugleich, nicht nur durch seine genialen Nachdichtungen deutschmittelalterlicher Epen sich ein hohes Verdienst um unsere deutsche Sprache und Literatur erworben, sondern auch durch den wahrhaft bienenhaften Fleiß, mit dem er alles was insbesondere zur Erklärung des Wolframschen Parzival dienen kann, aus Werken der Gelehrten und den Literaturdenkmalen aller Völker und Zeiten verwertet hat. In bezug auf den religiösen Standpunkt Wolframs huldigt Legerlotz der Ansicht Böttichers, daß nämlich die Heilstatsache der Erlösung durch Jesum Christum ihm das A und O sei. „Weder Marienkultus noch Papsttum drängt sich uns bei ihm auf, dafür aber um so deutlicher die demutvolle Hingabe an Gott und die Selbstüberwindung als höchste sittliche Aufgabe des Menschen." Er vergleicht ferner Wolfram hinsichtlich der religiösen Duldsamkeit, die er im Parzival offenbart, mit Lessings Lehren, die er im Nathan von seiner alten Kanzel (der Bühne) predigt. So nimmt der Herausgeber einen mittleren Standpunkt ein zwischen Piper, der über Wolfram urteilt:[1]) „Seine Auffassung von der Religion ist eine ebenso oberflächliche, wie seine sonstigen Kenntnisse", und weiter: „Seine Anspielungen auf religiöse Dinge sind überall nur oberflächlich" und Anton Schönbach, der ihn den katholischsten aller Dichter nennt.[2]) — Im zweiten Abschnitt der Einleitung spricht Legerlotz über die Sagenbestandteile und Anlagen der Parzivaldichtung. Die Grundidee bezeichnet er sinnig mit den Worten: Das Hohelied der Treue des christlich-germanischen Heldentums, eine Ergänzung und ein Gegenstück zugleich zu dem Liede von den Nibelungen, das gleichfalls die germanische Treue in den verschiedensten Formen feiert, das Christentum aber noch ganz äußerlich behandelt. Leider haben sich nun gerade in diesem Abschnitt eine Menge von störenden

1) Wolfram v. Eschenbach. 1. Teil. Bearbeitet von Prof. Dr. Paul Piper. Stuttgart, „Union", Deutsche Verlagsgesellschaft o. J. S. 17.

2) Walter von der Vogelweide. Ein Dichterleben von Anton Schönbach. Dresden 1890. S. 102.

Digitized by Google

Druckfehlern eingeschlichen. Ich will nur folgende erwähnen, die sich auf die Seiten des Textes und die einzelnen Bücher der Dichtung beziehen. So muß es heißen XIX letzte Zeile, wo von dem höhnenden Nachruf des Knappen die Rede ist, der die Zugbrücke der Gralburg bedient 68, 89—92 statt 66, XX am Anfang: Sigune schenkt ihm ziemlich reinen Wein ein 71, 60—64 statt 69, weiter 73, 122—139 statt 71, 120—122 und 137—139; Zeile 2 zu den Worten: vollends aber ziehen Kundrie und Trevrizent mit ihren Eröffnungen den Schleier von dem Geheimnis weg 100, 97—136 und 127, 61—75 statt der eingeklammerten Ziffern 98, 97—106 und 137, 61—75. Hoffentlich werden diese und andere sinnstörende Druckfehler bei einer Neubearbeitung wegfallen. Hierauf folgt von S. 1—208 die neuhochdeutsche Übertragung der 16 Bücher des Parzival im Auszuge im Versmaße der Urschrift; das übrige ist durch Inhaltsangaben in Prosa ergänzt. Die Übersetzung in den kurzen Reimpaaren des ursprünglichen Werkes ist sehr fließend. Zugrunde gelegt ist die Ausgabe von Karl Bartsch[1]), deren Verszählung rechts am Rande angeführt ist, links die des Herausgebers. Daß diese Versumstellungen vorgenommen sind mit Rücksicht auf den veränderten Satzbau der neuhochdeutschen Sprache gegenüber der mittelhochdeutschen, ist gewiß nur zu billigen. Fast noch größere Anerkennung als diese gewandte und anmutige Übertragung dieser schwierigsten mittelhochdeutschen Dichtung verdienen die sorgfältigen sprachlichen und sittengeschichtlichen Anmerkungen S. 209—47. Auf diese folgt das Wörterverzeichnis der Eigennamen und Gattungsnamen, dann ein Sachverzeichnis, hierauf die Stammtafeln des Anjou-, Gral- und Artusgeschlechts; den Schluß bilden einige Proben des Urtextes. Wir können zu dieser Ausgabe dem Verfasser nur Glück wünschen.

Dank verdient auch die Herausgabe der Epik der deutschen Sagenkreise (107. Lieferung). Daß hier der arme Heinrich Hartmanns von Aue für die schulgemäße Behandlung ausersehen ist, ist anerkennenswert. Gerade diese Dichtung ist so recht geeignet wegen ihres durchsichtigen Stils für die Einführung in die höfische Epik unseres deutschen Mittelalters. Dieses Epos ist hier ganz in neuhochdeutscher Übertragung wiedergegeben. Ob freilich der verdienstvolle Herausgeber mittelhochdeutscher Dichtungen mit der Bearbeitung des „Königs Rother" in der Schule Glück haben wird, möchten wir bezweifeln. Diese Dichtung ist ja literargeschichtlich bedeutungsvoll, indem hier zuerst das Gedicht eines Spielmanns zu einem Leseepos ausgestaltet und aufgezeichnet wurde, liegt aber der Schule doch zu fern.[2]) Unbedingtes Lob ist dagegen der klargehaltenen Übersicht der deutschen Volksepik zu gewähren. Diese Dichtungsart

1) Parzival und Titurel. 3 Bde. 2. Aufl. 1875 erschienen in Franz Pfeiffers Deutschen Klassikern des Mittelalters.

2) Weit mehr wäre eine Auswahl von Gottfried v. Straßburgs Tristan und Isolde zu empfehlen gewesen, etwa so wie sie Dr. K. Marold, Sammlung Göschen 22, gibt mit Hinzufügung der feinen Kunsturteile in B VIII von 4619—4818 über die höfischen Dichter, abgedruckt unter anderem bei Schauenburg u. Hoche, Deutsches Lesebuch 1. Teil. 1903. S. 136 ff.

Digitized by Google

wird von der deutschen Urzeit, über die uns Tacitus berichtet, bis auf Meier Helmbrecht in anschaulicher Weise geschildert. Die Anmerkungen zu beiden Dichtungen beziehen sich wie die zum Parzival auf Sprachliches und Sachliches. Hierauf folgt eine kurze, dabei lesbare und anregende Übersicht der Verskunst der altdeutschen Epik. Den Schluß S. 135 hätte ich anders gewünscht. Er lautet: Für die Geschichte der Verskunst unsrer älteren Epik sind demnach die Jahreszahlen 850 und 1170 und die Namen Otfried und Veldeke Marksteine. In späterer Zeit kommen besonders die Namen Opitz (17. Jahrh.), Klopstock (18. Jahrh.) und Platen (19. Jahrh.) hinzu. Mit diesem letzten Satze ist sehr wenig anzufangen. Proben des Urtextes, ein Wörter- und ein Sachverzeichnis schließen auch diese Ausgabe wie die des Parzival ab. Mit der Besprechung dieser Dichtungen verknüpfen wir am besten die der folgenden.

108. Lieferung. Agnes Bernauer. Ein deutsches Trauerspiel in 5 Akten von Friedrich Hebbel. Herausgegeben von Dr. Woldemar Haynel. 1904. XII, 176 S. Preis 90 Pf.

110. Lieferung. Homers Odyssee und Ilias im Auszuge. In neuer Übersetzung von Dr. Oskar Hubatsch. 1904. XVII, 165 S. Preis 1,10 M.

Es verdient Anerkennung, daß die rührige Verlagsbuchhandlung auch für diese Tragödie, wie für die „Nibelungen" und „Herodes und Mariamne" desselben Dichters einen tüchtigen Bearbeiter gefunden hat. Ist doch gerade dieses Werk Hebbels durch die Durchsichtigkeit seiner Anlage, durch die scharfe lebensvolle Charakteristik der Personen, vor allem aber durch die Wahrheit der Idee, daß das Interesse, ja das Leben des einzelnen sich dem Wohle der Gesamtheit unterzuordnen hat, würdig, dem Schüler nahegeführt zu werden. Keine Persönlichkeit in diesem Drama wirkt abstoßend oder verletzend, wie etwa der Schreiber Leonhard, Klaras Bräutigam in Maria Magdalena; nicht einmal vom Herzog Ernst läßt sich das sagen. Zwar das natürliche Gefühl wendet sich voll Abscheu von ihm, aber der Dichter hat es verstanden, die Sache Herzog Ernsts als die bessere erscheinen zu lassen. „Ein König hat weniger Recht, ein Individuum zu sein als jeder andere. Würde jeder der persönlichen Leidenschaft huldigen, wie Albrecht", Herzog Ernsts Sohn gegenüber der Agnes Bernauer, „so würde der Staat zugrunde gehen; es ist die Luft kantischer Ethik, die dem alten Preußen entstammt. Und Hebbel hat auch etwas von diesem schweren norddeutschen Wesen, das in eiserner Selbstzucht Staaten bildete und zerschmetterte neu schuf." Diese Worte der Einleitung mögen genügen, um zu beweisen, wie tief der Herausgeber die dramatische Idee erfaßt hat. Die Anmerkungen beschränken sich lediglich auf das sprachliche und geschichtliche Verständnis der Dichtung, beziehentlich auf die Abweichungen, die der Dichter sich von der Geschichte erlaubt hat. Am Ende des Schriftchens ist der für die Bühne gekürzte Schluß des Trauerspiels angefügt. Wir empfehlen die Ausgabe Haynels aufs angelegentlichste. [1])

1) Wir empfehlen noch hierzu außer der Biographie Hebbels von Werner in den „Führenden Geistern", Berlin, Verlag von E. Hofmann u. Co.: Christian Fr. Hebbel

Digitized by Google

Weit weniger dankbar als die Aufgabe, die sich Dr. Haynel gestellt, ist die des Übersetzers der beiden homerischen Epen Dr. Hubatsch. Der Auszug umfaßt nur etwa den sechsten Teil der Odyssee und der Ilias, bestimmt für diejenigen, die den Homer nicht selbst kennen. Die Vossische Übersetzung erklärt der Herausgeber für veraltet; deshalb macht er sich frei von ihr, so zwar, daß er den Sinn des griechischen Textes möglichst getreu wiedergibt, ohne von der jetzigen deutschen Sprechweise weiter abzuweichen, als es der poetische Stil im allgemeinen und der Tonfall des Hexameters im besonderen notwendig macht. Was nun die Auswahl selbst betrifft, so wollen wir mit dem Herausgeber bei der Zwangslage, in der er sich befand, nicht rechten. Bedauern kann man ja, daß die in den Gesängen 10—12 der Odyssee enthaltenen Abenteuer des Odysseus nicht aufgenommen sind, sowie die Verse vom Schilde des Achilleus im 18. Gesange der Ilias. Doch gibt Hubatsch wenigstens eine Gesamtübersicht über den Inhalt der einzelnen Bücher beider Epen in der Einleitung. — An diese Ausgaben von Dichtungen schließen wir die deutscher Prosa und zwar aus neuerer Zeit an, zunächst

97. Lieferung. Deutsche Prosa. III. Teil. Moderne erzählende Prosa. Ausgewählt und zum Schulgebrauch herausgegeben von Dr. Gustav Porger. 1903. XXVI, 155 S. Preis 1,00 M.

98. Lieferung. IV. Teil. Derselbe Titel. 1903. XVIII, 191 S. Preis 1,20 M.

Mit diesen beiden Bändchen eröffnet die Verlagsbuchhandlung unter dem Titel „Moderne erzählende Prosa" eine besondere Abteilung der schon früher begonnenen „Deutschen Prosa". Daß der Verfasser sich hier auf die moderne erzählende Prosa beschränkt hat, verdient nur Anerkennung. Die Jugend unserer höheren Schulen muß dazu angehalten werden, unsere Zeit zu verstehen und die in ihr waltenden literarischen Richtungen, selbstverständlich unter steter Wahrung des ethischen Standpunktes. Nur hätte ich gewünscht, daß der Herausgeber Paul Heyse nicht ganz von der getroffenen Auswahl ausgeschlossen hätte. Wenn der Verfasser sagt, daß sich aus dessen Werken selbst für reifere Schüler kaum etwas eignen dürfte, so geht er entschieden zu weit. Novellen wie: Die Blinden, Lorenz und Lore, Am toten See, Aus dem Tode Leben und die Perle von allen: Geteiltes Herz können unbedenklich jedem jungen Menschen in die Hände gegeben werden. Die Einleitung gibt hinreichende lebensgeschichtliche Einleitungen zu den Erzählungen von Peter Rosegger: Das Holzknechthaus, Das Felsenbildnis; von Marie von Ebner-Eschenbach: Der Muff, Die Spitzin; Detlev von Liliencron: Der Richtungspunkt; Ernst von Wildenbruch: Das Orakel; Hermine Villinger:

von Adolf Bartels, Reclam S. 107 ff.; G. Witkowski, Das deutsche Drama des 19. Jahrhunderts S. 61 f., Leipzig, Teubner; Weitbrecht, Deutsche Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts II, S. 18, Sammlung Göschen. Interessant ist, was Heinrich Bulthaupt, Dramaturgie des Schauspiels [5], 1900, S. 170—174 sagt über den verletzenden Ausgang dieses Dramas; allerdings in einem Sinne, der den Ansichten der eben genannten Kritiker zuwiderläuft.

Digitized by Google

Der Töpfer von Kandern, Die Karrenschieber, Ungleiche Kameraden. Die Krone gebührt den beiden zuerstgenannten Erzählern. Am wenigsten hat mich die Novelle Detlev von Liliencrons befriedigt, da sie wohl dem auf das Kriegerische gerichteten Sinn unserer heutigen Jugend genügen mag, nicht aber dem auf künstlerische Einheit gerichteten. Man hat hier fast ausschließlich bunte Kriegsbilder, die die Aufmerksamkeit nur zu zerstreuen vermögen. Eine kurze Erklärung hätte ich gewünscht in den Anmerkungen S. 147 zu S. 36. Im Texte heißt es: Gib du nur acht im Walde, daß dich kein Baum mag letzen. Dies steht hier im Sinne von: schädigen, Übles zufügen, vgl. B. Waldis, Esop 1, 38: der (Friede) solt nu ewig bleiben stahn, korter solt keins das ander letzen. Zu S. 37 Zeile 10: Von den Bergschluchten hervor kam der „Maibrunn", wie die Schneewässer des Frühjahrs geheißen werden, konnte in den Anmerkungen an den Eingang zu Schillers Tell erinnert werden: Wann mit Blumen die Erde sich kleidet neu, Wenn die Brünnlein fließen im lieblichen Mai. Doch das sind Kleinigkeiten, die dem Werte des Büchleins durchaus keinen Eintrag zu tun vermögen. — Wenn das eben besprochene erste Bändchen der modernen erzählenden Prosa nach meinem Urteil hauptsächlich für die unteren und mittleren Klassen berechnet ist, so sind die im zweiten Bändchen enthaltenen Erzählungen Storms, Conrad Ferdinand Meyers, Wilhelm Raabes und Adolf Sterns, wie dies schon diese Namen andeuten und der weit größere Umfang der ausgewählten Werke, nur für obere Klassen höherer Lehranstalten zu gebrauchen. Von diesen Erzählungen hat die erste von Storm „Die Söhne des Senators" einen versöhnlichen Ausgang, die übrigen von Meyer „Gustav Adolfs Page", von Wilhelm Raabe „Else von der Tanna", eine der besten und einfachsten dieses Schriftstellers, sowie die von Stern „Die Flut des Lebens", sämtlich tragischen. In höchst gründlicher Weise hat der Herausgeber wie im vorigen Bändchen so besonders auch in diesem die Literatur über die hier aufgenommenen Schriftsteller in der Einleitung angeführt und damit namentlich dem Lehrer der deutschen Sprache und Literatur einen großen Dienst erwiesen. Fast noch größeres Lob verdient die Sorgfalt, mit der der Verfasser in den Anmerkungen alles, was zur sprachlichen, welt- und kulturgeschichtlichen Erklärung der aufgenommenen Erzählungen dienen kann, gesammelt hat. Selbst den ältesten, zum Teil schwer zugänglichen Fassungen und Veröffentlichungen von Kinder- und Volksliedern ist er nachgegangen. Vgl. S. 174f. u. S. 189f. Wir können beide Bändchen zum Gebrauche in der Schule warm empfehlen.

103. Lieferung. Aufsätze zeitgenössischer Schriftsteller. Ausgewählt und zusammengestellt von E. Lemp. I. Zur Religion und Ethik. 1903. V, 154 S. Preis 1,00 M.

104. Lieferung. Von demselben. II. Zur deutschen Literaturgeschichte. IX, 193 S. Preis 1,20 M.

105. Lieferung. Von demselben. III. Zur deutschen Geschichte. IX, 206 S. Preis 1,40 M.

Digitized by Google

106. Lieferung. Von demselben. IV. Zur Kunst. VII, 169 S. Preis 1,20 M.

109. Lieferung. Von demselben. V. Aus Natur und Leben. VII, 163 S. Preis 1,20 M. Sämtlich erschienen i. J. 1904.

112. Lieferung. Von demselben. VI. Aus deutschen Landen. 1905, VIII, 155 S. Preis 1,20 M.

Diese eben genannten Ausgaben unterscheiden sich von den zuletzt besprochenen wesentlich in der Anlage. Die lebensgeschichtlichen Einleitungen über die Verfasser der Aufsätze sind sehr knapp, ja dürftig gehalten, Anmerkungen am Schlusse der einzelnen Bändchen fehlen gänzlich. Hierdurch ist nun allerdings Raum gewonnen für den Text der Schriftsteller selbst, und das hat ja auch etwas für sich. Von Teil I der Aufsätze zeitgenössischer Schriftsteller, Zur Religion und Ethik, gilt das Dichterwort: Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen, Und jeder geht zufrieden aus dem Haus. Dicht neben dem Hauptvertreter des strengen Luthertums und politisch hochkonservativer Gesinnung: Christoph Ernst Luthardt erscheint der demokratische Friedrich Naumann und dann wieder die liberalen Theologen Adolf Hausrath und Adolf Harnack neben kirchlich positiven Männern, einem Emil Frommel und Rudolf Sohm. Sieht man indes genauer zu und läßt sich nicht durch Namen blenden oder abstoßen, so wird man finden, daß man es hier mit durchaus ernstgemeinten und sittlich bildenden Aufsätzen zu tun hat. Und gerade die Verschiedenheit des Standpunktes legt das Wort des Apostels nahe: Prüfet alles und das Beste behaltet und kann zur Selbständigkeit des Urteils heranbilden. Wollen wir nur wünschen, daß das bei unserer Jugend immerdar geschieht. — Abteilung II, Zur deutschen Literaturgeschichte, enthält eine Reihe von Dichterbildern von Walter von der Vogelweide bis auf Wilhelm Raabe, also aus 6 bis 7 Jahrhunderten. Diese Dichtergestalten sind von den berufensten Meistern des Stils geschildert; Namen von edelstem Klange: Karl Weinhold, der als Grammatiker, Sittengeschichtsschreiber und Mythologe gleich Großartiges geleistet, Erich Schmidt, Heinrich von Treitschke, Adolf Hausrath, Gustav Freytag und andere urteilen hier über Dichter unseres Volkes. Bedauern kann man es, daß nur Aufsätze über Dichter, nicht aber über Dichtungen sich in dem Büchlein finden, was man nach dem Titel doch auch erwarten sollte. Interessant ist es gegenüber der in unseren Tagen üblichen Überschätzung Conrad Ferdinand Meyers aus der Feder Heinrich Harts doch auch einmal ein nüchternes Urteil über den großen Schweizer Lyriker und Epiker in Poesie und Prosa zu hören. Es lautet: „Ein Pessimismus . . . tritt vielfach bei Meyer zutage. Auch er war ein Kind unserer Zeit, unserer von Gegensätzen zerrissenen, skeptischen, nach neuen Idealen sehnsüchtig verlangenden Zeit. So Großes er geleistet hat, so macht sich doch gerade in seinem Besten immer wieder etwas Überreiztes, zum Teil Krankhaftes geltend. Harmonisch im innersten Sinne des Wortes wirkt er nur selten." Dieser Ansicht können wir nur beistimmen. Ein versöhnender Humor geht Meyer

Digitized by Google

wenigstens in seinen Novellen und Romanen gänzlich ab, und darum möchte ich ihn für die Jugend, die sich doch auch freuen will, nicht allenthalben empfehlen. — Nicht alle in Abteilung III vereinigten Aufsätze unter der Aufschrift Zur deutschen Geschichte eignen sich für Schüler unserer Gymnasien und Realgymnasien. Zwar sind sie alle von Meistern der Geschichtschreibung, einem Heinrich von Sybel, Rudolf Sohm, Leopold von Ranke, Theodor Mommsen, Dietrich Schäfer und anderen verfaßt, aber sie setzen zum Teil eine Geistes- und sittliche Reife des Lesers voraus, wie man sie bei Schülern selbst der obersten Klassen nicht erwarten kann: so gleich der erste Aufsatz H. v. Sybels über die Gesetze des historischen Wissens, der nur für Besucher einer Hochschule und zwar für Historiker geeignet ist, ebenso der zweite geistvolle aus der Feder Rudolf Sohms, ein Abdruck eines Vortrags, den dieser Gelehrte im nationalsozialen Verein gehalten und der für diesen Verein Mitglieder werben will. Auch der Aufsatz L. v. Rankes: Die Epoche der Reformation und der Religionskriege, hervorgegangen aus Vorträgen des Altmeisters der Geschichtschreibung für König Maximilian II. muß heute vielfach im einzelnen in politischer und namentlich in religiöser Hinsicht als veraltet, darum aber für unsere Jugend als ungeeignet erscheinen. Aber die Festrede Wilhelm Maurenbrechers über das deutsche Kaisertum, Dietrich Schäfers Abhandlung: Was haben wir aus dem Untergang der Hansa zu lernen? die namentlich heute, wo wir im Zeichen der Flottenvorlage stehen, eine hohe Bedeutung hat, Erdmannsdörffers Arbeit über Kaiser Wilhelm I., endlich Schmollers Aufsatz über Otto von Bismarck müssen als kostbare Gaben für die Jugend betrachtet werden. — Der IV. Abteilung dieser Aufsätze, Zur Kunst überschrieben, gerecht zu werden, ist schwer. Es setzt diese Auswahl als ganzes genommen eine allseitige künstlerische Bildung voraus, die unmöglich von einem Schüler verlangt werden kann. Welches Interesse soll er diesen Abhandlungen wie Worpswede von Rainer Maria Wilke oder Delfter Fayence von Jacob von Falke entgegenbringen? Oder was soll einem Schüler, selbst wenn er musikalisch beanlagt und gebildet ist, die mit Lob und Tadel des Künstlers seltsam gemischte Abhandlung Paul Marsops über Johannes Brahms nützen? Sie kann ihn höchstens verwirren, aber keinesfalls zum Studium der Werke dieses Musikers hinleiten. Den Abhandlungen über Gegenstände der bildenden Kunst, den schon genannten wie denen über Arnold Böcklin von Henry Thode, über Schinkel als Architekt der Stadt Berlin von Hermann Grimm fehlen die die Begriffe erläuternden Bilder, und Begriffe ohne Anschauungen sind nach Kants richtiger Bemerkung blind. Nun kann man sagen, das war in diesen Schriftchen im Oktavformat nicht möglich. Ganz recht. Dann mußte aber auf Abbildungen, und zwar solche, die dem Schüler leicht zugänglich sind, hingewiesen werden und deren gibt es genug. Als Anleitung zur Betrachtung von Kunstwerken wüßte ich nichts Besseres als das Werk von G. Warneke, Hauptwerke der bildenden Kunst, Leipzig bei E. A. Seemann. Fußnoten und Anmerkungen, die hier so nötig wären, fehlen

Digitized by Google

gänzlich, die biographischen Einleitungen zu den aufgenommenen Schriftstellern sind mehr als dürftig. Nur drei Abhandlungen dieser Abteilung sind für jeden Schüler oberer Klassen höherer Lehranstalten verständlich und nutzbringend: von Cornelius Gurlitt, Stilgerecht oder stilvoll; Emil Palleske, Der Vortrag von Balladen; H. A. Köstlin, Friedrich Silcher, der Meister des Volksliedes. — Erfreulicherweise verdienen die Abteilungen V und VI dieser Sammlung unbedingtes Lob. Die erstgenannte, überschrieben Aus Natur und Leben, enthält zumeist Vorträge aus den beschreibenden Naturwissenschaften, neun an der Zahl. Sie sind sämtlich von Meistern des Stils verfaßt — ich hebe namentlich die geist- und gemütvollen Betrachtungen Wilhelm Bölsches hervor: Das Ende der Tierwelt und die Küche der Urzeit — und sind wohl auch sachlich genommen einwandfrei. Die übrigen drei enthalten eine Gedächtnisrede bei der 100jährigen Wiederkehr des Geburtstages Josef Fraunhofers von dem Klassiker der Naturwissenschaft: Hermann von Helmholtz und zwei Abhandlungen aus dem Gebiete der Astronomie aus der Feder Hermann Kleins und M. W. Meyers. Abteilung VI endlich: Aus deutschen Landen ist so recht geeignet, unter unserer Jugend Lust und Liebe zum deutschen Boden und Vaterlande zu wecken. Als Einleitung dienen gewissermaßen die beiden Aufsätze von Alfred Kirchhoff: Deutschland und sein Volk, wie von Friedrich Ratzel, Das deutsche Dorfwirtshaus; letzterer zeigt den großen geographischen Forscher von der echt gemütvollen Seite. Dann folgt ein Aufsatz aus P. D. Fischers schönem, eine vaterländische Tat zu nennendem Werke: Betrachtungen eines in Deutschland reisenden Deutschen, überschrieben: An der Wasserkant. Ihm schließt sich der aus dem bekannten Werke von Hermann Allmers Marschenbuch an: Das Land Hadeln; von da werden wir in ebenso anziehender Weise wie durch die anderen Abhandlungen an die deutsche Ostseeküste geführt und von dort über Ilmenau nach München und Tirol. Wir wünschen gerade den beiden letzten Abteilungen dieser Sammlung recht fleißige Leser unter unserer Jugend.

Dresden-Plauen. Prof. Dr. **Lothar Böhme.**

Otto Apelt, Der deutsche Aufsatz in der Prima des Gymnasiums. Ein historisch-kritischer Versuch. 2. verb. Aufl. Teubner, Leipzig und Berlin, 1907. 284 S. 8°. Preis 3,20 M.

Daß der Behandlung des deutschen Aufsatzes, diesem wichtigen Zweige des deutschen Unterrichts und der gesamten Schulbildung, mancherlei Schäden anhaften, alte und eingewurzelte wie jüngst hinzugekommene, ist allbekannt, und groß ist die Zahl der Bücher über den deutschen Aufsatz, die teils alle zu erhebenden Forderungen theoretisch entwickeln, teils praktische Anleitung zur Anfertigung von Aufsätzen bieten. Das beste Mittel, uns vor Abwegen zu bewahren, schien Apelt eine übersichtliche Darlegung und Kritik des Bestehenden zu sein, und so sammelte er aus dem Jahrgange 1878—79 die deutschen Aufsatzthemata aller deutschen Gymnasien, an denen überhaupt eine Veröffent-

Digitized by Google

lichung der Aufgaben üblich ist, 276 an Zahl, um sie einer kritischen Betrachtung zu unterwerfen. Dabei leitete den Verfasser eine bestimmte Tendenz: die Schrift „sollte zugleich ein kleines Gegengewicht bilden gegen den wachsenden Einfluß des bedeutenden Laasschen Buches über den Aufsatz". Diesem wirft Apelt einen „scholastischen Zug" und die „Neigung, alles über den Leisten des dürren Verstandes zu schlagen", vor, und so war das Absehen seiner Schrift auf die „Bekämpfung des Unjugendlichen und Verstiegenen" gerichtet; er wollte den Forderungen der Phantasie, des Gemüts und Geschmacks „wieder einiges Gehör verschaffen".

Das aus diesen Erwägungen und Absichten entstandene und 1882 zuerst erschienene Buch liegt jetzt in zweiter Auflage vor. Diese bedeutet der Natur der Sache nach keine völlige Umgestaltung, läßt es aber angezeigt erscheinen, das Buch in empfehlende Erinnerung zu bringen, da es durchaus geeignet ist, bei denen, die es ernstlich studieren, seinen Zweck völlig zu erreichen. Es stellt die Themen nach sachlichen Gesichtspunkten in drei große Gruppen zusammen: I. solche aus der Literatur (1. deutsche, 2. ausländische neuere, 3. antike), II. solche aus der Geschichte, III. allgemeine Themen, und legt an der Hand ihrer Betrachtung klar und überzeugend die Grundsätze dar, nach denen der Lehrer bei Stellung der Aufgabe am besten verfährt. Mit vollem Recht werden einerseits diejenigen Themen, die zu umfassend oder zu unbestimmt sind, wie anderseits die, deren Bearbeitung die Kräfte normaler Schüler übersteigt, als ungeeignet abgelehnt, dagegen wird verlangt,

1. daß der Stoff des Themas innerhalb des Vorstellungskreises der Schüler liegt,
2. daß eine geschmackvolle, gefällige Behandlung durch die Natur des Themas nicht nur gestattet, sondern als eine Hauptbedingung des Gelingens gefordert wird,
3. daß auch der Phantasie ihr Recht wird.

In Verfolg der ersten dieser Forderungen sagt der Verfasser sehr richtig: „Eine deutsche Arbeit in Prima hat zur Voraussetzung, daß sich der Schüler ein eigenes Urteil über die Sache bilden kann" (S. 43), und dieser Grundsatz ist es, gegen den, wie er nachweist, sehr viele Themata verstoßen.

Die Kritik, die der Verfasser übt, ist wohlbegründet und gerecht; man hat gefunden, er hätte in ihr noch weiter gehen können: das gibt er selbst zu, aber er wollte „anregen, nicht sättigen". Und wo sie scharf sein muß, da versteht er es meist trefflich, sie durch eine Zutat freundlichen Humors schmackhaft zu machen. Ein Beispiel diene als Probe: „Vortrefflich ist die Moral des Goetheschen Spruches: „Die Welt ist nicht aus Brei und Mus geschaffen" usw., aber daß die darin enthaltene Weisheit triftig und daß sie von Goethe ausgesprochen ist, macht sie noch nicht zu einem geeigneten Aufsatzthema. Die Welt mag immerhin aus palpableren Stoffen geschaffen sein als Mus und Brei, aber ich fürchte, die betreffenden Arbeiten der Schüler werden einen Zusatz dieser schmackhaften Flüssigkeiten nicht verleugnet haben" (S. 232).

Digitized by Google

Aber das Buch bietet keineswegs bloß Kritik, sondern auch viel Positives; so enthält es manchen Hinweis auf brauchbare, oft vom Verfasser selbst erprobte Themen und gibt für einige eine recht gute Stoffordnung an.

Den kritischen Betrachtungen ist eine Skizze „Zur Geschichte des deutschen Aufsatzes" (S. 3—35) vorausgeschickt, eine „Besprechung von Deinhardts Dispositionslehre" (S. 265—279) als Anhang zugefügt. Ein Register (S. 280 bis 284) erleichtert das Nachschlagen.

Dresden. **Edmund Baffenge.**

Ferdinand Schöninghs Ausgaben deutscher Klassiker mit ausführlichen Erläuterungen: 36. Bd. Uhlands „Ludwig der Bayer". Mit Erläuterungen von Prof. Dr. Schneider, 125 S. Preis geb. 1,30 M. — 37. Bd. Hebbels „Nibelungen". Zum Schulgebrauch herausgegeben von C. Schmitt, 312 S. Preis geb. 2,20 M. — 7. Ergänzungsband „Poesie und Prosa aus dem 16., 17. und 18. Jahrhundert". Ausgewählt und mit Erläuterungen versehen von F. Weicken, 258 S. Preis geb. 2,10 M. (Paderborn, Schöninghs Verlag, 1906).

Goethes „Dichtung und Wahrheit". Schulausgabe von Ludwig Sevin, 4. gänzlich umgearbeitete Auflage. (1. Bd. des „Literaturgeschichtl. Lesebuchs in einzelnen Bändchen" von L. Sevin.) Verlag Reiff, Karlsruhe. 152 S. Preis geb. 0,75 M.

Goethes „Dichtung und Wahrheit." Für Schulgebrauch und Selbstunterricht herausgegeben von Dr. O. Kästner (in Gaudigs u. Fricks „Deutschen Schulausgaben"). Teubners Verlag, 1907, 219 S. Preis geb. 1,50 M.

Schneiders Ausgabe erfüllt, auch nach Weismanns (bei Cotta 1874) vortrefflicher Bearbeitung, alle Anforderungen, die man an eine brauchbare Schulausgabe zu stellen berechtigt ist. Die Anmerkungen, in die eine Fülle von Stoff verwoben ist, sind frei von Plattheiten und Nebensächlichem — was man nicht von jeder Kommentierung sagen kann —, nur überwuchern sie bisweilen allzu stark den Text, besonders was das Historische und Sprachliche betrifft. Weniger wäre auch hier mehr gewesen. Im Anhang interessiert vor allem der Abschnitt über die Entstehung des Stückes, da Schneider zum erstenmal die von ihm gefundenen Akten jener Münchner Preiskonkurrenz veröffentlicht, in der Uhlands Drama so schmählich durchfiel. Daneben behandelt der Anhang die üblichen Fragen nach dem geschichtlichen Hintergrund und über den Aufbau des Ganzen mit der nötigen Ausführlichkeit.

Von Schmitts Nibelungenausgabe läßt sich nur wenig Rühmliches sagen. Ein großer Aufwand von Fleiß und sorgfältiger Belesenheit, aber an Unnützes verschwendet. Eine Unmasse gelehrten Ballastes und überflüssiger Anhängsel, aber nirgendwo der ernsthafte Versuch, dem Schüler zum wirklichen Genuß des Kunstwerkes zu verhelfen. Die zahlreichen Anmerkungen könnte man ruhig auf die Hälfte zusammenstreichen und hätte dann immer noch genug des Un-

Digitized by Google

passenden und Selbstverständlichen. Was soll man z. B. sagen, wenn der Herausgeber zu Hebbels Versen

Und wo das Licht, bei dem man Bernstein fischt
Und Robben schlägt, nicht von der Sonne kommt . . .

in einer Fußnote von elf Zeilen sämtliche fünf Seehundsarten der Zoologie nebst lateinischen Namen und literarischen Nachweisen anführt, von ihrer Lebensweise, dem Fundort und der Art ihrer Erlegung berichtet! Oder wenn er bei einer Wendung wie „vom Wirbel bis zur Zeh", bei der sicherlich kein Schüler eine Erklärung verlangen wird, sechs gleiche oder ähnliche Wendungen aus Hebbel, Jesaias, Shakespeare und Kleist anmerkt! Solche Noten begegnen uns fast auf jeder Seite, und man fragt sich vergebens, wie dadurch dem Leser Geist und Schönheit der Dichtung erschlossen werden soll.

An 52 Stellen hat sich der Herausgeber zu Kürzungen veranlaßt gesehen, und seinem moralischen Rotstift fallen über 240 Verse zum Opfer. Ich hätte nie geglaubt, daß Hebbels Trilogie so viel Verfängliches enthalte. Jeder Kuß, jede Umarmung ist strengstens verpönt — sogar der dankbaren Kriemhild Versuch, ihren finsteren Ohm zu umarmen! (IV, 6.) Alle Worte wie Kuß, Liebe, kosen, nackt usw. werden selbst im unschuldigsten Zusammenhang von dem Herausgeber erbarmungslos getilgt. Ja schlimmer, an manchen Stellen veranlassen ihn solche widersinnige Kürzungen zum Selberdichten, und Hebbels Verse werden, so gut es gehen will, aneinander geflickt (z. B. S. 24, Vers 222 ff.; S. 135, V. 260 f.; S. 161, V. 349; S. 225, V. 245; S. 228, V. 335 usw.). Besonders unbarmherzig sind in „Siegfrieds Tod" die 6. Szene des II. und die 3. Szene des III. Aktes, in „Kriemhilds Rache" die 2. Szene des 1. Aktes verstümmelt worden, so daß man sie kaum wiedererkennt. Zwei Beispiele mögen genügen, um das Verfahren dieser Bearbeitung nach Lex Heinze-Gesichtspunkten zu zeigen. Hebbel schreibt („Siegfrieds Tod", V. 901 ff.):

. . . drum peitsche ihn
Zu meiner Lust aus seiner goldnen Wolke
Heraus, damit er nackt und bloß erscheint . . .

Schmitt streicht den letzten Vers. Oder: bei Hebbel („Kriemhilds Rache" V. 2699 ff.) schildert Hildebrant die im Saal kämpfenden Freunde, Rüdeger und Hagen:

Jetzt wischen sie die Augen, schütteln sich
Wie Taucher, küssen sich und — willst du mehr,
So steige selbst herauf . . .

Bei Schmitt (S. 231):

. . . schütteln sich
Wie Taucher, und — willst du mehr . . .

Kurz, Schmitts Kürzungen sind eine lange Liste unverständlicher Geschmacklosigkeiten. In den Oberklassen, für die doch eine Lektüre Hebbels allein berechnet ist, wird man seine „Nibelungen" mit gutem Gewissen ohne solche Striche lesen können. Wenn die Schüler, was in derlei Fällen nie zu vermeiden ist, hinter das Geheimnis dieser Zurechtmachung ad usum delphini einmal gekommen sind, ist der Schaden für die Dichtung selber unabsehbar.

Digitized by Google

Auf 80 Seiten Anhang (mehr als ein Viertel des Buches) berichtet der Herausgeber über Hebbels Leben und Schaffen, die Entstehung der Trilogie, ihre Quellen, den Aufbau und stellt — in großer Breite und recht prosaisch — die unvermeidlichen „Fragen über die einzelnen Akte". Auch hier ist vieles, was mehr die emsige Belesenheit des Bearbeiters zu zeigen, als eine Berechtigung oder gar Notwendigkeit für den Schulgebrauch nachzuweisen vermag. Was kümmert es z. B. den Schüler „Welche Vorwürfe Dr. Georg Reinhard Röpe gegen Hebbels Nibelungen erhebt?", oder was Meinck an ihnen auszusetzen hat? Solche kritische Exkurse interessieren höchstens den Fachmann (und nicht einmal den, wenn sie so einseitig wie hier geführt werden), den Schüler verwirren sie nur oder ziehen gar in ihm jenes traurige Besserwissenwollen groß, das der Todfeind aller Erziehung zur Kunst ist. Schmitt hätte es sich ersparen können, so ausführlich auf Röpes recht gesuchte und engherzige Angriffe einzugehen. Dagegen ist es nicht unpassend, im II. Anhang eine kurze Inhaltsangabe von Wagners Nibelungenring und Geibels „Brunhild" anzufügen.

Die Auswahl Weickens aus der Poesie und Prosa des 16., 17. und 18. Jahrhunderts ist, besonders im III. und IV. Teil, sowie dem Anhang (Volkslieder) geschickt und geschmackvoll, nach der im allgemeinen üblichen Einteilung, zusammengestellt, wenn man auch das eine oder andere Gedicht vermissen wird. Die den einzelnen Abschnitten vorausgeschickten biographischen Angaben und literarhistorischen Charakterbilder zeichnen knapp, ohne trocken zu sein, ein meist glücklich umrissenes Bild der betreffenden Dichter. Freilich herrscht zuweilen eine gewisse Neigung zur Einseitigkeit, die sich vor allem in der Auswahl des I. Teiles unliebsam bemerkbar macht. Weicken betont zwar im Vorwort ausdrücklich, „daß es dem Zwecke des Buches gänzlich fern liege, irgendwelche kirchliche, religiöse, staatliche oder bürgerliche Ereignisse und Einwirkungen näher zu beleuchten" und bemüht sich scheinbar, seine Auswahl und seine Erläuterungen so sachlich und unparteiisch wie möglich zu halten, aber das Bild der deutschen Dichtung zur Zeit der Reformation, wie es bei ihm sich darstellt, ist einseitig und schief, zum mindesten unklar und verschwommen. Die dichterischen Persönlichkeiten eines Luther, Hans Sachs oder Murner müssen verblaßt erscheinen, wenn nicht ihr Verhältnis zur Reformation, wie es sich in ihren Werken spiegelt, zur Darstellung kommt. Luthers Stellung als Dichter wird Weicken demzufolge absolut nicht gerecht, Hans Sachs und Murner bleiben ihrem Wesen nach unklar, Fr. v. Spee erhält einen übermäßig breiten Raum. Sonst, wie gesagt, bietet die Auswahl ein in diesem engen Rahmen ziemlich vollständiges und geschickt beleuchtetes Bild der Literatur dieser drei Jahrhunderte. Die Anmerkungen, gesondert an den Schluß gestellt, wo sie allein hingehören, verlieren sich manchmal zu sehr in sprachliche Einzelheiten.

Die neuen Schöninghschen Ausgaben zeichnen sich, wie die früheren, durch vorzüglichen Druck und handliche Übersichtlichkeit aus.

Sevins Ausgabe von Goethes „Dichtung und Wahrheit" berührt von vornherein wohltuend durch den fast gänzlichen Verzicht auf alles nebensächliche

Digitized by Google

Notenbeiwerk. Die Auswahl der einzelnen Stücke geschieht mit überzeugendem Feinsinn und vermeidet mit Erfolg eine Zerreißung des Gesamteindrucks. Im Anhang fügt Sevin — ein guter Gedanke! — Gedichte Goethes an, die im Text irgendwie eine Rolle spielen. Statt der nachfolgenden Proben aus Götz und Werther wären vielleicht einige Briefe des jungen Goethe zweckdienlicher gewesen. Dem Bändchen sind die Bilder des Dichters und seiner Eltern, sowie ein (recht primitiver und wenig nötiger) Plan des alten Frankfurt beigegeben.

Kästners Ausgabe von „Dichtung und Wahrheit" ist nicht minder empfehlenswert. Hält man sie neben Schmitts Nibelungen-Ausgabe, so hat man klassische Beispiele für Schulausgaben, wie sie sein und wie sie nicht sein sollen. Bei Kästner ein taktvolles Unterordnen des Erklärers unter den Dichter, wenn nötig, ein ehrfürchtiges Zurücktreten; dabei ein außerordentlich feines Einfühlen in Welt und Geist des Künstlers und ein hohes Geschick, mit wenig Worten aufzuhellen, den Genuß zu erleichtern oder zu vertiefen.

Kästner beschränkt sich in den Anmerkungen aufs Nötigste, läßt aber dabei nichts unklar und regt den Leser immer wieder zum selbständigen Durchdenken des Stoffes an. Inhaltlich hat er weit weniger gestrichen und gekürzt als Sevin. Die Einteilung des Ganzen geschieht sehr übersichtlich und nirgends willkürlich; sie ergibt sich ungezwungen aus der Gliederung des Stoffes, ebenso wie die vortrefflichen Überschriften, die den einzelnen Kapiteln und Abschnitten vorangestellt werden. Sie sind ganz im Goetheschen Sinne gehalten und erleichtern die Übersicht ungemein.

Im Anhang ist in kurzen Stichworten und scharfer Disposition ein „Durchblick durch den Roman", sowie ein „Rückblick auf das ganze Kunstwerk" beigefügt, der schlechthin meisterhaft genannt werden muß. Die inhaltsschwere, beziehungsreiche Prägnanz des scheinbar sorglosen, aber glänzend gefeilten Ausdrucks, das tiefe ästhetische Verständnis aller Kunst und Entwickelung im allgemeinen, der Goetheschen Dichtung und Persönlichkeit im besonderen, das aus jeder Zeile spricht, machen die Lektüre dieses Anhangs zu einen Extragenuß. Vielleicht ist er aber für den Kreis, für den er zunächst bestimmt, bisweilen allzu geistreich und tiefsinnig gehalten.

Dresden. Dr. **Alexander Pache.**

Deutsches Lesebuch für die Vorschule höherer Lehranstalten, bearbeitet von Wilhelm Bangert und Dr. Otto Liermann. 2. und 3. Aufl. Kesselringsche Hofbuchhandlung, Leipzig und Frankfurt a. M., 1907.

Das vorliegende Lesebuch erschien zum erstenmal im Jahre 1903. Es ist ein erfreulicher Erfolg und Beweis von seinem Wert, daß sich binnen vier Jahren eine neue Auflage nötig machte. Diese stellt sich in der Tat als eine verbesserte dar. Die Herausgeber haben den ganzen Stoff sorgfältig nochmals durchgeprüft, wobei ungeeignete Gedichte und Prosastücke gestrichen, durch neue zweckentsprechende

Digitized by Google

ersetzt und besonders ein Verzeichnis erklärungsbedürftiger Wörter hinzugefügt wurden.

Was die Auswahl des Stoffes betrifft, so darf man sagen, daß die Verfasser, unterstützt durch langjährige Erfahrungen, das Richtige getroffen haben. Die Gedichte und Erzählungen sind den besten Stücken unserer deutschen Literatur entlehnt. Auch die modernen Dichter sind dabei berücksichtigt. Das Interesse der kleinen Schüler wird belebt durch Hochhäuslersche Originalzeichnungen, die sich als Monatsbilder an den Kopfleisten finden. Im allgemeinen ist das Buch gut ausgestattet, nur das Papier könnte etwas besser sein.

Frankfurt a. M. **A. Busse.**

Zeitschriften.

Leipziger Lehrerzeitung, 14. Jahrg. Nr. 25: Klassenlehrer und Zeichenlehrer. Von Kurt Janetz in Dresden.

—— Nr. 29: Wie gelangen wir im deutschen Sprachunterricht zu besseren Erfolgen? Von H. Prüll.

—— Nr. 30: Die Osterprüfungen im Lichte moderner Pädagogik. Von Karl Beier.

Neue Jahrbücher für das klassische Altertum, Geschichte und deutsche Literatur und für Pädagogik. 10. Jahrg. 1907. XIX. und XX. Band. 4. Heft. Inhalt: Die Weltanschauung des Aischylos. Von Prof. Dr. Wilhelm Nestle in Schöntal a. J. — Über Platons Humor. Von Gymnasialdirektor Hofrat Prof. Dr. Otto Apelt in Jena. — Lessing und Shakespeare. Von Prof. Dr. Gustav Kettner in Pforta. — Die antiherbartische Strömung in der Pädagogik der Gegenwart. Von Prof. Gerhard Budde in Hannover. — Quousque tandem? Die Schulreform muß umkehren! Eine Schulbetrachtung aus Württemberg. Von Gymnasialrektor Dr. Karl Hirzel in Ulm. — Andrew Carnegie als Gönner. Von Univ.-Prof. Dr. Ernst Sihler in Neuyork.

—— 5. Heft Inhalt: Die Weltanschauung des Aischylos. (Schluß.) Von Prof. Dr. Wilhelm Nestle in Schöntal a. J. — Lessings Heldenideal und der Stoizismus. Von Prof. Dr. Ferdinand Rösiger in Heidelberg. — Literaturphilologie — Literaturpsychologie — Literaturgeschichte. Von Privatdozent Dr. Harry Maync in Marburg i. H. — Aufgaben der Philosophiegeschichte. Von Privatdozent Dr. Robert Petsch in Heidelberg. — Die Einheitsschule. Von Gymnasialoberlehrer Dr. Karl Tittel in Leipzig. — Die Mitarbeit der wissenschaftlichen Lehrer bei der körperlichen Erziehung der Schüler höherer Schulen. Von Oberturnlehrer Fritz Eckardt in Dresden.

Zeitschrift für lateinlose höhere Schulen. 18. Jahrg. 7. Heft. Inhalt: Die Neugestaltung des französischen Unterrichtswesens im 20. Jahrhundert, insbesondere auf dem Gebiete der höheren Schulen. (Schluß.) Von Prof. Dr. H. Krollick in Berlin. — Anregungen und Wünsche. Vom Herausgeber. — Die Stellungnahme des „Vereins deutscher Ingenieure" zu den gegenwärtigen Fragen des Unterrichts und der Schulorganisation.

Studien zur vergleichenden Literaturgeschichte. 7. Band. Heft 2. Inhalt: Emil Karl Blümml, Zur Motivengeschichte des deutschen Volksliedes. II. Die Volkslieder von der Lilie als Grabespflanze. — Ludwig Katona, Zum Schwank vom zögernden Dieb. — Eduard Stemplinger, Literarische Widersprüche. — Ernst Dessauer, Wackenroders „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders" in ihrem Verhältnis zu Vasari. III. IV. V. — Richard M. Werner und Otto Warnatsch, Blattfüllsel.

Digitized by Google

Bayerische Zeitschrift für Realschulwesen. Band XV. Heft 2. Inhalt: Die Oberrealschulfrage in den bayerischen Landräten. Von J. M. Fauner. — Materialien zu einem Lehrprogramm der bayerischen Oberrealschulen. — Der Lehrplan des bayerischen Realgymnasiums. Von Ad. Goller.

Pädagogische Blätter für Lehrer von Kehr. Herausgeg. von Muthesius. 1907. Heft 4. E. F. Thienemann-Gotha. Inhalt: Bohnstedt, Die Poetik im Unterricht. — Lawin, Die Durchführbarkeit der Bestimmungen vom 1. Juli 1901.

—— Heft 5. Kerschensteiner, Lehrerbildung. — Kaiser, Geographie, Malerei und Dichtung in ihren wechselseitigen Beziehungen.

Der Säemann, Monatsschrift für Pädagogische Reform. 3. Jahrg. 1907. 3. Heft. Inhalt: Stil und Stilistik. Von Otto Anthes. — Der freie Vortrag. Von J. G. Hagmann. — Bildungsreisen — Reisebildung. Von Dr. W. Waetzoldt. — Kinderpsychologie in der modernen Dichtung. Von Dr. Gertrud Bäumer — Heimatkunde und Heimatpflege. Von Dr. Oswald Reiffert.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung. Jahrg. 1907. 8. Heft (Nr. 40—45). Inhalt: Schallnachahmungen und Lautmetaphern in der Sprache. Von Geheimrat Prof. Dr. Wilhelm Wundt (Leipzig). — Mensch und Übermensch. (Bernhard Shaw.) Von Dr. J. Hofmiller (München). — Paul Gerhardt als Liederdichter. Von Prof. D. Paul Wernle (Basel). — Der französische Prosastil. Von Oskar A. H. Schmitz (München). — Eine Whitman-Biographie. Von Dr. O. E. Lessing (München). — Fortschritte des volkstümlichen Bibliothekswesens im Jahre 1906.

—— Jahrg. 1907. 9. Heft (Nr. 46—51). Inhalt: Carlo Goldoni. Zu seinem 200. Geburtstage. Von L. Brosch (Venedig). — Maximilian Schmidt. Zu seinem 75. Geburtstage. Von H. Brentano (Wien). — Archäologie und Anthropologie. Von Prof. Dr. A. Furtwängler (München). — Johann Christian Senckenberg. Zu seinem zweihundertjährigen Geburtstage. Von Prof. Dr. Martin Möbius (Frankfurt a. M.).

—— Jahrg. 1907. 10. Heft (Nr. 52—57). Inhalt: Die fünf Fundamentalsätze für die Organisation höherer Schulen. Von Stadtschulrat Studienrat Dr. Kerschensteiner (München). — Giosuè Carducci. Ein Nachruf von Valerio Flamini (Mailand). — Franz Graf v. Pocci als Dichter und Künstler. Von Prof. Dr. H. Holland (München).

Neu erschienene Bücher.

Hermann Grimm, Homers Ilias. 2. Aufl. Stuttgart-Berlin, J. G. Cotta Nachf., 1907. 492 S.

Johann Wiesner, Der deutsche Unterricht an unseren Gymnasien. Wien, Alfred Hölder, 1907. 164 S.

Albrecht Keller, Die Schwaben in der Geschichte des Volkshumors. Freiburg (Baden), F. Bielefeld, 1907. 388 S.

Ludwig Gurlitt, Mein Kampf um die Wahrheit. Berlin W. 50, Kontordia, Deutsche Verlagsanstalt, 1907. 98 S.

Sophie von La Roche, Geschichte des Fräuleins von Sternheim. Berlin W. 35, B. Behr, 1907. 345 S.

N. O. Body, Aus eines Mannes Mädchenjahren. Berlin W., Gustav Riecke Nachf. 218 S.

Adolf Bartels, Deutsche Literatur. Einsichten und Aussichten. Leipzig, Ed. Avenarius, 1907. 18 S.

Dr. O. Kästner, Sozialpädagogik und Neuidealismus. Leipzig, Roth und Schunke, 1907. 201 S.

E. Reyß und E. Witt, Artikulationsfibel. Leipzig, B. G. Teubner, 1907. 80 S.

E. Reyß und E. Witt, Lesefibel. Leipzig, B. G. Teubner, 1907. 52 S.

E. Reyß und E. Witt, Lesebuch. Leipzig, B. G. Teubner, 1907. 77 S.

Digitized by

Herders Konversationslexikon. 3. Aufl. in 8 Bänden. I. A bis Bonaparte. Freiburg i. Breisgau, Herders Verlagsbuchhandlung.

E. Reys und E. Witt, Lehrgang für die Vorbereitungen auf den Schreibleseunterricht. Leipzig, B. G. Teubner, 1907. 15 S.

E. Reys und E. Witt, Begleitschrift zu Artikulationsfibel, Lesefibel und Lesebuch. Leipzig, B. G. Teubner, 1907. 8 S.

Richter, Psychologie für Lehrerbildungsanstalten. Leipzig, B. G. Teubner, 1907. 165 S.

Adolf Bartels, Das Weimarische Hoftheater als Nationalbühne für die deutsche Jugend. 3. Aufl. Weimar, Herm. Böhlaus Nachf., 1907. 82 S.

G. Mosengel, Deutsche Aufsätze. 2. verb. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner, 1906. 139 S.

Dr. O. Behaghel, Bewußtes und Unbewußtes im dichterischen Schaffen. Leipzig, G. Freytag, 1907. 48 S.

Friedrich Rausch, Mängel der Anschauungsbilder und die Stofflehrmittel. Nordhausen a. H., 1907. (Als Handschrift gedruckt.)

Otto Günther, Marbacher Schillerbuch. II. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf., 1907. 422 S.

Gertrud Meyer, Tanzspiele und Singtänze. Leipzig, B. G. Teubner, 1907. 52 S.

Theodor Abeling, Das Nibelungenlied und seine Literatur. Leipzig, Ed. Avenarius, 1907. 257 S.

Sophokles' Antigone, übersetzt von Joh. Geffcken und Jul. Schultz. Leipzig, B. G. Teubner, 1907. 43 S.

Stoll-Lamer, Die Sagen des klassischen Altertums. 6. Aufl. 2 Bände in einem Band. Mit 79 Abbildungen. Leipzig, B. G. Teubner, 1907. Preis geb. 6 M.

Karl Kaiser, Edelsteine deutscher Dichtung. 6. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner, 1907. 307 S.

Dr. H. Badstüber, Christoph Kuffner, ein vergessener Poet des Vormärz. Leipzig, Gustav Fock, 1907. 75 S.

Deutsches Lesebuch für Realschulen. Herausgeg. von Lehrern der deutschen Sprache an Dresdner Realschulen. 2. Teil: Klasse IV und III. Leipzig, B. G. Teubner, 1906. 502 S.

Heydtmann-Keller, Deutsches Lesebuch für Lehrerinnenseminarien. 2. Teil. Leipzig, B. G. Teubner, 1907. 332 S.

Dr. S. R. Nagel, Deutscher Literaturatlas. Auf 15 Haupt- u. 30 Nebenkarten. Wien-Leipzig, Carl Fromme. 1907.

Friedrich Kauffmann, Deutsche Metrik. 2. Aufl. Marburg, N. G. Elwert. 1907. 254 S.

Karl Vorländer, Kant, Schiller, Goethe. Gesammelte Aufsätze. Leipzig, Dürr. 1907. 214 S.

Hanno Bohnstedt, Zur Strategie und Taktik der Schulaufsicht. Leipzig, R. Voigtländer. 1907. 79 S.

Günther Jacoby, Herders u. Kants Ästhetik. Leipzig, Dürr. 1907. 348 S.

Adolf Schultz, Der Unterricht im Deutschen. Leipzig, B. G. Teubner. 1907. 245 S.

Bücherei eines deutschen Lehrers. Herausgegeben von den „Neuen Bahnen". Leipzig, R. Voigtländer, 1907.

Rudolf Lippert, Lehrbuch der deutschen Sprache für Lehrerbildungsanstalten. 1. u. 2. Teil. 2. Aufl. Leipzig, G. Freytag. 1907. 144 u. 109 S.

Dr. Hans Gerhard Gräf, Goethe über seine Dichtungen. 2. Teil: Die dramatischen Dichtungen. 3. Band. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt (Rütten u. Loening). 1906. 597 S.

E. Menke-Glückert, Goethe als Geschichtsphilosoph. Leipzig, R. Voigtländer. 1907. 146 S.

Dr. Arthur Kutscher, Friedrich Hebbel als Kritiker des Dramas. Berlin W. 35, B. Behr. 1907. 229 S.

Für die Leitung verantwortlich: Prof. **Dr. Otto Lyon.** Alle Beiträge, Bücher usw. bittet man zu senden an: Prof. Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Anton Graff-Straße 38 I.

Digitized by Google

Goethe und sein Freund Karl Philipp Moritz.

Von **A. Hackemann** in Bocholt.

I.

Noch immer denke ich an jenen Tag zurück, da mein Vater mir zum erstenmal seinen Bücherkasten öffnete, mich zu demselben hinführte.

Mein Vater war mit Glücksgütern nicht gesegnet. Intelligent im echtesten Sinne des Wortes hatte er unter Entbehrungen dafür gesorgt, eine Bibliothek sein zu nennen, und diese war sein höchster Schatz.

Es war nun an meinem zehnten Geburtstage, da führte er mich hin zu seinem Schatze, gewährte mir Zutritt zu demselben, damit ich aus den gesammelten Büchern Geist, Gemüt und Wissen erwerbe.

Ein Buch war es damals, welches er mir vor den anderen in die Hand drückte und meinem eingehendsten Studium empfahl; es war dies die „Götterlehre" von Karl Philipp Moritz.

Das Buch, noch heute in der Hand vieler, von Dr. Fredericks neu bearbeitet, war schön gehalten, die Abbildungen entzückten den Knaben, und die Sprache selbst war eine so hinreißende, ganz in dem Geiste der alten Klassiker gehaltene, daß ich selbstverständlich mit heller Lust mich dem Studium des Buches hingab und mit Stolz mich endlich rühmen durfte, daß es mir gehöre. Dieses Werk, welches auch andere begeisterte, von dem Schinkel sagt, daß die Fresken am alten Museum zu Berlin vorzüglich dem Einflusse desselben ihre Entstehung verdanken, von dem Peter Cornelius gern zugestand, daß die Götterhalle in der Glyptothek zu München nicht zum kleinen Teile ihm ihr Dasein zuschreibe, dieses Werk gehörte nunmehr mir als geistiges Eigentum; mit ihm ward mir auch der Name Karl Philipp Moritz tief eingeprägt.

Das Buch selbst bildete eben eine meiner Jugenderinnerungen, und man weiß es ja, wie die späteren Jahre sich an solchen Erinnerungen anklammern.

Wenn ich später, da ich schon längst im Berufe stand, in der Literatur zuweilen dem Namen Karl Philipp Moritz wieder begegnete, so freute ich mich, wie an einem alten Bekannten, aber es ging doch die Erinnerung mehr oder weniger flüchtig vorüber. An einem Nachmittage des verflossenen

Digitized by Google

Sommers war es nun, da griff ich wieder einmal nach meinen Klassikern und zog die Reisebriefe Goethes aus Italien hervor. Ich las darin und als ich da wieder dem so oft gelesenen Worte Goethes, geschrieben am 1. Dezember 1786, begegnete: „Moritz ist hier, der uns durch seinen 'Anton Reiser', durch seine 'Reise nach England' merkwürdig geworden; er ist ein reiner trefflicher Charakter, an dem wir viele Freude haben," da, ich weiß nicht, war es Muße oder Disposition, drängte es mich unwillkürlich, endlich diesen Mann näher kennen zu lernen, der meiner Jugend so viele freudige Erregungen zugeführt, und ich unterließ es nicht, mir diese von Goethe als „merkwürdig" erklärten Werke „Anton Reiser" und die „Reise nach England" zu verschaffen; ich las sie und muß gestehen, daß meine Mühe nicht unbelohnt blieb. Ich fand hier so viel des wunderbar Schönen, so vielfach durchkreuzte Erlebnisse, einen denkwürdigen Mann, der, von armen Eltern auferzogen, endlich dazu gelangte, Hofrat und Mitglied der bildenden Künste in Berlin zu sein, der an 150 Werke geschrieben hatte, der durch seine Schriften „Über die bildende Nachahmung des Schönen" Schiller zu seinen „Künstlern" begeisterte, und durch seine „Prosodie" Goethe dazu brachte, die Iphigenie und den Tasso in Versen zu schreiben, der durch seine „Grammatik für deutsche Frauen" die richtige Kenntnis der deutschen Sprache innerhalb der Familien beförderte, einen Mann endlich, der durch seine vielfachen Beziehungen zu den größten Schriftgelehrten seiner Zeit, der dadurch, daß er Jean Paul den Weg in die Literatur eröffnete und insbesondere durch sein großes Wirken als Lehrer und Anreiferer in den schönen Künsten zu Berlin der Mann des Ruhmes, der Mann des Tages wurde.

Diese Erkenntnis führte mich zu dem Gedanken, es sei Karl Philipp Moritz wohl eines Aufsatzes wert, er sei es würdig, der Vergessenheit entrissen zu werden, die er wahrlich nicht verdient.

Lassen schon die persönlichen Beziehungen dieses Mannes es angemessen erscheinen, ihm ein Andenken zu widmen, so ist es auch die Zeit, in welcher Karl Philipp Moritz lebte und deren Ausdruck er ist, die eine solche nähere Betrachtung gewiß lohnen wird. Er lebte nämlich in der Zeit des Sturmes und Dranges, er kämpfte während der Jahre 1770 bis 1790.

Damals lag das Bürgertum in Deutschland in philiströser Erstarrung verkümmert danieder, damals war das Familienleben in Deutschland ein enges, dumpfes und getrübtes; man hüllte sich fest in das Herkömmliche, es war die Zeit des Zopfes. Wie die Kleidung selbst, welche damals beliebt war, die Seidenstrümpfe, die Schuhe mit Spangen, der enge Staatsfrack, der Haarbeutel, wie alles dieses auf enge Grenzen hinwies, in welche der Mensch eingezwängt worden, so war es auch mit dem Geiste. Man

Digitized by Google

hielt dazumal am Herkömmlichen fest, an den Ständeabgrenzungen, und es war daher eine in sozialer und geistiger Richtung trübe und traurige Zeit in Deutschland.

Dasjenige, was heute jedermann sein eigen nennen kann, die freie Möglichkeit der Bildung, die freie Wahl des Berufes, das unveräußerliche Recht auf das eigene Ich und auf die eigene innerste Empfindung, alles das war in jenen Tagen in Deutschland nicht gekannt; es mußte erst erkämpft, mit Opfern errungen werden. Und wie nun jeder Kampf auch die schlummernden Dämonen wachruft, wie jede Revolution die Leidenschaften entfesselt und krankhafte Auswüchse schafft, so war es auch hier. Bei solchen Kämpfen beschränkt man sich erfahrungsgemäß nicht bloß auf das zu Erkämpfende, es herrschen leider nur zu oft Unmaß und Übermaß vor. Überreiztes Selbstgefühl, eitles Streben und Begehren nach Glück, nach zügellosen Leidenschaften, machen sich geltend, und weil gerade in jenen Jahren das Ringen um Befreiung von den engen Ketten des beschränkten deutschen Lebens allenthalben in der deutschen Literatur eintrat und hierbei ebensooft die Grenzen des Erlaubten überschritten wurden, darum nennt man jene Periode die Sturm- und Drangperiode.

Allerdings waren aber die Prinzipien, für welche damals gekämpft wurde, außerordentlich schön, heilig, erhaben. Und zu den Hauptrepräsentanten der damaligen Zeit, zu den Vorkämpfern, zu den Pionieren des Sturmes und Dranges zählt auch in hervorragender Weise unser Freund Karl Philipp Moritz.

Sein Lebenslauf ist eigentlich gar nichts anderes, als der Spiegel der damaligen Lebensanschauungen, in plastischer Form abgehoben.

Moritz selbst war eine leidenschaftliche, eine abenteuerliche Natur; er gehörte in die Reihe jener problematischen Naturen, von denen Goethe so herrlich sagt, daß keine Lage des Lebens ihnen zu genügen vermag, auch keine ihnen genügt und daß sich ihr ganzes Leben ohne Genuß verzehrt. Er war im Beginne seiner Laufbahn immer wanderungssüchtig und wollte die Ruhe finden, die er niemals zu finden vermochte. Zudem hatte er eine bestechende Liebenswürdigkeit für sich, und so kommt es, daß einerseits die damalige Zeit, in der Moritz lebte, und daß anderseits die persönlichen Beziehungen dieses Mannes ihn so merkwürdig erscheinen lassen, uns eine so seltsame Epoche deutscher Kulturgeschichte zeigen, daß ich es nur wiederholen kann, daß die Stunden, die wir ihm widmen, keine verlorenen sein werden.

Karl Philipp Moritz war am 15. September 1757 geboren. Er war das Kind, wie ich bereits betonte, armer Eltern. Sein Vater wohnte in der Nähe von Hannover und war ein Musiker; er ernährte sich und die

Seinen nur schwer und dürftig, und die Sorge in seiner Familie hörte nie auf. Er gehörte zur Sekte der Quietisten, über die einige Worte zu sagen sind.

Wir alle wissen, daß das Schicksal seine Güter im Leben nicht gleichmäßig verteilt. Wir haben manche, die von der Wiege auf von des Himmels Sonnenstrahl beleuchtet sind, die keine Sorge kennen, denen der Reichtum des Lebens in allen Phasen geradezu in den Schoß geworfen wird. Diese werden sich mit dem Leben bald abfinden, und das leichte Gewitter und die leichten dunkeln Wolken, die über ihrem Haupte vorüberziehen, nicht schwer empfinden, vielmehr empfinden, daß das Leben doch des Lebens wert sei. Ein anderes ist es mit jenen, die mit des Lebens Kummer und Sorge vielfach zu kämpfen haben, von Urbeginn an bis zu jenem Momente, wo sie die Augen schließen. Diese bedürfen eines gewissen Trostes, einer gewissen Beruhigung.

Bei Intelligenten und Gebildeten bedarf es da besonderer Lehren nicht; ihre innere Moral, ihr Rechtsgefühl ist es, welche sie über manches Ungemach, über manche Ungerechtigkeit des Schicksals, und wäre es selbst die härteste und empfindlichste, hinweggehen läßt. Allein diejenigen, die diese Geisteskraft nicht besitzen, die nur von des Tages Brot sich nähren und auch dieses oft nicht finden, diese müssen beruhigt werden und für diese gibt es nur einen Trost und nur ein erhebendes Gefühl — die Religion. Diese Religion ist aber zweifacher Art. Sie ist vorerst die Religion der Liebe, wie das Christentum sie lehrt. Diese allerdings beseligt den Menschen, läßt ihn über das Ungemach des Lebens hinweggehen und gibt ihm einen ewigen Trost. Wenn der Arme dort den Ausspruch liest: „Den Armen gehört das Himmelreich", so tröstet er sich für die Leiden dieser Welt mit dem Lohne im Jenseits, und so finden wir das Wohl und das Heil des Staates da begründet, wo die Religion der Sittlichkeit und Liebe eine sichere Stätte gefunden hat.

Eine andere Gattung der Religion, bei der die Menschen am Ende auch leben und sich mit dem Leben abfinden, ist die des Buddhismus. Das ist die ewige Leere und das ewige Nichts, das ist die Resignation in ihrer eigentlichsten Form.

Da wird gelehrt, daß die ganze Weisheit im Sein darin bestehe, das Leben als ein Nichts zu erachten, daß nichts auf der Erde wert sei, daß es bestehe, und darum könne man über dieses Leben hinweggehen; denn es ist ja ein Nichts, und die höchste Weisheit und die höchste Gottseligkeit bestehe eben darin, das Nichts als Nichts zu erkennen.

Nun hat es von jeher Menschen gegeben, denen unsere christliche Religion, die Religion der Liebe, nicht genügte und die auch bei uns so

Digitized by Google

gern die andere Religion, jene des Buddhismus, in das Christentum selbst eingeführt hätten, und zu diesen gehörte auch der spanische Weltpriester Molinos. Um die Zeit Ludwigs XIV. war es, daß er eine eigene Sekte bildete, die Sekte des Quietismus. Er lehrt die Passivität, die absolute Ruhe der Seele. Sie allein sei das Glück auf Erden; der Mensch müsse daher seinen Geist versenken in stilles Gebet, und die selbstlose, opfervolle, ruhige Hingebung an Gott mache das alleinige Glück des Menschen aus.

Am Hofe Ludwigs fühlte man das Verderbliche dieser Lehre. Denn wenn kein Ehrgeiz im Menschen besteht und in der vollen Ertötung des Geistes allein das Lebensglück gesucht werden könnte, dann gäbe es überhaupt kein Streben, keinen besonderen Eifer, kein Ideal und keine Vervollkommnung. So gab sich der französische Hof alle Mühe, Molinos zum Widerruf seiner Irrtümer zu bewegen, und er schwur sie ab. Allein seine Bücher waren in viele Sprachen übersetzt und drangen durch alle Klassen der europäischen Bevölkerung, auch herüber nach Deutschland und vorzugsweise hier in die niederen Stände um Hannover und Braunschweig. Es bleibt merkwürdig und zeugt von der deutschen Sprödigkeit und Strebsamkeit, daß gerade die untersten Klassen es waren, die sich dieser Lehre bemächtigten, daß diese sich hierdurch veranlaßt sahen, philosophische und religiöse Studien zu pflegen, so daß man damals unter Schustern die größten Philosophen zählen konnte, die sich mit allen möglichen Fragen beschäftigten, deutsche Brauergesellen sich damals untereinander in lateinischer Sprache unterhielten, und Musikanten über Religionsfragen als höhere Philosophen nachdachten. Zum mindesten hatte also die deutsche Bevölkerung dieser verwerflichen und verderblichen Religionswandlung größere Gelehrsamkeit zu danken. Zu diesen Quietisten zählte also der Vater unseres Moritz, und da nun die Sekte von ihren Anhängern ein Ausgehen aus sich selbst, ein Eigentum in Gott, eine Ertötung jeder Eigenart, jedes eigenen Willens und Denkens und das Untergehen in Gott forderte, so war es ganz natürlich, daß der Mann, der an sich selbst verzagte und nicht denken wollte, ein rauhes Wesen zur Schau trug, düster und schwermütig umherging, und daß daher in der Familie selbst sein Einfluß kein wohltätiger war. Seine Frau, die Mutter unseres Moritz, dagegen war eine fromme Lutheranerin, sie konnte sich nicht gut zu den Lehren jener Sekte verstehen, nicht die Lehre fassen, daß man, in sich selbst aufgehend, ein ewiges Nichts sein sollte. Sie war zart, sie wollte Liebe und Achtung vom Gatten und erhielt sie nicht. Sie wurde hierdurch empfindlich und verdrießlich, er desto abstoßender und roher, und so gab es, als auch noch die materiellen Sorgen hinzutraten, im Hause nichts als

Digitized by Google

Unfrieden und Verwünschungen. Und unter solchen Erscheinungen wuchs das Kind auf. Die Eltern fühlten das unauflösliche Eheband, das sie nicht zu befriedigen vermochte, sehr schwer, sie sahen in den Kindern nichts anderes als diejenigen, welche das drückende Band der Ehe noch fester knüpften, und brachten daher den Kindern Liebllosigkeit entgegen. Und so ergab es sich, daß Moritz, wenn er seiner Kinderjahre gedenkt, vor Gram und innerem Schmerz nicht Worte genug findet, um seine damaligen Kümmernisse zu kennzeichnen.

Als daher Moritz einmal das Lesen erlernt hatte, da war dieses einerseits und die Natur anderseits sein einziger Trost. Konnte er hinausgehen, auf den Wiesenmatten sich niederlegen, die Sonne, den blauen Himmel betrachten, die Frische der Natur ansehen, dann allerdings belebte sich sein Gemüt, und er vergaß der häuslichen Trauer; und hatte er wieder seine Bücher und konnte er in ihnen lesen, so verschlang er, was ihm nur in denselben geboten wurde; er erfreute sich zuerst an frommen Gedanken, später war es der Telemach, der ihn besonders interessierte, es war der Untergang Trojas für ihn eine ganze Lebensbeschreibung. Und als ihm nun einmal versteckt von seiner Mutter die „Insel Felsenburg" gegeben ward, als er las, wie der Sachse Albert Julius auf einer phantastischen Insel im Stillen Ozean ein eigenes Reich sich gründete, wie er Leute um sich versammelte, ihnen eine Existenz schuf, sie glücklich machte und von ihnen als König angebetet war, da war es für ihn das Höchste, sich in seinen Phantasien in diese Lage hineinzudenken. Nannten ihn doch auch noch in den späteren Jahren seine Zeitgenossen den „Anempfindler", weil er so gern fremde Gefühle in sich aufnahm, und so dachte er nach dem Lesen dieses Buches an nichts anderes, als auch einmal eine große Rolle im Leben zu spielen. Lektüre also und die Natur waren seine einzigen Zerstreuungen, die besseren und freudigen Momente in seiner traurigen, düsteren und trostlosen Jugend.

Zwei Jugenderlebnisse hat Moritz besonders seinem Gedächtnisse eingeprägt, die er als glücklichere bezeichnet. Das eine war, als er eines Abends von seinen Eltern, die einen nachbarlichen Besuch machten, zu Hause gelassen wurde, weil seine Kleider so schlecht und abgerissen waren, und sie sich schämten, ihn mitzunehmen. Plötzlich gegen elf Uhr nachts stellte sich bei dem verlassenen Kinde ein solcher Hunger ein, daß es beinahe verschmachtete, die Eltern hatten gänzlich seiner vergessen; es faßte nun den Mut, an die Türe des Nachbars, bei dem seine Eltern sich aufhielten, anzuklopfen und erhielt Eintritt. Die Eltern waren ganz beschämt, als ihr abgerissenes Kind hereintrat, aber der Nachbar fühlte Mitleid mit dem armen Buben und fütterte ihn. Moritz hatte in seiner Kindheit nie-

Digitized by Google

mals so gut und niemals so satt gegessen, was Wunder, daß das Erlebnis für ihn ein unvergeßliches Glück bildete. Ein zweites schönes Ereignis nannte er, als ihm eines Tages gestattet wurde, mit dem Vater zum „Propheten" Fleischbein nach Pyrmont fahren zu dürfen. Dieser Mann war nämlich der Prophet der Sekte. Dort war die Wohlhabenheit zu Hause. Der Prophet behandelte das Kind menschlich; er hatte es auf die Stirne geküßt, vielleicht der erste Kuß, den das Kind erhielt, und die erste Liebesbezeigung, die an ihm verschwendet worden; wie sollte es jemals dieses Tages vergessen!

Wie nun aber das Unglück, welches den Menschen überfällt, gewöhnlich nicht vereinzelt bleibt, so war es auch bei Moritz. Er bekam ein Geschwür am Fuße, verbunden mit einer starken Entzündung, so daß eine Amputation bevorstand. Da war es zum erstenmal, wie er uns erzählt, daß er seine Mutter weinen sah und daß ihm sein Vater zwei Centimes gab, und diese Liebesbezeigungen ließen ihn mit Heroismus allen Schmerz überwinden. Schließlich wurde doch die Amputation durch das Mitleid eines fachkundigen Mannes, der das taugliche Heilmittel ihm gab, unnötig, und so erklärt uns Moritz, sein eigenes Leben beschreibend, daß seine Jugend eine verlorene, eine unglückliche gewesen, daß er seine Jugend tief beklage, daß sie ihm nichts zurückgelassen habe als ein Andenken von Wehmut und eine Erinnerung von Bitternis.

Was ich bereits mitgeteilt und was ich noch weiter mitteilen werde, es ist zum größten Teil der eigenen Lebensbeschreibung des Moritz entnommen. Anfangs habe ich erwähnt, daß Goethe sein Werk Anton Reiser als merkwürdig bezeichnet. Wer ist nun Anton Reiser? Es war dies ein Jugendfreund Moritzens, auf dessen wohltätigen Einfluß für ihn ich noch zurückkommen werde.

Als Moritz, herangewachsen, sein eigenes Leben in einem Werke darlegen wollte, bediente er sich nicht des eigenen Namens, sondern des Namens Anton Reiser, allein seine eigenen Erlebnisse sind es, die uns hier mitgeteilt werden, und dieses Buch ist auch gleichzeitig ein unschätzbares Werk für die innere und äußere Kulturgeschichte der Periode des Sturmes und Dranges. Er lebte mitten in derselben und gab uns in seinem Anton Reiser einen psychologischen Roman. Dazumal wurde dieser von jung und alt geradezu verschlungen, und wenn ihn der Knabe gelesen, wurde der Mann nicht müde, nochmals und abermals dasselbe Buch zu lesen.

Sehnsucht und Hoffnung, Verlangen und Genügsamkeit finden in diesem seinem Werke vollen Ausdruck, es unterscheidet sich dieser Lebens-

Digitized by Google

roman auch wesentlich von anderen ähnlichen Werken, denn viele haben über ihr Leben innerhalb dieser Periode des Sturmes und Dranges berichtet. Ich erwähne nur Goethe. Allein der bedeutende Unterschied liegt darin, daß, wenn die anderen schrieben, sie dieser Periode bereits entrückt waren; dadurch war natürlich dasjenige, was sie seinerzeit empfunden hatten, bedeutend gemildert, es waren Rückerinnerungen, und die Unmittelbarkeit des Eindruckes fehlte. Moritz aber hat noch unter dem unmittelbaren Eindruck des Erlebten berichtet, und darum ist sein Werk so außerordentlich wirksam und so unberechenbar wichtig für diejenigen, die sich mit der Geschichte der damaligen Zeit befassen. Noch ein anderer Unterschied besteht zwischen seinem Werke und anderen Memoiren, die etwa in der neueren Zeit geschrieben werden. Wenn heute irgendeiner seine Erlebnisse schreibt, so wird er selbst der kleinste Mittelpunkt im ganzen Gebilde; nicht über sich erzählt er viel, sondern über diejenigen, mit denen er zusammen war, über die Gesellschaft, in der er sich bewegte, über die großen Geister, die er gesehen, über die Gedanken, die diese aussprachen, über die verschiedenen Beziehungen, die um ihn herum gepflogen wurden. Es begreift sich dies ganz gut, weil der Verfasser selbst in der ganzen großen Gesellschaft nur einen kleinen Punkt darstellt. Dazumal war es anders. Indem Moritz schreibt, schreibt er über sich selbst und ist er der Mittelpunkt des Ganzen; ähnlich wie in den „Bekenntnissen" von Rousseau. Da war es nun ein engbegrenztes Leben mit engbegrenzten Verhältnissen, in welchen immer auf das Ich zurückgekehrt wurde, wo stets nur genau detailliert und zergliedert wurde, wo das Ich gedacht und wo es nicht gedacht, und wo jeder einzelne Weg genau bemessen ward, ob es nicht ein Irrweg war, und wie man auf andere, bessere Wege gelangte und wieso schließlich dasjenige erfolgte, was wirklich erstrebt wurde. Daher erklärt es sich, daß dieses Werk so gern gelesen ward und psychologisch von tatsächlich höchstem Interesse ist.

Dieses Werk nun ist es, welches ich bei meinen Mitteilungen über die erste Jugendzeit Moritzens vorzüglich zu benutzen in der Lage war.

Das Kind war zum Knaben geworden. Die Eltern waren mittlerweile nach Hannover übersiedelt, und der Knabe wurde in die Stadtschule geschickt. Die Hannoveranische Stadtschule von dazumal war ein altes, geschwärztes, vom Zahne der Zeit benagtes Haus, die Studierzimmer selbst waren nichts anderes als niedrige, gewölbte Stuben, in die kein Sonnenstrahl seinen Eingang fand. Die Bänke waren über 100 Jahre alt, von den Schülern zerkratzt, das Katheder selbst morsch, zernagt, beinahe zerfallen. Dem Moritz aber deuchte all dies ein Heiligtum. Er studierte sehr fleißig, er war der Erste in der Schule und sein Talent war an-

Digitized by Google

erkannt. Da erklärte plötzlich der Vater, daß er nicht imstande sei, den Knaben Latein studieren zu lassen, er müsse und zwar bald austreten. Da begegnen wir nun einem maßgebenden Charakterzuge dieses Knaben. Er wollte nicht austreten, und da er gleichwohl mußte, so sollte ihm doch das Herz hierbei nicht schwer werden. Er versuchte dies auf die Weise zu bewerkstelligen, daß er nach aller Möglichkeit schlecht zu lernen begann und alles daran setzte, aus dem Ersten einer der Letzten in der Schule zu werden. Es mit Absicht dahin zu bringen, war natürlich nicht schwer. Es gelang ihm, und als er nun der Letzte werden sollte, erbat er sich vom Lehrer nur eine Gnade, nämlich die, der Vorletzte bleiben zu dürfen. Mit Rücksicht auf seine früheren Verdienste wurde ihm dies gewährt. Moritz war nun einen Tag der Vorletzte, schon am darauf folgenden blieb er aus, und das Studium hatte somit sein Ende erreicht. Da ging er jetzt herum ohne Beschäftigung, immer nur seinen Phantasien und einer ungeordneten Lektüre hingegeben.

Ein Knabe, der nichts zu tun hat, wird notwendig böse und mutwillig. So stand er dem elften Jahre nahe, ohne etwas rechtes zu wissen, und der Vater mußte endlich daran denken, ihm eine Beschäftigung zu geben. Eines Tages verkündete er nun seinem Sohne, daß er mit seinem Freunde, einem Hutmacher in Braunschweig, gesprochen, damit dieser ihn zu sich nehme. Er werde dort vorzüglich mit Schreibereien beschäftigt werden. Mehr bedurfte es für den phantasiereichen Knaben nicht, und er konnte den Augenblick nicht erwarten, aus seiner Vaterhütte und aus den leidigen unbefriedigenden Verhältnissen der Familie herausgerissen zu werden und nunmehr Beschäftigung in der Fremde zu finden. Er wiegte sich in der Hoffnung, dort neben den Schreibereien auch den Wissenschaften leben zu können, dort an Bildung zu gewinnen. Er malte sich Braunschweig so wunderschön aus, mit herrlichen Häusern, mit prachtvollem Grün und was die Phantasie alles sonst hervorzuzaubern vermag. Endlich reiste er mit dem Vater dahin, aber leider wurden seine Gebilde und Hoffnungen nur zu bald zunichte. Dieser Hutmacher war ein Quietist wie der eigene Vater und in Anton Reiser ist die Schilderung dieses Mannes herrlich zu lesen. Sie ist geradezu ein Meisterstück in der deutschen Literatur; man sieht beinahe greifbar den kranken, bleichen, hypochondrischen Leisetreter vor sich, der in Gleisnerei, in geisterhafter Frömmigkeit herumzutaumeln scheint, der Standreden hält über das Unrecht in dieser Welt und über die schlechten Menschen, dabei voll Salbung seine Hand ausstreckt, um die Menschheit entweder zu verfluchen oder zu segnen, dabei aber — was die Hauptsache ist — nie vergißt, seinen Leuten immerwährend in seinen Predigten vorzuhalten, daß sie fleißig für

Digitized by Google

ihn arbeiten müssen, weil sie sonst im Fegefeuer braten werden. Im Hause selbst werden ihm die Bissen im Munde gezählt; eine alte Wirtschafterin, die den Klavierlehrer, der einige Lektionen im Hause gab, aus dem alleinigen Grunde ausbiß, weil er die Butter zu fett auf das Brot strich, quält ihn wie mit hundert feurigen Zangen. Alles dies in dem Buche zu lesen, ist ein Genuß.

Der Knabe wurde nicht zum Schreiben verwendet, er mußte Holz hacken, Kohlen tragen, die Hüte zu den Kunden bringen, lustig aber durfte er niemals sein. Wenn einmal ein Lächeln seine Lippen umspielte, war es um ihn geschehen, dann war ja der Satan in ihn gefahren; und als der Hutmacher ihn einmal singen hörte, mußte er die ganze Nacht den Kessel heizen. Überhaupt wurde sehr hart mit ihm verfahren. Im Winter war seine Hauptarbeit, in einer ganz kalten Stube Wolle zu kratzen, wobei nur die Arbeit ihn wärmen konnte, oder er hatte in den heißen siedenden Färbekessel die Hüte hineinzugeben, dann herauszunehmen, um sie wieder in die Ocker, den Fluß Braunschweigs, einzutauchen und auszuspülen, und da mußte manchmal das Eis durchbrochen werden, damit er ein fließendes Wasser habe. Unter solchen Verhältnissen hätte wohl auch ein stärkerer Bursche zugrunde gehen müssen. Was hielt ihn nun aufrecht inmitten solchen Drangsals? Da stoßen wir wieder auf einen Charakterzug des Knaben, der sich später so wunderbar und zu seinen Gunsten entfaltete.

Einen kleinen Lehrling, der neben ihm arbeitete, hatte er sich zum Freunde erkoren. In den Erholungsstunden verkrochen sie sich in die Trockenstube, welche so niedrig war, daß man mit geraden Gliedern gar nicht hineingelangen konnte. Hier wurde in einem Kohlenkessel Feuer gemacht, bei diesem unheimlichen Lichte schwuren sie sich ewige Treue und brachten dort halbe Nächte damit zu, daß Moritz seinen Freund in dem wenigen unterrichtete, was er selbst wußte. Es scheint beinahe, als ob dasjenige, was ihm seine Eltern in seinem ganzen Leben nicht gewährten, durch hingebende Gefühle an einzelne dritte Personen als Naturnotwendigkeit bei ihm ersetzt werden sollte. Entweder stieg er hinab, um Untergeordnete zu sich zu erheben, oder er schwang sich als Freund zu anderen empor, um ganz und gar und mit voller Herzenswärme ihnen anzugehören. Er schrieb später selbst einige Verse über die Freundschaft:

Ich suchte meinen Freund,
wollt' ihm klagen meine Leiden
und fand ihn nicht — —
Da ging ich bekümmert
mit schwerem Herzen
in meine Hütte zurück.

Ich suchte meinen Freund,
wollt' ihm sagen meine Freuden
und fand ihn nicht — —
Da ward ich so traurig,
als freudig ich vor war
und ging und schwieg.

Digitized by Google

Ich suchte meinen Freund,
wollt' ihm sagen mein Glück
und fand ihn tot — —
Da verflucht ich mein Glück
und tat einen Schwur:
Solange mein Auge noch Tränen weint,
zu trauern um diesen einen Freund;
denn diesen einen Freund hatt' ich nur.

Dieses Freundschaftsgefühl war so schon früh in Moritz ausgebildet. Allein die Stube, in der die erste Freundschaft gepflegt wurde, war ein fürchterlicher Aufenthalt, denn die Hasenfelle hingen dort herum, waren mit Scheidewasser bestrichen, damit sie sich recht leicht zerreiben lassen und zur Bearbeitung tauglich werden: die Ausdünstung hiervon atmeten die Knaben ein. Was Wunder, daß Moritz so schwer krank wurde, daß endlich der Vater herbeigerufen werden mußte, um seinen Sohn heimzuholen.

Moritz ward nun vom Vater zurückgebracht, um in seine düstere heimatliche Stätte zurückzukehren. Die Mutter begrüßte ihn im ersten Augenblicke mit herzlicher Liebe und hatte Mitleid mit seinen verletzten Händen, mit seinen geschwollenen Fingern, mit seinem herabgekommenen, abgezehrten Körper. Trotz des gebrochenen Äußeren aber brachte er alle die Phantasien der Jugend mit, die ja in diesen Jahren nie ersterben. Wenn er nun so allein mit seinen Brüdern durch Hannover ging, beim Stadtwall vorüber, bei den Gebüschen, da gestaltete sich in seiner Phantasie der Stadtwall zu einem großen Gebirge, da sah er Inseln und Flüsse und dachte meilenweit zu wandern, und es spielte sich dasjenige im Leben scheinbar ab, was er in seinen Romanen gelesen.

Besonderen Eindruck machte auf ihn die Kirche. Weil nun die Quietisten nicht zur Kirche gehen durften, hatte er in Braunschweig wiederholt im geheimen die Kirche besucht und den dortigen Prediger mit angehört. Er hatte es mit angesehen, wie derselbe, ob nun theatralisch oder aus wirklich religiösem Gefühle, hinreißend auf die Zuhörer wirkte, er wurde mit banger Spannung von allen Anwesenden angehört und infolge der Gewalt seiner Rede überfiel einzelne ein Zittern, brachen andere wieder in tiefes Schluchzen aus. Auch unser Moritz hatte sich diesem Banne nicht entziehen können und er selbst erzählt, daß ihm dieser Geistliche wie ein höheres Wesen erschienen sei und daß er, seitdem er diesen Geistlichen vor seinem Hause habe sprechen hören, zur Erkenntnis dessen gelangt wäre, daß er doch nur als Mensch solche Wirkungen hervorbringe. Nach Hannover zurückgekehrt, ging ihm diese Erinnerung nicht aus dem Kopfe, er wollte auch ein solcher Prediger werden, und daher war es sein Lieblingsspiel, sich im Zimmer eine Kanzel aus übereinander gestellten

Digitized by Google

Stühlen zu errichten und von da aus seine Predigten an seine Geschwister zu halten. Die Kanzel hielt aber nicht fest, sie fiel zusammen auf die Kinder hinunter und brachte ihnen manche Beule bei. Das hörte der Vater von draußen, kam herein und schlug tüchtig und wie wütend auf den unberufenen Prediger los. Die Mutter wollte den Vater zurückhalten, aber der war nicht zu besänftigen. Was tat die Mutter? Da sie doch etwas ausrichten wollte, so nahm sie einen zweiten Prügel und wetteiferte zum mindesten mit dem Vater in der auszuteilenden Prügeltracht. Der Knabe aber ward hierdurch nicht geheilt, sondern predigte fort, und vermehrte auch seine speziellen Kenntnisse, um gut zu predigen. Diese Übung sollte ihm bald zugute kommen und merkwürdigerweise von Einfluß sein für sein ganzes zukünftiges Leben.

Er war nämlich inzwischen dreizehn Jahre alt geworden und war daher nach Landessitte zur Konfirmation vorzubereiten. Da kam er nun mit einer tüchtigen Portion Wissen ausgerüstet in die Schule. Die jüngeren Lehrer selbst fürchteten sich, ihn zu prüfen, weil er tatsächlich mehr wußte und polemisch stärker war als sie. Da man auf diese Weise auf ihn aufmerksam wurde, er auch von seiner heißen Sehnsucht, Student zu werden, allenthalben Kenntnis gab, so waren einige, die wohl dazu rieten, aber wieder auch andere, die davon abrieten, und zu diesen letzteren gehörte sein eigener Vater, der gerade von Hannover wieder wegreisen mußte, weil er anderswo eine kleine Stelle erhalten hatte. Dieser wollte, daß der Knabe ein Handwerk lerne und erklärte oft, von Büchern und freiem Unterricht, denn der letztere ward ihm zugesichert, könne niemand leben. So wäre der Knabe zweifellos Handwerker geworden, wenn nicht ein Ereignis eingetreten wäre, das, außerhalb aller Erwartung, ihm eine Gewährung seiner Wünsche von außen zuführte.

Weil Moritz nämlich schlecht gekleidet war, trieben seine Mitschüler ihren Spott mit ihm. Einmal ließ er sich infolgedessen auf der Gasse in eine starke Prügelei mit den anderen Knaben ein, als gerade der Konfirmationsgeistliche, der Garnisonprediger zu Hannover, Markart, vorüberging. Obgleich dieser tat, als ob er nichts gewahr würde, ging Moritz doch auf ihn zu, stellte sich ihm mit hochgeröteten Wangen und mit seinen zerzausten Kleidern vor, bat ihn um Entschuldigung und fügte hinzu, daß er nur ob seines gekränkten Ehrgefühles sich in diese Prügelei eingelassen, daß nicht Mutwille daran schuld sei, daß aber ähnliches nie mehr geschehen werde.

Der Geistliche wurde hierdurch und durch das offene Auftreten auf den Knaben aufmerksam, erkundigte sich nach seinen Lebensschicksalen, hörte von seinem glänzenden religiösen Wissen und brachte es infolgedessen dahin,

Digitized by Google

daß Prinz Karl von Mecklenburg-Strelitz, der damals Kommandant der Stadt war, sich des Knaben annahm und ihm eine Pension aussetzte. Mit diesem Augenblicke war aber auch ganz Hannover ohne Ausnahme in den Ansichten über Moritz einig. Auch alle diejenigen, die früher gar nicht wollten, daß Moritz studiere, erklärten jetzt, daß sie ja von jeher behauptet hätten, daß ein besonderes Talent in dem Kinde stecke, daß er studieren müsse. Nunmehr scharten sich alle um den Knaben. Jeder wollte jetzt für ihn etwas tun. Ein Hoboist, der mit seiner Frau ohne Kinder dastand, erklärte, ihm freies Quartier und Kleidung zu geben; die anderen, ein Kantor, ein Musiker, ein Garkoch, ein Seidensticker und wie sie alle ihrer Beschäftigung nach hießen, erboten sich zu Freitischen, und so war plötzlich für den Knaben gesorgt. Das Geld des Prinzen sollte für ihn aufbewahrt werden, damit alsdann, wenn er auf die Universität gehe, für seine Bedürfnisse vorgesorgt sei.

Gerade darin aber lag die Quelle großer Leiden für Moritz. Er hatte seine Freitische, allein jeder, der sich seiner annahm, glaubte auch, ein besonderes Anrecht auf den Knaben zu haben. Dem einen war sein Haar zu nett gekämmt und er schalt ihn einen Zierbengel, der andere wieder fand, daß sein Haar nicht genug in Ordnung sei, ein armes Kind müsse aber auf Ordnung halten. Dem einen war seine Kleidung zu schlecht, dem andern zu hübsch, dem einen war er zu keck, dem anderen zu demütig, und so kam es, daß er, wie er selbst sagt, jeden Tag ein anderes Gesicht machen mußte, um den verschiedenen Wohltätern zu gefallen. In der neuen Wohnung ging es ihm am schlimmsten. Das waren Hausleute, die durch 20 Jahre ganz allein für sich gelebt hatten; immer hatte alles auf demselben Platz gestanden. In dem einen Zimmer lebten sie bei Tage, in dem anstoßenden Kämmerchen schliefen sie. Der Knabe mußte im ersten Zimmer schlafen, und traten sie am Morgen ein, mußte bereits alles vollständig geordnet sein. Wo sollte aber der Knabe die Kleider, seine Bücher hinlegen? Er hatte keinen Platz dafür angewiesen erhalten. War er beim Morgengebet nicht fromm genug, so war die Frau außer sich; er wurde zu gemeineren Dienstverrichtungen verwendet, mußte das Kommisbrot für den Herrn holen; sein Abendessen bestand aus Brot und Salz, und da er sich nicht zu räuspern getraute, fühlte er sich im ganzen höchst unbehaglich.

Da brach er nun in Klagen aus, daß er auch zu Hause nichts als Leiden und tiefe Schmerzen habe, allein, da habe er wenigstens das Gefühl gehabt, zu Hause zu sein, hier aber fühle er sich neben seinen Leiden noch als Geduldeter, von fremden Wohltaten abhängig, und das war es, was ihm die damalige Zeit zur Hölle gestaltet habe. Endlich

Digitized by Google

kam die Konfirmation; der Vetter Perückenmacher richtete ihm eine hohe Frisur, lieh ihm einen bläulichen Rock und schwarze Beinkleider, und so sah er einem Geistlichen ähnlich.

Wer war glücklicher als er? Er bedauerte nur das eine, daß es ihm nicht bewilligt worden war, sein Glaubensbekenntnis laut vorzutragen, wie es anderen reicheren Knaben bewilligt wurde.

Aus den Elementarklassen kam jetzt der Knabe, 14 bis 15 Jahre alt, in die Mittelschule und war nun Student. Die Mittelschule bestand damals aus zwei Klassen, der Sekunda und Prima, welche zur Universität vorbereiteten; er wurde zunächst Sekundaner.

Die Studien beschränkten sich in jener Zeit hauptsächlich auf die italienische Sprache, und nur nebenbei wurde ein klein wenig deutsche Stilistik, Geschichte und Geographie getrieben. Moritz war außerordentlich fleißig und auch hier wieder der Erste. Insbesondere waren es die deutschen Arbeiten und deutsche Deklamation, in denen er sich gern hervortat. Einer seiner Mitschüler war Iffland, der, unter glücklicheren Verhältnissen aufgewachsen, schon damals den späteren berühmten Schauspieler bekundete und schon in frühen Jahren seine Mienen und Bewegungen ganz zu beherrschen verstand. Er behandelte Moritz wohl mit etwas größerer Aufmerksamkeit als die anderen Mitschüler, doch näher traten sie sich nicht. Moritz erzählt von Iffland, daß dieser sich in seiner Jugend zum späteren Landprediger qualifizierte und fügt hinzu, daß Iffland auch als dramatischer Schriftsteller eigentlich ein Landprediger wurde, indem er in seinen Dramen das echte Familienleben so schön und innig geschildert. Er erzählt ferner, daß Iffland manchmal strafweise beim Katheder knien mußte, denn damals gab es noch Strafen in der Sekunda, er wurde sogar vom Professor geohrfeigt und die Peitsche lag immer auf dem Katheder, allein solche Strafen dämpften niemals den Frohsinn Ifflands, sondern förderten vielmehr seine Spitzbüberei und seinen mutwilligen Spott und Scherz.

Nur einmal sah er Iffland wegen einer Strafe weinen, es war dies, als ihn der Professor dazu verurteilt hatte, durch eine Stunde gegen den Ofen hingekehrt zu stehen; das ertrug Iffland nicht, sein lebhafter Sinn konnte es nicht über sich gewinnen, eine Stunde hindurch seine Gesichtsbewegungen den Mitschülern vorzuenthalten.

Weil Moritz sich seinen Studien so glänzend hingab, wurde ihm gestattet, in den Singchor einzutreten. Mit dieser Aufnahme war einer der höchsten Wünsche Moritzens erfüllt. Als Mitglied dieses Chores bedurfte er indes eines blauen Tuchrockes und freute sich schon auf denselben, allein seine Quartiersfrau, haushälterisch und sparsam, wollte auch hierzu nicht

Digitized by Google

das Geld des Prinzen verwenden, sondern nähte ihm aus zwei blauen Schürzen einen solchen Mantel. In der Sonnenhitze, meint Moritz, da tat er's noch, wenn es aber regnete, kalt war und stürmte, wenn der Regen die blaue Farbe von der Schürze abwusch, wenn er jämmerlich fror, und dabei singen sollte, da war's ihm nichts weniger als behaglich. Er erzählt uns, wie er die Bemerkung gemacht, daß die Studenten, die mit ihm sangen, dadurch, daß sie gewissermaßen als Bettler ihr Brot vor den Türen erhielten, ihr besseres Ich preisgaben, und mit Selbstgefühl bringt er vor, daß dies bei ihm nicht der Fall war, sondern daß er sogar in die sehr hölzernen Gedichte der Zopfzeit Sinn und Phantasie hineinzulegen versuchte, so daß selbst die abgesungenen Lieder beseligende Gefühle bei ihm erweckten. Dafür folgende Anekdote: Er sang sehr oft das Lied: Hier lieg' ich auf Rosen, von Veilchen umkränzt. Ein solches Liegen dachte er sich als ein außerordentliches Wonnegefühl; die ersten wenigen Kreuzer, die er sich seit diesem Augenblicke beim Singen verdiente und die als Zuschuß für den ganzen Monat dienen sollten, wurden nun dazu verwendet, Rosen und Veilchen zusammenzukaufen und sich dem ersehnten poetischen Genuß hinzugeben. Die Hoffnung jedoch war viel angenehmer als der wirkliche Genuß.

Der Student verließ die Sekunda und rückte in die Prima ein. Sein Gönner fand, daß es nicht gut sei, wenn er in der Umgebung des Hoboisten verbleibe und veranlaßte, daß der Rektor den jungen Menschen, der inzwischen 17 Jahre alt geworden war, zu sich nehme.

Der Rektor war zwar eine edle Natur und seine Bestrebungen Moritz gegenüber verdienen alle Anerkennung. Nur vergaß er, daß er nicht einen erzogenen, sondern einen in der Erziehung vernachlässigten Jüngling zu sich nehme, und daß gerade die Erziehung einer bedeutenden Pflege bedürfe und sich durch Talent niemals ersetzen lasse. Nachlässige Angewohnheiten Moritzens machten ihn dem feingebildeten Rektor zum Ekel, beide verloren jegliche Fühlung miteinander, und so kam es, daß Moritz im Hause selbst immer tiefer sank. Er, der ursprünglich der Famulus dieses Rektors hätte sein sollen, speiste später in der Gesindestube, wurde einsiedlerisch und brachte es richtig so weit, daß, als einmal Gäste beim Rektor waren und einer derselben beim Abschied ein Trinkgeld ihm in die Hand drückte, er es — wohl zitternd ob der Erniedrigung — doch annahm. Zu seiner Entschuldigung dient nur, daß er dieses Geld, sowie alles andere, was er sich an Kleidern und Essen absparen konnte, in Büchern anlegte. Er stand mit einem Antiquar in regstem Verkehre, verkaufte das eine Buch und erhielt dafür ein anderes, und las bis zum Übermaße, was ihm nur in die Hand kam. Bei alledem studierte er noch fleißig und glaubte endlich

Digitized by Google

als Primaner jene Ehre zu erlangen, nach der er vor allem strebte, nämlich am Geburtstage des Rektors eine lateinische Rede halten zu dürfen, und in den heißen Tagen, wo die Studenten sich mit der Darstellung von Schauspielen unterhielten, eine der Hauptrollen zugeteilt zu erhalten. Er wurde seiner Armut wegen übergangen. Um aber seinem Darstellungstrieb doch irgendeine Befriedigung zu verschaffen, mußte er damit vorlieb nehmen, einem Töpfer, dessen Familie und Gesellen die Rede zu halten, dann mit einzelnen zurückgewiesenen Kollegen Lessings Philotas und den sterbenden Sokrates zu spielen. Dies wurde bekannt, und er erhielt den Namen „sterbender Sokrates", was auch nicht erhebend auf ihn und die Ruhe seines Gemütes wirkte.

Gerade um diese Zeit war die Ackermannsche Schauspieltruppe mit Schröder von Hamburg nach Hannover gekommen. Sie spielte ausgezeichnet, Brockmann, Kirchhof und andere wirkten mit. Da durfte auch Moritz nicht fehlen, und was er nur besaß, verkaufte er, um tagtäglich der Vorstellung beiwohnen zu können. Zufällig bekam er auch noch Goethes Werther zu lesen, und um sein Studium war es ganz geschehen. Er las denselben fort und fort, vergaß Schule und Studium und wurde nicht müde, aus Werthers Leiden das Gift einzuatmen, das in diesem Romane, durch dessen Emanation Goethe seine Rettung suchte, zweifellos liegt. Die Philosophie, die darin über Welt und Natur, über Bestimmung und Schicksal auseinandergesetzt ist, machte er sich zu eigen. Er wollte diesen schwärmerischen Überreiz in des Lebens Überdruß übertragen, Werther nachahmen, und zog sich in sich selbst zurück wie ein Kranker und Verächter der Welt, und es übte dieses Werk eine derartige Wirkung auf ihn, daß er, als er es zum drittenmal las, in Schluchzen ausbrach. Er meldete sich krank, blieb auf seiner Stube und kam gar nicht zum Rektor hinunter. Der war ärgerlich über sein Gehaben und wies ihn aus dem Hause. Er verließ nun die Studien ganz, arbeitete nichts mehr und schien verloren. In diesem Zustande bekam er Unterkunft bei einem Bürstenbinder, wo noch drei andere Studenten weilten. Sie sämtlich waren in ihrer Kleidung so abgerissen, daß sie es nicht wagen konnten, sich auf der Gasse zu zeigen, da die Kinder ihnen nachliefen und sie höhnten. Hier machte Moritz eine wahrhafte Hungerepoche zwölf Wochen lang mit. Ein einziges Mal in der Woche hatte er genug zu essen, und das war, wenn er bei einem Schuster essen konnte, der als der einzige ihm treu geblieben war, und mit dem er sich über Philosophie unterhielt. Die andere Zeit aber mußte er Teeabsud, mit heißem Wasser begossen, trinken, und eine harte Brotrinde bildete seine Speise. Und wenn er auch letztere nicht hatte, erbat er sich von seinem Vetter, dem Perückenmacher, die harte Teigkruste, in

Digitized by Google

welcher die Haare zu den Perücken gekocht wurden, angeblich für seinen Hund, in Wirklichkeit aber nagte er selbst daran. Verzweifelnd schrieb er endlich einen Brief an seinen Gönner, bekannte reumütig und bat um Wiederaufnahme, die ihm auch wirklich gewährt wurde. Moritz selbst bezeichnet das als ein außerordentliches Glück; denn diejenigen Studenten, mit denen er beim Bürstenbinder zusammen gewesen war, wurden einige Wochen später eines Kirchenraubes wegen verhaftet, und er bezweifelt, ob er bei dem fortdauernden Hunger und in seiner gräßlichen Not der Versuchung widerstanden hätte.

Noch immer aber war er in seinen Wertherschen Ideen befangen. Er gehörte eben, wie Goethe einen solchen Charakter im Wilhelm Meister so treffend schildert, zu denjenigen Naturen, die sich immer in andere hineinleben, die, wenn sie irgendeinem Charakter begegnen, glauben, nur in dessen Nachahmung liege die Existenz, und sich infolgedessen immer in einer selbstgeschaffenen Phantasiewelt bewegen, ohne dasjenige zu erkennen und zu erfassen, was um sie vorgeht. Allein das glückliche Talent, ein gutes Herz und der ehrliche Eifer gehen denn doch nicht gänzlich zugrunde. Die Zeit der Erleuchtung und Rettung von Irrwegen kommt doch wieder; und so war es auch hier sein Freund Anton Reiser, der sich seiner annahm. Auch er war von sehr armen Eltern, dürftig und hilflos, aber nüchtern und reell; um so mehr blickte er zu unserm phantastischen Jüngling wie zu einem höheren Wesen empor, dies wieder schmeichelte Moritz, er wurde zugänglich und dadurch vermochte es Reiser, ohne daß er selbst es wußte, ihn mit Ruhe und Teilnahme auf die rechte Bahn zurückzuführen und einen segensreichen Einfluß auf ihn auszuüben. Reiser brachte ihm Shakespeares Werke. Aus diesen lernte er männliche Charaktere kennen, sein Selbstbewußtsein stärkte sich, und er wollte jene Höhe erreichen, welche ihm in diesen Gestalten so plastisch entgegentrat. Auch Hölty, Bürger, Voß und die beiden Stolberg fingen an, am deutschen Dichterhimmel sich bemerkbar zu machen, er las ihre geistigen Erzeugnisse, und auch diese Lektüre wirkte mächtig auf ihn ein.

Zudem war ein neuer Rektor an das dortige Lyzeum gekommen und der größte Teil der früheren Kameraden an die Universität gegangen. So trat er nun abermals in die Prima ein und studierte fest und wacker, gelangte auch zu der längst ersehnten Ehre, am Geburtstage der Königin im Staatskleide, den vergoldeten Degen an der Seite, den Hut unterm Arm, in Seidenstrümpfen und Schnallenschuhen sich zum Minister begeben zu dürfen, um ihn zur Feier einzuladen und beim Feste selbst ein Gedicht in Hexametern vorzutragen. Das tat seinem Herzen wohl. So hatte er sich in der Achtung aller, die ihn kannten, ziemlich aufgeschwungen,

Digitized by Google

als wieder eine Schauspieltruppe nach Hannover kam. Da war es wieder um seine Ruhe geschehen; er wollte durchaus Schauspieler werden. Auch die Studenten begannen gerade wieder zu der Zeit mit ihren Vorstellungen. Iffland spielte eine Hauptrolle; Moritz hätte so gern den Clavigo gegeben, ein anderer erhielt aber diese Rolle wieder. Von dem Momente an kennt er nur einen Gedanken, der ihn Tag und Nacht beherrscht. Es ist, als ob sein unterdrücktes Sehnen und Hoffen sich nur in diesem einen Punkte und Wunsche konzentriert hätte, mit aller Kraft darauf hinzuarbeiten, den Clavigo spielen zu können. In Hannover war dies nicht möglich, und bei der Überwucherung dieses inneren Dranges waren die Saiten zu hoch gespannt, und sie sprangen.

In dem beschriebenen Staatskleide verließ er Hannover, verließ Stadt und Schule, ohne Abschied, und begab sich zu Eckhoff und dessen Schauspieltruppe nach Weimar. Er hatte nur sein Staatskleid, ein Hemd, die Odyssee und einen Dukaten in der Tasche. Unter Entbehrungen langte er endlich in Weimar an. Er fand Eckhoff nicht, suchte ihn in Erfurt und fand ihn dort auch nicht. Endlich kam er nach Gotha, hier war Eckhoff zwar, aber er wollte ihn zum Schauspieler nicht annehmen. Moritz war verzweifelt; er wollte Kartäuser werden oder vor dem Schloßtore Steine klopfen oder als Diener zu Goethe gehen, kurz alle möglichen Entschlüsse wirbelten ihm durch den Kopf. Da fiel ihm ein, daß er ja bei der Barsantschen Truppe in Eisenach sein Glück versuchen könne, und er marschierte weiter, ohne einen Kreuzer, mit zerrissenen Schuhen. Unterwegs wäre er bald eine Beute der Werber geworden, mit Handwerksburschen verlegte er sich aufs Fechten, mußte sich schließlich von Wurzeln des Feldes nähren und unter Bäumen seine Schlafstätte einrichten. Vor den Toren Erfurts sank er bei einer Quelle erschöpft nieder. Da klopfte ihn jemand auf den Rücken und er hörte die Worte: „Wenn Sie ein Student sind, so gehen Sie zum Benediktinerabt Günther, dem Rektor der Universität, und der wird Sie unterstützen.“ Moritz nahm diese Worte als eine Sprache des Himmels. Der Abt schickte ihn zum Professor der Kirchengeschichte, der, als Hannoveraner, sich seines Landsmannes annehmen sollte. Dieser hörte seine Lebensgeschichte, die der Jüngling freilich ausgeschmückt, an und erklärte, sich sofort in Hannover über ihn erkundigen zu wollen. Nach einer Zeit voll Zweifel und Sorgen kam die Auskunft an und lautete über die Maßen günstig. Das Lyzeum erklärte ihn für fähig, eine Universität zu beziehen und infolgedessen wurde er immatrikuliert. Jetzt erst beginnt die eigentliche und wahre Studentenlaufbahn unseres Moritz. Er studierte Philosophie. Dabei befaßte er sich mit der deutschen Literatur und war fortdauernd bemüht, ein großes Gedicht zu schreiben. In der Zeitung

Digitized by Google

schaltete er Aufsätze ein und wäre gewiß ein tüchtiger Philosoph geworden, wenn nicht wieder eine Schauspielertruppe in Erfurt angelangt wäre, um eine neue Wendung seines Geschickes herbeizuführen. Sofort verlor Moritz seine Ruhe. Der Direktor wollte ihm als Student das Auftreten gestatten, da er ja dann auf starken Besuch rechnen konnte. Auf den Plakaten wurde den Erfurtern bekannt gegeben, daß Moritz als Hamlet auftreten werde. Moritz war schon auf der Bühne kostümiert, geschminkt, wartete nur sein Stichwort ab, da langt ein Brief des Universitätsbedans an, daß, wenn Moritz auftreten würde, diese Vorstellung und alle späteren verboten werden würden.

Moritzens Traum war vernichtet.

Er vermochte aber dem Spieldrange nicht zu widerstehen und verließ öffentlich die Universität, um verabredetermaßen die Truppe in Leipzig zu treffen und dort zu spielen. Allein in Leipzig angekommen, fand er die Barsantsche Truppe nicht mehr vor. Der Direktor war durchgegangen, die Mitglieder hatten sich zerstreut, einzelne saßen da, ohne Brot, halb verschmachtend. Da hat er genug von dem sogenannten Künstlerleben und entschließt sich in diesem Augenblicke, ihm ganz zu entsagen und sich nur der Wissenschaft zu widmen. Aber wo wieder Aufnahme finden? Nach Erfurt kann er nicht zurück. Er wandert auf gut Glück weiter, als er, kaum einige Wirtshäuser passierend, auf einen Herrnhuter aus der Gemeinde Barby stößt. Der Herrnhuter spricht den jungen Mann an, er gefällt ihm und schildert ihm das Leben, das die Herrnhuter führen, in der einladendsten Weise. Dieses Ruhige, Behagliche sagt dem irrenden Moritz zu, und nun kommt ihm der Gedanke, daß es das Beste für ihn wäre, Herrnhuter zu werden. Er folgt jenem Manne, der Bischof Spangenberg empfängt ihn sehr freundlich. Er lebt dort drei Vierteljahre und gefällt sich im Beginne in dem ungewohnten Stilleben ganz wohl. Aber diese einförmige und eintönige Ruhe ist doch gegen seine Natur; er erklärt, wieder studieren zu wollen. Der Bischof ist es zufrieden und mit seiner Unterstützung bezieht er die Universität Wittenberg. Dort absolvierte er das Triennium, und wir finden ihn nunmehr als einen Mann von 22 bis 23 Jahren, der als fertiger Theologe in das Leben hinaustritt, um eine praktische Berufsstätte zu finden.

Schon jetzt müssen wir uns sagen, wie seine Jugend, so wird auch sein Leben ein bewegtes sein. (Schluß folgt.)

Digitized by Google

Erweiterungen und Ergänzungen zu Wustmanns Sprichwörtlichen Redensarten.

Von Dr. **Franz Söhns** in Halle (Saale).

(Fortsetzung.)

Sich etwas am Maule (Munde) absparen (fehlt bei Wustmann). In der Redensart scheint das „etwas“ ursprünglich hauptsächlich das Geld zu sein, so daß sich als vorwiegende Bedeutung ergeben würde: das Geld schonen, selbst wenn es die Ernährung des Leibes gilt, selbst auf die Gefahr hin, sich nicht satt zu essen. Als Belegstellen finde ich in Hans Sachs' Schwank „Der zu karg und der zu milt“ (4):

Wo er nur kund bey seinen jaren
Ein Pfenning kund am maul ersparen —

und in desselben Dichters bekanntem Fastnachtspiele das „Heiß eisen“ (179):

Vier gulden zwölffer, die ich doch hart
Hab selbst an meinem maul erspart.

Freilich daneben auch einmal in des Nürnberger Dichters Fastnachtspiele „Der los man mit dem muncketen weib“ (4) allgemein: „was ich vom mund erspar“.

Überall ersparen für das heutige sich absparen. Was man sich heute am Maule abspart, ist durchgehends nicht mehr das Geld, sondern das, was man sich für dasselbe beschaffen kann und eigentlich zur Leibes Nahrung und Notdurft auch nötig hat.

Einem etwas vor dem Maule (Munde) wegnehmen (fehlt bei Wustmann). Das „Wegnehmen“ habe ich in der Redensart, soweit sie in alter Zeit begegnet, niemals gefunden, sondern stets dafür „abschneiden“. So heißt es in Murners Narrenbeschwörung 59, 52:

Wer all die Buben ertränkte . . .
Der thet doch gott ein dienst daran
Das sy dem armen kranckeu man
Syn brot abschnyden vor dem mundt —

und Simplex redet (I, 16) von Schmarotzern und Hungerleidern, die denen, „so etwas meritirt, das Brot vorm Maul abschneiden“. Man wird dabei unwillkürlich an die Hereros erinnert, die in das ganze Stück Fleisch zu beißen und dann — freilich sich selbst — mit dem Messer den Bissen dicht vor dem Munde abzuschneiden pflegen.

Sich nach den Fleischtöpfen Ägyptens sehnen. Wustmann erklärt: „So nennt man es, wenn einer wieder nach den Annehmlichkeiten einer früheren Lage Verlangen trägt, aus der er sich erst mit allen Kräften los-

Digitized by Google

zumachen getrachtet hat, weil er nur ihre schlechten Seiten gesehen hatte." Die Voraussetzung, daß er sich aus der früheren Lage erst mit allen Kräften loszumachen getrachtet hat, liegt doch durchaus nicht in der Redensart. Sie wird gebraucht, auch wenn der Betreffende auf irgendeine andere Weise um die Fleischtöpfe gekommen ist, auch wenn z. B. ein widriges Geschick ihn darum gebracht hat. So sagt Simplex (IV, 14): „Solches war mir sauer zu ertragen, Ursache, wan ich zurück an die Egyptischen Fleischtöpfe, das ist an die Westphälischen Schincken und Knackwürste zu L. gedachte." Es ist durchaus nicht seine Schuld, daß dieselben ihm verloren gegangen sind.

Die angeführte Belegstelle ist auch insofern anziehend, als in ihr bereits ein Ausdruck vorgebildet erscheint, der noch heute, nur in der Kürzung Sache! volkstümlich ist. Man braucht dieses „Sache"! stets eingeschoben, oder als Anfang eines begründenden Satzes in der Bedeutung „was Wunder!"

Das Herz klopft (hüpft) wie ein Lämmerschwänzchen (fehlt bei Wustmann), d. h. es klopft so unausgesetzt schnell, wie das Lämmerschwänzchen beständig in großer Schnelligkeit auf und nieder wippt. Rachel in seinen Satirischen Gedichten (VI, 425) hat die Redensart bis auf die fehlende Verkleinerung genau so: „das Herz klopft wie ein Lämmerschwanz", während Abel Satirische Gedichte Seite 212 ein Kälberschwänzlein einsetzt, das sich ebenfalls durch unablässiges Wippen auszeichnet, und auch Simplicissimus II, 6 sagt: das Herz hüpfte mir gleichsam vor Freuden wie ein Kälberschwänzlein.

Etwas zu grün abbrechen (fehlt bei Wustmann), d. h. ehe es ausgereift, ehe die richtige Zeit des „Brechens" gekommen ist. Es ist dabei an Zweige des Baumes zu denken, die man nicht abbrechen soll, bevor ihr Holz ausgereift ist, weil sonst der Baum Schaden an seiner Gesundheit erleiden würde. Auf menschliche Verhältnisse übertragen: Eine Sache nicht zu früh unternehmen, ehe die Vorbedingungen ausgereift sind, ehe die rechte Zeit gekommen ist. In Haynecius' Komödie Hans Pfriem (1582) sagt Hans zu Petrus, der ihn aus dem Himmel weisen will:

Ey lieber Pfaff, und bistu kün,
Und darfst es abbrechen also grün,
So nimb den Pfahl aus deinem hertzen,
Und steck ihn in das meine mit schmertzen.

Wenn du Grund zu haben meinst, wenn es dir nötig scheint, die Sache also grün abzubrechen, ehe sie noch zum Spruche ausgereift ist, so denke erst einmal an deinen eigenen Pfahl: du hast deinen Herrn dreimal verleugnet. Besonders gern wird der Ausdruck heute von kranken Menschen

Digitized by Google

gebraucht. Setzen sie irgendein krankes Glied allen Gefahren, aller Witterung aus, ehe es noch völlig gesundete (ehe es noch reif für die drohenden Gefahren, ehe es denselben noch gewachsen war), so brechen sie „es" (d. h. die Krankheit) zu grün ab und haben häufig nachher nur noch mehr gesundheitlichen Nachteil dadurch.

Einen zu viel haben (fehlt bei Wustmann), d. h. einen Sinn, ironisch gemeint: den Sinn der Unvernunft. So sagt in Hans Sachs' „Kunz mit dem Hute" die Mutter als Entschuldigung von ihrem einfältigen Sohne: Mein Kunz hat eins sins zu viel im haufen. Das ursprüngliche „Einen Sinn zu viel" ist dann gekürzt in „Einen zu viel".

Dampf antun. Hier vermisse ich ungern bei Wustmann zwei Belege: einen für das Alter des Wortes Dampf in der ursprünglichen Bedeutung Bekümmernis, Pein (in Weiterentwickelung = Ärger) und einen zweiten für das Alter der Redensart „Dampf antun".

Dampf in der Bedeutung, die es in der obigen Redensart hat, findet sich bereits im Passional (Köpke 680, 76), und zwar in den Worten, welche Christus zur heiligen Katharina spricht:

Bekenne wol nach rechter gir
Dinen schepfer an mir,
Durch den du bist zu kampfe
Getreten in disme dampfe,
Der angest brenget unde wê.

Es begegnet in derselben Bedeutung in der so auffallend an Goethes „Langen und Bangen in schwebender Pein" erinnernden Stelle des Venus-Gärtleins:

Das willig-angetane Kränken,
Das Seufftzen mit entzücktem Muht,
Die halb-erloschne Lebens-Funcken,
Die seynd es, was uns Dampf antut.

Wie man sieht, heißt hier „Dampf antun" noch lediglich Kümmernis, Pein (Schmerz) verursachen, durchaus noch nicht, wie heute, mit Absicht und Vorsatz jemandem Ärger bereiten. Aber bereits im Simplicissimus (IV, 18) tritt diese heutige Bedeutung der Redensart hervor, wenn Simplex sagt: „meinem Schulmeister thät ich großen Dampff an." Ja, das Wort erscheint hier sogar in der heute ganz ungebräuchlichen Anwendung auf Sachen: „Weil ich (III, 4) hiebevor demselben Ort viel Dampffs angethan, war mein Name daselbst wol bekant."

Läuten hören, aber nicht wissen, wo die Glocken hängen. Wustmann sagt: So viel wie: „er hat nur mit halbem Ohre zugehört und die Sache deshalb nur halb verstanden. Das ungenaue Hinhören ist

Digitized by Google

in der Redensart deutlich ausgesprochen . . ." Das finde ich nun eben nicht. Wo liegt denn in der Redensart das ungenaue Hören? Läuten hören heißt doch nicht ohne weiteres ungenau hören! Es kann doch jemand ganz genau das Läuten hören, ohne darum auch wissen zu müssen, wo die Glocken hängen, von denen die Töne herrühren. Die Behauptung Wustmanns: wer scharf auf den Klang der Glocken hört, wird auch wissen, wo er sie zu suchen hat — ist doch in ihrer Allgemeinheit nicht aufrecht zu halten. Die Erklärung der Redensart kann nach meiner Ansicht nur folgende sein: von einem Vorgange nur die Wirkung (Tatsache), nicht aber die Ursache (Gründe der Tatsache) kennen, d. h. also: nur unvollkommene, ungenaue Kenntnis des Vorganges haben. An und für sich braucht daher in der Redensart gar kein Tadel zu liegen, wie man doch in der Tat demjenigen, welcher von irgendeinem erhabenen Punkte aus Vespergeläut hört, keinen Vorwurf daraus machen kann, daß er nicht auch weiß, von welchem Orte her das Geläut erklingt. Einen Vorwurf enthält die Redensart erst dann, wenn jemand trotz seiner notorisch ungenauen Kenntnis eines Herganges sich anmaßt, ganz genau über die Kausalität dieses Herganges unterrichtet zu sein oder ein dementsprechendes Urteil über denselben fällt. — Auch die Anfügung: läuten hören, aber nicht zusammenschlagen, ist in ihrer Darlegung nicht einwandfrei. „Das soll daher kommen, daß in vielen Gegenden erst das Zusammenschlagen aller Glocken einer Kirche das Läuten zur Kirche bedeutet", soll wohl heißen: zum tatsächlichen Beginn des Gottesdienstes. Allerdings wird in vielen Gegenden Deutschlands dreimal geläutet, die ersten beiden Male mit einzelnen Glocken, das drittemal (unmittelbar vor Beginn der „Kirche", d. h. des Gottesdienstes) mit allen Glocken. Ein „Läuten zur Kirche" bedeuten doch aber auch die ersten beiden Male! Das letzte Läuten nennt man einläuten, zusammenschlagen und zusammenläuten. Das letztere ist belegt in Katzipori 16: „Nachdem die Magd (die nicht zur Kirche gehen wollte) lang umbgieng und man in der Kirchen zusammenläutete, wurde der meister zornig . . ."

Plaudertasche (fehlt bei Wustmann). Tasche für Mund häufig. Der Mund als Brottasche in Murners Schelmenzunft (47, 11):

Halt zu beschluß die brot tesch,
Dyn unnütz mul nit allzyt wesch
Mit frummen, erbern eren lütten (= Leuten).

Analog wurde der ohne Unterlaß plaudernde Mund Plaudertasche genannt und das Wort sodann auf den Plauderer selbst und besonders auf die bessere Hälfte des Menschengeschlechtes übertragen.

Für eine solche — männliche — Plaudertasche oder Maultasche gehört sich dann wohl eine andere „Maultasche", d. h. ein Schlag auf den

Digitized by Google

Mund. So sagt Hans Sachs im Wortspiel in seinem „Doktor mit der großen Nase" (78):

Wer alle ding peschnatert in
Und gar kain ding verschweigen kon,
Mus nemen vil mawl daschen tron (= dran).

Wir haben das Wort in dieser Bedeutung nicht mehr; daß es in früherer Zeit sehr bräuchlich war, bezeugt auch Abraham a Santa Clara in seinem Gemisch Gemasch (247): Wenn man in einem Handels-Gewölb sollte zu einer jeden Lug (Lüge) mit einer Maultaschen belohnen, so hätt ein Gewölb-Diener innerhalb acht Tagen kein Zahn mehr im Maul.

Die Murnersche Belegstelle ist auch deshalb interessant, weil in ihr eine (bei Wustmann fehlende) Redensart vorgebildet erscheint, die freilich nur in niederer Volkssprache, aber darin sehr häufige Anwendung findet: Sein Maul an jemandem abwischen, d. h. wörtlich ihn beschmutzen, übertragen: Schmutziges von ihm reden.

Ähnlich der Plaudertasche ist die Klappertasche, eine Tasche (Mund), die gern klappert, d. h. schwätzt. Bei Rachel (Satirische Gedichte 206) findet sich dafür auch Klappermühle, wie denn der Mund auch sonst häufig mit einer Mühle verglichen wird. Natürlich werden Klappertasche und Klappermühle auch als Benennungen auf den schwatzhaften Menschen selbst übertragen. Der heutige Klatschmarkt ist (Hans Sachs' Fastnachtspiel: die wunderlichen man geschlacht zu machen 193) der Klappermarkt, und auf demselben gehört bekanntlich „klappern" zum Handwerk.

„Sein Maul an jemandem abwischen" hat nichts gemein mit dem ähnlich klingenden, bei Wustmann fehlenden Ausdruck: Sich den Mund (das Maul) wischen. Die Redensart hat mannigfachen Bedeutungswechsel erfahren während ihres langen Lebens. Habent sua fata. Ursprünglich wischt man sich das Maul (das Wort erscheint noch im 16. Jahrhundert in edlem Sinne), nachdem man eine Speise verzehrt, wie die Edelfrau und Vögtin in Hans Sachs' „Edelfrau mit dem Aal" 39: wischten darnach das maul paidsam. Dann tut man in ironischem Sinne dasselbe, wenn man nichts davon bekommen hat, wenn man ohne Anteil geblieben ist. Noch einen Schritt weiter: die Geste wird angewandt, um anzudeuten, daß man überhaupt keinen Anteil an etwas hat. In dieser Anwendung kann die Geste (und die aus ihr gewordene Redensart) auch auf Heuchelei zurückgehen. In diesem Falle stellt man sich unbeteiligt (wischt sich das Maul), obwohl man eigentlich recht stark beteiligt sein sollte. In älterer Zeit findet sich die Redensart gerade in diesem Sinne sehr oft. In Hans Sachs' „Krämer mit den Affen" (105) wischen die Spottvögel sich „den mund, drollen davon", und in desselben Dichters „Zwei Gesellen mit dem Bären" (117) wischt

Digitized by Google

sich der Ausreißer ebenfalls „den mund und geht darfon". Der heutige Gebrauch der Redensart nähert sich mehr der ersten, ironischen Umdeutung, insofern als sie heute fast durchgehends in der Bedeutung verwandt wird, keinen Anteil an einer Sache erhalten haben, an der man doch eigentlich ein Anrecht auf einen solchen Anteil hatte oder zu haben vermeinte.

Bei: Das Maul hängen lassen fehlt in Wustmanns Buche das vielgebrauchte maulen, d. h. mürrisch, „muckschig" tun, wie es in Hans Sachs' „Töchtermann" (18) erscheint. Dem Ehemann wird anstatt des erwarteten Sohnes eine Tochter geboren und

Darob het der jung man ein grawen
Und meulet sich ob seiner frawen.

Bekanntlich findet sich im Volk auch ein „sich vermaulen", d. h. ein halb muckschiges, halb naseweises Dagegenreden, Sichverteidigen. Auch „maulen" und „das Maul hängen lassen" sind zu einer Zeit entstanden, da Maul noch in gutem Sinne bräuchlich war, und Wustmann hat sicher recht, wenn er meint, daß man zu ihrer Erklärung nicht erst das Pferd heranzuziehen braucht.

Früh (früher) aufstehen müssen, um etwas tun zu können. Bei Wustmann fehlend. Man sollte nicht meinen, daß die sehr gebräuchliche Redensart schon so alt wäre. Bereits in Murners Schelmenzunft (angefügte Entschuldigung 89) heißt es:

Der miest warlich frieg uff stan!
Der jederman wol dienen kan
Und jedem stopffen wolt den mundt —

und an einer anderen Stelle Murners (Narrenbeschwörung 49, 12) ist es sogar der Herrgott selbst, der früh aufstehen müßte:

Er must warlichen frü uffston
Solt er eim jeden nach sym sinn
Regen, schynen (Sonnenschein) machen kinn!

Früh aufstehen, früher als gewöhnlich, da die sonst gewohnte alltägliche Arbeitszeit nicht hinreichen würde, so Schweres zu vollbringen. Heute sehr geläufig: Wer den betrügen will, muß früher aufstehen. Daß die Redensart auch heute noch schriftgemäß sein kann, dafür ist Zeuge die „Vossische Zeitung", welche kurz nach Aufhebung des Paragraph 2 des Jesuitengesetzes schrieb: Wer die Jesuiten gebrauchen, benutzen zu können glaubt, der irrt sich immer; sie stehen früher auf als selbst der gewiegteste Diplomat.

Sich freuen wie ein Schneekönig (fehlt bei Wustmann). Der Schneekönig ist der kleinste unserer Sänger der Vogelwelt — der Zaunkönig. Er harrt bekanntlich auch in strengster Kälte bei uns aus und ist in der rauhen Winterzeit, in welcher die ganze Natur still und tot daliegt

Digitized by Google

und seine anderen Kollegen, soweit sie uns überhaupt treu geblieben, schweigsam geworden sind, fast der einzige, der immer munter weiter singt. Dabei ist er trotz Schnee und Eis stets so heiter und wohlgemut, daß er schier erhaben scheint über all das Winterungemach, das ihn umgibt, erhaben wie ein König über das ihn umgebende Erdenelend — nicht ist, wie ihn aber das Volk sich denkt, dem das Vöglein seinen Namen dankt. Möglich auch, daß eine andere Ansicht den Namen erzeugt hat: die, daß auch der höchste Schnee, der sonst den vogellinen wê tuot, weil er ihnen die Nahrung zu nehmen pflegt, ihm nichts anzuhaben vermag, daß er stärker ist als der Schnee, auf dem er lustig herumspringt, dessen Beherrscher — König er ist. Der Königsname tritt bei dem kleinen Wicht sogar sehr mannigfach auf, heißt er doch neben Zaun- und Schneekönig auch Winter-, Dorn-, Nessel-, Meisen- und Schlupfkönig: also sicher ein König, wenn ihm auch die „Größe" eines solchen völlig abgeht.

Jemandem einen Stein in den Weg legen fehlt bei Wustmann, obwohl die Erwähnung der Redensart bei den von ihm behandelten ähnlichen Sinnes, wie Stein des Anstoßes, Stein aus dem Wege räumen, nahe liegen mußte. Man legt jemandem einen Stein in den Weg, damit er sich an ihm stoße, über ihn stürze, schafft ihm also ein Hindernis des Weges. So sagt schon Murners Schelmenzunft 9, 20:

Ich streich im an seyn hoffen dreck
Und leit im heimlich steyn an wegk.

Bluten müssen (fehlt bei Wustmann), ursprünglich natürlich Blut vergießen müssen, dann übertragen: (schweren) Verlust erleiden, (kostbaren) Besitz hergeben müssen. Auf der Grenzscheide wörtlicher und figürlicher Bedeutung begegnet die Redensart in B. Waldis' Wildem Manne von Wolfenbüttel (405):

Der heher ander vögel schmeht
Und spottet ir, wo man sie seht,
Doch muß er zletzt auch selber bluten
Am klosen oder leim ruten.

Bereits im 18. Jahrhundert (vgl. Kluge: Studentensprache 84) wird die Redensart auch im besonderen Sinne von „zahlen müssen" gebraucht, und gerade in dieser Bedeutung wird sie auch heute noch zumeist angewandt. In studentischer Bierfehde heißt bluten bekanntlich Bier verschütten, bedeutet also auch hier den Verlust von etwas Kostbarem!

Danke für Obst, eine etwas niedere, aber ungemein häufige (bei Wustmann fehlende) Redensart. Ich habe sie in älterer Zeit dem Wortlaute nach nicht belegt gefunden, wohl aber vorgebildet, so zwar, daß für den Gesamtbegriff Obst stets das Spezifikum Birnen eintritt. Bei Hans

Digitized by Google

Sachs flieht der Mann vor seinem Weibe in die Hölle. Als er zu ihr in den Himmel hinein soll, sagt er resigniert: „nain, nain! ich hab genug der pirn!“ Fast genau so äußert sich in des Nürnberger Dichters „Bösem Rauch“ (150) der geschlagene Mann: „Ich hab der biren gnunck“, und übereinstimmend damit heißt es in Schumanns Nachtbüchlein (26): „als er der byren genug hatte.“ Birnen steht an all diesen Stellen für Prügel.

Spiegelfechten, Spiegelfechterei. Wustmann sagt: „Der Weg der Entwickelung vom wörtlichen Sinne (Fechtübung vor dem Spiegel) zum heutigen (Scheinangriff und schließlich Erwecken eines falschen Scheines überhaupt) war schon im 17. Jahrhundert betreten.“ Bereits im 16.: In Murners Narrenbeschwörung heißt es 70, 66:

Balsch und bschiß in allen landt
Die geistlicheit getriben handt
Und machent nun ein spiegel fechten.

Hier also bereits rein figürlich. Ein Scheinfechten aber ist mit dem Worte verstanden in Simplicissimus III, 10: „Mein Bürschlein, es seyn keine kinder darin (in der Festung), sie werden diesem Spiegelfechten nicht glauben.“ An dieser Stelle also steht das Wort im Sinne der Vorspiegelung eines wirklichen Kampfes, denn Simplex will durch Doppelhaken, Fässer und andere Dinge die Feinde glauben machen, daß die Belagerer grobes Geschütz besäßen.

Einen Spitz haben (sich antrinken), fehlt bei Wustmann, soviel wie einen Rausch haben (sich antrinken). Die Redensart entstammt wohl dem Volkswitze. Belegt finde ich sie bereits im 16. Jahrhundert. In Hans Sachs' „Der Fritz im Wandkasten“ heißt es (32): Der knecht het noch ain spicz.

Auf den Strich gehen (fehlt bei Wustmann), niederen Sinnes, aber viel gebraucht, bekanntlich besonders in bezug auf leichtfertige Weiber in der Bedeutung: Buhlen suchen. Eigentlich „Finken fangen“, wie es der Vogelfänger tut, von dessen Tätigkeit die Redensart ihren Ausgang genommen hat. Strich (von streichen = ziehen) ist die Richtung, welche die Vögel bei ihrem Zuge zu nehmen pflegen. Wie der Finkler „auf den Finkenstrich geht“, so bei Hans Sachs „Das böse Weib“ (264), denn

Wann e und ich mich umb gesich,
So ist sie auf dem finckenstrich.

Auch Dunkelheit hindert nicht daran: „Dann (heißt es in Lindeners Rastbüchlein 28) sie fromb ist, wann mans sihet und tag ist, aber bey nacht hat sie iren strich.“ Fromm erscheint hier in demselben ironischen Sinne, den es in zahllosen Stellen unserer älteren Schwank- und Volksliteratur hat und dem auch die frommen Landsknechte das Beiwort danken.

Digitized by Google

Er hat einen Strich (fehlt bei Wustmann). Nach meiner Ansicht ist dieser „Strich" übertragen auf den Menschen von dem, mit welchem man ein fehlerhaftes, „verkehrtes" Wort zu streichen pflegt. Bedeutung also: er ist so fehlerhaft, verkehrt, wie ein Wort, das einen Strich erfahren hat. Weiterentwickelung: er hat, wie das fehlerhafte Wort, einen Strich, oder, wie wir genau mit derselben Herleitung sagen: er ist nicht richtig. Die Redensart scheint jung zu sein, wenigstens habe ich Belege aus älterer Zeit für sie nicht finden können. Vgl. dazu den Scherzrebus: ± und ſi— Lösung: Er (r) hat einen Strich und sie (ſi) ist nicht richtig.

Jemandem auf die Nähte gehen (fehlt bei Wustmann), ursprünglich: jemandem auf die Nähte schauen. Schauen zu gehen, wie in „einer Sache auf den Grund gehen". In Hans Sachs' „Sieben klagenden Männern" heißt es (53):

Wenn ich ir auff die net thu schauen,
So klagt sie dann bey andern frauen.

Bedeutung: eine Sache nicht oberflächlich und nur ihrem Gesamteindrucke nach betrachten, sondern in ihre Einzelheiten genau hineinschauen. Daher auch häufig mit dem Beiworte „scharf" verbunden.

Filz (fehlt bei Wustmann) in der Bedeutung Geizhals, Geizkragen (mittelhochd. Krage = Hals). Wie einzelne Körperteile (Hals, Kopf, Bauch) bildlich zur Bezeichnung des ganzen Menschen dienen, so auch bestimmte Kleidungsstücke (Hose, Jacke, Stiefel). Nun wird in Hans Sachs' „Freiwilligem Armutorden" erzählt, wie die Männer des Ordens einhergingen in wollenen Mänteln, barfuß usw. Dazu trugen sie ein Kreuz an einem Stabe, an welchem ein alter Filzhut (auch einfach Filz genannt) „nit zu klein" herabhing:

In denselben legt man in ein
Heller und pfenning, kes und prot.

Die bettelnden Brüder mochten noch so viel gesammelt haben, sie führten ein äußerst armseliges Leben; sie lagen nicht auf Federbetten, aßen keine warmen Speisen, kurz sie geizten mit dem, was man ihnen in den Filzhut getan hatte. Nichts ist erklärlicher, als daß dieser Filzhut (kurz Filz) allmählich typisch für den Ordensmann selbst (vgl. Barfüßler) und seine kargende (filzige) Lebensweise wurde, zu der ein zwingender Grund gar nicht vorlag. Von den bettelnden Männern ist dann das Wort in derselben Bedeutung (niedriger Geiz ohne zwingenden Anlaß) auf alle übrigen Menschenkinder übertragen worden, an denen man ein gleiches Gebaren wahrnahm.

Die Sachsische Stelle ist auch insofern von Bedeutung, als man aus ihrer Zusammenstellung von „Heller und Pfennig", die auch anderen Dichtern

Digitized by Google

jener Zeit geläufig ist, das Alter der bekannten Redensart: „jemandem zahlen bei Heller und Pfennig“ ersieht.

Etwas nicht für ungut nehmen (fehlt bei Wustmann) wird aus dem Gegensatze klar, wie ihn außer vielen anderen Stellen Hans Sachs' „Micillus der arme Schuster“ bietet. Zwar ging es ärmlich bei ihm her,

Doch nam er also mit vergut
Und het einen leichtsinnigen mut (13).

Er nahm (ich habe die Redensart immer nur mit „nehmen“ gebildet gefunden) auch die Armut für gut, als etwas Gutes hin, ohne zu murren. Der Gegensatz dazu ist etwas für ungut, d. h. nicht für gut nehmen, murren, böse werden. Die Negierung des an sich ebenfalls negativen ungut, wie sie sich in „nichts für ungut“ vollzog, gibt der Redensart natürlich wieder den positiven Sinn, der in dem ursprünglichen „vergut“ lag. An Belegstellen für dieses „vergut“ seien noch angeführt: Sachs' Fastnachtspiel „Der Bauer mit dem Kuhdieb“ (45): und wolst mit mir nemen vergut, und ebendaselbst (65): nimb heindt vergut in meinem stadel, und endlich nimmt in Freys Gartengesellschaft (128) der spöttische Stadtschreiber mit der Antwort der Dirne vergut. In den letzten drei Stellen deckt sich der Ausdruck fast völlig mit dem in äußerer Bildung wie in Bedeutung ähnlichen fürlieb nehmen.

Stockfinster ist man bei Wustmann sehr versucht, wie stockdumm, stocktaub u. a. ähnliche, mit denen es zusammengestellt wird, auf Stock zurückzuführen, mit dem es doch ursprünglich nichts zu tun hat. Ich habe es in älterer Zeit nur als stickfinster gefunden. Auch das Substantivum Stick begegnet. So in Hans Sachs' Schwanke: „Der faule Fritz im Schranke“ (108): kein stick ich noch nicht sehen kan. Stic ist die niederdeutsche Form für stich, für das es sich bereits im Mittelhochdeutschen findet. „Keinen Stich sehen können“ sagt man noch heute. Lediglich „falsche Analogie“ hat das Wort stickfinster zu den mit stock gebildeten gebracht: sie trat schon früh ein, schon im Simplicissimus findet sich stockfinster.

Wo die Füchse einander gute Nacht sagen ist jedenfalls weit geläufiger als das Wustmannsche „wo sich Hase und Fuchs gute Nacht sagen“. Auch von den Wölfen wird die Redensart gebraucht: so im Simplicissimus I, 1 „im Spessart, allwo die Wölffe einander gute Nacht geben“. Aus all den Stellen, die mir zu Gebote stehen, geht hervor, daß die Redensart ursprünglich nur von Tieren derselben Art verwandt wird. Und warum soll sie gerade zuerst von Jägern gebraucht sein?

Ansehen wie die Kuh das neue Tor. Es klingt sehr unwahrscheinlich, daß auch die welterfahrene Katze das während ihrer Abwesenheit neu eingefügte Tor mit derselben Verdutztheit ansehen soll, wie die fromme,

Digitized by Google

nur an das Hergebrachte gewöhnte Kuh. Simplicissimus scheint anderer Ansicht zu sein, da er I, 5 sagt: „Ich sah sie an, wie eine Katze ein neu Scheunthor.“ Übrigens ist durch diese vereinzelte Katze die milchspendende Freundin des Menschen nicht aus dem Felde geschlagen worden.

Dieser und jener (fehlt bei Wustmann), d. h. der Teufel, in Redensarten wie: es soll dich gleich dieser und jener holen. Auch diese euphemistische Wendung sieht sehr modern aus und begegnet doch schon im Simplicissimus III, 3: „Ja, ja, sagte Springinsfeld, hole mich dieser oder jener, wan du ein Fähnlein bekomst.“

Etwas versilbern (fehlt bei Wustmann), eigentlich in Silber (= Münze) umwandeln und in Weiterentwickelung mit starker Betonung des Zweckes = verausgaben. So versilbert Simplex IV, 1 die Pferde und stellt (IV, 6) „das übrige dem Geistlichen zu mit der Bitte, solches in der nächsten Stadt zu versilbern“. In gleichem Sinne gebraucht „vermünzen“: Murners Luthernarr S. 75.

Einem einen Floh ins Ohr setzen. Wozu die französische Wendung? Ersprießlicher ist es, eine deutsche Belegstelle zu bringen, aus der sich zugleich auf das Alter der Redensart schließen läßt. So z. B. Simplicissimus III, 14: denn Springinsfeld hatte mir einen unruhigen Floh ins Ohr gesetzt.

(Fortsetzung folgt.)

Ursprung und Bedeutung von Schillers Ballade: Der Taucher.

Von **Arthur Fleischmann** in Frankfurt a. M.

Bekanntlich ist die Frage, aus welcher Quelle Schiller den Stoff zu seinem Taucher geschöpft hat, bis heute noch von keinem Forscher in einer befriedigenden Weise beantwortet worden. Man hat, um überhaupt eine Quelle für diese Ballade zu bekommen, die verschiedenartigsten Kombinationen aufgestellt, für die ein auch nur einigermaßen genügender Beweis vollständig fehlt, zumal von dem Dichter selbst keine Äußerungen vorhanden sind, die sich auf die Quellen zu seinem Taucher beziehen. Gegenüber der jetzt allgemein verbreiteten Ansicht, daß die Quelle zu der Ballade in des Jesuiten Athanasius Kirchers Werk Mundus subterraneus zu suchen sei, und daß das Motiv der Liebe, auf das es in der Ballade doch hauptsächlich ankommt, der Phantasie des Dichters seinen Ursprung verdanke, bin ich nun in der Lage, zwei neue Quellen anzuführen. Die eine von ihnen enthält über die Begebenheiten mit dem Taucher einen bisher unbekannten

Digitized by Google

Bericht, der gleichzeitig den unbestreitbaren Vorzug hat, in einem direkt nachweisbaren Zusammenhang mit der Ballade selbst zu stehen, während die zweite Quelle den so lange und bisher allerdings vergeblich gesuchten Beweis liefert, daß auch für das Motiv der Liebe dem Dichter ein gedruckter Bericht vorgelegen hat.

In dem Werke: P. Brydones Reisen durch Sizilien und Maltha, in Briefen an William Beckford Esqu. Zweyte, nach der neuesten Englischen Ausgabe verbesserte Auflage. I. und II. Theyl, Leipzig bey Johann Friedrich Junius 1777, findet sich Seite 63—64 des ersten Teiles, im vierten Briefe unter der Überschrift: „Ein berühmter Taucher" folgender Bericht:

„Wir bewunderten sonst die Taucher von Neapel, wenn sie sich achtundvierzig bis funfzig Fuß tief in das Wasser hinabließen, und konnten es nicht begreifen, wie ein Mensch drey Minuten lang unter dem Wasser bleiben könnte, ohne Odem zu schöpfen; allein dieß ist nichts gegen die Heldenthaten eines gewissen Colas, der aus dieser Stadt gebürtig ist. Er soll, wie man sagt, etliche Tage lang in der See gelebt haben, ohne ans Land zu kommen, und daher hat er den Zunamen Pesce, oder der Fisch erhalten. Einige von den sicilianischen Schriftstellern versichern, daß er bloß durch seine Behendigkeit im Wasser Fische gefangen habe, und der leichtgläubige Kircher behauptet, daß er auf dem Grunde der See habe über die Meerenge hinübergehen können. Dem sey wie ihm wolle, so war er wegen seines Schwimmens und Tauchens so berühmt, daß einer von ihren Königen, Friederich, hinkam, um seine Künste mit anzusehen. Dieser königliche Besuch gereichte dem armen Pesce zum Verderben. Denn, da der König seine außerordentliche Stärke und Behendigkeit bewunderte, hatte er die Grausamkeit, ihm den Vorschlag zu thun, nahe bey dem Strudel Charybdis unterzutauchen, und um ihn desto mehr zu reizen, warf er einen großen goldenen Becher hinein, der seine Belohnung seyn sollte, wenn er ihn wieder herauf brächte. Pesce machte zween Versuche und setzte die Zuschauer durch die lange Zeit, die er unter dem Wasser zubrachte, in Erstaunen; allein bey dem dritten Versuche wurde er, wie man vermuthet, von dem Strudel ergriffen, indem er niemals wieder zum Vorscheine gekommen ist." —

Daß dieser Bericht, den auch Hermann Ullrich bei seiner Zusammenstellung der gesamten Literatur über die Tauchersage im vierzehnten Bande des Archivs für Literaturgeschichte nicht gekannt hat, von Schiller benutzt worden ist, ist schon deshalb außer allem Zweifel, weil der Dichter zu ebenderselben Zeit, als er die Ballade dichtete, auch mit den Vorbereitungen zu seinen Maltesern beschäftigt war. Denn da Schiller bekanntlich mit Vorliebe gute Reisebeschreibungen las, um eben in seinen Dramen Land und Leute möglichst wahrheitsgetreu schildern zu

Digitized by Google

können, so hat er neben den Reiseberichten von Volney und Niebuhr, die ihn nach seiner eigenen Aussage sehr ergötzten, auch sicher das Werk von Brydone gelesen, welches zu jener Zeit für die vortrefflichste Beschreibung der Insel Malta galt. Außerdem zeigt der Bericht des Brydone über den Taucher mit der Ballade Schillers einige auffallende Übereinstimmungen, von denen ich nur die Grausamkeit des Königs erwähnen will, die sich sowohl bei Brydone, als auch in Schillers Ballade findet, indem der Dichter bekanntlich die Königstochter sagen läßt: Laßt, Vater, genug sein das grausame Spiel; eine derartige Eigenschaft des Königs sucht man sowohl bei Kircher als auch bei Fazelli oder bei Francisci vergeblich. Auch die bekannte, bis heute noch rätselhafte Anfrage Schillers an Goethe findet meines Erachtens durch den Bericht des Brydone ihre Erklärung. Denn bei Brydone führt der Taucher eigentlich überhaupt keinen besonderen Namen. Er heißt nur einmal Colas, welcher Name aber auch gleichzeitig einer Stadt beigelegt wird, und wird sonst immer Pesce genannt, welcher Name jedoch ausdrücklich als Beiname bezeichnet und durch eine deutsche Übersetzung erklärt wird. Unter diesen Umständen hat der Dichter von vornherein keinen Wert auf den Namen des Tauchers gelegt, zumal da die Erzählung bei Brydone nur den Titel: Ein berühmter Taucher trägt, und er hat die Überschrift seiner Ballade daher einfach: Der Taucher genannt. Fügen wir noch hinzu, daß in der Erzählung des Brydone von Kircher und noch einigen anderen sizilianischen Schriftstellern gesagt wird, sie hätten die Sage schon einmal erzählt, so konnte Schiller, als Uhland ihm gegenüber behauptete, in seinem Taucher habe er die Geschichte des Nikolaus Pesce bearbeitet, sehr wohl auf den Gedanken kommen, daß auch dieser Nikolaus Pesce der Verfasser einer Erzählung über den Taucher sei. Die Annahme Goedekes, daß Schiller den Namen des Tauchers gewußt und dann wieder vergessen habe, ist somit unzutreffend. —

Die zweite Quelle, welche beweist, daß Schiller auch für das Motiv der Liebe in seiner Ballade einen gedruckten Bericht vor sich gehabt hat, findet sich in des Franzosen Nicolaus Melchior de Thevenots voyages tant en Europe qu'en Asie et Afrique. à Paris 1689. 8. Von diesem Werke gibt es eine deutsche Übersetzung, die jedenfalls auch Schiller vorgelegen hat und welche den Titel führt: „Deß Herrn Thevenots Reisen in Europa, Asia und Afrika. Worinnen gehandelt wird usw. . . . . Frankfurt am Mayn / Gedruckt und Verlegt durch Philipp Fievet / Buchhändlern. Anno MDCXCIII." 4°.

In dem siebzigsten Kapitel des ersten Buches findet sich eine Beschreibung mehrerer Inseln, unter denen auch eine mit Namen Nicaria vorkommt. Von ihren Bewohnern berichtet der Verfasser Seite 151: „Sie befleissigen

Digitized by Google

sich absonderlich deß Schwimmens / und die Schwämme wie auch die von denen Schiffen verlohren Wahren auß der Tieffe deß Meers hervorzuhohlen; Man verheyrathet in selbiger Insul keine Jünglinge / wofern sie nicht zum wenigsten 8 Clafftern / untern Wasser gehen / und darüber Beweiß bringen können. Wann ein Papas oder einer der Reichsten daselbst seine Tochter verehlichen wil / so bestimmet er einen Tag / daran er dieselbe dem besten Schwimmer zur Ehe verspricht; Alsbald ziehen sich die junge Bursche ingesamt vor allen Leuthen und in Gegenwart der Tochter gantz nackend auß / springen ins Wasser / und derjenige / der am längsten unten bleibt / bekömt dieselbe / worauß erhellet daß diese Leuthe mehr Fische als Menschen seyn."

Daß Schiller diesen Bericht bei der Abfassung seines Tauchers vor Augen gehabt hat und daß der Dichter denselben als Vorbild für das Motiv der Liebe in seiner Ballade benutzt hat, ergibt sich mit zwingender Notwendigkeit aus folgenden beiden Beweisen. Zunächst war Schiller, wie bereits oben erwähnt wurde, zur Zeit, als die Ballade entstand, auch mit den Vorbereitungen zu seinen Malteſern beschäftigt, und er las deshalb alle irgend erreichbaren Reiseberichte über die Insel Malta mit der größten Aufmerksamkeit. Da nun das Werk des Franzosen Thevenot auf Seite 7 bis 18 vom fünften bis zum zehnten Kapitel des ersten Buches eine ausführliche Beschreibung der Insel Malta enthält, so steht es außer allem Zweifel, daß der Dichter den Reisebericht des Franzosen gelesen hat. Ferner wird in der Geschichte des Johanniterordens von Vertot d'Auboef bei der Erzählung vom Kampfe eines Ritters mit einem Drachen ausdrücklich auf den Reisebericht des Franzosen Thevenot hingewiesen, weil dieser erzählt, er habe den Kopf des Drachen noch gesehen. Diese Geschichte des Johanniterordens hat Schiller schon deshalb gelesen, weil er zu einer von Niethammer besorgten deutschen Übersetzung dieses Werkes bekanntlich die Vorrede geschrieben hat und weil er die bereits erwähnte Erzählung vom Kampf eines Ritters mit einem Drachen zu seiner bekannten Ballade verwertet hat. Es steht somit fest, daß Schiller durch Vertot d'Auboef auf den Reisebericht des Thevenot aufmerksam gemacht worden ist und daher denselben auch gelesen hat.

Bei der Vergleichung der vorstehenden Quellen mit der Ballade ergibt sich somit die Tatsache, daß Schiller seinem Taucher die Idee eines merkwürdigen Hochzeitsgebrauchs zugrunde gelegt hat und daß von diesem Standpunkte aus die ganze Handlung des Gedichtes beurteilt werden muß, während, im Gegensatze zu den bisherigen Anschauungen der Erklärer des Gedichtes, der Persönlichkeit des Tauchers selbst nur eine untergeordnete Bedeutung zugedacht ist. Man begreift nunmehr, weshalb der Dichter den

Digitized by Google

Taucher von Beruf in einen Edelknappen, also in einen Jüngling von vornehmer Abkunft verwandelt hat und weshalb in der Ballade die Schönheit des Jünglings von den Zuschauern rühmend hervorgehoben wird; auch der Umstand, daß sich in der Umgebung des Königs die Königstochter befindet und daß dieselbe ihrem Vater gegenüber den Jüngling in Schutz nimmt, wird nunmehr verständlich; ja sogar das Vorhandensein des Weins erscheint gerechtfertigt, wenn man bedenkt, daß sofort nach dem glücklichen Gelingen des Wagnisses die Vermählung der Königstochter an demselben Schauplatze stattfinden soll und daß dies von Anfang an der treibende Gedanke in der Ballade ist; auf weitere Auseinandersetzungen über die Bedeutung der Vorgänge in dem Gedichte brauche ich nicht einzugehen, sie ergeben sich für jeden aufmerksamen Leser der Ballade ganz von selbst.

Im Gegensatz zu Götzingers Ansicht, Schiller habe den Stoff zu seinem Taucher aus einer Art Novelle geschöpft und er habe dabei die Verwandlung eines Tauchers von Handwerk, der aus Gewinn sein Leben wagt, in einen Jüngling, den Ehre und Liebe zum Wagnis treiben, schon vorgefunden, hatte Hermann Ullrich geäußert: „Man würde den dichterischen Instinkt unseres großen Dichters beleidigend gering anschlagen, wenn man ihm nicht die Verwandlung eines für die reale Welt passenden, aber für die Dichtkunst unbrauchbaren Motivs in ein der dichterischen Empfindung kongruentes zutrauen wollte.“ Daß diese Meinungen der beiden hervorragenden Literaturhistoriker durch die vorstehende Entdeckung völlig haltlos geworden sind, dürfte wohl zweifellos feststehen.

Der Taucher war Schillers erste Ballade. Obwohl er sie in dem kurzen Zeitraume von nur wenigen Tagen gedichtet hat, so hat er sie dennoch mit einer derartig peinlichen Sorgfalt vorbereitet, als ob er ursprünglich die Absicht gehabt hätte, den Inhalt des Gedichtes in einem Drama darzustellen.

Sprechzimmer.

1.

a. In esse.

In dieser Zeitschrift 20, S. 60f. sind die Belege des Deutschen Wörterbuches Bd. 3 (1862), 1159 abgedruckt. Bis auf die eine Stelle aus Meister Eckhart, also aus mittelhochdeutscher Zeit, stammen die ältesten Beispiele erst aus dem Ende des 16. Jahrhunderts. Zufällig stieß ich neulich im Archiv des historischen Vereins von Unterfranken 22 (1874), 305 auf ein rund 50 Jahre älteres, das somit wohl das früheste bisher bekannte neuhochdeutsche Beispiel ist. Dort berichtet nämlich der Hammelburger „Keller“ Wolf Kempf über eine

Digitized by Google

Sitzung des Dorfgerichts zu Westheim vom 9. Juli 1535 und schließt: „Das habe ich als Kellner, der selbst dabei und mitgewesen, treuer Wohlmeinung unangezeigt nicht wollen [lassen?], damit es in esse bleibe." Hier bedeutet die Wendung ersichtlich noch „in Stand, in Kraft, erhalten bleiben". Jetzt aber heißt „in seinem esse sein" soviel wie „sich, seiner Natur nach, behaglich und unbelästigt fühlen", wie schon das Deutsche Wörterbuch angibt. Deshalb vermutet das Fremdwörterbuch von Heyse-Lyon (17. Aufl. 1893, S. 25 und 301) Einwirkung des französischen être à son aise. Diese Vermutung hat manches für sich: einmal deckt sich die Bedeutung der beiden Redensarten genau, und zum andern würde sich dann das Possessivum ohne weiteres erklären, das ja bei den alten Belegen noch fehlt. Zu beachten bleibt freilich, daß man, wenigstens in Sachsen, essee spricht, mit betontem langen e der zweiten Silbe. Hat man das lateinische Wort vielleicht für französisch gehalten und darum auf der Endung betonen zu müssen geglaubt?

b. Kontusche.

In dem lehrreichen Aufsatze S. 64ff. des laufenden Jahrgangs über das aus Polen eingewanderte Wort vermißt man Belege aus den Schriften des Dresdners Gustav Nieritz (1795—1876). Daß die Kontusche gerade ihm wohlbekannt sein würde, war von vornherein anzunehmen, erweisen sich doch seine Werke als wahre Fundgrube volkstümlicher Ausdrücke. Seit kurzem sind seine Volkserzählungen in der trefflichen Auswahl von Adolf Stern wieder leicht zugänglich. Darin findet sich das Wort zweimal. Auf S. 17 heißt es: „Jungfer Sibylle, gleich einer vollen Rosenknospe aus der weißen Pelzkontusche hervorkeimend", und S. 449: „Dieser ehrbaren Bürgersfrau heftete man einen Hampelmann zwischen die Falten der Sonntagskontusche und jener einen Feuerrüpel." Die Sonntagskontusche, und zwar eine „kalmankene", begegnet übrigens auch in Theodor Storms Novelle „Die Söhne des Senators" (Sämtliche Werke, Braunschweig, G. Westermann, Bd. 7, 307).

Dresden. **Oskar Philipp.**

2.

Zum 8. Sonderheft der „Woche".

Ostern 1906 erließ die bekannte Zeitschrift ein Preisausschreiben zur Wiederbelebung der deutschen Ballade, die sich ja überhaupt seit Jahren einer besonderen Pflege erfreut und hübsch im Aufblühen begriffen ist. Es sind nicht weniger als 4900 Dichtungen eingegangen, aus denen 50 ausgesucht und als „Neuer deutscher Balladenschatz" in dem Hefte vereinigt worden sind.

Einige der Balladen geben mir Anlaß zu kurzen Bemerkungen, die hier als Nachtrag zu meinem Beitrage „Zu einigen Gedichten" („Sprechzimmer" 21. Jahrg. S. 130) noch einen Platz finden mögen.

„Die Krügersche von Eichmedien" von Erminia Tortilowicz von Batocki. Diese Ballade ist die poetische Bearbeitung einer Sage, die ausführlich erzählt wird in dem Werke: Die Volkssagen Ostpreußens, Litthauens und Westpreußens. Gesammelt von W. J. A. v. Tettau und J. D. H. Temme. Neue Ausgabe.

Digitized by Google

Berlin 1865, unter Nr. 198 „Die Krügerfrau zu Eichmedien". Eine gottlose betrügerische Krügerfrau wird vom Teufel geholt, in einen schwarzen Gaul verwandelt und geht, zurückverwandelt, elendiglich zugrunde. Geschehen nach der Sage im Jahre 1473. Die Sagen gehen wieder auf andere Quellen zurück, so auf Prätorius' (1630—1680) „Weltbeschreibung". Ganz kurz teilt Gräße die Sage mit im: Sagenbuch des preußischen Staats, II. Band, Glogau 1871, unter Nr. 659: „Die Hufeisen an der Kirche zu Schwarzenstein". Der etwas rohe Schluß der Sage erscheint im Gedicht gemildert: die Zurückverwandelte muß sich zu Tode wandern. Eine ähnliche sich an einen Feldstein anknüpfende Sage von einer fluchenden Krügerfrau, die ebenfalls vom Teufel geholt wird, teilt Gräße I 1868, Nr. 160 noch mit: „Der Stein mit dem Hufstritt bei Stendal."

„König Haralds Brautschau" von Max Bewer. Der König will nur die freien, die schön und klug ist. Um ihre Klugheit zu prüfen, soll sie unverhüllt und doch zugleich bekleidet kommen. Das kluge Mädchen, ein Fischerkind, erscheint nun in einem Fischnetze und hat so die Aufgabe gelöst. Dieser Zug ist märchenhaft. Das Fischnetzmotiv findet sich u. a. in dem holsteinischen Märchen „De klôk Bur'ndochter" („Wat Grotmoder vertellt", neue Folge, ostholsteinische Volksmärchen gesammelt von Wilhelm Wisser, Jena 1905). Das benachbarte Dänemark weist dasselbe Märchen auf, doch ohne die Fischnetzbekleidung; es steht mit der Überschrift „Die kluge Königin" in der Sammlung „Dänische Volksmärchen" von S. Grundtvig, übersetzt von A. Strodtmann, II 1879. Eine Übersicht über die zahlreichen Fassungen dieses Märchens geben Reinhold Köhlers „Kleinere Schriften zur Märchenforschung", hg. von Joh. Bolte, S. 445 ff.

„Der Grenzlauf" von Otto Ernst. Wo sich die beiden von Uri und Glarus abgesandten Läufer treffen, da soll fortan die Grenze sein. Die wohlbekannte Schweizersage, die u. a. in dem Bande „Deutsche Sagen" (Berlin, W. Herlet) und von den Grimms mitgeteilt wird, erscheint hier nicht zum erstenmal dichterisch behandelt. Adolf Stöber (1810—1892; Gedichte 1845) hat sie schon vor Jahren zu seinem bekannten Gedichte „Der Läufer von Glarus" benutzt. Die Geschichte ist auch sonst allgemein bekannt und hat als Lesestück in Schulbüchern die weiteste Verbreitung gefunden. Ich erfahre noch folgendes: der Streit um die Landesgrenzen zwischen Uri und Glarus, der sog. „Marchenstreit", zieht sich durch mehrere Jahrhunderte der mittelalterlichen Geschichte hin. Ägidius Tschudi (1505—1572) berichtet in seiner handschriftlichen Chronik mehrfach von schiedsrichterlichen Entscheidungen in dem Grenzstreit, ebenso Joh. Hch. Tschudi in seiner 1714 gedruckten Glarner Chronik, und andere. Vgl. Gfr. Heer, Geschichte des Landes Glarus, I, Glarus 1898. Chroniken und Geschichtswerke erwähnen den Grenzlauf nicht; die Sage scheint vor ungefähr 100 Jahren direkt aus der Volksüberlieferung geschöpft zu sein. Eine Bearbeitung in Hexametern, wohl die erste überhaupt, findet sich in J. R. Wyß, Idyllen, Volkssagen usw. aus der Schweiz, I, Bern u. Leipzig 1815. Hiernach hat dann Grimm die Erzählung gemacht.

Digitized by Google

„Die Taufe" von Ilse Franke. Ein ganz ähnliches Gedicht brachte die Halbmonatsschrift „Niedersachsen" vom 1. Dezember 1906, „Erbstreit und Bruderhaß": am Altar, wo die beiden Brüder das Versöhnungsmahl nehmen sollten, erwacht der alte Groll wieder, und es kommt zu Mord und Totschlag. Dort sollte die Versöhnung bei der Tauffeierlichkeit stattfinden. Die der Frankeschen Ballade zugrunde liegende Sage teilt Gräße mit, II, Nr. 1165, „Die Homburg und die Burg Eberstein" (der prächtigen Sammlung niedersächsischer Sagen von Schambach-Müller entnommen); der Mord hat sich in der Klosterkirche von Amelunxborn bei Stadtoldendorf zugetragen.

„Heinz von Lüder" von Alice Freiin von Gaudy. Die bekannte Geschichte erzählt Gräße wieder, II, Nr. 889, „Die Kette Heinzens von Lüder". Schon August Kopisch (1799—1853) hat den Stoff in seinem Gedicht „In Ketten aufhängen" poetisch behandelt. Von dem Helden erzählt auch K. H. Caspari in seinem bekannten Buche „Geistliches und Weltliches", 1. Aufl. 1853.

„Der Schmied von Barlt" von Max Geißler. Der von einem tollen Hunde gebissene Schmied schmiedet sich selbst, um kein Unheil unter seinen Mitmenschen anzurichten, in gräßlicher Aufopferung am Amboß fest und geht so elendiglich zugrunde. Auch diese Gestalt ist hier nicht zum erstenmal dichterisch verherrlicht. Vor langer Zeit bereits stand ein Gedicht mit dem Inhalt in einer Monatsschrift, die jetzt wohl schon längst eingegangen ist, von der sich aber einige Jahrgänge hier in M. im elterlichen Hause erhalten haben: Kosmorama oder die Welt in Bildern. Artistisch-belletristische Zeitschrift für alle Stände. Verantwortlicher Redakteur und Verleger: Louis Oeser in Neusalza. No. 2. XIII. Jahrg. (1859): „Der brave Schmied von Regenbach" von Christian Schad.

Einiges daraus:

1. Die ersten Reben blüh'n am Rhein,
Die letzten Rosen an dem Hage,
Beim guten Wirt zum „kühlen Wein"
Sitzt man am Sanct Johannistage ....

12. Zur Schmiede lenkt er seinen Schritt,
Und lautlos bebt's rings in der Runde,
Die Schmiede tönt von seinem Tritt,
Heiß tröpfelts aus der frischen Wunde.
Die schwersten, stärksten Ketten wählt
Er aus und schürt das Kohlenfeuer —
Es bläst der Balg und stöhnt, gequält
Von Fäusten, die nicht recht geheuer.

13. Legt Ketten sich um Arm und Bein
Und um den Amboß ....

15. Neun Tage dringt ein wirrer Klang
Wie Schmettern, Wettern, Stöhnen, Streiten,
Nachhallend Berg und Tal entlang
Tief aus des Hauses Eingeweiden ....

Die Sage „vom braven Schmied", der natürlich Wahrheit zugrunde liegen kann, knüpft sich, wie auch so manche andere, an mehrere Ortschaften. Nach dem Volksglauben verendet der von einem tollen Hunde Gebissene nach so und so viel Minuten, Stunden, Tagen, Wochen, Monaten, Jahren. Die Zahl wird verschieden angegeben. Es gibt noch eine Geschichte von einer treuen Magd, die ebenfalls von einem tollen Hunde gebissen wird und sich für die Familie opfert. U. a. erzählt sie Caspari in dem erwähnten Buche.

„Die Neun in der Wetterfahne" von Max Geißler. Poetische Bearbeitung einer Frankfurter Sage, die Gräße u. a. im „Sagenbuch des Preußischen

Digitized by Google

Staates" II Nr. 768 mitteilt: „Der Neuner in der Wetterfahne." Der Wilddieb schießt sich durch den Meisterschuß frei.

„Jeduch" von Hermann Löns. Nach dem alten Rachegeschrei ist die kraftvolle Ballade so genannt. In alten Zeiten wurde bei einem Mord die Leiche durch das dreimalige Ausrufen dieses Wortes, auch Jeduth oder Joduth, verschrien, d. h. Rache über das unschuldig vergossene Blut gerufen. So pflegte in Bremen der Stadtvogt, indem er die nach dem Jeduthenberg gebrachte Leiche mit dem Schwert berührte, auszurufen: „Jeduth! Jeduth! Jeduth aver den, de dissen Menschen ermordet hett!" (Vgl. „Niedersachsen" 1. Oktober 1900: „Eine nächtliche Heidewanderung" und vom 15. März 1899, S. 191: „Der größte Jeduttenstein der Longobarden".)

„Spatenrecht" von Emil Pleitner. Oft mußte der Deichbau in früheren Zeiten als ein Akt der Notwehr betrieben werden, und die Lasten, die der unausgesetzte Kampf mit dem Meere dem Lande aufzwang, waren unerschwinglich. Nach der Weihnachtsflut von 1717 ist in manches Grundstück der Spaten gesteckt worden, das heißt, der Besitzer entsagte durch diese symbolische Handlung jedem Anrecht auf sein bisheriges Eigentum. Wer den Spaten herauszog, dem fiel dadurch das Grundstück mit allen Rechten zu, aber auch mit allen Lasten und Beschwerden, „mit Schuld und Ungeduld", wie es der Volksmund ausdrückte. Das war das „Spatenrecht". (Vgl. „Niedersachsen" vom 1. Juli 1897: „Im Bereich der salzigen See".) Aus dieser Sitte ist das Gedicht hervorgegangen: „Das Meer nahm die Lande nach Spatenrecht" . . . .

„Die alte Uhr" von Gabriele Schulz. Der Vers „Nicht umsonst nennt jene Jahre man die Zeit der schweren Not" (1807) erinnert an Chamissos bekanntes Wort, geht vielleicht darauf zurück. Wie oft andere, so führt Reuter auch diese Verse Chamissos etwas parodistisch an in einem Briefe an Bräsig aus dem „Unterhaltungsblatt" . . : in der schweren Not der Zeit, oder in der Zeit der schweren Not, oder noch besser, in der schweren Zeit der Not . . .

„Der Gonger" von Ewald Gerhard Seeliger wurde mit dem ersten Preise bedacht und behandelt die Sage von dem treuen wiederkehrenden Toten, der die Geliebte nachholt, hier in einem Gespensterschiff. Es gibt viele derartige Gedichte; die Krone aller ist Bürgers „Lenore". Ähnlich ist noch ein Gedicht A. Fr. E. Langbeins, „Die Erscheinung" (der im Kriege gefallene Ritter erscheint dem Liebchen), sowie eins aus den „Meggendorfer Blättern", Nr. 11, 1907: „Stärker as de Dod". Hierher gehört auch das Eingangsgedicht aus „Niedersachsen" vom 1. November 1898, „He hett sick mellt":

— — — — — — — — — — —

Up eenmal gung de Döhr up, un herin
Tre Hans — dat Bild vergät ick allmindag nich:
Sneewitt weer sin Gesicht, dat swarte Hoor,
Dat Kleid doran, sin Tüg weer klatschennatt,
Dat Water lep lankdal, sin true Og'n
Seg'n mi so trurig an; he wink' noch mit
De Hand, denn weer he wegg . . . . . .

Digitized by Google

Ein „Der Gonger (Wiedergänger)" überschriebenes Gedicht, ein „Fischeridyll", hat schon Aug. Kopisch: ein ertrunkener Kamerad erscheint dem Kameraden. Bemerkenswert ist noch die vierte Strophe in Seeligers Ballade:

Ein Lämpchen leuchtet ins Meer hinaus,
Weit über die kahlen Dünen . . . .
Es baut eine silberne Brücke aufs Meer,
Ralf Olvers zur Heimat zu leiten.

Dieser Sitte, den auf fernem Meere Weilenden eine Lampe ins Fenster zu setzen, hat sich die Sage bemächtigt. In der schon genannten Zeitschrift „Kosmorama" (12. Jahrg. Nr. 12. 1858) wurde die holsteinische Sage „Von der Jungfrau Elke" erzählt, vielleicht aus der 1845 erschienenen Müllenhoffschen Sammlung. Hier wartet die treue Schwester, wenn auch vergeblich, auf den fernen Bruder. Der Sage hat sich wiederum die Dichtkunst bemächtigt, ich denke an Vogls schönes Gedicht „Das Licht am Strande", wie in der holsteinischen Sage.

Es wurde in der Zeitschrift a. a. O. noch eine zweite bekannte holsteinische Sage mitgeteilt, „Das alte brave Mütterchen", das sich zum Wohle für seine Mitmenschen aufopfert. Diese Sage ist auch in Dänemark zu Hause; Andersen erzählt sie wenigstens in seinem Märchen „Etwas". Poetisch behandelt und erweitert haben die Sage „vom braven Mütterchen" Kopisch, „Old Mütterchen", und von ihm abhängig Heinrich Seibel († 7. November 1906), „Das Eisfest" („Neues Glockenspiel", Gedichte, 2. Sammlung).

Markoldendorf-Wilhelmshaven. Dr. **A. Andrae.**

3.

Prim = Pflaume.

Nach den etymologischen Wörterbüchern wird „Prim", „Prime", „Primchen" in der Bedeutung von Kautabak von Prum = Pflaume abgeleitet und zur Erklärung hinzugefügt, daß die Probe Kautabak, die in den Mund geschoben wird, die Gestalt einer Pflaume habe. Mir erscheint eine andere Erklärung glaubhafter. Viele Leute hatten früher die Gewohnheit, zur Erregung der Speicheldrüsen Schlehen zu kauen. Nun ist die Schlehe der Pflaume nahe verwandt, ja in einigen Gegenden wird sie direkt als Pflaume, „Prum" oder „Prümmer", bezeichnet.

Wie ich höre, ist die Gewohnheit des Schlehenkauens unter den Spinnerinnen Schlesiens noch verbreitet.

Görlitz. Professor Dr. **Gustav Meyer.**

4.

Zu Schillers „Spaziergang".

Bei der Durchnahme von Schillers „Spaziergang" stößt der Lehrer auf eine Schwierigkeit, die in den mir bekannten Kommentaren nicht berührt wird. Es ist dies die Frage nach Sinn und Bedeutung des Wortes „Natur".

Zunächst hat es den Anschein, als weiche Schiller nicht von dem gewöhnlichen Sprachgebrauch ab. Was führt uns die Reihe landschaftlicher Bilder, mit denen das Gedicht beginnt, denn anderes vor als die äußere

Digitized by Google

Natur, „Gottes freie Natur," wie der übliche Ausdruck lautet? Der von Frick und Polack herausgegebene Kommentar (Aus deutschen Lesebüchern, 4, II, S. 397) umschreibt den ersten Teil des Gedichts denn auch ganz richtig mit den Worten: „Ein Gang durch die wechselvolle Natur". Die Bezeichnung „Natur" findet sich hier im Gedichte selbst freilich nicht, aber V. 185 und 186, wo die Apostrophe sich findet:

In deinen Armen, an deinem Herzen wieder, Natur

weist deutlich (vgl. „wieder"!) auf den Anfang zurück und zeigt uns so, daß mit „Natur" die eingangs gebrauchten „Wiese," „Wald," „Flur" usw. zu einem Ganzen zusammengefaßt werden.

Mit dieser Naturauffassung kommen wir aber bei der Erklärung des Gedichtes nicht durch. Was haben wir z. B. in V. 142

Von der heil'gen Natur ringen sie lüstern sich los

unter der „Natur" zu verstehen? An die äußere Natur kann nicht gedacht werden. Erfolgte die Loslösung des Menschen von derselben nicht bereits? Die Segnungen der Kultur, wie sie V. 69 bis V. 140 geschildert werden, sind nur im städtischen Zusammenleben möglich, also zu einer Zeit, wo der traute Verkehr mit der äußeren Natur aufgehört hat. Wie sollen wir ferner den Versen 163 ff. gerecht werden? Hier heißt es:

Jahrelang mag, jahrhundertelang die Mumie dauern,
Mag das trügende Bild lebender Fülle bestehn,
Bis die Natur erwacht.

Die äußere Natur kann dem Dichter hier ebensowenig vorgeschwebt haben als in V. 170, wo „die verlorene Natur" in der Asche der Stadt gesucht wird.

Doch gehen wir einmal von der besonderen Natur des Menschen aus und berücksichtigen wir zu gleicher Zeit die Gedanken, welche Schillers Abhandlung „über naive und sentimentale Dichtung" durchziehen. Vielleicht führt uns dieser Weg zum Ziele. Für Schiller gibt es im Entwickelungsgange der Menschheit eine Zeit, wo diese ihr ursprüngliches Wesen noch unverändert, „unverstümmelt" besitzt. Sie lebt in schönster Harmonie mit sich selbst; sie kennt keinen Antagonismus zwischen Sinnlichkeit und Vernunft, zwischen Empfinden und Denken: sie ist reine Natur. Als die typischsten Vertreter dieser Stufe betrachtet Schiller die alten Griechen. „Bei diesen" — so lautet eine bezeichnende Stelle der Prosaschrift — „artete die Kultur nicht so weit aus, daß die Natur darüber verlassen wurde. Der ganze Bau ihres gesellschaftlichen Lebens war auf Empfindungen, nicht auf einem Machwerk der Kunst errichtet; ihre Götterlehre selbst war die Eingebung eines naiven Gefühls, die Geburt einer fröhlichen Einbildungskraft, nicht der grübelnden Vernunft, wie der Kirchenglaube der neueren Nationen; da also der Grieche die Natur in der Menschheit nicht verloren hatte, so konnte er außerhalb dieser auch nicht von ihr überrascht werden". Diesen Zustand der Unschuld, Einfachheit und Vollkommenheit zerstört die Aufklärung. Sie löst jene „sinnliche Harmonie" auf durch Höherwertung und ausschließliche Kultivierung des vernünftigen „Vermögens". Der Bruch mit der „Natur" erfolgt. Es beginnt die Zeit —

Digitized by Google

der Freiheit. Dahin ist die „wahllose Notwendigkeit," mit der früher das Gute getan wurde, dahin der Friede. Kämpfen mit sich selbst, „Unruhen und Verirrungen" ist der Mensch jetzt fortwährend ausgesetzt. In Staat und Gesellschaft, dem getreuen Abbild menschlichen Wesens, welche Veränderungen! Vergebens sucht man hier nach einfachen, unverkünstelten, wahren Verhältnissen — nach Natur. Angesichts der allgemeinen Verkommenheit aber regt sich die Sehnsucht nach der verlorenen Natur immer mächtiger und führt schließlich zur Revolution, zur Zertrümmerung des Bestehenden.

So ist der Mensch statt zur reinen, zur rohen Natur zurückgekehrt. Jene Einheit von Sinnlichkeit und Vernunft, wie sie die Griechen besaßen, hat er für immer verloren. Sie kann ihm in einer nichtnaiven, höheren Form nur vorschweben — als ein zu erreichendes Ideal. (Vgl. hierüber die Prosaschrift!)

Dies die Naturauffassung Schillers im „Spaziergang". Sie läßt uns noch deutlich erkennen, unter welchem Einfluß sie entstand: Gedanken Rousseaus und Kants treten uns in einer eigenartigen Synthese entgegen. Darauf hat unter andern R. Lehmann (Der deutsche Unterricht, zweite Auflage, S. 325 und 326) hingewiesen. Ein Punkt ist aber, wie mir scheint, bis jetzt übersehen worden. Weist nicht der Hymnus, den Schiller am Schluß des Gedichts auf die Gesetzmäßigkeit und Vollkommenheit der äußeren Natur anstimmt, auf diejenigen Denker zurück, in deren Bannkreise sich Julius in den „philosophischen Briefen" befindet, auf Spinoza (Gesetzmäßigkeit) und Shaftesbury (Vollkommenheit)? Geschwunden ist freilich der schwärmerische Enthusiasmus, der jene Jugendergüsse als solche charakterisiert — alles erscheint geläutert und geklärt und durch klassische Form geadelt.

Mülhausen i. E. Dr. **Th. Maurer.**

5.

Zu Schillers Gang nach dem Eisenhammer.

V. 25.

Darob entbrennt in Roberts Brust,
Des Jägers, gift'ger Groll,
Dem längst von böser Schadenlust
Die schwarze Seele schwoll;
Und trat zum Grafen, rasch zur Tat
Und offen des Verführers Rat,
Als einst vom Jagen heim sie kamen,
Streut' ihm ins Herz des Argwohns Samen.

Den Dativ Grafen als Beziehungswort zu „rasch" und „offen" zu fassen, ist manchem als eine sprachliche Härte erschienen, aber ein Genitiv oder Dativ als Beziehungswort zu einem Adjektiv oder Partizip ist bei Schiller nicht selten, was, soviel ich aus den mir zugänglichen Erläuterungsschriften ersehe, wenig beachtet ist. Nur Düntzer verweist bei der Besprechung unserer Stelle auf Phantasie an Laura: „Und, gleich Kindern um die Mutter hüpfend." Ich habe allerdings nicht sämtliche Dichtungen Schillers auf diesen Sprachgebrauch hin durchgelesen, aber die gesammelten Fälle werden zu seiner Bestätigung genügen und dartun, daß kein Anstoß daran zu nehmen ist.

Melancholie an Laura:

Mit der Wangen frischem Purpurblut,
Abgeborgt von mürben Modern?

Digitized by Google

Im Oktober 1788:

Daß dem trunkenen Sinn, von hoher Begeistrung beflügelt,
Schöner das Leben sich malt.

Die Künstler:

Durch der Begierde blinde Fessel nur
An die Erscheinungen gebunden,
Entfloh ihm, ungenossen, unempfunden,
Die schöne Seele der Natur.

Die Zerstörung von Troja, V. 70:

Begünstigt von der blinden Nacht,
Gelingt uns manche heiße Schlacht.

Daselbst V. 83:

Der Schlange gleich, genährt von bösen Halmen.

Daselbst V. 128:

Hier seh' ich unter Trojas reichen Schätzen,
Dem Feuer abgejagt, der Tempel goldne Zier.

Dido, V. 58:

Zu Völkern, dir noch unbekannt.

Die Kraniche des Ibykus:

Doch wo die Spur, die aus der Menge,
Der Völker flutendem Gedränge,
Gelocket von der Spiele Pracht,
Den schwarzen Täter kenntlich macht?

Nicht ganz klar ist das Beziehungswort in folgenden Stellen.

Die Zerstörung Trojas, V. 63:

Und Wölfen gleich, die durch den Nebel spürend schleichen,
Herausgestachelt von des Hungers Wut.

Daselbst V. 110:

Wozu noch länger tragen
Des siechen Lebens lastendes Gewicht,
An Taten leer.

Vgl. auch im Gang nach dem Eisenhammer V. 43:

Werd' ich auf Weibestugend bau'n,
Beweglich wie die Well'?

wo sich „beweglich" dem Sinne nach auf „Weibes" und nicht auf „Tugend" bezieht, wie Sprenger in dieser Ztschr. XVI, S. 576 richtig gesehen hat.

Entgegen Sprengers Ansicht a. a. O. S. 575, daß die Worte „rasch zur Tat und offen des Verführers Rat" sich auf Robert selbst beziehen, beziehe ich sie mit Heuwes, Ausgewählte Balladen Goethes und Schillers, 2. Aufl. 1899, auf den Grafen, dessen Charakteristik zu dieser Auffassung geradezu nötigt. Zu „offen" verweise ich noch auf Maria Stuart, I, 4:

Weich
Ist Euer Herz gebildet, offen ist's
Der Scham.

Blankenburg a. H. **Ed. Damköhler.**

Digitized by Google

Bücherbesprechungen.

Dr. Otto Böckel, Psychologie der Volksdichtung. Leipzig, Teubner, 1906.

Der Verfasser hat im Vorwort dieses sein Buch als sein Lebenswerk bezeichnet. Das Wort ist nicht zu stolz und sagt nicht zu viel. Wer selbst einmal in dem Garten der Volksdichtung gearbeitet und dieser oder jener halbverschütteten oder überwucherten Blume nachgespürt hat, wird wissen, daß es ein mühsames Schaffen ist, bei dem das Vorwärtskommen oft gar langsam erscheint. Seit Uhland, R. Köhler und Hildebrand war vielleicht keiner mehr berufen, das Wesen der Volksdichtung darzustellen als Otto Böckel, der in seiner Studentenzeit schon den Grund legte zu seinen „Volksliedern aus Oberhessen" und der nunmehr seinem Volk und allen Freunden des Volksliedes die Frucht einer 25jährigen unendlich mühevollen, aber freudig ausgeführten und Freude bringenden Arbeit beschert hat.

Welche Fülle von Material bietet dieses Buch! Mit erstaunlicher Geduld und Kunst ist der Verfasser den Liedern der Völker, soweit sie ihm erreichbar waren, nachgegangen, hat verwandte Züge zusammengestellt und mit feinem Verständnis aus den Tausenden kleiner Merkzeichen, die ihm die Volksdichtung bot, ein Bild von der Volksseele vor uns aufgezeichnet. Unendliche Schätze liegen hier verborgen, verdrängt oder übertüncht von der Kultur, Schätze, die mit ihrer das Leben bejahenden, lachenden Kraft die ganze moderne Philosophie und Dichtung des Pessimismus vernichten könnten, wenn die Lieder selbst wieder zu blühendem Leben erweckt würden. Aber das vermag nur das Volk aus sich selbst heraus, und ob es dazu imstande ist, wer wollte das heute bejahen, wo alles, was natürlich ist, so niedergedrückt wird von dem, was Kultur und Überkultur mit sich gebracht haben? Und doch, diese Dichtung, die den Tod nicht als Schrecken und Lebensabschluß, sondern als Freund und als eine Hochzeit, d. h. als ein frohes Fest betrachtet, kann nicht untergehen; wer ihr auf den Grund gesehen und „des Brünnleins getrunken hat, der jungt nicht nur und wird nicht alt", nein, er wird auch mit Böckel der Überzeugung sein, daß das Volkslied weiterleben muß, denn es ist die Lebenskraft, die Seele des Volkes.

Der Verfasser handelt im ersten Abschnitt seines Werkes vom Ursprung des Volksgesanges, den er im Ruf sieht. Aus ihm, der sich nach der Stärke des Gefühls und der stetig steigenden Empfindsamkeit immer mehr dehnt, wird durch längere Ausführungen ein kürzeres und schließlich ein mehrstrophiges Lied. Daß solche Rufe eine gewisse Melodik haben können, ist unzweifelhaft. Noch heute sind die Ausrufe der Straßenhändler in Paris von eigentümlichem Reiz, den jeder verspürt, dem es vergönnt ist, sich längere Zeit in der Metropole aufzuhalten und in einer Straße zu wohnen, deren Leben nicht gerade vom Lärm der Boulevards übertönt wird. Übrigens wird man auch Ähnliches bei uns in Deutschland bemerken können. Wer Gelegenheit hat in Süd-Baden, etwa in Freiburg i. B., das Abrufen der Züge auf dem Bahnhof zu hören,

Digitized by Google

wird dem betreffenden Beamten ein musikalisches Gefühl nicht absprechen können. Besonders bekannt war um 1892 der Ruf eines solchen in Singen, dessen melodischer Tonfall, wenn ich nicht irre, einer Komposition zugrunde gelegt ist. Daß die Arbeit oft von Rufen begleitet wird, können wir noch alle Tage hören. Im Anhaltischen z. B. pflegen die Zimmerleute schwere Balken und Hölzer zu rücken oder zu heben, indem sie dabei „Hup" oder „Kumm Holz" taktmäßig ausrufen. Vielleicht hat sich daraus allmählich das beim Richten oft gesungene Verschen „Hoch! immer hoch! Daß man siehet, wer gut ziehet!" entwickelt.

Wenn der Verfasser in dem Abschnitt über das Wesen der Volksdichtung die Definition aufstellt: „Volkslied ist der dem Gefühlsleben unmittelbar entsprungene Gesang der Naturvölker", so vermag ich ihm da nicht zu folgen. Wie sollte man bei so enggezogenen Grenzen die Lieder der meisten europäischen Völker, so vor allem auch diejenigen unseres eigenen Volkes, nennen, die doch fast alle unter dem Zeichen der Kultur stehen? Mir scheint, daß jedes vom Volke gesungene Lied auch den Namen Volkslied verdient. Aber darin pflichte ich dem Verfasser bei, daß Wort und Weise unter allen Umständen zusammengehören. Noch die englischen Minstrels, in deren Liedern sich doch schon starke Zeichen des Verfalls der Volksdichtung bemerkbar machen, versprechen „to *sing* a song" neben „to tell a story".

Neben der Melodie bilden sicherlich auch die stilistischen Eigentümlichkeiten einen wesentlichen Bestandteil des Volksliedes. „Hatte ein volkstümliches Lied von Haus aus auch individuelle Ausdrucksweise, so wurde diese — sie ging ja durch den Mund von Tausenden — allmählich verwischt. Die altbekannten typischen Formeln treten bald an die Stelle der neuen, auffälligen Redewendungen. So finden wir in all den Tausenden von Volksliedern auf dem ganzen deutschen Gebiete in den gleichen poetischen Situationen die gleichen glücklich geprägten Formeln, die gleichen Reimbindungen und typischen Wendungen." (Hauffen: Die deutsche Sprachinsel Gottschee, 141.) Dieser Formelschatz ist gemeinfaßlich, ihm ist „sinnliche Anschauung und klarer Ausdruck" eigen. Die Scheu vor allem Abstrakten scheint mir auch den Grund dafür zu bilden, daß dem Volkslied die Begriffe „nichts", „niemals" unbekannt sind, was der Verfasser in einem späteren Abschnitt (207) aus dem Optimismus der Volksdichtung erklärt wissen will. Naive Menschen reden nicht in abstrakten Begriffen, die konkreten Anschauungen versinnbildlichen ihnen alles viel deutlicher. „Wann kehrst du wieder? Wenn der Kirschbaum Birnen trägt, wenn der Felsblock schwimmt auf den Wogen, wenn Sonne und Mond auf jenem Hügel sich treffen" usw. Kann das Wort „niemals" solche anschaulichen Bilder, deren das Volkslied eine Fülle hat, ersetzen?

Diese Formeln, Wendungen, Beiworte, Zahlen machen das Erfinden neuer Volkslieder wesentlich leichter. Sie sind bei der Improvisationsdichtung von gar nicht absehbarer Bedeutung und für den professionellen Sänger geradezu notwendig. Aber auch das Volk bedarf ihrer; um ein Lied, das doch von Hause aus immer die Zeichen individueller Kunst trägt, zu einem gemein-

Digitized by Google

faßlichen zu gestalten, scheidet es die ihm fremden Elemente aus, ersetzt sie durch ihm geläufige und umhüllt das Ganze mit den bekannten Formeln und Wendungen. „Der eine singt ein Lied, der andere verbessert es, der dritte fügt ein paar Verse hinzu, und so gestaltet sich zuletzt ein abgerundetes Ganzes daraus." Diese von Bodenstedt (Tausend und ein Tag im Orient, bei Böckel 36) beobachtete Erscheinung charakterisiert die Entstehung des Volksliedes überhaupt und gibt auch den Grund dafür, daß sich oft mehrere Personen als Sänger oder Dichter eines Volksliedes nennen. Allerdings wird man selten einen Namen finden, denn die Dichterpersönlichkeit tritt zurück, „das Lied ist alles, sein Schöpfer nichts."

Nachdem durch eine Fülle von Beispielen die Entstehung des Volksliedes, sowie der Einfluß von Landschaft und Volksart auf den Charakter desselben klargelegt worden ist, wird die Sprache der Volksdichtung erörtert. Sie ist eine gehobene, denn „Gesang ist eine Kunstübung und als solche etwas Vornehmes, sozusagen Festliches, das der Festtags-, nicht der Werktagskleidung bedarf". Das Volkslied ist also in die Schriftsprache eingekleidet oder es unterscheidet sich doch wesentlich von der Umgangssprache, wie das in Deutschland und Frankreich schon seit langem, in Italien und Spanien in neuerer Zeit zu bemerken ist.

Die Bedeutung der Volkssänger, unter denen seit uralter Zeit die Blinden hervorragen, Aöden, Rhapsoden, Hirten, Schäfer, behandelt Abschnitt 5. Neben diesen Sängern von Beruf haben und nehmen noch immer die Frauen hervorragenden Anteil an der Volksdichtung. Unermüdlich ist der Verfasser darauf bedacht, an immer neuen, schier zahllosen Beispielen zu beweisen, daß Mädchen und Frauen nicht nur vorhandene Lieder singen, sondern auch neue dichten, und daß bis zum heutigen Tag das Volkslied bei ihnen am besten geborgen ist, für das sie neben einem lebhaften Interesse auch eine besondere Gedächtnisgabe zu besitzen scheinen, die es manchen von ihnen ermöglicht, Tausende von Versen zu behalten und gelegentlich zu rezitieren.

Die Totenklagen haben nach dem Verfasser in ihrer Entwickelung drei deutlich wahrnehmbare Staffeln: Klageruf und später Klagegesang der Verwandtschaft, Ausbildung berufsmäßiger Klagefrauen, Verblassen und Verschwinden des Klagegesanges. Der Verfasser verfolgt in diesem schönen, durch die außerordentliche Fülle der Beispiele ausgezeichneten Kapitel die Spuren der Totenklage von den europäischen Völkern bis hin zu den Südsee-Insulanern und den Indianern von Südamerika.

Zu den Stätten des Volksgesanges führt uns der folgende Abschnitt, der sich besonders mit den Spinnstuben beschäftigt, diese heute so verkannte und leider fast zu Tode gehetzte Sitte auf ihren Ursprung hin prüft und als ihrem Wesen nach gesund bezeichnet. Wie sie bei uns war und sein könnte, zeigt das Beispiel der Deutschen im Banat, die die „Spinnreih" in erster Linie als eine Versammlung zur Arbeit betrachten, „bei der der Ehrgeiz jeder Teilnehmerin darauf gerichtet ist, nicht weniger volle Spulen heimzutragen als

Digitized by Google

die Nachbarin". Als Arbeits- und Geselligkeitsgemeinschaft, bei der alt und jung zusammenkam, war sie bestimmend für das geistige Leben im Dorf und geradezu eine seelische Notwendigkeit für die Dorfbewohner, die hier ihr von schwerer Feldarbeit bedrücktes Gemüt im Gesang entlasteten und zu der neuen Mühe des nächsten Jahres stärkten. So muß man mit dem Verfasser bedauern, daß diese alte Sitte fast ganz ausgerottet ist; denn die Unsittlichkeit, die man durch das Verbot der Spinnstuben treffen wollte und die doch mit dem Wesen dieses Brauchs gar nichts gemein hat, ist geblieben, mit den Spinnstuben ist aber ein großer Teil vom Volksgemüt und Volkslied zu Grabe gegangen. Sie war eine starke Stütze der Lebensfähigkeit der Volksdichtung; denn sie bot die beste Gelegenheit, das Gedächtnis zu üben und zu schärfen. Dieses ist zwar bei den Naturvölkern hervorragend entwickelt, nimmt aber bei den Kulturvölkern immer mehr ab, so daß hier das Volkslied entstellt und verkürzt eine letzte Zuflucht im Kinderlied suchen muß.

Trotz alledem haben sich gewisse Lieblingsstoffe und Weisen sehr lange gehalten, wie denn die Melodien der alten Lieder „Innsbruck, ich muß dich lassen" und „Ich stand auf einem Berge" wiederaufgelebt sind in „Nun ruhen alle Wälder" bzw. „Im Krug zum grünen Kranze". Wie die Weisen, so sind auch die Lieder selbst gewandert, und zwar nicht nur unter stammverwandten Völkern, wie durch den Dreißigjährigen Krieg deutsche Lieder nach Schweden, sondern auch unter Völkern verschiedener Rassen. So klingt die Hypothese gar nicht so unwahrscheinlich, wonach die Melodie des Yankee-Doodle ihr Original in einem Tanz der kurhessischen Schwälmer haben soll, der während des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges von den an England verkauften Hessen mit hinausgebracht wurde.

Die Wirkung des Volksgesanges ist bei den Naturvölkern eine außerordentliche; manche schreiben die Lieder einer höheren Macht zu und die Sänger gelten für zauberkundig, da sie so viel wissen. Tote werden lebendig, die Lebenden werden gerührt, selbst die Natur steht unter dem Bann des Volksliedes. Aber auch wir, die wir der modernen Kultur angehören, werden uns dem Zauber dieser Klänge nicht entziehen können, mögen sie nun in linder Sommernacht weither über früchteschwere Felder zu uns dringen oder an stillen Herbstabenden unser Ohr treffen, wenn sie den Ackersmann vom Felde heimbegleiten oder uns fröhlich stimmen, wenn sie aus den Reihen der marschierenden Soldaten erschallen. Noch kennt das Volk kein besseres Mittel, die Seele vom Erdenleid zu befreien als das Lied. In ihm liegt eine so überwältigende bejahende Lebenskraft, daß alle Dinge, die sonst etwas Dunkles, Finsteres haben, in einem milderen Lichte erscheinen. Begriffe wie „nichts", „niemals" sind, wie oben schon bemerkt wurde, unbekannt. Der Tod hat nichts Schreckhaftes und das Jenseits, wie auch der Friedhof, ist ein Rosengarten. Eine höhere Gerechtigkeit waltet über allem, die Unschuld muß erkannt, die Schuld muß gesühnt werden. So bringen die Lieder, wo immer es möglich ist, in einem versöhnenden Abschluß Wünsche und Segensformeln. Oft liegt

Digitized by Google

ein Märchenduft über dieser Dichtung, Königskinder wohnen darin und es funkelt von Gold und Edelsteinen. Dem Kindergemüt, das sich in dieser Vorliebe für das Märchenhafte offenbart, entsprechen die oft so wunderbar innigen Koseworte.

Die ganze Tiefe seines Gemütes zeigt das Volk aber in seinem Verhältnis zur Natur. Sie ist für den naiven Menschen die Mutter, bei der er Zuflucht sucht und findet. Sie trauert und jubelt mit ihm. Sonne, Mond und Sterne sind seine Geschwister, Roß und Hund seine liebsten, treuesten Freunde, die Vögel seine Vertrauten, Boten und Schicksalskünder. Aber auch die Pflanzenwelt, ja sogar die Elemente — Wasser, Wolken, Wind — sind ihm befreundet und empfinden mit ihm.

Die Affekte sind natürlich und von einer gesunden Kraft: Nach einem dänischen Lied bersten die Mauern mit Krachen, als der Held zu lachen beginnt, und in dem finnischen Nationalepos Kalewala weint die Mutter um den Sohn, daß die Stube überfließt. Sie sind aber auch tief und dauernd: die Volkslieder geben einen schönen Spiegel von der Ehrfurcht des Volkes vor der ehelichen Treue und der Vasallentreue, vor der Mutterliebe und der Liebe der Kinder zur Mutter. Haß und Fluch sind bei den einzelnen Völkern verschieden stark, doch wirkt der Fluch der Mutter fast immer vernichtend.

Das Wesen des Volksliedes ist nicht traurig, es ist optimistisch; kann es uns da wundernehmen, wenn Humor und Spott einen ziemlich breiten Raum in der Volksdichtung innehaben? Landsknechte, Schlemmer, Pfaffen, Schreiber, Schneider, Weber und Müller müssen besonders herhalten. Die Müller sind seit alter Zeit wegen ihrer Sucht, sich auf Kosten anderer zu bereichern, in Lied und Spruch hart, aber, da die Volksdichtung eine hohe Gerechtigkeit zeigt, wohl nicht zu Unrecht, mitgenommen worden. Das zeigt ein Lied bei Erlach (I. 294), worin die Wut eines Bauern zum Ausbruch kommt, „der hat drei Säck in die Mühl getan, sind ihm zwei wiederkommen." Und in Anhalt sagt man noch heute: „Das Grab, das die meisten Mauselöcher hat, birgt einen Müller." (Mausen = stehlen.)

Die Abschnitte 18—20 behandeln Geschichte und Volkslied, das Kriegslied und Hochzeitslieder, während in Abschnitt 21 Gründe für das Verschwinden der Volkslieder gegeben werden. Der Verfasser sieht sie in der Hauptsache in folgenden Punkten: Das Volk ist nicht mehr einheitlich, da der Fortschritt der Kultur soziale Unterschiede geschaffen hat. Die Buchdruckerkunst vernichtet die lebendige Überlieferung, infolgedessen geht die Gedächtniskraft zurück. Beliebte Gedichte werden in Prosa umgewandelt. Das Gehör vergröbert sich, und das Volk nimmt die anreizenden, prickelnden, oft grobsinnlichen Weisen des Singsangs aus Tingeltangel und Brettl leicht auf.

Trotzdem bleibt der Verfasser bei dem Optimismus, den ihm dieser Jungbrunnen geschenkt hat. Und auch wir wollen uns gerne auf seine Seite stellen. Die Anregung des Kaisers zur Herausgabe eines Volksliederbuches, das ja jetzt unter dem Vorsitz des Altmeisters in der Volksliedforschung, Rochus

Digitized by Google

Freiherrn von Liliencron, vollendet ist, der Entschluß der österreichischen Regierung, die Volkslieder der Monarchie zu sammeln, das und manches andere scheint darauf zu deuten, daß ein Umschwung zum Guten noch möglich ist. Böckels Werk selbst wird viel dazu beitragen. Möge es seinen Weg finden zu allen, die gesund und froh werden wollen in unserer Volksdichtung. Es ist unentbehrlich für alle, die an leitender Stelle die Verbreitung der Lieder des Liliencronschen Werkes zu überwachen haben, unentbehrlich für alle wissenschaftlichen Bibliotheken und von großem Nutzen auch für die oberste Klasse unserer Vollanstalten. Denn wenn die Jugend sich die Seele füllt mit diesen Schätzen, dann ist es um das Fortleben der Volksdichtung gut bestellt, dann wird das eintreten, was Böckel am Schluß seines Werkes wünscht: wir werden wieder viele Volkslieder singen und gesund werden an Leib und Seele.

Bernburg. Dr. **Alfred Wirth.**

Franz Pocci, der Dichter, Künstler und Kinderfreund. Von Aloys Dreyer. München und Leipzig, bei Georg Müller, 1907.

Pocci! Wer kennt ihn noch? Höchstens entsinnen wir uns, daß sein Name unter diesem oder jenem volkstümlichen Liede zu finden sei. Und doch war dieser Mann auf seinem Gebiete — das freilich nicht das der höchsten und strengsten Poesie und Kunst war — ein reicher Mann, einer, der uns an seinem Reichtum teilnehmen läßt, von dem wir bereichert scheiden. Es war ein guter Gedanke der Verlagsbuchhandlung, diesen mit Unrecht Vergessenen dem Publikum wieder vorzuführen.

Geboren 1807, gestorben 1876, hat Pocci die beiden Münchner Blüteperioden miterlebt: die Zeit Ludwigs I., Maßmanns, Kobells, aller jener, die sich in den Gesellschaften „Alt-England“ und „Die Zwanglosen“ vereinigten; und die Zeit Ludwigs II. mit Geibel, Heyse und den anderen „Nordlichtern“. Geistig ist er zeitlebens ein Spätromantiker geblieben, voll kindlich liebenswürdiger Schwärmerei für altdeutsche Kunst, Literatur und Frömmigkeit, für Ritterwesen, Volksbrauch und Kinderlust. Eine Zeit, in der das Wort „harmlos“ die Bedeutung von dumm angenommen hat, mag darüber lächeln; aber dem Lächeln wird sich ein Gefühl des Bedauerns beimischen. Künstlerisch mögen wir weiter gekommen sein auf der Reise von den ersten Jahrgängen der „Fliegenden Blätter“, von Eisele und Beisele und vom Staatshämorrhoidarius (eben einer Poccischen Schöpfung) zum Simplizissimus, als Charaktere jedoch schwerlich.

Die Biographie von Aloys Dreyer macht uns in anspruchlos sachlicher Weise mit dem Verfasser der Blumen-, Studenten-, Jäger-, Soldaten- und Kinderlieder, des Festkalenders, der Puppenspiele usw. bekannt. Der Schwerpunkt des Buches aber liegt in den reichlichen Reproduktionen Poccischer Zeichnungen.

Vignetten und Initialen, die teils launigen, teils sinnigen Illustrationen zu seinen poetischen Gaben, vor allem unübertreffliche Karikaturen, die ein herzliches, gutmütiges Lachen hervorrufen, ohne je einen Widerhaken oder einen

Digitized by Google

bitteren Nachgeschmack zu hinterlassen — alles das in krausem Kunterbunt und unerschöpflichem Reichtum der Erfindung ist verschwenderisch über die Lebensbeschreibung ausgestreut. Die halbe oder ganze Stunde, die man braucht, um das Buch zu durchblättern, ist eine Stunde reiner, erquickender Freude.

Kurzum, ein Buch, nicht zum pflichtmäßigen Durchlesen, aber zum genußvollen Blättern in stillvergnügten Sommernachmittagen oder Winterabenden.

Jörg Wickram, Der Goldfaden. (VI. Band der Sammlung: Die Fruchtschale; R. Piper & Co., München.)

Aus den Schätzen der älteren deutschen Literatur hat der rührige Verlag hier ein liebenswürdiges kleines Schmuckstück hervorgeholt: nicht für den Philologen, sondern für den Leser. Denn diese Prosavolksbücher las man ja einst, wie wir unsere Unterhaltungsliteratur; fast ist es notwendig, an diese Selbstverständlichkeit zu erinnern. Können nun wir, über einen Zwischenraum von mehr als drei Jahrhunderten hinweg, dieses Büchlein noch lesen, d. h. ganz einfach unterhaltend finden? Es wäre kein gutes Zeichen für uns, vermöchten wir's nicht mehr. Gewiß, diese ritterliche Welt ist konventionell: aber, Konvention für Konvention (da nun doch einmal Unterhaltungsliteratur, auch gute, bis zu einem gewissen Grade konventionell sein muß) — es wäre schwer, eine Konvention anmutigerer Art zu finden. Man möchte zum Kinde werden, um sich mit hochroten Backen in diese wunderbaren Begebenheiten vertiefen zu können! — Daß bei einer solchen Lektüre literatur- und kulturhistorische Interessen auch zu ihrem Rechte kommen, braucht kaum betont zu werden.

Irische Elfenmärchen. Deutsch von den Brüdern Grimm. (Die Fruchtschale, XII. Band. R. Piper & Co., München.)

Dies Bändchen stellt eine dankenswerte Erneuerung der schon 1826 von J. und W. Grimm veranstalteten und mit einer Vorrede versehenen Ausgabe der irischen Elfenmärchen dar. Beides, Text wie Einleitung, wird man auch heute mit Vergnügen lesen können. — Kaum eine Dichtungsgattung ist so von Volk zu Volk gewandert wie das Märchen; so finden wir denn auch hier bekannte Geschichten und Gestalten in veränderter Fassung wieder. Wer K. F. Meyer liebt, wird sich freuen, die Quelle seines „Fingerhütchen" in diesen Märchen zu entdecken und Vorbild und Nachdichtung miteinander zu vergleichen. — Die eigentlich neue Note, die das irische Volkstum in die fast gemeineuropäische Elfensagenwelt gebracht hat, ist der schalkhafte Humor, meist entspringend aus trocken-realistischer Behandlung der märchenhaften Vorgänge.

Cassel. Dr. **Gaebel.**

Eduard Engel, Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis in die Gegenwart. Zwei Bände, mit drei Handschriften und sechzig Bildnissen. Zweite Auflage. 1907. Leipzig, Wien. G. Freytag und F. Tempsky.

Die Geschichte der deutschen Literatur hat in den letzten Jahrzehnten mancherlei Bearbeitungen erfahren, aber unter ihnen allen war keine, die sich

Digitized by Google

weitere Schichten des deutschen Volkes hätte erobern können. Trotz berühmter Namen, trotz lockender Bilderpracht blieben sie auf bestimmte Kreise beschränkt, und ihr befruchtender Einfluß war gleich Null. Oberflächliche Arbeiten errangen in den Kreisen der Halbgebildeten noch einen gewissen äußeren Erfolg; aber wie gering ist der Absatz der ernsten und wissenschaftlichen Literaturgeschichte von Vogt und Koch geblieben, die doch berufen schien, endlich das allgemeine Verlangen nach einer wahrhaft volkstümlichen Darstellung unserer Literatur zu erfüllen. Der Grund dieses Mißerfolges muß in dem Werke selbst liegen, und die Frage drängt sich auf, welche Ursachen ihn verschuldet haben.

Der Hauptvorzug der genannten Literaturgeschichte ist ihre Wissenschaftlichkeit. Unzweifelhaft muß jede solche Arbeit auf diesem festen Grunde ruhen. Aber der Darsteller der schönen Wissenschaften braucht mehr als Gelehrsamkeit; er muß auch Künstler sein. Keine noch so tiefen Kenntnisse stellen die Gestalt eines Dichters plastisch vor die Seele; keine noch so ernsten Studien sichern das Urteil über ein Kunstwerk; keine noch so richtige und gefeilte Darstellung ersetzt den unmittelbaren Schwung der Sprache. Man muß verlangen, daß sich die Zeichnung des Lebensbildes eines bedeutenden Dichters zu einem geschlossenen Ganzen runde. Die Vorstellung von seinem Leben und Wirken muß in der Seele des Nachschaffenden eine läuternde Umformung erfahren, das Gewirre von Einzelheiten muß zu einer leuchtenden Einheit verschmelzen, die Persönlichkeit des Dichters klar umrissen vor seinem Geiste stehn. Nur wer selbst schaut, kann eine Anschauung vermitteln. Wer zu einer solchen Umformung fähig ist, wird nie auf den Gedanken kommen, die Darstellung eines Dichterlebens zu zerreißen, wie Koch es getan hat. Auch der Leser sehnt sich nach etwas Vollständigem, wenn auch in engem Rahmen; er wird durch das beständige Hin und Her von einer Person, von einer Sache zur anderen, aus einer Stimmung in die andere zurückgestoßen:

> Dann hat er die Teile in seiner Hand,
> Fehlt, leider! nur das geistige Band.

Aber nicht allein künstlerisch, auch logisch läßt sich das Zergliederungsverfahren nicht halten. Der wahre Dichter ist kein Mosaik aus von außen auf ihn eindringenden Einflüssen, der Kern bleibt immer seine Persönlichkeit. Er nimmt zwar äußere Einflüsse in sich auf und gleicht sie seinem Wesen an; aber das Beste, was er gibt, ist sein eigen. Der Verfasser der Räuber und des Tell ist derselbe Schiller, der Dramatiker von bezwingender Gewalt. So wird also das Zufällige, nicht das Bleibende als Einteilungsgrund genommen.

Mit der Kraft, das Bild eines Dichters in sich aufzunehmen, hängt die Fähigkeit, seine Werke zu beurteilen, eng zusammen. Auch diese ist eine Gabe, die kein Bemühen allein bescherr; sie ist im letzten Grunde angeboren. Die Schulung des Geschmacks wird verhindern, daß man einseitig die Kunst in einer bestimmten Richtung sucht, etwa wie es einige Beurteiler Schillers getan haben, für die Goethesche Unmittelbarkeit das Maß aller Dichtkunst war; sie wird eine launenhafte Verrückung des Schwerpunktes gewisser Schriftsteller

Digitized by Google

verhindern, etwa wie Max Koch Richard Wagner auch zum Brennpunkt der neueren reinen Literaturgeschichte machen will.

Zu alledem verlangt man vom Literarhistoriker die Herrschaft über die Sprache. Diese muß sich nach dem Gegenstande richten, den sie behandelt. In der Philosophie, die sich nur an die Denkkraft wendet, kann man die Sprache Kants ertragen. Bei der Behandlung der Dichtkunst aber, die eine Kunst des Wortes ist, die damit alle Kräfte des Gefühles in Spannung versetzen will, wünschen wir auch die beflügelte Sprache des Dichters.

Selten findet man diese Eigenschaften, die für eine ernste und zugleich volkstümliche Literaturgeschichte unerläßlich sind, in einer Persönlichkeit vereinigt. Engels Werk strebt ohne Zweifel danach, ein deutsches Volksbuch zu werden; wir müssen daher bei seiner Beurteilung auch die oben gezeichneten Maßstäbe anlegen.

Engel gehört nicht zu dem Kreise der Zunftgelehrten; seine Stellung ist mitten in dem Getriebe der schaffenden Schriftsteller. Eine große Zahl neuerer Dichter scheint mit ihm befreundet oder doch ihm persönlich bekannt zu sein; er nimmt für sich in Anspruch, Fontane, Liliencron, auch Rosegger zu der ihnen gebührenden Schätzung mit verholfen zu haben. Den Altmeister Gottfried Keller hat er noch auf einer Fahrt durch Greifensee besucht und von ihm eine wertvolle Mitteilung erhalten. Zola wollte sich ihm gegenüber totlachen, als er Keller dem Franzosen als den ersten Erzähler der Neuzeit bezeichnete.

Trotz dieser vom Standpunkt der Wissenschaft aus exoterischen Stellung hat Engel jene durchaus nicht vernachlässigt. An Belesenheit sucht er seinesgleichen; aber auch ein gutes Stück Philologe steckt in ihm. Er brauchte deshalb gar nicht immer wieder diejenigen anzugreifen, die ihm doch einen großen Teil trockener und staubiger Arbeit erspart haben. Wenn er einmal laut und kräftig die Grenzen der Wissenschaft in der Darstellung der Literaturgeschichte bezeichnet hatte, wußte man genug. Als Vertreter anmaßender Gelehrsamkeit gilt ihm merkwürdigerweise R. M. Meyer, dessen Schwächen er ungerecht hervorkehrt, ohne seiner Vorzüge zu gedenken; Meyer hat zu seinem Wissen zweifellos eine ansehnliche künstlerische Mitgift eingebracht.

In einer Beziehung ist Engel auch wissenschaftlich den Zünftlern überlegen. Er ist der Verfasser einer englischen und einer französischen Literaturgeschichte, die beide in 6. Auflage vorliegen. Diese gehören zu den Büchern, die zwar als unwissenschaftlich verschrien, dafür aber um so mehr gelesen werden. Man legt sie eben nicht, wie manche andere, sehr bald gähnend aus der Hand; sie fordern vielmehr lebhafte Teilnahme, lebhafte Zustimmung und lebhaften Widerspruch. Durch die genaue Kenntnis der neuesten Literatur des Auslandes ist Engel wie kein anderer imstande, das Hin- und Herströmen der Gedanken zwischen den verschiedenen Ländern, besonders das leidige Einströmen französischer Moden nach Deutschland zu verfolgen.

Trotz dieser Vorzüge mag er an ausgebreiteter Sprach- und Sachkenntnis im allgemeinen leicht seinen Meister finden. Aber in einer Beziehung übertrifft

Digitized by Google

er alle anderen: in der Verbindung ausreichender Gelehrsamkeit mit Gestaltungskraft, in der Fähigkeit, die rudis indigestaque moles schöpferisch zu beleben, die einzelnen aus den Werken eines Dichters und aus den Werken über ihn gesammelten Eindrücke zu einem Gesamteindruck zu kristallisieren. Für ihn ist die Darstellung eines Dichterlebens nicht nur eine Arbeit des Verstandes, sondern vor allem eine Herzenssache. Man fühlt bei dem Lesen so prächtiger Abschnitte wie der über Klopstock, Lessing, Goethe, Schiller, Chamisso, Keller und vieler anderer, mit wieviel Liebe er sie geschrieben hat. Nicht alle sind gleich gelungen; bei einzelnen Dichtern, wie bei Eichendorff, bleibt die Vorstellung des Lesers etwas schemenhaft, da die Dichtung von dem Leben und Charakter des Menschen zu sehr losgelöst ist.

In seinem Urteil ist Engel durchgehends sehr besonnen und zurückhaltend; sein Grundsatz ist, daß der Beschreiber der Kunst tief unter dem schaffenden Künstler stehe und daher Zurückhaltung üben müsse. Wo er aber urteilt, da erweist er sich als ein Mann von feinem und sicherem, dabei unabhängigem Geschmack. Einzelne Umwertungen landläufiger Werte, so bezüglich Geibels, können nur freudige Zustimmung finden. Er hat den Mut auszusprechen, daß Gottfried Keller, nach Heyse der Shakespeare der Novelle, als Roman- und Novellendichter in mancher Beziehung über Goethe stehe. Sein eigenes dichterisches Gefühl verrät die Gabe, in der Lyrik die echten Herzenstöne vom täuschenden Wortgeklingel zu unterscheiden. Die von ihm angeführten Proben sind mit dem Blick des Kenners ausgewählt und bereiten dem unbefangenen Leser hohen Genuß. An ihnen nimmt R. M. Meyer in seiner nicht ungünstigen Kritik in der Literaturzeitung besonderen Anstoß; ich erinnere mich noch mit zu lebhaftem Vergnügen der leider nur wenigen Proben in seiner eigenen Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts, als daß ich ihm beistimmen könnte. Sie erklären den Dichter natürlich nicht restlos, tragen aber oft mehr, als Worte können, zu seiner Erklärung bei. Dagegen wird bei der Besprechung von Dramen die Anführung einzelner Auftritte versagen, wie man sich aus der Literaturgeschichte von Heinrich Kurz überzeugen kann; um so mehr hätte ich bei Engel öfter, nicht eine Inhaltsangabe, aber ein schärfer zupackendes, den dramatischen Kern des Stückes enthüllendes Wort gewünscht.

Eine bei Engel sehr beliebte Form des Urteils kleidet sich in den Versuch, die Lebensdauer von Werken der Dichtkunst vorher zu bestimmen. Solche Prophezeiungen machen nur selten und zwar bei offenkundigen Scheinwerten der Gegenwart einen günstigen Eindruck; wenn er aber z. B. vorhersagt, daß Hebbel der Nachwelt nur als Lyriker, nicht als Dramatiker angehören werde, so findet man dies Urteil leicht gewagt oder auch müßig; wir Lebende werden die Bestätigung dieses Ausspruches nicht mehr erfahren.

Die neuesten Dichter sind sehr eingehend und selbständig behandelt. So treffend aber auch die Ausführungen besonders in den allgemeinen Übersichten sind, manchmal hat man das Gefühl, als ob persönliche Rücksichten das Urteil gar zu wohlwollend gefärbt hätten, als ob man das wahre Urteil des Verfassers

Digitized by Google

zwischen den Zeilen lesen müsse. Dehmel hätte z. B. trotz aller Einschränkungen eine noch schärfere Abfertigung verdient. Seine wenigen besseren Gedichte sind doch nur Zufallstreffer, wie man sie auch nur durch einen Zufall entdeckt; das Streben „nach dem Höchsten in der Kunst" und ein beständiges Feilen nützen dem nichts, der vor seine „Gesammelten Werke" eine Einleitung setzen kann, die von Plattheiten wimmelt. Der Leser sehnt sich in dieser Stickluft nach der Morgenfrische in den Gedichten eines Mörike.

Auch Liliencron ist sehr wohlwollend behandelt. Mit reizender Ironie bespricht Engel die Herren von der Offenbarungslyrik; „Literaturgeschichte" kann man das aber kaum noch nennen. Die so weit gehende Berücksichtigung der Gegenwart ist zwar augenblicklich dem Buche von Vorteil, wird aber schon nach wenigen Jahren ein gefährlicher Ballast; die Vergessenheit läßt sich ihre vom Schicksal gezeichneten Opfer nicht straflos entreißen.

Die Überzeugungskraft von Engels Wertung wird oft noch dadurch erhöht, daß er sie durch Urteile bedeutender Schriftsteller stützt, ein trefflicher Grundsatz, der bisher noch nirgends so folgerichtig durchgeführt worden ist. Die den einzelnen Abschnitten vorgesetzten Kennsprüche treffen meist den Kern, und überall werfen in den Text eingeflochtene Aussprüche von Dichtern scharfe Schlaglichter auf die Bedeutung eines Zeitgenossen. Noch so lange kritische Ausführungen hätten nicht jeden von der Ohnmacht Jordans überzeugt; vor den Urteilen Storms und Kellers aber verstummt jeder Widerspruch.

Auch die dritte von dem Literarhistoriker geforderte Eigenschaft besitzt Engel: die Fähigkeit der Handhabung der Sprache. Er schreibt ein durchaus reines Deutsch und verschmäht, sich ein aus Fremdwörtern zusammengestücktes wissenschaftliches Mäntelchen umzuhängen. Aber das kann jeder, der solchen Grundsätzen huldigt; doch nicht jedem steht eine so sicher abgestimmte Tonleiter von Wendungen zur Verfügung, um seinen Gedanken Ausdruck zu geben. Er findet manches malende Bild, manchen schlagenden Vergleich; er findet Worte hohen Ernstes und fröhlichen Spottes. Doch ist die Darstellung noch nicht völlig ausgeglichen. Er gefällt sich manchmal in Wiederholungen bei Dingen, die ihm besonders am Herzen liegen. Schon daß er so oft seinen ablehnenden Standpunkt allzusehr tüftelnder Wissenschaft gegenüber betonen zu müssen glaubt, ist ein Nachteil; aber auch die Zurückweisung der Fremdwörterei kehrt zu oft wieder. Bei voller Anerkennung seines Standpunktes scheint es doch künstlerisch richtiger, die Ansichten über solche Fragen in einem geharnischten Kapitel zusammenzufassen und es damit genügen zu lassen. Der gleichmäßige Gedankenfluß des Lesers wird sonst durch Dinge abgelenkt, die mit dem Gegenstand selbst nichts zu tun haben.

Durch Engels Buch geht ein kräftiger vaterländischer Zug; er hat sich durch seine Beschäftigung mit den ausländischen Literaturen den deutschen Geschmack nicht verderben lassen. Dagegen ist er frei von jeder religiösen Voreingenommenheit; so hat er, der doch wohl Protestant ist, die Bedeutung der katholischen Zeitschrift Karl Muths „Hochland" richtig erkannt. Daß

Digitized by Google

er sich nicht als Sittenprediger aufspielt, ist zu loben; doch kann man in der Duldung auch zu weit gehen. Wer den Himmelsfunken der Dichtkunst nur an dem Feuer der Sinnenlust entzünden kann, besitzt nicht nur einen sittlichen, sondern auch einen künstlerischen Mangel, und dieser gehört vor das Forum der Literaturgeschichte.

Alles in allem genommen: Engels Geschichte der deutschen Literatur ist ein Buch, das der Gesamtheit der Anforderungen, die an ein solches Werk gestellt werden müssen, am meisten entspricht. Der Verfasser wird selbst am besten wissen, wo die glättende Hand noch anzulegen ist; aber die Grundlagen sind gut, und der Weg ist gewiesen. Wer nicht körperlose Wissenschaft, sondern lebendige Belehrung sucht, wer nach dem Lesen eines Schriftstellers die Meinung eines gleichgestimmten Freundes vernehmen will, wer nach Anregung verlangt zu weiterem Eindringen in die Welt der Dichtkunst, für den bietet Engel das rechte Buch. Daß diesem Werke auch eine erziehliche Bedeutung innewohnt, hat Matthias schon in der „Monatsschrift für höhere Schulen" so treffend hervorgehoben, daß hier nichts mehr hinzuzufügen ist. Man kann nur wünschen, daß Engels Geschichte der deutschen Literatur eine Literaturgeschichte für das deutsche Volk werde.

Sigmaringen. Dr. **Paul Verbeek.**

Denkmäler der älteren deutschen Literatur. Herausgegeben von G. Böttticher und K. Kinzel. Halle a. S., Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. 1907. I. 3: Das Nibelungenlied im Auszuge, mit den entsprechenden Abschnitten der Wölsungensage, erläutert von G. Böttticher und K. Kinzel. 9. Aufl. 179 S. — II. 1: Walter von der Vogelweide und des Minnesangs Frühling, erläutert von Prof. Dr. K. Kinzel. 14.—16. Aufl. 123 S — II. 2: Der arme Heinrich, nebst dem Inhalte des „Erec" und „Iwein" und Meier Helmbrecht, herausgegeben von Gotthold Böttticher. 4. Aufl. 126 S. — III. 3: Martin Luther. Eine Auswahl aus seinen Schriften in alter Sprachform, herausgegeben von Prof. Dr. R. Neubauer, 2. Teil, 3. Aufl. 283 S. — IV. 1: Die Literatur des 17. Jahrhunderts, ausgewählt und erläutert von Gotth. Böttticher. 3. Aufl. 144 S. — Geschichte der deutschen Literatur und Sprache, bearbeitet von G. Böttticher und K. Kinzel. 12.—15. Aufl. 202 S.

Wir verweisen beim Neuerscheinen der aufgeführten Werke aus der rühmlichst bekannten Sammlung „Denkmäler der älteren deutschen Literatur" auf die in den früheren Jahrgängen unserer Zeitschrift gegebenen eingehenden Besprechungen. Die allgemein anerkannten Vorzüge der Böttticher-Kinzelschen Sammlung, die gleichermaßen auf rein wissenschaftlichem, wie pädagogischem Gebiete liegen, haben es bewirkt, daß die trefflichen Bücher in immer weitere Kreise gedrungen sind; wird doch der ethische und nationale Wert auch der älteren Literaturdenkmäler unserer Sprache mit Recht von Tag zu Tag immer

Digitized by Google

mehr erkannt und gewürdigt. Bei den Neuauflagen ist eine beharrlich fortgesetzte, auf tiefster wissenschaftlicher Bildung fußende Beschäftigung mit dem schwierigen, aber auch so dankbaren Stoff zu beobachten; man darf also wohl behaupten, daß alle genannten Werke auch heute noch einem wirklichen Bedürfnis von Schule und Haus entgegenkommen und deshalb auch fernerhin die weiteste Verbreitung und den besten Erfolg verdienen. Insbesondere hat die treffliche „Geschichte der deutschen Literatur mit einem Abriß der Geschichte der deutschen Sprache und Metrik" in der ausgezeichneten Bearbeitung von G. Böttticher und K. Kinzel, trotz all der zahlreichen, das gleiche Gebiet behandelnden Sonderdarstellungen, einen ehrenvollen Platz zu behaupten verstanden, so daß die von den Herausgebern schon im Vorwort der 2. und 3. Auflage ausgesprochene Hoffnung, daß sich das Buch die alten Freunde erhalten und neue erwerben möge, gewiß auch in Zukunft sich erfüllen wird.

Dresden. Dr. **Woldemar Schwarze.**

Stoff zu Deutschen Aufsatzübungen. Für Volks- und Mittelschulen sowie für die unteren und mittleren Klassen höherer Lehranstalten. Von G. Tschacke. 4. Auflage, neu bearbeitet und vermehrt von Rud. Hantke, Breslau 1906.

Das vorliegende Buch gliedert sich in drei Teile. Der erste ist für die Mittelstufe der Volksschulen und die entsprechenden Klassen der mittleren und höheren Schulen bestimmt. Neben den verschiedensten Erzählungen aus dem gewöhnlichen Leben, neben Fabeln und Märchen wird Stoff aus Sage und Geschichte geboten. Auch Aufsätze im Anschluß an Gedichte und Briefe kindlichen Inhalts finden sich. Verdienstvoll ist die reichliche Einfügung von Beschreibungen. Nur wäre es wünschenswert gewesen, daß auf dieser Stufe gewisse Beschreibungen subjektiver gefärbt wären: Also nicht das Wohnzimmer, sondern mein Wohnzimmer, nicht der Garten, sondern unser Garten. Der Stoff wird dadurch dem Kinde nähergebracht.

Der zweite besonders für die Oberstufe der Volksschule und entsprechende Klassen anderer Schulen berechnete Teil ist am reichhaltigsten. Schlichte Erzählungen allgemeinen Charakters, Abhandlungen aus der Geschichte, Beschreibungen, Schilderungen, Vergleichungen, Sprichwörter, Briefe und Geschäftsaufsätze geben dem Lehrer reichlich Gelegenheit zur Auswahl. Besonders die letzteren sind geeignet, dem Kinde der Volksschule — und das ist doch der Zweck dieses Unterrichts — nach Form und Inhalt etwas für das praktische Leben mitzugeben.

Der dritte Teil ist als Ergänzungsteil gedacht. Durch ihn sollen, wie der Herausgeber im Vorwort bemerkt, „auch die Schüler der Oberklassen ausgestalteter Volksschulen in das Verständnis der Meisterwerke unserer großen Dichter eingeführt werden".

Doch ist auch hier in einer Reihe von Aufsätzen und Briefen des späteren, praktischen Lebens gedacht. Anmeldung einer Forderung, Testament, Ver-

Digitized by Google

sicherungen, Steuerreklamation u. a. geben dem der Schule entwachsenen Schüler treffliche Winke.

Die Sprache des Ganzen ist — obwohl es nur Stoff bieten will — schlicht und schön. Anordnung und Methode steht dem Lehrer ganz frei. Man kann diese bedeutend erweiterte 4. Auflage des Buches mit gutem Gewissen empfehlen.

Dresden. Lic. theol. **Böhlig.**

Einleitung in die Geschichtswissenschaft. Von Ernst Bernheim. Sammlung Göschen Nr. 270. Leipzig 1905. 156 S.

Dem gebildeten Laien, aber auch erwachsenen Schülern und angehenden Studenten der Geschichte kann diese „Einleitung" ein guter Leitfaden sein. Ein größeres Werk desselben Verfassers ist mit Geschick stark gekürzt und in freier Bearbeitung neu gedruckt. Entwickelung und Wesen der Geschichtsauffassung von den Griechen bis zur Gegenwart wird in kurzen Zügen veranschaulicht, der Stoff der Geschichtswissenschaft ist treffend begrenzt und auch über Quellenkunde und Kritik, aus denen man den geschichtlichen Zusammenhang zu erkennen vermag und die Bausteine der Darstellung gewinnt, werden wir in den Grundzügen gut unterrichtet. Daß trotz äußerster Knappheit im Stil, wie sie erforderlich ist bei den Bändchen der Sammlung Göschen, alles klar und verständlich bleibt, ist ein hoher Vorzug, der diesem Bändchen nachgerühmt werden muß.

Braunschweig. **Otto Hahne.**

Kleine Mitteilungen.

VIII. Kongreß für Volks- und Jugendspiele in Straßburg i. E.

I.

Straßburg i. E., den 6. Juli 1907.

Der körperlichen und geistigen Ertüchtigung unserer Nation sind die Arbeiten des Zentralausschusses zur Förderung der Volks- und Jugendspiele in Deutschland gewidmet, und unter diesem Leitwort vollzog sich der von ihm in den Mauern Straßburgs veranstaltete achte Kongreß, der, das kann gleich vorweg gesagt werden, einen glänzenden Verlauf nahm. Der Ortsausschuß hatte unter dem Vorsitz des Beigeordneten Regierungsrats Dominicus alles sorgsam vorbereitet, das Wetter war den Veranstaltungen günstig und der Besuch war aus allen Teilen des Reiches stark.

Nach einer gestrigen nichtöffentlichen Vorstandssitzung und einem zwanglosen Zusammensein der Kongreßbesucher im Zivilkasino fand heute eine Sitzung des Zentralausschusses statt, in welcher die geschäftlichen Angelegenheiten erledigt wurden. Die von dem Schatzmeister Professor Dr. Koch-Braunschweig vorgelegte Jahresrechnung zeigte an Einnahme M. 13251,— und an Ausgaben M. 13659,61, so daß ein Fehlbetrag von M. 444,61 verblieb. Die mit allen Unterbelägen ausliegende Rechnung war eingehend geprüft worden und wurde richtig befunden. Dem Schatzmeister wurde unter herzlichstem Dank für seine mühevolle, sorgsame Arbeit der Dank des Zentralausschusses ausgesprochen. Der Vorsitzende gedachte sodann mit warmen Worten des kürzlich verstorbenen langjährigen, verdienstvollen Mitgliedes Professor Ecker-Berlin. Neu in den Ausschuß gewählt wurden die Herren Stadtschulrat Dr. Franke-Magdeburg, Oberrealschullehrer

Digitized by Google

Hirtz-Metz, Realschuldirektor Dr. Neuendorf-Haspe, Geh. Medizinalrat Professor Dr. Partsch-Breslau, Professor Peters-Kiel, Rektor Rath-Gelsenkirchen und Bürgermeister Dr. Schwander-Straßburg. In den Vorstand des Zentralausschusses wurde an Stelle des wegen Alters ausgeschiedenen Königl. Wirkl. Rats Weber-München Professor Keßler-Stuttgart gewählt. Sodann wurden die Unterausschüsse des Zentralausschusses neu gebildet. Die Jahresversammlung 1908 wurde auf Einladung des dortigen Vereins für Jugend- und Volksspiele und des Magistrats nach Kiel verlegt.

Um halb 11 Uhr wurden im schönen großen Saale des Sängerhauses die öffentlichen Verhandlungen des Kongresses durch den Abgeordneten v. Schenckendorff mit einleitenden Worten eröffnet. Eine große Anzahl von Vertretern der Ministerien, unter diesen des preußischen, bayerischen und württembergischen Kriegsministeriums, Gemeindeverwaltungen, Hochschulen und Vereinen war erschienen, als Vertreter des Reichskanzlers der Geheime Oberregierungsrat Dr. Lewald. Dieser eröffnete die Reihe der Begrüßungen mit etwa folgenden Worten:

„Seine Durchlaucht der Herr Reichskanzler hat mich wie im vergangenen so auch in diesem Jahre beauftragt, Sie beim Zusammentritt Ihrer Jahresversammlung in seinem Namen zu begrüßen und Ihnen erneut das lebhafte und tätige Interesse zum Ausdruck zu bringen, welches Seine Durchlaucht an Ihren nationalen, das Reich umfassenden Bestrebungen nimmt. Nicht geringeres Wohlwollen bringt auch der Herr Staatssekretär des Innern, Herr Staatsminister v. Bethmann-Hollweg, Ihrer Arbeit entgegen. Schon in seiner früheren Stellung als preußischer Minister des Innern hat er wiederholt Gelegenheit genommen, die große Bedeutung Ihrer Bestrebungen hervorzuheben und es als eine wichtige Betätigung der Staatsfürsorge zu bezeichnen, Volks- und Jugendspiele in weit höherem Maße als bisher in das deutsche Leben einzuführen. Sie dürfen versichert sein, daß der Herr Staatssekretär des Innern auch in seiner gegenwärtigen Amtsstellung mit gleichem Interesse und gleicher Wärme der Förderung Ihrer Aufgaben sich annehmen wird.

Ihre Aufgaben und Ihre Ziele sind dreierlei Art, sie sind nationale, erzieherische und hygienische. Nationale, insofern sie ganz Deutschland, alle Gaue und Stämme unseres großen weiten Vaterlandes umfassen, wie sich dies gerade aus dem Vergleich der vorjährigen und diesjährigen Versammlung ergibt. Ihre Ziele sind erzieherischer Art, indem Sie anregend und befruchtend auf die Schule wirken, und auf eine stärkere Betonung der körperlichen Ausbildung, auf eine reichere Gestaltung der Erziehungselemente hinarbeiten wollen, die in der körperlichen Betätigung durch Spiele enthalten sind. Ich komme gerade von einem mehrwöchigen Aufenthalt aus England, dem klassischen Lande der Jugend- und Volksspiele. Dort steht als durchaus gleichwertig, ja vielleicht manchmal als überragend die Betätigung des Zöglings im Spiel neben seiner wissenschaftlichen Durchbildung. Ich glaube, wir sind uns alle darüber einig, daß wir niemals so weit gehen wollen, daß wir an der Grundlage unserer Jugenderziehung, die uns zu der Entwickelung unserer Volkskraft in geistiger, sittlicher und körperlicher Art geführt hat, rütteln wollen, daß es sich aber für uns sehr wohl darum handelt, eine im Laufe der Jahrhunderte vernachlässigte, zurückgetretene und nicht genug berücksichtigte Seite der Volkserziehung, d. h. der Erziehung von groß und klein, stärker zu betonen, indem wir weit mehr als bisher die körperliche Ausbildung durch Volks- und Jugendspiele in den Vordergrund rücken wollen. Und endlich, meine Herren, kommt die hygienische Seite in Betracht. Unsere Zeit steht auch im Zeichen der Hygiene. Die Entwickelung, die das Leben eines so hart arbeitenden, ringenden und kämpfenden Volkes wie des deutschen nimmt, eines Volkes, das sich erfreulicherweise so stark vermehrt, daß jeder Monat mehr als 70000 kleine Staatsbürger dem deutschen Gemeinwesen zufügt, diese Entwickelung hat, wie der Augenschein lehrt, eine solche Fülle von Gefahren für die Volksgesundheit mit sich gebracht, daß es der ernstesten Anstrengungen und Bemühungen des einzelnen wie aller organisierten Kräfte in der Gemeinde, in dem Staat und dem Reiche bedarf, um dieser Gefahren Herr zu werden und unserem Volke die gesunde

Digitized by Google

Frische und Kraft zu sichern, die es zur Erfüllung der großen, ihm von der Vorsehung gestellten Aufgaben bedarf.

Sie wollen der Jugend, aber auch dem Volke die Freude an der Natur und tätige Berührung mit den Kräften, die sie enthält, wiedergeben. Die Bewegungsspiele, das Wandern, das Schwimmen, das ist es, was Sie nicht einzelnen wenigen, materiell Begünstigten, sondern was Sie jedem aus der großen Volksgemeinschaft wieder zuführen wollen. So verschlingen sich in Ihrer Arbeit zahlreiche Fäden und Kräfte, die in ihrem Endergebnis dahin führen, den einzelnen zu einem gesunden, zufriedenen, national empfindenden Deutschen zu machen. Meine Herren, ist dies der Fall und das eigentliche Ziel Ihres Arbeitens, so ist es natürlich, daß der höchste Beamte des Reiches, der mit tiefem Verständnis alle materiellen und sittlichen Kräfte des Volkes zu fördern bemüht ist, sich als ein guter und starker Mahner für die Hebung und Veredelung unseres Volksgeistes und unserer Volkssitte gezeigt hat, auch Ihrem Zentralausschuß fortdauernd seine treue Teilnahme und seine starke fördernde Unterstützung gewährt. Im Auftrage und im Namen des Herrn Reichskanzlers sowie des Herrn Staatssekretärs des Innern wünsche ich Ihren diesjährigen Arbeiten glücklichen Verlauf und besten Erfolg." (Lebhafter Beifall.)

Weiter sprachen Unterstaatssekretär Mandel im Auftrage des Statthalters, Fürsten von Hohenlohe-Langenburg, und des Ministeriums von Elsaß-Lothringen, ferner der Gouverneur von Straßburg, General der Kavallerie von Moßner, Bürgermeister Dr. Schwander für die Stadt Straßburg, Professor Dr. Griesbach für den deutschen Verein für Schulgesundheitspflege und Turninspektor Böttcher für den deutschen Turnlehrerverein.

Der Vorsitzende dankte den begrüßenden Herren Vertretern und hob hervor, wie von Kongreß zu Kongreß des Zentralausschusses für Volks- und Jugendspiele die freundlichen Begrüßungsworte sich immer mehr zu herzlich anerkennenden Ansprachen gestalteten.

Vor Eintritt in die Tagesordnung wurden sodann Begrüßungstelegramme an den Kaiser, Kronprinzen und Reichskanzler einstimmig beschlossen.

Den ersten Vortrag hielt Professor J. Heinrich-Berlin über „Die körperliche und geistige Ertüchtigung der akademischen Jugend durch Leibesübungen". Die warm aus dem Herzen kommenden, von hoher Begeisterung getragenen Worte fanden allgemeinen Anklang. Der Inhalt ist in folgenden Leitsätzen enthalten:

1. Die Hochschulen haben nicht nur die Aufgabe, ihre Angehörigen wissenschaftlich zu fördern, sondern sie haben die harmonische Entwickelung des ganzen Menschen zum Abschluß zu bringen. Als Ideal ist die gleichmäßige Ausbildung des Gemütes, des Geistes und des Körpers zu erstreben.
2. Zu dieser Ertüchtigung der Studierenden tragen die Leibesübungen bei, und zwar Leibesübungen im Jahnschen Sinne. Diese ziehen nicht nur Turnen und Turnspiel heran, sondern umfassen in gleicher Weise Rudern, Schwimmen, Wandern und die winterlichen Übungen.
3. Um diese körperliche und geistige Ertüchtigung an den Hochschulen zu ermöglichen, sind notwendig: Die Errichtung einer Turnhalle, die Einrichtung eines Spielplatzes, der Bau eines Boothauses, die Beschaffung von Schwimmgelegenheit, die Anstellung von Turnlehrern und die Veranstaltung von Spielfesten an vaterländischen Gedenktagen.
4. Es ist wünschenswert, daß jüngere Dozenten oder Akademiker die Turnlehrer unterstützen oder vorläufig für sie eintreten.
5. Nicht bloß der Staat, sondern auch Stadt und Private finden auf diesem Gebiete reiche Gelegenheit zur Betätigung.
6. Hier ist eine Stätte gefunden, wo die Gegensätze aufhören. Hier scheiden sich nicht Korporationen und Wildenschaft, Farbentragende und Nichtfarbentragende. Konfessionelle Reibungen müssen schwinden, **alle** sollen sich als Glieder eines Ganzen fühlen.
7. Alle Studierenden erhalten eine bessere Ausbildung für ihren späteren Beruf: Die Philologen als Turnlehrer, die Geistlichen in der sozialen Seite ihrer Seelsorge,

Digitized by Google

die Juristen in ihrer Verwaltungstätigkeit, die Mediziner in ihrem praktisch-hygienischen Wirken in Schule und Haus, die Architekten und Ingenieure bei der Anlage von Baulichkeiten und großen Werken.

8. Nicht bloß wird für die einzelnen selbst und die einzelnen Kreise Ersprießliches geleistet, sondern es wird auch für die Gesamtheit Nutzen geschaffen, indem die Gesundheit gefördert, die Sittlichkeit gehoben und insbesondere die Widerstandskraft gegen Tuberkulose, Alkoholismus und geschlechtliche Ausschweifungen gestählt wird.
9. Vor allem wird die Wehrkraft des Landes erhöht und dadurch dem Vaterlande genützt.

Hieran schloß sich der ebenfalls mit lebhaftem Beifall aufgenommene Vortrag des Oberlehrers Dr. Burgaß-Elberfeld über „Winterliche Leibesübungen in freier Luft".

Der Vortragende ging von der Tatsache aus, daß zur Winterszeit, wo die Tätigkeit des Menschen im allgemeinen und des Städters eine besonders angestrengte und nachhaltige ist und ihn mehr als zu irgendeiner anderen Zeit an geschlossene Räume mit verdorbener Luft fesselt, wo das moderne gesellige Leben, das sich gleichfalls meist in schlecht gelüfteten Räumen abspielt, seine Hochflut erreicht, der Genuß der frischen Luft und Bewegung ein noch viel größeres Bedürfnis, ja eine dringlichere Notwendigkeit sei als im Sommer, wo die Freuden der Natur von selbst ins Freie locken. Diesem Bedürfnis nach Bewegung und frischer Luft kommen die winterlichen Leibesübungen entgegen, deren Bedeutung in allgemein volksgesundheitlicher Hinsicht früher zu wenig gewürdigt wurde. An der Hand geschichtlicher Tatsachen wurde dann nachgewiesen, wie sich der ursprüngliche Widerstand gegen den Betrieb winterlicher Leibesübungen allmählich in ein immer größeres Verständnis unter Erziehern und Volksgesundheitslehrern gewandt habe und heute davon erfreulicherweise bereits weitere Kreise durchdrungen seien. Außer den winterlichen Leibesübungen in freier Luft im weiteren Sinne, zu denen der Redner gewisse Spiele und verwandte Übungen zählte, behandelte er dann eingehend die winterlichen Leibesübungen im engeren Sinne: das Schlittschuhlaufen, das Schlittenrutschen oder Rodeln einschließlich des Rennwolfahrens und das Schneeschuhlaufen, deren gesundheitlichen, erziehlichen und nationalen Wert er darlegte. Er trat dafür ein, daß besonders die Gemeinden die Pflicht hätten, im Interesse der Gesundheit der heranwachsenden Jugend und des ganzen Volkes diese winterlichen Leibesübungen mit allen zu Gebote stehenden Mitteln zu fördern, und gab allerhand wertvolle Fingerzeige und Anhaltepunkte, in welcher Weise diese Förderung zu geschehen habe.

An die beiden Vorträge schloß sich eine eingehende Aussprache, an der sich besonders die Herren Geheimer Medizinalrat Dr. Partsch, Schulrat Dr. Sickinger, Professor Dr. Griesbach und Oberlehrer Goepel beteiligten.

In den Nebenräumen des Versammlungssaales war eine sehr reichhaltige Ausstellung von Spiel- und Sportgeräten, sowie einschlägiger Literatur veranstaltet worden, die sich während der Kongreßtage eines zahlreichen Besuches erfreute und mit dazu beiträgt, die Bestrebungen des Zentralausschusses für Volks- und Jugendspiele ins praktische Leben zu übertragen. Es ist sehr bemerkenswert, daß sich seit dem Bestehen des Zentralausschusses das Bedürfnis nach Spiel- und Sportgeräten außerordentlich vermehrt und die betreffende deutsche Industrie in anerkennenswerter Weise verbessert hat, so daß unsere Spiel- und Sportgeräte sich jetzt mit den besten englischen messen können.

Der während der Kongreßsitzungen anhaltende Regen hatte nachgelassen, und am Nachmittage schien die Sonne, wenn auch durch vorüberziehende Wolken zuweilen verhüllt, doch freundlich lächelnd auf den neuen Straßburger Spielplatz „Die Gallenmatt" hernieder, auf welchem sich von 4 Uhr nachmittags an ein frisches, fröhliches Spielleben entwickelte. An die munteren Spiele der Schüler und Schülerinnen der Volksschulen schlossen sich die Turnspiele der höheren Schulen und die Kampfspiele der Turnspielvereinigung der Straßburger Volksschullehrer und -Lehrerinnen. Auch einige Mitglieder des Zentralausschusses ergriff der Spieleifer, daß sie sich in die jugendlichen Scharen

Digitized by Google

einstellten und wacker mitspielten. Zum Schluß der Spiele verteilte der Bürgermeister Dr. Schwander nach einer ermunternden Ansprache an die Besiegten und Sieger an letztere eine Anzahl mit schwarz-weiß-roten Farben geschmückter Eichenkränze, die den preisgekrönten Schulen eine schöne Erinnerung und ein weiterer Ansporn zur Ausbildung in den Kampf- und Wettspielen sein werden.

Eine angenehme Erinnerung wird allen Teilnehmern das Schlußfest des ersten Tages in der berühmten „Orangerie" Straßburgs sein, wo in der Hauptrestauration ein Kommers stattfand, bei welchem der Direktor des Kaiserlichen Lyzeums, Dr. Grober, die Festrede hielt, worauf der Vorsitzende v. Schenckendorff dankbar erwiderte. Turnerische, Radfahrer- und andere sportliche Vorführungen sowie musikalische Vorträge verschönten das freundliche Fest. Den Glanzpunkt des Abends bildete eine glänzende Illumination des in der Orangerie gelegenen Sees mit seinem künstlichen in elektrischem Licht leuchtenden Wasserfall. Mit farbigen Lampions geschmückte Gondeln, in denen Mitglieder von Straßburger Gesangvereinen saßen, durchfurchten die in rotem und blauem Lichte schillernden Gewässer, und als dann leise die Töne von „Santa Lucia" über die Fluten hin erklangen, konnte man sich an die ewig schönen Ufer Italiens versetzt denken.

II.

Straßburg i. E., den 7. Juli 1907.

Zu Beginn der Verhandlungen des zweiten Kongreßtages begrüßte der Vorsitzende den anwesenden kommandierenden General des XV. Armeekorps, Exzellenz v. Gilgenheimb. Dann überbrachte Schulrat Professor Dr. Rühl-Stettin die herzlichsten Grüße der deutschen Turnerschaft.

Der Vorsitzende, Abgeordneter v. Schenckendorff, der zur 25jährigen Erinnerung an den denkwürdigen Spielerlaß des preußischen Kultusministers v. Goßler, vom 27. Oktober 1882, die Festansprache hielt, führte aus, daß schon die Begründer des Turnens vor mehr als 100 Jahren die Turnspiele als einen wesentlichen Bestandteil des Turnens erachteten, wobei sie das Turnspiel nicht als ein Spiel im gewöhnlichen Sinne des Wortes ansahen, sondern als eine besondere Art der gymnastischen, turnerischen Übung. Die Entwickelung, die das Turnen in der Turnhalle genommen hatte, und die fast vollständige Zurückstellung der Turnspiele waren die Veranlassung zu diesem in Form und Inhalt großzügigen Erlasse. Derselbe war an sich nur eine Richtlinie; ein einfaches Reglementieren von oben hätte gewirkt, wie die Ausstreu der Saat auf dürrem Boden. Dieser mußte erst durch Verbreitung des Verständnisses und durch Schaffung der Vorbedingungen für die Ausführung der Spiele fruchtbar gemacht werden; ebenso mußten Spielzeit geschaffen, Lehrkräfte ausgebildet und die einzelnen Spiele technisch durchgearbeitet werden. Diese vorbereitende Arbeit hat der Zentralausschuß für Volks- und Jugendspiele übernommen. Eine so weit verzweigte Aufgabe, wie die Durchführung der Goßlerschen Ideen, konnte im ersten Vierteljahrhundert ihrer Wirksamkeit nur erst in die Anfangsstadien der Entwickelung treten. Aber überall keimt und sproßt es, allüberall erwächst das frische Grün, allüberall sehen wir des Gärtners Hand neue Beete anlegen — die Bewegung steht sichtbar unter dem Zeichen des Frühjahrs! Die heftigen Stürme, die wir zu überstehen hatten, sind längst vorüber, nur noch etwa die kalten Tage des Mai können auftreten. Redner wendet darauf den Blick nach vorwärts und bespricht in überall sachlicher und überzeugender Begründung die großen, noch weiterhin zu lösenden Aufgaben für die Schuljugend, für die schulentlassene Jugend und für die breitesten Schichten des Volkes. Für die Schule fordert er den allmählich einzuführenden obligatorischen Spielnachmittag, für die schulentlassene Jugend die allgemeine Einführung der Pflichtfortbildungsschule, die wöchentlich zwei Stunden für körperliche Übungen anzusetzen hätte, im Winter in der Halle, im Sommer im Freien, im übrigen aber für freie Betätigung in den Mußezeiten zu gewinnen sei. Für die breiten Schichten des Volkes ist der Anschluß an bestehende Vereine jeglicher geeigneter

Digitized by Google

Art oder die Begründung neuer Vereine, in größeren Städten der Zusammenschluß der einzelnen Vereine zu einer zentralen Vereinigung zwecks Anstrebung der allen gemeinsamen Ziele erforderlich. Welche reichen Früchte würden aus solcher allseitigen Wirksamkeit für Jugend und Volk erwachsen. Wahrlich, hier ist noch ein Volksschatz zu heben von ungeahnter Größe! (Lebhafter Beifall.)

Der stellvertretende Vorsitzende Sanitätsrat Professor Dr. Schmidt, der während des Vortrages des Herrn v. Schenckendorff den Vorsitz übernommen hatte, erteilte darauf dem Geschäftsführer des Zentralausschusses, Hofrat Professor Raydt, das Wort. Dieser knüpfte an die Feier des 70. Geburtstages des allverehrten Vorsitzenden an und überreichte ihm eine mit dessen Bilde geschmückte Festauflage der Schrift „Spielnachmittage". Die Einführung eines für alle Schüler verbindlichen Spielnachmittags sei als die Erfüllung des v. Goßlerschen Erlasses anzusehen und er hoffe zuversichtlich, daß Herr v. Schenckendorff in nicht allzu langer Zeit diesen seinen Wunsch in die Wirklichkeit übergeführt sehen möge. (Lebhafter Beifall.)

Sodann überreichte der Vorsitzende des Technischen Ausschusses, Professor Dr. Kohlrausch, namens des gesamten Zentralausschusses dem Vorsitzenden als nachträgliche Gabe zu seinem 70. Geburtstage fünf Schenckendorff-Plaketten für Wandersiegespreise bei Wettspielen und Wettkämpfen an vaterländischen Gedenktagen. Sie sollten ein weiteres Mittel zur Hebung des Spiellebens der Jugend sein und die Erinnerung an das Wirken und die Verdienste des Vorsitzenden wach erhalten. (Allseitiger Beifall.)

Der Vorsitzende dankte mit herzlichen Worten für die Ehrung, die er als ein ihn hocherfreuendes Zeichen des Vertrauens aller seiner Mitarbeiter erachte. Er wies aber in bezug auf die ihm gestern und heute gewordenen Anerkennungen darauf hin, daß er an dem Erreichten nur zu seinem bescheidenen Teile mitgewirkt habe; es sei vor allem aus der treuen Arbeit aller Mitglieder des Vorstandes, des Zentralausschusses und der zahlreichen Freunde im ganzen Reiche, der Gemeinden, und wenn zuletztgenannt, doch nicht zum geringsten auch der staatlichen Behörden erwachsen.

Stadtschulrat Dr. Lyon-Dresden sprach sodann über „Volks- und Jugendspiele, eine Aufgabe der Stadtverwaltungen". Ausgehend von den zahlreichen Erinnerungen an Goethe in Straßburg und dessen Lebensbestrebung, die Menschheit von den in unbegrenzten Irrungen schweifenden abstrakten Spekulationen zu heilsamer Beschränkung durch die kraftvolle Bewegung in körperlicher Arbeit und Betätigung des Körpers zu führen, betonte er besonders die notwendige Aufklärungsarbeit auf dem Gebiete der Körperpflege und körperlichen Ausbildung. Diese sollten vor allem die Stadtverwaltungen durch Einrichtung von Spiellehrkursen leisten und durch Unterstützung von Turn- und Spielvereinen. Ferner sollten alle Städte ausreichende Spielplätze, als deren Normalmaß der Redner 6—8 Hektar auf 100000 Einwohner bezeichnete, zur Verfügung stellen und in gutem Zustande erhalten. In bezug auf die Forderung eines obligatorischen Spielnachmittags riet er zunächst zur Einführung des halben Zwanges, d. i. der fakultativen Einführung, mit der man in Dresden vorgegangen sei und gute Erfahrungen gemacht habe. Jedoch sollte man als Endziel selbstverständlich immer den allgemein verbindlichen Spielnachmittag im Auge behalten. Endlich betonte er die Einrichtung von Spielfesten und schilderte insbesondere die gute Wirkung der vaterländischen Festspiele in Dresden. Der Grundzug des Vortrages war, daß sich auch mit zunächst bescheideneren Einrichtungen auf diesem Gebiete Gutes erreichen lasse, wie dies ja auch der Ansicht des Zentralausschusses entspreche.

Reicher Beifall lohnte den Redner.

Darauf hielt der Regierungsrat Beigeordneter Dominicus-Straßburg einen mit großem Beifall aufgenommenen Vortrag: „Wie kann man die Arbeiterschaft für die Spielbewegung interessieren?"

Der Redner führte ungefähr aus: „Wenn wir die Geschichte der Spielbewegung in Deutschland betrachten, so fällt als ein dunkler Punkt in der bisherigen Bewegung die leider noch vielfach fehlende Anteilnahme der Arbeiterschaft an der Spielbewegung

Digitized by Google

ins Auge. Es rührt dies zum wesentlichen aus den sozialen Verhältnissen der Arbeiterschaft her, die von früh auf die Bewegung im Freien wie das Spielen erschweren. Daß dieser Mangel an Interesse für das Spiel sich geltend macht, kann man ersehen, wenn man die deutschen mit den englischen Verhältnissen vergleicht. Und doch wäre gerade für die Arbeiterschaft ein regelmäßiges Spiel in frischer Luft von einer außerordentlichen Bedeutung, nicht nur in gesundheitlicher, sondern auch in moralischer Beziehung. Um nun das Ziel einer größeren Beteiligung der Arbeiterschaft an der Spielbewegung zu erreichen, ist ein umfassendes und einiges Vorgehen aller beteiligten Interessenten erforderlich. Die Wohnungspolitik der großen Städte muß ebenso, wie die Schulverwaltung, sich in den Dienst dieser Sache stellen, und die Spiele in der Schule dürften mit der Entlassung aus dem volksschulpflichtigen Alter nicht aufhören, sondern müßten auch in der Fortbildungsschule obligatorisch weitergepflegt werden. Erforderlich ist allgemein weiter eine Interessierung der Organisation unserer sozialpolitischen Versicherung. Die Krankenkassen und Landesversicherungsanstalten sind schon jetzt bemüht, nicht nur Krankheiten zu heilen, sondern vorbeugend zu wirken. Eine regelmäßige Pflege des Spieles muß als vorzügliches Mittel zur Vorbeugung von Krankheiten anerkannt werden. Aber auch die freien Vereinigungen der Arbeiter aller Art, ohne Unterschied der Parteistellung und der Konfession, sollten sich in den Dienst der Sache stellen. Denn die Aufgabe der Gewerkschaften ist nicht nur eine materielle Besserstellung, sondern die Hebung des Kulturniveaus der Arbeiterschaft überhaupt. Daß, und in welchem Umfange ferner die Gemeinden berufen sind, an der Förderung der Spielsache mitzuwirken, ergibt sich überzeugend aus dem vorhergehenden Referat des Stadtschulrats Dr. Lyon. Und endlich muß auch der Staat nach seinen Kräften bemüht sein, die Arbeiterschaft für die Spielbewegung zu interessieren. Er kann und soll dies tun, insbesondere dadurch, daß er durch Einschränkung der, wo sie vorhanden ist, übermäßig langen Arbeitszeit den Arbeitern die Kraft und Muße zum Spiel verschafft.

Dann, aber erst dann, wenn wirklich alle diese Faktoren vereint zusammen arbeiten, wird es gelingen, allmählich die Volkssitten zu ändern und unsere gesamte Arbeiterschaft für die Spielbewegung zu gewinnen." (Lang anhaltender Beifall.)

Der Vorsitzende dankte den Rednern für die vortrefflichen Vorträge und eröffnete die Aussprache.

Schulrat Dr. Sickinger-Mannheim sprach über den Spielnachmittag und legte noch einmal in packender Weise die Notwendigkeit der allgemeinen Verbindlichkeit dar. Vor allem sei eine günstige Stellungnahme der Behörden notwendig. Sehr bedauerlich und schwer verständlich sei die Stellungnahme des preußischen Kultusministeriums einem bezüglichen Antrage der Stadt Wiesbaden gegenüber auf Einführung des obligatorischen Spielnachmittags. Weiter sprachen Stadtschulrat Ziegler-Pforzheim, Bürgermeister Cuno-Hagen, Professor Dr. Koch-Braunschweig, Bürgermeister Blankenstein-Schöneberg-Berlin, Schulamtskandidat Jßmer-Straßburg, Geh. Medizinalrat Professor Dr. Partsch-Breslau und Hofrat Professor Raydt-Leipzig.

Der Vorsitzende hob in seinen Schlußworten hervor, daß die Verhandlungen des Kongresses einen hoch befriedigenden Verlauf genommen und große Anregungen gebracht hätten. Im besonderen stelle er fest, daß sämtliche Redner mit dem Gedanken der Notwendigkeit eines allgemein verbindlichen Spielnachmittags übereinstimmten. Nur darüber gingen die Ansichten auseinander, ob der Spielnachmittag ohne den Übergang einer fakultativen Beteiligung, wie in Württemberg und Sachsen, oder mit einem solchen einzuführen sei, was den einzelnen Ländern überlassen werden müsse. Er konstatierte sodann die einmütige Zustimmung des Kongresses zu solchen Maßnahmen, so daß jetzt bereits ein dritter Kongreßbeschluß darüber vorliege, daß die allgemeine verbindliche Einführung in allen Schulen gefordert werde. (Allseitige Zustimmung.) Er schloß den Kongreß mit herzlichem Dank gegen die Stadt Straßburg und sprach die Hoffnung aus, daß die hier gegebenen Anregungen ihren Widerhall im ganzen Reiche finden würden.

Die Versammlung dankte dann dem Vorsitzenden für die treffliche Leitung der Verhandlungen.

Am Nachmittag fanden bei günstigem Wetter wiederum auf der Gallenmatt Spiel- und Sportvorführungen der Erwachsenen statt. Besonders beteiligten sich Fortbildungsschüler, Studenten, sowie Turn-, Fußball- und Radfahrervereine. Radpolo, Florettfechten, ein Wettspiel im Tamburinball, Ringen, athletische Übungen und viele andere Wettkämpfe boten ein abwechselungsreiches Bild. Ebenso interessant waren die sich anschließenden, an der Garnisonschwimmanstalt veranstalteten Vorführungen der Schwimm-, Ruder- und Gänselspielvereine (Schifferstechen).

Am Abend fand im Restaurant „Bäckehiesel" ein zahlreich besuchtes Festessen statt, durch das der allgemeine Kongreß seinen Abschluß fand. Er wurde von Professor Raydt durch ein begeistertes Hoch auf das Deutsche Reich eröffnet und durch interessante Reden des Abgeordneten v. Schenckendorff auf die Stadtverwaltung, des Bürgermeisters Dr. Schwander-Straßburg auf den Zentralausschuß, des Sanitätsrats Professor Dr. Schmidt-Bonn auf die Redner, und Turninspektors Professor Keßler-Stuttgart darauf, daß der weibliche Teil der Bevölkerung bei der Bestrebung die nämliche Berücksichtigung finden möge, gewürzt. Am Montag, den 8. Juli, fanden tagsüber arbeitreiche Sitzungen der Unterausschüsse des Zentralausschusses und abends ein studentischer Festkommers zu Ehren des Zentralausschusses statt. Eine große Zahl der bei den Unterausschußarbeiten nicht unmittelbar beteiligten Kongreßteilnehmer machte einen Ausflug nach der Hohkönigsburg und Rappoltsweiler.

Der Gesamteindruck des ersten Kongresses für Volks- und Jugendspiele in den Reichslanden war ein vortrefflicher, und aus der gehobenen Stimmung von Anfang bis zu Ende konnte man frohgemut erkennen, daß hier eine hochbedeutsame Sache des ganzen Volkes verhandelt wurde.

Zeitschriften.

Der Säemann, Monatsschrift für pädagogische Reform. 3. Jahrg. 1907. 4. Heft. April. Inhalt: Grundfragen der Charakterbildung in der Schule. II. Von Dr. Fr. W. Förster in Zürich. — Kinderpsychologie in der modernen Dichtung. II. Von Dr. Gertrud Bäumer in Berlin. — Die Schulreform in Österreich. Von Prof. Hans Kleinpeter in Gmunden. — Schule, Wissenschaft und Leben. Von Oberlehrer Dr. Karl Lorenz in Hamburg.

—— 5. Heft. Mai. Inhalt: Schrift und Schreibunterricht. Von Prof. Rudolf von Larisch in Wien. — Erziehung — angewandte Kunst. Von W. Desclabissac in Berlin.

Das Schulzimmer. 5. Jahrg. 1907. 1. Heft. Inhalt: Leitsprüche. — Farben in die Schulzimmer. Von Dr. A. E. Brinckmann in Bonn. — Die Bekämpfung der Tuberkulose im schulpflichtigen Alter. Von Kreisarzt Dr. H. Berger in Remscheid. — Wohnungsnot und Schulhygiene. Von Friedrich Lorentz in Berlin. — Augenärztliche und hygienische Schuluntersuchungen. Referat von Herm. Graupner in Dresden. — Das Stadion von Athen. Referat von Dr. phil. Alfred Lehmann in Dresden.

Die Deutsche Schule. 11. Jahrg. 3. Heft. März 1907. Inhalt: Lehrermangel. Von J. Tews. — Das Glück als sittliches Ziel. Von Dr. phil. Richard Laube in Dresden. — Rousseau als Systematiker einer idealistischen Pädagogik Von Dr. A. Görland. — Die Schulfrage in England.

—— 4 Heft. April 1907. Inhalt: Lehrerstand und Lehrermangel. Von C. L. A. Pretzel. — Die philosophischen

Digitized by Google

Grundlagen von Pestalozzis Erziehungs- und Unterrichtslehre. Von Joseph Mack in München. — Vom freien Aufsatz in der Volksschule. Von Kampe in Moorwärder bei Hamburg.

—— 5. Heft. Inhalt: Ellen Key und die Erziehungsprobleme der Gegenwart. Von H. Stern in Tarnowitz. O.-S. — Die philosophischen Grundlagen von Pestalozzis Erziehungs- und Unterrichtslehre. Von Joseph Mack in München. — Amerikanische Schulen. Reiseskizzen von Direktor Dr. Papst in Leipzig. — Rousseaus Idealismus. Von Paul Natorp.

Pädagogische Blätter für Lehrer von Kehr. 1907, 6. Heft. Inhalt: Zwei Hauptprobleme aus der Leben-Jesu-Forschung. Von Staude. — Rede zur Seminarweihe in Leipzig. Von Frenzel.

Archiv für Kulturgeschichte. 5. Band. 2. Heft. Inhalt: Die Renaissance in Piacenza. Von Privatdozent Dr. Leo Jordan in München. — Skizzen von der ehemaligen kursächsischen Armee. III. Von Prof. Dr. Bernhard Wolf in Annaberg. — Der Einfluß der Juden auf die Leipziger Messen in früherer Zeit. I. Von Dr. Richard Markgraf in Leipzig.

Alemannia. Zeitschrift für alemannische und fränkische Geschichte, Volkskunde, Kunst und Sprache. 7. Band (g. R. 34), 4. Heft. Inhalt: Eine Freiburger Rechtssammlung aus der Zeit um 1340. Von Dr. Hermann Flamm. — Volksüberlieferungen von Walldürn. Von Altbürgermeister Wilhelm Hildenbrand. — Freiburger Bruchstück von Wolfram von Eschenbachs Willehalm. Von Prof. Dr. Fridrich Pfaff.

Der Türmer. 9. Jahrgang. Mai 1907. Inhalt: Mensch und Natur. Gedanken aus Ralph Waldo Emersons Schriften. Von Dr. Hermann Fritz Neumann. — Der Menschheitsfrühling. Eine Legende von Hero Max. — Die Försterbuben. Ein Schicksal aus den steirischen Alpen. Von Peter Rosegger (Fortsetzung). — Martin Staub. Novelle von Albert Geiger (Fortsetzung).

—— Juni 1907. Inhalt: Wer soll unsere Kolonien besiedeln? Von Wang. — Eine politische Tierfabel. Von P. Fanghänel. — Die Försterbuben. Ein Schicksal aus den steirischen Alpen. Von Peter Rosegger (Fortsetzung). — Martin Staub. Novelle von Albert Geiger (Fortsetzung).

Neu erschienene Bücher.

Stoll-Lamer, Die Sagen des klassischen Altertums. 2. Band. Leipzig, B. G. Teubner. 1907 313 S.

Walther Röthig, Lehrbuch der Verkehrsschrift des Gabelsbergerschen Stenographiesystems. Leipzig, B. G. Teubner. 1907. 54 S.

Heydtmann-Keller, Deutsches Lesebuch für Lehrerinnenseminarien. 2. Teil. Leipzig, B. G. Teubner. 1907. 332 S.

Homers Ilias. Schulausgabe nach J. H. Voß, herausgegeben von Dr. J. A. Kilb. Paderborn, F. Schöningh. 1906. 165 S.

Poesie und Prosa aus dem 16., 17. u. 18. Jahrhundert. Ausgewählt und erläutert von F. Weicken. Paderborn, F. Schöningh. 1906. 258 S.

Uhland, Ludwig der Baier. Schulausgabe, herausgegeben von Dr. H. Schneider. Paderborn, F. Schöningh. 1906. 125 S.

Hebbel, Die Nibelungen. Schulausgabe, herausgegeben von C. Schmitt. Paderborn, F. Schöningh. 1906. 312 S.

O. Külpe, Immanuel Kant. Leipzig, B. G. Teubner. 1907. 152 S.

Martin Schütze, Studies in German Romanticism. Part. I. Chicago, The University of Chicago Press. 1907. 58 S.

Für die Leitung verantwortlich: Prof. **Dr. Otto Lyon.** Alle Beiträge, Bücher usw. bittet man zu senden an: Prof. Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Anton Graff-Straße 33 I.

Digitized by Google

Poetik als Wertlehre.

Von Prof. Dr. **Rudolf Lehmann** in Posen.

Von der Poetik erwartete man früher nicht nur eine Einführung in das Verständnis der Dichtung, sondern auch eine Anleitung zur Kritik. Man suchte durch sie einen Maßstab zu gewinnen, nach dem die echte Kunst von der falschen, das Wertvolle von dem äußerlich Wirksamen aber Nichtigen, im ganzen und im einzelnen mit Sicherheit unterschieden werden könnte. Das hat dereinst die Kunstlehre unserer Klassiker geleistet; sie war Bestandteil einer umfassenden moralisch-ästhetischen Welt- und Lebensanschauung, die für ihre Ideale den Anspruch auf unbedingte Geltung erhob und in der Poesie ihren höchsten Ausdruck fand. Ebendeshalb aber konnte sie nur diejenigen poetischen Richtungen und Schöpfungen als wertvoll anerkennen, die der Form wie dem Inhalt nach diesen Idealen entsprachen.

Analoge Erscheinungen finden wir in dem klassischen Zeitalter der französischen Dichtung, ja, wir finden sie bereits im hellenischen Kunstleben. Charakteristisch ist die Art, wie Aristophanes den Euripides bekämpft und verurteilt; der innere Zusammenhang zwischen den Fröschen und den Wolken des großen Satirikers liegt deutlich zutage. In der neuen Kunst sieht er den Ausdruck eines neuen schlechteren Zeitalters und seiner Gesinnung, wie ihm die Dichtung des Aeschylus die untergegangene große Epoche Athens verkörpert. Im Athen des 5. wie im Paris des 17. und 18. Jahrhunderts freilich wird die Einseitigkeit des künstlerischen Ideals und der kritischen Wertung verstärkt durch nationale Geschmacksrichtungen und technische Konventionen, wie sie unseren Klassikern fremd waren; aber das Entscheidende ist doch, daß die Überlieferung nicht bloß äußerlicher Natur war, sondern einer ganz bestimmten, ihrem Zeitalter angehörenden Welt- und Wertanschauung entsprang.

Und hier liegt nun der eigentliche und letzte Grund, warum wir nicht zu jenem Standpunkt oder einem ihm verwandten zurückkehren können, warum eine wertende und normgebende Poetik im Sinne unserer Klassiker heute unmöglich ist. Die Poesie der Gegenwart trägt keinen eindeutig bestimmten Charakter; sie ist nicht mehr der Ausdruck einer einheitlichen

Digitized by Google

Weltanschauung, sondern fließt aus verschiedenen, ja entgegengesetzten Lebensauffassungen, die mit gleicher Notwendigkeit und gleicher Berechtigung nach künstlerischem Ausdruck suchen und diesen naturgemäß in ebenso verschiedenen Stilrichtungen finden. Dasselbe Publikum wird heute von dem herben Realismus Ibsenscher Menschendarstellung erschüttert und morgen von dem leidenschaftlichen Überschwang und der phantastischen Größe Richard Wagnerscher Heroengestalten hingerissen. Ja, ein und derselbe Dichter schildert heute mit den stärksten Farben der Wirklichkeit und mit der Technik des ausgesprochensten Naturalismus die soziale Bewegung der verhungernden Weber, um uns morgen anmutige Märchengestalten in den Formen romantischer Dichtung vorzugaukeln. Mag man in diesem bunten Wechsel künstlerischen Reichtum bewundern, mag man Schwäche und Unsicherheit darin tadeln: an der Tatsache selbst ist nicht zu zweifeln, daß die schöpferischen Geister unserer Zeit in verschiedenen Richtungen gehen, — und woher könnten wir das Recht oder den Mut nehmen, eine von diesen als die richtige, die anderen als falsch zu bezeichnen? Vielleicht, daß das Lebenskräftige und Echte, was neben manchem Schwächlichen und Gemachten in den verschiedenen Richtungen steckt, sich im Laufe der nächsten Menschenalter zu einer höheren Einheit zusammenschließen und eine neue in sich abgerundete Kunst als den Ausdruck einer neuen und einheitlichen Lebensanschauung hervorbringen wird; mancherlei Anzeichen deuten auf eine solche Entwickelung hin. Dann würde aus dem Ideal der neuen Kunst auch wieder eine neue Art der Wertung hervorgehen. Aber auch dann wird die wissenschaftliche Poetik, nachdem sie einmal induktive und psychologische Betrachtungsart geworden ist, niemals wieder einseitig an den Gesetzen und Normen der neuen Kunst die Erscheinungen der Weltliteratur oder auch nur die der deutschen Dichtung messen und bewerten können. Sie würde stets genötigt sein, auch andere Ideale und Richtungen als die des eigenen Zeitalters zu verstehen und anzuerkennen.

Und so müßte die Poetik gänzlich darauf verzichten, Werturteile festzustellen, zwischen echter Poesie und Afterkunst, zwischen Geschmack und Ungeschmack zu scheiden? Sie müßte das Bedürfnis, das ihr von den Dichtern selbst wie vom Publikum entgegengebracht wird, das Bedürfnis nach Sicherung und Begründung der Kritik, unbefriedigt, ja unberücksichtigt lassen? Sie müßte sich darauf beschränken, das was ist oder gewesen ist, in seiner Eigenart zu erkennen und dürfte auf das, was sein soll, keinerlei Einfluß in Anspruch nehmen? Aber sollte nicht schon das Verständnis einer geistigen Eigenart, beabsichtigt oder nicht, stets eine gewisse Abschätzung dieser Eigenart in sich schließen? Man kann ein dichterisches Werk nicht näher betrachten, geschweige denn tiefer in dasselbe eindringen,

Digitized by Google

ohne entschieden angezogen oder abgestoßen zu werden: sollte das subjektive Werturteil, das zunächst gefühlsmäßig entsteht, wirklich in keiner Weise objektiv zu begründen sein, wenn es nicht von oben herab aus allgemeinen und vorhergefaßten Prinzipien deduziert wird? Liegt nicht schon in der Tatsache dieser persönlichen Wirkung und Wertung ein Ansatz, der zu einem objektiven Werturteil erweitert und entwickelt werden kann, auch wenn es kein im metaphysischen Sinne absolut gültiges Urteil sein sollte?

In der Tat ein Moment dieser Art, und zwar ein entscheidendes, ergibt sich aus dem Wesen der Dichtung selbst: „Jedem Dichter", schreibt Schiller an Goethe am 27. März 1801, „schwebt eine dunkle aber mächtige Totalidee vor", allgemein ausgedrückt, eine Intention. Diese Intention will er verwirklichen, d. h. er will mit den Mitteln seiner Kunst den Hörer oder Zuschauer zwingen, was er darstellt, als Wirklichkeit zu betrachten und zu erleben, sei es, daß er uns nötigt, seine lyrisch ausgesprochenen Gefühle und Gedanken zu unseren eigenen zu machen, sei es, daß er uns von der Bühne herab die Illusion erweckt, durch die wir das, was wir sehen, mit zu erleben glauben. Wenn Dilthey einmal das Erlebnis des Dichters als den Ausgangspunkt jeder künstlerischen Schöpfung bezeichnet, so bildet das Erlebnis des Lesers oder Zuschauers den Gegenpol und Endpunkt des dichterischen Prozesses, und man kann das allgemeine Wesen des dichterischen Schaffens sehr wohl dahin formulieren: es beruht auf der Absicht des Dichters, ein eigenes inneres Erlebnis zum Erlebnis seiner Hörer zu machen. Hieraus ergibt sich als entscheidende Frage für den Wert einer Dichtung, ob der Dichter vermocht hat, diese Wirkung zu erreichen, seine Intention zu verwirklichen.

Betrachten wir die Gesichtspunkte näher, die sich aus dieser Fragestellung ergeben. Die Trägerin jeder künstlerischen Wirkung ist die Phantasie des Hörers. Auf diese will der Dichter übertragen, was er in der eigenen Phantasie erlebt hat. Die Phantasie aber wird bekanntlich, vor allem durch die irrationalen Zustände des Seelenlebens, durch Gefühle und Empfindungen angeregt, weit stärker als durch verstandesmäßig faßliche Eindrücke und Gedankenreihen. Daher ist die Stimmung das Element, das alle künstlerische Wirkung vermittelt und allein möglich macht. Die Stimmung hervorzurufen, aus der heraus seine Schöpfungen glaubhaft und lebendig werden, ist, bewußt oder unbewußt, das erste Absehen jedes Dichters. Hierzu dient die innere Eigenart seiner Sprache, dienen die Bilder, in denen sie sich bewegt und die sie wachruft, hierzu vor allem auch die musikalischen Elemente seiner Kunst, Wortklang und Rhythmus, ja, zu diesem Zwecke ruft er die Musik selber zu Hilfe, sei es als Vertonung oder Begleitung seiner Worte, sei es als Vorspiel und Zwischenakts-

Digitized by Google

musik in der dramatischen Aufführung. In einem nicht geringen Teilgebiet der Dichtung, nämlich in der ganzen eigentlichen Gefühlslyrik, ist die Stimmung nicht nur der erste, sondern zugleich auch der letzte Zweck des Dichters: der Lyriker will uns eben seine Stimmungen und Empfindungen erleben lassen. Für den epischen aber und besonders für den dramatischen Dichter ist sie nur das Medium, in dem seine Gestalten erwachsen und sich bewegen; dem verstandesmäßig faßbaren Erlebnis gilt hier die eigentliche Intention des Dichters.[1]) Aber auch hier ist die Phantasie und nicht der Verstand das tragende Element; auch hier zeigt sich die ursprüngliche Kraft des Künstlers zunächst in der Gewalt, mit der er uns in die Stimmungen und in die Gefühlswelt hineinzwingt, in der seine Menschen leben und handeln. Diese Handlungen wirken wiederum auf die Stimmung der Zuschauer zurück; ein echtes Kunstwerk will niemals bloß unseren Verstand befriedigen. Dennoch treten im Drama und Epos neue Bedingungen rationaler Natur auf, ohne welche die Absicht des Dichters nicht erreicht werden kann: faßbare Bestimmtheit der Anschauung, Folgerichtigkeit der Entwickelung und, wenigstens innerhalb gewisser Grenzen, Übereinstimmung mit der äußeren Wirklichkeit. Ja, die Stimmung selbst wird zerstört und kann nicht aufkommen, wo diese Forderungen nicht erfüllt werden, wo uns Widersprüche und Verschwommenheit entgegentreten.

Die genannten Bedingungen sind nicht alle gleich wesentlich; man möchte sagen, je ausschließlicher verstandesmäßig sie sind, desto mehr tritt ihre Bedeutung zurück. Am wenigsten darf man das Rationale der äußeren Gestaltung überschätzen, wie das z. B. die Theorie und Technik der klassischen Tragödie der Franzosen getan hat: die Phantasietätigkeit wird um nichts gefördert noch erleichtert, wenn man den Verlauf einer Handlung nach Stunden berechnen kann und wenn die Illusion, die das Theater in den Schauplatz wirklichen Geschehens verwandeln muß, sich nur auf einen solchen Schauplatz erstreckt. Aber auch die Übereinstimmung mit der äußeren Wirklichkeit des Lebens ist von geringerem Wert, als man denken sollte. Da freilich, wo der Dichter ebendiese Wirklichkeit darstellen will, also in der naturalistischen oder auch realistischen Kunst, darf er nicht in Widerspruch mit ihr kommen, denn er kommt dadurch zugleich in Widerspruch mit sich selbst. Wen aber kümmert es, ja wer bemerkt es auch nur, daß in Goethes Tasso wie in Kleists Prinzen von Homburg fast alle üblichen höfischen Formen aus dem Verkehr der Personen weggelassen sind und selbst im Verkehr mit den Fürsten nur das Du angewandt ist? Im

1) Ausnahmen kennt nur die neueste Literatur (Maeterlinck). Darüber im dritten Teil bei der speziellen Behandlung des Dramas.

Digitized by Google

Märchen vollends vermag der Dichter eine Welt zu schaffen, in der alles äußere Geschehen von der Wirklichkeit gänzlich abweicht, und doch zwingt er uns sie zu glauben, wenn er es nur vermag, die Stimmung in uns zu erwecken, aus der sie glaublich wird, und sie in sich selbst anschaulich und übereinstimmend zu gestalten.

Weit wichtiger als die äußerliche ist die innere Übereinstimmung, die Folgerichtigkeit der Handlung und der Charakteristik, für die Wirkung und den Wert eines Dichtwerkes. Jede Abbiegung von der ursprünglichen Intention, jeder Bruch in der Charakterentfaltung rächt sich unerbittlich: wie sie selbst Zeichen von Schwäche der gestaltenden Phantasie des Dichters sind, so schwächen sie die Kraft der inneren Wirkung, die von dem Dichtwerk ausgeht, weil sie das Zwingende aufheben, in dem das Wesen der Wirkung liegt. Dies zeigt sich z. B. auffallend in den meisten Wildenbruchschen Dramen, besonders deutlich in dem Neuen Gebot, sowie in dem sonst vielfach trefflichen König Heinrich: die Wirkung, welche der Verlauf dieser Tragödien ausübt, bleibt trotz den gesteigerten theatralischen Mitteln hinter dem Eindruck der ersten Akte zurück, weil sie — vielleicht eben der Bühnenwirkung zuliebe — nicht folgerichtig durchgeführt sind. In noch stärkerem Maße zeigt sich das in einem Bühnenstück wie Beer-Hofmanns Grafen von Charolais, der vor kurzem im Sturm die deutschen Bühnen eroberte, aber sich, wie es scheint, auf keiner erhalten hat. Hier ist allerdings die Diskrepanz zwischen den beiden Schlußakten und den drei ersten so grob und unvermittelt, daß dem Drama, trotz unbestreitbarer Schönheiten in den Anfangsteilen, der Charakter eines Kunstwerks dadurch genommen wird. — Allerdings scheinen jene plötzlichen Bekehrungen von Toren oder Bösewichtern, wie sie am Schlusse von Lustspielen und Rührstücken von jeher üblich waren und noch sind, die Wirkung solcher Stücke zu steigern. Selbst Shakespeare hat in manchen seiner Lustspiele dieses Mittel angewandt, und Schiller hat es sich am Schluß von Kabale und Liebe gestattet, um der poetischen Gerechtigkeit Genüge zu leisten. Die Neigung des Theaterpublikums, die dem Rührenden und Versöhnlichen entgegenzukommen pflegt, und der fallende Vorhang, der eine breitere Ausmalung und weitere Besinnung verhindert, helfen darüber hinweg: aber solche Mittel sind ein für allemal psychologisch unwahr, daher werden sie dem tiefer Betrachtenden die künstlerische Wirkung niemals erhöhen, oft genug stören oder gar zerstören.

Aber Widerspruchslosigkeit und innere Übereinstimmung ist doch mehr eine Forderung negativen Inhalts. Die positive Grundlage der dichterischen Wirkung im Epos und im Drama ist immer die, daß der Dichter, der uns eine gegenständliche Welt, Menschen und Handlungen

Digitized by Google

schaffen will, sie mit bildender Kraft anschaulich zu machen vermag, anschaulich nach ihren äußeren Verhältnissen, noch mehr aber in der Lebendigkeit des seelischen Geschehens. Worauf diese Kraft der Veranschaulichung beruht, darüber können uns im einzelnen erst die folgenden Untersuchungen belehren; so viel aber wird man immerhin vorgreifend sagen können, es ist einmal die Gabe des inneren Sehens und der lebendig gestaltenden Phantasie und zweitens das sprachschöpferische Vermögen, die Fähigkeit, das Gesehene in Worten zum Ausdruck zu bringen, wodurch der Dichter unsere Phantasie zwingt zu sehen und zu gestalten, was er gesehen und gestaltet hat. Hier ist der Brennpunkt seiner schöpferischen Kraft, und hier liegen auch die stärksten Unterschiede im Können, hier scheidet sich am deutlichsten der Genius von dem bloßen Talent. Er zwingt uns, an seine Welt und ihre Gesetze, an die Absichten und Taten seiner Menschen zu glauben, auch da, wo unser Verstand widerstreben möchte, während uns ein schwächerer Bildner auch da nicht immer überzeugt, wo wir verstandesmäßig zugeben müssen, daß er das Richtige getroffen hat. Ein rationalistisch gebildetes, von allem Wunderglauben freies Publikum vermag er in die Welt der Wunder und Gespenster zu versetzen, nicht weil, wie Lessing in der Dramaturgie meinte, der Samen, sie zu glauben, in uns allen läge, sondern weil sie wirklich sind, in seiner Phantasie nämlich und in der unseren, die er beherrscht; weil er sie erlebt und gesehen hat und daher auch uns zwingt, sie zu sehen. Mit Macbeth erblicken wir schaudernd, wie der tote Banquo die blut'gen Locken schüttelt. Solange wir den Geist von Hamlets Vater reden hören, glauben wir an Hölle und Fegefeuer, an „die Stunde, wo Grüfte gähnen und Gespenster schreiten", nicht minder wie an die sehr lebenstreue Schilderung des Hofgesindes und seines wurmstichigen Königs. Wir nehmen die Erscheinung des Erdgeists im Faust ebenso widerspruchslos auf, wie die realistische Schilderung der zechenden Studenten; und Schiller, dessen starke Seite das Überirdische sonst nicht ist, zwingt uns durch die Worte des Gebets seiner Jungfrau mit einer Suggestionskraft ohnegleichen, mit seiner Heldin das Wunder zu erwarten, zu fordern und, als es eintritt, natürlich zu finden. Aber wie kalt lassen uns schon die meisten Geistererscheinungen im zweiten Teil des Faust, den der Dichter mit absterbender Gestaltungskraft geschaffen. Wie herrscht z. B. in der Grablegungsszene so gar nichts von dem Grauen der mittelalterlichen Legende, die sie verkörpert, — über die zum Glück spärlichen Versuche dieser Art bei neueren Dichtern gar nicht zu reden. Und ein entsprechender Unterschied der dichterischen Kraft und ihrer Wirkung zeigt sich, auch wenn die Dichtung sich ganz auf einheitlichem, realistischem Boden bewegt. Über wie viele äußere und innere Unwahrscheinlichkeiten werden

Digitized by Google

wir durch die hinreißende Gewalt der Handlung in Schillers Kabale und Liebe hinweggetäuscht. Dahingegen regt sich etwa in Hebbels Maria Magdalena, wo zwar der Held, Meister Anton, mit genialer Anschauung gesehen, die Handlung aber, wenn auch mit klügster Berechnung, erdacht ist, gegen das Tun und Lassen der meisten Personen fast beständig ein leiser innerer Widerspruch, obwohl wir bei genauerer Überlegung überall zugeben müssen, daß es keinen Punkt in dem Drama gibt, der an sich unmöglich wäre oder aus der Idee des Ganzen nicht folgerichtig entspränge. Etwas Ähnliches ist am Schluß der Emilia Galotti der Fall, welchem, soweit die Handlungsweise des Odoardo in Frage kommt, das Zwingende fehlt, obschon der Dichter jeden Zug dieses Charakters wie seiner Lage in der scharfsinnigsten Weise auf diesen Schluß hin berechnet hat.

Man sieht, auf dem Gebiete der Kunst ist das, was man als möglich oder unmöglich bezeichnen kann, nicht durch eine absolute Grenze zu scheiden. Gleichwohl gibt es Schranken, die auch dem Genius gesteckt sind. Mindestens einer doppelten Bedingung muß auch er sich unterwerfen: seine Intentionen müssen überhaupt durchführbar und sie müssen mit künstlerischen Mitteln durchführbar sein. Schwebt ihm etwas in künstlerischer oder inhaltlicher Hinsicht Unmögliches vor, so ist es klar, daß die Ausführung hinter der Absicht zurückbleiben muß und ein vollkommenes Kunstwerk nicht entstehen kann. Inhaltlich, d. h. soviel wie psychologisch unmöglich ist alles, was den Grundbedingungen der menschlichen Natur und besonders des Willenslebens widerspricht; so z. B. jene plötzlichen Bekehrungen von Toren oder Bösewichtern, von denen oben die Rede war. Wenn Schiller der sittlichen Idee zuliebe, die er zur Anschauung bringen will, seinen Max, seine Thekla gegen die menschliche Natur sich entscheiden und handeln läßt, so vermag er das nicht glaubhaft noch anschaulich zu machen, und er schädigt selbst die Wirkung dieser Gestalten. Und in der berühmten Werbeszene Richards III. am Sarge König Heinrichs zeigt sich, daß auch Shakespeare bisweilen etwas gewollt hat, was er nicht durchführen konnte, weil es den Bedingungen der Menschennatur widerspricht. Und ebenso verhält es sich mit den rein künstlerischen Bedingungen der Wirkung. Schillers gewaltige Geisteskraft vermochte in einem Gedichte wie „Das Ideal und das Leben“ abstrakte Gedankenmassen, die bei jedem anderen blutleer und verstandesmäßig hätten bleiben müssen, mit Wärme und Leben zu erfüllen und zum tief wirkenden Kunstwerk zu gestalten. Allein das geplante Gegenstück „Die Vermählung des Herakles“ vermochte er nicht auszuführen. „Denken Sie sich den Genuß“, hatte er an Humboldt geschrieben, „in einer poetischen Darstellung alles Sterbliche ausgelöscht, lauter Licht, lauter Freiheit, lauter Vermögen. Keine Schatten, keine

Digitized by Google

Schranken — von dem allem nichts mehr zu sehen!“ Aber er wußte wohl, warum die Ausführung unterblieb: kein größeres Gedicht vermag der Kontraste zu entbehren, die ein für allemal einen der notwendigsten Bestandteile aller künstlerischen Wirkung bilden; auch die glanzvolle Schlußapotheose des Faust würde jeden tieferen Eindruck verfehlen, wenn uns nicht durch das Gebet der Büßerinnen und besonders durch die rührenden Worte Gretchens der Gegensatz der einstigen Not zur jetzigen Seligkeit vor Augen träte. Die entgegengesetzte Schranke findet die Kunst des Dichters in der Wiedergabe des Abstoßenden und Widerwärtigen. Schon Moses Mendelssohn und ihm folgend Lessing im Laokoon suchten im Begriff des Ekelhaften eine solche Schranke festzustellen Aber dieser Begriff ist, bei Lessing wenigstens, nicht scharf genug von dem allgemeineren des Häßlichen geschieden. War sich doch Lessing auch über die Berechtigung des Häßlichen in der Kunst nicht völlig klar, und selbst in der Dichtung will er sie nur zu sehr beschränkten Zwecken gelten lassen. Für uns heutige unterliegt es keinem Zweifel, daß die Poesie wie die Malerei, wenn sie charakterisieren und lebendig gestalten will, das Häßliche nicht entbehren kann. Aber es ist auch deutlich, wo seine Verwendung ihre Grenzen hat, nämlich überall da, wo es physiologisch abstoßend wirkt und unsere Nerven in einer Weise erregt, die statt der Versenkung in das Kunstwerk notwendig die Aufmerksamkeit auf unsere eigenen körperlichen Zustände lenkt. Freilich die Nerven der Menschen sind verschieden, und hier zeigt sich im Laufe der Kulturentwickelung ein Wandel in der Art der Empfänglichkeit: kräftigere und rohere Geschlechter vertragen mehr als Zeitalter verfeinerter Kultur. Die Blendung Glocesters mit ihren Einzelheiten, die Shakespeare ganz unbefangen darstellt, würde schwerlich irgendein heutiges Publikum mit ansehen mögen. Und doch haben die Leute, die vor 20 Jahren Tolstois „Macht der Finsternis“ oder Gerhart Hauptmanns „Vor Sonnenaufgang“ zujubelten, bewiesen, daß man auch ihren Nerven noch einiges zumuten kann, was nicht jedermanns Geschmack ist. Modeströmungen vermögen durch ihre eigentümliche Suggestionskraft die physiologische wie die moralische Empfindlichkeit zu schärfen oder abzustumpfen und je nachdem Verzärtelung wie Verrohung des Geschmacks zu fördern. Gleichwohl wird sich wohl mit einiger Sicherheit und Allgemeinheit feststellen lassen, was auf einen kultivierten, wenn auch nicht überfeinerten Geschmack noch künstlerisch wirken kann, und die vergleichende Erfahrung über verschiedene Zeitalter und Geschlechter kann uns das Dauernde, im Wesen der Kunst und der Menschennatur Begründete von jenen künstlichen, durch die Mode hervorgebrachten Steigerungen scheiden lehren. Nur daß die Grenze nicht durch eine scharfe Linie, sondern durch eine breitere Zone gebildet wird.

Digitized by Google

Diese Erscheinung führt nun auf ein Bedenken prinzipieller Art, das man gegen den Versuch, Dichtungen künstlerisch zu werten, mit allem Schein des Rechtes erhoben hat. Es ist dies, daß die Wirkung eines Dichtwerks nicht sowohl von den Kunstmitteln an sich als von dem Publikum abhängt, auf das sie wirken sollen: daher denn auch in verschiedenen Zeiten und innerhalb derselben Zeit auf verschiedene Schichten eines Volkes die gleichen Dichtungen nicht den gleichen Eindruck machen. Danach also scheint der Maßstab, der von diesen Eindrücken hergeleitet wird, notwendigerweise selber relativ und unsicher zu sein.

Auf diesen Einwurf nun aber ist folgendes zu erwidern. Es ist ganz richtig, daß alle induktiv gefundenen Werturteile von beschränkter Allgemeinheit und bedingter Gültigkeit sind; unsicher und schwankend aber brauchen sie darum nicht zu sein. Was zunächst die Verschiedenheit der Zeiten und Kulturen betrifft, so findet hier freilich — wie wir bereits an einem Beispiel gesehen haben — eine gewisse Verschiebung des Werturteils statt. Allein im wesentlichen tritt nur die eine Tatsache deutlich hervor, daß die Art der Wirkungen und die Mittel, durch die sie hervorgebracht werden, sich mit der Kulturstufe des Publikums ändern und folglich bei Völkern höherer Kultur andere sind als bei weniger entwickelten oder gar bei Naturvölkern. Der Unterschied aber in dem, was auf verschiedene Epochen und Völker annähernd gleich hoher Kultur wirkt, ist weit geringer, als man bisweilen annimmt. Wie wäre es sonst möglich, daß nicht nur Homer und Sophokles, an denen wir uns selbst gebildet haben, sondern auch Kalidâsa und Hafis, die auf völlig fremdem Boden erwachsen sind, Europäer des 19. und 20. Jahrhunderts ergreifen und erfreuen können? Ja, eben in dieser Allgemeinheit der Wirkung wird man ein wesentliches Kennzeichen für den Wert einer Dichtung sehen dürfen: was nur auf enge Kreise und nur in einem engbegrenzten Zeitraum Eindruck gemacht hat, ist eben darum schon weniger wertvoll als das, was Jahrtausende hindurch für die verschiedensten Völker lebendig ist. Der von W. A. Schlegel und Goethe geprägte Begriff der Weltliteratur enthält an sich schon ein Werturteil. Das Studium solcher Dichtungen, die ihr angehören, die Analyse der Mittel, auf denen ihre dauernde Lebendigkeit beruht, muß uns Maßstäbe in die Hand geben, nach denen wir auch für die Werke unserer eigenen Zeit zwischen Modeströmungen und dauernden Werten zu unterscheiden vermögen. Eben hierdurch bildet das Studium der Literaturgeschichte das ästhetische Urteil.

Was von den Kulturabständen verschiedener Zeiträume gilt, das trifft im wesentlichen auch auf die verschiedenen Bildungsschichten innerhalb desselben Zeitalters und desselben Volkes zu. Auch hier herrscht eine starke Verschiedenheit zwischen der Art des Geschmacks und der Empfänglichkeit

Digitized by Google

der verschiedenen Bevölkerungsklassen, am meisten, wo, wie bei den modernen Kulturnationen, die oberen Klassen an einer historischen Bildung teilhaben, von der die unteren nichts wissen. Es ist eben auch hier ein Abstand der Kulturstufen, der sich in der Kunst wie auf allen anderen Lebensgebieten äußert. Auch hier wird man nicht anstehen, dem künstlerischen Empfinden der höheren Kultur den höheren Wert beizumessen, zumal seitdem die romantischen Vorstellungen von der Volksdichtung, ihrem Wesen und Wert verblaßt und aufgegeben sind. Aber auch hier wird man in der Allgemeinheit der Wirkung, wenn auch nicht den einzigen, so doch einen bedeutsamen Wertmesser zu sehen haben. Rohe und grobe Effekte, die auf ein naives Publikum Eindruck machen, versagen einer höheren Stufe der Bildung und des Geschmacks gegenüber; und vieles, was nach seinen Voraussetzungen und der Art der angewandten Mittel nur auf verfeinerte Leser und Hörer berechnet ist, geht naturgemäß an den breiteren Schichten des Volkes wirkungslos vorüber. Dennoch haben die höchsten Dichtungen aller Zeiten wohl stets auf die ganze Nation gewirkt, in der und für die sie entstanden sind: Homer und Tasso nicht minder, wie der erste Teil des Faust und die meisten Schillerschen Dramen, und wo, wie etwa in Deutschland gegen Ende des 17. Jahrhunderts, die beiden Sphären des Geschmacks allzu schroff und ohne Vermittelung auseinanderklaffen, haben wir ein sicheres Zeichen künstlerischen Niedergangs vor uns. —

Stimmung, innere Übereinstimmung und Widerspruchslosigkeit, anschaulich bildende Kraft: in diesen Forderungen hat die Poetik drei Gesichtspunkte ästhetischer Natur, nach denen sie jede Dichtung auf ihren künstlerischen Wert hin zu beurteilen imstande ist. Freilich können wir nicht hoffen noch beanspruchen, hieraus deduktive Vorschriften darüber ableiten zu wollen, wie der Dichter seine Kunstmittel verwenden und seine Wirkung erreichen kann. Wohl aber ist es möglich, mit Hilfe dieser Gesichtspunkte festzustellen, worauf im einzelnen Falle die Wirkung eines Dichtwerkes beruht und warum sie in einem anderen versagt. Wir werden da zunächst entscheiden können, ob die Wirkungen durch künstlerische Mittel oder durch bloßen Nervenreiz erreicht sind. Das letztere geschieht namentlich von der Bühne herab nicht selten; aber nur im ersteren Falle haben wir Kunstwerke vor uns, deren Analyse Aufgabe der Poetik ist. Eine solche Analyse zeigt uns dann die Eigenart der dichterischen Formen und Kunstmittel, sowie ihre Verwendung, und sie begründet somit ein objektives ästhetisches Werturteil.

Das Urteil, das auf diese Weise entsteht, ist im engsten Sinne ästhetisch, ja es ist technischer Natur. Nun aber gibt es noch einen zweiten, anders gearteten Wert, nach dem man dichterische Werke einschätzt:

Digitized by Google

er beruht auf der Tiefe und Allgemeinheit der Gedanken, die sie enthalten, auf ihrem Zusammenhang mit den Lebensinteressen und den Kulturströmungen der Zeit und der Nation, ja der Menschheit überhaupt. Denn der Genius unterscheidet sich von geringeren Geistern nicht allein durch das Können, nicht nur durch die Fähigkeit, seine inneren Erlebnisse wiederzugeben, sondern auch durch den Inhalt dessen, was er erlebt. Zum inneren Erlebnis wird ihm nicht nur, was ihm persönlich im Glück und Unglück widerfährt, sondern auch die großen allgemeinen Gedanken, die geistigen Strömungen seiner Zeit. Sie erfüllen seine Dichtungen und ihre Gestalten, weil sie in ihm selbst kraftvoll und lebendig sind, und auch hier zwingt er sein Publikum in seine Art anzuschauen, zu denken und zu fühlen, hinein, selbst wenn es neue und fremdartige Gedanken und Anschauungen sind. So wird der Dichter zum Lehrer der Weisheit, zum Verkünder einer höheren Sittlichkeit. So zogen unsere Klassiker ihr Volk zu sich empor, so ist in unseren Tagen Henrik Ibsen ein Lehrer tiefer und ernster Lebensanschauungen geworden. Auf diese Weise entstehen Dichtungen, deren Inhalt der Lebensinhalt ihrer Zeit und ihrer Nation ist. Der Faust wäre uns Deutschen nicht das, was er uns ist, wenn er nicht das tiefste Sehnen, die bitterste Verzweiflung und das höchste Glück des modernen Menschen zum Ausdruck brächte.

Die Höhe der Intention, der Reichtum an Ideen, die unmittelbar ausgesprochen oder mittelbar verkörpert werden, die Weite der Anschauungen und die Tiefe der Empfindungen, die in ihr zum Ausdruck kommen, sie kennzeichnen den Wert eines solchen Werkes. Mit der künstlerischen Vollkommenheit der Ausführung aber deckt sich diese inhaltliche Bedeutsamkeit keineswegs. Wenn Gerhart Hauptmanns „Fuhrmann Henschel“ technisch vielleicht ebenso gut gemacht ist wie Goethes „Tasso“, vielleicht sogar besser, so wird man beide Werke doch kaum in einem Atem nennen mögen, so weit überragt Goethes Tragödie der Künstlerseele an Tiefe und Bedeutsamkeit die des braven und abergläubischen Mannes aus dem Volke.

So wird man zu dem Ergebnis kommen, daß der Gesamtwert einer Dichtung von der künstlerischen Vollkommenheit ihrer Ausführung einerseits, von der Bedeutsamkeit und dem Reichtum ihres Inhalts anderseits abhängt. Aber freilich kann kein Zweifel darüber sein, daß der erste dieser Gesichtspunkte für das ästhetische Werturteil entscheidender ist als der zweite. Die höchste moralische Bedeutsamkeit, die edelste nationale oder soziale Tendenz vermag die Stimmung, die Anschaulichkeit, das Zwingende und somit die eigentliche künstlerische Wirkung nicht zu ersetzen. Und anderseits gibt es Dichtungen von hohem künstlerischen Rang, die keine tieferen Beziehungen und Perspektiven haben, so etwa Shakespeares Sommernachtstraum, Kleists

Digitized by Google

Zerbrochener Krug und überhaupt eine große Anzahl von Lustspielen der Weltliteratur.

Ebendieses Verhältnis ist es, was Schiller in dem schon einmal angeführten höchst wichtigen Brief an Goethe vom 27. März 1801 zum Ausdruck bringt. „Jeder, der imstande ist, seinen Empfindungszustand in ein Objekt zu legen, so daß dieses Objekt mich nötigt, in jenen Empfindungszustand überzugehen, folglich lebendig auf mich wirkt, heiße ich einen Poeten, einen Macher. Aber nicht jeder Poet ist dem Grad nach ein vortrefflicher. Der Grad seiner Vollkommenheit beruht auf dem Reichtum, dem Gehalt, den er in sich hat und folglich außer sich darstellt, und auf dem Grad der Notwendigkeit, die sein Werk ausübt. — Es leben jetzt mehrere so weit ausgebildete Menschen, die nur das ganz Vortreffliche befriedigt, die aber nicht imstande wären, auch nur etwas Gutes hervorzubringen. Sie können nichts machen, ihnen ist der Weg vom Subjekt zum Objekt verschlossen, aber eben dieser Schritt macht mir den Poeten.

Ebenso gab und gibt es Dichter genug, die etwas Gutes und Charakteristisches hervorbringen können, aber mit ihrem Produkt jene hohen Forderungen nicht erreichen, ja nicht einmal an sich selbst machen. Diesen nun, sage ich, fehlt nur der Grad, jenen fehlt aber die Art. Die ersten, welche sich auf dem vagen Gebiet des Absoluten aufhalten, halten ihren Gegnern immer nur die dunkle Idee des Höchsten entgegen, diese hingegen haben die Tat für sich, die zwar beschränkt aber reell ist. Aus der Idee aber kann ohne die Tat gar nichts werden."

Hieraus ergeben sich nun einige wichtige Folgerungen: zunächst die, daß es vom ästhetischen Standpunkt aus nicht zulässig ist, von einem Dichter hohe Intentionen, tiefe und unmittelbare Bedeutsamkeit oder gar moralische Tendenzen zu fordern. Eine solche Forderung würde folgerichtig durchgeführt die Poesie wiederum in den Dienst außerkünstlerischer Mächte zurückführen, wie sie ihr, vor der befreienden Wirksamkeit unserer Klassiker, durch die moralisierende Tendenz des 16. und den Rationalismus des 17. und 18. Jahrhunderts aufgezwungen war. „Die Dichtkunst", schreibt Goethe in seiner Antwort auf jenen Schillerschen Brief am 6. April 1801, „verlangt im Subjekt, das sie ausüben soll, eine gewisse gutmütige, ins Reale verliebte Beschränktheit, hinter welcher das Absolute verborgen liegt. Die Forderungen von oben herein zerstören jenen unschuldigen produktiven Zustand und setzen, für lauter Poesie, an die Stelle der Poesie, etwas, das nun ein für allemal nicht Poesie ist, wie wir in unseren Tagen leider gewahr werden." Jede echte und lebendige Dichtung, das will Goethe sagen, besitzt eine typische Bedeutsamkeit, indem durch das, was sie darstellt, die allgemeine Natur des Menschen und des Weltgeschehens sichtbar

Digitized by Google

wird, wenn auch nur in einem kleinen Ausschnitt. Aber ebendarum darf und braucht man die bewußte Beziehung auf das Allgemeine nicht beanspruchen, darf man nicht fordern, daß die Dichtung den Zusammenhang mit einer theoretischen Weltanschauung oder gar mit praktischen Tendenzen zum Ausdruck bringt. Wo ein solcher Zusammenhang dem inneren Erlebnis des Dichters entspringt, wie in Goethes Iphigenie oder Schillers Don Carlos, da freilich wird er dem Kunstwerk jene tiefere Bedeutsamkeit verleihen; und der künstlerische Wert wird um so reiner hervortreten, je unmittelbarer dieser Ursprung ist, je weniger ihm eine bewußte lehrhafte oder praktische Tendenz zugrunde liegt. So wirkt das patriotische und politische Element in Schillers Dramen, so die erzieherische Lebensweisheit im letzten Akte des Faust, so die sozialen und sittlichen Gedanken in Ibsens Brand oder Rosmersholm. Überall aber, wo der Dichter sein Werk mit bewußter Absicht in den Dienst eines allgemeinen Gedankens, einer politischen oder sozialen Richtung stellt, wird der künstlerische Wert durch das Gewollte und Lehrhafte geschädigt werden. Seine Gestalten werden sich nicht von innen heraus ausleben und darstellen, wie in einem echten Kunstwerk; ihre Handlungen werden mehr oder weniger der Absicht des Dichters, nicht der Notwendigkeit ihrer eigenen Natur entspringen. Das ist z. B. in den sogenannten Tendenzromanen des 19. Jahrhunderts der Fall, selbst in so hochstehenden, wie Gutzkows Zauberer von Rom und seinen Rittern vom Geist, und auch in Gustav Freytags trefflichem Soll und Haben ist die Schwäche mancher Partien, so das unwahrscheinliche und sensationelle Ende seines Veitel Itzig, der Tendenz des Buches zuzuschreiben.

Aber wir müssen noch einen Schritt weiter gehen und ganz allgemein zugeben, daß es unmöglich ist, die Bedeutsamkeit einer Dichtung nach einem künstlerischen Maßstabe zu messen. Dieser Aufgabe gegenüber versagt die Poetik und muß versagen; denn der Wert, um den es sich hier handelt, hängt nicht von künstlerischen Vorzügen ab, sondern von anders gearteten Beziehungen, von einem Zusammenhang, der durch die allgemeine Geisteskultur, ihre Bedürfnisse und Richtungen gegeben ist. Daher kommt es denn auch, daß die Wirkung, die durch den künstlerischen Charakter eines Werkes hervorgerufen wird, auch dann noch dauert, wenn im Laufe einer langen Kulturentwickelung die Bedeutsamkeit des Inhalts abgestorben oder doch abgeblaßt ist. Was ist uns heute der Orakelglaube und überhaupt die Götterfurcht der Hellenen? Und dennoch ist der Einfluß des König Oedipus einer der stärksten und fruchtbarsten, von denen die moderne Literaturgeschichte weiß. Satiren wie Don Quichote oder Figaros Hochzeit, deren Tendenz längst jede tatsächliche Spitze verloren hat, üben noch heute die Wirkung auf uns, die von vollendeten Dichtungen ausgeht.

Digitized by Google

So könnte man versucht sein, einen künstlerischen Wert der Intention als solcher, der Tiefe und Bedeutsamkeit einer Dichtung überhaupt nicht zuzugestehen und denselben vielmehr ausschließlich in der künstlerischen Ausführung zu suchen. Es ist dies der Grundsatz, den man neuerdings mit dem Schlagwort „l'art pour l'art" zu bezeichnen pflegt: im Wesen einer Kunst, die nichts als Technik sein will, liegt es, daß sie nur auf den berechnet ist, der die Technik in ihren Einzelheiten zu würdigen weiß. Diese Anschauung setzt den Artisten an Stelle des Dichters. Sie setzt den Inhalt zurück hinter der Form, den metrischen und sprachlichen Ausdrucksmitteln. Ja dieses Formenprinzip führt in seinem Extrem zu einer gänzlich inhaltlosen Kunst, die nur noch durch den Klang der Worte und Rhythmen wirken will: eine Reihe moderner und modernster französischer und deutscher „Ästheten" verkörpert diesen Typus.

Dieser Standpunkt ist freilich bequem für die Poetik, denn er zieht keine Werte in Betracht, die sie nicht genau nachprüfen kann. Aber er führt zu einer Einseitigkeit, die mit dem Wesen der Poesie unvereinbar ist; er macht die Mittel der Poesie zum Zweck und zieht den Dichter zum Virtuosen herab. Ja, man wird gerade vom rein ästhetischen Standpunkt aus einer solchen Tendenz entgegentreten müssen. Denn wenn die Poesie bloß Klangkunst sein will, so ist sie als solche ein für allemal der Musik unterlegen, und man sieht nicht ein, was sie neben dieser eigentlich noch soll. Aber auch abgesehen von diesem Extrem vergißt eine Dichtung, die in der Stimmung ihr einziges und letztes Ziel sieht, daß diese Stimmung nur ein Mittel ist, um den Lebensinhalt des Dichtergeistes dem Hörer lebendig zu machen, und die Notwendigkeit, von der Schiller spricht, hervorzurufen; ein Mittel also, um den Leser zu zwingen, an den Dichter und sein Gedicht zu glauben. Wo sich freilich der ganze Lebensinhalt des Dichters zu bloßen Stimmungen verflüchtigt, wie das bei vielen unserer modernen Artisten und Ästheten der Fall ist, da vermag er auch im besten Falle nichts anderes zu geben, als Stimmung. Wenn es ihm nun an Formentalent nicht fehlt, so wird er auf dem rein lyrischen Gebiet, wo die Stimmung herrscht, mancherlei Wirksames schaffen und auf Momente fesseln können, auf die Dauer aber wird sich der Leser, der volleres Leben und echten Gehalt sucht, durch die Inhaltlosigkeit dieser Poesie angeödet, von ihr abwenden. Denn daran kann kein Zweifel sein, daß es die Persönlichkeit des Dichters ist, aus der seine Werke Inhalt und Leben, mithin den letzten und höchsten Wert empfangen und durch die allein Stoff und Form seiner Dichtungen ihre Bedeutsamkeit erhalten. Gerade weil dem so ist, kann die Poetik diesen Wert nicht im einzelnen abschätzen und wägen lehren; denn das Persönliche ist seinem Wesen nach

Digitized by Google

irrational und inkommensurabel. Ebendeshalb aber ist es in der Dichtung niemals mit der bloßen Form und auf die Dauer auch nicht mit der bloßen Stimmung getan. Nur ein großer Mensch kann ein großer Künstler sein, der Satz ist nicht unbestreitbar für die bildenden Künste; für die Poesie aber gilt er zweifellos, und wenn die Modeschätzung Talente zweiten oder dritten Ranges, mögen sie der Gegenwart oder der Vergangenheit angehören, weil sie Form und Stimmung beherrschen, zu Künstlern ersten Ranges stempelt, so überdauert eine solche Schätzung die Mode niemals. Die gewaltige Wirkung unserer klassischen Dichter ist von ihrer Persönlichkeit losgelöst nicht zu denken. Die beste und vollste Kraft dieser Persönlichkeit steckt und wirkt in ihren Werken, und je vollendeter diese in künstlerischer Hinsicht sind, desto weniger braucht man hinter ihnen und durch sie hindurch nach der rein menschlichen Individualität des Dichters zu suchen, um die volle Macht seines Wissens zu empfinden; braucht das daher bei Goethe noch weniger als bei Schiller. Aber freilich, es lohnt anderseits schon, wenn nicht in künstlerischer, so doch in menschlicher Hinsicht: sie gewähren in ihrer vorbildlichen Entfaltung höchsten Menschentums und losgelöst von dem Einzelinhalt ihrer Werke eine Quelle der Freude und Erhebung.

Hieraus entspringt denn auch die erzieherische Wirkung wahrer Kunstwerke, und die pädagogischen Ziele, die wir mit der Dichterlektüre im Unterricht verbinden, werden verständlich Die Empfänglichkeit für dichterische Stimmung, die Empfindung für die Schönheit dichterischer Form zu entwickeln ist sicher ein erstes und wesentliches Ziel aller ästhetischen Erziehung; auch der Unterricht wird es auf allen Stufen als eine wesentliche Aufgabe betrachten müssen. Und richtig ist es, daß ein zu weit getriebenes Eingehen auf die verstandesmäßig erkennbare Technik, eine allzu methodische Zergliederung der dichterischen Form diese Wirkung nicht fördert, sondern schädigt und hemmt. So weit haben die Warner recht, die den Übertreibungen einer ästhetischen Analyse in der Schule entgegentreten. Aber nun gibt es auch eine große Anzahl von Stimmen, ja man kann schon fast von einer Partei unter den Schulmännern reden, welche jede Art von verstandesmäßiger Behandlung der Poesie in der Schule ablehnen; Empfänglichkeit anregen und Stimmung erwecken ist das einzige Ziel, das sie als berechtigt zugestehen. Man sieht deutlich den Zusammenhang mit dem Ästhetentum, für das sich der gesamte Gehalt der Poesie in Stimmung verflüchtigt.[1]) Allein der Unterricht hat noch andere Aufgaben der Jugend gegenüber und noch andere Kräfte, um ihnen gerecht zu werden. Die Gestalten und Handlungen, die aus der Schöpfung unserer großen Dichter sprechen,

1) Besonders deutlich trat dieser Zusammenhang auf dem Weimarer Kunsterziehungstag 1903 hervor.

Digitized by Google

sollen der Jugend verständlich und vertraut, sollen ihr zu eigenen Erlebnissen werden; der Gehalt dieser Dichtungen soll sie bereichern und ihren Sinn erweitern, und die edle Begeisterung, der hohe Idealismus unserer großen Dichter soll Widerhall in der jungen Brust finden. Das aber ist nur möglich, wenn die Schüler über die passive Empfänglichkeit hinweg und durch die bloße Stimmung hindurch zu einer Einsicht in den Gehalt dieser Dichtung kommen, wenn sie an den Dichter oder an den Lehrer, der ihn vertreten soll, Fragen richten dürfen und im Unterricht selbst die Anregung erhalten, solche Fragen zu stellen und zu beantworten. Neben jenem ersten Ziel also wird der Unterricht stets und mit der zunehmenden Reife der Schüler immer entschiedener das zweite ins Auge fassen müssen; neben die bloße Darbietung muß die Erklärung des Inhalts treten. Beide Aufgaben zusammen erst erfüllen den Kreis des Lektüreunterrichts und begründen die ästhetische Bildung, die aus ihm hervorwachsen soll.

Goethe und sein Freund Karl Philipp Moritz.

Von **A. Hackemann** in Bocholt.

(Schluß.)

II.

Fertiger Theologe, war Moritz vor allem bemüht, in diesem Zweige eine Stellung zu finden, er fand sie nicht. Es wurde ihm eine Stellung im Philanthropin Basedows angeboten, er nahm sie an. Dortselbst sollte er als Gehilfe seine erste Probe im Lehrfache ablegen. Basedow spielte damals in Deutschland eine große Rolle und sein Name war berühmt. Moritz freute sich daher über den Ruf an seine Anstalt. Über Basedow schrieb er später selbst in seinem Werke „Andreas Hartkopf", welches in dem „Hartkopf" Basedow vorführt. Aber er fand sich doch nicht gut in die neue Stelle. Er wollte schon damals, was die Jetztzeit anstrebt, eine Verbindung von Spiel und Ernst in der Erziehung, ein Gleichgewicht zwischen der praktischen Methode Basedows und der späteren einseitig theoretischen Methode Pestalozzis, eine Harmonie der Freiheit mit der Abhärtung, der Milde mit der Strenge. Da nun Moritz eine selbständigere Natur war, wollte er auch gehört sein, seine Meinung berücksichtigt haben; anderseits gab Basedow nicht nach, und so tat es Moritz und verließ, nachdem er ein Jahr dortselbst gewirkt hatte, diese Stätte, um eine Lehrerstelle am Waisenhaus zu Potsdam zu übernehmen.

Digitized by Google

Hier eingetreten, widmete sich Moritz dem Unterrichte mit allem Eifer und Fleiße. Es lag in seinem Wesen, sich gern der Jugend mitzuteilen, sie mit sich fortzureißen, die besseren Keime für die Wissenschaft ihr einzupflanzen. Allein er selbst war leider nicht erzogen, im Leben nicht abgeschliffen worden. Und ein solcher Mangel wiegt schwer. Moritz ging, ob nun das Wetter stark tobte oder Sonnenschein die Erde überstrahlte, in die Einsamkeit, um die Monologe aus König Lear oder Ugolino laut zu deklamieren, und wenn es ihm im Freien gefiel, blieb er selbst über Nacht draußen. In einer kleinen Stadt, die an das Herkömmliche gewöhnt ist, auf Sitte und Ordnung hält, den äußeren Schein der Solidität als ein wichtiges sittliches Moment erachtet, wirken ähnliche Ausschreitungen nicht gut, und auch Moritz erkannte nur zu bald, daß dieser an kleine Verhältnisse gewöhnte Ort ihm Konflikte zuführen werde, denen er nicht gewachsen sei, und beschloß daher, nach Berlin auszuwandern.

Weil er als Lehrer, wenn auch nicht als Erzieher sehr tüchtig war, bekam er viele Empfehlungen mit und wurde an der wissenschaftlichen Schule zum Grauen Kloster in Berlin als Lehrer aufgenommen. Der dortige Rektor Büsching setzte seine besten Hoffnungen auf ihn, und er selbst leistete tatsächlich sein Bestes, um den Erwartungen des Rektors zu genügen. Ganz und ausschließlich konnte ihn aber die Schule nicht befriedigen, und so machte er sich gleichzeitig auch an die Schriftstellerei, an die Veröffentlichung von Dichtungen, und wie es das Graue Kloster auch mit sich brachte — er war Protestant — auch an das Predigen. Darin leistete er Außerordentliches. So oft er predigte, strömte alles hinzu. Er sprach vom Herzen und es führte zum Herzen. Nur durfte man ihn, wie einer seiner Zeitgenossen schreibt, hierbei nicht ansehen, denn er war nichts weniger als schön von Gestalt, und seine Gesten waren abschreckend.

In seinen Gedichten offenbart er kein besonders hervorragendes Talent, er selbst erkennt dies später. Dazumal schrieb er sechs Gedichte an „seinen König Friedrich den Großen". Als der diese Gedichte erhielt, erließ er, der bekanntlich im allgemeinen kein Freund der deutschen Sprache war und sich gegen die damaligen Größen in der deutschen Dichtkunst nicht besonders freundlich erwies, ein ehrendes Schreiben an Moritz des Inhaltes, sein Stil sei so gebildet, daß es zu wünschen wäre, alle deutschen Dichter schrieben so, dann würde die deutsche Sprache mit den anderen Sprachen wetteifern können.

Diese Erklärung des Königs einerseits, anderseits die deutsche Grammatik für Frauen, die er damals herausgab und die sehr viel gelesen ward, führten ihm Achtung und gute Schriftstellerhonorare zu. Die allgemeine Aufmerksamkeit, die hierdurch auf ihn gelenkt war, machte es möglich, daß

Digitized by Google

er, der mit Geld eigentlich nicht umzugehen verstand, dennoch soviel zusammenbrachte, um einen langgenährten Wunsch, nämlich England zu bereisen und unmittelbar über dasselbe zu schreiben, in Erfüllung zu bringen.

Er hatte früher unter großen Entbehrungen die englische Sprache sich zu eigen gemacht, er beherrschte sie vollkommen und ging nach London, er wandert von da nach Derbyshire, um dort die Höhle Castleton Field zu besichtigen. Moritz verschmähte es, irgendeine Fahrgelegenheit zu benutzen und durchwanderte England zu Fuß. Und wie sah er dabei aus! Der Leser denke sich eine lange, hohe, schmächtige Gestalt daherwandern, nicht besonders schön von Gesicht, mit hohen Wasserstiefeln, einem grauen Rock bekleidet, einen Knotenstock in der Hand, die Reisetasche an der Seite, in der nichts ist als ein Hemd, wie auch Milton und Horaz, die ihn nie verließen. So marschierte er. Die Jugend gaffte ihn allenthalben an, und diejenigen, die nach dem schon damals geltenden Grundsatz: Zeit ist Geld vorüberfuhren, bemitleideten den hilflosen Mann, der nicht einmal imstande sei, einen Platz im Omnibus zu bezahlen. Wohin er kam und Einkehr halten wollte, wurde ihm diese verweigert, und nur ungern ließ man ihn bei den Bediensteten seine Herberge finden. Allenthalben betrachtete man ihn als ein verdächtiges Subjekt. Er aber ging ruhig und heiter seiner Wege, und wenn er, in die Reize Englands sich versenkend, dort auf schönen Fluren sich niederließ und seinen Horaz lesen konnte, war er der Glücklichste der Sterblichen.

In der Höhle zu Castleton hielt er sich sehr lange auf und holte sich da den Keim zu einer Brustkrankheit, die später in Schwindsucht ausartete und seinen frühen Tod herbeiführte.

Wie sein Geld und auch die Ferien zu Ende gingen, kehrte er nach Berlin zurück und schrieb die „Wanderungen in England", jenes Buch, von dem, wie ich eingangs erwähnte, Goethe sagt, daß ihm Moritz dadurch merkwürdig geworden wäre.

Das Buch fand, aus der Unmittelbarkeit geboren, außerordentlichen Beifall. Aber nicht nur in Deutschland, auch die Engländer vergaßen ihn nicht. Wie bei uns auf den kleinen Bühnen die Spezies der Engländer und der Franzosen sich fast immer gleich bleibt, und wir sofort in der Karikatur die betreffende Nationalität erkennen, so wurde in jener Zeit und wird noch heute in England der deutsche Professor dargestellt als ein langer, hagerer Mann mit Wasserstiefeln, dem grauen Rock und dem Knotenstock, wie er sich unter einen Baum setzt, ein Buch herausnimmt und liest.

Allein auch seine Schreibweise gefiel den Engländern, seine Darstellungen und Schilderungen schmeichelten ihnen, und so kam es, daß Moritz ihnen viel früher bekannt war, als Goethe, Herder, Schiller und Lessing. So

Digitized by Google

erscheint noch heute mit jedem Jahr ein Wegweiser von London, und in diesem Wegweiser wird Moritz zitiert und dasjenige, was er als Deutscher über Richmond geschrieben, mit Emphase wiederholt.

Diese Worte lauten folgendermaßen: O Richmond! Richmond! Nie werde ich den Abend vergessen, wo du von deinen Hügeln so sanft auf mich herablächeltest und mich allen Kummer vergessen ließest, da ich an dem blumigen Ufer der Themse voll Entzücken auf und nieder ging. O ihr blühenden, jugendlichen Wangen, ihr grünen Wiesen und ihr Ströme in diesem glücklichen Lande, wie habt ihr mich bezaubert!

Mit erneuerter Kraft, mit bereicherten und veredelten Ansichten ging Moritz wieder an den Unterricht im Grauen Kloster zu Berlin. Er vermied es, dasjenige zu befolgen, was Basedow als so köstlich geschildert, er ließ es nicht zu, daß die Jugend nichts tue als Spielen, und oft zitierte er seinen Schülern zur Warnung das Epigramm Käſtners:

Dem Kinde bot die Hand zu meiner Zeit der Mann,
da streckte sich das Kind und wuchs zu ihm heran,
jetzt kauern sich zum lieben Kindlein
die pädagogischen Männlein.

Als Erstes und Wichtigstes bezeichnete er ihnen die Liebe zur deutschen Muttersprache, zu den deutschen Dichtern, zu den schönen Wissenschaften. Mit den jungen Leuten las er den Horaz, und wenn ihr Herz von Freude schwoll, sich in solche Dichtungen versenken zu dürfen, wenn alle begeistert zu ihm aufblickten und seinem erhebenden Vortrage lauschten, da meinte er, es sei nicht gut, daß man diese Worte so kalt hinlese, man müsse sie singen, und nun begann er im Chore mit allen Schülern diese Oden aus voller Brust und mit solcher Kraft zu singen, daß die Mauern des alten Grauen Klosters vom Gesange widerhallten und daß alle anderen Lehrer zu unterrichten aufhören mußten. Dies alles war jedoch vom Übel. War es schon in dieser gelehrten Schule ein Majestätsverbrechen, es auch nur auszusprechen, daß die Jugend das Deutsche mehr schätzen müsse als das Latein, oder daß sie einander nur gleichgestellt seien, so kam ein begeistertes Eintreten für die schönen Künste, ein Singen in den hochernsten Hallen einer Gotteslästerung gleich. Hierdurch entstanden Reibereien zwischen ihm und den anderen Lehrern, während die Schüler nur desto inniger an ihm hingen, und obgleich er inzwischen zum Prorektor aufgerückt war, wurde doch seine Stellung im ganzen eine ungemütliche.

Unter diesen Umständen war es für ihn von Segen, daß der Philosoph Mendelssohn sich seiner annahm. Er richtete ihn auf, erzog ihn gleichsam mit seinem Humor, flößte ihm Selbstvertrauen ein und lehrte ihn, in sich selbst die reine innere Lebensfreude zu suchen.

Digitized by Google

Er brachte ihn dazu, daß er allgemeine Vorträge über deutsche Grammatik, die schönen Wissenschaften, die deutsche Dichtkunst usf. hielt, wie auch besondere für Damen, Vorträge, in denen er namentlich sprach über den Gebrauch des dritten und vierten Falles, deren Unterscheidung nach seiner Meinung der Frauenwelt schwer falle. All diese Vorträge fanden großen Anklang.

Auch wurde Moritz durch sie abgelenkt von den Zerwürfnissen mit seinen Kollegen. Gleichwohl wünschte er aber seine Stellung mit der eines Gymnasiallehrers zu vertauschen. Der Wunsch gelangte zwar zur Erfüllung, erforderte jedoch große geldliche Opfer; denn während er im Grauen Kloster ein Gehalt von 800 Talern bezogen hatte, betrug das Einkommen der Professoren höchstens 200 Taler jährlich. Allein Moritz rechnete darauf, sich das Fehlende durch den Ertrag seiner schriftstellerischen Arbeiten ersetzen zu können. Da am Gymnasium, wie noch heute bei uns, vom Professor eine Fachwissenschaft betrieben werden mußte, wählte er die Geschichte und gab sich nunmehr diesem Studium mit vollem Eifer hin.

Wenn er über Kulturgeschichte zu sprechen hatte, da waren alle begeistert und hingerissen; sobald es aber zu jenen Geschichtsabschnitten kam, wo es sich um Krieg und Frieden, um Schlacht und Sieg handelte, da war sein Vortrag geradezu einschläfernd.

Während er nun diesem Berufe oblag, bot sich ihm eine neue Stellung neben jener als Professor, die Stelle eines Redakteurs der alten Vossischen Zeitung. Diese Stelle war erledigt worden, und das Augenmerk der Eigentümer richtete sich auf Moritz; sein großes Wissen, seine Schriften, auch seine Zeitschrift über Seelenerfahrungskunde ließen ihn hierzu besonders geeignet erscheinen.

Die Vossische Zeitung war schon damals mehr politischer Natur, Staatsakte waren es, die in ihr besprochen wurden.

Kaum war Moritz der Antrag gemacht, die Redaktion zu übernehmen, als ihm eines vorschwebte — er wollte das Blatt zu einem Volksblatte umgestalten.

Geradheit und Offenheit sollten die Tendenz des Blattes werden, strengste Unparteilichkeit gegen reich und arm in ihm vorwalten; die Tugend sollte hochgehalten, das Laster unterdrückt werden, zu den Palästen der Hohen, zu den Hütten der Niedrigen wollte er sprechen, und in seinem Blatte sollte jede edle Tat verzeichnet sein, und was nicht gut und edel war, mußte ausgerottet werden, Verweichlichung, Üppigkeit und Demoralisation bekämpft werden. Er war der erste deutsche Schriftsteller, der die Berichte aus dem Gerichtssaal in die Zeitung verpflanzte. Ebenso wurden die Theaterkritiken durch ihn eingeführt. Allerdings muß man ihm nachsagen, daß er in seinen Kritiken gegen Schiller sehr herbe verfuhr. Während

Digitized by Google

er Goethe lobte und für Shakespeare schwärmte, war er allzu strenge gegen Schiller. Dessen Kabale und Liebe, die Räuber und Fiesco, die bis dahin erschienen waren, wurden sehr gern auf der Bühne gesehen; aber Moritz sprach ihnen jeden rein künstlerischen Wert ab, erklärte, daß sie nicht auf der Höhe der Dichtung stehen, daß sie den Anforderungen der Ästhetik nicht entsprechen, und machte sich dadurch die Anhänger Schillers zu großen Feinden; Schiller selbst war über diese Kritiken sehr erbittert.

Es zeigte sich bald, daß Moritz kein Schriftsteller fürs Volk war. Ein echter Volksschriftsteller muß die Eigenart der Zeit erfassen und der Tagesströmung Rechnung tragen. Moritz schrieb schön, warm, kernig, echt deutsch; er hatte einen für die damalige Zeit glänzenden Stil, aber das Packende und Zwingende der Schreibweise fehlte ihm, und außerdem war das Volk damals noch nicht an die Tagesblätter gewöhnt, es kannte nicht das Bedürfnis, etwas zu lesen. Es war das Zeitungslesen jener Zeit nur auf die Gebildeten beschränkt, die aber auch kein Blatt für Moral und Tugend, sondern ein echt politisches Blatt wollten. Da der Eigentümer der Vossischen Zeitung schon nach zwei Jahren merkte, daß die Abonnenten abfielen, mußte Moritz von seiner Stelle scheiden. Er widmete sich wieder vollständig seinem Lehrberufe und seinem Autorwirken. Er schrieb um jene Zeit an vierzig Bücher, die von den Zeitgenossen hochgehalten und gerne gelesen wurden.

Dabei suchte Moritz nach Möglichkeit seinem Wandertriebe zu genügen. Eine seiner Reisen führte ihn nach Leipzig, und da Schiller sich dort aufhielt, wurde er durch Göschen mit ihm bekannt; sie standen sich am Anfang nicht gut. Als Schiller jedoch dem Angekommenen sein neuestes Drama Don Carlos vorlas, und Moritz, durch dieses Werk über die Bedeutung Schillers eines Besseren belehrt, seinen Beifall rückhaltlos aussprach, versöhnten sie sich und blieben von diesem Zeitpunkte an die besten Freunde.

Um jene Zeit hörte Moritz von einem Italiener Lanfranchi, einem Cagliostro der damaligen Zeit, die Weissagung, daß er bald nach Italien reisen werde, daß ihm dort ein außerordentliches Glück bevorstehe, und daß er, von diesem Glück begleitet, wieder nach Berlin zurückkommen werde.

Diese Weissagung wurzelte sich tief in Moritzens Herz ein; dazu kam, daß es bei seinem Wanderdrange und bei seinem steten Streben, den schönen Wissenschaften leben zu können, kaum eines solchen Anstoßes bedurfte, um sich nach Italien zu sehnen. Ein weiteres Motiv war auch sein Gesundheitszustand, und endlich machte noch eine keimende Leidenschaft, die erste seines Lebens, die sich bei ihm für eine verheiratete Frau zeigte, sein Verbleiben in Berlin unmöglich. Er fing an zu sparen, legte Taler auf Taler, und nachdem er endlich 100 Taler zusammengebracht hatte, nahm er noch bei Campe in Hamburg weitere 150 Taler als Vorschuß auf das Werk,

Digitized by Google

das er über Italien schreiben wollte, und so fuhr er eines schönen Tages mit Extrapost nach Rom, wo er im September 1786 eintraf. Rom machte auf ihn einen großen, gewaltigen Eindruck. Dort unmittelbar unter dem Schatten der großen Denkmäler war es, daß er die römische Geschichte und Vergangenheit richtig erfassen lernte, und er behauptete oft, daß, als er Julius Cäsar am Kapitol las, ihm dessen Geschichte ganz anders erschienen sei, und er dort erst so recht den tiefen Geist, der in den klassischen Werken ruhe, erkennen konnte.

Das Glück wollte es, daß schon am 1. Dezember 1786 auch Goethe in Rom eintraf. Und nun sehen wir diese beiden Männer in Rom sich nebeneinander bewegen. Hier war es auch, wo Goethe am 1. Dezember schrieb: „Moritz ist hier, der uns durch seinen Anton Reiser und die Wanderungen in England merkwürdig geworden. Es ist ein reiner trefflicher Mann, an dem wir viel Freude haben."

Acht Tage später machte eine ganze Gesellschaft von Deutschen einen Ausflug, um die Tibermündungen zu besichtigen. Auf der Rückkehr glitt das Pferd, auf welchem Moritz ritt, aus, dieser fiel und brach sich den Arm, ein Unglück an sich, welches jedoch zum großen Glück für Moritz werden sollte; denn damals schrieb Goethe unter dem 8. Dezember, wo er den Fall Moritzens bespricht: „Das zerstörte die ganze Freude und brachte in unseren engen, kleinen Zirkel ein böses Hauskreuz." Und am 6. Januar 1787 meldete er nach Weimar: „Eben komme ich von Moritz, dessen geheilter Arm heute aufgebunden war. Was ich diese vierzig Tage bei diesem Leidenden als Wärter, Beichtvater und Vertrauter, als Finanzminister und geheimer Sekretär erfahren und gelernt, mag uns in der Folge zugute kommen. Die fatalsten Leiden und die edelsten Genüsse gingen diese Zeit her immer einander zur Seite."

Durch diese vierzig Tage und Nächte, die Goethe an der Seite Moritzens zubrachte, lernten sie sich kennen und rückten einander näher.

In der Tat, es waren zwei merkwürdige Persönlichkeiten. Beide hatten sich nach Rom gewissermaßen geflüchtet, beide, weil sie einer keimenden Liebe aus dem Wege gehen wollten, beide waren sie Söhne der Sturm- und Drangperiode. Und doch wie weit verschieden ihre Naturen! Der eine zerfallen mit sich selbst, kränklich, unzufrieden, der die Harmonie dort suchte, und der zweite, im Geiste bereits geläutert, in glänzenden Verhältnissen lebend, strotzend von Jugendkraft, der dort wieder die Ruhe sucht. Diese beiden traten einander näher und vereinigten sich in gegenseitiger Achtung zu echt männlicher Freundschaft.

Von da an datieren das Lebensglück Moritzens und seine besseren Bestrebungen. Als am 17. Februar 1787 Goethe Rom verließ, weil er

Digitized by Google

Neapel besuchen wollte, schrieb er an Charlotte v. Stein: „Ich lasse bei meiner Abreise Moritz ungern allein. Er ist auf gutem Wege, doch wie er für sich geht, sucht er sich gleich beliebte Schlupfwinkel."

Goethe verließ Moritz also sehr ungern. Es ist dies begreiflich, denn wir wissen aus jeder Literaturgeschichte, daß Goethe insbesondere der Prosodie, welche Moritz geschrieben, den Entschluß verdankte, seine Iphigenie aus der früheren Prosa in Verse umzudichten, so daß diese uns jetzt in der großartigsten Form vorliegt und alle Herzen begeistert.

Moritz betätigt aber auch die Einwirkung Goethes auf seine Person; er rechtfertigt dessen Befürchtungen nicht, ging keinen schiefen Weg, er blieb Goethes würdig. Während Campe hoffte, daß er ihm eine populäre Reisebeschreibung über Italien liefern werde, welche Lektüre dazumal sehr beliebt und gesucht war, fand der Autor es nicht mehr für angemessen, ein leichtes Werk zu schreiben und gab Campe seinen Vorschuß aus dem Erlöse anderer Bücher zurück; Campe wurde hierdurch sein erbitterter Feind und hetzte eine ganze Klique gegen Moritz und verfolgte ihn in polemisierenden Schriften.

Moritz ließ sich hierdurch nicht irremachen, er verfaßte jenes Werk, von welchem ich bereits gesprochen, das noch heute fortlebt und mit gebührender Würdigung gelesen wird. Ferner schrieb er „Über die bildende Nachahmung des Schönen", ein Werk, welches Schiller ungewöhnlich begeisterte und dessen Gedicht „Die Künstler" hervorrief. Seine Gedanken über die Kunst finden sich in demselben niedergelegt, und insbesondere erscheint seine Lehre, daß die Schönheit darin bestehe, daß vor allem bei jedem Werke eine harmonische Einheit gesucht werden müsse, daß ferner das Schöne immer wahr sei und seine Ewigkeit eben in dieser Wahrheit liege, durch Schiller in die erhabenste poetische Form gegossen. Schiller und Goethe verdanken daher den ästhetischen Untersuchungen unseres Moritz so viel des Unsterblichen, daß schon dieserhalb Moritz unser volles Interesse verdient. Inzwischen kehrte Goethe im Herbst nach Rom zurück, er findet Moritz wieder und schreibt: „Moritz ist bisher mein liebster Gesellschafter geblieben, ob ich gleich bei ihm fürchtete und fast noch fürchte, er möchte aus meinem Umgange nur klüger, und weder richtiger, besser, noch glücklicher werden; eine Sorge, die mich immer zurückhält, ganz offen zu sein."

Und in seinem Berichte vom Oktober 1787 schreibt Goethe: „Moritz bemüht sich um die alte Mythologie, er war nach Rom gekommen, um nach früherer Art durch eine Reisebeschreibung sich die Mittel einer Reise zu verschaffen. Ein Buchhändler hatte ihm Vorschuß geleistet. Aber bei seinem Aufenthalte in Rom wurde er bald gewahr, daß ein leichtes, loses Tagebuch nicht ungestraft verfaßt werden könne. Durch tagtägliche Ge-

Digitized by Google

sprüche, durch Anschauen so vieler tüchtiger Kunstwerke regte sich in ihm der Gedanke, eine Götterlehre der Alten in rein menschlichem Sinne zu schreiben, und solche mit belehrenden Umrissen nach geschnittenen Steinen herauszugeben. Er arbeitete fleißig daran und unser Verein ermangelte nicht, sich mit demselben einwirkend darüber zu unterhalten."

Interessant ist anderseits ein Brief Moritzens, den er an Campe schrieb, mit dem er zu jener Zeit (27. Oktober 1787) noch befreundet war. Er schreibt: „Ich lerne oft hier in acht Tagen mehr als ich sonst in Jahren gelernt habe, denn ich habe mich bisher immer mehr damit beschäftigt, über das, was ich wußte, nachzudenken, als mir viele neue Kenntnisse zu verschaffen. Jetzt sehe ich aber täglich mehr ein und lerne durch den Umgang mit Herrn von Goethe, daß die Denkkraft notwendig ebenso stark außer sich als in sich wirken muß, wenn sie nicht auf metaphysische Spitzfindigkeit geraten und die gehörige Elastizität und Leben behalten soll."

Nicht ohne Interesse ist es, in welch verschiedenartigen Worten Moritz und Goethe sich über den großen Einfluß Roms auf ihr Gemüt und ihren Wissensdrang aussprechen:

Moritz: „Alles stimmt hier zusammen, um den Geist zur Betrachtung des Großen und Schönen zu erheben."

Goethe: „Mir ist es, als wenn ich die Dinge dieser Welt nie so richtig geschätzt hätte als hier. Ich freue mich der gesegneten Folgen auf mein ganzes Leben."

Als endlich Goethe Rom verließ und Moritz zurücklassen mußte, versäumte er es nicht, dem Herzog von Weimar über Moritz zu schreiben und dessen Teilnahme für ihn wachzurufen. Auch lud er Moritz ein, sobald er Rom verließe, zu ihm nach Weimar zu kommen.

Moritz leistete Folge, traf aber zu Weimar Goethe nicht an. Bei dieser Gelegenheit zeigte sich seine ärmliche Lage; ohne angemessene Kleidung und ohne Geld mußte er höchst kläglich durch einige Wochen sich durchbringen, bis endlich Goethe nach Weimar zurückkehrte. Dieser nahm sich sofort seiner an, bekleidete ihn und stellte ihn dem Herzoge vor. Der Fürst erwärmte sich bald für Moritz und nahm bei ihm Unterricht im Englischen, um ihn auf diese zarte Weise unterstützen zu können. Schließlich nahm er ihn mit sich nach Berlin, und Moritz hätte gewiß niemals gedacht, daß sich die Weissagung Lanfranchis in solch leuchtender Weise erfüllen werde, daß er an der Seite eines solchen Herzogs und in dessen Kalesche in Berlin einziehen, seines großen Schutzes sich erfreuen werde. Der Herzog nahm sich seiner auch in Berlin derart an, daß Moritz eine Stelle als Professor der Altertumskunde und der schönen Wissenschaften an der dortigen Akademie für bildende Künste erhielt. Er wurde später Sekretär dortselbst, Mitglied der

Digitized by Google

Akademie der Wissenschaften und vom König von Preußen zum Hofrat ernannt. Die schönsten Träume Moritzens waren zur Wirklichkeit geworden. Insbesondere war es Minister Heinitz, der ihn unterstützte und selbst zu seinen Vorlesungen kam, die einen ungewöhnlich starken Zulauf von Hörern hatten, so daß man sich oft den Eintritt in den Saal erst erringen mußte.

Auch Tieck war einer seiner eifrigsten Zuhörer. Moritz lehrte mit außerordentlichem Schwunge, und wir finden einen Brief von Goethe aus der damaligen Zeit, in welchem er an den Herzog schreibt: „Moritz hat mir geschrieben — Er empfiehlt sich Ihnen — Es geht ihm sehr gut — Die guten Götter erhalten ihn Heinitzen."

Moritz hätte sich jetzt ganz wohl gefühlt, wenn nicht Nikolai und seine Freunde und der obengenannte Campe gegen ihn Front gemacht hätten. Ihnen war es nicht recht, daß ein Mann, der ja eigentlich nie recht Brotstudien gemacht, regellos, mehr genial dahinlebte, zu so hohen Ehren und Würden gelangte; ihnen behagte es nicht, daß ein Mann, der für Goethe schwärmte, zu solcher Höhe sich emporgeschwungen.

Trotzdem arbeitete Moritz fleißig und schrieb ein ausgezeichnetes Werk nach dem anderen zu dem ausgesprochenen Zwecke, die Jugend für die Kunst anzueifern, für die Wissenschaft zu begeistern.

Obgleich Moritz in seiner Gesundheit angegriffen war, fand er sich bewogen, jetzt in seiner gesicherten Stellung eine Heirat einzugehen. Er lernte ein 15jähriges, sehr schönes Mädchen, die Tochter des Buchhändlers Matzdorf, kennen, liebte sie und nahm sie zur Frau. Während des Brautstandes hatte er Gelegenheit, in selbstloser Weise für einen großen deutschen Schriftsteller zu wirken, und er bezeugte hierdurch, daß die Güte, die ihm von Goethes Seite entgegengebracht worden, einem Würdigen zugeflossen war.

Eines Tages fand er unter den eingelaufenen Briefschaften einen anonymen Brief. Da die Schrift ihn zum Lesen reizte, nahm er ihn und las, daß sich der Anonymus an ihn wende, weil er zu dessen Herzen Vertrauen habe; er schicke ihm deshalb sein dichterisches Erzeugnis mit der Bitte, es zu lesen und zu beurteilen. Die Art und Ausdrucksweise des Briefes muteten ihn an, er nahm das Werk selbst zur Hand — es nannte sich „eine unsichtbare Loge" — und unterzog es einer eingehenden Würdigung. Je weiter er las, desto anziehender fand er es; er konnte nicht zu lesen aufhören. Es mahnte ihn an jenen Tag, da er Werthers Leiden gelesen, die auch einen ähnlichen, hinreißenden Eindruck auf ihn gemacht. Nachdem er zu Ende gelesen, glaubte er nicht, daß es ein in der Literatur Unbekannter sei, der dies geschrieben habe, sondern, daß entweder Wieland oder Herder oder gar Goethe selbst sich einen kleinen Scherz mit ihm erlaube. Er besprach sich aber doch, da es ihm nahe ging, daß diese

Digitized by Google

Heroen einen solchen Versuch nicht gerade mit ihm machen würden, mit seinem zukünftigen Schwiegervater, las ihm einige Stellen aus dem Buche vor und brachte es dahin, daß Matzdorf den Verlag dieses Werkes übernahm und dafür ein Honorar von 100 Dukaten — für die damalige Zeit eine gewiß sehr bedeutende Summe — dem unbekannten Autor zusicherte und ihm 30 Dukaten gleich zusandte. Es sollte nämlich poste restante an einen kleinen Ort abgesendet werden. Dazu schrieb Moritz: „Wer sind Sie, wie heißen Sie, Ihr Werk ist ein Juwel." Und wer war der Autor dieses Werkes, das tatsächlich große Schönheiten enthält, obgleich es freilich nicht an die späteren Werke dieses Schriftstellers heranreicht? Kein anderer als Jean Paul, der sich damals in den düstersten, verzweifeltsten Verhältnissen befand. Er hatte seine alte Mutter bei sich, die er nicht ernähren konnte. Er war zufällig verreist, um nur einige Gulden auszuborgen, und als er jetzt zurückkam, traf ihn Moritzens Brief mit den 30 Dukaten, und seine alte Mutter weinte vor Freuden. Jean Paul selbst fand sich gehoben, und von nun an arbeitete er mit voller Zuversicht und hat ja auch eine hohe Stelle im deutschen Parnaß erklommen.

Moritz heiratete alsbald. Seine Ehe war in den ersten Jahren nicht glücklich. Die Ungleichheit der Jahre, die Kränklichkeit des Gatten mag manches dazu beigetragen haben. Als aber die Frau mit einem gewissen Sydow durchging, der ein Buch über die Art, sich in der Gesellschaft zu benehmen, geschrieben hatte — er hatte ja auch bei ihr seine Benehmungsart mit Glück ins Werk gesetzt — eilte er ihr nach und nahm sie in verzeihender Liebe wieder auf. Durch seinen Edelmut bezwungen, ward sie ihm von nun an die beste Gattin. Allein das Glück sollte nicht von langer Dauer sein. Gegen das Ende seines 36. Lebensjahres machte Moritz mit seiner Gattin einen kleinen Ausflug nach Dresden, und als er zurückkam, streckte ihn eine Lungenkrankheit auf das Siechenbett. Trotz treuester Pflege seiner Gattin verschied er mit dem vollendeten 36. Lebensjahre, zu früh für die Menschheit, und einige Wochen später folgte ihm seine aufopfernde Pflegerin an derselben Krankheit ins Grab.

Aber selbst als Moritz verschieden war, ließen ihn die Anhänger Nikolais nicht ruhen. Schlichtegroll hielt ihm einen Nekrolog, nicht zum Lobe, indem er nur die Phantasterei und ungeregelte Genialität desselben betonte, allein kein Wort für das Gute und Schöne, das der Mann geleistet hatte, fand.

Wieder waren es Goethe und Schiller, die sich seiner annahmen, und daher kommen die bekannten Disticha, welche, von Goethe zunächst als Manuskript geschrieben, lauten:

Armer Moritz, wieviel hast Du im Leben gelitten,
Aeakus sei Dir gerecht — Schlichtegroll war es Dir nicht.

Digitized by Google

und in den gedruckten Xenien 1797:

Nekrolog.

Unter allen, die von uns berichten, bist Du mir der Liebste;
Wer sich liefet in Dir, liest Dich zum Glücke nicht mehr.

Wenn im allgemeinen über einen Mann Betrachtungen angestellt werden, führen sie entweder zu dem Ziele, daß man sich sagt: „Du willst nicht sein wie jener", oder zu dem anderen, daß man sich sagt: „Du möchtest sein wie jener." In Moritz, das ist gewiß, fanden wir einen Mann, dessen Name wohl während der Länge der Zeit verschollen ist. Man kann nicht sagen, daß er Außerordentliches gewirkt hätte oder daß seine Werke fortleben würden in Ewigkeit; aber eines ist gewiß, daß er für die Mitlebenden Großes getan in der Sprache und in der Vervollkommnung derselben, in der Bemühung, sie zur Herrschaft zu bringen, in seinem Streben für die Jugend, die unter ihm lebte und in welche er die besten Keime legte, und in seiner Untersuchung in Kunstästhetik und Kenntnis des Altertums. Sicher ist es, daß sowohl in unserer Sprache als in der Kunstgeschichte vieles von großem Werte besteht, ohne daß wir den Genius kennen, der uns diese Schätze zugeführt, und daß nur zu oft Moritz dieser Genius ist.

Wer etwas Großes erreichen will, hätt' gern was Großes geboren,
Der sammle still und unerschlafft im kleinsten Punkte die höchste Kraft!

Und das hat Moritz getan. Er war es, der zu seinen Freunden unsere größten Dichter zählte. Jener, die von einem Schiller, einem Goethe gelobt werden, zählen wir nicht viele.

Darum ist es auch wohl angebracht, in diesem Jahre, dem 150. seit seiner Geburt, seiner zu gedenken.

So schließe ich denn mit den Worten des Dichters:

Wer den Besten seiner Zeit genug getan,
der hat gelebt für alle Zeiten.

Erweiterungen und Ergänzungen zu Wustmanns Sprichwörtlichen Redensarten.

Von Dr. **Franz Söhns** in Halle (Saale).

(Fortsetzung.)

Jemanden auf das Lerchenfeld führen (fehlt bei Wustmann). Gemeint ist wohl ursprünglich: jemanden zum Lerchenfang auf ein Feld führen, auf dem, wie der Führende genau weiß, keine Lerchen zu holen sind. Daraus ergibt sich dann die allgemeine Bedeutung: jemanden zum Narren haben (das französische dupieren). Zum Sinne vgl. Fischarts

Digitized by Google

Gargantua (S. 388): Es ist auch einer auff dem Lerchenherd nicht sicher, wenn einer schlafft, dann die Rebhüner dörffen eim bald ohren abstoßen und abbeissen.

Singen wie eine Heidelerche (fehlt bei Wustmann). Die Heidelerche (Alauda arborea) ist selbst in den Gegenden noch zu finden, in denen sonst alles Tierleben erstorben scheint und überall wegen ihres vortrefflichen Gesanges geschätzt. Sie kann sich mit der Nachtigall nicht messen, aber sie ersetzt dieselbe. Auch als Stubenvogel ist sie sehr beliebt.

Die Schweine noch nicht mit einem gehütet haben. Belegstelle: Murners Narrenbeschwörung 95, 96:

Ich mag nit unsere pfaffen hören;
Er hat mich eins mals heissen liegen
Und kan nüt predigen, dann mit kriegen;
Ouch schilt uns ser, strafft unser wesen,
Als ob er uns hett uffgelesen
In dem dreck und hett der schwyn
Mit uns gehiettet by dem ryn (Rhein).

Die im Volke überaus bräuchliche, bei Zurückweisung allzugroßer Vertraulichkeit angewandte Redensart ist indessen sicher weit älter als Murners Schrift.

Hiobspost ist dem Begriffe Post unterzuordnen, der, wie es bei Wustmann nicht ersichtlich ist, auch allein in der Bedeutung Nachricht oder „Zeitung" in älterem Sinne erscheint. Als in Hans Sachs' Schwanke vom Mönche mit dem gestohlenen Huhne der Mönch von seinem „Gesellen" die Aufforderung des Priors erhält, in der Kirche seines Amtes zu warten, da heißt es: Der münich dieser post erschrack. Aber nicht nur in alter Zeit (Schumanns Nachtbüchlein S. 118, 125, 152, 348) begegnet das Wort in diesem Sinne, auch Schiller verwendet es noch genau so in seiner Zerstörung Trojas (20):

Eiskalte Angst durchlief die zitternden Gebeine,
Als in dem Lager diese Post erklang.

Daß auch „Zeitung" noch in klassischer Zeit in demselben Sinne gebraucht wurde, lehrt die Stelle: „Das ist eine große Zeitung"; so sagt Piccolomini (V, 2), als er die Kunde von Sesins Gefangennahme erhält.

Sich ein Gewerbe machen (fehlt bei Wustmann), wörtlich eigentlich sich einer Tätigkeit hingeben (Grundbedeutung: sich drehen, tätig sein, etwas zu erreichen suchen), dann gebraucht in dem Sinne: eine Tätigkeit üben, um durch dieselbe, die nur zum Schein betrieben wird, ein anderes Vorhaben zu verschleiern. Im Venus-Gärtlein klagt das Mädchen, das keinen Mann erwischen kann:

Digitized by Google

Ich fahr auch offt ſpatzieren,
Steh am Fenſter vor der Thüren,
Auch mir ein Gewerbe mach,
Hilfft doch alles nicht der Sach.

Ein „Gewerbe“ macht ſich auch der Wirt in Schelmuffsky.

Reden wie ein Buch. Wuſtmann meint: So ſagt man von einem, der ſich ſelbſtgefällig, und ohne andere zu Wort kommen zu laſſen, in fließenden und tönenden Auseinanderſetzungen ergeht über Dinge, von denen er nichts verſteht.

Daß „er“ nichts verſteht von dem, wovon er redet, liegt doch durchaus nicht in der Redensart: im Gegenteil, wir brauchen ſie heute gerade zur Bezeichnung dafür, daß der Redende ein ſehr geſcheiter Mann iſt, als einen Ausdruck der Bewunderung. Er ſpricht, wie wenn er aus einem Buche läſe — doch nicht nur ſo fließend, ſondern auch ſo zuſammenhängend und klug. Auch daß der Redner den anderen nicht zu Wort kommen läßt, beſagt die Redensart nicht.

Keine Seide bei etwas (einer Tätigkeit) ſpinnen. Die Erklärung Wuſtmanns befriedigt in keiner Weiſe. „Die Redensart wird aus der Zeit ſtammen, wo man ſich bemühte, in Deutſchland die Seidenraupenzucht einzuführen“. Das wäre alſo etwa aus dem Jahre 1599. Aber die Redensart begegnet bereits in Murners „Großem lutheriſchen Narren“, und dieſer erſchien 1522. Und warum die Redensart durchaus mit der Seidenraupenzucht in Verbindung bringen und nicht vielmehr mit der Seideninduſtrie im allgemeinen, die in Deutſchland bereits im 10. Jahrhundert blühte? Freilich darf man zur Erklärung nicht mit Wuſtmann davon ausgehen, daß die Redensart von Haus aus dieſelbe Bedeutung gehabt haben muß, wie heute. In der Murnerſchen Stelle ſagt Luther:

Ich muß doch lachen uff mein eid,
Das dir das Dantzen hat erleid (= verleidet)
Ein prediger uff der cantzel ſton.
Er hat villeicht ſunſt nichtz geſtudiert
Die nacht darvor gerumpliert (Unzucht getrieben)
Und ſelbs villeicht ein Dantz gefiert,
Er hat nit alzeit ſeidin geſponnen.

Nicht allzeit „ſeidin“ (ſeiden als Adjektivum gefaßt) geſponnen haben, heißt doch hier: nicht allzeit nur in edlen Stoffen gearbeitet (geſponnen) haben, ſondern vordem auch in unedlen, niederen, ſchmutzigen. Ohne Bild: er hat nicht immer nur züchtig und ehrbar, ſondern auch ausſchweifend gelebt. Lebt jemand alſo in zuchtloſer Weiſe, ſo ſpinnt er eben nicht „ſeiden“, oder mit ſubſtantiviſcher Auffaſſung des Wortes, wie ſie ſpäter eintrat: keine Seide. Da ein ſolcher bei dieſem „Nicht-ſeiden-ſpinnen“

Digitized by Google

natürlich meist auch in seinem Besitzstande herunterkam, am allerwenigsten etwas vor sich brachte, so konnte die Übertragung des Ausdruckes auf einen immer mehr herunterkommenden Menschen nur naturgemäß sein. Entwickelungsstufen also: Spinnt keine Seide, lebt zuchtlos, bringt alles durch und nichts vor sich. Später wurde dann der Ausdruck natürlich auch auf Menschen übertragen, die weniger infolge zuchtlosen Lebens als infolge allzuwenig Gewinn abwerfender Beschäftigung auf Erlangung materiellen Wohlstandes verzichten müssen.

Auf Regiments Unkosten (fehlt bei Wustmann), d. h. auf Kosten des Regiments. Das Wort Unkosten hat (wie Untiefen im Gebrauche des Volkes) seinen ursprünglichen „keine Kosten" bezeichnenden Sinn im Laufe der Zeit in den Gegensatz umgewandelt. Obwohl mit dem un privativum verbunden, wird es doch völlig gleich mit dem positiven Grundworte Kosten gebraucht. Daß der Übergang sich schon verhältnismäßig früh vollzog, vgl. Hans Sachs: Das kiffarbeis krawt (40):

Doch wil ein gart gros unkost haben,
Darmit aim deglich get dahin,
Am garten aller nuez und gwin.

Dazu ließen sich analoge Stellen aus gleicher Zeit in großer Anzahl anführen. Fast alle dienen auch zur Widerlegung dessen, was Eberhards synonymisches Wörterbuch über das Wort sagt: Unkosten nennt man die Kosten, wenn sie unnütz sind oder als Schaden und Verlust empfunden werden. Fast überall bedeutet Unkosten ohne jeden Nebensinn einfach Kosten.

Zu abgefeimt (feim = Schaum) gehört auch das in Entwickelung und Bedeutung sehr ähnliche gerieben, das noch in den „schwarzen unsichtigen edlen stain" des Hans Sachs (55) als „abgerieben" erscheint. Es waren: ganz abgribner spotfogel zwen.

Die Hörner sich noch nicht abgelaufen haben. Die Erklärung der Redensart hat besser von ihrem Positivum auszugehen als vom Negativum Wustmanns, das jenes erst zur potentiellen Voraussetzung hat. „Der Ausdruck ist nicht wörtlich zu nehmen", sagt Wustmann. Heute gewiß nicht, wohl aber in seiner Entstehung. Da heißt er auch anders — wie er heißen mußte: sich die Hörner abstoßen. Vgl. Hans Sachs' „Neunerlei Geschmack in der Ehe" (31): Mann und Weib jagen einander in Zank und Streit im Haus herum, „bis sie die Hörner wol abstoßen". Übrigens, meine ich, begegnet er auch heute noch häufiger mit abstoßen als mit ablaufen. Die Erklärung geht natürlich auf gehörnte Tiere (besonders auf den Bock) zurück. Die Hörner eines Tieres sind das Werkzeug, mit dem es zum Kampfe (sei es zum Angriff oder zur Abwehr) vorgehen kann, allgemein gefaßt: das unternehmen kann, wozu es durch seine Eigenart, sein Gelüsten oder

Digitized by Google

durch äußeren Anlaß getrieben wird. Das kann und wird es so lange, bis es diese Hörner durch allzustarken Gebrauch sich abgestoßen. Dann muß es seiner Unternehmungslust sich begeben und in die Verhältnisse sich fügen lernen, auch wenn sie seinem Naturell nicht zusagen. Natürlicher (äußerer) Zwang hält es gefangen. Das alles auf den Menschen, auf seine Unternehmungslust und -kraft, auf seine Leidenschaften übertragen, heißt: nicht mehr imstande sein, der alten Unternehmungslust, den alten Leidenschaften zu frönen, da die Kräfte den Dienst dazu versagen. Weiterentwickelung legte den Sinn hinein: so lange und so oft seinen Leidenschaften gehuldigt haben, daß man genug hat und aus freien Stücken (bevor noch der Zwang eintritt) auf die Fortsetzung verzichtet. Das „Laufen" dürfte aus Wendungen wie „den Weibern nachlaufen" — in geschlechtlichem Sinne wird der Ausdruck zumeist gebraucht — allmählich in die Redensart eingedrungen sein. Die Wustmannsche Erklärung halte ich für völlig unzulänglich, wie alle, die nicht von der ursprünglichen konkreten Bedeutung einer Redensart ausgehen. Da jede Redensart ursprünglich wörtlich aufzufassen ist, hat auch Erklärung und Entwicklung derselben von der wörtlichen Bedeutung auszugehen.

Die Galle läuft über. Dazu Hans Sachs' „Der Christoph der vollen Brüder" (27):

> Nach dem sach ich Bachum allein,
> Das im die gallen überloff,
> Ein strudel aus dem maul im troff.

Das heißt doch: sich erbrechen. Daraus ließe sich schließen, daß die Redensart in ihrer Grundbedeutung, wenn anders sie in dieser Stelle vorliegt, heißt: überlaufen infolge übermäßiger Füllung, und das berührt sich allerdings mit Wustmanns Worten: es soll der flüssige Inhalt bezeichnet werden, der über den Rand des Gefäßes tritt. Im übertragenen Sinne sprudeln so die Worte hervor, wenn der Mensch mit einem Übermaß von Zorn sozusagen angefüllt ist. In diesem Sinne findet sich die Redensart bei Hans Sachs' „Der Bauer mit dem Zopf" (64): Dem Bauer läuft die Galle über. Schließlich tritt mit leicht erklärlichem Übergange die Redensart für „zornig werden" selbst ein.

Für erbrechen sagt das Volk nicht nur kotzen (früher besonders speien, an Speier appellieren), sondern vor allem auch gerben (fehlt bei Wustmann). Ich führe zur Erklärung dieses Wortes an 1. Simplicissimus I, 30: Die Gäste kotzten wie die Gerberhunde . . .; 2. Ehrliche Frau Schlampampe (S. 35, 75): Meine Frau speit wie eine Gerber-Sau. Aus diesen Stellen geht nach meiner Ansicht zweierlei hervor: einmal daß das Erbrechen besonders häufig bei den Haus- und Nutztieren der Gerber beobachtet wurde,

Digitized by Google

bei denen es ja auch nicht wundernehmen kann, da sie allerlei, auch unverdauliche Betriebsabfälle fressen, ferner aber, daß infolgedessen das Erbrechen derselben mit der Berufstätigkeit ihres Besitzers selbst benannt wurde. Von diesen übertrug es sich dann natürlich auch auf den Menschen.

Gänsewein (fehlt bei Wustmann), d. h. Wasser, erscheint vorgebildet in Fischarts podagr. Trostbüchlein (S. 674): trincken die gäns wein, so beschert ihnen gott kain wasser. Das letztere soll eben ihr Wein sein. In der „Ehrlichen Frau Schlampampe" (S. 65) begegnet dann bereits die Zusammenstellung: Hühner, Tauben, Gänsewein.

Das hängt an einem seidenen Faden. Das Wort „seidenen", das doch für den Inhalt der Redensart so bezeichnend ist, läßt Wustmann weg, und doch steht es in der von ihm nicht mitgeteilten Stelle „Scherz mit der Wahrheit" (S. 4) klar niedergeschrieben, der Ausgangspunkt für den heutigen Ausdruck: Als sie nun essen solten, setzt in der König an sein stat oben an, henckt ein spitz schwert an einen reinen seiden faden oben ans ort, da Demokles (die richtige alte Namensform!) saß.

Aus haben vor etwas (fehlt bei Wustmann), ist eine sächsische Redensart und bedeutet Abscheu, Schauder vor etwas haben. Sie hat sich nach meiner Ansicht entwickelt aus Stellen wie Fischarts Flohhatz (S. 795): „Pfeu auß du Kammer voller kommer" und ebendaselbst S. 797: Pfeu auß ir Vihmägd, die ir stinckt. Daraus: Pfui aus, verkürzt: aus haben vor jemandem.

Anzapfen (fehlt bei Wustmann) einen Menschen, wie man ein Faß anzapft, mutet als bildlicher Ausdruck sehr modern an, und doch sagt schon der betrogene Mann in Hans Sachs' bekanntem Fastnachtspiele „Das heiß Eisen" (81): mein frau zepfft mich an mit diesen stücken.

Kein Wässerchen trüben (fehlt bei Wustmann). Der Redensart liegt wohl der alte Aberglaube zugrunde, daß der klare Spiegel des Wassers sich trübe, wenn ein böser Mensch hineinschaut. Wer also nicht böse ist, trübt es nicht. Eine andere Färbung gewinnt der Ausdruck auf Grund einer Stelle des Venus-Gärtleins, in welcher von dem Turteltäubchen, dem das Weibchen gestorben ist und das infolgedessen auf dürrem Aste sitzt, gesagt wird:

Wanns sich dann wil laben,
Thut es sich dann baden,
Und macht das wasser trüb,
Das kompt von großer lieb.

Die Taube trübt also das Wasser, indem sie ihm gleichsam ihre eigene seelische Trübung (Betrübnis) mitteilt. Dieses Wassertrüben würde nicht eintreten, wenn sie nicht in Betrübnis und Schmerz sich befände. Verallgemeinert: wer nicht in Kümmernis und Harm befangen, vielmehr

Digitized by Google

harmlos (in altem Sinne) ist, trübt das Wasser nicht, nicht einmal ein Wässerchen. Daher die Redensart von völlig harmlosen, oder in Weiterentwickelung von harmlos scheinenden Menschen gebraucht. In letzterer Anwendung in Hans Sachs' „Heiß Eisen" (232): Die durchaus nicht harmlose Frau stellt sich, „sams nie kein wasser trübet het".

Auf der Walze sein (fehlt bei Wustmann), d. h. auf der Wanderschaft sein, besonders von Handwerksburschen gesagt. Walze geht natürlich auf althochdeutsch walzan — sich drehen, fortbewegen zurück, das seinerseits wieder der germanischen Wurzel walt angehört (Walzer — Dreher).

Wer einmal A gesagt hat, muß auch B sagen (fehlt bei Wustmann). Wer es einmal auf sich genommen, das Alphabet herzusagen, muß nach dem A auch das B sagen. Verallgemeinert: wer sich einmal zu einem Unternehmen entschlossen oder entschließen mußte, darf nicht bei dem ersten Schritte stehen bleiben, sondern muß notgedrungen auch den zweiten und alle übrigen tun, die zum Ziele führen. In Weiterentwickelung bedeutet die Redensart dann auch wohl: die (unausbleiblichen) Folgen einer Handlung tragen müssen, die man nun einmal begonnen, getan hat. In Fischarts Gargantua (S. 197) heißt es: er dautzt jederman, wolt nit A sagen, auf daß er nicht müß B sagen.

Ausbieten wie sauer Bier. Die Erklärung der Redensart von seiten Wustmanns ist meines Erachtens verfehlt. Er sagt: „Eine Ware so anpreisen, daß der Verdacht erweckt wird, sie bedürfe des Geschreies und Gerühmes, sie sei zu schlecht, um ohne das gekauft zu werden."

Nach meiner Ansicht liegt die Sache etwas anders. Sauer Bier ist wertlos, will man es dennoch los werden, so muß man es tüchtig ausschreien, nach allen Seiten ausbieten, und zwar, was die Hauptsache ist, möglichst billig. Dieser Auffassung entsprechen auch die Belegstellen. So Hans Sachs im Schwanke vom Bittersüßen Eheleben. (50): Er sprach: „Ja, das verhaist sie pillig. Wer mainst, der sauers pier auschrey?" d. h. der saures Bier als etwas wertvolles ausschrie. Nur billig kann man es losschlagen. Und in Christian Weises drei ärgsten Erznarren sagt „Lißchen" im Gespräche mit Chremes (71): „Ja, wohl, sie werden sich sehr um mich reißen, wie um das saure Bier." Natürlich sind ihre Worte ironisch zu fassen.

Verallgemeinert: Etwas ausbieten mit all der Unverdrossenheit und Ausdauer, mit der man saures Bier ausbieten muß, wenn es Abnehmer finden soll, und dabei natürlich einen möglichst geringen Preis verlangen. In Weiterentwickelung der Redensart braucht der Gegenstand nicht mehr, wie von Haus aus, wertlos zu sein. Auch Wertvolles kann heute „wie sauer Bier" ausgeboten werden, um nur Abnehmer zu finden.

Einen Bock schießen. In der Redensart ist unter dem Bock das Tier selbst zu verstehen. Wenn Hans Sachs in seinem Fastnachtspiele „Papirius Cursor" (270) sagt: Ir weiber schiest ain ferrn und im „Neidhart" (495): Die weil ich hab ain trappen gschossen, so sehe ich nicht ein, warum man nicht analog auch sagen sollte: einen Bock schießen.

Bei Kalmäuser nimmt Kluge als zweiten Bestandteil des Wortes das mhd. müsen (eigentlich „mausen", dann in diebischer Absicht schleichen) an, wie es in Duckmäuser (mhd. tucken = sich schnell nach unten bewegen, neigen, sich beugen) steckt, während er für den ersten Teil der Zusammensetzung keine Erklärung hat. Da die Bedeutung des Wortes ist: an etwas herumsinnen, etwas herauszubringen suchen (herausklamüsern), also immer auf eine geistige Tätigkeit zurückgeht, da sich das Wort bei Fischart verschiedentlich im Sinne von „Bücherwurm, sich scheu zurückziehender Stubengelehrter" findet — sollte da nicht an lat. calamus (Schreibrohr) zu denken sein, aus dem sich mit Anlehnung an Worte wie Duckmäuser ein Kalmäuser gebildet hat? „Oha", heißt es in Gargantua (S. 255), „solch Ding lehrnet man ohn den einörigen Dorfkalmäuser." Gemeint ist der Dorfschulmeister, der nicht selten der einzige Schreibkundige des Dorfes war. Da diese „Wissenden" ihre Kunst wohl auch ab und zu zum Nachteile ihrer Mitmenschen mißbrauchten, so wurde naturgemäß der Kalmäuser auch zum listigen, verschlagenen Manne, wie er ebenfalls in Fischarts Gargantua (S. 31) erscheint: „Sind nicht ein gut theil Päpst Kalmäuser?"

Ein Ding tun (fehlt bei Wustmann) im Sinne von „sich zu einer Handlung entschließen" findet sich schon in Schumanns Nachtbüchlein II. Dieweil that der wirt ein ding und verkaufft die 300 chineysen.

Es ist etwas daran (fehlt bei Wustmann) d. h. es ist nicht alles so, wie es dargestellt wird, aber etwas ist daran, was wahr ist. Als es (in Rinckharts Eislebischem Ritter 2485) sich um die „Zeitung" handelt, daß Luther vom Teufel geholt sei, sagt Polylogus:

Mein gnädigst Herrn wolln mir verzeyhn,
Es muß doch etwas daran seyn —,

in Schlampampes Tod (S. 121) sagt Lorenz: „es kann was dran sein" (daß er zuviel getrunken hat) und in Lessings Minna (IV. 11) „ist nichts dran", d. h. nichts Wahres an der „Schnurre".

Auch die ähnliche Redensart: Da ist nicht viel dahinter (fehlt bei Wustmann) ist alt. Sie findet sich bereits in Lindeners Katzipori 2: darumb ich erachten kan, das wenig dahinder sein wirdt.

Ins Fettnäpfchen treten. Wie kann die Redensart denselben „Ursprung" haben mit „etwas bei jemandem verschütten"? Dieselbe Bedeutung — ja, denselben Ursprung — nein. Beide Redensarten bezeichnen

Digitized by Google

doch ganz andere Tätigkeiten! Ob sie in ihrer Wirkung auf den andern, bei dem ins Fettnäpfchen getreten oder verschüttet wird, gleich sind, was hat das mit dem „Ursprung" zu tun? Die Erklärung der Ausdrücke hat nicht von der Stimmung auszugehen, die ihre Tätigkeit in dem andern (im Objekte) erzeugt, sondern von dieser Tätigkeit selbst. Und die ist bei beiden sehr verschieden. Etwas verschütten heißt doch: etwas, was in der Interessensphäre eines andern liegt, in einer Weise „schütten", daß dadurch Unzufriedenheit, stärkere Mißstimmung dieses andern erregt wird, während ins Fettnäpfchen treten: ihm durch Unachtsamkeit, Unüberlegtheit (die dem Verschütten durchaus nicht zugrunde zu liegen braucht) Unbehagen verursachen bedeutet. Das in dem Näpfchen enthaltene Fett braucht nicht flüssig zu sein; aber selbst wenn es das ist und durch das Hineintreten etwas von dem Fette hinausgedrängt wird, so ist doch der Vorgang immer noch nicht mit schütten identisch. Ob der Ausdruck „ins Fettnäpfchen treten" von Anfang an „im Scherz gebraucht ist", muß erst erwiesen werden.

Er ist voller Freude, wie der Hund voller Flöhe (fehlt bei Wustmann). Eine zwar nur in niederen Gesellschaftskreisen bräuchliche, aber in diesen sehr geläufige Redensart, der etwas Ironisches anhaftet und die durchaus nicht jung ist, sondern bereits vorgebildet erscheint in den Satiren gegen Murner (Sendbrief von der Meßkrankheit). „Ich mein", sagt Frümesser, „ir seyt völler fantasten (wunderlicher, krauser Sinn), denn ein zotteter Hund flöch im Augsten (August)." Daß man auch ebenso voll von freudloser Stimmung sein konnte, beweist Hans Sachs' Fastnachtspiel vom Pfarrer mit den ehebrecherischen Bauern (2):

Ich steck unmuts und angst so vol
Und ge gleich in den sinnen umb,
Wie der hund in den flöhen krumb.

Alt ist auch das bei Wustmann fehlende etwas in sich hineinfressen. Vgl. Hans Sachs' Fastnachtspiel vom fahrenden Schüler mit dem Teufelbannen (59): ich mußts (die schlechte Behandlung) stillschweigend in mich fressen.

Gut sein und gut sagen für jemand (fehlen bei Wustmann). Beide Ausdrücke bedeuten „bürgen" und haben sich entwickelt aus einer alten Begriffsfärbung von gut = sicher. Einer von ihnen findet sich schon in Schlampampes Tod (S. 116). „Vor den Hausknecht bin ich gut, das ers nicht gesagt hat." Daraus hat sich dann die Bedeutung des kaufmännischen gut = zahlungskräftig entwickelt.

Einen Gang mit jemandem wagen (tun) (fehlt bei Wustmann) d. h. einen Waffengang. So schon in Hans Sachs' Fastnachtspiel: „Der

Digitized by Google

bös Rauch", in welchem der Nachbar von der bösen Frau sagt: „Ich het ein gängli noch gewagt."

Etwas anderes ist: Jemanden auf den Gang bringen (fehlt bei Wustmann), d. h. jemanden dahin bringen, daß er geht. Um das zu erreichen, muß man ihm bisweilen tüchtig zusetzen, und gerade daraus entwickelte sich die Bedeutung, welche die Redensart heute hat.

Etwas im Griffe haben, häufiger am Griffe. Das „unbewußt" in der Erklärung Wustmanns ist doch gewiß nicht an seinem Platze. „Ohne daß er die sonst bei derlei Handlungen unerläßliche Überlegung nötig hat", ist doch nicht gleich „unbewußt"! Bewußt ist sich der, welcher etwas am Griffe hat, mag er seine Tätigkeit noch so mechanisch verrichten, dessen doch, was er tut. Er hat eine Sache am Griffe heißt demnach nicht: er macht etwas unbewußt richtig, wie Wustmann erklärt, sondern: er findet (greift) das Gesuchte, auch wenn er, durch häufige Übung eingehenderen Nachdenkens überhoben, mechanisch danach greift.

Mit dem Holzmann (Strohmann) spielen (fehlt bei Wustmann), d. h. mit einem Spieler, der nicht tatsächlich vorhanden ist, sondern nur markiert wird. Dem Holzmann werden Karten gegeben, wie jedem der beiden übrigen Spieler, und diese Karten dienen dann demjenigen Spieler als „Aide", der sie (den Holzmann) nimmt. Zu diesem Holzmanne, der eigentlich kein „Mann" ist, dürfte sich auch der Holzweg stellen, auf dem man sich hier und da (auch bei Ableitungen!) befindet und der in diesem Sinne auch kein eigentlicher Weg ist. In einzelnen Gegenden Deutschlands begegnet für Holzmann auch „Strohmann". Damit hängen nach meiner Ansicht auch Strohwitwer und Strohwitwe zusammen. Strohwitwer würde demnach einen Witwer bedeuten, der nur in übertragenem, figürlichem, nicht in eigentlichem Sinne ein solcher ist. Analog Strohwitwe. Die Wustmannsche Erklärung: Strohwitwer scherzhafte Bezeichnung für einen verheirateten Mann, dessen Frau verreist ist, so daß er nachts auf dem Stroh, d. h. im Bette, so gut wie verwitwet ist, scheint mir recht viel Banales, aber wenig Ansprechendes zu haben.

An den Haaren herbeiziehen. Die Wustmannsche Erklärung „mit Gewalt" ist, auf den ursprünglichen Sinn der Redensart zurückgegangen, richtig, nicht aber der Zusatz: was nicht zur Sache gehört. Diese Färbung der Redensart hat sich erst im Laufe der Zeit entwickelt. Gerade weil jemandem etwas durchaus „zur Sache zu gehören" scheint, positiver gesagt, weil es durchaus zur Sache gehört, zieht er es trotz allen Widerstandes („mit Gewalt") an den Haaren herbei. Die heutige Bedeutung dankt ihre Entstehung der Ironie, die in allen diesen Redensarten eine so große Rolle

Digitized by Google

gespielt hat und noch spielt. Zur ursprünglichen Bedeutung vergleiche Hans Sachs' Fastnachtspiel: Petrus und seine Freunde auf Erden (363):

Weil sie durch woldat von mir fliehen,
Muß ichs (= sie) mit dem har zu mir ziehen.

Die Stelle liefert zu gleicher Zeit den Beweis, daß es nicht der Tatsache entspricht, wenn Wustmann sagt: In älterer Zeit ist merkwürdigerweise nur bezeugt: an einem Härlein, d. h. leicht heranziehen. (?)

Stand der geflickten Hosen (fehlt bei Wustmann), ein Stand, in welchem der Mann nicht mehr mit ungeflickten Hosen zu gehen braucht, wie ab und zu wohl vorher — der Ehestand. „Daß wirs versuchen, wie es im Stande der geflickten Hosen zugehet" heißt es in Schlampampes Tod (S. 126).

Das Herz fällt in die Hosen (fehlt bei Wustmann), d. h. es sinkt tief hinab und dieses Sinken ist gleichbedeutend mit mutlos werden. (Herz, als Sitz des Mutes mit diesem gleichgesetzt: er hat das Herz nicht dazu, herzhaft). Aber auch in den Hosen zittert es noch (Ehrliche Frau Schlampampe. 56). Als die Burschen auf dem Wartberge eine Ulanenfigur nebst Korporalstock, Haarzopf und Schnürleib, den Zeichen teils der Unfreiheit, teils welscher Unsitte, ins Feuer warfen, sangen sie dazu die schönen Verse:

Es hat der Held- und Kraftulan
Sich einen Schnürleib angetan.
Damit das Herz dem guten Mann
Nicht in die Hosen fallen kann.

Das Herz wird in alter Zeit überhaupt als sehr „beweglich" dargestellt. „Ich faßte mein Herz in beide Hände" heißt es in Murners Luthernarren (S. 15); das allgemeinere, ursprünglich wörtlich zu verstehende „sich ein Herz fassen" findet sich bereits in Hans Sachs' „Der bös Rauch" (49). Ebendaselbst: „Nimb dir ein manshertz in deinen leib." Vorher hatte er nach Ansicht der Frau „ein hertz wie ein wasserſuppen" (95).

Nicht wissen, wer Koch oder (und) Kellner ist (fehlt bei Wustmann). Ursprüngliche Bedeutung: nicht wissen, wer im Hause für leibliche Bedürfnisse Sorge zu tragen hat; allgemein: nicht wissen, wer die Ordnung des Hauses aufrecht zu halten hat. Bereits im Eislebischen Ritter (2138):

Daß man wisse zu aller frist,
Wer hinfort Koch oder Kelner ist.

Für „Kelner" häufig auch Keller und dieses = Kellermeister. Vgl. Montanus Wegkürzer 21.

Löschhorn (für Nase) (fehlt bei Wustmann). Schon in Hans Sachs' Fastnachtspiele „Der Doktor mit der großen Nase": Du hast ja ein schönes leschorn.

Digitized by Google

Bei Lichte besehen (Partiz.) (fehlt bei Wustmann). Der Ausdruck bedarf keiner Erklärung. Nur um das Alter darzutun, führe ich an Hans Sachs' „Der böhmisch sprechende Schwabe" (50): und wen mans pey dem liecht peschawt.

Meerwunder (fehlt bei Wustmann). Ursprünglich ein Wundertier des Meeres (Seeungeheuer), wie deren noch Schelmuffsky im Mittelländischen Meere wahrnimmt. Aber die Meerwunder sind noch älter. Als in der Gudrun die drei reizenden Jungfrauen vom Holenstein des jungen Hagen ansichtig wurden, dô wolden sie des waenen, ez waere ein wildez twerc (Zwerg) oder ein merwunder von dem sê gegangen. Später überhaupt = wunderbare Erscheinung. So schon in Hans Sachs' Fastnachtspiele „Äsop der Fabeldichter" (56): Ey, von wan pringstu das merwunder? sagt der Kaufmann, als ihm Zenas den Äsop zeigt.

Schreiben wie mit der Mistgabel (fehlt bei Wustmann). Bereits vorgebildet in Hans Sachs' Fastnachtspiele „Der schwangere Bauer" (175): Er kan nur schreiben mit der mistgabel.

Jemandem die Meinung sagen (fehlt bei Wustmann). Ursprünglich einfach: sagen, was man meint. Dann: es sehr nachdrücklich tun; und daraus allgemein: mit Worten derb anfassen. Schon in Lindeners Katzipori (53) sagt „die Frau dem junckern bald die meynung".

Sich noch viel Wind um die Nase gehen lassen müssen (fehlt bei Wustmann). Seine Nase, dann sich überhaupt noch manchem Winde (mancherlei Widerwärtigkeit) aussetzen müssen. Weiterentwickelung: auch dem Winde, der in fremden Ländern weht. Allgemein: noch mancherlei Sturm und Ungemach auf sich einwirken lassen müssen, „sich den rauhen Wind unter die Nase gehen lassen", wie es in der Ehrlichen Frau Schlampampe (34) heißt.

Pfeifen auf etwas (fehlt bei Wustmann). Aus Freys Gartengesellschaft (46): „ein pfeiff geb ich euch, lieben herrn, umb alle eure gedult und geistlichkeit" läßt sich schließen, daß die Grundbedeutung der Redensart ist: eine Pfeife (Blasinstrument = wertloses Ding) für eine Sache geben.

Schnarchen (schlafen) wie ein Ratz (fehlt bei Wustmann), wie eine Ratte. Schon in Fischarts Gargantua (S. 62) schlafen die Menschen „wie die Ratzen".

Einen breiten Rücken haben (fehlt bei Wustmann), auf den viel geht, ohne daß es als besonders drückendes Ungemach empfunden wird, der viel aushält.

So ich eyn breyten rucken hab,
Erschrick ich dester minder drab —

sagt Murner in seiner der Schelmenzunft angefügten Entschuldigung (97).

Digitized by Google

Das ist der Rechte! (fehlt bei Wustmann). Wieder ein Beweis, welche Rolle die Ironie bei dem Bedeutungswechsel unserer Redensarten gespielt hat. Dieser ursprünglich „Rechte" ist völlig in sein Gegenteil umgeschlagen. „Es ist gar die rechte, die Camille", heißt es schon in Schlampampes Tod (111.)

Dafür kann Rat werden (fehlt bei Wustmann). Rat hier in alter Bedeutung = Hilfe, wie es noch in unserem Hausrat (Gerät, Unrat) sich findet. Dafür ist genitivisch (mhd. des) zu fassen.

Herumreiten auf etwas. Heute reitet jemand auf seinem Unglück herum, in älterer Zeit ritt das Unglück ihn. Heute ist er der Reiter, ehedem war er das Reittier. „Des reit mich so gros ungedult" meldet Hans Sachs im „Kaufmann mit den alten Weibern" (18), und ebendaselbst (69) „das unglück reit mich". Einen andern reitet die Eifersucht usw. Daß auch die besonders häufig begegnende Redensart „Dich soll der Teufel reiten" ursprünglich wörtlich zu fassen ist, beweist Adelphus in seiner Margarita facetiarum (1508): Als einst einige Weiblein einen gliederstarken Mönch sahen, sprach die eine: was ist das für ein kräftiger Mönch! Der sprach: ich bin kein Mönch, sondern ein hengst. Da sprach das Weib: So reite dich der düffel!

Unter den Schlitten kommen, vorgebildet im Rollwagenbüchlein (111): sein Herz fuhr ihm auf dem Schlitten (= war üppig). Befindet es sich auf dem Schlitten, kann es natürlich durch einen Unfall auch unter denselben zu liegen kommen. Auf den Menschen übertragen und verallgemeinert: ins Unglück geraten.

Jemandem einen Tritt geben (fehlt bei Wustmann), bedarf der Erklärung nicht. Das Alter der Redensart betreffend, so findet sie sich bereits in Murners Luthernarren (S. 82): alle die dem münch gon (geben) einen drit.

Ungehobelt (fehlt bei Wustmann) findet sich auf den Menschen übertragen schon bei Hans Sachs. In „Äsop der Fabeldichter" heißt es (327): ein ungehobelt grober püffel.

Sich die Finger vergolden lassen (können) (fehlt bei Wustmann). Die Erklärung dieser besonders beim Spiele vielgebrauchten Redensart ist meines Erachtens: so viel Gold (Geld) haben, daß man sich die Finger damit vergolden kann (wie bei den griechischen Göttern „Haare und Bart vergüldet" waren, Rachel, satir. Ged. V, 105), aber doch nichts herausgeben, daher allgemein: knauserig sein, im Spiele: keine tauglichen Karten herausgeben.

Wettermädchen (fehlt bei Wustmann) stellt sich, so ungalant es auch klingt, zur Wetterkröte, die so klug ist, das Wetter (also auch das

Digitized by Google

Unwetter) vorhersehen zu können, genau wie der Hund („die Wetterkröte") in Schlampampes Tod S. 104, der das Umwerfen des Wagens vorher ahnt. Wettermädchen also — kluges, erfahrenes Mädchen.

Es hat gute Wege mit etwas (fehlt bei Wustmann). Gute Wege = sichere Wege, figürlich: es hat keine Gefahr, nichts zu sagen. Auf der Grenze zwischen wörtlicher Bedeutung und figürlicher Anwendung steht folgende Stelle aus Schlampampes Tod (S. 98). Camille: Je nun, Glück auf die Reise, und nehmt Eure Jungfern fein in acht, damit sie nicht Unglück unter Wegens nehmen. Lorenz: Ei vor dem Unglück hat's gute Wege. Auch der erste Schritt der Weiterentwickelung der Redensart zu dem Sinne: es hat keine Gefahr, also auch keine Eile, ist hier bereits getan. Auffallenderweise hat Wustmann überhaupt den Weg im Bilde völlig unbeachtet gelassen. Auch

etwas zu wege bringen, eigentlich zu dem Wege, auf dem (für den) es gebraucht werden soll, fehlt. H. Sachs „Maler und Domherr" (9):

der maler det mit ir ratschlagen,
wie sie das gelt zu wegen precht.

Nichts zu dem Wege (zuwege) bringen, zu dessen besserer Gangbarkeit es dienlich sein könnte, gewinnt sodann in natürlicher Weiterentwickelung die Bedeutung: nichts vorwärts, fertig bringen.

Der Erklärung nicht bedürftig sind die Redensarten Einem etwas in den Weg legen und Einem die Wege (seiner Wege) weisen — beide sind natürlich ebenfalls von Haus aus wörtlich zu verstehen.

Mit jemandem Wände einrennen können (fehlt bei Wustmann) erscheint vorgebildet in H. Sachs' Fastnachtspiele von Eulenspiegel mit dem Pelzwaschen (22):

man stieß mit im ain thür auf wol.

Schon gar nicht mehr wahr (fehlt bei Wustmann). Volkstümliche Ausdrucksweise: es ist schon so lange her, daß es gar nicht mehr wahr ist. Die Redensart mutet sehr jung an und begegnet doch schon in H. Sachs' Fastnachtspiele: Der Teufel nahm ein altes Weib (6). Es ist so lange her, „das schier ist nimer war".

Einen beim Wickel kriegen (fehlt bei Wustmann). Eigentlich kann man nur ein Kind beim Wickel kriegen, und auch dieses ursprünglich nur bei der Wickel. Das Wort hat im Laufe seines Bestehens sein Geschlecht gewechselt und außerdem die Färbung von etwas unsanfter Behandlung angenommen. In alter Literatur habe ich keinen Beleg für die Redensart bisher gefunden, in neuester hat sie Heyse in seinem Kolberg II, 3:

Da ist kein Wunder, wenn alles fliegt
Und die Viktoria beim Wickel kriegt.

Digitized by Google

Indessen besteht daneben die Wickel bekanntlich auch weiter. Heyses Kolberg III, 5: als er noch in der Wickel lag.

Gleiche Bedeutung hat Einen beim Schlaffittchen kriegen (fehlt bei Wustmann). Dieses Schlaffittchen wollen einige, wie den Schlafrock, auf sloufen — schlüpfen, schlaufen (kölnisch Schluffe — Hausschuh, holländisch slof) zurückführen und dadurch dem Worte die Bedeutung eines Kleides geben, in das man schlieft. Der zweite Teil wird dann wohl — etwas unklar — als Fittich gedeutet. Weigand läßt es aus Schlagfittich entstellt sein. Nach meiner Ansicht ist es das in der Gaunersprache des Mittelalters vielgebrauchte, dem Hebräischen khâlîf (= Kleid) entstammende Wort Klaffot = Rock, Kleid. Die Verkleinerung desselben würde Klaffotchen heißen und daraus Klaffittchen entstanden sein, wie es tatsächlich in einzelnen Gegenden Niederdeutschlands (z. B. im Braunschweigischen) erscheint. Ein Übergang dieses Wortes in Schlaffittchen würde naheliegen.

(Schluß folgt.)

Sprechzimmer.

1.

Volkshumor in fränkischen Namen.[1])

Das frisch pulsierende farbenreiche Volksleben des 14. und 15. Jahrhunderts findet einen sprechenden Ausdruck in der Bildung und Prägung der Familiennamen. Es ist längst bemerkt, daß heitere und satirische Laune des Volkes gar viel beitrug, jene ergötzlichen Namensformen zu schaffen, die uns in den Quellen des 15. Jahrhunderts so häufig begegnen. Im Nachfolgenden seien einzelne Belege aus oberfränkischem, besonders dem Bamberger Gebiete zusammengestellt. Sie mögen zeigen, wie die ganze Stufenfolge vom fröhlich-harmlosen Scherz bis zu urkräftiger Derbheit, um nicht zu sagen Roheit in der volkstümlichen Namengebung sich verfolgen läßt.

Die Kämpfe und Fehden, von denen das ausgehende Mittelalter durchtobt ist, ließen jene bezeichnenden imperativischen Namen[2]) entstehen, wie Zuckschwert um 1398 im Bayreuther Oberland, Fürenschilt 1444 in Bamberg. Seit 1439 erscheint in Bamberger Urkunden der Familienname „Slahinhauffen".

1) Nach den mehrfach in dieser Zeitschrift erschienenen Abhandlungen über deutsche Namen (so 16. 149 u. 478, 17. 424, 18. 609, 19. 317; vgl. auch Literaturbl. f. german. u. roman. Phil. 1905. 97, 1906. 184) dürften wohl auch die obigen Zusammenstellungen willkommen sein, die sich im Nachlasse des 1902 verstorbenen, durch seine Forschungen über oberfränkische Kulturgeschichte bekannten Gymnasialprofessors Dr. A. Köberlin fanden. Der Anfang ist von K. selbst ausgearbeitet, der Rest nach dem von ihm gesammelten Materiale angefügt.

2) Bei Hugo von Trimberg im „Renner" findet sich V. 1710 ff. der locus classicus über imperativische Namen fränkischer Abkunft; vgl. bei demselben V. 9021 ff. über Spitznamen.

Digitized by Google

Älter noch ist der Name „Hebenstreit", den Grimm und Schmeller erklären als „Heb an den Streit!" Aus der nämlichen Zeit mag entstammen Klubenspieß (= zerschlag den Spieß!). Ein Schleiffenspieß wird um 1487 genannt; derselben Quelle, Bamberger Hofkammerrechnungen aus den Jahren 1487 bis 1500, verdanken wir die verwandten Namen Zeilholtz (= ziele mit dem Bolzen!) und Spitzenpfeil (= spitze den Pfeil!), von denen der letztere heute noch im oberen Maintal um Lichtenfels zu Hause ist.

Andere imperativische Bildungen sind etwas harmloserer Natur. Im Jahre 1441 begegnen wir in Bamberg den Namen Lernnkessel (= leer den Kessel!), der unwillkürlich an die allbekannten, übrigens auch im Oberfränkischen vorkommenden Zusammensetzungen „Suchentrunk" und „Suchenwirt" gemahnt. Ein Schüttensamen ist in der Fehdegeschichte Nürnbergs übel berüchtigt; seinen Namen führt 1490 ein Knecht des Bischofs von Bamberg. Springinßhaws und Schneidenwindt sind Bamberger Bürgernamen um die Mitte bzw. gegen das Ende des 15. Jahrhunderts. Einer der Pförtner auf der Altenburg unter Bischof Heinrich Groß von Trockau (1487—1501) heißt recht passend Heinz Tuemirauff. Der Name besteht jetzt noch im Steigerwald, allerdings stark verunstaltet in der Form Dumrauff. Ähnliche Schöpfungen des Volkshumors aus der nämlichen Zeit sind Bratengeyer (= brat den Geier!), 1444 zu Bamberg, Hans Schafflützel (= arbeite wenig!), 1498 in einem Dörfchen unweit der rauhen Ebrach, Hebentanz (= heb an den Tanz!), 1464 zu Bayreuth. Eine überkühne Bildung ist gar Achtseinnicht, zu Bamberg 1445; ähnlich Fritz Twmernit von Nürnberg 1446, beide im Stadtgerichtsbuch erwähnt, wie auch Hermann Fürenklüppfel, 1454. Bezeichnend ist der Name Hans Pflegßhar für einen Baderknecht, 1444, Tödßkalp für einen Bauern in Hallstadt, 1495/96 (auch 1403 im Stadtgerichtsbuch). Hierher gehören ferner Hans Hebenring, 1439, Fritz Sendenkrantz und Anna Scherbokin (= scher den Bock!), 1403, Eberhart Schütenprey, 1406, Andreas Füllsack zu Dettelbach und der Färber Heinz Packenesel, 1412, wohl auch Hans Stürmglock, 1408, (Schmeller 1. 1575) und der Nagelschmied Fritz Kleyenprügel, 1446, diese alle aus Bamberger Stadtgerichtsbüchern. Regaus (= reck aus!) der Pfister (= Bäcker) wird 1384 im Kopialbuch von St. Stephan in Bamberg genannt, Hans Küssenpfennig aus Niedersteinach B.-A. Kulmbach 1398 im Landbuch der Herrschaft Plassenburg, Flisenfattel 1417 im Lehensbuch des Bamberger Stiftes St. Gangolf und endlich Konz Machleit 1496 zu Bamberg in den Hofkammerrechnungen.

Wie die imperativischen Namen meist zu bestimmten Tätigkeiten auffordern, so liegen anderen Verrichtungen, vielfach geradezu handwerksmäßiger Art, zugrunde: so wird Apel Wollenschawer 1439, Fritz Bockstecher, Metzler von Kytzting, 1443 im Gerichtsbuch, der Fischer Hermann Schuppfisch 1380 im Kopialbuch von St. Stephan, Heinz Schuppfisch 1403 im Bamberger Stadtgerichtsbuch, ebenso wie Hans Tokkenmacher, ferner Heinz Sewschneider 1496 in Bamberger Hofkammerrechnungen angeführt. Verwandter Natur ist die Benennung Niklas Wolf Stirnstoßel (1453 im Stadtgerichtsbuch), Wagenkitel,

Digitized by Google

Bauer aus Langenstadt B.-A. Kulmbach (1398 im Landbuch der Herrschaft Plassenburg). An Werkzeuge, Gerätschaften und ähnliches erinnern die Namen des Wagners Konz Nagelkolb (1490 in Bamberger Hofkammerrechnungen), des Schuhwarts Klöpfel (1379 im Kopialbuch von St. Stephan), des bischöflichen Fischerknechts Keylholtz (1487 in Hofkammerrechnungen), des Hans Cachelofen (1439), der Anna Ofenschiltin (1444 im Bamberger Gerichtsbuch) und des Viehtreibers Buterhafen (1446 im Stadtgerichtsbuch).

An landwirtschaftliche Tätigkeit gemahnt Otto Kornblum zu Burgkunstatt (1488 in Hofkammerrechnungen), Hans Mahenkorn[1]) (1413 im Stadtgerichtsbuch), Knoblauch (1417 im Lehensbuch des Stiftes St. Gangolf) und wohl auch Schlehellein (jetzt Schlelein, in Eggelshein häufig, 1487 in Hofkammerrechnungen). Wie schon bei den beiden letzten, so spielt vielfach das Essen und, was damit zusammenhängt, eine Rolle; am scherzhaftesten mutet uns an der Bote Hans Krautundfleisch (1488 in Hofkammerrechnungen), aber auch der Kulmbacher Bürger Wurstfraß (1398 im Landbuch der Herrschaft Plassenburg), Hans Hawbenswurst (1439), Hans Pfanckuchen, Bernhard Pfannmuß, die Stockvischin und Hans Brotkorp (alle 1444 im Bamberger Gerichtsbuch), Albrecht Käskorp, Bauer in Waldau, Fritz Eyerpauch, Bauer in Lindau B.-A. Kulmbach (beide 1398 im Landbuch der Herrschaft Plassenburg) und Peter Freypier (1403 im Stadtgerichtsbuch). Als Eßwaren verwendete Teile von Tieren können uns überleiten zu den Namen, welche Tiere bezeichnen oder wenigstens mit solchen zusammenhängen; es findet sich da die Bachenfleischin (1440), Sweinshawbt, Bürger zu Haßfurt (1405), Otto Hasenkopf von Holvelt (1447, alle im Bamberger Gerichtsbuch), Hans Rindtfuß zu Bamberg (1496 in Hofkammerrechnungen), Albrecht Rindsmaul (1322) und Kuhhorn, Wirt auf dem Kaulberg (1497), die Sewrüßlin (1444 im Gerichtsbuch), Fritz Sewrüßel (1454) und Sawrüssel (1417 im Lehensbuch des Stiftes St. Gangolf). Ferner Zygenhapt und Kalbhapt, Kulmbacher Bürger (1398 im Landbuch der Herrschaft Plassenburg), Hans Küezagel[2]) (1404 im Stadtgerichtsbuch) und Hasenzagel (1417 im Lehensbuch des Stiftes St. Gangolf). Letztgenannter Name begegnet uns auch in der Wunderburg zu Bamberg 1488, ebenso wie im gleichen Jahre ein Konz Dickhawt zu Bamberg (Hofkammerrechnungen), ein Esell 1417 (im Lehensbuch des Stiftes St. Gangolf), ein Theodorich Ochs 1382, Heinz Norrgawl der Pfister 1384 und Wolfflein Schwammeusel 1387 (alle in Bamberg, im Kopialbuch von St. Stephan). Daran mögen sich noch reihen aus dem Bamberger Gerichtsbuch Meußkönig (1439), Seydenswenzlin[3]) (1439) und Fritz Seydenswanz (1407), Anton Ewlenflugk (1439) und Clauß Hasenneſt (1443), sowie Heinrich Taubenneſt,

1) = Mohnkorn; vgl. Schmeller 1. 1575, der aus dem Renner 23863 zitiert: „Der uz einem mahen körnlein tausent uz der erden wahsen let."

2) Zagel, nordfränk. Zül, = Haarbüschel am Schwanz des Tieres, Schwanz überhaupt; Schmeller 2. 1089.

3) Vgl. im Renner 389.

Digitized by Google

Bauer in Baumgarten B.-A. Kulmbach (1398) aus dem Landbuch der Herrschaft Plassenburg.

Verschiedene der im letzten Abschnitte erwähnten Namen werden bei uns jetzt als Schimpfwörter gebraucht und haben wohl auch damals als solche gegolten. Das ergibt sich deutlich, wenn wir andere danebenhalten wie Hans Schantrüsel (1379 im Kopialbuch von St. Stephan), Hans Vogel Dreckhanns genannt (1448 im Stadtgerichtsbuch), Teuffel (1417 im Lehensbuch des Stiftes St. Gangolf) und Dappa Dapp (1444 im Gerichtsbuch, vielleicht als Spitzname für einen Schuhflicker). Solchen Spitz- und Schimpfnamen mögen vielfach wirkliche Eigenschaften zugrunde gelegen haben, wie dies, bald mehr bald weniger derb, bei den folgenden der Fall ist: Magenweyt, Kulmbacher Bürger; Unbehauen, Bauer in Pechgraben B.-A. Kulmbach (1398 im Landbuch der Herrschaft Plassenburg); Konz Ungefug (1439); Fritz Creydenweiß, Cramer (1441); Heintz Guterknab (1403); Heintz Seldenreich der Sneyder (1403); Hans Raghals (1403); Eberhart Pawspakk (1405); Hans Zweppfundt (1454; alle aus dem Gerichtsbuch); Engelhardt Knyhoch, Bauer in Oberhaid (1488); Kunz Teickfuß und Hans Leisentritt zu Bamberg (1497); Hans Freudensprung zu Oberleiterbach (1498; diese alle in den Hofkammerrechnungen). Endlich seien noch angefügt Hans Schorn, Ferg zu Sewßling (1487); Fritz Fockentanz, Kastner zu Hochstädt (1487); Ulrich Uselhauff zu Tiffenstürmern (1488); Heinz Neulichedel zu Bamberg (1498; alle aus den Hofkammerrechnungen); Hans Feyrabend (1404); Heinrice Schawernak (1405); Hans Eysurgel, der Spängler (1414); Thoma Newer Christ (1440, vielleicht ein getaufter Jude); der Tanhewser (1440); Veyerglockin (1444) und Paternoster (1454; die letzten alle aus dem Gerichtsbuch).

Regensburg. Dr. **Hoffmann.**

2.

Zur Entstehungszeit des Liedes: „Ein' feste Burg ist unser Gott."

Die alte Ansicht, Luther habe sich durch den Anblick der gewaltigen Festung Coburg während seines halbjährigen Aufenthalts daselbst im Jahre 1530 zur Abfassung seiner Jubelhymne: „Ein' feste Burg ist unser Gott" anregen lassen, ist schon seit einem halben Jahrhundert von den Forschern gänzlich verworfen, da längst feststeht, daß das Lied schon 1528 und 1529 im Druck erschienen war, d. h. in den damals erschienenen Gesangbüchern stand. Nun hat vor ganz kurzer Zeit der Gymnasialprofessor Dr. Größler zu Eisleben im dortigen Altertumsmuseum mit ziemlicher Bestimmtheit nachgewiesen, daß Luther das herrliche Lied schon auf der Reise nach Worms, und zwar im „Gasthause zur Kanne" in Oppenheim gedichtet habe (vgl. Tägliche Rundschau Nr. 284 vom 20. Juni 1903). Professor Achelis hat ferner auf Grund der annales Eiderstadenses gezeigt, daß das Lied schon 1524 in Holstein bekannt war und dort nach einer anderen Melodie gesungen wurde als nach der gewöhnlichen, die nicht Luther selbst, sondern sein Freund, der Kantor Johann Walther in Torgau geschaffen hat.

Digitized by Google

Durch Größlers Beweise gewinnt das Lied nur noch an Großartigkeit der Bedeutung, denn die aus demselben sprechende kampfesmutige Stimmung paßt sehr gut zu dem Gottvertrauen, das ihn vor und auf der Reise nach Worms beseelte, obwohl er bei ihrem Antritt das Schlimmste erwartete. Dagegen dürfte sie sich wenig für einen Mann eignen, der unter dem Banne des Reiches in Coburg verweilte.

Hettstedt. Dr. Karl Löschhorn.

3.

Jung werden.

Der Ausdruck jung werden = geboren werden wird im Grimmschen Wb. zuerst aus Logau (1604—1655) belegt, er begegnet aber schon in einer Aufzeichnung, die mit dem Jahre 1598 endigt und wahrscheinlich den Schulmeister der Klosterschule zu Michaelstein bei Blankenburg a. H. zum Verfasser hat. Sie ist von P. Zimmermann in der Ztschr. des Harz-Vereins f. Gesch. und Altert. 25, S. 132—145 veröffentlicht. S. 135 heißt es: „14 Tage nach dem Brande ist B. Wilhelm zu Blankenb. jung worden anno 1546", und S. 136: „Anno 1596 ist ein junger Herr mit nahmen Hanß Ernst zu Blanckenburgk jung geworden." In der niederdeutschen Mundart um Blankenburg ist jung werden noch heute der übliche Ausdruck für geboren werden, wird aber nur von Menschen gesagt. Vgl. auch Krones Plattdeutsche Gedichte unterharzischen Dialekts (Schauen bei Osterwieck), 1867, S. 7:

De Armen maket keinen Prunk,
Werd' nich geboren — werd' blot jung.

Blankenburg a. H. Ed. Damköhler.

Bücherbesprechungen.

Werke von Adolf Bartels.

1. Geschichte der deutschen Literatur von Adolf Bartels. In 2 Bänden. 3. und 4. Aufl. 1. Band: Die ältere Literatur. XII, 687 S. 2. Band: Die neuere Literatur. VI, 720 S. Leipzig 1905. Preis brosch. 10 M.
2. Handbuch zur Geschichte der deutschen Literatur, Leipzig 1906. XV, 789 S. Preis geb. 6 M. Beide Werke erschienen bei Ed. Avenarius.

Von diesen zwei Werken enthält das erstere nur die Geschichte der Literatur ohne literarische Nachweise, ohne Lebensbeschreibungen der Dichter, ohne zeitgeschichtliche Angaben. Alles dieses findet man in letzterem. Adolf Bartels, Landsmann Hebbels, wie dieser in Wesselburen geboren, verleugnet nirgends den Friesen. Ehrlich bekennt er seine Überzeugung, aber oft in schroffer Form. Besonders hervorstechend ist sein Judenhaß wie auch sein Haß gegen Wilhelm Scherer, in dem er einen Verbündeten des Judentums erblickt. Unterzeichneter will sich durchaus nicht zum Anwalt des Judentums machen, er wird seinen

Digitized by Google

deutschen und evangelischen Standpunkt nie verleugnen, doch können persönliche Zu- und Abneigungen in einem wissenschaftlichen Werke keine Rolle spielen. Sehr gut, mit Liebe und Verständnis sind des Verfassers früher erschienene Schriften über Klaus Groth, Friedrich Hebbel, Jeremias Gotthelf geschrieben; beachtenswert wegen des vorurteilsfreien Standpunkts, den B. hier offenbart, auch sein Werk über Gerhart Hauptmann. Was haben wir zunächst von dem Werke: Geschichte der deutschen Literatur zu erwarten, auf welchem Standpunkt steht der Verfasser? Da ist nun zuvörderst zu sagen, daß wir hier kein Lehrbuch vor uns haben, aus dem man Kenntnisse über den behandelten Gegenstand erlangen könnte, vielmehr enthält es nur Urteile, die nicht selten mit dem Gefühl der Unfehlbarkeit auftreten. Der Standpunkt von Bartels ist der deutsch-nationale und das ist entschieden anzuerkennen: „Luther, Kant, Goethe, Bismarck, das sind die vier größten Deutschen, jeder ein Gipfel auf seinem besonderen, dem religiösen, philosophischen und ethischen, ästhetischen und politischen Gebiete, jeder die Welt außen und innen gewaltig verändernd, aber keiner ein Umstürzler, Kämpfer alle." (I, 5.) Mit dieser sehr ehrenwerten deutsch-nationalen Gesinnung hängt nun seine Feindschaft gegen das Judentum zusammen, die an allen Enden seines Werkes hervorbricht. Um nicht breit zu werden, greife ich hier nur eine Stelle heraus II, 35. „Soviel ist sicher, daß dieses (das Deutschtum ist gemeint) nie einen schlimmeren Feind und die deutsche Kunst nie einen ärgeren Verderber als das Judentum gehabt hat; denn es sitzt ja eben mitten unter uns und kann uns im Grunde gar nichts geben, da es Eigenes nicht mehr besitzt, nur ein negatives, zersetzendes Element bildet, wie jedes Volk ohne Heimat." Gewiß liegt in diesen Worten manches Wahre: das Judentum hat vielfach unheilvoll gewirkt. Aber Bartels schießt doch hier über das Ziel hinaus. Sind denn nicht, um einmal eine der Dichtung und Literatur verwandte Kunst, die Musik zu erwähnen: Felix Mendelssohn und Rubinstein jüdischen Ursprungs und hat sich nicht die Familie Meyerheim in der bildenden Kunst einen ehrenhaften Namen gemacht? Weiter heißt es: „Selbst die jüdische Kritik können wir nicht brauchen, da ja alle wertvolle Kritik auf dem Verstehen beruht und den Juden die Grundbedürfnisse unserer Natur fremd sind; die jüdisch-deutsche Poesie aber ist bei den begabten Individuen Virtuosentum, bei den gewöhnlichen reine, oft sehr gemeine Mache. Nur wenn ein Jude einmal in scharfe deutsche Zucht gerät, kann er unter Umständen etwas Tüchtiges werden, aber die Fälle sind sehr selten, und selbst bei den Besten ist ein Versagen an einem bestimmten Punkte (?) sicher." Nun sind aber zwei unserer namhaftesten Goethebiographen Richard M. Meyer und Michael Bernays jüdischen Stammes, also ist die Anpassungsfähigkeit und das Verständnis für hohe Poesie doch auch bei ihm vorhanden. Und was die Poesie betrifft, so hat bis jetzt Heine als einer unserer größten Lyriker seit Goethe gegolten. Nun gebe ich ohne weiteres zu, daß sein Einfluß oft unheilvoll gewesen ist, aber bloßes Virtuosentum ohne innern Herzensanteil des Dichters wird man bei ihm doch nicht finden können. Und wenn über den Wert von Heines

Digitized by Google

Dichtkunst die Akten noch nicht geschlossen sein sollten, so kann man doch Männern jüdischen Stammes wie Moritz Hartmann und Julius Rodenberg Gemütstiefe und dichterische Begabung nicht absprechen.

Nachdem wir so den Standpunkt des Verfassers genügend gekennzeichnet, gehen wir zu seiner Anordnung des Stoffes über. Hier fällt zunächst etwas Äußerliches ins Auge. Jeder von beiden Bänden umfaßt vom Schlußregister in Band II abgesehen genau 687 Seiten. Die Verteilung des Stoffes ist ziemlich willkürlich und ungleichmäßig. Band I, der in fünf Bücher zerfällt, beginnt mit der deutschen Urzeit und endet mit dem Abschnitt: Das 19. Jahrhundert I und zwar mit den Dichtern Wilhelm Müller und Hoffmann von Fallersleben. Band II beginnt mit Buch 6, überschrieben: Das 19. Jahrhundert II. Nachklassik und Nachromantik und endet mit der jüngsten Gegenwart. So ist also diese Zeit, die der zweite Band behandelt, ungleich ausführlicher geschildert als die übrigen 1100 Jahre unserer Literaturgeschichte. Bemerken will ich hierzu, daß außer den schon genannten Dichtern: W. Müller und Hoffmann auch Uhland, Eichendorff und die Dichter der Befreiungskriege schon im ersten Bande besprochen werden. Nun aber noch eins. Jedem der genannten Abschnitte oder Bücher geht eine Übersicht voraus. Diese Übersichten behandeln den betreffenden Zeitraum nicht etwa nur von allgemeinen kulturhistorischen oder geschichtsphilosophischen Gesichtspunkten, sondern geben sehr viel über die Dichter und Schriftsteller selbst und ihre Werke. Dann werden einzelne Persönlichkeiten herausgehoben und etwas genauer behandelt. Um nur ein Beispiel anzuführen: So wird erst in der Übersicht S. 61 in Band II kurz über Julius Mosen gesprochen, dann S. 167—73 ausführlicher. Man fragt sich mit Recht: Wozu das? Sicher bekommt so die ganze Darstellung des Buches etwas Breites. Dies zeigt sich insbesondere auch in den vielen Räsonnements über die Werke statt eingehender Vertiefung in den Inhalt der Werke, in den vielen oft sehr ausführlichen Anführungen moderner Kritiker. Am auffälligsten tritt diese Weise des Verfassers im achten Buch hervor, überschrieben: Eklektizismus und Decadence. Die Moderne. Hier umfaßt die Übersicht sogar mehr Seiten als die folgende Charakteristik der Dichter.

Die Sprache von Bartels entbehrt häufig das was man dichterischen Schwung und warme Begeisterung für den Gegenstand nennt. Das gesucht Geistreiche überwiegt nur zu oft bei ihm. Man vergleiche nur seine Charakteristik Wolframs als Dichter Band I, S. 100 mit der, die der von Bartels so arg geschmähte Scherer gibt und man wird mir recht geben. Unerquicklich sind solche Sätze zu lesen, schwerfällig im Satzbau und Gedankenausdruck, wie an der angeführten Stelle: Verschlossen ist auch die reine Schönheit diesen Dichtern (wie Wolfram) nicht — Wolfram hat sie am leuchtendsten vielleicht in den Bruchstücken seines „Titurel", die die Liebe Sigunens und Schionatulanders darstellen — und ebensowenig lassen sie psychologische Feinheit vermissen — noch in Wolframs späterem Werke, dem im ganzen weit unter dem „Parzival" stehenden „Willehalm von Oranſche" findet

sie sich in der Charakteristik des riesenmäßig unbeholfenen (!) Knappen Rennewart und der schönen Heidin Arabele namentlich, — aber sie legen ihre Poesie niemals auf diese beiden Dinge an, sie begnügen sich, wenn sie schlichte Wahrheit erreichen, und müssen das wohl auch. Ihre Kunst ist ihr Leben, ihr Lebensblut, nicht ihr Vermögen (?) und daher im Kern subjektiv, lyrisch, wie denn Wolfram ja auch lyrisch gedichtet hat, sie erobern in sich die Welt, nicht, wie die großen Künstler, die Welt für sich." Hier sieht man das Schwerflüssige der friesischen Natur bei Bartels; bezeichnend für seine Behandlung der älteren deutschen Literatur ist außerdem der Umstand, daß er Wolframs Lyrik nur in einem Nebensatze erwähnt. Wie erquickend hingegen sind die Urteile Scherers über Wolfram zu lesen S. 175, aus denen die frische und fröhliche Seele des Niederösterreichers warm zu unserm Herzen spricht: „Wolfram hat das Weltleben gekannt und geliebt, wie Gottfried von Straßburg, aber er ging nicht darin auf, das Weltleben erschien ihm nicht wie der Gipfel aller Seligkeit. Er hatte auch nicht, gleich Hartmann von Aue, eine weltliche und eine geistliche Provinz in seiner Seele, welche miteinander in selten getrübtem Frieden lebten. Er war von der Unzulänglichkeit der weltlichen Bildung überzeugt. Er suchte über dem Irdischen das Ewige. Er war dabei kein Asket nach dem Herzen der Kirche. Er war ein selbständiger Mensch mit eigenen Überzeugungen, aber eine religiöse Natur. Seine großen Epopöen „Parzival" und „Willehalm" haben beide einen religiösen Hintergrund. Der P. schöpft aus französischen Gedichten keltischen Ursprunges; der W. beruht auf französischer Nationalpoesie. Der P. bietet märchenhafte Züge, wie sie uns im Artusroman und im „Tristan" begegnet sind; der W. trägt den historischen Charakter an der Stirn. Aber beide Gedichte beschäftigen sich mit dem Verhältnisse der Christen zu den Heiden, und der P. enthält außerdem noch tiefere religiöse Motive von einer ganz eigenen Art." Und nun folgt eine schöne und klare Inhaltsangabe des Parzival, eine Vergleichung dieses Epos mit seiner Quelle, wie auch eine kurze, aber ausreichende Besprechung der übrigen Dichtungen Wolframs. Am besten sind Bartels diejenigen Teile seiner Literaturgeschichte gelungen, wo er an eigene Erlebnisse anknüpft oder wo sein Heimatgefühl in Betracht kommt: so die Charakteristiken von Hebbel, Klaus Groth, Theodor Storm. Mit Wärme spricht er auch als Bewohner von Weimar von den Stätten, wo Goethe geweilt hat; leider sind solche Partien seiner Literaturgeschichte nicht häufig zu finden.

Auf einzelnes können wir hier, um den Umfang der Besprechung nicht ungebührlich auszudehnen, nur in sehr beschränktem Maße eingehen. Das durchweg Subjektive, das sich immer in Räsonnements, vielfach auch in Angriffen Luft macht, seltsame Behauptungen, Eigenwilligkeiten zeigen sich überall. So S. 87 Band I: „In dem Dichter des Nibelungenliedes steckt ein Dramatiker, ein Tragiker: das erklärt alle Vorzüge und Schwächen der Dichtung, hebt alle Widersprüche auf, löst alle Schwierigkeiten." Das heißt denn doch sich eine so heikle Frage, wie die der Entstehung und Würdigung des Nibelungenliedes, recht leicht machen. Die deutsche Minnedichtung ist trotz ihres gewaltigen

Digitized by Google

Umfangs recht kurz weggekommen mit vier knappen Seiten, und nicht mehr (107—111) sind für Walter von der Vogelweide abgefallen; nicht viel mehr kommen auf Luther, Hans Sachs, Fischart. Erst Lessing wird etwas eingehender gewürdigt. Komisch wirkt die Beurteilung Nathans des Weisen durch Bartels, den scharfen Bekämpfer des Judentums I, 329: „Als Lessing den Nathan schrieb, da herrschte noch die Intoleranz, da gab man sich keine Mühe, andere Rassen und andere Religionen zu verstehen, — — da hatte der Dichter das Recht, sein Ideal der Menschlichkeit aufzustellen und das Gemeinsame dem Trennenden gegenüber energisch zu betonen. Aber Lessing sah die Dinge genau so unhistorisch wie seine Gegner, und wir, die wir inzwischen historisch zu sehen gelernt haben, dürfen natürlich nun auch das Trennende dem Gemeinsamen gegenüber kräftig hervorheben, L. würde es wahrscheinlich selbst tun, wenn er unter uns lebte und die Gefahr des Charakterloswerdens aller Kultur erkännte." Unstreitig liegt ja in diesen Worten viel Wahres. Wir dürfen nicht von christlich-germanischem Standpunkte den oft unheilvollen Einfluß des Judentums in unserer Literatur totschweigen, wie das R. M. Meyer tut in seinem umfangreichen Werke: Die deutsche Literatur im 19. Jahrhundert. Nur dürfen wir nicht wie Bartels so vorurteilsvoll und gehässig sein gegen alles, was von Juden auf künstlerischem und wissenschaftlichem Gebiet herrührt. Wir müssen doch zunächst klarstellen, was diese Leute wirklich geleistet und dann erst das hervorheben, was etwa auf die zersetzende Manier des jüdischen Stammes in ihren Werken zu rechnen und darum schädlich ist.

Geradezu bedenklich ist das Urteil von Bartels über Schiller, gegen den er Goethe ausspielt. Er, Bartels, glaubt nämlich, daß Schiller einmal als Nationaldichter überwunden werden wird, ja daß er seinen Rang als solcher schon längst an Goethe hat abtreten müssen I, 482. Woher weiß denn das Bartels? Den Beweis hierfür ist er natürlich schuldig geblieben. In einer mitleidigen Weise, die geradezu abstößt, fügt er dann noch hinzu: „Für Volk und Jugend jedoch ist er als Erzieher noch unentbehrlich und in einem gewissen Stadium der Entwickelung nach wie vor der fortreißende große Dichter und Mensch; die Bühne muß einstweilen in Ermangelung eines vollständigen Ersatzes an ihm festhalten, die Entwickelung der Literatur aber ist über ihn hinausgelangt, und er wird schwerlich je wieder von Einfluß auf sie werden." Als Ersatz für das idealistische Schillersche Drama betrachtet nun Bartels das realistische Charakterdrama, er wünscht also, wenn wir ihn recht verstehen, einen deutschen Shakespeare. Doch soll dieser zu erwartende Dramatiker im Sinne von Bartels soviel von Schillerschem Geiste in sich tragen, als mit „unbeirrbarer reiner Gestaltungskraft" vereinbar ist. Dieser zuletzt gebrauchte Ausdruck ist unklar und nichtssagend. Sehen wir aber einmal hiervon ab, so ergibt sich wenigstens soviel, daß Bartels den Einfluß Schillers auf die dramatische Dichtkunst der Zukunft doch nicht für überwunden hält, wie er das vorher getan hat. Bloß die Persönlichkeit Schillers soll unseres Volkes unvergängliches Besitztum bleiben (S. 500). Wie diese aber gerade von der dichterischen Bedeutung

Digitized by Google

Schillers losgelöst werden soll, ist mir unerfindlich. — Dagegen muß jeder Freund unserer deutschen Dichtung mit innerer Befriedigung den Abschnitt über Hölderlin lesen. Es überkommt uns eine beseligende Stimmung, wenn auch mit leiser Wehmut gemischt, bei dieser liebevollen Versenkung in die Natur dieses hohen, leider so unglücklichen Genius. Hier hat Bartels ein wahres Kunstwerk geschaffen; wenn er dies nur öfter in seiner Literaturgeschichte getan hätte!

Von Band II an fühlen wir, daß der Verfasser auf einem ihm heimischen Gebiete weilt. Gegen seine Charakteristik Grillparzers vom Dichter und Menschen ist kaum etwas einzuwenden. Wie die Charakteristik Grillparzers, so ist auch die seines Landsmannes Ferdinand Raimund zu billigen; nicht minder erfreulich wirkt die Wärme, mit der er für Immermann eintritt trotz dessen Freundschaft mit Heine. Rückerts Bedeutung, seine tiefe Naturssymbolik, seine treue Liebe zum deutschen Vaterlande, sein inniges Heimatgefühl, wie es in seinem Gedicht: Aus der Jugendzeit und in so vielen anderen Liedern durchbricht, hat bei Bartels durchaus nicht das nötige Verständnis gefunden. Die Art und Weise, mit der er sein Kapitel über Fr. Rückert einleitet, kann ich nicht billigen. S. 103: „Wenn ich ein alter Mann wäre, ein hübsches Haus mit Garten in schöner Gegend, viel Zeit und keine Sorgen hätte und die Existenz Shakespeares und Goethes, Mörikes und Hebbels ganz vergessen könnte, dann würde ich mich verpflichten, Friedrich Rückerts sämtliche Dichtungen in einem Dutzend von Jahren mit gründlichem Eingehen zu lesen." Als ob man nur als alter Mann oder Pensionär Rückert recht würdigen könnte, als ob nicht eine Fülle von Poesie und Lebensweisheit für jedes Lebensalter aus seinen Dichtungen strömte: man denke nur beispielsweise an seine Liebeslyrik und anderseits an seine didaktischen Dichtungen. Und weiter, was nötigt uns denn, die obengenannten Dichter zu vergessen, um Rückert ruhig und gerecht zu würdigen? Als ob nicht der Garten der Dichtung die mannigfachsten Blüten hervorbrächte! Die Charakteristik Heinrich Heines kann ich hier übergehen, da das, was der Verfasser über ihn denkt, in dem Werke: Heinrich Heine, Auch ein Denkmal, sattsam dargelegt ist. In seiner Literaturgeschichte bemüht sich wenigstens B., den Dichter in seiner geschichtlichen Bedeutung zu würdigen, indem er zugibt, S. 156: „Dieser fremde (!) Dichter hat sich für alle Zeiten einen Platz in unserer Literatur erobert", wenn er auch hinzufügt: „Sein Einfluß ist bis auf diesen Tag nur unheilvoll gewesen." Es ist hier nicht der Ort, über die Vorzüge der Heineschen Poesie zu reden. Nur so viel sei gesagt, daß alle zukünftigen Dichter deutscher und außerdeutscher Zunge von ihm die straffe Zusammenfassung der dichterischen Bilder lernen können. Mit wenig Worten weiß er eine Fülle von Stimmungen zu erzeugen. Ich erinnere hier nur an die allbekannten Verse der Lorelei: Die Luft ist kühl und es dunkelt und ruhig fließet der Rhein, der Gipfel des Berges funkelt im Abendsonnenschein; oder aus der Wallfahrt nach Kevelaer: Es flattern die Kirchenfahnen, Es singt im Kirchenton, Das ist zu Köln am Rheine, Da geht die

Digitized by Google

Prozession. — Von den übrigen Charakterbildern, die B. in diesem Bande gibt, seien nur noch zum Schluß anerkennend hervorgehoben das von Fr. Nietzsche und das von der Marie von Ebner-Eschenbach. Von dem letzteren kann man mit vollem Rechte sagen: „Es kommt vom Herzen und geht zum Herzen." Verworren dagegen ist des Verfassers Urteil über Richard Wagner, den er als Vertreter der Decadence — ein Lieblingsausdruck von B. —, S. 413 und 433, bezeichnet und dann wieder einen Vorkämpfer des Deutschtums nennt, S. 414.

Am Ende dieser Besprechung heben wir nochmals hervor, daß der Verfasser, wie er es auch am Schlusse seines Werkes tut, furchtlos und treu seine Meinung bekennt, echt deutsch fühlt und an die Zukunft seines Volkes glaubt. Doch zeigen sich, wie wir schon gesehen, neben diesen unleugbaren Vorzügen auch Mängel in dem Werke. Die ästhetische Würdigung der Dichtergestalten und Dichtungen, die reine, ruhige Hingabe an den Gegenstand tritt oft vor einer unangenehmen Nörgelsucht zurück, die auch die sprachliche Darstellung schädigt. Durch eine mehr künstlerische Fassung im ganzen wie im einzelnen würde das Werk noch mehr gewinnen.

Das an zweiter Stelle genannte Handbuch zur Geschichte der deutschen Literatur wird im Literarischen Centralblatt, Jahrgang 1906, Nr. 20 S. 694 als „kleiner Gödeke" bezeichnet. Und in der Tat hat sich B. durch dieses Werk ein Verdienst erworben, namentlich um Minderbemittelte, vor allem um die studierende Jugend, denen die Anschaffung des teueren wirklichen Gödeke nicht möglich ist. Wie in der Literaturgeschichte, ist auch hier die Neuzeit besonders berücksichtigt. Zuerst gibt der Verfasser eine Einleitung mit der Überschrift: Die Geschichtschreiber der deutschen Literatur. Diese Einleitung, im flotten Stil geschrieben, ist immerhin wertvoll. Sie legt Zeugnis davon ab, daß sich der Verfasser um die Entwickelung der deutschen Literaturgeschichtschreibung ordentlich gekümmert; freilich ist sie mit einer gewissen Vorsicht zu benutzen. Wer sie ohne Prüfung hinnehmen wollte, würde sein Urteil später oft verbessern müssen. Vilmar ist mit seiner Geschichte der deutschen Nationalliteratur ziemlich gut weggekommen (S. 6), um so schlechter Karl Barthels Werk Die deutsche Nationalliteratur 1850. Nun aber ist wohl zu beachten, daß dieses Werk, 1903 in 10. Auflage erschienen, im Laufe der Zeit ganz wesentlich umgearbeitet und verbessert worden ist, und zwar von Männern wie Georg Röpe und Max Vorberg, die ihr Gebiet beherrschen. Von Gottschalls „Deutscher Nationalliteratur des 19. Jahrhunderts" wird weiter nichts gesagt, als daß sie „amüsant" zu lesen sei, aber weder historisch noch ästhetisch sonderlich zuverlässig. Die Fülle des Zornes gießt nun B. auf Wilhelm Scherer und das Philologentum in der Literaturgeschichte aus. Er hält die Literaturgeschichte des genannten Gelehrten als Ganzes durchaus für verfehlt und ästhetisch unzulänglich, und dem Philologentum wirft er „sinnlose Plusmacherei" (wieder einmal so ein unklarer Ausdruck, wie er sich bei ihm nicht selten findet), hochmütige Erstickung aller freieren und höheren Regungen auf dem Gebiete der Literaturgeschichte, Verbindung mit dem Judentume und anderes vor. Das tüchtige und

umfassende Werk von R. M. Meyer, von Gotthold Klee in dieser unserer Zeitschrift anerkennend beurteilt: Die deutsche Literatur im 19. Jahrhundert nennt B. ein Zeugnis der Unfähigkeit usw. Daß alle Schriftsteller nach ihrer vielleicht jüdischen Abstammung geprüft werden, ist selbstverständlich. So wird S. 644 gewissenhaft bei Heyse gesagt, daß seine Mutter eine Jüdin war. Sehr spaßhaft ist in dieser Beziehung das, was er über Paul Lindau sagt: „geboren, wie man an einigen Orten liest, als Sohn eines evangelischen Geistlichen (nach anderen Angaben war nur sein Großvater mütterlicherseits Pastor), aber doch unzweifelhaft aus im ganzen (!) jüdischer Familie." Welches Werk soll man nun als Führer durch die Literatur des 19. Jahrhunderts wählen? Nun, B. läßt uns darüber nicht im Zweifel. Auf S. 9 heißt es: Der erste brauchbare Führer durch die moderne Literatur war meine „Deutsche Dichtung der Gegenwart". Sapienti sat!

Im einzelnen sei folgendes bemerkt. Zunächst möchte der Verfasser ein Verzeichnis der in seinem Buche gebrauchten Abkürzungen für die angeführten Zeitschriften am Anfange seines Buches geben, nicht erst auf S. 537, wo man sie nicht sucht. Von Werken und Abhandlungen, die im Buche genannt werden könnten, habe ich mir folgende angemerkt (wo mir das Jahr des Erscheinens unbekannt war, habe ich wenigstens den Verlagsort angegeben). Zu S. 52, Gedichte Reinmars von Zweter von Gustav Roethe, herausgegeben 1887. S. 59 zu dem Abschnitt: Übergang von der ritterlichen zur bürgerlichen Poesie: Literaturdenkmäler des 14. und 15. Jahrhunderts, ausgewählt und erläutert von Hermann Jantzen; Sammlung Göschen 1903. Zu S. 93, Hans Sachs von Prof. Dr. Julius Sahr; ebenda 1905. Zu S. 256, Goethe, war zu erwähnen das Werk von J. R. Seeley: Goethe, Leipzig, Tauchnitz edition 1894, dann Eduard Griesebach, Das Goethesche Zeitalter der deutschen Dichtung, Leipzig 1891, dann zu S. 259 Goethe und Schiller von Moritz Ehrlich, Berlin, Grote, ferner zu Faust Veit Valentin, Die klassische Walpurgisnacht, Leipzig, Dürr. Zu S. 306, Schiller, ist noch zu erwähnen: Dr. Paul Richter, Schiller, Leipzig 1904, und Th. Ziegler, Schiller, Aus Natur und Geisteswelt, Leipzig 1905. Zu S. 309 Schillers lyrische Gedankendichtung von Dr. Philippi, 1888, Augsburg bei Votsch. S. 311, Schillers William Tell, translated with an introduction and notes by Patrick Maxwell, London o. J. bei Scott. S. 312 E. Lemp, Schillers Welt- und Lebensanschauung bei Fr. Diesterweg in Berlin; Burggraf, Schillers Frauengestalten, 1905; Jonas, Schillers Seelenadel, Berlin 1905; Albert Ludwig, Das Urteil über Schiller im 19. Jahrhundert, Bonn 1905. Zu dem Abschnitt über Heinrich von Kleist, S. 365, vergleiche man noch Dr. W. Gerstenberg, Kleists Hermannsschlacht, Paderborn 1905. Bei den Anthologien, S. 442, ist Joh. Meyer, Spiegel neudeutscher Dichtung, Auswahl aus den Werken lebender Dichter, Leipzig 1905, bei Grillparzer, S. 451, ist das Werk von Foglar, Gr. Ansichten über Literatur, Bühne und Leben, Berlin, L. Behrs Verlag, bei Heinrich Heine, S. 492, ist die Schrift: Heinrich Heine als Denker von Henry Lichtenberger,

Digitized by Google

Dresden 1905, zu dem Abschnitt S. 621, Das Bühnendrama im realistischen Zeitalter ist das Werk: Das Schauspielbuch, ein Führer durch den modernen Theaterspielplan, von Dr. Rudolf Krauß, Stuttgart, Mutsche Verlagsbuchhandlung, zu vergleichen. Die Literatur über Richard Wagner ist sehr unvollständig, S. 650. Die ausführliche Würdigung des Dichterkomponisten in der Allgemeinen deutschen Biographie von Franz Muncker durfte nicht fehlen; die Schrift von Ernst Koch, Richard Wagners Bühnenfestspiel: Der Ring der Nibelungen in seinem Verhältnis zur alten Sage wie zur modernen Nibelungendichtung betrachtet, Leipzig 1875, ist nicht genannt; ferner war zu erwähnen: R. Wagner an Mathilde Wesendonk, Tageblätter und Briefe, Berlin, bei Dunker, 25. Aufl., 1904; ebenso Die sagengeschichtlichen Grundlagen der Ringdichtung R. W. von W. Golther, 1902. Endlich fehlt S. 724 unter Sudermann das treffliche Werk von Henry Schoen, H. Sudermann, Poète dramatique et Romancier, Paris 1904, Didier. Diese meine kärglichen Nachträge zu einem Buche, das 767 Seiten ohne das Register umfaßt, legen, wenn auch indirekt, ein rühmliches Zeugnis ab für den Fleiß und die Sorgfalt, die der Verfasser darauf verwandt hat. Gerade dieses Handbuch ist trotz der mehrfach gerügten Mängel sehr verdienstvoll zu nennen. Möchte es in einer neueren Auflage durch Weglassen gehässiger Polemik sich noch brauchbarer als jetzt erweisen.

Dresden-Plauen. Prof. Dr. **Lothar Böhme.**

Johann Wiesner, Der deutsche Unterricht an unseren Gymnasien. Alfred Hölder, Wien 1907. VIII und 164 S. 8°. Preis 2,80 M.

„Erfahrungen, Bekenntnisse, Vorschläge" bietet der Verfasser, der sich schon durch eine bereits in zweiter Auflage erschienene „Deutsche Literaturkunde" bestens empfohlen hat[1]), in diesem neuen Buche; und man muß gestehen, daß ihm die reichen Erfahrungen, die er in langjährigem Unterricht, in umfänglichen wissenschaftlichen Studien und in ausgedehnten Reisen durch Deutschland gesammelt hat, sowie die Offenheit seiner Bekenntnisse das Recht zu Vorschlägen geben, die allgemeine Beachtung verdienen. Die Vorschläge sind zwar naturgemäß wie alle Ausführungen des Verfassers in erster Linie für österreichische Anstalten gemacht, enthalten aber auch vieles, was ebenso für die reichsdeutschen Geltung hat oder gewinnen kann. Der Inhalt des Buches ist so vielseitig, so reich und für jeden Deutschlehrer so wichtig, daß es hier ebenso unmöglich als unnötig ist, ihn entsprechend zu würdigen; es kann nur jedem, dem die Heilung bestehender Schäden am Herzen liegt, empfohlen werden, sich die vielfachen Anregungen des Verfassers durch die Lektüre des fesselnd geschriebenen Buches zunutze zu machen.

In der Einleitung beklagt der Verfasser mit Recht, daß im Gegensatze zu Kaiser Wilhelms II. Worten „Wir müssen als Grundlage das Deutsche nehmen" die Pflege der Muttersprache und ihrer Literatur an unseren Gymnasien immer noch ein recht düsteres Bild zeigt; ferner, daß das akademische

1) Vgl. „Zeitschrift für den deutschen Unterricht". 20. Jahrgang, 3. Heft.

Digitized by Google

Studium bei dem gegenwärtigen System nicht für den Lehrberuf befähigt; daß der Unterricht vielfach von Nichtfachmännern und von jüngsten Kräften bei häufigem Lehrerwechsel erteilt wird; endlich, daß die den amtlichen Lehrplänen in Österreich beigegebenen „Instruktionen" meist fälschlich als bindende Vorschriften aufgefaßt werden, „wodurch die insbesondere für das Deutsche erforderliche Selbständigkeit und freie Beweglichkeit des Lehrers illusorisch gemacht wird".

Im Anschluß an die Instruktionen gliedert er sein Buch nach den vier Hauptgebieten: Grammatik, Lektüre, freie Vorträge, Aufsätze. Die gleichzeitige Besprechung österreichischer und reichsdeutscher Zustände bringt den Nachteil mit sich, daß die gleichen Klassen verschieden bezeichnet werden: in Österreich ist Prima die unterste, in Deutschland die oberste Klasse.

Im ersten, der Grammatik gewidmeten Teile spricht sich der Verfasser erfreulicherweise für eine Unterweisung im Mittelhochdeutschen aus und knüpft daran die sehr beherzigenswerten Worte: „In einer Zeit, wo so vieles und so Schönes über nationale Erziehung und Gesinnungsunterricht geschrieben und geredet wird, erscheint es kaum denkbar, sich mit dem Gedanken abzufinden, daß ein deutscher Jüngling, der, um Homer oder gar Herodot im Urtexte lesen zu können, sich mit den Dialekten einer ihm recht fern gelegenen Sprache vertraut machen muß, die Heldenpoesie des eigenen Volkes und dessen zweitgrößten Lyriker nur aus Übersetzungen kennen lernen soll!" Da er fürchtet, daß es „vorderhand kaum möglich sein wird, alle Hindernisse einer fruchtbaren Behandlung zu beseitigen, so sind anstatt der Urtexte gute Übersetzungen zu lesen". Wir sind dieser Meinung nicht, sondern glauben, daß man nicht eher ruhen darf als bis es gelungen ist, jene Hindernisse zu beseitigen und die Bahn für eine wahrhaft deutsche Erziehung frei zu machen. In nationalen Fragen darf man sich zu keinem schwächlichen Kompromiß verstehen. Wir müssen für den deutschen Unterricht die Stellung, die ihm, weil wir Deutsche sind, gebührt, so lange mit allem Nachdruck fordern, bis diese Forderung erfüllt ist. Das ist unsere nationale Pflicht!

Dem zweiten Kapitel, der Lektüre, sind volle fünfzig Seiten gewidmet, die viel Treffliches enthalten. Tüchtig geht Wiesner sowohl dem oft lächerlichen Formalismus als der Maßlosigkeit im Erklären zu Leibe, dieser „modisch-alexandrinischen Kommentierungswut" (O. Jäger), die zum „Grafen von Habsburg" unnachsichtlich alle „sechs lieblichen Töchter" anführt und ihre Lebensgeschichte erzählt oder eine tiefbohrende Auseinandersetzung darüber für nötig hält, wo denn das feuchte Weib den Fischer (bei Goethe) eigentlich anfaßte! Demgegenüber betont Wiesner richtig, die Aufgabe des Lehrers bei der Lektüre sei, die Jugend für das Gelesene zu erwärmen, hält jedoch ein maßvolles Erklären nicht für entbehrlich und tritt mit Recht den Fanatikern des Kunsterziehungstages mit der Bemerkung entgegen: „Die meisten unserer Ankläger stehen der heutigen Schule fern und haben keine Ahnung von dem gegenwärtigen Unterrichtsbetrieb. Ihnen ruft er zu: „Nein, ihr unzufriedenen

Digitized by Google

Nörgler! So schlimm, wie ihr die Sachlage darzustellen beliebt, schaut sie in Wirklichkeit nicht aus . . . Zudem ist das Kritisieren überhaupt so wohlfeil zu haben und läßt so furchtbar überlegen erscheinen; wie wäre es da, wenn einer von euch, sagen wir im Kreise von vierzig Tertianern, in ihren schönsten Flegeljahren einmal den Kunstvermittler spielte und uns das Kritisieren überließe?"

Auch gegen das Memorieren und Deklamieren hat Wiesner keine grundsätzlichen Bedenken, wohl aber gegen den „Kanon" und das mit Recht. Auch Jäger verurteilt diesen „unlebendigen, schablonenhaften Schulmeisterbegriff", und wir schließen uns der Forderung, die Auswahl der Lese- und Lernstücke dem Geschmack und Geschick des Lehrers zu überlassen, aus mancherlei Gründen in voller Überzeugung an.

In Beantwortung der zweiten Hauptfrage „Was wird gelesen?" bezeichnet der Verfasser als wichtigste Aufgabe des Deutschunterrichts die Weckung und Ausbildung der stilistischen Anlage des Schülers und stellt daher als bestimmenden Gesichtspunkt für die Auswahl der Lesestücke deren Verwendbarkeit für die rednerische und stilistische Ausbildung auf. Mit Recht fragt er angesichts der meisten gegenwärtigen Lesebücher: „Wo bleiben die Stilmuster, die Vorbilder für den Aufsatz?" und spricht den dringenden Wunsch aus, „es möge kein deutsches Lesebuch die behördliche Approbation erhalten, in welchem nicht für jede Klasse eine Anzahl von gleichstufigen Aufsatzproben und Dispositionen etwa als Anhang aufgenommen ist". Dagegen scheint uns der Vorwurf, „daß der Deutschunterricht des Obergymnasiums das Bestehen einer blühenden deutschen Prosaliteratur geradezu ignoriere", wenigstens gegenüber den reichsdeutschen Lesebüchern nicht genügend begründet zu sein.

Unter unseren Klassikern gibt der Verfasser Herdern, diesem „großen Pfadfinder und Zielweiser", wegen seiner Gedanken über das Volkstümliche und seiner vergleichenden und entwickelungsgeschichtlichen Betrachtungsweise bei weitem den Vorzug vor dem an sachlichen (Gegenwarts-) Werten geringeren Lessing. Wir stimmen ihm darin ebenso gern bei als in seiner zweifellos berechtigten Forderung: „Wir müssen jetzt ernstlich und gründlich darangehen, im Lehrplan für die großen Schriftsteller des 19. Jahrhunderts Platz zu schaffen" und empfinden unsere gegenwärtigen Zustände in diesem Punkte gegenüber der Tatsache, daß die deutsche Literatur des 19. Jahrhunderts in den französischen Lyzeen den weitesten Raum einnimmt, als eine *schmachvolle Rückständigkeit*.

Mit den über die Lektüre aufgestellten Leitsätzen des Verfassers sind wir im ganzen einverstanden, nur nicht mit der allzu großen Bescheidenheit, welche die Zahl der wöchentlichen Unterrichtsstunden im Deutschen in der obersten Klasse auf vier erhöht sehen will. Wir bekennen uns zu der heute noch ketzerischen, in einer wahrhaft nationalen Zukunft aber selbstverständlichen Forderung, daß *der deutsche Knabe und Jüngling in allen Klassen jeden Tag eine Stunde deutschen Unterricht haben muß*.

Digitized by Google

Diese Forderung gewinnt noch an Gewicht durch die Ausführungen Wiesners im 3. Kapitel, das von den Übungen im mündlichen Ausdruck handelt und mit dem Vorwurf anheben muß, daß wir Deutsche die eigene Sprache am schlechtesten reden. Wundern kann das freilich niemanden angesichts des Mangels an Sprachgefühl, durch den wir uns besonders von den Franzosen unvorteilhaft unterscheiden; wie aber sollte hier eine Besserung erhofft werden dürfen, da doch immer weitere Kreise dem Grundsatz huldigen, das Bequeme oder, wie manche es beschönigend nennen, das „Praktische" dem Richtigen vorzuziehen, und leider selbst Lehrer solchem Sprachverfall kühl achselzuckend gegenüberstehen! — Wiesner verlangt außer den bisher empfohlenen Mitteln zur Erzielung größerer Gewandtheit im Gedankenausdruck die allereifrigste Pflege der Nacherzählung schon auf der untersten Stufe und spricht sich dann ausführlich über die sogenannten freien Vorträge in den Oberklassen aus. Für die Wahl des Stoffes zu diesen Redeübungen sollen nach ihm zwei Rücksichten maßgebend sein: er muß den laufenden Unterricht ergänzen und er darf die Fassungskraft der Zuhörer nicht übersteigen. Besonders beherzigenswert scheint uns die Mahnung: „man verzichte auf Schülerkritik und Debatte"; wer in Schülervorträgen Erfahrung hat, wird diesem Rate voll beistimmen. Ebenso eingehend wie die Lektüre wird endlich im 4. Kapitel das schwierige und unerschöpfliche Thema „Der Aufsatz" besprochen. Es ist unmöglich, im Rahmen eines kurzen Berichts ein treues Bild von dem reichen Inhalt dieses Kapitels zu geben; hervorgehoben seien nur zwei Punkte, die der Verfasser mit Recht als die schwersten Schäden des gegenwärtigen Aufsatzbetriebs bezeichnet: die Überbürdung der Lehrer des Deutschen mit Korrekturen und die erschreckend um sich greifende Unredlichkeit der Schülerarbeit. Zu den von Wiesner in seinen Leitsätzen vorgeschlagenen Mitteln zur Abhilfe wird man gewiß sehr verschieden Stellung nehmen können; ebenso gewiß aber werden die Kenner der Verhältnisse ihm beipflichten, wenn er dem Titel einer vor einigen Jahren erschienenen Kampfschrift eines Schülervaters „Arbeiterschutz! Warum nicht auch Schülerschutz?" mit dem Rufe begegnet: „Schülerschutz! Warum nicht auch Lehrerschutz?" und wenn er die bei so übermäßigen Anforderungen unvermeidliche Ertötung der Lehrerfreudigkeit eine Quelle der Mißerfolge im Aufsatzbetriebe nennt. Und noch bitterer recht hat er angesichts der neuerdings entstandenen Aufsatzfabriken mit Aufstellung folgender Alternative: „Man sieht, die Lage wird nachgerade kritisch, und es geht wirklich nicht mehr an, einer Seuche gegenüber, die unser ganzes Schulwesen zu durchdringen und gewissenhaftes Arbeiten allmählich als lächerlich zu stigmatisieren droht, den Vogel Strauß zu spielen. Eines muß beseitigt werden, das Täuschen oder die Hausarbeiten!" Allen Lehrern, die dazu mithelfen möchten, ihre Schüler zu ehrenhaften Männern zu erziehen, und die nicht zu der Gattung des Traumulus gehören, brennt dieses Entweder — Oder auf der Seele, und der Gedanke, auf die Vorteile der Hausarbeiten zu verzichten und sie durch gut überwachte Klausuraufsätze zu ersetzen, scheint ihnen keinesfalls einer be-

Digitized by Google

dingungslosen Abweisung würdig. Jedes Mittel, das zur Bekämpfung sittlicher Schäden dienlich erscheint, ist ernster Prüfung wert.

Den Ausführungen Wiesners sind auf den Seiten 141—164 noch 136 Anmerkungen angefügt, die neben allerlei literarischen Nachweisen noch viel Lehrreiches enthalten.

Wie man auch im einzelnen über Wiesners „Erfahrungen, Bekenntnisse und Vorschläge" urteilen mag, für die Fülle von Anregungen und manches mannhafte deutsche Wort wird jeder Leser dieses Buches ihm dankbar sein dürfen.

Dresden. **Edmund Baffenge.**

E. Reys und E. Witt, Artikulationsfibel, Lesefibel und Lesebuch für Hilfsschulen und verwandte Anstalten. Leipzig, B. G. Teubner. 1907.

Der Gedanke, den Kindern, die zum Unterricht zwar befähigt, zu erfolgreicher Mitarbeit in Klassen mit normal beanlagten Schülern aber nicht genügend begabt sind, Freund und Helfer zu sein, ist in neuerer Zeit für Ärzte, Psychologen, Hygieniker, Pädagogen und Menschenfreunde Grund zu eingehenden Betrachtungen und Aussprachen, unseren Städteverwaltungen Anlaß zur Einrichtung von „Hilfsschulen" geworden. Diesem neuesten Zweige des Volksschulwesens will vorliegendes Werk im Lese- und Deutschunterricht dienen. Kann sein Erscheinen darum als zeitgemäß betrachtet werden, so wird das Ganze aber besonders dadurch wertvoll, daß es den ernsten Versuch darstellt, loszukommen von der noch vielfach üblichen Praxis, in der „Hilfsschule" anormale Kinder nach Büchern zu unterrichten, die der Psyche normaler Schüler angepaßt sind. Einen eigenen Lese- und Deutschaufbau, den ganz anders gearteten psychologischen Verhältnissen der „Hilfsschule" entsprechend, stellen darum die vorliegenden Bücher dar und geben dem Pädagogen schätzenswerte Gelegenheit, die Praxis der „Hilfsschule" im Deutsch- und Leseunterricht zu studieren.

Den neuesten Forderungen für den ersten Leseunterricht folgend, haben sie diesen auf phonetische Grundlage gestellt. Die Gedanken, mit den geistig schwachen, oft unartikuliert und tonlos sprechenden Kindern länger bei den Sprachelementen zu verweilen, die Anordnung des ersten Leseunterrichtes nach der Schwierigkeit der zu bildenden Laute und nach ihrer leichteren oder schwereren Verschmelzbarkeit zu treffen, vor allem aber das eigentliche Lesen immer weiter hinauszuschieben, führen die Verfasser zu einer Dreiteilung ihrer Arbeit: 1. Artikulationsfibel, 2. Lesefibel, 3. Lesebuch. Für die Vorbereitung auf den Schreibleseunterricht haben sie außerdem noch einen Lehrgang beigegeben.

Um das ganze Lesewerk recht zu verstehen, ist eine genaue Einsicht in den Lehrgang unerläßlich. Er führt die Arbeit, die im vorbereitenden Kursus der „Hilfsschule" zu bewältigen ist, vor. Ein kundiges Lehrerauge wird bald das Ziel erkennen, dem er zustrebt: über die Anschauung zum Sprech-, Lese-

Digitized by Google

und Schreibmechanismus. In systematischer Weise schreitet die Gewinnung der Sprachelemente vorwärts. Beachtliche Winke für die Bildung der Laute und für die sogenannten „Sprachheilübungen" werden dabei dem Unterrichtenden gegeben. Ein Balken nach dem anderen wird sorgfältig mit einem anderen zum ersten kleinen Gebilde gefügt und bereit gestellt, um beim späteren Bau an der bestimmten Stelle richtig verwendet werden zu können. In geschicktester Weise ist die einfache Zeichnung als Erinnerungsbild für das Sprechen und später für das Schreiben eingeführt. Ganz trefflich wird das Zeichnen als Vorbereitung für das Schreiben benützt und damit die Frage: Wie wird bei phonetisch geordnetem Stoff die Schreibschwierigkeit beseitigt? zu lösen versucht. Eine Fülle von Arbeit und praktischen Winken enthält dieses kleine Büchlein, das jedem empfohlen sei, der den modernen Stand des elementaren Lese- und Schreibunterrichtes kennen lernen will, ganz gleich, ob er in „Hilfsklassen" oder in Normalschulen arbeitet.

In der Hoffnung, durch dauernd fleißige Übungen im Sinne vorbesprochenen Lehrganges das matte Auge jener bedauernswerten Kinder gehellt, ihr schwaches Ohr gestimmt, ihre ungelenke Hand geschickter und ihre schwerfälligen Sprechwerkzeuge geschmeidiger gestaltet zu haben, geben die Verfasser ihren Schülern das erste Lesebuch, die Artikulationsfibel, in die Hand, ein Buch, das diesen sofort lieb sein wird. Auf jeder Seite begegnen sie guten Bekannten, den alten liebgewordenen Zeichnungen und Formen. Jedes Blatt weckt verhallte Klänge und Erinnerungen, und was ihnen noch neu und fremd in diesem Buche ist, das reizt sie durch seinen Inhalt und seine markante Form zur Betätigung. Wie schon der Titel „Artikulationsfibel" sagt, soll der Lautbildung auch weiter die ernsteste Beachtung geschenkt und der mühsam gewonnene Besitz durch fernere unermüdliche Arbeit gesichert werden. Das Sprechen steht also weiter als Hauptaufgabe im Mittelpunkte des Unterrichtes. Rüstig schreitet daneben auch der Aufbau vorwärts. Die Abschreibeübungen, für die durch Beseitigung der Schreibschwierigkeiten im Vorkursus der Boden geebnet ist, können beginnen. Lebhaft kann die eigentliche Lesearbeit einsetzen, die Verschmelzung der Laute zu Silben, der Silben zu Wörtern, die nach den vorbereitenden Arbeiten weiter nichts darstellt als eine abermalige Übung der Sprechwerkzeuge und anderseits eine erweiterte Kraftentwickelung insofern, als das Kind das, was es bis jetzt nur hörte und sprach, auch in geschriebenen und gedruckten Wortbildern zu sehen und zu lesen bekommt. Obgleich diese Fibel nur eine geringe Stoffmenge, das kleine Alphabet in Schreib- und Druckschrift, verarbeitet, werden die Verfasser in der methodischen Behandlung nicht einförmig. In immer neue Kurven legen sie den Weg, um ohne zu große Anstrengung für die Schüler das Ziel zu erreichen. Da, wo der Kraftaufwand ein stärkerer werden muß, gewähren sie ihnen angenehme Ruheplätze in Form von farbigen Bildern, die in belebender Beziehung zu den Lese- und Sprechübungen stehen. Richtig und tief in die Seelen ihrer Schüler hineingeschaut, haben sie solche mit grellen Farben und

Digitized by Google

scharf pointierten Situationen aus dem Familien- und Kinderleben, aus dem Leben in Stadt und Land, aus dem Tierleben, mit mancher oft tragisch, oft komisch wirkenden Kleinigkeit, für die jene Kinder ein merkwürdig helles Auge haben, gewählt, um mit Blitzeskraft und Blitzeshelle die geistige Lethargie ihrer Schüler zu bannen, mächtig auf ihr Sinnen- und Gemütsleben einzuwirken und sie zur Aussprache über das Gesehene zu bewegen. In geschicktester Weise beginnen die Verfasser damit dem Unterricht eine andere Richtung zu geben. Die Anschauung dient von jetzt ab als Grundlage für die Begriffs- und Urteilsbildung, der sprachliche Anschauungsunterricht wird Hauptsache.

Diese hochwichtige Arbeit greift der nachfolgende Teil des Lesewerkes Die Lesefibel als neuestes Ziel energisch an. Einer Fülle von Anschauungsmaterial aus allen Gebieten des Lebens, soweit es dem schwachen kindlichen Geiste überhaupt faßbar ist, begegnen wir. Anerkennenswert ist hierbei hervorzuheben, daß die Auswahl der Stoffe den herzlich liebevollen Blick verrät, den die Verfasser in die Seele ihrer armen Schüler getan haben. Daß gerade dadurch die Konzentrationskraft der Kinder auf den Stoff gehoben, lebendige Anschauungen geweckt, ein regerer Gedankenaustausch und eine weitere Vervollkommnung der Sprache, besonders in Beziehung auf den Satzbau, erreicht wird, ist wohl anzunehmen. Überall sind die Ergebnisse der anschaulichen Betrachtungen zu kleinen, nach und nach sich schwieriger gestaltenden Sprachganzen in der Sprechart der Schüler verarbeitet, leichte Begriffe und Urteile am Ende des Buches, mit nochmals farbigen „Bilderblitzen" sogar in ein System, ich will es ein grammatisches nennen, gebracht. Auf eine Eigentümlichkeit dieser Fibel möchte ich noch kurz hinweisen. Sie zieht auch leichte biblische Stoffe in kindertümlicher Darstellungsweise in den Bereich ihrer Betrachtungen, ein Beginnen, das andeutet, welche Stellung das Lesebuch in der Hilfsschule überhaupt haben soll, das aber auch von vielen Leuten als abgeschmackt und pietätlos bezeichnet werden wird. Gewiß würde auch ich darüber abfällig Kritik üben, sobald es sich um ein Lesewerk für normale Kinder handelte, aber in diesem besonderen Falle, für anormale Schüler zu schreiben, teile ich die Ansicht der Verfasser. Bemerken möchte ich hierbei noch, daß die biblischen Stoffe fein vorbereitet eingeführt und als Krone den Betrachtungen aus dem realen Leben aufgesetzt werden. Man vergleiche hierbei nur Seite 74 der „Artikulationsfibel", der Greis am Grabe seiner Frau und Seite 15 der „Lesefibel", die Auferweckung des Jünglings zu Nain. In reicher Zahl sind wiederum Zeichnungen und Bilder als Reproduktionshilfen aus den gewählten Stoffgebieten verwertet. Das Grelle der Farbe ist verschwunden, nur bei denen, die als ausgesprochene Stütze für die Erarbeitung des grammatischen Systemes dienen, ist es beibehalten. Die Situationen wirken allgemeiner und ruhiger. Mit der Durchführung obenbezeichneter Hauptidee schreitet aber auch der mechanische Aufbau des Lese- und Deutschunterrichtes kräftig vorwärts. Das große Alphabet in Schreib- und Druckschrift wird geübt. Die Stoffanordnung ist dabei nicht mehr

Digitized by Google

phonetisch, sondern nach der Schreibschwierigkeit der Buchstaben getroffen, da die Lautbildung als abgeschlossen betrachtet wird. Wortbilder mit schwierigen Konsonantenhäufungen, mit Dehnungen und Schärfungen, mit besonderen Schreibweisen usw. sind dem Leseunterricht als Material zugewiesen, der mit dem Schreibunterricht, wenige schwierige Fälle ausgenommen, die dem Lesebuche vorbehalten sind, zu einem gewissen Abschluß kommt. Ganz besonders widmen sich die Verfasser jetzt dem Rechtschreibeunterricht. Ihm dienen von nun ab die Artikulationsübungen, die vorher dem eigentlichen Leseunterricht nutzbar waren, huldigen die Verfasser doch der sehr richtigen Anschauung, daß die meisten orthographischen Fehler deshalb gemacht werden, weil die Schüler falsch hören und artikulieren. Freilich verfallen sie dabei in das Extrem, in der Artikulationsfibel Hauptwörter mit kleinen Anfangsbuchstaben zu schreiben.

Für alle Zweige des Deutschunterrichtes sind somit die Fundamente gegründet, der mechanischen Durchbildung und der geistigen Ausbildung der Schüler ist eingehende Beachtung geschenkt worden, so daß als Ziel für das Lesebuch, dem ich noch einige kurze Worte widmen möchte, der kräftige Weiterbau auf dem Gewonnenen und die Charakterbildung im besonderen in Frage kommen. Der Natur des ganzen Aufbaues entsprechend, räumen die Verfasser dem Lesebuche zentrale Stellung ein, für „Hilfsschulen" wohl der richtigste Gedanke. Aus allen Unterrichtsfächern laufen im Lesebuch die Fäden zusammen, und so begegnen wir neben biblischen Stoffen auch Katechismusabschnitten und Bibelsprüchen, letztere als Systemstücke gewisser Betrachtungen. Durch kurze, in kindertümlicher Form gehaltene Lesestücke werden Beziehungen zum Realunterricht, zur Naturbeschreibung, Geschichte und Heimatkunde vertieft oder neu gesucht. Die Verfasser haben hierbei sehr viel aus ihrer Feder dazugegeben. Das Richtige scheinen sie mir ganz besonders damit getroffen zu haben, daß sie Lesestücke schufen, die Stoffe aus dem Großstadtleben zum Gegenstand der Betrachtung haben, befinden sich ja „Hilfsschulen" meist in den Großstädten. Daneben begegnen wir aber auch poetischen und prosaischen Stücken unserer besten Kinderschriftsteller, wie Reinick, Hey und anderer mehr, mit künstlerischen Illustrationen, für Herz, Gemüt und Phantasie auch dieser ärmsten Kinder, für die das Werk geschrieben ist, eine gute Kost.

So kann das Endurteil über vorliegendes Lesewerk nur günstig sein. In seiner Gesamtanlage und Durcharbeitung des Stoffes verrät es den praktischen Blick und die gründliche Kenntnis der zu beobachtenden psychologischen Momente, getragen vom Geiste herzlicher Liebe zu jenen armen Kindern, denen es Freund sein will, so daß ein Unterricht nach ihm ersprießlich und segensreich wirken muß.

Dresden. **A. Schorning.**

Digitized by Google

Zeitschriften.

Das literarische Echo. 9. Jahrg. 13. Heft. Inhalt: Die Kunst der Interpunktion. Von Rudolf Krauß. — Marcelle Tinayre. Von Anna Brunnemann. — Romantika. Von Franz Deibel. — Novellen und Skizzen. Von Fritz Böckel. — Die Kultur der Gegenwart. Von Georg Steinhausen.

—— 14. Heft. Inhalt: Schiller und Amerika. Von A. von Ende. — Otto Julius Bierbaum. Von J. A. Beringer. — Im Spiegel. Von Otto Julius Bierbaum. — Neue Lyrik. Von Leo Greiner. — Gedichte. Von Ernst Lissauer.

—— 15. Heft. Inhalt: Stil und Gestammel. Von Fritz Rose. — E. A. Butti. Von Helen Zimmern. — Wagner-Literatur. Von Wolfgang Golther. — Neue Lenau-Kunde. Von Emil Horner. — Bauer und Erzähler. Von B. Stein. — Adolf Schmitthenner. Von Albert Geiger.

—— 16. Heft. Inhalt: Wiederbelebung des Volkslieds. Von Robert Petsch. — Bücher aus der Schweiz. Von Richard Weitbrecht. — Heinrich Laube. Von Eugen Kilian u. a. — Aus allen Tonarten. Von Franz Diederich. — Skandinavische Neuheiten. Von Heinrich Goebel.

—— 17. Heft. Inhalt: Schauspielmusik. Von Edgar Istel. — Rainer Maria Rilke. Von Richard Freienfels. — Aus der zweiten Lebenshälfte. Von Wilhelm Lobsien. — Der Roman einer Knabenseele. Von Franz Servaes. — Skizzenbücher. Von Lothar Schmidt. — Dichter und Universitätslehrer. Von Paul Ernst.

—— 18. Heft. Inhalt: Hannoverland. Von Hans Müller-Brauel. — Gottfried Keller-Schriften. Von R. M. Meyer, H. Maync. — John Brinckmans Nachlaß. Von Wilhelm Poeck. — Literaturen des Ostens. Von Otto Hauser. — Dichtungen. Von Franz Evers. —

Beilage zur Allgemeinen Zeitung. Jahrg. 1907. 12. Heft (Nr. 64—69). Inhalt: Christliche Antike. Von Hofrat Prof. Dr. Joseph Strzygowski (Graz). — Die Germanen in Italien und Frankreich. Von Dr. Max Kemmerich (München). — Dietrich von Laßbergs Kriegstagebuch. Von Hauptmann a. D. Koch-Breuberg (München). — Bundestag und Junges Deutschland. Von Dr. Heinrich Hubert Houben (Leipzig). — Künstlerische Fragen der Schaubühne. Von Prof. Max Littmann (München).

—— 13. Heft (Nr. 70—75). Inhalt: Deutsches Bibliothekswesen der Gegenwart. Von Dr. Otto Glauning (München). — Neues von Maeterlinck. Von Fr. von Oppeln-Bronikowski (Berlin). — München als Kunststätte. Von Dr. Paul Ferdinand Schmidt (Frankfurt a. M.). Neue Meinungen über die Mediceergräber Michelangelos. Von Prof. Dr. Heinrich Wölfflin (Berlin). — Zum Jubiläum eines Dichtwerks. Von Prof. Dr. Alfons Kißner (Marburg i. H.). — Tragisches Epigonentum. Von Dr. Richard Schaukal (Wien). — Neue Frauen-Belletristik. Von Archivrat Dr. Rudolf Krauß (Stuttgart).

Zeitschrift des Allgemeinen deutschen Sprachvereins. 22. Jahrg. Nr. 4. Inhalt: Der Stiftungstag des Allgemeinen deutschen Sprachvereins. Von Studienrat Prof. Dr. Dunger. — Verdeutschungen in der Heeressprache. Von Kr. — Das Fremdwort in der Fortbildungsschule. Von Alb. E. Müller. — Zur Schärfung des Sprachgefühls.

—— Nr. 5. Inhalt: Ist Deutsch eine Weltsprache? Von Jakob Brodbeck-Arbenz. — Die Sprache der neuen Eisenbahnverkehrsordnung. Von S. — Wie Fritz Reuter die deutsche Sprache rein hielt. Von Prof. Dr. K. Th. Gädertz. — Zur Schärfung des Sprachgefühls.

—— Nr. 6. Inhalt: „Gefahr im Verzuge". Von Studienrat Prof. Dr. H. Dunger. — Der Kampf um die Sprachreinheit bei den Engländern. Von Pfarrer Eduard Blocher. — Die Fremdwörterseuche im deutschen Versicherungswesen Von L. Lencer. — Über die Einrichtung eines Sprachpflegeamtes gegen das Kaufmannsdeutsch. Von Dr. Hermann Fredenhagen. — Noch einiges über

Digitized by Google

Hundenamen. Von Konrektor August Brunner. — Das neue Exerzierreglement für die Feldartillerie vom sprachlichen Standpunkt. Von Kr. — Zur Schärfung des Sprachgefühls.

Monatsschrift für höhere Schulen. 6. Jahrg. 3. u. 4. Heft, März—April. Inhalt: Zwei Jahre Bewegungsfreiheit in der Prima des Elbinger Gymnasiums. Von Direktor Dr. A. Gronau in Elbing. — Zur Studienfreiheit in den oberen Gymnasialklassen. Von Direktor Dr. K. Koppin in Stettin. — Der Einfluß der Gleichberechtigung der höheren Lehranstalten auf die genauere Kenntnis des klassischen Altertums. Von Oberlehrer Dr. M. G. Schmidt in Marburg. — Reformvorschläge zur Realschulfrage. Von Direktor Dr. A. Maurer in Saarbrücken. — Sommertage und Wintertage auf Ithaka. Von Direktor Dr. H. Michael in Zauer. — Gesunde Jugend. Von Regierungs- und Schulrat Direktor Prof. Dr. Funck in Sondershausen. — Unterrichtszeit und häusliche Arbeit an den höheren Schulen. Von Dr. W. Viëtor, Prof. an der Universität Marburg. — Die „Schüler-Selbstbildungsvereine" in Ungarn. Von Direktor Fr. Kemény in Budapest. — Eine sechzehntägige Ruderfahrt Strasburger Gymnasiasten durch Westpreußen. Von Direktor Dr. R. Gaede in Strasburg i. Westpr.

—— 5. Heft, Mai. Inhalt: Poesie und Prosa im deutschen Unterricht. Von Direktor Prof. Dr. A. Biese in Neuwied a. Rh. — Drei Werke über Jugendlektüre und Schülerbibliotheken. Von Stadtschulinspektor Dr. Th. Herold in Düsseldorf. — Nochmals Unterrichtszeit und häusliche Arbeit an den höheren Schulen. Von Direktor Dr. A. Schmidt in Wiesbaden. — Über die Ausdehnung des naturwissenschaftlichen Unterrichts und die Wiederaufnahme des biologischen Unterrichts. Von Geh. Reg.-Rat Dr. von Böttinger in Elberfeld. — Spielnachmittage. Von Oberlehrer Prof. Dr. E. Kohlrausch in Hannover.

Zeitschrift für lateinlose höhere Schulen. 18. Jahrg. 8 Heft. Inhalt: Die Oberrealschule als neuhumanistische Bildungsanstalt. (Schluß.) Von Oberrealschuldirektor Dr. Löwisch in Weißenfels. — Ideale und praktische Forderungen im neusprachlichen Unterricht. Von Oberlehrer Dr. Althoff in Dortmund.

Pädagogische Studien. 18. Jahrg. 2. Heft. Inhalt: Die Mitwirkung der Schule bei der Fürsorge um die schulentlassene Jugend. Von D. Hieronymus. — Die Fibelfrage. Von Fritz Lehmensick. — Didaktik und Wirklichkeit. Von Dr. Vögel.

—— 3. Heft. Inhalt: Die neueren Bestrebungen auf dem Gebiete des Deutschunterrichtes. Von Dr. Friedrich Schilling. — Zur Willens- und Charakterbildung bei Herbart und bei Wundt. Von Dr. Hans Zimmer.

Leipziger Lehrerzeitung. 1907. Nr. 32: Nachklänge zum Deutschen Lehrertag in München. (Schluß folgt.) — Das Studienrecht der Volksschullehrer. Von Dr. R. Schubert.

—— Nr. 36: Die sexuelle Aufklärung der Schuljugend. Von Georg Le Mang.

—— Nr. 37: Die sexuelle Aufklärung der Schuljugend. Von Georg Le Mang. (Fortsetzung.) — Die Volksschule und das nationalliberale Schulprogramm.

Modern Language Notes Vol. XXII. Nr. 6. 1907: Howard, Schillers Einfluß auf Hebbel.

Neue Jahrbücher für das klassische Altertum, Geschichte und deutsche Literatur und für Pädagogik. 10. Jahrg. 1907. XIX. und XX. Bandes 6. Heft. Inhalt: I. Abteilung (XIX. Band) A. Cornelius Celsus und die Medizin in Rom. Von Prof. Dr. Johannes Ilberg in Leipzig. — Griechische Versperioden. Von Prof. Dr. Otto Schroeder in Berlin. — Nietzsches Zarathustra. Von Univ.-Prof. Dr. Richard M. Meyer in Berlin. — II. Abteilung (XX. Band) Pädagogisch-hygienische Betrachtungen für Schulausflüge. Von Dr. Wilhelmine Geißler in Ebikon b. Luzern. — Eine merkwürdige Episode aus der pädagogischen Wirksamkeit Ferdinand Calos. Von Prof. Dr. Georg Runze in Berlin.

Eckart. Ein deutsches Literaturblatt. 1. Jahrg. Heft 9. Inhalt: Friedrich Theodor Vischer. Von Rudolf

Digitized by Google

Schaefer. — Heinrich Lilienfein. Von Dr. Erwin Ackerknecht. — Über Fortschritt und Rückschritt. Von Heinrich Lilienfein. — Literaturgeschichten, wie sie nicht sein sollen. Von Karl Reuschel. — Oberschlesisches Volksbibliothekswesen. Von Ob.-Reg.-Rat Dr. Küster-Oppeln.

Der Säemann. 3. Jahrg. 6. Heft. Inhalt: Grundfragen der Charakterbildung in der Schule. III. Von Dr. Fr. W. Foerster. — Schrift und Schriftunterricht. Von Prof. Dr. Jean Loubier. — Erstes Lesen und Schreiben. Von Prof. Dr. W. Wetekamp. — Was heißt Gedichte künstlerisch betrachten? Von Seminarlehrer Dr. Alfred M. Schmidt. — Die Schule im Spiegelbild unserer heutigen Dichtung. Von Oberlehrer Dr. Karl Lorenz. — Schaffende Persönlichkeit. Von Karl Möller.

Neu erschienene Bücher.

Dr. Adolf Matthias, Goethes Gedankenlyrik. Leipzig, G. Freytag. 1905. 117 S.

A. Hauffen, Goethes Hermann und Dorothea. Schulausgabe 3. Aufl. Leipzig, G. Freytag. 1906. 112 S.

Prof. Dr. G. Witkowski, Goethes Faust. 2 Bände. Leipzig, Max Hesse. 1907. 434 u. 410 S.

Georg Kerschensteiner, Grundfragen der Schulorganisation. Leipzig, B. G. Teubner, 1907. 296 S.

K. Kräpelin, Leitfaden für den biologischen Unterricht. Leipzig, B. G. Teubner, 1907. 315 S.

M. Evers und A. Kühne, Grammatische Beilagen zum deutschen Lesebuch für höhere Lehranstalten. 2. Teil: Quinta. Satz- und Formenlehre sowie Zeichensetzung. Leipzig, B. G. Teubner, 1907. 34 S.

Goethe, Dichtung und Wahrheit. Schulausgabe von Dr. O. Kästner. Leipzig, B. G. Teubner, 1907. 219 S.

R. Richter, Einführung in die Philosophie. Leipzig, B. G. Teubner, 1907. 128 S.

F. Kuypers, Volksschule und Lehrerbildung in den Vereinigten Staaten. Leipzig, B. G. Teubner, 1907. 146 S.

Weh- und Weckrufe. Schulpolitische Dichtungen eines deutschen Magisters. Danzig, A. W. Kasemann, 1907.

Daniel Jones, 100 Poésies enfantines. Leipzig, B. G. Teubner, 1907. 106 S.

R. Günther, Deutsche Lautlehre und Sprachgeschichte für Lehrerseminare. 7. Aufl. Leipzig, Dürr, 1907. 132 S.

Hanna Mecke, Die Arbeit im Evangelischen Fröbelseminar- und Erziehungsheim. Kassel, Erziehungsheim, Lessingstraße 5. 1907. 60 S.

Shakespeare, Julius Cäsar. Herausgegeben von Dr. Fr. Ballauff. 2. Aufl. Leipzig, Dürr, 1907. 56 S.

Goethe, Egmont. Herausgegeben von Martha Siber. 2. Aufl. Leipzig, Dürr, 1907. 72 S.

Wilhelm Hering, Geschichte. 2. Aufl. Leipzig, Dürr, 1906. 194 S.

Schleiermacher, Vertraute Briefe über Friedrich Schlegels Lucinde. Leipzig, Eugen Diederichs, 1907. 163 S.

Friedrich Schlegel, Lucinde. Ein Roman. Leipzig, Eugen Diederichs, 1907. 300 S.

Hermann Dunger, Zur Schärfung des Sprachgefühls. 3. Aufl. Berlin, Allg. disch. Sprachv. (F. Berggold), 1907. 146 S.

Richard Fischer, Von der Pflege des Naturgefühls im deutschen Unterrichte auf der unteren Stufe höherer Lehranstalten. Progr. der Realschule in Glauchau, 1907 (Progr Nr 712). 27 S.

Dr. Joseph Loos, Enzyklopädisches Handbuch der Erziehungskunde. I. Band (A bis L). Wien-Leipzig, A. Pichlers Wwe. u. Sohn, 1906. 1071 S.

Prof. Joh. Schindler, Christian Fürchtegott Gellerts Entwurf einer kleinen moralischen Bibliothek. Aufsiger Handelsakademie Selbstverlag, 1906. 48 S.

Frank Ludwig, Die Entstehung der kursächsischen Schulordnung von 1580. Berlin, A. Hofmann & Co., 1907. 176 S.

Digitized by Google

Prof. Dr. W. Deussen, Kleine Beiträge zum deutschen Unterricht. I. Definitionen und ihre Verwertung für den Aufsatz. Progr. d. Gymnasiums zu Münstereifel, 1907. (Progr. Nr. 572.) Bonn, Hauptmannsche Buchdruckerei.

Dr. F. Stier-Somlo, Politik. Leipzig, Quelle und Meyer, 1907. 166 S.

Vogel, Geschichtsleitfaden für Sexta. Im Anschluß an das Döbelner Lesebuch I. 2. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner, 1906. 59 S.

H. Reckendorf, Mohammed und die Seinen. Leipzig, Quelle und Meyer, 1907. 134 S.

Oskar Holtzmann, Christus. Leipzig, Quelle und Meyer, 1907. 148 S.

Wilhelm Hering, Briefe und Reden. 2. Aufl. Leipzig, Dürr, 1907. 217 S.

Lic. F. W. Schiele, Sang und Spruch der Deutschen. 3. Aufl. Leipzig, Dürr, 1907. 410 S.

W. Bangert, Fibel. 14. Aufl. Ausg. B. Frankfurt a. M., Diesterweg, 1907. 120 S.

Prof. Dr. K. Hißbach, Die geschichtliche Bedeutung von Massenarbeit und Heroentum im Lichte Goetheſcher Gedanken. Wissensch. Beilage zum Jahresbericht d. Großherzogl. Realgymnas. zu Eisenach. Eisenach, H. Kahle, 1907. 26 S.

Prof. Dr. Fritz Johannesson, Betrachtungen über Jugendlektüre und Schülerbibliotheken. Berlin, Weidmann, 1907. 27 S.

F. Lienhard, Das Harzer Bergtheater. Stuttgart, Greiner und Pfeiffer, 1907. 17 S.

Fr. Wilh. Schelling, Schöpferisches Handeln. Herausgegeben von Emil Fuchs. Leipzig, Eugen Diederichs, 1907. 334 S.

Georg Ewald, Wegweiser zur Erzielung eines selbständigen deutschen Schüleraufsatzes. Frankfurt a. M., Diesterweg, 1907. 112 S.

Franz Frenzel, Neuere Bestrebungen auf dem Gebiete des ersten Leseunterrichts. Stolp i. P., H. Hildebrandts Buchhandlung, 1907. 24 S.

Gustav Adolf Müller, Märchengold. Leipzig, Eduard Maerter. o. J. 148 S.

A. Hermann, Handbuch der Bewegungsspiele für Mädchen. 4. Aufl. Von Fritz Schroeder. Leipzig, B. G. Teubner, 1907. 193 S.

A. von Gleichen-Rußwurm, Bildungsfragen der Gegenwart. Berlin, Karl Curtius, 1907. 55 S.

Friedrich Seiler, Die Entwickelung der deutschen Kultur im Spiegel des deutschen Lehnworts. II. Von der Einführung des Christentums bis zum Beginn der neueren Zeit. 2. Aufl. Halle a. S., Waisenhaus, 1907. 263 S.

Paldamus-Rehorn, Deutsches Lesebuch für höhere Mädchenschulen. Ausg. D. 2. Teil (3. und 4. Schuljahr), 8. Aufl. 373 S. — 3. Teil (5. und 6. Schuljahr), 8. Aufl. 416 S. Frankfurt a. M., Diesterweg, 1907.

Dr. Otto Wittner, Moritz Hartmann. Prag, Deutscher Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse, 1907. Heft 343—344. 76 S.

Ludwig Bräutigam, Die Erlösung von der Geldgier. Berlin, Egon Fleischel u. Co., 1907. 74 S.

Novalis' Schriften. Herausgegeben von J. Minor. 1. Band: Gedichte. 289 S. — 2. Band: Tagebücher, Fragmente. 316. S. — 3. Band: Fragmente. 388 S. — 4. Band: Lehrlinge, Osterdingen. 313 S. Jena, Eugen Diederichs, 1907.

Brüder Grimm, Irische Elfenmärchen. Herausgegeben von Joh. Ruß. München, R. Piper u. Co., 1907. 224 S.

Anastasius Grün, Spaziergänge eines Wiener Poeten. Auswahl aus „Schutt". Herausgegeben von Dr. Valentin Pollak. Leipzig, B. G. Teubner, 1907. 73 S.

J. H. Voß, Luise. Herausgegeben von Dr. Franz Prosch. Leipzig, B. G. Teubner, 1907. 45 S.

Frhr. Fritz von Holzhausen, Die Weltgeschichte in mnemonischen Reimen. Berlin S., L. Schwarz u. Co., 32 S.

Für die Leitung verantwortlich: Prof. Dr. Otto Lyon. Alle Beiträge, Bücher usw. bittet man zu senden an: Prof. Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Anton Graff-Straße 33 I.

Digitized by Google

Der deutsche Unterricht in der Untersekunda der Oberrealschule.

Ein Rück- und Ausblick.

Von Dr. **Willy Friedrich** in Hamburg.

Einleitung.

Ziel und Aufgabe des deutschen Unterrichts.

„Ziel und Aufgabe des deutschen Unterrichts ist die auf tieferem Verständnis ihrer Gesetze, ihrer Eigenart und ihrer Literatur ruhende Beherrschung der Muttersprache .... Also nicht die Pflege des deutschen Idealismus, nicht die Erzielung sittlicher Freiheit, nicht die Erziehung zum Kunstverständnis oder Kunstgenusse, nicht die Pflege deutschnationaler oder im engeren Sinne patriotischer Gesinnung, nicht die Ausbildung des logischen Denkens, nicht die bloße Erzielung der Sprachrichtigkeit und ähnliches ist Ziel und Aufgabe des deutschen Unterrichts, sondern die wirkliche, tatsächliche Herrschaft über die Muttersprache.“[1]) Es ist charakteristisch, daß Otto Lyon dieser jüngsten Kennzeichnung der Ziele und Aufgaben des deutschen Unterrichts sogleich eine Aufzählung der Zielforderungen beigefügt hat, die nach seiner Ansicht nicht gelten sollen. Daß dies keine willkürlich konstruierten Scheineinwürfe sind zur helleren Hervorhebung des eigenen Zieles, ließe sich leicht aus der Literatur anerkannter Autoritäten erweisen. Ja, eine Erweiterung dieser Aufzählung dürfte sogar nicht schwer fallen. Dabei stellt sich nun freilich heraus, daß nicht nur über Stoffauswahl, Höhe und Abstufung der Ziele, Lehrart und Lehrgang die Ansichten sehr weit auseinandergehen, wie dies ja anderwärts auch der Fall ist, sondern daß gerade die Kernfragen, was der deutsche Unterricht denn nun eigentlich bedeute, was seinen innersten Wert ausmache, welche spezifisch wertvollen Eigenschaften ihn denn vor anderen Fächern auszeichnen, was er denn vor anderen Wichtiges und Besonderes dem Schüler bringe, noch heute gar mancherlei Deutung erfahren. Doch nur scheinbar. Auch jener Vielgestaltigkeit liegt etwas Einheitliches zugrunde, das wir als das Wesen der Sache erkennen müssen.

1) Otto Lyon im „Handbuch für Lehrer höherer Schulen“. B. G. Teubner 1905. Erste Abteilung S. 170.

Was wir ihr als richtunggebend entnehmen können, ist freilich sicher nicht der Gedanke, daß bei einer solch widerspruchsvollen Menge der Anschauungen, Aufgaben und Zielforderungen die Aufstellung einer alle liebevoll umfassenden Normalanschauung, einer allein seligmachenden Methode, eines bis ins kleinste geregelten Lehrplans zwingendes Bedürfnis sei, ein Gedanke, der in der Tat in dieser oder jener Form hervorgetreten ist. Was man aus jener Vielgestaltigkeit der Persönlichkeiten und Anschauungen Grundlegendes lernen kann, ist meiner Ansicht nach vielmehr ganz deutlich zweierlei. Einmal, daß im deutschen Unterricht der erzieherische Einfluß der Persönlichkeit des Unterrichtenden von weitgehender und fruchtbringender Bedeutung ist oder zum mindesten sein kann. Dann aber, was ja hiermit einigermaßen im Zusammenhang steht, daß das Prinzip der Freiheit in der Person des Lehrers als freiere Wahl der Aufgabe, des Zieles und der Methode, in der des Schülers als Unmittelbarkeit im mündlichen und schriftlichen Ausdruck, innere Teilnahme, vielseitige Regsamkeit, Mannigfaltigkeit des Interesses, auf persönliches Erleben gegründete Selbsttätigkeit ein weit größeres Recht auf Anerkennung hat als in irgendeinem anderen Fach. Diese beiden allgemeinen Ideen seien im folgenden theoretisch und praktisch auf einen bestimmten Fall zur Anwendung gebracht und auf ihre Wirksamkeit hin untersucht.

Allgemeiner Teil.

Thema.

Zweierlei ist es, was meine Aufgabe verlangt, einen Rückblick, der also zusammenfassen und einen Ausblick, der über das unmittelbar Geforderte hinausgehen soll. Untersuchen wir zuerst, inwiefern diese doppelte Forderung für unseren bestimmten Fall, den Unterricht in der Untersekunda der Oberrealschule, gerechtfertigt ist, danach, inwieweit ihr der Deutschunterricht seinem inneren Wesen nach gerecht werden kann. Dem möge sich ein Versuch praktischer Anwendung auf die Behandlung der einzelnen Lehrstoffe anschließen.

Der äußere Abschluß.

Rein äußerlich betrachtet ist die Berechtigung eines zusammenfassenden Abschlusses des Unterrichts auf der Untersekunda offenbar dadurch gegeben, daß unser Schulwesen mit der Einrichtung der Prüfung und der Erteilung der Einjährigenberechtigung tatsächlich einen Abschluß geschaffen hat, und daß weitaus die Mehrzahl der Schüler mit ihr die Schule verläßt. Es hilft uns also wenig, über die angebliche Bildungsunfertigkeit der abgehenden Schüler zu klagen, sondern wir haben uns einfach nach der aus

Digitized by Google

zwingenden praktischen Bedürfnissen hervorgegangenen Einrichtung zu strecken und jenem vermeintlichen oder tatsächlichen Mangel nach Kräften abzuhelfen. Wenn daher erfahrene Schulmänner es gerade für einen Vorzug halten, daß sich „die Untersekunda des sehr Bruchstückartigen ihrer Bildung bewußt werde" und diesen Gedanken sogar planmäßig ihrem Unterricht zugrunde legen[1]), so muß eine solche Auffassung doch recht bedenklich erscheinen. Denn Schulbildung ist nun einmal Schulbildung. Und wo ein Abschluß gegeben ist, da hat der Unterricht auch abzuschließen. Ja, dies gilt in noch weit höherem Maße für den Untersekundaner als für den Primaner, da hier der Übergang zur Universität oder einer anderen Hochschule, also immerhin einer weiteren Schule, dort der unmittelbare Eintritt in das praktische Leben, in den Beruf die Regel ist. Die Anregungen also zum Ausbau seiner allgemeinen Bildung, die dem Studierenden die Hochschule gibt, hat in verkleinertem Maßstab jenem die Schule zu geben, sie sollte es wenigstens versuchen, wenn sie mehr anstrebt als die unmittelbare Vorbereitung auf den praktischen Beruf. Jener Grundsatz hätte also nur insofern Berechtigung, als man dem Schüler nicht beständig die Lückenhaftigkeit seiner Bildung, für die doch in erster Linie die Schule und ihre Einrichtungen verantwortlich sind, vor Augen hält, sondern ihn darauf hinweist, daß wahre Bildung ein beständiges Weiterlernen und Weiterarbeiten auf der Grundlage des in der Schule Erworbenen bedeute. Warum man das aber nicht mit demselben Recht auch dem Primaner ständig vor Augen halten sollte, ist mir unerfindlich. Sicherlich kann dieser noch mehr damit anfangen als jener. Konsequenter ist da schon Oskar Jäger, der sich dem Gerede von der Wertlosigkeit der Untersekundanerbildung gegenüber des Satzes getröstet, „daß die schwere Aufgabe, in neun Jahren zum Studium vorzubereiten, die leichtere, in den sechs ersten dieser neun Jahre für eine anderweitige Tätigkeit vorzubereiten, einschließt, und daß, wer sechs Jahre lang ernsthaft mit Latein, Griechisch, Französisch, Mathematik und seiner Muttersprache gerungen, sich in Geographie, Geschichte, Naturkunde umgesehen hat, seinen Verstand und seine übrigen Kräfte doch so weit entwickelt haben wird, um weiterhin in seinem Kramladen, seiner Fabrik, seiner Werkstätte, an seinem Postschalter, oder wo sonst es sein mag, in Krieg und Frieden, seinen Mann zu stehen."[2]) Zwischen beiden Anschauungen wird wohl die Wahrheit zu suchen sein.

---

1) Goldscheider „Lesestücke und Schriftwerke" S. 134. Hdbuch. d. deutsch. Unterr. an höh. Schulen herausg. v. Dr. A. Matthias I. Bd. 3. Teil.

2) Lehrkunst und Lehrhandwerk. Aus Seminarvorträgen von Dr. Oskar Jäger II. Aufl. 1901 S. 173/4.

Die Altersstufe.

Ergibt sich also die äußere Berechtigung eines zusammenfassenden Abschlusses von selbst — sie hat ja auch in der Fassung der Lehrpläne in beschränktem Maße Ausdruck gefunden — so fragt sich immer noch, ob nicht dieser Abschluß ein im wesentlichen mit äußerlichen Mitteln etwa in der Form einer zusammenhängenden Generalrepetition zu erreichender bleiben muß oder ob ihm die Entwickelungsstufe des Schülers auch einen inneren Anhalt gibt. Auch das ist entschieden zu bejahen. Denn wenn man auch nicht an Rudolf Lehmanns strenger Zweiteilung in anschauliches und historisches Verständnis[1]) — der Übergang läge etwa in Untersekunda — festzuhalten braucht, so unterliegt es doch keinem Zweifel, daß sich auf der Altersstufe, die für uns als Norm in Betracht kommt, also im wesentlichen der Abschlußzeit der Pubertätsjahre in der Regel eine Umwandlung oder zum mindesten einschneidende Fortentwicklung in der Seele des Knaben vollzieht, die ihn von selbst, und wohl meistens zur ersten, schüchternen inneren Rück- und Umschau antreibt. Aus dem Stadium der kindlich harmlosen Hingabe an die Welt des Wirklichen und Anschaulichen herausgewachsen, hat sich seine Seele hindurchentwickelt durch die Jahre der empfindlichen Verschlossenheit, des Trotzes, des halbbewußten inneren Unbehagens, mit einem Wort die Flegeljahre, in denen sich aber gerade das regte, was den Kern der gleichlaufenden körperlichen Entwicklung ausmacht, das Persönliche, das bewußt Produktive. Das klarere Selbstbewußtsein, die persönliche Stellungnahme zu allerlei realen, aber auch idealen Dingen, die jetzt wieder ruhigeren aber doch bestimmten und vor allem andeutungsweise begründeten Werturteile, das sind seelische Äußerungen, mit denen der Unterrichtende in Untersekunda auf Schritt und Tritt zu rechnen hat. Daneben kämpft ein oft ausgeprägt nüchterner und praktischer Sinn mit einer vagen Lust am Abenteuerlichen, die Lust am Derben und Robusten mit einer nicht zu unterschätzenden Empfänglichkeit für besseren, gehaltreichen Lesestoff. In alledem aber kommt das erste, leise Aufdämmern der Achtung und Begeisterung für das Heroische, Große, Edle, Schöne als geistige Kraft. Auch hier geht der Weg durch das Praktische, Reale hindurch — die Natur wiederholt auf andere Weise den Gang auf den ersten Stufen der Kindheit — die großen Leistungen, der starke Wille, die Arbeitsenergie sind es, die vor anderem nachhaltigen, wirksamen Eindruck machen. All dies geht, und damit kommen wir zu unserem Ausgangspunkt zurück, mit einem deutlich zu spürenden Besinnen auf sich selbst, das noch in der Beschäftigung mit dem zu wählenden Beruf, dem bevorstehenden Eintritt in

1) Vgl. u. a. in dem Werk „Der deutsche Unterricht" II. Aufl. S. 12 u. 18/19.

Digitized by Google

das praktische Leben einen besonderen realen Untergrund erhält, ununterbrochen Hand in Hand.

So etwa sieht das Bild aus, das ich aus meiner Erinnerung und Erfahrung von dieser Altersstufe gewonnen habe. Es wird in den Grundzügen wohl mit dem von anderen festgestellten übereinstimmen.[1]) Was ergibt sich daraus für unsere Zwecke? Einmal daß das erwachende Selbst- und Persönlichkeitsgefühl des jungen Menschen einer ganz besonderen Beachtung, Schonung und Leitung, freilich oft auch Eindämmung und Zurückweisung bedarf. Zum anderen, daß die sich regende Empfänglichkeit für gute geistige Kost, die noch zurückgepreßte ideale Begeisterungsfähigkeit hervorgelockt und sorgsam gepflegt werde, ebensosehr freilich wie die gleichzeitig erwachende Hinneigung zum Rhetorischen, zum glänzenden Schein, zum Phrasenmachen einer strengen Zucht bedarf. Drittens, daß der gesunde praktische Sinn auf keine Weise durch allerlei formale oder scheinbar ideale Mittel in seiner Betätigung verkürzt oder gar verächtlich zurückgesetzt werde. Und zuletzt, daß, dieses alles zusammenfassend, auf das Sichbesinnen des heranwachsenden Jünglings auf dieser Lebensstufe ganz besondere Rücksicht genommen werde, einmal im Hinblick auf die bevorstehende Entlassung aus dem immerhin stark kontrollierenden und ausgleichenden Unterricht und Gemeinschaftsleben der Schule in das freiere Leben hinaus, und anderseits deswegen, weil in der ersten Entwickelung solche seelischen Regungen viel wirksamer zu beeinflussen und zu leiten sind. Es mag manchem zu verstiegen und phantastisch erscheinen, aber eine Ahnung von dem, was man kurz als persönliche Lebensanschauung bezeichnen kann, vermag die höhere Schule auch den fünfzehnjährigen, zum mindesten einem großen Teil unter ihnen, mit auf den Weg zu geben. Das ist meine auf mancherlei Erfahrungen im Leben und im Unterricht ruhende Überzeugung.

Das Prinzip der Freiheit.

Nach unserer allgemeinen Kennzeichnung der Aufgaben des deutschen Unterrichts kann es nicht mehr zweifelhaft sein, daß dieser die im Vorhergehenden aufgestellten, im wesentlichen erzieherischen (ethischen) Aufgaben in erster Linie zu lösen die Verpflichtung hat. Wie läßt sich das im Rahmen der gegebenen Lehrstoffe bewerkstelligen? Für die Zwecke dieses Themas, einer Rück- und Ausschau kommen vor allem die erste und die letzte der oben gekennzeichneten Anforderungen in Betracht.

1) Man vgl. zu diesem Zweck: Lehmann, Der deutsche Unterricht S. 180. Goldscheider a. a. O. S. 16, 126/7. Münch, Geist des Lehramts 128/9, 131, 468; und vor allem Hans Schmidkunz' Aufsatz „Psychogenesis u. Pädagogik". Lehrproben u. Lehrgänge. Heft 64 S. 7, 9, 10, 14, 16 u. ö.

Digitized by Google

Ist es als eine feststehende Tatsache zu bezeichnen, in deren Anerkennung sich Männer wie Gustav Wendt und Oskar Jäger mit den fortgeschrittensten und jüngsten Didaktikern des deutschen Unterrichts, an ihrer Spitze Rudolf Hildebrand, treffen, daß bei kaum einem anderen Lehrfach aller Erfolg so sehr auf dem freien Eifer und der Lust beruht, mit der die Schüler den Lehrstoff in sich aufnehmen[1]), daß der Zug herzlicher und wohltuender Fröhlichkeit, der in deutschen Stunden herrschen sollte als besonderer Segen gerade dieses Lehrfaches anzusehen ist[2]), ja daß eine deutsche Stunde um so besser ist, je unterhaltender sie für Lehrer und Schüler ist, je mehr sich beide auf sie freuen können[3]), so kann es auch keinem Widerspruch begegnen, wenn man gerade diesen freien Eifer, diese innere Teilnahme und Freude zu einem der Hauptziele des deutschen Unterrichts macht. Welche praktische Folgen dies für den Betrieb des Unterrichts hat, wird aus einer Untersuchung der Ursache klar, die jene persönliche, selbsttätige Teilnahme hat. Ohne Zweifel dürfen wir sie nicht allein in dem Nichtvorhandensein gewisser Schwierigkeiten der äußeren Form oder dem äußeren Interesse an dem Stoffe suchen. Die Hauptursache liegt tiefer. Es ist das in allen Fasern mit der Wirklichkeit Verbindende, das Anschauliche, das zum lebendigen Gefühl Sprechende, das im höchsten Sinne Konzentrierende, unmittelbar den ganzen Menschen Angehende, was bereits das Kind instinktmäßig anzieht. Wenn aber dem so ist, so ist doch hier eine Gelegenheit zur Erweisung der freien Beweglichkeit, der Selbsttätigkeit des Lernenden, die sonst in unserem Unterrichtswesen nicht allzu stark gepflegt wird, die man nicht ungenutzt lassen sollte. Und wenn man dieses Prinzip auch nicht gleichmäßig auf allen Stufen des Lehrgangs anzuerkennen braucht, hat man nicht das Recht, es auf gewissen Stufen, wie der für uns in Betracht kommenden ganz besonders zu betonen, nachdrücklich zu fordern?

Das Prinzip der Persönlichkeit.

Wenn diese Forderung auch in weiterem Maße als berechtigt anerkannt werden wird, schweren Bedenken dürfte die zweite begegnen, die zu stellen ist. Was kann der deutsche Unterricht einem fünfzehnjährigen, noch kaum halbreifen Jüngling an zusammenfassender Lebensanschauung oder auch nur einheitlichen Anregungen dazu leisten? Es ist bekannt, daß sowohl mit dem Begriff „Konzentration" wie mit der Forderung, der deutsche Unterricht solle im Mittelpunkt des gesamten Unterrichts an den höheren

1) Geheimrat Direktor Gustav Wendt in seiner Didaktik und Methodik des deutschen Unterrichts (Baumeisters Handbuch der Erziehungs- und Unterrichtslehre für höhere Schulen III. Bd. 3. Abteilung) zweite Auflage S. 61. 2) Ebd. S. 3.

3) Oskar Jäger, Lehrkunst u. Lehrhandwerk. S. 15.

Digitized by Google

Schulen stehen, viel Mißbrauch getrieben worden ist.[1]) Die rein äußerliche Gruppierung alles möglichen Wissensstoffes, der in sich in mehr oder weniger engem Zusammenhang steht, um ein Zentrum bedeutet noch keine Konzentration, sondern im Gegenteil Zerstreuung. Man kann also verstehen, warum sich Männer wie Oskar Jäger und Gustav Wendt, um nur diese beiden hier zu nennen, so energisch gegen das „Deutsch als Mittelpunkt" gewandt haben. Tatsächlich hat ja der deutsche Unterricht von der Zeit an diese Stellung eingenommen, seitdem wir ein deutsches höheres Schulwesen haben, in dem alle Fächer auf ein „gut deutsch" nach außen und nach innen zu bringen die ernste Pflicht und Schuldigkeit haben. Diese Pflicht auf das strengste zu betonen und ihr mit allen Kräften nachzukommen, ist wahrlich das beste Mittel, dem deutschen Unterricht seine zentrale Stellung zu sichern und zu erhalten. Solche weitgespannten Konzentrationsaufgaben aber, wie sie z. B. E. Stutzer — ein Beispiel genüge für viele — in den „Lehrproben und Lehrgängen" Heft 45/46 S. 75 ff. über Freiheit, Eigentum und Arbeit gibt, greifen doch viel zu sehr in das Gebiet anderer Fächer, in die Wirksamkeit anderer Lehrer ein, als daß sie nicht Verwirrung und Unklarheit mehr als Einheitlichkeit der Anschauungen zur Folge haben sollten. Wenn dies aber schon, wie in dem angeführten Falle, in den Oberklassen zu befürchten ist, was soll oder kann die Konzentration in dem Unterricht der Untersekunda leisten?

Wie jenes persönliche, innerlich teilnehmende, zu freierer Reproduktion und Produktion drängende Element natürlich nur geweckt und erhalten werden kann durch eine entsprechende Teilnahme des Lehrers am Unterricht, so beruht auch der Erfolg dieser Bemühungen allein auf der Persönlichkeit des Lehrers. Dazu kommt noch der pädagogische Takt, mit dem er seine bestimmten Überzeugungen durch das im Lehrstoff Gegebene und objektiv zu Vermittelnde hindurchblicken und den Schüler durch seine persönliche Stellungnahme zu gleicher Tätigkeit in bescheidener, dem Alter entsprechender Weise natürlich anregt und anleitet und lieber das Ganze aufgibt als auch nur in Einzelheiten gedanken- und energieloses Nachplapppern die Oberherrschaft gewinnen zu lassen. Daß dieses mitunterläuft, ist an sich hier so natürlich wie in jedem Unterricht. Wollte man aber daraus dem ganzen Prinzip einen Strick drehen, so müßte man entgegnen, daß in manchem Unterricht, dessen Vater stolz auf seinen autoritativen, objektiven Wert ist, massenhaft subjektive, halbwahre und unerwiesene Urteile von den Schülern gedankenlos nachgesprochen

1) Z. B. auch, worauf schon Lehmann (D. dt. Unt. S. 158) mit Recht hinweist in dem umfangreichen Frick-Polackschen Werke „Aus deutschen Lesebüchern".

Digitized by Google

werden, mit dem großen Unterschied nur, daß hier als autoritativ, allgemein gültig und unumstößlich mit ins Leben gegeben wird, was dort als für den einzelnen, ganz bestimmten Menschen wertvolle, in dieser oder jener Lage des Lebens erprobte Wahrheit mit Beziehung auf diesen und jenen möglichen praktischen Fall dargeboten wird. Zugegeben, daß die Jugend der Autorität und der Regel bedarf — ein Wort, daß ich irgendwo einmal in anderem Zusammenhang gelesen habe — muß dann aber aller Unterricht in der Übermittelung von Autoritäten und Regeln bestehen? Darauf, daß die Einheit der verstreut vorgetragenen Anschauungen in der Person des Lehrers streng gewahrt bleibt, hat dieser selbstverständlich in, vor und nach der Stunde peinlichst zu achten, wie überhaupt solcher Unterricht wohl kaum aus dem Konzept und keinesfalls ohne zielbewußte Vorbereitung erteilt werden kann, wenn er nicht das Gegenteil von dem erreichen soll, was er erstrebt.[1]) Doch davon unten mehr, wo von der Praxis der einzelnen Stunden die Rede ist. Worauf es mir hier ankommt, das ist eigentlich in einem Satze gesagt: Das schöne Wort Ideal soll in der Schülerseele anfangen, Leben zu gewinnen. Leben aus den einfachsten, alltäglichsten praktischen Verrichtungen, Anforderungen und Pflichten der Schule und Familie heraus. Was ist denn, sagt Wilhelm Münch, glaube ich, einmal, Optimismus oder Idealismus im Grunde anders als Freude! Wie aber Liebe nur durch Liebe geweckt wird, so auch Freude und Begeisterung. In dieser Dreiheit aber, Liebe zum Schüler, Freude am Unterrichten, Begeisterung für das zu Lehrende, Erziehende, das Ideal in seiner mannigfachen Verkörperung steckt jene geheimnisvolle Einheit, die später auch dem Schüler als Vorbild — und welcher Lehrer wünschte sich dieses Los nicht! — im Leben vorschwebt. Darum Lehrer, vor allem habe diese drei, und alles andere wird dir zufallen.[2])

Besonderer Teil.

Praktische Grundlage der Arbeit.

Wenn ich im folgenden den Versuch mache, die bis dahin entwickelten theoretischen Gesichtspunkte an einem bestimmten Lehrgang praktisch zu erläutern, so ist dem mehreres vorauszuschicken. Gegeben habe ich den in

1) „Daß die Vielseitigkeit nicht zu einer Verflüchtigung oder Verflachung führt, dafür sorgt die einheitliche und lebendige Persönlichkeit des Lehrers," sagt Lyon in etwas anderem Zusammenhang. Vgl. Handbuch f. Lehrer höherer Schulen, a. a. O. S. 194. Hierher paßt auch die Bemerkung Goldscheiders (Lesestücke u. Schriftwerke S. 137), daß der Lehrer gerade „auf dieser Stufe am wenigsten im Schlafrock unterrichten" dürfe.

2) Wem dies gar zu jugendlich exaltiert erscheint, der lese die ernsten Worte, die ein erfahrener Pädagoge (Rud. Lehmann) zu diesem Punkte sagt. „Erziehung u. Erzieher" S. 122 ff.

Digitized by Google

Frage kommenden Unterricht nur einmal und zwar in dem Endhalbjahr. Das Folgende will also lediglich als ein Versuch betrachtet sein, dessen Veröffentlichung durch zweierlei gerechtfertigt werden mag. Da der hier beschriebene Lehrgang für die Schüler augenscheinlich keinerlei nachteilige Folgen zeitigte, ihnen im Gegenteil gegenüber anderen Klassen ein Mehr bot und für mich, den Unterrichtenden, von unschätzbarem anregenden Wert war, so richtet sich diese Publikation einmal an alle diejenigen, die ähnliche Versuche gemacht haben mit der Bitte, mit ihren Erfahrungen, sei es zur Förderung oder zur Widerlegung, nicht zurückzuhalten. Anderseits aber erfolgt sie mit dem bescheidenen Wunsche des Verfassers, daß sie doch vielleicht diesen oder jenen zu Ähnlichem veranlassen möge. Hierzu muß ich allerdings bemerken, daß der hier zugrunde gelegte Unterricht unter Bedingungen gegeben wurde, die vielleicht nicht überall vorliegen: Eine Klasse, die an sich nicht ausnehmend begabt, für das Gebotene aber sehr empfänglich war, und ein Direktor, der mir nicht nur freie Hand ließ, sondern mir auch jederzeit seine anregende und erfahrungsreiche Unterstützung lieh.

Anforderung an die Kraft der Schüler.

Daß das Deutsche in der Abschlußprüfung der Untersekunda Prüfungsfach ist und doch nicht geprüft wird, ist von nicht zu unterschätzendem Vorteil für die Lösung unserer Aufgabe. Denn wenn auch das Ziel des Prüfungsaufsatzes sicherlich bei vielen ein besonders starkes Anspannen der Kräfte und ein Zusammennehmen und Zusammenraffen bewirkt, dieses beträchtliche Mehr von Arbeit kommt dem gesamten Unterricht zugute, und zwar ohne daß er es zu Repetitionen und Einpaukereien, wie sie doch jedem Examen gewollt oder ungewollt vorangehen, verbrauchen müßte. Es ist erstaunlich, was, nach meinen Erfahrungen wenigstens, ein Untersekundaner, wahrlich nicht zu seinem Schaden, leisten kann und will, wenn man jenes Verhältnis, soweit es die anderen Herren Kollegen erlauben, ausnutzt, den Schüler richtig anleitet und ihm das Ziel und seine Bedeutung beständig vor Augen hält. Er lernt dabei, was es heißt, einmal alle seine Kräfte zusammenzunehmen, und mancher vergißt gar darüber, zu welchem äußeren Zweck es eigentlich geschehe. Kann es einen schöneren Erfolg geben? Arbeit als Selbstzweck! — Dieser Exkurs diene dazu, etwaigen Bedenken wegen allzu hoch gestellter Anforderungen an die Zeit und Kraft der Schüler, von vornherein entgegenzutreten.

Literatur.

Doch zu dem Boden des rauhen Alltagsunterrichts zurück. Es könnte vielleicht auffallen, daß im folgenden immer ganz im allgemeinen vom deutschen Unterricht die Rede ist und kein Unterschied gemacht sei zwischen

Digitized by Google

den Anforderungen des Real- und des Gymnasialunterrichts. Aber diese decken sich tatsächlich fast völlig, was ja auch in den wenig voneinander abweichenden Lehrplänen zum Ausdruck kommt. In Schraders „Unterrichts- und Erziehungslehre" z. B. heißt es denn auch (S. 509) nach der Besprechung des deutschen Unterrichts auf den Gymnasien einfach: „Das bisher beschriebene Verfahren darf im wesentlichen auch für die Realschulen gelten." Wo freilich Unterschiede zu konstatieren sind, wie z. B. bei der sprachlich-logischen Bedeutung des Grammatikunterrichts oder der Heranziehung, respektive Ergänzung des fehlenden antiken Bildungsstoffes und seiner Bedeutung für das historische Verständnis unserer Bildung, da mußte selbstverständlich darauf hingewiesen werden. Gerade diese Gebiete aber kommen für unsere Stufe in bedeutendem Maße nicht mehr oder noch nicht in Betracht. Aus diesen Gründen gibt es daher auch nur sehr wenige Arbeiten, die den deutschen Unterricht auf Realanstalten und speziell für die Mittelstufe abgesondert und eingehend behandeln. Selbst in Zeitschriften wie der für lateinlose höhere Schulen[1]) oder in der von Köpke und Matthias herausgegebenen Monatsschrift für höhere Schulen.[2]) Am ergiebigsten ist in dieser Beziehung natürlich die Zeitschrift für den deutschen Unterricht. Von Arbeiten, die sich direkt mit unserer Aufgabe berühren, sind mir eigentlich nur zwei aufgefallen: Prof. Kurt Hentschels Lehrplan für den deutschen Unterricht in den unteren und mittleren Klassen eines sächsischen Realgymnasiums (Lyons Ztschr. VI. Erg.-Heft S. 34/36 bes. S. 67/68) und H. Halfmanns Aufsatz „Die Realschule und die neuen Lehrpläne" in der Mtsschr. f. höhere Schulen I 160 ff., die beide, freilich in verschiedener Weise, einer literargeschichtlichen Zusammenfassung in Untersekunda das Wort reden. In loserem Zusammenhang mit dem Thema steht ferner noch H. Amsels Aufsatz „Zur deutschen Privatlektüre" an derselben Stelle S 679 ff. und anscheinend auch derjenige H. Mohats über den methodischen Aufbau des deutschen Unterrichts an Realschulen in der bayerischen Ztschr. f. Realschulwesen XII 185 ff., den ich aber nur nach dem Auszug in Rethwischs Jahresberichten 1904 V ff. kenne. Daß auch die Berichte der preußischen Direktorenversammlungen für einige Fragen in Betracht kommen, sei gleichfalls hier noch kurz erwähnt. Speziell das

1) Zu erwähnen wären die Arbeiten: „Grundzüge des deutschen Unterrichts an der lateinlosen höheren Bürgerschule" von M. Boeck I 151 ff. u. 165 ff., „Zur Dramenlektüre in Klasse I der Realschulen" von Ludwig Tachau XIII 65 ff. und „Zum deutschen Unterricht an den Realschulen" von Sebald Schwarz ebd. 257 ff.

2) Sehr lehrreich sind die Zusammenstellungen Paul Hellwigs über die Prüfungsaufgaben an den preußischen Realschulen 1901/1902 III und die deutschen Aufsätze für Untersekunda an denselben Anstalten im Jahre 1900/1901, II 198 ff.

Digitized by Google

Gebiet des deutschen Unterrichts auf der Realschule haben z. B. zusammenhängend behandelt die VIII. Konferenz für die Rheinprovinz („Die sprachlich-logische Schulung an lateinlosen Schulen usw." Bd. 65, 188 ff.), die VIII. für Schleswig-Holstein („Die sprachlich-logische Schulung durch die Unterrichtsmittel der Realschule" Bd. 67, 95). Weitaus das meiste mußte jedoch aus der allgemeinen Literatur oder gar aus Eigenem entnommen werden. Das letztere möge die Unvollkommenheit und Lückenhaftigkeit des Versuchs entschuldigen.

Die Hilfsfächer.

Beginnen wir mit den Gebieten, die man wohl als Hilfsfächer bezeichnen kann. Man sollte allerdings meinen, daß für einige der hier in Betracht kommenden Unterrichtsstoffe (Sprechen, Lesen, Schreiben, Grammatik, Stilistik) eine Behandlung in unserem Sinne unmöglich oder doch unnötig sei. Demgegenüber sei im voraus bemerkt, daß zur Erreichung des uns vorschwebenden Zieles nichts, auch nicht die kleinste Einzelheit oder die nebensächlichste Äußerlichkeit, wenn sie überhaupt besprochen oder behandelt wird, aus dem Rahmen des Ganzen fallen darf.

Orthographie. Schon hier ergibt sich bei der Rückgabe der Aufsätze oder Kritik von kleinen Kladdenarbeiten stets ungezwungen Gelegenheit, auf den Zusammenhang zwischen äußerer Form und Geistesrichtung, zwischen Haltung, Benehmen und Charakter von der praktisch-psychologischen Seite etwas näher einzugehen. Eine kleine Geschichte aus Meyer-Nagels Lesebuch für Sexta (der beste Empfehlungsbrief S. 16) wird halb scherzhaft — dem Selbstbewußtsein des erwachenden Jünglings wollen solche „Rückwärtsbewegungen" zum Naiven und anscheinend ganz Selbstverständlichen vorsichtig beigebracht sein — als Beispiel dafür angeführt, welchen Einfluß auch im praktischen Leben die äußere Haltung hat, da sie oft — denn ähnlich rasche Entschließungen erfordert das moderne Leben in der Tat sehr häufig — einen unmittelbareren und sichereren Schluß auf das Wesen des Menschen zulassen, als Zeugnisse, Empfehlungen und wer weiß was sonst. Eine solche Beziehung zu der in naher Aussicht stehenden Berufstätigkeit interessiert sofort. Hat man die Klasse so weit, so wird der Begriff „oft", „sehr häufig" näher begrenzt und darauf hingewiesen, daß derjenige, der einen praktischen, technischen Beruf ergreifen wolle, ganz besondere Anstrengungen auf Korrektheit und Sauberkeit verwenden müsse. Tue er das nicht, so lasse sich ohne weiteres von hier auf mangelndes Interesse oder Unfähigkeit schließen. Denn jeder Beruf stelle gewisse materielle Vorbedingungen an die Begabung, die jeder, der ihn ergreife, erfüllen müsse, wenn er nicht auf Schritt und Tritt über Äußerlichkeiten stolpern und sich mit dem Notdürftigsten behelfen wolle. Zu diesen Vor-

Digitized by Google

bedingungen gehöre für die meisten jener Berufe eine deutliche, saubere und orthographische Schrift. Niemals solle der Jüngling schließlich vergessen, daß Lehrer und Prinzipale auch Menschen sind und aus dauernder Nachlässigkeit und Leichtfertigkeit in der äußeren Form den Eindruck der Gleichgültigkeit und Teilnahmlosigkeit gewinnen müssen, was dann ganz unwillkürlich auf das Verhalten jener ihren Schülern und Untergebenen gegenüber abfärbt. „Wenn es dir gleich ist, dann wird's das mir schließlich auch", ein letztes Mittel in der Not, aber mit Vorsicht und Nachdruck verwendet, von Wirkung.

Daß die äußere Form freilich, auch im deutschen Schulaufsatz, keineswegs das Wichtigere ist, das erfahren die Schüler durch die Beurteilung der Arbeiten, in denen augenscheinlich der innere Gehalt, das Eigene, das Selbsttätige für den Schreiber die Hauptsache war, die ihn darum diese oder jene Äußerlichkeit übersehen ließ. Ich würde in Ausnahmefällen einer solchen Arbeit sogar das Prädikat „Sehr gut" nicht verweigern. Selbstverständlich muß in allen Fällen, wo der Widerspruch offenkundig ist, eine genauere Beurteilung der Vorzüge des Aufsatzes vor der Klasse erfolgen, unter Umständen dieser von dem Lehrer vorgelesen werden. Davon, daß unsere Orthographie nicht immer so gewesen ist, wie sie heute ist, daß selbst Lehrer und gar Zeitungen oder andere Publikationen „Fehler" darin machen und warum, ja, daß das unorthographische Schreiben unter Umständen sogar ein Zeichen von Urwüchsigkeit und geistiger Frische ist (Frau Rat Goethe), von diesem allem möge der Lehrer in seine gelegentlichen Bemerkungen einflechten, was er dem Standpunkt der Klasse für angemessen hält. Im ganzen aber mag er es mit der Mahnung Rudolf Hildebrands halten, mit der Orthographie die äußerste Muttergeduld zu haben, da sie ja doch nur „das Kleid des Wortes" sei.[1]) Und dies führe uns zu dem Wort selbst, dem Gesprochenen.

Interpunktion. Denn eine Behandlung der Interpunktion hätte natürlich gemäß der der Orthographie analog zu verlaufen. Ausführliches erscheint also überflüssig. Auf eines nur sei hingewiesen. Bei aller Achtung vor der Wichtigkeit der Regel und der Autorität für den Schüler sei hier noch dringender an eine Mahnung erinnert, die schon mancher vordem erhoben, die aber Paul Cauer in die prägnante Form geprägt hat: „Alle Regeln über Interpunktion sind nur Mittel zum Zweck; der Zweck ist: Erleichterung des Verständnisses! Daher ist es auch gestattet jede der hier gegebenen Regeln zu verletzen, wenn im einzelnen Falle nachgewiesen werden kann, daß die Deutlichkeit es erforderte."[2]) Ob dieses Erfordernis nicht in vielen Fällen vom — Lehrer nachgewiesen werden könnte?

1) Vom deutschen Sprachunterricht S. 62. 2) Von deutscher Spracherziehung S. 179.

Digitized by Google

Lesen und Sprechen. Nun also zu dem gesprochenen Wort! Lesen und Sprechen fallen an dieser Stelle für unsere Betrachtungen zusammen. Denn weder um das Lesenlernen im Goetheschen Sinne[1]), noch um die innere Form oder den Inhalt des Gesprochenen handelt es sich hier, sondern lediglich um die sprachliche Äußerung. Die Pflege der deutschen Aussprache als Pflicht der höheren Schulen ist eine von modernen Pädagogen, insbesondere von Wilhelm Münch oft und mit Nachdruck vertretene These. Aber wenn es auch mit gewissem Recht behauptet wird, „daß die Gleichgültigkeit gegen gute, sprachrichtige und wohlklingende Aussprache weder bei den Franzosen noch bei den Engländern unter den Gebildeten so groß und so allgemein ist, als bei uns Deutschen“[2]), und zur Milderung dieses Nationalfehlers gefordert wird, daß die Schulsprache an Natürlichkeit gewinnen müßte, „damit sie auf die sonstige Sprache hebend einwirken könnte“[3]), so liegt darin doch ein versteckter Widerspruch, der leicht unheilvoll werden könnte. Denn wie sollte die Aufrüttelung der Gleichgültigen in der Schule bewerkstelligt werden? Doch entweder durch theoretische Belehrung oder Artikulationsübungen, welch letztere z. B. Lyon empfohlen hat[4]), oder auf dem Weg, den Münch empfiehlt, und der dann im wesentlichen auf das lebendige Vorbild hinausläuft, das der Lehrer zu geben hat; denn ich wüßte nicht, wie anders die Natürlichkeit der „Schulsprache“ gehoben werden sollte. Daß diese aber durch Übungen und Belehrungen unter Umständen auch sehr beeinträchtigt werden kann, das lehren doch ähnlich geartete Anleitungen in der Elementarschule. Wir sehen, von demselben Ausgangspunkt, dem Wunsch nach Besserung der gewöhnlichen Umgangssprache, gelangen beide Richtungen zu den entgegengesetzten Zielen. Das muß stutzig machen.

Der Widerspruch löst sich freilich einigermaßen, wenn Münch eingesteht, daß die Ansprüche, welche im Unterricht der fremden Sprachen an Lehrer und Schüler gestellt werden, ihn zuerst auf solche Forderungen in dem deutschen Unterricht geführt haben.[5]) Es ist die starke Wertschätzung des Phonetischen, die bei der Erlernung der fremden Sprache ohne Zweifel ihren Wert hat, hier aber zur Überschätzung der „Deutlichkeit und Sauberkeit“, der Regelmäßigkeit der äußeren Form führen muß, und dem sonst so auf individuelles Leben und natürliche Mannigfaltigkeit im deutschen

1) Vgl. Goldscheider „Lesestücke u. Schriftwerke“ S. 1.

2) Wendt „Didaktik u. Methodik des deutschen Unterrichts“ S. 54.

3) Wilhelm Münch „Vermischte Aufsätze über Unterrichtsziele u. Unterrichtskunst an höheren Schulen“ 2. Aufl. S. 130.

4) Handbuch f. Lehrer höherer Schulen 1. Abt. S. 190/191.

5) Vermischte Aufsätze S. 88.

Unterricht dringenden Pädagogen ein Schnippchen zu schlagen droht. Wenn man den Gegensatz zwischen Schriftsprache und Mundart und den erziehlichen Wert seiner praktischen Verwertung im Unterricht anerkennt, und das geschieht wohl fast allgemein[1]), dann muß man auch denjenigen zwischen Schriftsprache und Umgangssprache anerkennen und ihn nicht durch allerlei künstliche Mittel zu überbrücken suchen. Denn die sogenannte Umgangssprache ist lediglich der sich entwickelnde Ersatz für die absterbenden reinen Mundarten. In ihr pulsiert wie in diesen das eigentliche Leben der Sprache. Sie durch strenge Sprachmeisterei zu regeln, ist ebenso naturwidrig, wie der Schulsprache, deren Ideal nun doch einmal, wie es schon Rud. v. Raumer klipp und klar ausgesprochen hat, die Schriftsprache ist[2]), durch „Natürlichkeit" aufzuhelfen. Ganz sicher ist die Erziehung zum Sprechen eine der notwendigsten und wichtigsten Aufgaben der Schule.[3]) „Aber hinwirken kann der Lehrer darauf am besten, wenn er selbst eines zugleich natürlichen und wirkungsvollen Vortrags mächtig ist."[4]) In diesen fünf Worten „zugleich natürlichen (d. h. der persönlichen Eigenart entsprechenden) und wirkungsvollen (d. h. für die Allgemeinheit, hier der Schüler, völlig verständlichen) Vortrags" ist die Auflösung des Gegensatzes zwischen Schrift und Umgangssprache praktisch gegeben. Ein Weiteres bedarf es mindestens auf dieser Stufe nicht. Im übrigen kann eine

---

1) Ich zitiere hier nur die von freiem Blick und warmem Verständnis zeugenden Worte Paul Cauers (Von deutscher Spracherziehung S. 113) „Auch die Schule hat nach dieser Seite (nämlich der Pflege des Mundartlichen) eine Pflicht. Der Lehrer kann, auch wenn er ein Fremder ist, zeigen, daß er die heimatliche Redeweise der Knaben zu würdigen weiß. Mundartliche Gedichte bei Schulfeiern vorgetragen, sprechen in eigener Weise zum Herzen. Freuen wir uns, wenn die Jugend noch unbefangen genug ist, um im eigenen Verkehr — auch in den Räumen der Schule — die Mundart zu gebrauchen! Und wenn von da aus manche Fehler in das Hochdeutsche der Lehrstunde einfließen wollen — z. B. der oberste statt oberste in Schleswig-Holstein — weisen wir sie zurück, aber nicht wie etwas an sich Verkehrtes, sondern wie etwas Gutes und vertraulich Klingendes, das nur dem schulmäßigen Hochdeutsch fremd sei." Vgl. hierzu den Bericht der Direktorenversammlung v. Schleswig-Holstein 1895 (Killmann S. 44), ferner Lyon (Handb. I. Abt. S. 187 ff.), Wendt (Didaktik u. Methodik d. deutschen Unterrichts S. 24 u. 32/33), der auf R. Hildebrand zurückweist, Geyer (Der deutsche Aufsatz S. 105 u. 141) und schließlich Goldscheiders abwägende Behandlung der Frage (Lesestücke u. Schriftwerke im deutschen Unterricht S. 72 ff.). Erwähnt seien hier auch die extremen Forderungen Philipp Wackernagels, der u. a. bekanntlich in den sogenannten Volksschulen den literarischen Gebrauch „der landschaftlichen Mundsprache" eingeführt wissen wollte (Unterr. i. d. Muttersprache S. 43). Vgl. darüber Lehmann „Der deutsche Unterricht" 2. Aufl. S. 110 f.

2) Geschichte der Pädagogik von Karl v. Raumer III S. 184 f. 6. Aufl. 1897.

3) Lyon a. a. O. S. 190. 4) Wendt a. a. O. S. 36.

Digitized by Google

theoretisch möglichst scharf scheidende Gegenüberstellung der beiden Sprachformen nur von Nutzen sein für die praktischen Zwecke der Schule.

Grammatik. Die letzten Betrachtungen leiten auf ein anderes Gebiet über, das der Grammatik.[1]) Auch hier erfolgt wie bei allem bisher Behandelten der äußerliche Abschluß bereits auf früheren Stufen. Es kann sich also für uns ebenso wie dort in der Hauptsache nur um einen Ausblick handeln, um gelegentliche über das unmittelbar zu erreichende Klassenziel hinausweisende Einzelbemerkungen, die aber deswegen doch nicht nur gelegentliche sein dürfen, sondern inneren Zusammenhang, ein bestimmtes, klares Ziel haben müssen. Nur in diesem Sinne scheint mir das oft zitierte Wort Wilmans (Ztschr. f. d. Gymnasialwesen XIII S. 807) berechtigt, daß die Auflösung in gelegentliche Bemerkungen überhaupt das Grundübel unseres deutschen Unterrichts sei. Aus gelegentlichen Bemerkungen hat sich der grammatische Unterricht auf den oberen Klassen in der Hauptsache, ganz ohne Zweifel, zusammenzusetzen. Eine gnädige Schulverwaltung bewahre uns vor aller schulmäßigen und deswegen in sich unfertigen und haltlosen Systemwirtschaft auf diesem Gebiet!

Daß ich die Untersekunda in alledem, was unsere Aufgabe angeht, zu den Oberklassen rechne, sei, obwohl selbstverständlich, hier doch einmal klargestellt. Erfahrene Didaktiker wie Wendt[2]) und Lehmann[3]), um nur diese beiden hier zu nennen, geben dieser Auffassung stillschweigend dadurch recht, daß sie den Lehrgang der Untersekunda einfach mit dem der höheren Klassen zusammen behandeln, oder wenigstens das Übergangsstadium, das in allem auf die sogenannten oberen Klassen hinüberweist, ausdrücklich konstatieren.[4]) Es ist deshalb auch nach meiner Ansicht unzweckmäßig, wenn man, wie dies z. B. Goldscheider[5]) für die Behandlung der Lesestücke und Schriftwerke tut, Obertertia und Untersekunda zu einer Übergangsstufe zusammenfassen will. Gerade zwischen den durchschnittlichen Entwickelungsstadien dieser beiden Klassen besteht ein deutlicher Unterschied. Wichtiger allerdings ist, das gebe ich zu, daß der Charakter der Untersekunda als Übergang, sei es nun ins Leben oder in den in mancher Weise verschiedenen Lehrbetrieb der oberen Klassen, wie er psychologisch

---

1) Daß speziell für dieses Kapitel des deutschen Unterrichts auf der sogenannten Mittelstufe ein Unterschied zwischen den einzelnen höheren Schulen nicht zu machen ist, bezeugt ausdrücklich eine Bemerkung Direktor Abecks in seinem Bericht über „die sprachlich-logische Schulung in lateinlosen Schulen" auf der VIII. Direktorenversammlung der Rheinprovinz (Bd. 65 S. 180 f.).

2) Didaktik u. Methodik S. 40 ff. u. 101 ff.

3) Der deutsche Unterricht S. 336 ff.

4) Lehmann a. a. O. S. 18/19, 146, 219.

5) Goldscheider a. a. O. S. 125—140.

Digitized by Google

begründet ist, unbedingt auch im Unterricht als richtunggebend ein für allemal festgehalten wird.

Doch dies nur in Parenthese. Wo wäre wohl der innere Zusammenhang und das Ziel zu suchen, auf das alle grammatischen Einzelbemerkungen in unserem Lehrgang hinzuarbeiten hätten? Das Ziel ist leicht festgestellt, es ist natürliche und sichere Beherrschung der Muttersprache im mündlichen und schriftlichen Ausdruck, jener Ausgleich des individuell Berechtigten und des Allgemeingültigen. Wir stehen also wieder an einem Punkt, wo dem jetzt für solche Erörterungen empfänglich werdenden Schüler mit Nachdruck und im Zusammenhang der Gegensatz von Ausnahme und Regel klar gemacht werden muß, so aber, daß man ihm an konkreten Beispielen zeigt, daß die Ausnahme zwar der eigentliche Lebensgrund der Regel — wenn es keine Ausnahmen gäbe, hätte es keinen Sinn, Regeln aufzustellen —, die Regel immer nur zur Oberherrschaft gelangte Ausnahme ist, daß diese aber unrettbar dem Untergang geweiht ist, wenn sie sich nicht an einem festen Stock von Allgemeingültigem in die Höhe zu ranken vermag.[1]) Dies gibt uns denn auch den inneren Zusammenhang von selbst. Er ist in der Forderung eingeschlossen, die Sprache immer als das zu behandeln, was sie ist, als lebendigstes Leben, das getreueste Spiegelbild der geistigen Entwickelung des einzelnen oder der Gesamtheit eines Volkes. Das klingt nun freilich gar verstiegen und scheint dem ersten Eindruck nach weit über den Horizont von Fünfzehnjährigen hinauszugehen. Bedenkt man aber, daß ebenso, wie wir dies oben bei der lautlichen Behandlung des sprachlichen Ausdrucks gesehen haben, auch hier die wohl allgemein anerkannte Forderung besteht, daß von der Unterstufe an die „Entwickelung" der sprachlichen Erscheinungen dargelegt, „der historischen Grammatik Tür und Tor in unseren Schulen weit geöffnet" werden müssen[2]), so schrumpft das scheinbare Übermaß jener Anforderungen sehr stark zusammen, auch wenn die Vorbedingungen dazu auf früheren Stufen vielleicht noch nicht so gegeben waren, wie das jetzt von allen Seiten verlangt wird.

1) Sehr richtig sagt A. Matthias (Aus Schule, Unterricht und Erziehung. Ges. Aufs. S. 228): „Die ängstliche Vorsicht, daß nur ja das Ungebräuchliche oder Fehlerhafte dem Schüler nicht unter die Augen trete, brauchen wir hier nicht walten zu lassen, schon deshalb nicht, weil wir uns des besten Mittels begeben würden, womit wir kräftig wirken können, nämlich des Mittels aufmerksamer Verbesserung." Das aber brauchen wir gerade für unsere Zwecke.

2) Lyon im Handbuch f. Lehrer höherer Schulen I. Abt. S. 180, 182 u. 183. Vgl. ferner Wendt, Didaktik u. Methodik S. 24, 25 u. 27ff., Lehmann, Der deutsche Unterricht S. 24, 116 u. 124, Münch, Vermischte Aufsätze 2. Aufl. S. 42ff. u. wiederum Lyon in der Festgabe f. Rud. Hildebrand (Ztschr. f. d. deutschen Unterricht VIII. 3. Erg.-Hft. S. 359).

Digitized by Google

Über die Art und Weise, wie solche grammatische Bemerkungen in den sonstigen deutschen Unterricht verflochten werden sollen und aus welchen Gebieten sie entnommen werden können, haben wir eine solche Fülle ausgezeichneter Literatur, daß hier von Einzelheiten abgesehen werden kann. Die genauen Titel der brauchbarsten Aufsätze und Bücher von Hildebrand, Behaghel, Lyon, A. Matthias, Münch, Theod. Matthias, O. Weise und anderer findet man bei Lyon im Teubnerschen Handbuch I S. 179 ff. in den Anmerkungen übersichtlich verzeichnet. Daß das Finden des Schülers, die sogenannte heuristische Methode, dabei die Hauptrolle spielen muß, wird von allen Autoritäten anerkannt.[1]) Daß die Rückgabe von Aufsätzen eine willkommene Gelegenheit dazu ist, betont Wendt[2]) sehr richtig; daß die Anknüpfung an die Lektüre, besonders die poetische, mit großer Vorsicht und die Ausnutzung zu logisch-formaler Schulung möglichst unmittelbar und auf keinen Fall mit viel theoretischem Regelwerk zu geschehen hat, wenn nicht die freudige und lebendige Teilnahme am Unterricht und die Natürlichkeit des Ausdrucks sehr darunter leiden soll, darüber ist man ja wohl auch einig.[3]) Auch gegen gelegentliche zusammenhängende Behandlung einzelner Kapitel in dem angedeuteten Sinn z. B. des Bedeutungswandels und der Sinnverwandtschaft der Wörter, der Mundarten, wie es Lyon[4]) gerade für Obertertia und Untersekunda vorschlägt, ließe sich nichts einwenden. Der allgemeinen Ansicht entspricht wohl, was die VIII. Direktorenversammlung von Schleswig-Holstein in ihrem Bericht über „die sprachlich-logische Schulung durch die Unterrichtsmittel der Realschule" (Bd. 67, 95), darüber festgelegt hat. Es heißt da im wesentlichen: Sprachlich-logische Schulung bedeutet Schulung im folgerichtigen Denken und im fehlerfreien Ausdruck. Ihre Pflege fällt in erster Linie dem Deutschen zu. Besondere Dienste leistet hierfür die Lektüre durch lautreines und sinngemäß betontes Lesen, klares Auffassen und richtiges Gliedern von Lesestücken, Nacherzählen und knappe Zusammenfassung des Inhalts von poetischen und prosaischen

1) Vgl. auch hierzu die S. 688 Anmerkung 2 verzeichnete Literatur. — Interessant ist die verschiedenartige Auslegung der Hildebrandschen These: „Der Lehrer des Deutschen sollte nichts lehren, was die Schüler selbst aus sich finden können, sondern alles das sie unter seiner Leitung finden lassen" bei Lehmann (a. a. O. S. 116) u. Wendt (a. a. O. S. 24), von denen der eine das „nichts", der andere das „lehren" betont. Die Auffassung Lehmanns, zu deren Verständnis man auch seinen Grundsatz, daß nichts in die Schule gehöre, zu dessen Verständnis die Erläuterungen des Lehrers nicht unbedingt erforderlich sind (S. 169), heranziehen mag, ist augenscheinlich irrtümlich.

2) A. a. O. S. 125.

3) Vgl. u. a. Lehmann a. a. O. S. 115 u. 119/120, Wendt a. a. O. S. 32 u. ö., vor allem aber Goldscheider a. a. O. S. 96 u. das vorzügliche kleine Buch von Franz Kern „Zur Methodik des deutschen Unterrichts" S. 35 f. 4) Lyon a. a. O. S. 189/190.

Digitized by Google

Werken, häufige Übung im Disponieren, sprachliche und logische Erörterungen bei der Besprechung des schriftlichen und mündlichen Ausdrucks der Schüler. Eine Anknüpfung der grammatischen Übungen aber an das Lesen, so erklärt die Konferenz der Rheinprovinz bereits im Jahre 1890 (Killmann S. 98), darf nur insoweit stattfinden, als sie geeignet sind, das Verständnis zu erleichtern.

Fassen wir das Gesagte noch einmal kurz zusammen, so mag es etwa folgendermaßen lauten: Sicherheit in der Übung, dem Sprachgefühl, setzt ein bestimmtes Maß von Verstehen voraus, aber man hüte sich, dieses für das eigentliche Ziel des deutschen Sprachunterrichts auf der Schule zu halten. Der beständige mündliche oder schriftliche Gebrauch ist es zweifellos in erster Linie, der, eine Reihe von Jahren hindurch fortgesetzt, das hochdeutsche Sprachgefühl begründet. Es ist mithin eine Aufgabe mehr ergänzender als grundlegender Art, welche dem grammatischen Unterricht gestellt ist.[1]) Oder wie es schon Rud. v. Raumer ausgedrückt hat: „Weitentfernt unser schulmeisterliches Bemühen dem häuslichen Herd aufdrängen zu wollen, sind wir vielmehr bestrebt auch die Aneignung der Schriftsprache dem stillen, bewußtlosen Walten der Natur möglichst anzunähern. Wo aber durch die gegebenen Umstände oder die Mängel aller menschlicher Bestrebungen die vollständige Erreichung dieses Zieles versagt ist, da wollen wir zum mindesten trachten, das lebendige und lebenzeugende Sprachgefühl möglichst wenig zu stören."[2])

Poetik, Metrik, Disponierübungen. Wir haben uns bei diesem grundlegenden Kapitel etwas reichlich verweilt. Das noch Fehlende, minder Wichtige aus diesem Abschnitt mag daher kurz behandelt werden. Es hat ja auch wie Stilistik und Disponierübungen bereits Erwähnung gefunden und wird noch bei der Besprechung des Aufsatzes erwähnt werden müssen. Anderes wie Poetik und Metrik schließt sich so eng an die Lektüre an, daß es am besten hier seinen Platz findet. Für letzteren gilt überhaupt und für unseren Fall ganz besonders, was die mehrfach erwähnte VIII. Direktorenversammlung der Rheinprovinz (Killmann S. 95) sagt: Belehrungen über den Vers- und Strophenbau, sowie aus dem Gebiet der Poetik haben sich auf das Notwendigste zu beschränken.

Stilistik. Solche Beschränkung sollte man sich in anderem Sinne aber auch für alle stilistischen Vorschriften auferlegen. Freilich wird man bei Gelegenheit einiges über den Gebrauch von „der" und „welcher", von „derselbe", dem armen, gehetzten Worte, über kräftige und abgenutzte Bilder und Vergleiche, über blühenden und trockenen Stil, über die Phrase im all-

1) z. T. nach Lehmann a. a. O. S. 112.

2) Geschichte der Pädagogik von Karl v. Raumer III. 6. Aufl. S. 185.

Digitized by Google

gemeinen und den Gebrauch des Fremdworts im besonderen, aber auch über Fremdwörterjagd, Splitterrichterei im Punkte „Sprachdummheiten" und Sprachreinigungswut[1]) sagen. Auch Richtsätze wie: „Baue klare und leichte Sätze, mische Haupt- und Nebensätze, meide die Anhäufung von Nebensätzen, zerreiße die Satzglieder nicht, wo es nicht durchaus nötig ist!"[2]) sind leicht aufgestellt. Aber Wert haben solch allgemeine Bemerkungen nur, wenn sie von Lehrer und Schüler ohne jede Pedanterie befolgt werden. Beides erscheint mir aber, wenn sie im Unterricht erst einmal zur gewohnten Aufstellung gelangt sind, sehr schwer zu meiden. Ich denke mit Schrecken an den deutschen Unterricht, den ich auf dem Gymnasium genossen habe, und in dem solche Vorschriften wie die der leichten kurzen Sätze, der faustdick aufgetragenen Übergänge für Lehrer und Schüler zu fixen Ideen geworden waren, die meinen Stil z. B. noch jahrelang auf das schädlichste beeinflußt haben. Hier wie in der ganzen Schulstilistik gilt, was Gustav Wendt (a. a. O. S. 122) so klar und erschöpfend ausgedrückt hat: „Die deutsche Sprache läßt sich nach ihrer ganzen Anlage nicht so leicht handhaben, als etwa die französische, in der alles viel genauer bestimmt ist, und in bezug auf Wortstellung, aber auch im Satzbau in der Wahl des Ausdrucks viel geringere Freiheit herrscht als bei uns. Aber eben deshalb ist es für den Deutschen auch schwerer, sich die erforderliche Gewandtheit und Geläufigkeit anzueignen. Wird er aber auf Schritt und Tritt vor Fehlern gewarnt oder daran erinnert, daß er sich besser hätte ausdrücken können, so wird er noch weniger das Zutrauen zu seinem eigenen Können und die „rechte Freudigkeit" daran gewinnen, deren er vor allem bedarf, um auch im Stil die vorhandene Naturanlage zu erfreulicher Entfaltung zu bringen." Wie aber sollte dem ins Leben gehenden jungen Menschen das Gefühl für natürlichen und ausdrucksvollen Stil beigebracht werden? Auch hier ist unsere einzige und letzte Zuflucht das lebendige Vorbild, freilich das des Lehrers nur in geringem Maße, vor allem aber das der Lektüre und zwar keineswegs nur der prosaischen, sondern auch der poetischen. „Unter dem Schutze dieses Mitregenten, des Lesens, wird die Stilistik besser aufgehoben sein, als wenn sie selbständig werden und ein eigenes Reich gründen wollte." (Goldscheider a. a. O. S. 95.)

Die Dichtersprache seines Volkes verstehen lernen, das heißt in einem zweiten und höheren Sinn die Muttersprache selbst erlernen, sagt Wilh. Münch einmal.[3]) Welche Geltung dieser Satz in der praktischen Übung hat, davon sei in dem folgenden Abschnitt die Rede. (Schluß folgt.)

1) Vgl. hierzu u. a. Wendt a. a. O. S. 123 f., Lehmann a. a. O. S. 338 ff. u. Paul Cauer, Von deutscher Spracherziehung S. 113 ff. 2) Goldscheider a. a. O. S. 94.
3) Über Menschenart u. Jugendbildung S. 139.

Digitized by Google

Erweiterungen und Ergänzungen zu Wustmanns Sprichwörtlichen Redensarten.

Von Dr. Franz Sohns in Halle (Saale).

(Schluß.)

In den letzten Zügen liegen. Wir verstehen unter diesen Zügen heute zweifellos Atemzüge. Aber, sagt man, dem sei nicht immer so gewesen, ältere Redensarten, wie „in die Züge greifen“ (Speculum: wie er letztlichen in die Züg greiffen wollen, hat er selbst der Kertzen begehrt — lieferten den Beweis, daß man unter diesen Zügen ursprünglich das Hinwegziehen aus dem Leben zum Tode hin gemeint habe. Ganz abgesehen davon, daß man in diesem Falle doch von einem Zuge reden müßte, kann ich auch sonst keinen triftigen Grund für die so gesuchte Deutung finden. Was ist natürlicher, als unter den Zügen auch der alten Redensart die Atemzüge zu verstehen? Ziehen heißt, die letzten beschwerlichen Atemzüge tun, wie in Freys Gartengesellschaft (Kap. 10) „er zeucht schon“. (Wir: am Atem ziehen.) Somit ging es natürlich ohne weiteres in die Bedeutung im Sterben liegen über. Der Sterbende greift angstvoll in seine Atemzüge hinein, um die ihm noch gebliebenen (letzten) herauszuholen. In dem Tätigkeitsworte selbst liegt, daß diese Züge ihm schwer werden, daß sie nicht mehr, wie sonst, von selbst kommen, sondern daß er erst gewaltsam danach greifen muß. Angesichts so naheliegender, so natürlicher Erklärungen sollte man endlich einmal die althergebrachte, äußerst gezwungene fallen lassen.

Einem auf den Zopf kommen (fehlt bei Wustmann) ist sicher älter als die „Geniezeit“, auf welche Wustmann die mit Zopf gebildeten Ausdrücke zurückleiten will, und nach meiner Ansicht naturgemäß zuerst von Frauen gesagt worden. So schon ganz ähnlich in H. Sachs' Hausmagd und Wochenwärterin (140):

Die magd erwischt sie bey dem zorff
und ir den zornigklich außrieß.

Weiber geben im Mittelalter in ihrem Zorne überhaupt einander gern an den Zopf: sie „thetten die zöpff einander dehnen“ (H. Sachs ebendaselbst 145). Wie sollte sich daraus nicht mit Naturnotwendigkeit ein „auf den Zopf kommen“ entwickelt haben? Hat doch auch der Zopf in dieser Redensart nichts von der „alten, abgeschmackten Tradition“, die sonstigen mit dem Worte gebildeten Ausdrücken eigen ist, bedeutet doch die Wendung

Digitized by Google

einfach: jemanden strafend annehmen, wobei heute freilich eine Tätlichkeit in der Regel ausgeschlossen wird.

Ich lasse anhangsweise eine Reihe von Redensarten folgen, die sämtlich äußerst modern anmuten und doch teils bereits in ihrer heutigen Gestalt teils in den Anfängen ihrer Entwickelung sehr alt sind. Bei Wustmann fehlen sie alle.

Die Uhr ist abgelaufen. „Fort mußt du, deine Uhr ist abgelaufen," sagt Tell in der hohlen Gasse, und der Tod in Agrers „Tragedia" vom reichen Mann und armen Lazarus:

Die Uhr ist auß: besich sie Eben!
Du mußt noch sterben in wenig stundt.

Und einige Verse darauf:

Sich da! Er hat Ein kleine Zeitt,
So ist im di Uhr außgeloffen.

Natürlich ist die Lebensuhr gemeint. Dazu das Venusgärtlein:

Was hilfts, ich scheid zu dieser Frist,
Der Seiger abgelaufen ist.

Wer kennt sie nicht noch, die alten Seiger, die Überbleibsel einer verklungenen Zeit, welche die Stelle unserer prunkenden Uhren vertraten? Damals sagte man auch „der Seiger hat geschlagen" (Ehrliche Frau Schlampampe S. 70), kannte eine (noch heute hier und da mundartlich begegnende) „Glockensegerstunde", wie man noch heute im Königreich Sachsen ein „Regnen wie mit Segerleinen" kennt, für das andere Gegenden „Regnen wie mit Mollen" (Schelmuffsky „mit Mulden") und „wie mit Bindfaden" einsetzen. Wie verschieden die Anschauungen der einzelnen Völker sind: Dem Italiener regnet es a secchie (frz. à seaux), wie mit Eimern, und a catinelle, wie mit Waschnäpfen, in England regnet es cats and dogs, Katzen und Hunde, und bei uns Bauernjungen und — Spitzbuben.

Mut zeiget auch die Mama Luck! Auch die „Mama Luck", wie sie bekanntlich aus dem in Schillers Kampf mit dem Drachen erwähnten Mamelucken sich herausgebildet hat, ehrwürdigen Alters? Bereits Fischart kennt sie. Er spricht im Gargantua (S. 31) von „mamaluckischen Knechten" und sagt S. 32 „Wa hat der Türck so viel Janitzerschützen, wann nicht Mamalucken weren?" Aber nicht nur Fischart, auch Schumanns Nachtbüchlein (S. 145) hat die Form, und Waldis meint im „Wilden Mann" (277): „Herzog Heinrich ist ein Mamaluck, eyn böß Papist." Möglich freilich, daß das Wort in diesen Stellen keine scherzhafte Entstellung ist, sondern lediglich die alte Form mamalucos in deutsches Gewand kleidet, immerhin hat es die Basis geliefert, auf der die spätere „Mama Luck" sich

Digitized by Google

erheben konnte. Daß das Wort übrigens nicht überall das fragliche a hat, geht aus Hayneccius' Hans Pfriem hervor, wo sich (S. 206) die Stelle findet: ein verlauffener Mameluck. Die „Muhme Lack" aber und der etwas gewaltsame „lahme Muck" sind ausschließlich Schöpfungen neuester Zeit.

Ohne Heuchel und Schmeichel. Eine im Volke viel gebrauchte Redensart. Auch sie ist schon bei H. Sachs zu finden, und zwar im „Affenkönig mit den zwei Gesellen" (109):

Deshalb wil die welt, das man auch
Ir heuchel, schmeichel, lob' und schmir (= besteche).

Das ist (nur) halb so wild. Die Wendung scheint mit einem Male im Volke aufgetaucht zu sein und sich nun immer mehr und mehr einzubürgern. Sie hat indessen nur geschlafen, geboren ist sie schon vor Jahrhunderten. Schon Fischart sagt, und zwar bereits genau so bildlich, wie wir heute (Gargantua S. 459): „Aber nicht halb so wild, es mags einer versuchen."

Seiner schönen Augen halber. Wer hält nicht diese in letzter Zeit besonders im deutschen Parlamente recht heimisch gewordene Redensart für „hochmodern"? Und doch ist nichts neu in ihr als die Augen. Vorgebildet erscheint sie bereits in der Satire gegen Murner „Ein schöner Dialogus zwischen einem Pfarrer und Schultheiß." „Meint Ihr, man geb Euchs (Pfründe und Einkommen) Euers hübschen harß willen?" sagt der Schultheiß zum Pfarrer, — wie man sieht, bereits mit derselben Ironie, mit der die Redensart, in der eben nur für Haar das Auge eingesetzt ist, noch heute gebraucht wird. Denn von hübschem Haar konnte doch wohl im Ernst beim Pfarrer nicht gut geredet werden.

Selbst die bekannte Redensart kurze Predigten, lange Bratwürste ist in ihrer Entstehung alt, so jung sie uns auch anmutet. Schon in Murners Luthernarren („Der fierd buntgenoß") erscheint sie vorgebildet:

Es hat doch Christus selbs der hort
Uff erd gemacht ein kurtzes wort
Lange bratwürst und senff darzu —.

Auch Warten mit Schmerzen, ein Ausdruck, bei dem wir heute an eigentliche Schmerzen kaum noch denken, sondern der lediglich ein sehnsüchtiges Warten bedeutet, ist bereits alt.

Ich warte nur mit Schmerzen, wie es ablaufen wird

heißt es in Schlampampes Tod (S. 136).

Die schnelle Catharina (aus Katarrh) sit venia verbo! Aber bereits im Simplicissimus II, 9.

Digitized by Google

Nicht faul . . . in dem Sinne von schnell bereit zu etwas, findet sich bereits in der Ehrlichen Frau Schlampampe (S. 73, 85): Claus ist sonsten nicht faul, Er klopft dich . . . Wir brauchen heute die Redensart in appositioneller Kürzung: Er aber, nicht faul, zog den Degen usw.

Auch die beliebte Redensart Es hat sich was findet sich bereits im 17. Jahrhundert. „Es hat sich was zu Baronen und zu Edelmannen" begegnet in der Ehrlichen Frau Schlampampe S. 42. Der Ausdruck erscheint heute häufiger mit Verben als mit Substantiven gebildet.

Ja sogar die Kinder der Liebe sind alt. Schon in Fischarts Gargantua heißt es S. 36: „Aber dise Lifkindeken sterben, wie sie wöllen, sie sind nicht des minder (darum nicht minder) gemacht.

Und nun ein — sehr überflüssiges, aber nichtsdestoweniger vielgebrauchtes Fremdwort: Chosen. Man sollte denken, daß es nur über ein sehr junges Dasein zu verfügen habe und ist daher einigermaßen erstaunt, in der Ehrlichen Frau Schlampampe (S. 24) folgende Worte Kleanders zu finden: Ich glaubte es nicht, wenn mir solches nicht ein vornehmer Mann dieser Stadt erzehlet, was bißweilen vor Schosen in Göldenen Maulaffen paßiren sollen. Das fremde Wort sogar vernünftigerweise in deutsches Gewand gekleidet!

Sonnenbruder (bei Wustmann fehlend). Fauler, an den Straßenecken sich sonnender Bummler. Auch Dienstmänner bisweilen so genannt, weil sie ebenfalls unbeschäftigt an den Straßenecken zu stehen pflegen. Das Wort erscheint vorgebildet bereits in H. Sachs' Spiele von den fünf elenden Wanderern, von denen der eine keine andere Tätigkeit übt als sich zu sonnen. Daher nennt ihn der gekränkte Kerner auch Sunnenkremer. Auch Matz in Heinrich Julius' Drama „Der Fleischhauer" gehört zu diesen „Brüdern", sagt er doch (I, 1) von sich selbst: Des Tages über lag ich in der Sonnen. Andere Beschäftigung kennt er nicht.

Sich mit jemandem verunzwirnen (bei Wustmann fehlend). Ein im Volke sehr geläufiger Ausdruck, der natürlich auf Zwirn zurückgeht. Zwirn aber wird in alter Zeit vielfach in obszönem Sinne gebraucht. In Kellers 57. Fastnachtspiele heißt es:

Ei ist sicher ain guote Dirn
Und spint dar zu gar guoten zwirn;

im 58.:

Die Adelheit ist furwar ein schöne Dirn
Die spint auß der maßen guten zwirn;

und im 34. findet sich die Redensart: vil zwirns mit Einer abwinden. Solange die beiden miteinander zwirnenden einig sind, sind sie eben verzwirnt, entzweien sie sich, so tritt eine Verunzwirnung ein. Heute ist das

Digitized by Google

Wort sich verunzwirnen ohne jeden geschlechtlichen Nebensinn einfach für in Hader geraten in Gebrauch.

Obszön ist auch die Grundbedeutung des bei Wustmann fehlenden, viel gebrauchten Ausdruckes: Es geht ihm an die Nieren. Wie das Herz der Sitz des Mutes (Beherztheit), so war im Mittelalter die Niere der des Geschlechtstriebes, und es wurde den im Ehebruch Ertappten der rohen Sitte der Zeit entsprechend gelegentlich auch die Niere ausgeschnitten. Im 10. Fastnachtspiele Kellers tritt ein förmliches Tribunal zusammen, um zu beraten, ob der Ehebrecher seine Niere behalten solle oder nicht. Die gleiche Ansicht über die Niere tritt uns im 29. und ferner im Spiele „Das ist die Ehfrau" entgegen. „Es geht ihm an die Nieren" heißt also ursprünglich: er ist unerlaubten geschlechtlichen Verkehrs schuldig befunden worden und zur Strafe soll ihm nun dasjenige Organ genommen werden, welches die Anregung zu seiner Übeltat gegeben hat, sozusagen Schuld daran hat. Heute verbinden wir mit der Redensart natürlich diesen Sinn nicht mehr, aber sie bedeutet doch immer noch den Verlust von Dingen, die zum Leben eigentlich unerläßlich notwendig sind.

Jemanden ins Loch stecken (fehlt bei Wustmann). Gemeint ist ursprünglich das Hundeloch, wie es sich in alter Zeit am Rathause befand und nicht nur unsicherem Gesindel als unfreiwillige Nachtherberge angewiesen wurde, sondern auch vorübergehend als Gefängnis diente. Nach ihm wurde sodann jedes Gefängnis Hundeloch oder verkürzt Loch genannt. In Heinrich Julius' Drama von einem Wirte, der dreimal betrogen wird, droht derselbe den drei betrügerischen Gesellen: „Ich will Euch vor dem Richter verklagen, der sol Euch so lange in das Hundeloch stecken, bis das Ihr mich bezahlt habt", und in des herzoglichen Dichters „Ungeratenem Sohn" nennt Nero das Gefängnis das Hundeloch, sagt aber auch schon in beliebter Kürzung (III, 6): man will mich ins Loch stecken. In Kellers 104. Fastnachtspiele sagt der Fünfte:

Hör, Stroltrit, was ich dir sag!
Gar pald verantwurt hie die clag,
Die über dich get von uns allen
Ee du must ins richters loch vallen.

In der Ehrlichen Frau Schlampampe begegnet (S. 59) Hundeloch neben Loch, wie denn im Volksmunde beide in gleicher Bedeutung miteinander wechselten. Heute ist bekanntlich nur noch die Kürzung bräuchlich.

Er läuft wie ein Schießhund (fehlt bei Wustmann). Der Schießhund ist ein Jagdhund, wie er bereits in Heinrich Julius' Komödie von Vincentius Ladislaus (VI, 3) erscheint, wo in einer der Münchhausiaden der

Digitized by Google

Bramarbas das Pferd aus dem Waſſer holt („apportiert"), „als (wie) ein Schießhund".

Nach allen Regeln der Kunſt (fehlt bei Wuſtmann). Gemeint iſt urſprünglich die alte Tabulatur der Meiſterſinger, eine Art Geſetzbuch, in welchem die Regeln der Kunſt des Geſanges von Meiſterſingern zuſammengeſtellt waren. Dieſe Tabulatur oder „die Kunſt" erſcheint ſodann im Sinne von ſtrenger Ordnung und Konvenienz beſonders hinſichtlich geſellſchaftlicher Veranſtaltungen und geſellſchaftlichen Umganges, ſchließlich als Inbegriff der Regeln vom feinen Ton. Alles mußte nach der Tabulatur geſchehen:

Es wird dazu geſchnürt nach beſter Tabeltur
Das Müder und der Latz mit einer Silberſchnur

ſagt Rachel in ſeinen ſatiriſchen Gedichten IX, 103, und in der Ehrlichen Frau Schlampampe wird (S. 65) natürlich auch nach der „Tablatur" getanzt. Daß in dieſem Sinne Tabulatur und „Kunſt" völlig füreinander eintraten, zeigt eine ganze Reihe von Stellen, von denen wir nur zwei der bezeichnendſten herausheben. In Heinrich Julius' Komödie von Vincentius Ladislaus tut I, 5 der miles gloriosus „alle Tritte nach der Tabeltur" und in V, 1 ſetzt derſelbe, als er zum Herzog berufen iſt, „die Füße nach der kunſt". Wer nach allen Regeln dieſer Kunſt ſein Benehmen einzurichten verſtand, war natürlich die Krone der Geſellſchaft. Heute wird der Ausdruck auch vielfach in ironiſchem Sinne gebraucht, und ſchon in Vincentius Ladislaus erſcheint etwas von dieſer Färbung.

Nicht alt werden bei jemandem (fehlt bei Wuſtmann) d. h. kein alter Mann werden, nicht lange aushalten bei jemandem, findet ſich gleichfalls ſchon im Vincentius Ladislaus, wo es (I, 5) der Diener von ſeiner Dienſtdauer dem Herrn gegenüber braucht, bei dem er „nicht alt werden" will. Dann erſcheint die Redensart allgemein im Sinne von nicht aushalten. Wer ſich früh zu Bett legen will, pflegt wohl zu ſagen: heute werde ich nicht alt.

Auch die heute vielgebrauchte Wendung: Es iſt nicht ohne, d. h. nicht ohne inneliegende Wahrheit, begegnet bereits im 16. Jahrhundert: „es iſt nicht ohne" vgl. Vincentius Ladislaus V, 5 und in desſelben Heinrich Julius' Fleiſchhauer V, 4.

Einen Mümmelgreis hat ſich die ältere Zeit noch nicht geſchaffen, ſeine Entſtehung iſt uns Neueren vorbehalten geblieben, aber das Mümmeln ſelbſt, dem er dieſe Entſtehung dankt, iſt alt.

Was mümeln den die hüner dein?

ſagt in Hans Sachs' Schwank von der Edelfrau mit den Hühnern (35) die letztere zu der Alten, und in demſelben Schwanke tut der Dichter des

Digitized by Google

Sprichwortes Erwähnung: Wen man ein Ding nit reden darff, so mumelt mans doch. Bedeutung also: absichtlich oder unabsichtlich mit unterdrückter Stimme Laute hervorbringen, die unverständlich oder doch schwerverständlich sind. Fortentwickelung: Mümmelgreis, wer nicht mehr klarer, strammer Rede, sondern wackelnden Mundes nur noch unverständlichen Gemurmels fähig ist.

Mit Fingern zeigen auf jemand. Wustmann vergißt anzuführen, daß die Redensart ursprünglich durchaus wörtlich zu nehmen ist. In alten Komödien findet sie sich vielfach, und überall bezweckt sie, die Aufmerksamkeit auf den zu lenken, denjenigen lächerlich zu machen, auf den mit Fingern „gewiesen" wird. So begegnet sie in den Komödien des Herzogs Heinrich Julius überaus häufig und wird vom Narren gesagt, der natürlich klüger ist als sein Herr: er weiset ihn mit Fingern (Ehebrecherin II, 4) und weiset mit Fingern auf ihn (ebendas. III, 2). Natürlich hat seine Gestikulation die Wirkung, daß die Zuschauer lachen. Damit hat er denn seinen Zweck erreicht. Ebenso gemein war in unseren alten Dramen als Zeichen des Spottes und der Verachtung das Pfeifen hinter jemandem her (vgl. Heinr. Jul. Vincentius Ladislaus VI, 5), woraus sich dann das sehr gebräuchliche Pfeifen auf jemand entwickelt hat.

Jemandem leuchten ist wieder eine der ironischen Redensarten, an denen unsere Volkssprache so reich ist. Natürlich ist der Ausdruck ursprünglich wörtlich zu fassen: Jemandem die Leuchte halten bei seiner (unerlaubten) Tat (vgl. „ich will dir helfen!"). Vielleicht ist von Haus aus gar die Nachtwächterlaterne gemeint. Nachtwächter wenigstens sind es, die in Heinrich Julius' Drama Buhler und Buhlerin von dem Buhler, den sie auf unerlaubter Tat antreffen, sagen: „Er hopffet wie ein Bock. Wenn das lang weret, werda wir ihm die Laterna bringa miessa", und gleich darauf noch deutlicher werdend hinzufügen: „wir wella hingon und ihm die Laterna bringa, darmit sie solla geleuchtet werda". In der Ehebrecherin des herzoglichen Dichters äußert der Buhler: Ich meinte, der Mann hette mir schir die Leuchte gebracht, als er ein (= dazu) kam, und in der poetischen Umdichtung des Werkes heißt es (VI, 6):

Ich mein, der Man helt mir zunacht
Bey einem Haar die Leuchte bracht.

Maulaffen feilhalten. Es gibt unter unseren volkstümlichen Redensarten kaum eine, über die soviel hin und her gestritten ist, wie über diese. Freilich handelt es sich in diesem Streite der Meinungen immer nur um zwei Möglichkeiten: Maulaffe ist von Haus aus entweder ein wirklicher Affe oder eine volksableitliche und, was meist dasselbe ist, volks-

Digitized by Google

irrtümliche Verbildung aus dem niederdeutschen Ausdrucke dat mul (veel) apen halten, bei dessen Umwandlung zu der heutigen Wendung denn apen in Affen umgesetzt sein soll. Bei dieser Ableitung drängt sich zunächst sofort die Frage auf: und wo nehme ich das feil her? Soll es etwa aus einem niederdeutschen veel (viel) herausgebildet sein? Das wäre dann schon die zweite volksetymologische Verbildung in ein und derselben Redensart! Aber selbst angenommen, daß trotz aller innerer Unwahrscheinlichkeit und trotz der Unbelegbarkeit dieses Zusatzes in der Redensart dem so sei, wo soll in der als vorhanden vorausgesetzten Wendung dieses veel gestanden haben? Doch nur vor apen? Sie könnte doch nur geheißen haben: Dat mul veel apen halten, unmöglich aber dat mul apen veel halten? Und doch könnte anderseits einer Umwandlung in Maulaffen feilhalten nur die letzte sprachwidrige Fassung zugrunde liegen! Und endlich, was wird mit dat, ohne welches der niederdeutsche Ausdruck doch nicht gut denkbar ist? Ist es einfach gestrichen? Unmöglich. Aber über alle diese Unmöglichkeiten sehen alle diejenigen erstaunlicherweise unbeirrt hinweg, welche noch immer an der niederdeutschen Herkunft des Ausdruckes festhalten. Kommt nun zu all dem noch hinzu, daß es auch im Niederdeutschen regelrechte Mulapen gibt, ja daß sogar die Redensarten Mulapen to Kop hebben und Mulapen verköpen belegbar sind, so muß sich doch eigentlich mit logischer Notwendigkeit ergeben, daß eine Ableitung des Ausdruckes aus den oben genannten niederdeutschen Worten undenkbar ist. Bleibt also nur der wirkliche Maulaffe übrig und mit ihm die Frage: gab es ihn in der Tat, und welche Bedeutung hatte und hat er in der mit ihm gebildeten Redensart? Daß das Mittelalter einen Maulaffen kennt, unterliegt keinem Zweifel. Wie ein solcher aussah, vermeldet der wahrheitsliebende Gesell, der in Hans Sachs' „Affenkönig mit den zwei Gesellen" (53) zu dem ersteren spricht:

Du pist ain aff und all die
So umb dich ringweis stent alhie,
Die sint ouch gar zumal all affen,
Maulet, murret und ungeschaffen.

Das „Maulet", die Beschaffenheit des Maules, ist demnach das besonders Charakteristische für den Affen, macht ihn zum Affen. Wer also unter den Menschen — für die nebenbei schon früh der Ausdruck Affe Schimpfwort war (Kellers 56 Fastnachtspiel) — ein solches Maul hatte, war ein maulet-affe, ein Maulaffe. Eigentümlichkeit des Affen ist es nun, das Maul beständig offen zu halten; daher gehört zunächst das offene Maul (das Wort in alter Zeit bekanntlich nicht in verächtlichem Sinne) notwendig zum menschlichen Maulaffen. Das Maul hat aber

Digitized by Google

besonders der immer offen, der ohne Unterlaß schwätzt und den daher schon Hans Sachs im „bösen Rauch“ mit spöttischer Verbildung von Maulaff einen Maulauf nennt. Das beständige Mauloffenhalten aber und das unabläſſige Schwätzen hat von jeher als Zeichen der Torheit gegolten, und daher die mittelalterliche Bedeutung des menſchlichen Maulaffen — Narr, Tor. Gerade in dieſer Bedeutung iſt das Wort an zahlloſen Stellen nachweisbar. Als in Hans Sachs' Schwanke vom Pfarrer mit der Gänſehaut (30) der Bauer dem Pfaffen, der die Gänſehaut ſo gern ißt, eine Roßhaut bringt, damit er auch dieſe verzehre, und dabei äußert:

Herr, die roshaut eſſet ouch,
Weil ir die häut eſſen habt im prauch,

da ſieht „der pfaff rauch (grimmig) und ſchalt den maulaffen“. Und noch deutlicher ſpricht ſich dieſe Bedeutung des Wortes in der alten Wahrnehmung aus, die Hans Sachs im „Seichfaden“ (36) in die Worte kleidet:

So iſt manch gſchickter man in Kunſt,
Zeucht doch auf ein maulaffen.

Und wen man nun immer oder häufig und lange Zeit ſo albern und töricht mit offenem Munde oder ohne Unterlaß ſchwätzend daſtehen ſah, konnte, mußte man von dem nicht mit Anlehnung an Murners Narrenſchneiden ſagen: er ſteckt ſo voll von Toren und Narren, von Maulaffen, daß er förmlich damit zu handeln ſcheint, er hält Maulaffen feil? In altem Sinne heißt denn auch Maulaffen feilhalten lediglich: wie ein Narr daſtehen. Wenn nun aber in heutigem Gebrauche die Redensart beſonders die Faulheit und Untätigkeit eines Menſchen charakteriſieren ſoll, ſo ergibt ſich dieſe Weiterentwickelung aus der eben angeführten Bedeutung ohne weiteres. Wer ſo narrenhaft lange offenen Mundes oder beſtändig ſchwätzend auf derſelben Stelle ſtehen blieb, bot natürlich im übrigen ein Bild der Faulheit. Maulaffen feilhalten mußte danach eigentlich ganz ſelbſtverſtändlich allmählich den Sinn von faul und untätig daſtehen erhalten. Daß der ſo Daſtehende dabei ſtaunt, wie Wuſtmann in ſeiner wenig zulänglichen Beſprechung des Ausdruckes meint, iſt mit unſerer Entwickelung freilich nicht in Einklang zu bringen, liegt aber auch durchaus nicht in der heutigen Bedeutung der Redensart, ſondern iſt von Wuſtmann willkürlich und ohne innere Berechtigung hinzugefügt. Die ſonſt von Wuſtmann angeführten ähnlichen Ausdrücke Gähnaffe, Sperraffe uſw. können unſere Darlegung nur ſtützen.

Alles in allem betrachtet, ergibt, wie nötig dem Wuſtmannſchen Buche Ergänzungen, vor allem aber auch Berichtigungen ſind, kurz, wie nötig ihm eine wiſſenſchaftliche Überarbeitung iſt.

Digitized by Google

Benutzte Literaturwerke:

(Die Zahlen bedeuten die Erscheinungsjahre der Ausgabe.)

Die Werke von H. Sachs. Niemeyer.

Murner: 1. Narrenbeschwörung. 2. Von dem großen Lutherischen Narren. 3. Der Lutherischen Evangelischen Kirchendieb- und Ketzerkalender.

Satiren wider Murner.

Fischart: 1. Geschichtsklitterung (Gargantua) ed. Alsleben (Niemeyer). 1575. 2. Das philosophisch Ehzuchtbüchlein. 3. Podagrammisch Trostbüchlein. 4. Flöhhatz, Weibertratz.

Johann Rachels Satirische Gedichte. 1664.

Hans Clawerts Werckliche Historien. 1587.

Hollonius: Somnium vitae humanae. 1605.

Schwarzenberg: Das Büchlein vom Zutrinken ed. Scheel.

Thrym: Thedel von Wallmoden.

Venusgärtlein, Liederbuch des 17. Jahrhunderts. ed. Waldberg.

Zesen: Adriatische Rosemund. 1654.

Burkard Waldis: 1. Streitgedichte gegen Herzog Heinrich den Jüngeren von Braunschweig. 1542. 2. Warhaffte Beschreibung der Belegerung und Schantzens vor dem Haus Wolfenbüttel. 3. Herzog Heinrichs Klagelied. 4. Der Lycaon von Wolfenbüttel. 5. Der wilde Mann von Wolfenbüttel. 6. Ein Spruch von einem hungrigen Wolfe. 7. Der verlorene Sohn. 1527. Alles bei Niemeyer, ed. Koldewey.

Theobald Hock: Schönes Blumenfeld. 1601. ed. Koch.

Lauterbachs Tagebuch aus dem 16. Jahrhundert.

Georg Forsters Frische Teutsche Liedlein. 1539. ed. Marriage.

Wickrams Rollwagenbüchlein aus dem 16. Jahrhundert.

Hayneccius: Hans Pfriem (Komödie). 1582.

Hans Rudolf Manuel: Das Weinspiel (Fastnachtspiel). 1548. ed. Odinga.

Erzherzog Ferdinand II: Speculum vitae humanae. 1584. ed. Minor.

Albertinus: Gusmann von Alfarache. 1631.

Martin Rinckhart: Der Eislebische Christliche Ritter. Ein Reformationsspiel. 1613.

Reuter: 1. Schelmuffsky. 1696. 2. Die Ehrliche Frau Schlampampe. 3. Der Ehrlichen Frau Schlampampe Krankheit und Tod. ed. Ellinger (Niemeyer).

Bergreihen, ein Liederbuch des 16. Jahrhunderts.

Pauli: Schimpf und Ernst.

Christian Weise: Die drei ärgsten Erznarren. 1673.

Lazarus Sandrub: Historische und poetische Kurzweil. 1618.

Abraham a Santa Clara: Judas der Erzschelm, Gehab dich wohl, Wohl gefüllter Weinkeller, Gemisch Gemasch.

Die Möglichkeit einer Heranziehung der folgenden Werke der Schwankliteratur des 16. Jahrhunderts wurde mir durch die Liebenswürdigkeit der Göttinger Bibliothek geboten, der ich dafür an dieser Stelle meinen Dank ausspreche.

Jacob Frey: Gartengesellschaft. 1556. ed. Bolte.

Michael Lindener: Rastbüchlein und Katzipori.

Montanus: Wegkürzer und Gartengesellschaft. ed. Bolte.

Kirchhof: Wendunmuth. 1573.

Scherz mit Wahrheit. 1563.

Schumann: Nachtbüchlein. 1559.

Schimpf und Ernst. 1550.

Digitized by Google

Die „Heuschrecke“ oder der Grashüpfer.

Von Dr. **Richard Neubauer** in Berlin.

In der Vossischen Zeitung stand vor einiger Zeit ein Feuilleton, in dem der bekannte Schriftsteller Bruno Wille die Grille als seine liebe Herbstnachtigall feiert und preist, eine anmutige Plauderei, die die meisten Leser gewiß mit Vergnügen gelesen haben. Aber die wenigsten werden gleich mir zu einer Stelle bedenklich oder vielmehr lächelnd den Kopf geschüttelt haben ob einer wunderlichen Worterklärung, die sich da findet und die wieder beweist, wie nicht selten auch bei Gebildeten über die landläufigsten Wörter Unklarheit herrscht in sprachlicher Hinsicht. Sie hat die folgenden Erörterungen veranlaßt, die zugleich wie bei einem Spaziergange mitnehmen, was da des Interessanten oder Wissenswerten am Wege liegt. Sie sind ursprünglich für einen weiteren Kreis bestimmt gewesen, wollen auch dem Sprachkenner nichts Neues bringen, werden aber auch so durch die Streiflichter, die nebenbei auf verwandte Erscheinungen fallen, gewiß auch manchem Leser dieser Zeitschrift willkommen sein.

Bruno Wille läßt sich an der Stelle also vernehmen: „Die Nachtigall herbstlicher Seligkeit ist für mich die Grille. Ich meine jenes daumengroße Zirpinsekt, das prosaisch Heuschrecke heißt. Ein gräßlicher Name! Er stammt wohl von einer dämlichen Stadtmamsell, die in idyllischer Anwandlung einen Heuhaufen zum Sessel erkor, um plötzlich mit Kreischen emporzufahren, die aufgerissenen Augen starr auf ein abenteuerliches Ungetüm geheftet, auf den Insektendäumling im grünen Frack. Nicht Heuschrecke also, sondern Grille nenne ich das liebe Tier. Seine Zirpmusik klingt mir in diesem Namen“ usw.

Die Grille, die hier gemeint ist, ist, um das nebenbei abzumachen, die Baumgrille, die aus dem Blätterwerk der Sträucher ihr gleichmäßiges liebliches Zirpen ertönen läßt, nicht das ihr verwandte grüne Insekt, das auf Wiesen und Fluren lebt, die Heuschrecke im engeren und eigentlichen Sinne. Im weiteren Sinne werden freilich auch die Baumgrillen, wie auch die Hausgrillen oder Heimchen, vom Volke und in der Sprache überhaupt „Heuschrecken“ genannt. Die ‘Grille’ lebt in Dichtung und Prosa, die ‘Heuschrecke’ ausschließlich in der Prosa, darin hat Bruno Wille ganz recht. Auch die volkstümlichen Redensarten, die von dem Tierchen entlehnt sind, kennen nur die Grille, es heißt immer nur „Grillen im Kopfe haben“, „Grillen fangen“ u. ä., niemals dafür: „Heuschrecken im Kopfe haben“ usw. Es mochte der Name „Grille“, trotzdem er eigentlich ein

Digitized by Google

Fremdwort ist, für das Ohr des Volkes etwas Anziehendes haben in seinem Klange, in dem das Zirpen widerklingt, während bei dem deutschen Namen „Heuschrecke" es dem Volke früh schon ähnlich ergangen sein mag, wie Bruno Wille, es verstand ihn nicht mehr und mißdeutete ihn.

Bruno Wille hat also an dem Namen „Heuschrecke" argen Anstoß genommen. Er findet ihn so gräßlich, d. h. so dumm und häßlich, daß ihn nur eine „dämliche Stadtmamsell" erfunden haben kann, die in diesem Namen ihren einfältigen Schreck auf das Tierchen übertrug, das ihr plötzlich aus dem Heu entgegensprang und Angst bereitete. Ich muß den Ruf der armen Stadtmamsell zu retten suchen. Da Bruno Wille doch, von anderen Stellen abgesehen, die Bibelstelle über Johannes den Täufer in der Lutherschen Übersetzung: „er aß Heuschrecken und wilden Honig" gekannt haben muß, so muß diese seine Stadtmamsell mindestens schon vor Luther gelebt und diese sprachliche Erfindung verbrochen haben. Aber, wann immer sie gelebt haben mag, gar so „dämlich" war sie dann vielleicht doch nicht. Jedenfalls zeigte sie doch eine recht gute Beobachtung und namenbildende Begabung, wenn sie das beständig springende und hüpfende Insekt, das ihr da aus dem Heu entgegensprang, 'Heuspringer' benannte, also nach der Eigenschaft, die an dem Tierchen die auffallendste ist: hüpft und hopst und springt es doch an heißen Sommertagen auf sonnigen Wiesen manchmal hundertfach um einen herum:

„Eine der langbeinigen Cicaden,
Die immer fliegt und fliegend springt,
Und gleich im Gras ihr altes Liedchen singt."
(Goethe.)

Und anderes eben als 'Heuspringer' oder 'Grasspringer' besagt oder bedeutet der Name „Heuschrecke" nicht. Ist der nun gar so „gräßlich"? Wir meinen, ebensowenig wie: Grashüpfer, Grashupfer, Grashopfer oder Heuhupfer, Heuhopfer, oder Graspferd(chen), Heupferd(chen), wie das Tierchen auch genannt wird. 'Das Heupferd oder der Grashüpfer' lautet der Titel einer bekannten Gellertschen Fabel. Und bei Goethe: „Grashupfer tanzten um mich her". Auch die sonstigen Namen, die das Insekt führt, in den niederdeutschen Mundarten, haben es fast alle mit seinem 'Springen' zu tun. Es heißt da: Heusprengel, Heusprenke, Heusprinke, Heusprenger, auch Grassprenger, oder einfach bloß Sprengel, Sprenkel, Sprenke, Sprinke, Sprenger, Springsel oder, wie auch im Berlinischen, Sprengsel, lauter Namen, die von dem niederdeutschen Verbum sprengen, das 'springen' oder 'springen machen' bedeutet, herzuleiten sind. Im Angelsächsischen heißt es gaershoppa d. i. Grashopfer, ebenso im Dänischen grashoppe, im Schwedischen gräshoppa, im Englischen

Digitized by Google

grasshopper. Also in den germanischen Sprachen überall ein Name des Tierchens mit der gleichen Bedeutung.

Und genau dasselbe besagt, wie schon erwähnt, das Wort „Heuschrecke“. Doch, um nunmehr im Ernst zu sprechen, die arme Stadtmamsell mit ihrer Dämlichkeit ist ganz unschuldig an ihm. Das Tier trägt diesen seinen guten alten Namen in der deutschen Sprache schon jahrhundertelang, ehe es noch solche Wesen, wie dämliche Stadtmamsells überhaupt gab. Schon vor einem Jahrtausend, in der Verdeutschung der Evangelienharmonie des Ammonius von Alexandrien aus dem 9. Jahrhundert finden wir ihn, er lautet dort hewiskrekko. Im mittelalterlichen Deutsch ward daraus (genauer aus: houwiskrekko) houweschrecke, höuschrecke, im Neuhochdeutschen ‘Heuschrecke’.

Heuschrecke bedeutet wörtlich ‘Grasspringer’ oder ‘Grashüpfer’. Beide Bestandteile des Wortes haben in ihm noch ihre Grundbedeutung, die uns heute fremd geworden ist.

Der erste Bestandteil, das Wort ‘Heu’ (gotisch havi, ahd. hewi, houwi, mhd. houwe, von dem Verbum ‘hauen’, mhd. houwen = ‘hauen’, ‘mähen’ herzuleiten) bezeichnet nach heutigem Sprachgebrauche nur das geschnittene, gemähte Gras, ursprünglich aber Gras als ‘das zum Hauen, d. h. zum Mähen Bestimmte’, also kurzweg Gras überhaupt, worin das alte Hochdeutsch mit dem Gotischen übereinstimmt. In der gotischen Bibelübersetzung des Ulfilas (aus dem 4. Jahrhundert) wird das griechische Wort χόρος, das ‘Gras’, ‘Kraut’ bedeutet, durch havi, das ist unser Wort ‘Heu’, verdeutscht, gerade an Stellen, wo unser heutiger Sprachgebrauch durchaus nur ‘Gras’ zuläßt. So z. B. im Matth. 6, 30, wo Luther übersetzt: „So denn Gott das Gras auf dem Felde also kleidet“ usw., im griechischen Neuen Testament „τὸν χόρτον τοῦ ἀγροῦ“, bei Ulfilas „thata havi haithos“ = das Heu der Heide, des Feldes. Ebenso Joh. 6, 10: Jesus sprach: „Schaffet, daß sich das Volk lagere. Es war aber viel Gras an dem Ort“; griech. „χόρτος πολύς“, bei Ulfilas „havi manag“ = Heu in Menge. — Auch Luther gebraucht in der Bibel beides: ‘Heu’ wie ‘Gras’, mehrfach für- und nebeneinander. 1. Petri 1, 24 ff. heißt es z. B. bei ihm: „Alles Fleisch ist wie Gras, und alle Herrlichkeit der Menschen wie des Grases Blume ... Das Gras ist verdorret, und die Blume ist abgefallen. Aber des Herrn Wort bleibet in Ewigkeit“. Es ist dies ein Zitat aus Jesaias 40, 6 ff. Dort aber lautet die Stelle bei Luther so: „Alles Fleisch ist Heu, und alle seine (des Menschen) Güte ist wie eine Blume auf dem Felde ... Das Heu verdorret, und die Blume verwelket“ usw. Also ‘Heu’ und ‘Gras’ wird von ihm ganz gleichbedeutend verwendet, hier und auch anderwärts, wenn auch nur an wenigen Stellen. Im 16. Jahr-

Digitized by Google

hundert ist sonst diese Bedeutung von 'Heu' = 'Gras' schon ziemlich geschwunden, sie begegnet beispielsweise noch in einem Volksliede aus diesem Jahrhundert, bei Uhland 'Volkslieder' 604:

„Wo Höw (d. i. Heu) wachst auf der Matten,
Dem frag ich gar nicht nach" usw.

Und noch im 17. Jahrhundert schimmert diese Bedeutung durch bei Joh. Georg Albinus, dem Kirchenliederdichter, in dem bekannten Liede:

„Alle Menschen müssen sterben,
Alles Fleisch vergeht wie Heu" usw.

d. h. wie Gras, das zum Mähen bestimmt ist und seinerzeit gemäht wird (vom Schnitter Tod), oder auch bloß: wie Gras, das schnell verdorret. Doch steht hier der Wortlaut ersichtlich unter dem Einfluß ähnlicher Stellen in der Lutherschen Bibel, läßt also keinen sicheren Schluß zu über das Weiterleben dieser Bedeutung („Heu" = Gras) in der lebendigen Sprache oder dem sprachlichen Bewußtsein der Zeit.

Heute ist die einzige Spur dieser Bedeutung von 'Heu' nur noch in dem uralten Worte 'Heuschrecke' ('Heuhopfer', 'Heupferdchen' usw.) erhalten, gewissermaßen versteinert.

Der zweite Bestandteil des Wortes ('Heuschrecke') kommt allerdings von 'schrecken' her, aber gleichfalls in einer anderen, heute ausgestorbenen Bedeutung, die eben nur in diesem Worte in der Schriftsprache weiterlebt.

Das Verbum „schrecken" (auch mhd. schrecken, daneben in gleicher Bedeutung auch schricken) bedeutete ursprünglich und eigentlich im intransitiven Gebrauch: 'springen', 'aufspringen', 'auffahren', auch 'hüpfen', und im transitiven: 'aufspringen machen', 'zum Aufspringen, Auffahren bringen', 'aufjagen'. Dementsprechend ist oder bedeutet „der Heuschreck(e)" — das Wort hatte bis ins 18. Jahrhundert ausschließlich noch das männliche Geschlecht, das heute nur noch vereinzelt mundartlich erscheint — nichts anderes als 'der Heuspringer', das ist, nach dem oben über 'Heu' Gesagten, der 'Grasspringer', 'Grashüpfer', wie denn dem 'Heuschreck' in den älteren Sprachquellen der „Matschreck" (ahd. matoskrecko, mhd. matschrecke), d. h. Mattenspringer, Wiesenhüpfer parallel läuft. Diese alte sinnliche Bedeutung von 'schrecken' = 'springen' oder 'springen machen' war neben der übertragenen noch im 16. Jahrhundert lebendig. Noch Luther hat das Wort so in seiner Bibelverdeutschung verwendet. Im Hiob 36, 19 f. sagt Gott zu Hiob: „Kannst du dem Roß Kräfte geben? . . . Kannst du es schrecken wie die Heuschrecken?" d. h. kannst du es zum

Digitized by Google

Springen bringen, wie die Heuschrecken, oder, um dies Wort gleich mitumzudeuten, wie die Grasspringer. Wie denn auch die neueste wissenschaftliche Übersetzung von E. Kautzsch ('Die Heilige Schrift des Alten Testaments', 1894) die Stelle jetzt wiedergibt durch: „machst du es springen wie die Heuschrecken."

Wenn hiernach diese sinnliche Bedeutung des Wortes 'schrecken' Luthers Zeit noch bekannt sein mußte, so war sie doch sicher schon im Schwinden begriffen, wie man aus dem seltenen Vorkommen dieses Gebrauches in den Schriftwerken schließen darf. Im älteren Niederdeutsch (13.—15. Jahrhundert) sind die unserem 'tanzen und springen' entsprechenden formelhaften Verbindungen 'danzen unde schricken', 'schricken unde danzen', 'schricken unde huppen' (d. i. hüpfen), 'springen unde schricken' ganz gewöhnlich, und schricker, das Substantiv, bedeutet in jener Zeit: Springer, Tänzer. Und im Ostfriesischen gibt es noch heute einen 'schrickeldag' im Sinne von 'Schalttag', d. h. der Tag, der alle vier Jahre (daher das Iterativum schrickelen von schricken) einspringt d. i. eingeschaltet wird in den Monat (Februar), der danach dann schrickelmând, wie das zu ihm gehörige Jahr schrickeljâr genannt wird. (Vgl. J. ten Doornkaat-Kolman, Wörterbuch der ostfriesischen Sprache, III, 148.)

Auf hochdeutschem Sprachgebiet ist diese alte sinnliche Bedeutung von 'schrecken', die, wie wir sahen, das 16. Jahrhundert noch kannte, im 17. Jahrhundert bereits ganz aus dem sprachlichen Bewußtsein geschwunden. Wenigstens Caspar Stieler in seinem Wörterbuch von 1691 ('Der Deutschen Sprache Stammbaum' usw.) kennt sie schon nicht mehr, wie sich aus seiner Erklärung des Wortes „Heuschrecke" ergibt, indem er es mit 'Schreck' im Sinne von lateinisch formido zusammenbringt. (Vgl. M. Heyne in Grimms Wbch. IV, 2, S. 1293.)

Mundartlich haben sich Spuren der alten Bedeutung von 'schrecken' (oder älter: schricken) im Sinne von 'springen' noch vielfach erhalten. Der „Schreck" (mhd. schric) bezeichnet in einzelnen Landschaften den Sprung oder Riß im Glas, Porzellan, in Tonsachen und anderen festen Gegenständen. „Das Glas hat einen Schreck (oder: Schrick) bekommen" — es ist gesprungen; ebenso „das Glas schrickt", „das Glas zerschrickt", „ist erschricket", „ist geschrocken". Eine Nebenform zu 'Schreck' oder 'Schrick' in diesem Sinne ist 'Schruck', wie dafür z. B. in Altenburg gesagt wird (vgl. Hertel, Thüringischer Sprachschatz, 1895, S. 221); noch eine andere ist „Schrock" in gleicher Bedeutung. Diese findet sich auch bei Goethe im Briefwechsel mit Zelter. Unter dem 22. Januar 1808 dankt Goethe für eine Kiste mit Eßwaren, die ihm Zelter geschickt, und schreibt: „Alles ist

Digitized by Google

glücklich angekommen, und der Topf war so tüchtig eingedrängt, daß nichts ausgelaufen war, ob er gleich einen Schrock bekommen hatte."[1]) Leonhard Frisch, der Rektor des Gymnasiums zum Grauen Kloster in Berlin, erwähnt in seinem 'Teutsch-Lateinischen Wörterbuch' von 1741 gleichfalls die Redewendung „das Glas hat einen Schrick (andere sagen: einen Schreck) bekommen" als vulgär. Sie muß also damals auch in Berlin oder der Mark gang und gäbe gewesen sein; heute kennt man sie hier meines Wissens nicht mehr. — Auch im Bergbau sagt man: „ein Gang hat Schrecke und ist drüsig", wenn er Risse, Spalten und Klüfte hat; und in der Eisenfabrikation heißen die feinen Sprünge und Risse in der Oberfläche von unreinem Stabeisen und den Stahlplatten gleichfalls Schrecke oder Schricke (Hartschricke). Und Schreckschuß, das in heutiger Sprache einen Schuß bezeichnet, der (oder übertragen: eine Maßregel, die) nicht treffen, sondern nur schrecken soll, ist in älterer Sprache identisch mit Prellschuß (oder: Prallschuß), d. h. ein Schuß, bei dem die Kugel mehrmals aufschlägt und Bogen-Sprünge macht, wofür Schmeller im Bayr. Wörterbuch aus einer Quelle von 1529 die Stelle anführt: „wie man einen abschreckenden (d. i. abspringenden) schuß machen soll, wann der schuß von der büchsen färt, daß er über hundert spring thut." In gleicher Weise werden in einigen Gegenden die Prellsteine, d. h. die Steine, „welche man an die Ecken der Häuser setzt, damit selbige nicht von den Wagen beschädigt werden", die also die Wagen zum Abprallen oder, lebendiger gedacht, zum Abspringen bringen sollen, Schreckſteine genannt, so in Thüringen, Hessen und anderwärts. Dieselbe Bezeichnung („Schreckſteine" d. i. Sprungſteine) führen nach Vilmar (Idiotikon von Kurhessen, S. 369) „in Marburg große in der Lahn hinter dem deutschen Hause liegende Steine, auf denen man, von einem Stein auf den andern springend, die Lahn überschreitet. Die Stubenweisheit neuester Zeit nennt sie Schrittſteine." Ebenda bemerkt Vilmar weiter: „Ehe in den kleinen, zumal den niederdeutschen, Städten in Hessen und außerhalb Hessens ein Straßenpflaster gelegt war, lagen in den Gassen ähnliche große Steine, auf welchen man den unergründlichen Straßenkot überſpringen mußte; auch sie hießen Schreckſteine."

In diesen letzten verdunkelten Resten lebt die alte Bedeutung von 'schrecken' = 'springen' oder 'zum Springen bringen' weiter.

1) Ludwig Geiger, der den Goethe-Zelterschen Briefwechsel 1902 bei Reclam neu herausgegeben, hat in der obigen Stelle (I S. 206) das Wort „Schrock", wie es scheint, nicht verstanden und es eigenmächtig durch 'Schoc' ersetzt, also durch ein französisches Fremdwort, das obenein meines Wissens zu Goethes Zeit in Deutschland noch gar nicht geläufig war.

Digitized by Google

Dagegen hat, um dies hier nebenbei abzumachen, ein anderer eigentümlicher Gebrauch von ‘schrecken’, der gewöhnlich auch mit dem ursprünglichen Sinne des Wortes in Verbindung gebracht wird, nach meiner Auffassung hier nichts zu schaffen. „Schrecken“ (auch: verschrecken) bedeutet bekanntlich auch: etwas plötzlich abkühlen, so, wenn man in heißes kochendes Wasser oder eine andere Flüssigkeit, die überkochen will, plötzlich kaltes gießt, oder eine heiße Speise durch Kaltes plötzlich abkühlt; auch in der Glashütte, wenn die geschmolzene heiße Glasmasse in kaltes Wasser gegossen wird, um sie vom überflüssigen Salze zu reinigen, wird das genannt: die Masse „schrecken“. Man hat den Begriff des ‘Springens’ auch in dieser Ausdrucksweise finden wollen, indem man auf das Umspringen der Temperatur hingewiesen. Das ist gekünstelt und gesucht, es ist reflektiert und nicht anschaulich verständlich; obenein ist es schief in der Auffassung, denn das Ding wird „geschreckt“, nicht die Temperatur. Die Sache ist anders zu erfassen. Gemeinsam eigen ist all den Fällen, wo ‘schrecken’ in dem Sinne von ‘plötzlich abkühlen’ gebraucht wird, die plötzliche heftige Einwirkung, die von außen kommt und eine Alteration des Zustandes herbeiführt. Genau wie bei dem Menschen, der erschreckt wird. Offenbar ist hier die uns jetzt geläufige Bedeutung von ‘schrecken’, ich meine die übertragene, selber wieder übertragen auf die Dinge. Das siedende, kochende Wasser, in das plötzlich kaltes gegossen wird, oder die siedend heiße Glasmasse, die plötzlich in kaltes Wasser geschüttet wird, erleidet hierbei eine ähnliche plötzliche innere Erschütterung, ein Insichzusammenfahren, eine innere Alteration, wie das menschliche Gemüt, das plötzlich heftig ergriffen wird von einer Sache, die von außen kommt. Es ist in diesem Falle also umgekehrt die geistige Bedeutung versinnlicht worden, wenn man so sagen darf.

Betrachten wir jetzt, wie sich die ursprüngliche sinnliche Bedeutung des Wortes ‘schrecken’ vergeistigt hat. Die heute allein gebräuchliche übertragene Bedeutung von ‘schrecken’ hat sich unmittelbar aus der sinnlichen herausgebildet und besagt eigentlich: plötzlich auffahren (in furchtsamer Erregung des ergriffenen oder erschütterten Gemütes). Die innere Erschütterung kommt in dem Aufspringen oder Auffahren zum äußeren Ausdruck. Bildung und ‘Sitte’ haben uns gewöhnt oder verlangen doch heute, bei leidenschaftlichem Empfinden oder heftiger innerer Erregung äußerlich uns zu beherrschen und ‘gefaßt’ zu zeigen, d. h. sich nicht aus der Ruhe, aus der äußerlich gefaßten Haltung bringen zu lassen. Aber der temperamentvolle, lebhaft empfindende Mensch, in dem die Natur stärker ist als die anerzogene Sitte, springt auch heute noch im eigentlichen Sinne von seinem Sitze auf bei einer schlimmen Nachricht oder Ähnlichem, das ihn

Digitized by Google

innerlich angstvoll erregt oder erschüttert. In dem Kompositum 'zurückschrecken vor etwas' schimmert die alte sinnliche Bedeutung noch heute ziemlich sichtbar hervor, es bedeutet: furchtsam zurückfahren, gewissermaßen zurückspringen vor etwas, das man von sich fernhalten möchte, wie denn in dem gleichbedeutenden 'zurückprallen vor etwas' die sinnliche Auffassung noch rein erhalten ist.

Wie in diesem Falle bezeichnet die lebendig und anschaulich gestaltende Sprache auch sonst nicht bloß solche heftigen Gemütsbewegungen, sondern innere Erregungen und Vorgänge überhaupt mit Vorliebe nach den sie begleitenden äußeren Reflexen. Und es ist vielleicht nicht unangebracht, hier noch auf einige Beispiele solcher Art hinzuweisen. Denn freilich heute, wo wir leider Gottes von Jugend auf gewöhnt sind, fast immer nur abstrakt begrifflich zu denken und so auch mit unserem Sprachgut umzugehen, haben wir das klare sprachliche Verständnis meist dermaßen eingebüßt, daß uns oft auch nicht einmal die Ahnung aufsteigt, daß wir da in Bildern und wieder in Bildern uns bewegen. Und wem solche Erkenntnis einmal zufällig plötzlich aufdämmert, dem ist das dann wie eine überraschende ganz neue Entdeckung, deren er sich freut wie über einen glücklichen Fund. 'Sich empören über etwas', das ebenso wie 'empört werden' doch eigentlich nichts anderes ist als: jäh empor, in die Höhe gerissen werden[1]) vor innerer Erregung, oder das schwächere 'aufgebracht werden' (d. h. zornig werden), was wieder nur heißt: in die Höhe gerissen werden, sich erregt aufrichten oder aufspringen, oder der Ausdruck ('vor Zorn) auffahren' u. ä. sind genau solche bildliche Übertragungen auf innere Vorgänge, oder eigentlich und ursprünglich nur die getreue Wiedergabe der äußeren Erscheinung, in der sich die innere Bewegung und Erregung, der seelische Vorgang, den Sinnen offenbart. Und weiter: wer 'sich entsetzt' über eine schlimme Nachricht, oder durch etwas Furchtbares, das er schaut, 'entsetzt wird', den läßt die Sprache eben in diesem Ausdruck jäh von seinem Sitze emporfahren oder auch jählings von seinem Sitze fallen, wie das ja empfindsamen Naturen bei großem Schreck in Wirklichkeit leicht begegnet. Ein Übermaß von Freude und Lustigkeit nennt die Sprache 'Ausgelassenheit'. Wer „ausgelassen" ist, der ist aus den Schranken (sittigen Ernstes und der Zucht), die ihn vordem gehemmt, vorübergehend heraus und frei gelassen, wie ein Tier aus dem Joch oder den Fesseln, und kann sich zügel- und zwanglos seinem überschäumenden Behagen hingeben — und da der natürliche und gesunde Mensch dazu immer die

1) Noch Rückert verwendet das Wort in seiner eigentlichen Bedeutung, vgl. 'Geharnischte Sonette': „Diese Schwerter, die wir hier empören", d. h. emporhalten.

Digitized by Google

Neigung hat, so tut er es auch. Wen etwas übermäßig innerlich ergreift oder mitnimmt (Verben, die, nebenbei bemerkt, selber wieder Bilder sind), den läßt die Sprache auch 'ganz aus der Fassung geraten'. Bei dem hat eben die mächtig wogende Erregung im Inneren zu wenig Raum, sie zersprengt die Form, und der Mensch 'gerät außer sich', wie die Sprache es mit einem anderen Ausdruck wiedergibt, oder wie es im gemütlichen volkstümlichen Deutsch heißt: 'er kommt ganz aus dem Häuschen', weil er es drinnen nicht aushalten kann. Dabei wird in sinniger und tiefer Erfassung des Menschlichen im Menschen, als der eigentliche Mensch („er") sein geistiges Sein und Wesen verstanden, während der Körper nur als die Hülle der Seele, als ihr „Haus" oder „Häuschen" gilt, in dem sie zeitweilig Wohnung genommen.[1]) Daß dieses Häuschen auch seine 'Oberstübchen' oder 'Dachstübchen' hat, worin bisweilen nicht alles in richtiger Ordnung, manchmal sogar alles 'verrückt' ist, manchmal auch 'Grillen' wunderlich herumhopsen und surren, sei nur nebenbei bemerkt, ebenso daß, wenn in dem Häuschen „aufgeräumt" ist, die liebe Seele darinnen sich gesund und heiter befindet, während sie im anderen Falle manchmal aus tiefem Mißbehagen 'aus der Haut fahren' möchte: ein ähnliches Bild wie das oben berührte ('ganz aus dem Häuschen kommen'), nur weniger sinnig und innig, wenn auch gleich anschaulich; 'Haut' ist hier die äußere Hülle des Körpers. Noch niedriger ist das berlinische 'aus der Jacke fahren' (genauer gesprochen: 'aus de Jacke jehn') vor innerer Erregung, weil es einem dabei in dem Kleidungsstück zu heiß wird. Und weiter: will die Sprache ein Übermaß seligen Empfindens oder der Wonne geistigen Schauens zum Ausdruck bringen, so läßt sie den Menschen 'entzückt sein', 'bis in den Himmel entzückt sein', d. h. bis in den Himmel entrückt oder

1) Die Redensart „ganz aus dem Häuschen kommen" (oder: sein) hat die wunderlichsten Erklärungen gezeitigt, die hier nur des Spaßes wegen erwähnt werden sollen. „Das der Redensart zugrunde liegende Bild ist von der Schnecke entlehnt" heißt es bei Borchardt: 'Die sprichwörtlichen Redensarten im deutschen Volksmund', 1888, S. 214. Ein anderer — ich weiß nicht mehr, wo ich es gelesen — denkt an das Wetterhäuschen, aus dem bei gutem Wetter das Männchen heraustrete. Und ein dritter denkt gar an das Irrenhaus, aus dem einer zeitweilig entwichen. Wie sehr muß der heutigen Welt der Sinn für volkstümliches Empfinden und die ihm entsprechenden Bilder abhanden gekommen sein, wenn solche Erklärungen von sprachlich Gebildeten allen Ernstes abgegeben werden können, wo doch das Bild so einfach, so klar, so natürlich, so sinnig ist. Verwunderlich ist auch, daß selbst Hermann Paul in seinem Wörterbuch den Ausdruck „in seinem Ursprunge nicht klar" findet, freilich dann das Richtige wenigstens vermutungsweise andeutet mit den Worten: „vielleicht ist dabei der eigene Leib oder der Kopf mit einem Häuschen verglichen". Nichts ist sicherer als dies.

Digitized by Google

emporgezogen sein (denn das bedeutet 'entzückt')[1]); noch stärker ist 'verzückt' sein, worin zugleich die Alteration, die Ver-änderung des ganzen Wesens zum Ausdruck kommt, das dieses Entzücktwerden gleichzeitig mit sich bringt. Hier ist das Bild: die Seele, auf den Flügeln der Freude in den Himmel emporgetragen oder entrückt in erdenferne Gefilde voll herrlicher Gesichte, hat ihre irdische Behausung, den Körper, ganz verlassen, die Wohnung steht leer, der Bewohner ist anderswo. Darum sagt die Sprache von einem solchen: 'der Mensch ist nicht bei sich', d. h. nicht zu Hause (chez soi), 'er ist abwesend'. Also auch hier wieder die Vorstellung: der eigentliche Mensch ist die Seele, der Körper nur ihre Wohnung, ihr Haus, oder, gemütvoller ausgedrückt, ihr Häuschen, d. h. ihr liebes Haus. — Doch, so lockend dies Kapitel auch ist, um uns nicht allzuweit in die Seitenwege zu verlieren auf unserem Spaziergang, müssen wir es verlassen. Für den Zweck, sprachliche Parallelen zu dem in 'erschrecken' liegenden Bilde für den in solchen Dingen weniger bewanderten Leser beizubringen, und zugleich zu zeigen, wie die Sprache überhaupt es liebt, innere, seelische Vorgänge und Zustände durch entsprechende Bilder anschaulich zum Ausdruck zu bringen, werden die angeführten Beispiele genügen.

Wir kehren nun zur Straße wieder zurück, freilich, um sie gleich darauf von neuem für kurze Zeit zu verlassen und auf einem Seitenweg bei unserem Spaziergange einige sprachliche Versteinerungen zu sammeln und mitzunehmen.

Das Wort „Heuschrecke" fanden wir aus zwei Einzelwörtern gebildet, deren ursprüngliche und eigentliche Bedeutung heute längst ausgestorben oder doch vergessen ist. Solcher Wörter gibt es in dem deutschen Sprachschatze nicht wenige. Gerade in Zusammensetzungen führt die Sprache oft altes Leben fort, d. h. in der Zusammensetzung haben sich vielfach Wortstämme erhalten, die oft schon vor Jahrhunderten als Einzelwort ausgestorben sind. Man könnte das Versteinerungen längst untergegangener sprachlicher Lebewesen nennen. Oft ist es nur der eine Bestandteil, der abgestorben oder versteinert ist, während der andere, mit ihm verbundene, unberührt durch die Zeiten sich sein volles Leben bewahrt hat, trotz der versteinerten Leiche an seiner Seite, mit der er innerlich verbunden ist. Wir wollen uns einige dieser Wörter mitnehmen und besehen. Um gleich eins der bekanntesten zu nennen, so ist 'Nachtigall' ein solches, im Althochdeutschen nahtigala d. i. Nachtsängerin; in dem zweiten Bestandteil hat sich das längst ausgestorbene, schon im mittelalterlichen Hochdeutsch

1) Noch recht sinnlich gefühlt ist das Wort bei Schiller im Prolog zum Wallenstein: „Ein edler Meister stand auf diesem Platz, Euch in die heitern Höhen seiner Kunst Durch seinen Schöpfergenius entzückend".

Digitized by Google

nicht mehr vorhandene, altgermanische Verbum ‘galan’ = singen (vgl. gellen) erhalten. Noch viel älter ist der zweite Bestandteil in ‘Bräutigam’, das wörtlich ‘Mann der Braut’ bedeutet und entstanden ist aus ahd. brûtigomo, mhd. briute-gome, worin gomo (urverwandt mit dem lateinischen homo = Mensch) ‘Mann’ bedeutet. In ‘Karfreitag’, ‘Karwoche’ wird ein altes Wort, das ahd. kara lautete und ‘Klage’ oder ‘stille, innere Trauer’ bedeutet, fortgeführt. In Fronleichnam, das wörtlich ‘Leichnam des Herrn’ (Christus) bedeutet, geht (ebenso wie in den Worten: Fronaltar, Frondienst, Fronarbeit, Fronvogt, Fronfeste, vgl. auch ‘die Fron(e)’ und ‘frönen’) der erste Bestandteil auf ein früh ausgestorbenes Substantivum Maskulinum frô = „Herr“ zurück, wozu das Femininum frouwe, frowe sich in dem jetzigen Worte ‘Frau’ in der Sprache lebendig erhalten hat. Die Frau hat sich also ihren schönen Ehrentitel ‘Herrin’, ‘Gebieterin’ (eigentlich: Weib des Herrn) durch die Zeiten hindurch zu wahren und zu retten gewußt bis heute, während der Mann an ihrer Seite seinen Titel ‘Fro’ verloren hat, woher es wohl kommen mag, daß manche in diesem Verhältnis nie so recht eigentlich „froh“[1]) werden. Auch im Französischen hat sich, nebenbei bemerkt, das aus lateinisch domina entstandene dame erhalten, während das dem dominus entsprechende Maskulinum dazu geschwunden ist. In der Wortgeschichte liegen oft noch andere als sprachliche Geheimnisse verborgen. — Doch zurück zu unseren „Versteinerungen“! In ‘Meineid’ steckt ein uraltes, auch sehr früh untergegangenes Substantiv ‘Mein’ mit der Bedeutung ‘Verbrechen’, ‘Frevel’, in ‘Flitterwochen’ ein altes Verbum ‘flittern’, das ‘kichern’, ‘in halbunterdrückter Weise lachen’ bedeutet, in ‘Kurfürst’ der Stamm vom alten ‘küren’, ‘kiesen’ = wählen. ‘Leiche’ bedeutete ursprünglich nichts weiter als ‘Leib’, ‘Körper’: diese alte Bedeutung hat sich erhalten in ‘Leichdorn’ (d. i. Hühnerauge), das also eigentlich besagt ‘Dorn im Körper, im Fleische’. In ‘Spanferkel’ (d. i. Milchferkel, noch saugendes Ferkel) bildet den ersten Bestandteil ein altes Wort mit der Bedeutung ‘Mutterbrust’, ‘Muttermilch’, und ‘Leibrente’ ist keine Rente für den Leib, sondern eine Rente auf Lebenszeit, denn ‘Leib’ bezeichnete früher auch ‘Leben’. Und endlich, um damit die Beispiele zu schließen: in ‘Singrün’ (fälschlich auch ‘Sinngrün’ geschrieben, vgl. Matthissons: „Mit des Sinngrüns blauen Glocken“), d. i. Immergrün, Name der Pflanze Vinca semperviva, ist ein uraltes, allen altgermanischen

1) Froh (laetus) ahd. frô, zu demselben Stamme gehörig und eigentlich die Herrenstellung bezeichnend; vgl. „herr-lich und in Freuden leben“ = wie ein Herr, d. h. („und“ ist erklärend, wie oft in solchen Verbindungen) in Freuden leben“. Auch ein Beitrag zu dem Kapitel der Umwertung der Werte in der sprachlichen Entwickelung.

Digitized by Google

Dialekten gemeinsames Wort sin in Versteinerung erhalten, das nur als erstes Wort in Zusammensetzungen erscheint, mit Adjektiven und Substantiven, deren Begriff es steigert, indem es die Intensität des Seins hervorhebt, in Rücksicht auf Dauer oder Ausdehnung, und also die Bedeutung hatte: dauernd, immerwährend, oder: allgemein, weitgehend, groß. Genau das gleiche alte Wort steckt auch in dem, schon im Mittelhochdeutschen aus ahd. sinvluot (d. h. langdauernde, oder: weithin sich erstreckende Flut) entstellten und volksetymologisch umgedeuteten Wort 'Sündflut', das in dieser Form erst seit dem 16. Jahrhundert allgemeiner geworden ist.

Aber noch sind wir mit unserem sprachlichen Rundgang nicht ganz zu Ende. Wir kommen kurz noch einmal auf die verschiedenen Namen des Tierchens zurück, von dem wir ausgingen. Der Name 'Heuschrecke' wird kurzweg auch von der großen Wanderheuschrecke gebraucht, die eine ganz andere Art als die Baum- oder Feldgrille darstellt, bekanntlich eine schreckliche Landplage, wo sie in Masse erscheint, und als solche vor allem auch durch die Bibel im 2. Buch Mose bekannt: diese mag ihrerseits auch dazu beigetragen haben, mit dem Namen unserer heimatlichen, harmlosen Heuschrecke immer gleich die falsche Vorstellung des Schreckenden oder Schrecklichen zu verbinden. Die Heuschrecke, von der unsere Betrachtung ursprünglich ausging, die auf Bäumen und Sträuchern lebt, wird gewöhnlich mit dem Namen Grille, seltener Zikade bezeichnet. Beides sind Fremdwörter. Zikade, ital. cicada, cicala, stammt aus dem lateinischen cicāda, ist aber im Lateinischen selber ein Fremdwort, ungewiß, woher entlehnt. Sicher ist es ein tonmalendes Wort, dessen erster Bestandteil den eigentümlichen zirpenden Laut (cic-cic) des Tieres wiedergeben soll, wie der altgriechische Name der Grille τέττιξ (Genit. τέττιγ-ος) ursprünglich sicherlich auch nichts weiter ist als ein reduplizirtes τιγ (τιγ-τιγ oder τιτ-τιγ), also gleichfalls lautmalend. Ähnlich verhält es sich mit dem Worte 'Grille', das offenbar auch den Ton, den das Tier beständig schrill erschallen läßt (grill-grill), malen soll. Grille (in älterer nhd. Sprache meist Maskulinum, ebenso mhd. grille, ahd. grillo), stammt, schon in althochdeutscher Zeit entlehnt, durch Vermittelung des Romanischen (franz. grillon, ital. grillo) gleichfalls aus dem Lateinischen, wo es grillus heißt, während das griechische γρύλλος nichts damit zu tun hat. Moriz Heyne, der diese Übereinstimmung von Latein, Romanisch, Deutsch für rein zufällig ansieht, nimmt 'Grille' als deutsches Wort in Anspruch, das er mit 'grellen' zusammenbringt. Durchaus unwahrscheinlich, obschon es bereits im 'Tierbuch Alberti Magni, durch Waltherum Ryff verdeutscht' vom Jahre 1545 heißt: „Cicada ist ein Wurm, den Etliche Grillen nennen, von seines Geschreis wegen, denn er rufet oder

Digitized by Google

schreiet ohn Unterlaß: Grill, Grill", wo also eine ähnliche Auffassung obwaltet. Das der fremden 'Grille' entsprechende, den Ton des Tieres wiedergebende deutsche Wort wäre 'die Zirpe' (auch 'Zirke', 'Zirse' 'Schirke', 'Schirpe' u. ä.), das aber, ebenso wie das dazu gehörige tonmalende Verbum 'zirpen', 'zirken', erst spät im Neuhochdeutschen entstanden und fast nur mundartlich im Gebrauch ist. Ein rein deutsches Wort endlich, das aber mit dem Laut des Tieres nichts zu tun hat, ist auch 'das Heimchen' (niederdeutsch: hêmeke, hêmke, heimke), neben dem in älterer Sprache, bis ins 18. Jahrhundert hinein, noch sich findet 'der (die) Heime' (mhd. der heime, ahd. heimo):

„Es zirpten Grillen und Heimen,
Von grünen Sträuchern und Bäumen
Floß Abendkühlung herab".

(Hölty).

'Heimchen' wird im weiteren Sinne zwar auch von den Feld- und Baumgrillen gebraucht — „alles ist so still, daß ich die Frösche in dem Rhein, die Heimchen auf der Wiese höre singen", heißt es bei Arnim in der 'Schaubühne' — im engeren Sinne bezeichnet es aber nur die Hausgrille (grillus domesticus), wie das schon sein Name besagt. Denn 'Heimchen' ist von 'Heim' = 'Haus' herzuleiten und bezeichnet in seiner Diminutivbildung das Tierchen als kleinen oder lieben Hausgast. Gustav Freytag in der 'Verlorenen Handschrift' gebraucht das Wort aus feinem Sprachverständnis heraus einmal geradezu im Sinne eines freundlichen Hausgeistes. Und als solchen hat ja bekanntlich auch Boz-Dickens in seinem schönen Hausmärchen 'Das Heimchen am Herde' das Tierchen poetisch verklärt. In den Tagen der Voß, Hölty, Matthison ein Lieblingswort, hat das 'Heimchen' seitdem der ursprünglich uns fremden 'Grille' mehr und mehr das Feld räumen müssen, in Dichtung und Prosa, und fängt an, etwas Altväterliches zu bekommen und an die Zeit zu erinnern, „wo der Großvater die Großmutter nahm", was zu bedauern ist. Das Wort hat für unser Empfinden etwas Trauliches und Einschmeichelndes, wie überhaupt das Wort 'Heim' selbst und alles, was daran erinnert: Heimat, Heimweh und heimelich, eine ganz eigene Gefühlsatmosphäre um sich verbreitet, die des tief und innig Vertrauten und darum Lieben, des still 'Anheimelnden'. Aber freilich, auch die Wörter haben ihre Geschicke und sind der launischen Mode unterworfen.

Und damit wollen wir unseren Spaziergang beenden, zu dem uns die „dämliche Stadtmamsell" veranlaßt hat. Sie wird uns dankbar sein, daß wir ihren Ruf gerettet, und wir sind es ihr, weil wir manches auf diesem Gange gesehen und erfahren haben.

Digitized by Google

Die Schöpfung der Sprache.

Von **Franz Kern** in Weserlingen.

Wer das Buch „Die Schöpfung der Sprache" von Meyer-Rinteln aufmerksam durchgelesen hat, den wird das Gegenreferat in Nr. 9 des 20. Jahrg. d. Ztschr. befremdet haben. Meyer schreibt ausdrücklich in seinem Vorworte: „(Das Buch) macht . . . nicht den Anspruch, schon in allen Einzelheiten das Richtige getroffen zu haben. Es will innerlich genommen werden. Im ganzen, im großen Wahrheit, im einzelnen, im kleinen noch Irrtum, das wird hoffentlich das Urteil sein, zu dem auch der Leser gekommen ist, wenn er dieses Buch mit innerem Nachdenken bis zur letzten Seite durchgearbeitet hat. Man stoße sich also nicht an dem einen oder dem anderen Beispiel . . . man nehme es heraus und setze ein besseres dafür ein, wie sie zu Hunderten zu haben sein werden für jeden, dem der Stoff besser und leichter zugänglich ist, als er es mir bisher gewesen ist." Herr Stürmer beschränkt sich aber darauf, sich an einzelnen Beispielen zu stoßen; einmal läßt er sich ja auf eine kleine Erörterung ein, nämlich über die Ursache der Metathesis; im übrigen ist ihm die Hauptsache, das Wertvollste von Meyers Arbeit vollständig entgangen. Es wäre bedauerlich, wenn künftig Meyers Werk totgeschwiegen würde. Darum halte ich es für angebracht, noch einmal kurz auf das hinzuweisen, was Meyer mit seinem Buche will.

Meyer ist durchaus kein „jemand", „der die bisherigen Resultate der Wissenschaft genial ignoriert". Er sagt darüber S. 14: „. . . aber ebensogut wissen wir auch, daß es zur richtigen Beurteilung der wirklich vorliegenden Tatsachen immer der genauesten Kenntnis ihrer historischen Entwickelung bedarf, und nur durch die Vereinigung von historischer und philosophischer Betrachtung, von denen die letzte uns in der einzelnen historischen Tatsache immer das Ganze zu sehen heißt, sind wir zu unserem Ergebnis gelangt . . ."

Für eine philosophische Betrachtungsweise der Sprache kämpft Meyer, deshalb sind aber die Sprachhistoriker nicht seine Feinde, sondern sie sind seine Mitarbeiter, genau wie es z. B. auf den Gebieten der Natur- und Geschichtswissenschaft Philosophen und Spezialforscher gibt.

In einer Hinsicht sucht er allerdings die etymologische Forschung zu reformieren: nicht die äußere Form soll der Maßstab sein für die Beurteilung von Zusammenhängen in der Sprache, sondern nach tieferen, im Wesen der Sache liegenden Gründen soll gesucht werden. Wie bisher zuweilen verfahren wurde, zeigt die Zusammenstellung von mare mit mors; die

Digitized by Google

äußere Form hat diese Verbindung veranlaßt, und nun wird in gesuchtester Weise auch der innere Zusammenhang begründet. Das Hängen an der Form führt manchen Philologen zu einer gewissen Engherzigkeit, die unter Umständen z. B. prähistorische Forschungen erschwert, während die Sprachwissenschaft doch sonst jene Forschungen gefördert hat. Daß die Sprach*form* nicht den Ausschlag geben kann, hat doch längst z. B. der Mangel einer einheitlichen indogermanischen Form für „Sohn" gezeigt. Daraus hätte man bekanntlich schließen müssen, daß die Indogermanen noch keine Söhne gehabt hätten. Andererseits beweist ja auch der Sprachhistoriker, daß z. B. „louer = loben" und „louer = vermieten" trotz der äußeren Übereinstimmung nicht zusammengehören.

Herrn St. möchte ich in bezug auf die Beispiele, die er ausgewählt hat — unter den vielen anderen, die in Meyers Buche angeführt sind —, auf das hinweisen, was er übersehen oder mißverstanden hat. Meyers Forschungsgebiet ist die menschliche Sprache, deren letzten einheitlichen Bau er sucht. Da er natürlich nicht die Sprache aller Menschen beherrschen kann, forscht er auf dem Teil der menschlichen Sprache, der ihm zugänglich ist; das ist zufällig das Gebiet indogermanischer Sprachen. Innerhalb von diesem Teile der Sprache fällt ihm z. B. auf, daß es für denselben Begriff zwei Wörter gibt: pot und Topf. Daß pot „nach Kluge keltischen Ursprungs" sein soll, bestärkt nur die Tatsache, daß in einer großen Sprachfamilie die genannten Formen mit gleichem Inhalte nebeneinander stehen. Wenn nun derartige Beispiele in einem Teile der Sprache auffällig oft zu finden sind, so darf der Beobachter jenes Einzelfalles doch wohl das Gesetz aufstellen: Innerhalb der indogermanischen Sprachfamilie bestehen für dieselbe Idee sehr oft mehrere Wurzeln, die alle dieselben Konsonanten nur in verschiedener Anordnung enthalten. Auf die gleiche Weise entstehen dann auch die anderen Gesetze.

Die Etymologie, wie Meyer sie sich denkt, stellt also die Wortgebilde nicht zusammen nach der gleichen äußeren Form, sondern nach der gemeinsamen Idee ihrer Wurzeln. Das Einheitliche einer großen Wortfamilie ist daher der allgemeine Begriff, der allen zugrunde liegt, und „im Aufsteigen zum Generellen haben wir also den Weg zum Verständnis und zur Erklärung sämtlicher Individuen der Sprache, darin besteht die ganze Etymologie". „. . . Dieses Generelle . . . ist das psychische Lebensprinzip der Sprache und darum für alle Fragen der Etymologie das oberste Gesetz." Die Etymologie hat aber bisher nicht genug berücksichtigt, daß der Sprache jede spezielle Begriffsbezeichnung durchaus fremd ist; erst allmählich, nachdem sich mannigfaltige Wurzelformen gebildet haben — nach *physischen* Gesetzen —, werden individuelle Begriffsbezeichnungen damit verbunden.

Digitized by Google

Solch ein genereller Begriff ist z. B. „Erde", der den Formen terra und tellus zugrunde liegt. Bei einer Untersuchung nach Meyers Methode müssen wir uns alle individuellen Bestimmungen, die eine lange Tradition in ein Wortgebilde hineingelegt hat und die wir von Jugend an damit verbinden, hinwegdenken, um den generellen Begriff zu gewinnen. Das Endergebnis einer solchen Untersuchung wird allerdings vorläufig selten eine — also die — Wurzel sein, sondern meist ergeben sich mehrere Wurzeln mit derselben Grundbedeutung. Wenn also die Wissenschaft alle Wurzeln erforscht haben wird, dann hat sie eine neue Frage zu beantworten, nämlich: „Welche Wurzel ist die ursprünglichste?" [Beispiel zu einer Untersuchung: Begriff „alles, was fließt" (dazu mhd. fliezen = schwimmen!), hierher gehören Wortformen wie: fließen, flôz, Flotte, flott, Fisch, Schiff.] [Ein Beispiel dafür, daß zwei ursprünglich gleichwertige Formen zu spezielleren Begriffsbezeichnungen wurden, haben wir aus neuerer Zeit in „fett" und „feist".]

Herr St. wirft vor allem Meyer vor, daß die Vokale unberücksichtigt bleiben. Dabei hat aber doch Meyer auf S. 6—20 nachgewiesen, daß die Wurzel von Haus aus jeder vokalischen Differenzierung fähig ist. Der Ablaut, — den Meyer „in kurzer und oberflächlicher Weise in wenigen Zeilen behandelt" —, ist eine „Verbindung vokalischer Erscheinungsformen der Wurzel durchaus sekundärer geschichtlicher Natur", eine Auswahl von den ursprünglich mit schrankenloser Freiheit gebildeten Formen. Solch eine Auswahl und Bindung nimmt die einzelne Sprachgenossenschaft vor. Hierher gehören also die germanischen Ablautreihen. Bei einer Untersuchung, die sich auf die Sprache, nicht auf Sprachen erstreckt, ist solch eine Bindung von Formen nicht allgemeingültig.

Große Freiheit herrscht auch heute noch im Gebrauche der Vokale — beim Volke, und wie das Volk spricht, das sollte mancher Sprachgelehrte doch recht eifrig beobachten. Wie Luther muß er „dem gemeinen Manne auf der Gasse aufs Maul schauen". Statt dessen läßt sich aber gar mancher von seinen Geistesfreuden „von Buch zu Buch, von Blatt zu Blatt" tragen. Ich finde solche Widerlegungen und Beweise recht sonderbar, die da lauten: „Das von Meyer dazu (zu lieben!) gestellte Wort buolen wird von Kluge ganz anders erklärt" usw. Verfasser von Wörterbüchern können doch auch irren, und der bloße Hinweis auf Bücher, die bisher maßgebend waren, genügt doch nicht, neue Theorien zu entkräften. Die Menschen, die die Wörter veränderten, waren keine Philologen; sie wußten nichts von Suffix und Präfix, und es können sehr wohl Lautvertauschungen vorkommen, über die der Gelehrte schier unwillig wird. „Was für andere meist nur den Wert eines äußerlichen spaßhaften Erlebnisses hat, daraus er-

Digitized by Google

kennt er (der Forscher!) oft mit innerer Freude, daß er bei seiner stillen Arbeit am Studiertisch auch wirklich die Wege der Natur nachgewandelt ist."

Wie verändert z. B. das Volk den Namen jener Krankheit „Influenza": Infalenzia, Infulenzia, Impfalenzia hört man neben dem „großstädtischen" „Flenze". Das Volk liest und hört den Namen doch oft genug richtig, und doch spricht es ihn immer wieder nach seiner Art. Solche Veränderungen scheint das Volk lieber zu haben als das ursprüngliche Wort, und es bleibt hartnäckig dabei. Ein Arzt in meiner Heimat machte eine — durchaus geweckte — Arbeiterfrau darauf aufmerksam, daß es nicht „Pariser Pflaster", sondern „poröses Pflaster" heiße. Aber die Frau blieb bei ihrer Aussprache mit den Worten: „Sie wissen ja doch, was ich meine!" Sonderbar ist es ja auch, daß die Leute Urform und Verdrehung verstehen. In einem Stift ergötzten sich die Damen öfter daran, wie der Gärtner dabei blieb, die Skabiose „Kabsója" zu nennen.

Es sind also wohl keine Ausnahmen, daß naive Hörer die Laute eines zum erstenmal gehörten Wortes umstellen beim Nachsprechen und sie fernerhin so gebrauchen. Die seltsamsten Ursachen können überdies bewirkt haben, daß eine veränderte Wurzel nicht berichtigt, wohl aber verbreitet wurde. Man spricht doch z. B. von „Hühneraugen" nicht mit Vorliebe und alle Tage; ein Wanderer kann also sehr leicht das unverstandene und einmal gehörte „hürn-ouge" als „Hühnerauge" „eingeschleppt" haben. Oder mit dem neuerfundenen Gefäße, das seine ersten Verfertiger „pot" nannten, wanderte bei einem anderen Stamme der veränderte Name „top" mit ein.

Bei diesem Worte möchte ich erwähnen, daß ich ein kleines Kind das mundartliche „Topp" habe als „Pott" nachsprechen hören. Soweit es sich um Dinge handelt, die über die niederen Bedürfnisse hinausgehen, kann man die Menschen der Urzeit vielleicht mit unseren Kindern vergleichen, wie sich aus der Weltanschauung der Märchen und Sagen vermuten läßt. Die Aufnahme von Gebilden der artikulierten Sprache ist jedenfalls für Kinder und Urzeitmenschen gleichschwer zu denken; daher läßt sich vermuten, daß die richtige Aufnahme von neuen Wortgebilden bei einmaligem Hören in der Urzeit gerade nicht immer stattgefunden hat. Herr St. nimmt allerdings an, die Menschen der Urzeit hätten ein schärferes Gehör und ein besseres Gedächtnis gehabt als wir Kulturmenschen, deren Gedächtnis „durch die Unmasse des zu Behaltenden gleichsam ermüdet ist". Unsere Ahnen mögen im Kampfe ums Dasein noch schärfer gehört haben als die Helden der Indianergeschichten; damit ist aber noch längst nicht gesagt, daß sie Lautverbindungen von der Art unserer Wörter so scharf auffaßten wie wir, geschweige noch schärfer hörten, genau wie ungebildete Leute mit scharfen

Digitized by Google

Augen doch das nicht sehen, was der Gebildete oder der Künstler sieht. (Und ob das gesunde Gedächtnis durch regen Gebrauch schwächer wird, fragt sich; man vergleicht es ja zuweilen mit einem Magneten.) Es läßt sich natürlich schwer entscheiden, welche Auffassung richtig ist; es handelt sich nur um persönliche Annahmen. Aber das ist doch klar: die Menschen, die Umstellung und Vertauschung von Lauten vornehmen, sind ja gar nicht die, die mit der Unmasse des zu Behaltenden belastet sind, sondern gerade die ungebildeten Menschen.

Auf die Flußnamen ist Herr St. nicht eingegangen; es wird ihm auch schwer werden, gerade an der Hand dieser Beispiele Meyers Theorie anzufechten. Auch die letzten Kapitel werden einfach als wertlos hingestellt.

Dabei ersieht man gerade aus diesen Kapiteln, welches Endziel Meyer verfolgt: er will auch auf sprachlichem Gebiete nach dem suchen, was uns andere Wissenschaften in ihrer Art gezeigt haben: die Einheit und Einfachheit der Natur bei aller Mannigfaltigkeit der Erscheinungen. Die Sprachwissenschaft soll nicht mehr ein Fach sein, das ein bekannter Naturforscher mit einem Schwamme vergleichen darf, aus dem der Philolog mühsam einige spärliche Tröpfchen herauspreßt, da der Schwamm fast vertrocknet ist. Auch die Sprachwissenschaft soll den Drang des Philosophen befriedigen können, und dazu will Meyer an seinem Teile beitragen. Er maßt sich durchaus nicht an, volles Licht in das Dunkel der Sprache gebracht zu haben; im Gegenteil! Er weist darauf hin (S. 243), daß die Lösung einer Frage genau wie anderwärts eine ganze Reihe neuer Fragen bedeutet, z. B. die Frage nach der Urgestalt der Wurzeln und die Frage, ob die Gesetze der indogermanischen Sprachen für die Sprache aller Menschen gelten, bleiben zu beantworten. Möge die Sache, die Meyer angeregt hat, bald recht viele Freunde finden!

Die ägyptische Quelle des Schillerschen Gedichtes „Das verschleierte Bild zu Sais".

Von Prof. Dr. **G. Zart** in Königsberg i. Pr.

Nur für ganz wenige unter den großen Genien aller Zeiten hat sich das Epitheton „erhaben" in der Weise allgemein eingebürgert, daß der Gesamtcharakter ihrer Schöpfungen wie mit einem allgemein gültigen Stempel dadurch gekennzeichnet wird. So viel Erhabenes auch bei Denkern, Dichtern und Künstlern verschiedener Epochen und Länder in einzelnen ihrer Produktionen zur Wirkung kommt, — es sind doch nur wenige, für welche wie für Plato, Äschylus oder für Michelangelo, für Cornelius gerade das

Digitized by Google

Erhabene als das passende Wort allgemeinen Eingang gefunden hat, um den Kern ihres ganzen Waltens und Schaffens zu kennzeichnen. Zu diesen wenigen vorzugsweise erhaben genannten Geistern wird in der Philosophie neuer Zeit nach Spinoza niemand unbestrittener gezählt als Kant und in der Musik niemand einstimmiger als Beethoven. Ja diesen Meister hat das Element des Erhabenen in so stetig gesteigerter Entwickelung beherrscht und durchdrungen, daß man die Kompositionen seiner letzten Lebensjahre schlechthin als „die sublimen" zusammenbenennt, — das Fremdwort scheint gleichzeitig darauf hinzudeuten, daß die so benannten Werke sich dem Horizonte allgemeiner Auffassung bereits zu entziehen beginnen.

Nun sind aber die Stoffe und die Formen, in welchen Beethoven und Kant ihre Eigenart ausgeprägt haben, von so äußerst heterogener Beschaffenheit, und Beanlagung und Gemütsart, Lebensinteressen und Lebensführung sind bei beiden Männern so grundverschieden gerichtet und entwickelt, daß man kaum erwarten sollte, irgendwo einen Punkt zu finden, welcher auf Sterne von so weit auseinandergehenden Bahnen die gleiche Anziehungskraft üben konnte. Um so überraschender war es mir, zu bemerken, daß Beethoven und Kant durch dieselben Worte in ganz besonderer Stärke sind ergriffen worden. Von Beethoven erzählt sein Freund und Biograph Schindler (Biographie von Beethoven. Münster, 1840, Aschendorff, S. 250): „Er hatte zwei Aufschriften von einem Isis-Tempel eigenhändig abgeschrieben, in Rahmen fassen lassen, und sie lange Jahre vor sich auf einem Schreibtisch stehen. Sie lauten: „I. Ich bin, was da ist. Ich bin alles, was ist, was war, und sein wird, kein sterblicher Mensch hat meinen Schleier aufgehoben." „II. Er ist einzig von ihm selbst, und diesem Einzigen sind alle Dinge ihr Dasein schuldig."[1]) Immanuel Kant kommt in seinen Schriften wiederholt auf das erstere der beiden von Beethoven erwähnten Worte zu sprechen. Gemeint ist die Inschrift eines Tempels in Ägypten, die den späteren Griechen und Römern vom Hörensagen wohl bekannt gewesen sein muß.

Kant sagt in der Kritik der Urteilskraft da, wo er den Begriff des Genialen entwickelt: Vielleicht ist nie etwas Erhabeneres gesagt oder ein Gedanke erhabener ausgedrückt worden als in jener Aufschrift über dem Tempel der Isis (der Mutter Natur): Ich bin alles, was da ist, was da war und was da sein wird, und meinen Schleier hat kein Sterblicher aufgedeckt. Sagner benutzte diese Idee durch eine sinnreiche, seiner Naturlehre vorgesetzte Vignette, um seinen Lehrling, den er in diesen Tempel zu führen bereit war, vorher mit dem heiligen Schauer zu erfüllen, der

1) Zitat aus W. Tobias, Grenzen der Philosophie.

Digitized by Google

das Gemüt zu feierlicher Aufmerksamkeit stimmen soll. (Kr. d. U. S. 180 der Kirchmannschen Ausg. Anm.)

Überliefert war die Nachricht von einem Tempel der Isis in Saïs (Unterägypten) und dessen Inschrift von Plutarch, der in seiner Schrift De Iside et Osiride, Kapitel 9 folgendes schreibt: *Τὸ δ'ἐν Σάει τῆς Ἀθηνᾶς, ἣν καὶ Ἶσιν νομίζουσιν, ἔδος ἐπιγραφὴν εἶχε τοιαύτην, Ἐγώ εἰμι πᾶν τὸ γεγονὸς, καὶ ὂν, καὶ ἐσόμενον καὶ τὸν ἐμὸν πέπλον οὐδεὶς πω θνητὸς ἀνεκάλυψεν.* Quod Sai est Minervae, quam eandem atque Isidem arbitrantur, fanum, hanc habebat inscriptionem: Ego sum omne quod exstitit, est, et erit: meumque peplum nemo adhuc mortalium detexit. Die Überlieferung lautete bestimmt genug und wurde durch eine zwar abweichende, aber doch nicht grundverschiedene Stelle eines griechischen Kommentars zu Platon gestützt. Proclus sagt in seinem Kommentar zum platonischen Timäus (p. 30 D ed. Basil.; p. 69 ed. C. E. Chr. Schneider Vratislav. 1847): *Ὅτι δὲ ἄνωθεν ἡ ἐπικράτεια τῆς θεοῦ ταύτης διατείνει μέχρι τῶν ἐσχάτων, δηλοῦσιν Ἕλληνες μὲν ἀπὸ τῆς κορυφῆς τοῦ Διὸς αὐτὴν γεννᾶσθαι λέγοντες, Αἰγύπτιοι δὲ ἱστοροῦντες ἐν τῷ ἀδύτῳ τῆς θεοῦ προγεγραμμένον εἶναι τὸ ἐπίγραμμα τοῦτο· Τὰ ὄντα καὶ τὰ ἐσόμενα καὶ τὰ γεγονότα ἐγώ εἰμι, τὸν ἐμὸν χιτῶνα οὐδεὶς ἀπεκάλυψεν· ὃν ἐγὼ καρπὸν ἔτεκον, ἥλιος ἐγένετο. δημιουργική τις οὖν ἡ θεὸς καὶ ἀφανὴς ἅμα καὶ ἐμφανὴς ἐν οὐρανῷ τε λῆξιν ἔχουσα καὶ τὴν γένεσιν καταλάμπουσα τοῖς εἴδεσι.* Besonders diese Fassung der Inschrift nähert sich den altägyptischen Mythen: es fehlen die Zusätze *πᾶν* (alles) und *θνητὸς* (Sterblicher), und es tritt der neue Gedanke hinzu: die Frucht, die ich gebar — als Mutter, hat die Sonne — als Vater — erzeugt.

Allerdings ist eine wörtlich gleichlautende Inschrift in Ägypten noch nicht gefunden. Aber eine ganze Reihe von Inschriften, die Heinrich Brugsch gesammelt hat (Thesaurus inscript. aegypt. p. 636 sq. 682 sq.), redet von der Göttin Neït oder Nit zu Saïs, — welche die Griechen Isis nannten, — als einer „Mutter der Mütter", also als einer Urgöttin, und die griechische Überlieferung enthält nichts, was nicht auch in einer echt ägyptischen Inschrift gestanden haben könnte. Das „nicht hochgehobene Gewand" dürfte aus einem der Ausdrücke für „verborgen", „geheimnisvoll" ungeschickt übersetzt sein.

Diese Neït heißt in den alten Inschriften Mutter der Mütter, die Seiende nämlich, welche von Anfang an „gewesen ist" (mut mut, choper em hat) und in einer anderen Inschrift „Die Mutter der Morgensonne (Rā), die Schöpferin der Abendsonne (Atum), welche gewesen ist, als nichts war, und erschaffen hat das, was nach ihr war." Auf der berühmten Statue im Vatikan heißt dieselbe Göttin „Nit, die Alte, die

Digitized by Google

Mutter (durch den Geier bezeichnet), welche gebar den Lichtgott Rā, die zuerst gebar, als nichts war, das gebar".

An einer der inneren Wände des Tempels von Esne (Latopolis der griechischen Geographen) fand Brugsch die nachstehende auf die Göttin Nit bezügliche Inschrift: „Nit, die Alte, die Gottesmutter, die Herrin von Esne, der Vater der Väter, die Mutter der Mütter, das ist der Käfer und der Geier, das Seiende als Anfang." Die Bezeichnungen Käfer und Geier sind für uns Abendländer seltsam genug, aber bei den dem Tierdienst völlig ergebenen Ägyptern wohl begreiflich; die erstere (Käfer) soll die Vaterschaft, die letztere (Geier) soll die Mutterschaft bezeichnen.

Ein großes, ansehnliches Fest der saïtischen Neït, vielleicht das größte im Jahreslaufe, ward nach den Kalenderinschriften am Tage des 2. oder des sichtbaren Neumondes in Pharmuti gefeiert, und der 21. desselben Monats als äußerstes Grenzdatum festgestellt. An dem erwähnten Neumonde, zwischen dem 16. Februar und dem 7. März julianischen oder nach dem alexandrinischen Ansatz zwischen dem 28. März und dem 16. April, wurde die Geburt der Frühlingssonne unter ihrem gewöhnlichsten Namen als Gott Harsiesis gefeiert, wobei Neït-Isis als „die Mutter des Gottes" festlich begrüßt wurde.

Auch die oberägyptische Landschaft besaß ihre Neït und ihr Saïs, denn im Süden der Thebaïs auf der Westseite des Stromes waren ihr neben ihrem göttlichen Eheherrn Chnum-Chnubis die Tempel und Kapellen von Sni-Latopolis (heute Esne) geweiht und die Stadt wies durch ihren heiligen Namen „Haus der Neïth im Lande des Südens" und durch ihre nicht seltene Bezeichnung: „Saïs im Lande des Südens" genugsam auf ihren Zusammenhang mit der unterägyptischen Saïs hin. Die Lokalgöttin von Latopolis hieß wie ihr Urbild in dem Deltagebiete: „Neïth, die Große, die Gottesmutter" nur mit dem Zusatze: „die Herrin des latopolitischen Landes". Ihr Name, bisweilen nach griechischer Weise mit den Buchstabenzeichen für N, T und H geschrieben, wird mit anderen Lokalbezeichnungen der Göttin der südlichen Stadt Saïs zusammengestellt; denn sie erscheint bald als Neïth, bald als Göttin Nebunt, Menhit, Sochit und Tafnut, als letztere infolge ihrer Vermählung mit dem widderköpfigen Chnum von Latopolis, einer Lokalgestalt des Sonnengottes Schu-Sös, des Gemahles seiner eigenen Schwester Tafnut und andererseits wieder des Sohnes der Neïth-Menhit. Ihre Bilder mit grüngefärbtem Löwenkopfe beruhten auf der angegebenen Gleichstellung mit der löwenhäuptigen Tafnut.

Möglich ist, daß in Saïs eine besonders fratzenhafte Tierform mit dem menschenartigen Rumpf im Allerheiligsten verbunden war und ein hochgemuter, hochstrebender Jüngling durch den abstoßenden Anblick heftig

Digitized by Google

wenn auch nicht zu Tode, erschrak. Möglich ist aber auch, daß aus der Idee die Erzählung entsprang. Der poetische Ausdruck „hat das Gewand gehoben" forderte dazu auf, eine Erzählung zu erdichten. Jedenfalls ist klar, daß die Idee einer Mutter der Mütter leicht umgedeutet werden konnte und als Natur oder Wahrheit oder Gottheit dem Jahrhundert der Aufklärung höchst willkommen sein mußte. So finden wir denn bei den Naturforschern die Deutung auf Erkenntnis der Natur. Und noch im 19. Jahrhundert erschienen naturwissenschaftliche Bücher mit entsprechenden Abbildungen, z. B. ein Atlas der Anatomie mit dem Titelbilde eines antik gekleideten Jünglings und eines von einem Vorhang halbverdeckten menschlichen Skeletts. Jean Paul sagt: Die beste Art, Gott zu denken, ist nicht, den Schleier auf seinem Thron wegzuziehen, sondern die unzähligen Stufen darauf fortzusteigen. Schiller wiederum, ein Schüler Kants, gab der Lehre dieses größten Weltweisen Ausdruck, daß es dem menschlichen Geiste versagt sei, die Gegenstände in Welt und Gottheit so zu erkennen, wie sie an sich sind. Dies nennt Schiller: von Angesicht schauen. Wagt aber dennoch der kühne Geist das Unmögliche, vor dem er gewarnt ist, so erscheint das als Schuld, und er erlahmt.

Also nicht allein der Meister der erhabenen Tonkunst (Beethoven) und der größte philosophische Zergliederer des Erhabenen (Kant), sondern auch der größte deutsche Dichter des Erhabenen haben die heidnische Tempelinschrift als Ausdruck des Erhabenen zu schätzen gewußt.

Sprechzimmer.

1.

Uhlands „Schenk von Limburg".

In den „Württembergischen Vierteljahrsheften für Landesgeschichte" (Neue Folge, XV. Jahrg. 1906, Heft III) veröffentlicht Professor Dr. Fehleisen eine interessante Untersuchung über die Entstehungsgeschichte von Uhlands „Schenk von Limpurg". Zwar sind wir im allgemeinen durch den Dichter selbst darüber unterrichtet; denn in seinem Tagebuch lautet ein Eintrag vom 28. September 1816: „Vormittags die Ballade: Der Schenk von Limpurg großenteils ausgeführt. Abends zu Hause, wegen Geldnot, die Ballade beendigt"; und unterm 29. (Sonntag) heißt es: „Die Ballade achtzeilig bearbeitet". Ferner schreibt Uhland in einem Briefe an Alexander Kaufmann vom 18. August 1849 (vgl. Herrigs Archiv, Bd. 35, S. 476f.): „Auch der Schenk von Limpurg hat keinen bestimmten Sagengrund und ist veranlaßt durch eine Figur in der Kirche zu Gaildorf und die Deutung derselben aus der Phantasie meines Freundes J. Kerner". Allein an einer völligen Aufklärung über diese „Figur" fehlte es bisher, und erst Fehleisen hat sie nach sorgfältigster Untersuchung

Digitized by Google

gegeben. Zunächst stellt er fest, daß Eichholtz (Quellenstudien zu Uhlands Balladen 1879, S. 89) im Irrtum ist, wenn er behauptet, die erwähnte Kirche sei 1868 bis auf den Grund niedergebrannt und jede weitere Nachforschung darum abgeschnitten. Diese hat Fehleisen im November und Dezember 1905 an Ort und Stelle vorgenommen und dann durch Augenzeugen, die die Kirche vor dem Brande von 1868 gekannt haben, sowie unter Benutzung des zwischen Uhland und Kerner gepflogenen Briefwechsels und vor allem einer im Jahre 1860 veröffentlichten Abhandlung des 1886 verstorbenen Oberrentamtmanns Mauch in Gaildorf überzeugend nachgewiesen, daß es sich bei jener Figur um das Denkmal des Schenken Ludwig Georg von Limpurg handelte, der 1571 geboren und schon 1592 gestorben ist. Mauch sagt darüber: „Endlich findet sich noch ein Monument im Schiff der Kirche über der auf der nördlichen Seite angebrachten Türe nach dem sogenannten Pfarrgäßchen, nämlich das Denkmal des im jugendlichen Alter verstorbenen Schenken Georg Ludwigs von Limpurg, eines Sohnes Christoph III., das ihm seine Brüder Albrecht und Karl, wie es in der Aufschrift heißt, „amoris et memoriae ergo" an dieser Stelle setzen ließen. Derselbe ist, der Fröbelschen Chronik zufolge, neben seinem Bruder Albrecht unter Caspar von Schönberg, Obristen Feldmarschalkh uf des Königs Heinrici III. Navarraci Seiten in Frankreich gezogen, allwo er Fendrich gewesen und darinnen gestorben zu Gisoris (Gisoirs) den 14. May alten Kalenders, so damalen der heilige Pfingsttag war, anno 1592, seines Alters 21 jar. Auf dem Denkmal ist er in einer Größe von zirka 7', frei auf einer Konsole stehend, dargestellt, im Harnisch, das Schwert zur Seite, mit umhängender Schärpe und einer Fahne in der Hand. Rechts und links ihm zur Seite auf Pilastern, die an der Rückwand stehen, sind die Wappen seiner Ahnen, und zwar von der väterlichen Seite: Limpurg, Laiter (Scala), Werdenberg und Lainingen, von der mütterlichen Seite: ebenfalls Limpurg, Rheingräflich, Wied und Isenburg. Oben findet sich die Aufschrift: Generoso et illustri D. D. Ludovico Georgio Baroni Limpurgio sacri rom. imperii pincernae haereditario semper libero, pie inter ardentes preces in Gisoirs picardiae oppido cum arma tractaret Gallica signifer multis heroica(e) virtutis editis facinoribus calculi doloribus extincto ibique sepulto Anno Christi 1592 14. May aetatis sue anno 21. Monumentum hoc amoris et memoriae ergo Albertus et Carolus fratr. p. p. und unten: Beati mortui qui in domino moriuntur, requiescant a laboribus suis etc. Apocal. XIIII."

Das ist also nach dem bestimmten Zeugnis Mauchs die „Figur", von der Uhland in seinem Briefe an Alexander Kaufmann spricht. Wenn dann Uhland und Kerner in ihren Briefen den Schenken als „Steckengrafen" oder „Stänglesgrafen" bezeichnen, so gibt Fehleisen auch darüber die nötige Aufklärung. Die Fahne war 5 m über dem Fußboden der Kirche nach hinten gegen die Wand angebracht. Infolgedessen haben die beiden Freunde nur die Fahnen*stange* gesehen und sie wirklich für einen Stecken, eine Stange oder einen Spieß gehalten. Und auch die Deutung der Figur aus der Phantasie

Digitized by Google

Kerners, wie Uhland schreibt, wird jetzt klar. Schon Eichholtz hat mit Recht gemeint, die Limpurger seien nach der Überlieferung ein waldliebendes und jagdfreudiges Geschlecht wie die Tübinger gewesen, was durch eine Stelle aus der Zimmerschen Chronik (Bd. III, S. 139) noch ausdrücklich bestätigt wird, auf die Fehleisen aufmerksam gemacht wurde. Diese Stelle lautet: „Sein (Schenk Albrechts) anderer Bruder, Schenk Erasmus, war ein stiller, eingeborgener Herr und ein gueter Waidmann, welches den Schenken von Limpurg gemainlich angeporn". Endlich hat Eichholtz auch die Frage richtig gelöst, wie Uhland dazu kam, in freiwaltender dichterischer Phantasie den Grafen im Walde dem Hohenstaufenkaiser begegnen und diesen ihn mit List zum Schenken des Reiches machen zu lassen. Er führt aus der ältesten italienischen Novellensammlung, die unter dem Titel „le cento novelle antiche" erschienen ist, eine Erzählung an, die der Darstellung Uhlands im wesentlichen entspricht.

So können wir Fehleisen durchaus zustimmen, wenn er seine dankenswerte Untersuchung mit den Worten schließt: „So wird man wohl sagen können, daß der Anlaß zu der Schaffung des schönen Gedichts, wie auch die Art seiner Gestaltung nunmehr beide aufgeklärt sind. Auch hier hat sich wieder gezeigt, daß Uhlands eigene Angaben (siehe den Brief an Alexander Kaufmann) unbedingt zuverlässig sind. Unstreitig gehört der „Schenk von Limpurg" zu seinen populärsten Gedichten." Und wir freuen uns zugleich von Fehleisen zu hören, daß auf der in der letzten Zeit wiederhergestellten alten, über der früheren Reichsstadt Hall ragenden Schenkenfeste, auf dem Burgplateau, die Schlußworte der Ballade angebracht sind und ihnen gegenüber eine Linde steht, die den Namen „Uhland-Linde" trägt zum dauernden Andenken an den Dichter des „Schenken von Limpurg".

Remscheid. **Richard Eickhoff.**

2.

Zur Erklärung des Namens Scharnhorst.

Unter meinen vierzig Untertertianern, die ich dies Jahr hatte, waren über ein Viertel gutbegabte Schüler. Es herrschte daher in der Klasse ein reges Leben. Denn die Jungen beschränkten sich erfreulicherweise nicht darauf, nur zu hören, sondern taten zu meiner großen Freude selbständige Fragen. So fragte mich eines Tages bei passender Gelegenheit einer, was der Name Scharnhorst bedeute. Ich hatte nie daran gedacht und konnte ohne weiteres keine Auskunft geben, sagte natürlich dem Jungen sofort, der Familienname Scharnhorst gehe zurück auf einen von den vielen Ortsnamen Scharnhorst, von denen z. B. einer unweit Celle liege. Es gäbe ja eine ganze Menge Ortsnamen auf -horst, z. B. Eichhorst, Buchhorst, -Steinhorst, Aarhorst, Falkenhorst, Habichtshorst. Der zweite Teil in Scharnhorst sei also ohne weiteres verständlich, was aber der erste Teil darin bedeute, wisse ich nicht, wolle mich aber danach erkundigen. Meine Fragen bei den Kollegen, mein Nachsehn in den Wörterbüchern führte zu keinem Ergebnis. Durch eigene Überlegung aber glaube ich dazu gekommen zu sein. Es sind meist Baum-

Digitized by Google

oder Vogelarten, die mit horst zusammengesetzt sind. Was bedeutet nun Scharn? Dies ist ein anderer Name für die Elster, die nordwestlich von Braunschweig auf dem Lande stets Schare oder nach ihrem Rufe Schickschackschare genannt wird. Ich glaube daher, Scharnhorst bedeutet Elsternhorst.

Braunschweig. **Otto Schütte.**

3.

„Eisenklar wie ein Haar"

(Zeitschr. XIX. S. 599, XX. S. 795).

Schon im Jahre 1899 hat Robert Petsch, jetzt Professor an der Universität Heidelberg, in der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde IX. S. 279 gebeten, ihm Material zu den vielen und verschiedenartig entstellten Fassungen dieses Liedes aus allen Teilen Deutschlands zukommen zu lassen, dessen fast unübersehbare Literatur hier nicht aufgeführt werden kann.

Wenn schon die Zeitschrift für Volkskunde nicht den Raum dazu bietet, dann darf wohl die Zeitschrift für den deutschen Unterricht erst recht nicht damit belastet werden. Nur soviel möchte ich hier andeuten, daß nach meiner Überzeugung sicher eine Erinnerung an irgendein Volksmärchen in dem Sprüchlein steckt, dessen Wortlaut sich teilweise nahe berührt mit Versen beim Spiel vom „Prinzessinerlösen", vgl. z. B. Ernst Meyer, Deutsche Kinderreime und Kinderspiele aus Schwaben. Tübingen 1851. Nr. 375 S. 102 f. Die Prinzessin erlösen:

Sitzt ein Fräulein im Häusle
Spinnt so zarte Seide,
Zart, zart wie ein Haar,
Hat gesponnen sieben Jahr.
Kann man sie auch sehen?
Nein, der Turm ist gar zu hoch,
Man muß ein'n Stein abhauen!

Ferner bin ich nicht abgeneigt, in dem Haar nicht unser heutiges Wort Haar zu sehen, sondern das althochdeutsche haro Gen. harwes „Flachs". Diese Vermutung sehe ich gerechtfertigt durch die Ähnlichkeit einzelner Teile unseres Verschens mit einem anderen, das ich finde bei Karl Simrock, Das deutsche Kinderbuch, ². Frankfurt a. M. 1857. Nr. 846 S. 206:

Sigge Flahs, sigge Flahs
Sivve Johr erömme.
Dat Drückchen hät sich herömm gedriht,
Hät dat Hingersch vür gekihrt,
Sigge Flahs, sigge Flahs,
Sivve Johr erömme.

Im übrigen aber möchte ich Petschs Bitte unterstützen, alles hierher gehörige Material ihm mitzuteilen, damit wir möglichst bald seine Geschichte dieses Kinderliedes erhalten.

Erlangen. **August Gebhardt.**

Digitized by Google

4.

Bemerkungen zu Hoffmann von Fallerslebens „Unpolitischen Liedern" und „Deutschland, Deutschland über alles".

Hoffmann von Fallersleben wurde bekanntlich infolge der Veröffentlichung seiner „Unpolitischen Lieder" 1843 als Professor der Germanistik zu Breslau unter Fortbezug seines Gehaltes abgesetzt; das vielgesungene Lied „Deutschland, Deutschland über alles" war schon vorher, nämlich am 26. August 1841 auf Helgoland gedichtet worden. Es wird meist nach der von Haydn komponierten Melodie von „Gott erhalte Franz den Kaiser" gesungen, ist jedoch auch von Franz Abt, Konradin Kreutzer, Franz Lachner, Neßler und vielen anderen komponiert worden. Dem Dichter wurde, als Helgoland an Deutschland fiel, auf der neuerworbenen Insel ein Denkmal gesetzt, ein zweites am 2. August 1903 in Höxter, in dessen nächster Nähe Hoffmann als Bibliothekar des Herzogs von Ratibor auf Schloß Corvei 1874 starb. In einer von 50 evangelischen und katholischen Theologen unterzeichneten Adresse war der abgesetzte Professor als ein „Kämpfer für Wahrheit, Freiheit und Recht" bezeichnet worden. Hoffmann von Fallersleben befand sich im Winter 1844 besuchsweise in Berlin, wo er im Rheinischen Hof wohnte, und Professor Karl Frenzel erzählt darüber aus seiner Berliner Gymnasiastenzeit folgendes: Wir Schüler machten den Fackelzug mit, den die Studenten den Professoren Jakob und Wilhelm Grimm am 24. Februar 1844 darbrachten. Die Grimms wohnten damals am Rande des Tiergartens, in der Lennéstraße. Während die Fackelträger den Damm der Straße einnahmen, standen wir unter den Bäumen, da etwa, wo sich jetzt das Lessingdenkmal erhebt. Plötzlich lief es von Mund zu Mund, Hoffmann von Fallersleben sei in der Wohnung der Grimms. Er kam dann mit den Brüdern herunter, und die Feier, die ursprünglich den beiden Gelehrten galt, klang in einen brausenden, immer von neuem sich wieder erhebenden Jubelruf auf den Dichter der „Unpolitischen Lieder" aus. Dieser berichtet unter dem 26. Februar über die unangenehmen Folgen, die sich für ihn und Jakob Grimm an diesen Vorgang anknüpften. Letzterer war, nachdem er seiner Professur in Göttingen entsetzt war, in Berlin mit offenen Armen aufgenommen worden. Frühmorgens, erzählt Hoffmann, meldet mir der Kellner, es sei ein Herr da, der mich durchaus sprechen müsse. Nun sage ich ärgerlich, er mag kommen. Er tritt ein: „Herr Professor, ich bin der Polizeirat Hofrichter, ich muß mich eines unangenehmen Auftrages entledigen; ich muß Ihnen anzeigen, daß Sie auf Befehl der Polizei noch heute Berlin zu verlassen haben." Veranlassung zu dieser Maßregel war, wie der Professor auf seine Frage erfuhr, das Lebehoch der Studenten und des Dichters Dank dafür. Hoffmann siedelte am folgenden Tage nach Oranienburg über, wo er mit Unterbrechungen durch Reisen bis 1845 blieb, jedoch ruhig in Berlin auf der Bibliothek arbeiten und sich sonst daselbst zwecks wissenschaftlicher Studien aufhalten konnte. So berichtet er selbst im Mai 1845: Gestern war ich auf dem Berliner Korso. Trotz des kalten, regnerischen Wetters wohl an 2000 Wagen und eine Unmasse Volkes: aber

Digitized by Google

ohne Freude, ohne laute Äußerung. Der Zeitgeist ist doch ein Schalk! Die Großen finden seltener Gelegenheiten, sich so recht hohngrinsend der Armut gegenüberzustellen. Es ist sehr dumpf, drückend, sehr gewitterschwül hier. Mir ist, als hätt' ich ganz hinten am Horizonte schon ein Blitzchen bemerkt. — Der Polizeipräsident Heinke zu Breslau hatte schon früher Gustav Freytag, der damals in der genannten Stadt ebenfalls germanistische Studien trieb und vor einem Kreise von Kaufleuten über neue Literatur in der Börse las, erklärt, über Hoffmanns „Unpolitische Lieder" könne er wohl reden, sie aber keineswegs loben.

Hettstedt. Dr. **Karl Löschhorn.**

5.

Nüschen — stoßen.

In niederdeutschen Gegenden kommt hochdeutsch und niederdeutsch der Ausdruck „nüschen" für stoßen, durchprügeln vor, so in Mecklenburg und im östlichen Holstein in der Gegend von Eutin. Daneben findet sich auch die Form „Knütschen". Zu vergleichen ist hier das engl. 'to nudge' = to squeeze to pinch, ne: to knock; to touch gently, as with the elbow, in order to call attention or convey intimation. So in den Sätzen: She saw Belle nudge Annie; he gave it a sly nudge (Subst.) with his toe; beide Beispiele stammen aus Louisa M. Alcott's 'Little Women'. Niederdeutsch genau so: Ich heww em düchtig nüscht (dörchnüscht). Es wäre festzustellen, ob das Wort in anderen Provinzen auch noch vorkommt, und in welcher Bedeutung.

Doberan i. M. **O. Glöde.**

6.

Die neuaufgefundenen Briefe der Jungfrau von Orleans.

Auf dem Schlosse d'Honville unweit Chartres sind im August 1903 drei Briefe der Jeanne d'Arc gefunden worden, die, wie die angestellten Untersuchungen ergeben haben, ganz bestimmt echt sind. Die Briefe, welche eine kleine, feine Handschrift mit unsicheren Zügen, als ob die Hand der Schreibenden gezittert habe, aufweisen, tragen die Unterschrift „Jehanne" (damalige Schreibweise); einmal steht noch hinter dem Namen: messaige (= messagère) de Dieu. Ein vierter Brief ohne Unterschrift, aber mit Schriftzügen, welche denen der ersten drei Briefe vollkommen gleich sind, befindet sich im Archiv der Stadt Rion. Hierdurch erledigt sich auch die anläßlich der geplanten Heiligsprechung der Jungfrau in den letzten Jahren vom Kardinalskollegium vielfach erörterte Frage, ob die Befreierin von Orleans des Schreibens kundig war oder nicht. Die ersten drei Briefe, welche aus Rheims stammen, sind von Charles du Lys, einem Großneffen der Jeanne d'Arc, aufbewahrt und in der Familie pietätvoll weiter erhalten worden.

Hettstedt. Dr. **Karl Löschhorn.**

7.

Malle.

Vor einiger Zeit las ich Franz Dingelstedts „Wanderbuch" (= Band 5 seiner sämtlichen Werke in 12 Bänden, Verlag von Gebrüder

Digitized by Google

Paetel, Berlin) und fühlte mich von den anschaulich, geistreich und in flottem Stil geschriebenen Reiseskizzen lebhaft angezogen. Weniger hingegen gefiel mir an der Sprache dieses Schriftstellers die fast erdrückende Fülle von Modefremdwörtern, die sich über die 13 Reisebilder verstreut finden und fast samt und sonders leicht durch deutsche Ausdrücke zu ersetzen wären. Diese Fremdwörter entstammen vorwiegend dem Französischen. Einige aufs Geratewohl herausgegriffene Beispiele mögen zum Erweis meiner Behauptung dienen. S. 99 liest man: „an deiner hospitabeln Tafel", ferner anderswo: malcontent, prätentiöse Kunstmittelchen, dos-à-dos, Train für Zug (der Eisenbahn), Affektation, und S. 172 gar „Pittoreskil" neben „Romantik" (von einem Weg gesagt), freilich mit Beifügung der scherzhaften Entschuldigung: „Gott verzeih' das Wort!"; und so ließe sich eine lange derartige Liste aufstellen. An einer Stelle gebraucht Dingelstedt, während er sonst immer „Koffer" sagt, „Malle" (die) in der Bedeutung „Reisekoffer". Dieses französische Wort war mir bisher noch bei keinem deutschen Schriftsteller begegnet; auch habe ich es in keinem der mir zugänglichen deutschen Wörterbücher oder in einem Fremdwörterbuch verzeichnet gefunden. Ich vermute, daß D. es von seinem Aufenthalte in Ostende und Paris her (Nr. 6 des Wanderbuches ist nämlich betitelt: „Tagebuch aus Ostende", Nr. 8 „Fontainebleau", Nr. 9 „Auf der Seine") noch frisch im Kopfe hatte und es daher einmal in einer dieser Schilderungen seiner Feder entschlüpfen ließ. Trotzdem also „die Malle" als ein verirrter Fremdling aus Frankreich anzusehen ist, wäre es doch anderseits keineswegs zu verwundern, wenn dieses Wort in dieser oder jener deutschen Mundart vorkäme. Ist es ja doch ein altes deutsches Wort! Denn frz. malle ist ein Lehnwort aus dem Germanischen: germ. malha Tasche, Sack, im Italienischen und Provenzalischen als mala Felleisen, im Französischen als malle Reisekoffer, Felleisen, Tabulettkrämerkasten, im Spanischen und Portugiesischen als mala erscheinend, vgl. Körting, Lateinisch-romanisches Wörterbuch, Nr. 5018, und Diez S. 200. Im Ahd. lautete das Wort malaha, im Mhd. malhe (st. Fem.) Ledertasche, Mantelsack. Das Mhd. Wtb. von Müller-Zarncke gibt daneben noch als Bedeutung „Kiste" an, jedoch mit dem Vermerk: „Nicht immer lassen sich die Beispiele der verschiedenen Bedeutungen hier auseinander halten." Ich füge noch bei, daß malhe auch bei Walther an zwei Stellen (83, 11. 161, 6 Ausg. Pfeiffer-Bartsch) in der Bedeutung „Provianttasche", bzw. „Futtersack", der „Fahrenden" vorkommt.

Vielleicht kann jemand darüber bestimmte Auskunft geben, ob das Wort etwa doch irgendwo im deutschen Sprachgebiet mundartlich sich lebendig erhalten hat oder wirklich ganz erloschen ist. Eigentlich ist es doch schade, daß sich das Fremdwort „Koffer" (= frz. coffre, Kiste, Kasten — das übliche Wort für „Reisekoffer" ist ja im Französischen malle — aus gr. κόφινος, lat. cŏphĭnus, Korb) bei uns eingebürgert hat, während das deutsche Wort malhe, das die Bedeutung „Koffer" leicht mitübernehmen hätte können, verschwunden ist. Da muß man eben sagen: „Habent sua fata — vocabula!"

Regensburg. Dr. **Keiper.**

Digitized by Google

Bücherbesprechungen.

Walhalla. Bücherei für vaterländische Geschichte, Kunst und Kulturgeschichte. Begründet und herausgegeben unter Mitwirkung von Historikern und Künstlern von Dr. Ulrich Schmid. Band I. 151 S. 1905. Band II. 212 S. 1906. München. Georg D. W. Callwey. Jeder Band, mit vielen Abbildungen (hübsch und haltbar) kartoniert M. 4.

Mit dem folgenden Hinweise hoffe ich die Fach- und Berufsgenossen auf ein verheißungsvolles junges Unternehmen erfolgreich aufmerksam zu machen, welches schon in der Flagge Callweys, des Kunstwart-Verlegers, eine gute Bürgschaft der Berechtigung, des Gelingens, der Anwartschaft auf Nutzbarkeit trägt. Diese neue „Walhalla", aus einem veränderten Zeitgeist und verjüngten Anforderungen der Geber wie der Nehmer geboren, hofft zuversichtlich als periodisches Werk, in „Bücher" (so nennen sich die Bände außen) geteilt, den goldenen Mittelweg zwischen Buch und Zeitschrift zu finden. Ungefähr in Halbjahrsabständen will sie, auf Mitarbeit verschiedener deutscher Historiker und Künstler — als selbständige Charaktere verraten sich die bisher 1905/06 auftretenden — fußend, vollständig abgeschlossene größere und kleinere Abhandlungen, daneben anregende Erörterungen aus dem weiten Gebiete deutscher Geschichte, Kunst und Kulturgeschichte vorlegen,[1]) „wobei ohne schweißtriefende und doch trockene Gelehrsamkeit, aber doch auf dem Boden der Wissenschaft stehend, alles, was die Sammlung bringen soll, empfunden, durchdacht und erforscht, allgemein verständlich niedergeschrieben wird. Auf diese Art und Weise soll 'Walhalla' zu einem wissenschaftlichen Handbuche in allen wichtigeren Fragen in den oben erwähnten Gebieten werden und so zu einer ganz eigenartigen Kultur- und Kunstgeschichte, welche durch Hinzuziehung der modernen Kunst auch für die Zukunft von Wert sein dürfte. Bei besonderen Anlässen wie Jubiläen usw. wird das eine oder andere Buch der 'Walhalla' den einzelnen deutschen Ländern gewidmet, um so auch die Liebe zum engeren Vaterlande zu pflegen. Auf denselben patriotischen Grundsätzen, denen das deutsche Nationaldenkmal, die 'Walhalla' zu Regensburg, seine Entstehung verdankt, ist auch dieses literarische und künstlerische Unternehmen aufgebaut. Fernstehend allem Partei- und Konfessionsgezänke, jedoch auf dem Boden des positiven Christentums stehend, wird in allen Abhandlungen der 'Walhalla' strengste Objektivität gewahrt werden, deren Fundamente Wahrheit und wahre Freiheit bilden."

Jedes „Buch" der 'Walhalla' soll enthalten: größere Abhandlungen, kleinere Mitteilungen unter dem Namen „Sammler", in einer Bücherschau

1) Ich glaube an der wörtlichen Wiedergabe eines Auszugs aus dem eigenartigen Programm recht zu tun.

Digitized by Google

Referate über neu erschienene größere Quellenwerke nebst Probeabbildungen aus den mit einigen kritischen Bemerkungen vorgestellten Neuveröffentlichungen. Beim ersten Hervortreten sprach die Zeitschrift, unabhängig mit den mannigfachen vorhandenen in Wettbewerb tretend, ihre Tendenz wie folgt aus: Die 'Walhalla' erblickt ihren Zweck in der Förderung deutschen Lebens und deutscher Kunst und soll beitragen zur Pflege einer wahren deutschen Kultur, wozu alle Deutschen berufen sind, wie so treffend der deutschgesinnte König Ludwig I. von Bayern bei der Eröffnung der 'Walhalla' zu Regensburg bemerkte: „Möchten alle Deutschen, welchen Stammes sie auch sein mögen, immer fühlen, daß sie ein gemeinsames Vaterland haben, auf das sie stolz sein können, und jeder trage bei, soviel er vermag, zu dessen Verherrlichung." Etwaiger Argwohn wider „chauvinistische" Durchsetzung der Betrachtungen über deutsche Kultur möge hier ebenso ein für allemal zerstreut sein wie ein Verdacht gegen einseitiges Überwuchern der positiv-christlichen Richtung, welche oben angedeutet wird; nirgends macht sich diese aufdringlich breit.

Den Inhalt des 1. Bandes machen aus: die Aufsätze „Wesen und Bedeutung der deutschen Mystik" (Ernst Degen), „Die heutigen [deutschen] Kunstzustände", „Franz von Lenbach" (beide von Franz Wolter), „Zur Geschichte der deutschen Trachten" (Alwin Schultz), „Aus dem Schwarzwälder Volksleben" (J. J. Hoffmann), „Das deutsche Volkslied" (Ulrich Schmid), die Sammelartikel: „Heimatforschung" (Chr. Frank), „Vier interessante Grabdenkmäler", „Einige mittelalterliche Schreibersprüche", „Bauernkalender", „Textilarbeiten im Mittelalter", „Das Einhorn und seine Bedeutung in der Kunst", „Unsere Bilder" (diese sämtlichen Beiträge von Ulrich Schmid); Bücherschau-Berichte über einschlägige neuere größere Handbücher von Alwin Schultz, Joh. Loserth, G. Grupp, K. Kretschmer, Georg Steinhausen. Dazu kommen fünf Notenbeilagen zu typischen alten von Schmid erläuterten Volksliedern, 37 Illustrationen künstlerischen Ursprungs und ebensolcher Nachbildung, worunter 13 Vollbilder durchweg prächtigster Wiedergabe: alles das gehoben durch den originellen vielseitigen Buchschmuck, für den Matthäus und Rudolf Schiestl gesorgt haben, verständnisvoll auf die Gesamtheit und die Einzelstücke des Inhalts eingehend.

„Buch" II, unter der Jahresziffer 1906 laufend und, wie geplant, völlig in sich abgeschlossen (so daß jeder einzelne Band für sich erworben werden kann), ist womöglich noch reichhaltiger geworden. In einem längeren „Eingang" faßt der für deutsche Art und Bildung schön entflammte Herausgeber Dr. U. Schmid (München) alle Leitgedanken der 'Walhalla' unter einem erweiterten Abdruck des ursprünglichen Programms zusammen. Dem Texte liefert er die Aufsätze „Agnes die Bernauerin und Herzog Albrecht III. der Gütige" sowie „Die Schlacht bei Hoflach-Allach (1422) und ihr Denkmal", im „Sammler"-Artikel „Johannes Geyler von Kaisersberg", „Der Löwe als Sinnbild in der Kunst", „Stifterdenkmal aus der ehemaligen Leprosenkapelle zu Würzburg", „Das Chorgestühl in der St. Martinskirche zu Memmingen", „Das Wessobrunner

Digitized by Google

Gebet", endlich warme Referate der Bücherschau über „Das deutsche Volkstum" Hans Meyers und „Kultur der alten Kelten und Germanen" von G. Grupp. An Aufsätzen umfaßt der stattliche, gleich dem ersten auch äußerlich überaus anmutende Band, dem 36 teils eingedruckte, teils ganzseitige Bilder herrlichster Ausführung mit ernstlich textverdeutlichendem Zwecke als unlösbare Bestandteile sich einfügen, ferner: „Die bayerischen Könige und die Münchener Kunst" und „Albert Welti" (beide von Marcel Montaudon), „Fritz August von Kaulbach" (Franz Wolter), „Die Weltanschauung der Germanen aus ihrer Mythologie" (Ernst Degen), „Der Kulturwert der Germanen" (Max Kemmerich), sodann Martin Voigts Artikel „Ein mittelalterlicher Sprungrekord", einen Abdruck vier alter Volkslieder mit Erläuterungen und weiteres in der Bücherschau. Mit Glück versucht dieser 2. Band eine gewisse landschaftliche, und zwar diesmal bayerische Farbe, die aber keineswegs erdrückt, anzunehmen. — Mögen alle Lehrer der deutschen Sprache und deutschen Geschichte die 'Walhalla' sich, ihren Schülern und den Schulbüchereien, allen Freunden einheimischer Kultur, den aufrichtigen „Interessenten" für deutsche Vergangenheit und deutsche Bildung zu Gemüte führen und so an ihrem Teile ein unter günstigen Zeichen einsetzendes Werk fördern helfen (auch durch — erbetene — Ratschläge), auf „daß 'Walhalla' sich in allen deutschen Landen immer noch mehr liebe und treue Freunde erwerbe zur Lehre und Wehre des deutschen Volkes"!

München. **Ludwig Fränkel.**

J. Tews, Moderne Erziehung in Haus und Schule. Vorträge in der Humboldt-Akademie zu Berlin. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen „Aus Natur und Geisteswelt", 159. Bändchen. Leipzig, B. G. Teubner, 1907. geh. M. 1.—, geb. M. 1.25.

„Das Problem der Erziehung beschäftigt zwar, heute mehr als je, recht viele gute und schlechte Köpfe, aber trotzdem sind die Anschauungen über keine Provinz des menschlichen Lebens so unklar und so unzureichend als über die unsrige". Mit diesen Worten leitet der Verfasser seine im Druck erschienenen elf Vorträge ein, mit denen er den bezeichneten Übelständen zu steuern sich bemüht und die diesem Zwecke, soweit das in so kurzen, skizzenhaften Ausführungen möglich ist, glücklich dienen. Den Plan, nach dem die Aufgabe behandelt ist, zeigt folgende Übersicht über die Gegenstände der elf Vorträge: 1. Der Geist unserer Zeit und sein Einfluß auf das Erziehungswesen. 2. Die Familie und ihre pädagogischen Mängel. 3. Der Lebensmorgen des modernen Kindes. 4. Die Schule. 5. und 6. Last und Leid der Schuljahre. 7. Freie Betätigung der Lehrerpersönlichkeit. 8. Die religiöse Frage. 9. Vereinigung der Geschlechter in der Schule. 10. Die Armen am Geiste. 11. Erziehung der reiferen Jugend.

Diese Überschriften gestatten schon einen Schluß auf die Anschauungen des Verfassers und den Geist, in dem er seinen Stoff bearbeitet: aus allen Vorträgen spricht eine fortschrittliche und freiheitliche Gesinnung, ein Geist echter,

Digitized by Google

edler Menschlichkeit. Von diesem Standpunkt aus beklagt der Verfasser mit Recht eine Reihe von Einflüssen, die unsere Zeit auf das Erziehungswesen ausübt: zunächst die wirtschaftlichen Verhältnisse, die den Arbeitsraum vom Wohnraum meist völlig getrennt und damit die Arbeit aus dem Gesichtskreise der heranwachsenden Jugend gerückt haben; dadurch ist der stärkste Erziehungsfaktor ausgeschaltet: das Kind sieht den Vater nicht bei der Arbeit. Nicht minder wichtig sind die Wandlungen im geistigen Leben: die Abwendung der Massen von der Kirche, die verfrühte Bekanntschaft des Kindes mit der modernen Welt, die Herrschaft des materiellen, ökonomischen Geistes, die Gefahren der Großstadt. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß starke Stützen für die Erziehung des jungen Geschlechts niedergesunken sind. Tews ist der Überzeugung, „daß die Familienerziehung heute nicht in der Arbeiterfamilie am meisten daniederliegt, sondern in der wirtschaftlich und gesellschaftlich so stark in Anspruch genommenen bürgerlichen Familie". Die Familie aber ist unzweifelhaft der lebendige, natürliche Mittelpunkt jeder Erziehung; eine Schädigung des Familienlebens bedeutet darum die schwerste Gefahr für alle erzieherischen Bestrebungen. Als Beeinträchtigungen der natürlichen Entwickelung des Kindes verwirft der Verfasser die Verweisung in ein abgetrenntes Kinderzimmer sowie die Annahme fremder Erziehungshilfe, dagegen empfiehlt er, die einfachsten Hausarbeiten von den Kindern verrichten zu lassen, damit sie dadurch Pflichtbewußtsein und Treue im Kleinen lernen und das Gefühl erhalten, ein nützliches Glied der Familie zu sein und sein zu müssen.

Bei Behandlung der Schule legt Tews mit Recht den Hauptwert auf das Gewicht einer tüchtigen Persönlichkeit des Lehrers und hält für nötig besonders zu sagen, der Lehrerstand müsse sich aus den zur Erziehung besonders geeigneten Persönlichkeiten rekrutieren — heute rekrutiert er sich bekanntlich aus denen, die die nötigen wissenschaftlichen Kenntnisse erworben haben. Recht bezeichnend ist es, daß einzig das Thema „Last und Leid der Schuljahre" zwei Vorträge ausfüllt. Tews sagt es mit erfreulicher Klarheit frei heraus, daß „alle diese Leiden ein Ausfluß eines in seinen Grundlagen verfehlten Schulsystems sind", in der Aufspürung der Gründe und Ursachen (6. Vortrag) jedoch scheint er uns bei weitem nicht tief genug zu dringen. Er ist der Meinung, daß unsere Schuljugend überbürdet, daß sie zu viel mit Lernen beschäftigt ist, und wendet sich besonders gegen die Hausaufgaben. Von neuem erhebt er die schon oft ausgesprochene Forderung: „Der Unterricht muß so beschaffen sein, daß er das, was er bringt, dem Kinde im Kopfe und nicht im Buch und Heft mit nach Hause gibt". Mit besonderer Freude begrüßen wir die folgenden Worte: „Gänzlich zu beseitigen sind die obligatorischen schriftlichen Hausaufgaben, vor allen Dingen deswegen, weil sie allen dasselbe und im gleichen Umfange zumuten, trotzdem die Übung für den einen Schüler notwendig, für den anderen entbehrlich, für einen dritten direkt überflüssig und darum lästig und schädlich ist. Sicherlich wird man jedem begabten Kinde durch diese zweck- und sinnlosen Arbeiten die Freude an der Schule und am Lernen verderben." Wir halten die Abschaffung dieser Arbeiten neben

Digitized by Google

anderen Gründen besonders darum für eine dringende erzieherische Pflicht, weil sie die stärkste Quelle der schamlosesten Unredlichkeit sind, die nur der ableugnen kann, der mit den tatsächlichen Verhältnissen unbekannt ist. Die höchste Pflicht des Erziehers ist, seinen Zögling vor sittlicher Verderbnis zu bewahren; den tausendfältigen Unredlichkeiten aber, die mit den schriftlichen Hausaufgaben verübt werden, zu wehren, gibt es nur ein Mittel: die völlige Beseitigung dieser Aufgaben. Es ist hohe Zeit, hier Abhilfe zu schaffen. Der gegenwärtigen sittlichen Verwilderung noch länger wissentlich zuzusehen und selbst Vorschub zu leisten, darf keinem ehrlichen Gewissen zugemutet werden: hier muß die Behörde eingreifen, das gebietet das Wohl des Volkes. — Im 6. Vortrag erklärt Tews alles Leid der Schuljahre aus dem einen Satze: „Die Schule ist die große Versicherungsanstalt auch Unfähiger auf ererbte soziale Vorrechte" und führt diesen Gedanken folgendermaßen in trefflicher Weise aus: „Sollen die Schulen aber wieder freie Bildungsanstalten werden, so müssen ihnen jegliche Berechtigungen entzogen werden . . . . Alle Berechtigungen sind ein schreiendes Unrecht gegen alle Nichtberechtigten, insbesondere auch die Berechtigung zum einjährigen Militärdienst, die man zwar jedem nicht außergewöhnlich blöden 15- oder 16jährigen Jungen gibt, wenn er auf den Bänken einer höheren Schule seine Zeit gesessen hat, aber dem intelligentesten jungen Handwerker und Kaufmann, der die Volksschule besucht hat, in der Regel versagt . . . Eine Änderung in der Schulverfassung darf man aber nur erwarten, wenn die Konsequenzen des modernen Lebens auch in dieser Beziehung gezogen werden. Tatsächlich stecken wir aber tiefer im Kastenwesen als die alten Ägypter und die alten Inder . . . wir wollen mit Geld, mit Einfluß usw. unseren Kindern vor anderen das verschaffen, worauf nur die natürliche Kraft ein Anrecht gibt." Aber das ist die tröstliche Zukunftshoffnung: an dem wachsenden Widerspruche gegen das Schematische und Bureaukratische im Schulunterricht wird die jetzige Schule sicher einmal vollständig scheitern!

Was Tews über die freie Betätigung der Lehrerpersönlichkeit (7. Vortrag) sagt, ist zwar recht knapp, läuft aber doch in den sehr bedeutsamen Satz aus: „Dem Lehrerstande seine Schaffens- und Arbeitsfreudigkeit nehmen, heißt der Jugend ihren Himmel rauben". Das zeigt den tiefsten Grund unserer freiheitlichen Forderungen, und dieser Hinweis berechtigt uns vielleicht zu der Hoffnung auf bereitwilligeres Entgegenkommen derer, die diese Forderungen zurzeit noch ablehnen.

Zur religiösen Frage (8. Vortrag) nimmt Tews die Stellung ein, daß die Schule in den ersten Jahren keinen Religionsunterricht erteile; auf diese Weise würde am besten jener ernste Zwiespalt vermieden, der aus diesem Anlaß so oft gerade in den ersten Schuljahren zwischen Schule und Haus entsteht. Doch ist hier nicht der Ort, darüber ausführlich zu reden.

Ein gemeinsamer Unterricht beider Geschlechter (9. Vortrag) scheint dem Verfasser so lange am Platze, „als für das Lernen dieselben Aufgaben vor-

Digitized by Google

liegen, also in der Volksschule bis zum vollendeten 14. Jahre, in anderen Schulen länger. Die Trennung muß da eintreten, wo die Vorbereitung auf praktische Lebensaufgaben in den Vordergrund tritt". Die Gleichheit der Geschlechter als Ziel der Erziehung ist ihm „ein bloßes Hirngespinst, ein Traum, und nicht einmal ein schöner".

Im 10. Vortrag entwirft Tews einen anschaulich dargestellten Plan, wie die verschiedenen Unterrichtsanstalten alle auf der allen Kindern gemeinsamen Volksschule aufzubauen wären. Um diese Frage spruchreif erscheinen zu lassen, bedürften indes seine Angaben, wie uns scheint, ausführlicherer Darlegungen in vielen einzelnen Punkten.

Im letzten Vortrag äußert sich der Verfasser über die Berufswahl und den Beruf der Frau in der Gegenwart; auch hier findet man kaum mehr als ein paar rasch hingeworfene Grundlinien; eine eigentliche Erörterung so bedeutender Fragen wird niemand in so knappem Rahmen erwarten.

Zum Schlusse betont Tews noch einmal den Wert der lebendigen Persönlichkeit und ihres erziehlich wirkenden Vorbildes; denn nicht bei der Jugend beginnt die Erziehung der Völker, sondern bei den Erwachsenen.

Dresden. **Edmund Baffenge.**

Zeitschriften.

Zeitschrift für lateinlose höhere Schulen. 18. Jahrg. 9. Heft. Inhalt: Sinngemäße Zeichensetzung. Von Realschuldirektor Prof. Dr. Schuberth in Großenhain. — Zur Organisation der Oberrealschulen. Von Prof. Dr. Ruska in Heidelberg. — Repetitions-Bibliothek. Randbemerkungen von Oberstudienrat Rektor Dr. Schumann in Stuttgart.

Pädagogische Blätter für Lehrerbildung und Lehrerbildungsanstalten von Kehr, herausgegeben von Muthesius. 1907. Heft 7. Inhalt: Zwei Hauptprobleme aus der Leben-Jesu-Forschung Von Staude. (Fortsetzung). — Die Neugestaltung des Musikunterrichts an Sachsens Seminaren. Von Paul.

Bayerische Zeitschrift für Realschulwesen. Band XV. Heft 3. Inhalt: Verkürzung der Unterrichtszeit. Von A. Hasl. — Aus der neuesten Bewegung im höheren, besonders im realistischen Schulwesen. Von L. Fränkel.

Deutsche Schulerziehung, herausgegeben von Prof. Dr. Wilhelm Rein in Jena. München, J. F. Lehmanns Verlag. 1907. Erster Band. Inhalt: Einleitung. — Zur Organisation des Knabenschulwesens. Von Prof. Dr. W. Rein. — Zur Organisation des Mädchenschulwesens. Von Dr. Gertrud Bäumer. — Religionsunterricht. Von Prof. Dr. Thrändorf. — Ethische Jugendlehre. Von Privatdozent Dr. Fr. W. Förster. — Philosophische Propädeutik. Von Dr. Paul Ziertmann. — Geschichtsunterricht. Von H. Landmann und Gymnasialdirektor Dr. Neubauer. — Heimatkunde und Heimatleben. Von Schuldirektor E. Scholz. — Zeichnen und Modellieren. Von K. Götze. — Der Handarbeitsunterricht. Von Direktor Dr. Papst. — Die deutsche bildende Kunst in unser. Schulen. Von Rekt. K. Schubert. — Der Gesang. Von Seminarlehrer Dr. Andreae. — Die körperliche Schulentwickelung in Deutschland. Von Dr. v. Vogl, kgl. bayer. Generalstabsarzt z. D.

Digitized by Google

Neu erschienene Bücher.

Emil Ermatinger, Die Weltanschauung des jungen Wieland. Frauenfeld, Huber u. Co., 1907. 175 S.

E. Clausnitzer, Pädagogische Jahresschau über das Volksschulwesen im Jahre 1906. Leipzig, B. G. Teubner, 1907. 411 S.

Karl Krauß, Aufgabensammlung für den ersten Unterricht in Rechtschreiben, Sprachlehre und Aufsatz. Unterstufe. 5. Aufl. Gießen, Emil Roth, 1907. 77 S.

Karl Hoffmann, Deutsche Sprachlehre für Mittelschulen und höhere Lehranstalten. 4. Aufl. Gießen, Emil Roth, 1907. 139 S.

Lessings Laokoon, Schulausgabe von Dr. Martin Mantik. Leipzig, G. Freytag, 1907. 128 S.

Klopstocks Oden. Für den Schulgebrauch ausgewählt und erklärt von Rudolf Windel. 3. Aufl. Leipzig, G. Freytag, 1906. 147 S.

Homers Odyssee. Nach der Übersetzung von J. H. Voß, herausgeg. von Dr. Bruno Stehle. 2. Aufl. Leipzig, G. Freytag, 1906. 151 S.

Dr. W. Kammel, Wilhelm Raabe. Eine Würdigung des Dichters. 22. Jahresbericht der Staats-Realschule im XVIII. Gemeindebezirke von Wien, 1907. 22 S.

Goethe, Reineke Fuchs. Schulausgabe von Dr. Hugo Handwerck. Leipzig, G. Freytag, 1907. 166 S.

Ewald Horn, Das höhere Schulwesen der Staaten Europas. 2. Aufl. Berlin, Trowitzsch u. Sohn, 1907. 209 S.

E. M. Hamann, Abriß der Geschichte der deutschen Literatur. 5. Aufl. Freiburg i. B., Herder, 1907. 319 S.

Mitteilungen der literarhistorischen Gesellschaft Bonn. 2. Jahrg. Nr. 1—3. Dortmund, F. W. Ruhfus, 1907.

H. Thiede, Richtiges Deutsch in Schule und Haus. Leipzig, Julius Klinkhardt, 1907. 48 S.

Kurt Müller, Aus der Heimat vergangenen Tagen. Leipzig, Julius Klinkhardt, 1907. 186 S.

Ernst Linde, Die Muttersprache im Elementarunterricht. 2. Aufl. Leipzig, Julius Klinkhardt, 1907. 93 S.

Gustav Berger, Die Wortvorstellungen im deutschen Unterrichte der Volksschule. Leipzig, Julius Klinkhardt, 1907. 154 S.

Johannes Meyer, Deutsches Sprachbuch. Ausg. B in 4 Heften. 1. Heft. 4. Aufl. 42 S. — 2. Heft, 5. Aufl. 98 S. — 3. Heft, 4. Aufl. 154 S. — 4. Heft, 2. Aufl. 171 S. Berlin W. 35, Carl Meyer (Gustav Prior), 1907.

Johannes Meyer, Kleines deutsches Sprachbuch. Ausg. B in 3 Heften. 1. Heft, 7. Aufl. 42 S. — 2. Heft, 6. Aufl. 90 S. — 3. Heft, 5. Aufl. 122 S. Berlin W. 35, Carl Meyer (Gustav Prior), 1907.

Johannes Meyer, Lehr- und Übungsbuch für den Unterricht in der deutschen Rechtschreibung. Ausg. B in 2 Heften. 1. Heft, 3. Aufl. 56 S. — 2. Heft, 3. Aufl. 104 S. Berlin W. 35, Carl Meyer (Gustav Prior), 1907.

Lehmann und Dorenwell, Deutsches Sprach- und Übungsbuch für die unteren und mittleren Klassen höherer Schulen. 1. Heft (Sexta), 4. Aufl. 91 S. — 2. Heft (Quinta), 4. Aufl. 99 S.

Baron, Junghanns, Schindler, Deutsche Sprachschule. Ausg. A in 7 Heften. 2. Aufl. Bearb. von Schuldirektor Emil Rasche. Leipzig, Julius Klinkhardt, 1907.

Theodor Fuchs, Die lateinische Grammatik und die sogenannte formale Bildung. Wien, Verlag des Vereins für Schulreform, 1907. 14 S.

Schiller, Kabale und Liebe. Schulausgabe von Dr. G. Frick. Leipzig, B. G. Teubner, 1907. 125 S.

Goethe, Egmont. Schulausgabe von Dr. G. Frick. Leipzig, B. G. Teubner, 1907. 112 S.

Für die Leitung verantwortlich: Prof. **Dr. Otto Lyon.** Alle Beiträge, Bücher usw. bittet man zu senden an: Prof. Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Anton Graff-Straße 33 I.

Digitized by Google

Die Komik in Shakespeares Trauerspielen.[1])

Von Privatdozent Dr. **E. Eckhardt** in Freiburg i. Br.

Im zweiten Akt von Shakespeares „Macbeth" kommt eine merkwürdige komische Szene vor. Die zweite Szene jenes Aktes hatte den Mord dargestellt, den das verbrecherische Ehepaar der Macbeths an dem alten König Duncan begeht. Im schroffsten Gegensatz zu dieser entsetzlichen Tat, unter deren vollem Eindruck wir noch stehen, führt nun die folgende Szene einen derb-komischen Auftritt vor: Macduff und Lennox klopfen ungestüm beim Morgengrauen an das Tor von Macbeths Schloß; der schlaftrunkene Pförtner träumt, er sei Pförtner der Hölle, und schreibt jede Erneuerung des Klopfens einem neuen, Einlaß begehrenden Sünder zu. In seinem durch ein Zechgelage des vorhergehenden Abends verstärkten Dämmerzustand zählt der Pförtner die einzelnen vermeintlichen Ankömmlinge auf, wobei er von jedem Geschöpf seines Dusels eine satirische Charakteristik entwirft.

Der eben berührte Fall ist das auffallendste Beispiel der Vermischung von Tragik und Komik innerhalb der Dramen Shakespeares. Schiller und Goethe waren, wenigstens in der Zeit ihrer Vollendung, Gegner einer solchen Vermischung. Schiller zeigt seine Mißbilligung jener Szene deutlich genug dadurch, daß er in seiner Bearbeitung des Macbeth den Pförtner aller Komik entkleidet, und ihn nur ein frommes Morgenlied singen läßt. Auch Goethe hat an der in Shakespeares Trauerspiele so vielfach eingestreuten Komik Anstoß genommen. Er verwirft z. B. die beiden komischen Hauptgestalten in „Romeo und Julie", Mercutio und die Amme, „im Namen unserer folgerechten, übereinstimmung liebenden Denkart" als „possenhafte Intermezzisten."[2])

Unsere beiden Klassiker urteilen hier vom Standpunkt des antiken Dramas aus, das ihnen in ihrer späteren Zeit als alleiniges Vorbild vorschwebte. In der antiken Dramatik werden ja Tragik und Komik sorg-

1) Die vorliegende Abhandlung ist der nur wenig veränderte Abdruck eines Vortrags, der im Oktober 1903 auf der Hallischen 47. Philologenversammlung gehalten wurde. Widrige Umstände hatten seine Veröffentlichung bisher verhindert. Einiges ist meinem Buch über „Die lustige Person im älteren englischen Drama", Berlin 1902, entnommen.

2) Vgl. Vischer, Ästhetik Bd. III 1416.

Digitized by Google

fältig geschieden; hier folgt erst nach der fast durchweg ernst gehaltenen tragischen Trilogie[1]) die Komik als Anhang im Satyrspiel.

In den dramatischen Jugendwerken unserer zwei größten Dichter bemerken wir aber keine Spuren derartiger Bedenken. Die komischen Volksszenen in Goethes „Egmont" sind sogar eine direkte Nachbildung ähnlicher Szenen in Shakespeares Trauerspielen, und im ersten Teil des „Faust" wechseln ernste und komische Stellen in bunter Folge. Während Schiller in seinem schon unter antikem Einfluß gedichteten „Wallenstein" die heiteren Szenen des Lagers abgesondert vom eigentlichen Trauerspiel diesem vorangehen läßt, wobei er also die in der antiken Dramatik übliche Reihenfolge von Tragik und Komik umkehrt, hat er im „Fiesco" die Gestalt des Mohren eingefügt, den er als komischen Spitzbuben großen Stils zeichnet; in „Kabale und Liebe" erblicken wir komische Züge an dem braven alten Stadtmusikanten Miller, und der Hofmarschall von Kalb erscheint uns als die überaus lächerliche Karikatur eines Hofschranzen.

In diesem Widerstreit der Auffassung müssen wir dem jugendlichen Goethe oder Schiller gegen den antikisierenden Goethe oder Schiller recht geben. Uns gilt die antike Literatur nicht mehr als absolutes Ideal. Die Verbindung von Tragik und Komik, wie wir sie bei Shakespeare finden, entspricht weit eher als die einseitige Trennung beider Elemente im antiken Drama unserer neuzeitlichen Weltanschauung.

Shakespeares Vermengung des Komischen mit dem Tragischen erkennen wir besonders aus drei Gründen als berechtigt an:

1. Tragik und Komik sind nur scheinbar unvereinbare Gegensätze. Bei genauerem Zusehen entdecken wir bald mancherlei Berührungspunkte zwischen beiden, eine gewisse innere Verwandtschaft beider. Tragik und Komik behandeln im letzten Grunde das gleiche Thema: die Unzulänglichkeit des Irdischen. Im Tragischen scheitert menschliche Größe an der höheren Gewalt einer ihr feindlichen Weltordnung. Das Tragische zeigt uns, daß auch der große Mensch dem Schicksal gegenüber machtlos ist, daß also seine Größe im Verhältnis zu der über ihm waltenden Weltordnung nur eine Scheingröße ist. Auch im Komischen handelt es sich um eine Scheingröße, deren tatsächliche Nichtigkeit sich uns plötzlich enthüllt. Nur ist im Komischen jene Scheingröße auch von unserem menschlichen Standpunkt aus durchaus eine solche, während beim Tragischen wirkliche menschliche Größe vorliegt, die sich nur übermenschlicher Gewalt gegenüber als Scheingröße erweist.

1) In vereinzelten Fällen begegnen freilich auch im antiken Trauerspiel komische Stellen, z. B. in der „Antigone" des Sophokles. Auf solche Ausnahmefälle kommt es hier aber nicht an, sondern nur auf die Auffassung unserer Klassiker von der antiken Tragödie; sie hielten diese jedenfalls für frei von jeder Komik.

Digitized by Google

Daß Tragik und Komik Nachbarn sind, wird auch durch den bekannten Ausspruch Napoleons I. „Vom Erhabenen bis zum Lächerlichen ist nur ein Schritt“ treffend ausgedrückt. Das Erhabene, ein Kennzeichen des rein Tragischen, bekommt nur zu leicht einen größeren oder geringeren Beigeschmack von Komik. Unbändiger Jähzorn z. B., der doch sonst so oft die Grundlage eines tragischen Ausgangs bildet, wirkt in zahlreichen anderen Fällen mehr oder weniger lächerlich, je nach dem Mißverhältnis zwischen dem Grad des Zornes und der Geringfügigkeit seiner Ursache nebst der Unschädlichkeit seiner Folgen.

2. Im wirklichen Leben stoßen Tragik und Komik oft unmittelbar aufeinander. Da das Drama ein Spiegelbild der Wirklichkeit sein soll, entspricht also die Verbindung von Tragik und Komik in Shakespeares Trauerspielen den Verhältnissen des wirklichen Lebens. Der Hinweis auf die Urbilder der dramatischen Motive im wirklichen Leben lehrt, daß Tragik und Komik nicht notwendig miteinander verbunden zu sein brauchen, daß ihre Verbindung aber tatsächlich, und zwar oft genug, vorkommt. Es wäre daher verkehrt zu fordern, daß jedes Trauerspiel auch komische Bestandteile enthalten solle; aber ebenso verkehrt wäre es auch, das Komische aus dem Bereich des Trauerspiels grundsätzlich auszuschließen, wie dies nach Goethes und Schillers Auffassung in der antiken Dramatik geschehen ist. Indem diese Tragik und Komik voneinander trennt, vollzieht sie eigentlich eine Abstraktion, entfernt sie sich von der Wirklichkeit.

3. Bisher sind zugunsten der Shakespeareschen Vereinigung von Tragik und Komik ein theoretischer und ein praktischer, d. h. sich aus dem Hinblick auf das wirkliche Leben ergebender Gesichtspunkt angeführt worden. Der dritte für uns maßgebende Gesichtspunkt ist ein geschichtlicher. Die Verbindung von Tragik und Komik in Shakespeares Trauerspielen ist keine Neuerung unseres Dichters, sondern hatte sich schon innerhalb der Anfänge des englischen Dramas ausgebildet. Die Geschichte des englischen Dramas von den biblischen Mysterien, die jene Anfänge darstellen, bis zu den unmittelbaren Vorläufern Shakespeares bietet eine Fülle von Beispielen für eine solche Verbindung. Bei Shakespeares unmittelbaren Vorläufern fehlt sie bekanntlich nur in den klassizistischen Trauerspielen der gelehrten Richtung, wie z. B. „Gorboduc“, die sich eng an Senecas Tragödien als ihr Vorbild anschließen. Die volkstümliche Richtung unter den englischen Trauerspieldichtern dagegen knüpfte an die einheimische Überlieferung an, die Tragik und Komik im Drama zu vermengen gewohnt war.

An der Spitze dieser volkstümlichen Richtung steht nun Shakespeare. In ihm offenbart sich all die Mannigfaltigkeit und strotzende Üppigkeit des Kultur gemisches der Renaissance, und doch erscheint er uns durchaus als

Digitized by Google

organisches Gewächs aus dem Boden seines eigenen Volkstums. Vor gelehrter Unnatur, welche die Nachahmer Senecas und mitunter auch Shakespeares Zeitgenossen Ben Jonson auf Abwege geführt hat, wurde Shakespeare schon durch seinen Bildungsgang bewahrt. Seine Dichtung wurzelt, hundertfach verästelt, in den literarischen Überlieferungen der älteren Zeit; eine dieser Verästelungen ist eben die in seinen Trauerspielen so beliebte Verbindung von Tragik und Komik.

Wir haben also im allgemeinen gegen diese Verbindung nicht nur nichts einzuwenden; sie bedeutet für uns vielmehr einen Fortschritt gegenüber der antiken Sonderung beider ästhetischer Bestandteile.

Prüfen wir nun die einzelnen Trauerspiele Shakespeares auf die Frage hin, um die es sich hier für uns handelt.

Zu den Trauerspielen rechne ich folgende 14 Dramen Shakespeares: Titus Andronicus, den dritten Teil Heinrichs VI., Richard III., Richard II., König Johann, Romeo und Julie, Julius Cäsar, Hamlet, Othello, König Lear, Macbeth, Antonius und Kleopatra, Timon von Athen, Coriolanus.

Vielleicht werden manche Leser daran Anstoß nehmen, daß ich den dritten Teil Heinrichs VI., Richard III., Richard II. und König Johann als Trauerspiele bezeichnet habe; nach der gewöhnlichen Einteilung gehören sie ja zu den Historien. Meines Erachtens hat aber die Einteilung der Stücke Shakespeares in Tragödien, Komödien und Historien nur noch historischen, keinen tatsächlichen Wert. Es wäre endlich einmal Zeit, diese Einteilung als verkehrt und unlogisch aufzugeben. Sie ist widersinnig, nicht nur, weil sich in ihr zwei verschiedene Einteilungsprinzipien kreuzen, sondern auch weil für die Aufstellung der Historien als einer besonderen Dramengattung ein subjektives Moment den Ausschlag gibt. Selbst wenn wir von dem Mangel an Logik in jener Einteilung absehen, bilden die Historien eine selbständige Dramengattung doch nur für den Engländer; die englische Literaturgeschichte nennt ja nicht alle Dramatisierungen der Geschichte Historien, also nicht etwa „Julius Cäsar" oder „Coriolanus", sondern nur solche Stücke, worin Abschnitte aus der englischen Geschichte behandelt werden. Vom allgemeinen Standpunkt aus, der auch für Nichtengländer gilt, ist also die Bezeichnung „Historie" ganz unhaltbar.

Manche der sogenannten „Historien" unterscheiden sich von den übrigen Dramen Shakespeares durch ein loseres dramatisches Gefüge. Dieser Unterschied ist aber keineswegs prinzipiell: der abseits vom großen zusammenhängenden Geschichtszyklus stehende „König Johann", aber auch der diesen Zyklus abschließende „Richard III." weisen z. B. eine fast ebenso geschlossene Komposition auf wie etwa „Julius Cäsar" oder „Antonius

Digitized by Google

und Kleopatra". Jedenfalls spricht der eben herangezogene Umstand nicht für die Beibehaltung der Bezeichnung „Historie".

Indem wir also die „Historie" als besondere Dramengattung fallen lassen, stellen wir als die drei Hauptgattungen des Dramas das Trauerspiel, das Schauspiel im engeren Sinne, und das Lustspiel hin. Ein allerdings recht äußerliches Merkmal des Trauerspiels ist der schließliche Untergang des Helden. Ein solcher katastrophischer Ausgang liegt in den vier vorhin genannten, sonst als „Historien" bezeichneten Stücken vor; daher seien sie unter die Trauerspiele eingereiht. Legen wir einen genaueren ästhetischen Maßstab an jene Stücke an, setzen wir z. B., im Anschluß an Volkelts Theorie des Tragischen[1]), Größe in irgend einer Hinsicht als notwendige Eigenschaft des tragischen Helden voraus, so ließe sich freilich gegen die Zugehörigkeit des „Königs Johann", und besonders des dritten Teils „Heinrichs VI." zu den Trauerspielen mancherlei einwenden.

Doch dies alles nur nebenbei. Wir kehren nun endlich zu unserem eigentlichen Gegenstande zurück, und betrachten zunächst das älteste aller Stücke Shakespeares, „Titus Andronicus". Die Komik dieses blutriefenden Jugendwerkes wird allein durch einen Clown vertreten, der nur in zwei Szenen des 4. Aktes begegnet und in der üblichen Weise, durch Mißverständnisse und Wortverdrehungen, charakterisiert wird. Schließlich wird der Clown auf Befehl des tyrannischen Kaisers Saturninus zum Galgen abgeführt, weil er jenem eine ohne sein Wissen beleidigende Bittschrift des Titus Andronicus überreicht hatte. Eine lustige Person, die hingerichtet wird, ist ein Widerspruch in sich selbst. Schon aus diesem Grunde verfehlt die übrigens auch recht unbedeutende Komik des Clowns ihre Wirkung. Komik und Tragik werden hier noch ganz äußerlich aneinander gereiht. Für die Handlung des Stückes ist das Auftreten des Clowns ganz bedeutungslos. Es ist weiter nichts als ein Zugeständnis des noch unreifen Dichters an den Zeitgeschmack des Publikums, das schon seit den mittelalterlichen Mysterien gewohnt war, daß ihm mitten in der Tragik auch Gelegenheit zum Lachen geboten wurde.

Ganz ohne Komik sind der dritte Teil „Heinrichs VI." und „Richards II."

In „Richard III." haben die von Richard zur Ermordung seines Bruders Clarence gedungenen Mörder einen komischen Anstrich. Der Bösewicht erhält leicht eine objektiv-komische Färbung, indem er die normalen Sittlichkeitsbegriffe in ihr Gegenteil verkehrt, und, „alle Werte umwertend", seine eigene Schlechtigkeit als Norm hinstellt. Eine derartige

1) Vgl. Volkelt, Ästhetik des Tragischen, S. 65 ff.

naive Schurkenphilosophie entwickelt auch der eine der beiden Mörder im vorliegenden Stücke: ihm ist sein Gewissen ein lästiger Störenfried, der nur am Handeln hindere, ein Versucher, dem man widerstehen müsse. Es ist aber doch eine recht trübe Komik, mit der wir es hier zu tun haben. Sie hat einen sehr bitteren Beigeschmack schon durch den Zweck des Auftretens der beiden Mörder, noch mehr durch die grausige Tat, die sie schließlich vollführen. Von einer befreienden Komik, die ohne Rest aufgeht und uns ein herzerquickendes Lachen abnötigt, kann also hier gar nicht die Rede sein. In mehreren seiner tragischen Meisterwerke gibt Shakespeare der darin eingestreuten Komik absichtlich eine tragische Färbung. Die Komik der Mörder in „Richard III." sieht wie ein Anlauf dazu aus; es ist aber wohl kaum eine bewußte künstlerische Absicht Shakespeares darin zu suchen, daß er gerade zwei Mörder zu den einzigen Vertretern der Komik im Stücke gemacht hat. Mörder sind selbst zu Trägern einer tragisch gefärbten Komik nur schlecht geeignet. Außerdem kommt Komik an ihnen doch nur ganz nebenbei zum Vorschein; sie ist zu geringfügig und dürftig, um als selbständiges Element neben der Tragik ins Gewicht zu fallen.

Ein humoristischer Charakter in größerem Stil tritt uns in Shakespeares Trauerspielen zuerst entgegen in der Gestalt des „Bastards Faulconbridge" in „König Johann". Er ist der natürliche Sohn des englischen Nationalhelden Richard Löwenherz. Der Dichter hat sein Bild mit sichtlicher Liebe gezeichnet, und ihn mit Zügen ausgestattet, die ihn als eine Art mittelalterlichen John Bull erscheinen lassen und ihn zu einer Lieblingsgestalt des englischen Volkes gemacht haben. Wie behaglich wird er uns geschildert in seiner biederen ungeschlachten Männlichkeit und seinem derben frischen naiven Humor. Im Vollbewußtsein seiner unbändigen Kraft und seines nie wankenden Mutes fällt er über die Vertreter der Jämmerlichkeit mit schonungslosem Spotte her, zuerst über seinen ihm sehr unähnlichen Halbbruder Robert Faulconbridge, dann über den feigen und ruhmredigen Herzog von Österreich, den er später im Kampfe tötet. Im Verlauf des Stückes bemerken wir übrigens eine Entwickelung seines Wesens von der anfänglich darin vorherrschenden Komik, wobei die humoristische Hülle aber schon gleich von vornherein den tüchtigen Kern in ihm offenbart, zu immer größerem Ernste. Die ernsten Ereignisse geben ihm immer weniger Gelegenheit, seinen Humor an den Tag zu legen, zeigen aber immer deutlicher seine Treue gegen seinen königlichen Herrn und Oheim, den er mit feurigen Worten zu mannhaftem Widerstand ermuntert, als dessen Lage immer verzweifelter wird. Das Schlußwort, das Shakespeare den Bastard am Ende des Stückes sprechen läßt, gibt

Digitized by Google

dem englischen Nationalstolz beredten und würdigen Ausdruck. Der katastrophische Ausgang des Stückes bekommt hierdurch zugleich ein versöhnendes Gegengewicht: indem wir den Bastard als den typischen Vertreter der besten Eigenschaften seines Volkes auffassen, fühlen wir, wie auch das Schlußwort ausdrücklich verkündet, daß ein solches Volk, trotz aller Wirren und Nöte jener Zeit, nicht untergehen wird, wenn es nur an sich selbst nicht verzweifelt. — Wie humorvoll auch das Bild des Bastards ist, das der Dichter uns zu Anfang des Stückes vorführt, die Komik ist an ihm doch nicht die Hauptsache, sondern bloß Begleiterscheinung seines Charakters. Außerdem ist seine Gestalt ja nicht durchweg komisch gehalten.

Bedeutend an Umfang und Gehalt ist die Komik innerhalb der Trauerspiele Shakespeares zuerst in „Romeo und Julie". In der Anordnung und Ausführung der komischen Charaktere und Situationen offenbart sich hier schon eine reifere Kunst und tiefere Auffassung. Wir finden in diesem Trauerspiel eine ganz symmetrische Verteilung der Hauptcharaktere: dem tragischen Helden Romeo entspricht als humoristische Gegenfigur Mercutio, während die Amme das komische Gegenbild der tragischen Heldin Julie darstellt. Beiden hat der Dichter nur so lange Raum zur Entfaltung von Komik gewährt, als die Möglichkeit eines nichttragischen Schlusses offen bleibt. Mercutio stirbt zu Anfang des dritten Aktes, als die dramatische Verwickelung auf der Höhe steht. Die Amme tritt als komische Gestalt in der zweiten Hälfte des Stückes sehr zurück. Ihre gemeine Gesinnung kommt dagegen jetzt mehr zum Vorschein; sie bildet den Hintergrund, von dem sich die Reinheit und sittliche Größe von Juliens Liebe nur um so deutlicher abhebt. Die Charakteristik der beiden komischen Hauptgestalten, besonders der Amme, weist hier und da schon feinere Schattierungen auf. Mercutio ist gleichsam ein ins Italienische übersetzter Faulconbridge; im Lustspiel sind die nächsten Geistesverwandten seines Charakters, eines Lieblingstypus des jugendlichen Shakespeare, Biron in dem Stück „Verlorene Liebesmüh" und Benedikt, ein Biron zweiter Potenz, in dem Drama „Viel Lärm um Nichts". Mercutio ist keck und mutwillig; er schreckt vor keiner Tollheit zurück. Seine stets hervorbrechende Spottlust entspringt der Lebhaftigkeit seines Geistes; seine Händelsucht beruht nicht auf Bosheit, sondern ist nur das Überschäumen seines frischen Jugendmutes. Sein Tod bildet den Wendepunkt des Stückes zum Tragischen, und läßt uns das tragische Ende des Liebespaares schon vorausahnen. Daß gerade eine so wenig tragische Persönlichkeit wie Mercutio im Streite der beiden feindlichen Häuser als dessen erstes Opfer fallen muß, darin liegt gewiß eine tiefere künstlerische Absicht. Sein Wesen wird so in einen wirksamen Kontrast zu seinem Schicksal gestellt, das dabei doch durchaus kein zufälliges

Google

ist; die unbegrenzte Lebenslust dieses heiteren Jünglings macht sein plötzliches Ende nur um so tragischer. — Ein Meisterstück objektiver Komik ist die Amme. Sie nähert sich von allen komischen weiblichen Gestalten bei Shakespeare am ehesten einem Clown: ihre besonders durch Wortverdrehungen gekennzeichnete Unwissenheit, ihre mit Gutmütigkeit gepaarte Dummheit, ihre übergroße Geschwätzigkeit und ihre Wichtigtuerei sind auch typische Eigenschaften der männlichen Clowns; dazu kommt noch ihre bei Frauen, die auf niederer Geistesstufe stehen, so häufige Neigung zum Kuppeln, und ein übrigens schon wegen ihrer Beschränktheit ziemlich unschädlicher Hang zum Ränkespinnen. Ihre Lächerlichkeit wird noch dadurch erhöht, daß sie sich als Dienerin selbst noch einen eigenen Diener hält. Prächtige Komik bietet die Szene, worin Shakespeare den losen Spötter Mercutio mit der albern gezierten Amme zusammenbringt, die sich von ihrem Diener Peter den Fächer nachtragen läßt. In Mercutios Gegenwart wird die Amme bei all ihrer Schwatzhaftigkeit durch dessen satirische Bemerkungen ganz verdutzt, so daß sie kein einziges Wort hervorbringt. Sie merkt freilich, daß Mercutio sich über sie lustig macht, vermag aber in ihrer Einfalt den Sinn seiner Worte im einzelnen nicht zu begreifen. Kaum aber hat Mercutio sie verlassen, so öffnen sich die Schleusen ihrer Beredsamkeit, und der Wortschwall ihrer gerechten Entrüstung bricht nun im Gespräch mit Romeo unaufhaltsam hervor. Vorzüglich dem Leben abgelauscht ist die Art und Weise, wie ihre Schwatzhaftigkeit dargestellt wird. Sie vermag in ihrer Geistesschwachheit das Wichtige nicht vom Unwichtigen zu unterscheiden, und verweilt daher in ihrer Erzählung ungebührlich lange bei unbedeutenden Nebenumständen. Diese erregen in ihr immer neue Ideenassoziationen, so daß sie, den Ausgangspunkt ihrer Rede sehr bald völlig vergessend, vom Hundertsten zum Tausendsten gelangt, und keinen Abschluß finden kann. — Peter, der Diener der Amme, hat als komische Gestalt neben dieser keine selbständige Bedeutung. Ebensowenig Sampson und Gregorius, zwei Diener des alten Capulet, die in der Eröffnungsszene des Stückes auftreten, und hierbei einige Komik entfalten. Ihre mehr witzelnden als witzigen Wort- und Klangspiele sollen offenbar ihren niederen Stand andeuten; abgesehen von ihren für „die Gründlinge des Parterres" bestimmten Scherzen haben sie sonst nur noch den Zweck, durch ihren gleich darauf erfolgenden Streit mit Dienern des Hauses Montague die tiefgewurzelte gegenseitige Feindschaft beider Familien zu veranschaulichen, die sich selbst auf die beiderseitige Dienerschaft erstreckt; sie geben also gleichsam in der Ouvertüre das Leitmotiv des ganzen Stückes an.

In „Julius Cäsar" ist die Komik nur spärlich vertreten; auch kommt ihr kaum ein selbständiger Wert neben der Tragik des Stückes zu.

Digitized by Google

Komik findet sich hier nur in den Reden einzelner Bürger; sie ist hier aber nicht Selbstzweck, sondern dient nur dazu, diese Bürger als Angehörige der unteren Volksklassen in der Weise zu charakterisieren, die in der Dramatik jener Zeit allgemein üblich war, und auch Shakespeares aristokratischem Standpunkt entsprach. Einige Bürger erhalten durch ihre reichlich mit komischen Wendungen durchtränkte Rede allerdings einen stark clownartigen Anstrich. Im übrigen schildert uns Shakespeare die Vertreter des niederen Volkes als völlig haltlos, ohne irgendwelche eigene Meinung beständig zwischen den politischen Führern hin und her schwankend. Diese Eigenschaft der Plebejer liegt aber natürlich außerhalb des Bereichs der Komik.

In ähnlicher Weise werden die Bürger auch in einem der spätesten Dramen Shakespeares dargestellt, in „Coriolanus". Es sei mir daher gestattet, die Besprechung dieses Stückes hier gleich vorweg zu nehmen. Während in „Julius Cäsar" die Minderwertigkeit des niederen Volkes in seinem schwankenden Verhalten gegen die Machthaber unmittelbar veranschaulicht wird, geschieht dies in „Coriolanus" mehr mittelbar durch die maßlose Verachtung, die der aristokratische Titelheld gegen den Pöbel ausdrückt, ohne daß dieser eine solche Verachtung in vollem Umfang als beleidigend empfindet. — Eine komische Gegenfigur des tragischen Helden Coriolanus ist Menenius Agrippa, der zungenfertige alte Spötter, der es liebt, harten Konflikten mit der Bequemlichkeit des weltklugen Epikuräers aus dem Wege zu gehen. Im Grunde verachtet er als Patrizier die Plebejer nicht weniger als Coriolanus; er ist aber beim Volk beliebter als der stolze unnahbare Coriolanus, weil er seine Verachtung hinter der Maske eines gewissen Wohlwollens zu verbergen sucht. Im Gegensatz zu Coriolanus, ist er mehr ein Mann der Rede als der Tat; er bewundert aber den Coriolanus gerade wegen der Eigenschaften, die ihm selbst fehlen, und wird uns sympathisch durch die treue Anhänglichkeit an jenen, die er auch im Unglück seines Freundes bewährt. Je mehr wir uns dem tragischen Schluß des Stückes nähern, desto mehr entfalten sich diese nicht komischen Seiten im Charakter des Menenius Agrippa. Er ist also ebensowenig eine schlechthin komische Gestalt wie der Bastard Faulconbridge in „König Johann". Überhaupt ist in „Coriolanus", wie auch in „Julius Cäsar", die Komik im Verhältnis zur Tragik nebensächlich.

Der Pessimismus, der eine Zeitlang Shakespeares Gemüt verdüstert hat, kommt zuerst in „Hamlet" zum Vorschein und hat auch die Charakteristik der komischen Gestalten dieses Stückes beeinflußt. Zunächst begegnet uns hier eine Reihe von Höflingen, die Shakespeare mit mehr oder weniger herber Satire gezeichnet hat. Nur mit einigen wenigen

Digitized by Google

seinen Strichen angedeutet ist die Lächerlichkeit bei Rosenkranz und Güldenstern, zwei geistigen Zwillingsnullen, deren vollständiger Mangel an Individualität in geistreicher Weise veranschaulicht wird dadurch, daß man den einen mit dem anderen beliebig vertauschen kann, ohne daß es einen Unterschied macht:

„Dank, Rosenkranz und lieber Güldenstern"

sagt der König zu ihnen,

„Dank, Güldenstern und lieber Rosenkranz"

die Königin. — Erbärmlicher tritt die Höflingsnatur schon an Osric hervor, dessen kriecherisches Wesen sich im Gespräch mit Hamlet (V 2) offenbart: er gibt diesem fast in einem Atemzuge zu, daß das Wetter zurzeit sehr heiß, ziemlich kalt und sehr schwül sei. — Am sorgfältigsten ist die Gestalt des greisen Höflings Polonius ausgeführt. Er ist ein albern gespreizter Wichtigtuer und unerträglicher Schwätzer; es ist eine blutige Ironie des Dichters, daß er dem Polonius, gerade als sein inhaltsloses, immer wieder vom Kern der Sache abschweifendes Schwatzen besonders arg ist, das Wort in den Mund legt „Kürze ist des Witzes Seele". Die Beschränktheit des Polonius steht im umgekehrten Verhältnis zu seiner Aufgeblasenheit und Selbstgefälligkeit. Dabei ist er nicht einmal harmlos. Er sucht sein Ziel immer nur auf Schleichwegen und durch Hinterlist zu erreichen. Sogar seinen eigenen Sohn Laertes läßt er in Paris durch einen Spion beobachten. Hamlet benutzt die Maske seines angeblichen Wahnsinns, um den elenden Polonius aufs bitterste zu verhöhnen, und stellt die Geschmeidigkeit seines Hofschranzentums in ähnlicher Weise auf die Probe (III 2, 393 ff.), wie später gegenüber Osric. Schließlich fällt Polonius als das Opfer seiner eigenen Intrige durch Hamlets Hand, als er diesen hinter dem Vorhang belauscht. — Rein komische Züge fehlen allen diesen Höflingen gänzlich. Als Gegengewicht gegen das Tragische kommt die stofflich getrübte Komik der Satire, wie sie hier vorliegt, natürlich nicht in Betracht. Die Lächerlichkeit und Erbärmlichkeit der Höflinge hat einen anderen Zweck. Im Verein mit der Verworfenheit des Königspaares wird sie als Folie für Hamlets sittliche Größe verwendet, die daneben nur um so heller glänzt. Ein Mann wie Hamlet an einem solchen völlig verdorbenen Hofe! Die Satire verstärkt hier nur die tragischen Grundlagen der ganzen dramatischen Situation. — Interessant ist es zu beobachten, wie Shakespeare die Clowns in „Hamlet" behandelt hat, die doch sonst Vertreter des rein Komischen zu sein pflegen. Zwei Clowns eröffnen den 5. Akt des Stückes. Sie sind aber Totengräber. Äußerlich betrachtet, sind die Mittel ihrer Komik dieselben wie bei anderen Clowns; es fehlt ihnen aber das übermütige herzhafte Lachen ungetrübter

Digitized by Google

Heiterkeit. Die Scherze der Totengräber wirken schon deshalb anders als die der sonstigen Clowns, weil sie sich im Ideenkreis ihres Gewerbes bewegen. Die Komik des ersten Totengräbers verwandelt sich sogar in schneidende Satire in seiner Bemerkung über die schon vor ihrem Tode verfaulten Menschen, deren Leichen kaum bis zur Bestattung vorhielten. In diesem Stück, dem der Tiefsinn seines sich in des Daseins Rätsel versenkenden Titelhelden seinen innersten Wert verleiht, ist selbst die lustige Person (denn als solche dürfen wir speziell den ersten Totengräber bezeichnen) ein spitzfindiger Grübler, „ein närrischer Philosoph der Verwesung". Die düstere Stimmung, von der das ganze Stück erfüllt ist, erstreckt sich also nicht nur auf das Gewerbe des Hanswurstes, sondern auch auf den Inhalt seiner Komik. Diese erhält eine tragische Färbung.

Ganz bedeutungslos ist die Komik des Clowns in „Othello", der wohl als Hausnarr Othellos und Desdemonas aufzufassen ist. Dieser Clown tritt nur vorübergehend in zwei Szenen des 3. Aktes auf und ist eine völlig untergeordnete Gestalt. In neueren Bühnenaufführungen wird seine Rolle mit Recht meist weggelassen. Sie ist auch in der Tat überflüssig; höchstens könnte sein wortklauberisches Gespräch mit Desdemona dazu dienen, die auf der Höhe der Entwickelung stehende Handlung ein wenig zu hemmen und so die Spannung noch zu steigern.

Der einzige, aber um so bedeutungsvollere Vertreter des Komischen in „König Lear" ist der Narr des greisen Königs. Shakespeare hat dieser Narrenrolle einen Inhalt gegeben, der weit über das hinausgeht, was einen gewöhnlichen Possenreißer zu kennzeichnen pflegt. Als das ungeheure Unglück über seinen Herrn hereinbricht, ist es außer Kent allein der Narr, der bei Lear ausharrt; diese seine Treue wirkt um so ergreifender, als es nur ein Narr ist, der sie übt. Lears Narr ist ein Humorist, und zwar ein solcher, der nicht an des Lebens Oberfläche haften bleibt, sondern tief in das Wesen der Dinge eindringt; auch nimmt er nicht einzelne Narrheiten, sondern die Unvernunft des Weltlaufs überhaupt zur Zielscheibe seiner Narrenkritik. Der Humor dieses Narren wirkt aber nur tragisch; die an sich schon so gewaltige Tragik des Stoffes wird durch ihn nicht gemildert, wie etwa die tragische Wirkung in „Macbeth" durch die Pförtnerszene, sondern, im Gegenteil, noch sehr erheblich gesteigert: indem der Narr immer wieder seine Geistesblitze in die grauenvolle Leidensnacht seines Gebieters hineinschleudert, erhellt er in grellem Streiflicht das Dunkel auf einen Augenblick, um es im nächsten nur um so schwärzer erscheinen zu lassen. Aber auch abgesehen von dieser seiner tragischen Wirkung, auch des Narren Humor selbst ist in die düstere Stimmung getaucht, die das ganze Stück so reichlich durchtränkt. Die gedankenschwere

Digitized by Google

gallige Art des Humors, die dieser Narr vertritt, läßt Lachlust überhaupt nicht aufkommen. Unablässig hält er dem König seine Torheit vor und weist auf das Widersinnige des Weltlaufs hin, worin auch die festesten Bande der Ordnung, Sitte und Zucht sich gelöst und alle Normen sich in ihr Gegenteil verkehrt haben. Damit besänftigt er nicht nur nicht den Riesenschmerz des Königs, sondern erhöht ihn noch, und beschleunigt so den Ausbruch seiner Seelenkrankheit. In diesem seinen so völlig rücksichtslosen Verkünden der Wahrheit erkennen wir besonders deutlich die ethische Aufgabe, die Shakespeare seinen Narren zuzuweisen pflegt, die aber gerade bei diesem Narren in potenzierter Form zutage tritt. Die rauhe Art, in der Lears Narr jene Aufgabe erfüllt, entspricht dem Gesamtcharakter des in barbarischer Vorzeit spielenden Stückes, das in den ungeheuren Leidenschaften, die hier mit einer durch keinerlei kulturelle Hindernisse gehemmten Wucht aufeinanderprallen, an die Tragödien des Äschylus erinnert. Beim Narren Lears hat, auf Kosten der rein äußeren Komik, der sittliche Kern des Narrentums eine solche Bedeutung gewonnen, daß wir wohl sagen können, der Narrentypus sei in dieser Gestalt auf die höchste sittliche Höhe gebracht, auf die er überhaupt gebracht werden kann. Freilich ist Lears Narr ein Narr nur noch nach seinem Gewande; er behält die äußeren Formen des Narrentums, ist aber im Grunde ein tiefsinniger Philosoph, ja der geistreichste und weiseste Kopf im ganzen Stücke. Es gehört zu dessen bitterer Ironie nicht nur, daß fast allein der Narr seinem König die Treue hält, sondern auch, daß die Weisheit überhaupt in der Narrentracht einhergeht und über die wahre Narrheit spottet, die nur das Kleid der Weisheit trägt, und sich weise dünkt. In der Sturmszene auf der Heide erreicht die tragische Ironie des Stückes ihren Gipfel: der Narr als einziger Vertreter der Vernunft in Gesellschaft des scheinbar wahnsinnigen Edgar und des wirklich wahnsinnigen Königs — eine großartigere Ironie ist kaum denkbar.[1]) — Obwohl dieser Narr, abgesehen von seiner äußeren Hülle, kaum noch als Narr angesehen werden kann, ist er doch, eben wegen seiner sittlichen Höhe, und wegen seines geistreichen inhaltsschweren Witzes, unstreitig der bedeutendste Vertreter der Narrenrolle überhaupt in allen Literaturen. Wie Falstaff der bedeutendste „Miles gloriosus“ aller Literaturen ist, so hat Shakespeare mit diesem Narren den Höhepunkt der Entwickelung, ja der Entwickelungsfähigkeit des Narrentypus überhaupt erreicht. — Ebensowenig wie die anderen Narren Shakespeares (außer, in beschränktem Umfang, Probstein in „Wie es euch gefällt“) hat Lears Narr einen Anteil an der Handlung. Er nähert sich dem antiken Chor noch

1) Vgl. Brandl, Shakspere S. 178.

Digitized by Google

mehr als die anderen Narren durch die tragische Grundstimmung seiner humoristischen Kritik. Von seiner äußeren Erscheinung als Narr hebt sich der tragische Stoff nur um so wirksamer ab; durch diese lebhafte Kontrastwirkung übertrifft also Lears Narr sogar noch den antiken Chor an Brauchbarkeit für das Tragische. In seinem Herzen ist aber dieser Narr keineswegs ein an dem, was vorgeht, unbeteiligter Zuschauer. Gerade seine treue Anhänglichkeit an Lear, dem er mit Leib und Seele ergeben ist, und sein Schmerz über dessen schmachvolle Lage sind es, die ihm so bittere Sarkasmen herauspressen. Der edle Beweggrund läßt auch die Schonungslosigkeit dieser Sarkasmen in milderem Licht erscheinen. Zu einem unmittelbaren Durchbruch seines Gemütslebens kommt es aber nirgends; erst auf Umwegen erfahren wir z. B., daß der Narr sich seit der Verbannung seiner jungen Herrin Cordelia sehr abgehärmt habe (I 4, 79ff.). — Bald nach der Sturmszene tritt der Narr noch einmal auf, verschwindet dann aber schon in der 6. Szene des 3. Aktes völlig von der Bühne. Seine letzten Worte: „Und ich will am Mittag zu Bett gehn" knüpfen zwar an eine Äußerung des kranken Königs an, erhalten aber durch sein so frühes Abtreten zugleich symbolische Bedeutung. Auch aus dem Munde dritter Personen erfahren wir nichts mehr über seine ferneren Schicksale. Seine Rolle war nach der Sturmszene einer weiteren Steigerung nicht mehr fähig; sie ist schon ausgespielt, bevor das Geschick der anderen Personen sich vollendet. Ebensowenig wie der antike Chor hat auch der Narr ein eigenes persönliches Schicksal; er dient nur zur Staffage im tragischen Gemälde. — Der alte König bedroht den Narren zwar mehrfach mit der Peitsche, ist ihm aber doch innerlich von Herzen zugetan, schon zu der Zeit, als der Narr noch nicht im Unglück seines Herrn echte Treue bewiesen hatte. Er bedarf des Narren zu seiner Zerstreuung, und vermißt ihn, wenn er abwesend ist (I 4, 45ff.). Später erträgt er die Sarkasmen des Narren mit Gelassenheit, so sehr sie ihm auch Schmerz bereiten.

Von der Komik des Pförtners in „Macbeth" ist schon die Rede gewesen. Unmittelbar nach einem so entsetzlichen Ereignis wie Duncans Ermordung würde alltägliche Komik schal und nüchtern wirken. Shakespeare konnte daher hier nur groteske Komik brauchen. Rein grotesk ist in der Tat die Situation, in die sich der Pförtner bei Macduffs ungeduldigem Klopfen hineindenkt. Wie unwahrscheinlich aber auch die Lage zu sein scheint, in die eine abenteuerliche Einbildungskraft den Pförtner versetzt hat, sie erhält, ihm selbst völlig unbewußt, einen Schein von Realität durch die eben geschehene gräßliche Tat. So wird auch hier in wahrhaft künstlerischer Weise, ähnlich wie bei den beiden Totengräbern in „Hamlet", und wie

Digitized by Google

beim Narren in „Lear“, sogar die Komik der lustigen Person der tragischen Grundstimmung des ganzen Stückes angepaßt, zum tragischen Humor erhoben. Während aber in „Hamlet“ und „Lear“ der tragisch gefärbte Humor den Zuschauer auf das noch bevorstehende tragische Ende vorbereitet, hat die Pförtnerszene in „Macbeth“ eine von der Tragik ablenkende Wirkung; denn hier wird dadurch, daß die Komik der Tragik, oder wenigstens einem wichtigen Bestandteil der Tragik folgt, dem Publikum Gelegenheit geboten, sich von seiner Erschütterung etwas zu erholen.

„Antonius und Kleopatra“ ist arm an Komik. Ein flüchtiger Zug von Komik liegt in der Betrunkenheit des Lepidus beim Bankett auf dem Schiff des Pompejus. Die Darstellung der Trunkenheit gehört zu den Motiven niederster Komik. Hier ist die Komik der Trunkenheit aber nicht Selbstzweck, sondern Mittel zum Zweck der Charakteristik des Lepidus, der als der unbedeutendste der Triumvirn hingestellt wird. Ein Staatsmann, der sich bei einer Zusammenkunft von weltgeschichtlicher Bedeutung bis zur Sinnlosigkeit betrinkt, darf auf die Rolle eines Führers nicht länger Anspruch machen. — Sehr klein an Umfang ist die Rolle des bäuerischen Clowns, der Kleopatra in der letzten Szene die tödlichen Schlangen bringt. Sein Tölpeltum kommt, wie üblich, in Wortverdrehungen und Sinnlosigkeiten zum Vorschein. Zugleich wird er als geschwätzig und aufdringlich geschildert. Die Komik dieses Clowns ist ganz unwesentlich und entbehrlich; Shakespeare hat gewiß auch selbst nur geringes Gewicht auf diese Komik legen wollen.

In „Timon von Athen“ kommt die pessimistische Stimmung, die Shakespeare eine Zeitlang beherrscht hat, am stärksten zum Durchbruch. Das Stück hat einige äußere Ähnlichkeit mit „König Lear“, wobei Timon dem König Lear, und der zynische Philosoph Apemantus Lears Narren entspricht. In beiden Dramen schenkt der Held in unangebrachter Großmut alles weg, was er hat, wofür ihm mit schnödem Undank gelohnt wird. Wie der Narr dem König Lear, so hält Apemantus dem Timon immer wieder die Torheit seines Verfahrens vor. Es fehlt aber in „Timon“ sowohl der großartige Zug ungeheurer Leidenschaft, wie auch der trotz der gewaltigen Tragik erhebende und versöhnende Schluß des „Königs Lear“. Während die Sarkasmen des Narren nur der Ausdruck seiner Liebe zu Lear sind, entspringen die Vorwürfe des Apemantus der Menschenverachtung und Bosheit. Sein Humor ist so gallenbitter, daß er ungenießbar wird. Das rein Komische findet in seiner Rolle gar keinen Platz. — Der ganz untergeordnete Träger einer unerquicklichen Komik ist außerdem der unbenannte Narr, der in „Timon“ auftritt. Er begegnet nur einmal, in der 2. Szene des 2. Aktes, einer Stelle, die nach manchen

Digitized by Google

Herausgebern nicht einmal von Shakespeares eigener Hand herrühren soll, sondern von ihm aus einem anonymen, jetzt verlorenen älteren Drama übernommen worden ist, dessen Überarbeitung durch Shakespeare wir in vorliegendem Stück vor uns haben.[1]) Jener Narr ist der Diener einer nicht mit Namen genannten, und auch im Stück selbst nicht auftretenden öffentlichen Dirne. Seine Rolle ist zu unbedeutend, um irgendwelche individuelle Züge an ihm hervortreten zu lassen. Seine Scherze sind meist, seinem Gewerbe entsprechend, erotischen Inhalts.

Überblicken wir zum Schluß noch einmal die komischen Bestandteile von Shakespeares Trauerspielen, so zeigt sich uns in Shakespeares dichterischer Laufbahn ein zunehmendes Geschick, die Komik mit der Tragik zu verknüpfen. Indem wir die Trauerspiele, in denen die Komik nur unwesentlich ist, unberücksichtigt lassen, können wir in Shakespeares Entwickelung als Tragödiendichter in bezug auf die Behandlung des Komischen drei Stufen unterscheiden:

1. Auf der Stufe des Anfängertums reiht Shakespeare Tragik und Komik noch ganz äußerlich aneinander, ohne Rücksicht darauf, ob die Stelle, die er der Komik innerhalb des Tragischen eingeräumt hat, zur Aufnahme von Komik besonders geeignet ist, und ohne Rücksicht auf die Beschaffenheit der Komik in ihrem Verhältnis zur Tragik. Das einzige Beispiel für diese Stufe bietet „Titus Andronicus". Hier ist die Komik zwar ganz geringfügig, aber weil kein anderes Beispiel zur Verfügung steht, sei es mir erlaubt, in diesem Falle von dem vorhin aufgestellten Grundsatz abzuweichen, wonach nur Trauerspiele mit hervorragender Komik berücksichtigt werden sollen. Shakespeare übernahm in „Titus Andronicus" einfach die literarischen Überlieferungen der älteren Zeit, ohne das ihm damit gegebene Prinzip der Verknüpfung von Tragik und Komik im Trauerspiel künstlerisch zu vertiefen.

2. Auf der Stufe der angehenden Meisterschaft zeigt Shakespeare deutlich das Bestreben, der Komik innerhalb des Trauerspiels den richtigen Platz anzuweisen. Dem rein Komischen gebührt ein solcher Platz nur vor Beginn der Wendung zum eigentlich Tragischen, also in der ersten Hälfte des Trauerspiels. Dagegen erscheinen dem Dichter in dieser Periode seines Schaffens alle Arten des Komischen noch gleich geeignet zur gelegentlichen Verwendung im Trauerspiel; er legt sich noch nicht die Frage vor, ob es nicht im Komischen verschiedene Abstufungen eines solchen Geeignetseins gebe. Das Komische hat auf dieser Stufe noch kaum einen anderen Zweck

1) Vgl. Shakespeares Werke, hrsg. von N. Delius II 215.

Digitized by Google

als den der Belustigung. Ein passendes Beispiel für diese zweite Stufe ist „Romeo und Julie".[1])

3. Auf der Stufe der vollendeten Meisterschaft verfolgt Shakespeare mit der Komik, die er seinen Trauerspielen einfügt, einen höheren Zweck als den der bloßen Belustigung. Er sucht sie nun dem Gesamtcharakter der betreffenden Tragödie anzupassen und erhebt sie zu tragisch gefärbtem Humor. Beispiele für diese dritte Stufe enthalten drei tragische Meisterwerke Shakespeares: „Hamlet", „König Lear" und „Macbeth". In diesen drei Trauerspielen hat Shakespeare die Komik mit künstlerischem Feingefühl der Gesamtidee des betreffenden Stückes dienstbar gemacht, zwischen Tragik und Komik eine innere Beziehung hergestellt, so daß beide nicht mehr, wie in den älteren Trauerspielen, mehr oder weniger unvermittelt nebeneinander stehen. Bei tragisch gefärbter Komik ist der Dichter in der Auswahl der Stelle, die ihr innerhalb des Trauerspiels zukommt, weniger beschränkt als bei Komik von gewöhnlicher Art. Wir finden daher Komik von tragischer Färbung im 5. Akt des „Hamlet", nachdem die entscheidende Wendung zum Tragischen schon längst begonnen hat, und in „Macbeth" unmittelbar nach Duncans Ermordung, womit Macbeth die tragische Schuld auf sich ladet, wodurch also der Knoten der tragischen Verwickelung geschürzt wird.

Auch in der Behandlung des Komischen im Trauerspiel lernen wir Shakespeare als wahrhaft großen Künstler kennen, der ein ihm aus der Vorzeit überliefertes unvollkommenes Kunstprinzip in feinsinniger Weise veredelt hat.

---

1) Es ist mir entgegengehalten worden, daß die Behandlung des Komischen in „Romeo und Julie" gar nicht geeignet sei, als typisches Beispiel einer von Shakespeare erreichten Kunststufe zu dienen, weil diese Behandlung sich ganz individuell aus dem Stoffe des Stückes selbst ergebe. Es ist aber doch gewiß kein bloßer Zufall, daß Shakespeare in der ersten Hälfte seines dichterischen Schaffens gerade auf einen Stoff wie den in „Romeo und Julie", die Tragödie der jugendlichen Liebe, geraten war, während seine reifen Mannesjahre ihn zu Stoffen wie Hamlet, Lear und Macbeth führten. Jedes Lebensalter eines Dichters läßt ihn für bestimmte Stoffe am ehesten vorbereitet erscheinen; er ist nicht zu jeder Zeit seines Lebens für die Bearbeitung jedes beliebigen Stoffes gleichmäßig geeignet.

Digitized by Google

Der deutsche Unterricht in der Untersekunda der Oberrealschule.

Ein Rück- und Ausblick.

Von Dr. **Willy Friedrich** in Hamburg.

(Schluß.)

Die Lektüre.

„Lesen stehe im Mittelpunkte, es sei das Herz des deutschen Unterrichts und fülle dessen Adern mit allem, was herzlich ist, mit einem gemütvollen und tiefen Inhalt! Es stehe auch im Mittelpunkte des Geistes und setze sich beständig in angestrengte geistige Tätigkeit um! Es herrsche dadurch über alle Aufgaben des Fachs, daß es allen anderen dient: der Rechtschreibung, der Zeichensetzung, der Grammatik ebensogut wie der Literaturgeschichte! Es beseitige den möglichen Zwiespalt mit der anderen Großmacht, dem Schreiben, indem es alle seine Vorzüge zugleich zu deren Nutzen entfaltet.“[1])

Man möchte solch enthusiastische Worte, die man vor einigen Jahrzehnten einem Gymnasialdirektor und im Dienst (wenigstens beinahe) ergrauten Philologen wohl kaum zugetraut hätte, als ein Zeichen dafür nehmen, daß das wahre Lebenselement des deutschen Unterrichts, innerliche Freude und freie Hingabe, bereits allgemein zu wirken angefangen hat. Hält man sich also an das Wort „Herz“ und erlaubt sich hinzuzufügen, daß der Zweck und Sinn des Herzens wie des ganzen Körpers das Leben (in unserem Falle also schriftliche und mündliche Betätigung) ist, gibt man schließlich noch der dritten Großmacht, dem Sprechen, ihre nicht zu leugnende Existenzberechtigung, so wird man die obigen Sätze freudig und bedingungslos als Programm unterschreiben können.

Um kein Gebiet des deutschen Unterrichts ist in den letzten Jahrzehnten mehr gestritten worden als um die Behandlung der Lektüre in der Schule. Einerseits wohl deshalb, weil, man kann wohl sagen, fast jeder gebildete Mensch, dem das Verständnis eines Schriftstellers oder Dichters, den er auf der Schule nicht begriffen hat, plötzlich aufgeht, sich in dieser pädagogischen Frage für urteilsberechtigt hält. Anderseits aber auch, weil auf diesem Gebiet ganz besonders gesündigt worden ist[2]), was

1) Goldscheider a. a. O. S. 95.

2) Vgl. „Kunsterziehung, Ergebnisse u. Anregungen des 2. Kunsterziehungstages, Deutsche Sprache u. Dichtung“, bes. die Ausführungen Stephan Waetzolds S. 24 ff. —; ferner Otto Anthes in seiner Broschüre „Dichter u. Schulmeister“.

Digitized by Google

seinerseits wieder gewisse kunsterzieherische Forderungen in das andere Extrem getrieben hat. Wie ich mir eine für unsere Stufe abschließende Erziehung durch Dicht- und Kunstwerke auf der Schule denke, das sei im folgenden nach den drei Gesichtspunkten des rein Stofflichen, Formalen und Ethischen (rein Menschlichen) im einzelnen zu erläutern versucht. Daran schließe sich eine kurze zusammenfassende Betrachtung über allerlei mögliche Methoden und die der Schule und dem Lehrer zur Verfügung stehenden Mittel zur Erreichung des angegebenen Zieles. Von hier ergibt sich von selbst der Übergang zu unserem letzten Abschnitt „Vorträge und Aufsätze".

Das Stoffliche. Eines muß von vornherein klargestellt sein. Soll es sich für unsere Zwecke um eine zusammenhängende literaturgeschichtliche Behandlung, veranschaulicht an einer Auswahl hervorragender Schriftwerke, handeln, oder soll vielmehr die Einführung in diese, die Bekanntmachung mit einzelnen Dichterpersönlichkeiten die Hauptsache sein und die geschichtliche Betrachtung sich im wesentlichen auf Chronologisches beschränken? Ohne hier auf diese Frage prinzipiell einzugehen — ich stehe ihr gegenüber auf durchaus anderem Standpunkt als z. B. Lehmann[1]) und Goldscheider[2]), die beide in der Einreihung in den großen geschichtlichen Zusammenhang das eigentliche Endziel des Lektüreunterrichts auf der Schule sehen im Gegensatz zu Rud. v. Raumer und vielen neueren — stelle ich einfach mit Lehmann die Tatsache fest, daß auf der Stufe des Untersekundaners das anschauliche Verständnis ohne Zweifel noch überwiegt[3]) und ein eigentliches Erfassen großer historischer Zusammenhänge noch nicht möglich ist. Es liegt deswegen auch durchaus kein Grund vor, das Geschichtliche in dieser Klasse stärker als früher zu betonen[4]), im Gegenteil, es könnte der Erreichung wichtigerer Ziele eher im Wege stehen. Diese aber sehe ich in der Mannigfaltigkeit des Stofflichen und Stilistischen und in der bewußteren Erfassung des eigentlich Poetischen, des Persönlichen in der Kunst.

„Leben zündet Leben an . . . Was die Jugend an der gesamten Dichtung interessiert, sind lange Zeit ausschließlich die menschlichen Gestalten, Schicksale und Gesinnungen."[5]) Es ist nicht überflüssig an diese triviale Tatsache hier anzuknüpfen. Wir wollen ja nicht nur äußerlich zusammenfassen, was an Poetischem und Prosaischem, an Biographischem und Metrischem und Stilistischem früher dagewesen ist. Auf solcher Grund-

1) Der deutsche Unterricht[2]. Aufl. S. 6, 26, 40 u. ö.
2) Lesestücke u. Schriftwerke im deutschen Unterricht S. 56, 144 u. ö.
3) A. a. O. S. 146. 4) Wie das z. B. Goldscheider a. a. O. S. 126 verlangt.
5) Wilh. Münch, Geist des Lehramts S. 249 u. 250.

Digitized by Google

lage ließe sich leicht durch Hineinarbeitung des Lehrstoffs der Untersekunda ein leidlich abschließendes Bild gewisser Dichter, Dichtungsarten und Dichtungsperioden gewinnen. Man denke z. B. daran, was der Schüler sich im Laufe der Jahre von Schiller (weniger Goethe), Chamisso, Rückert, Uhland, Hauff, den Freiheitsdichtern, Gustav Freytag (Prosa), den Brüdern Grimm angeeignet hat.[1]) Gewiß wird man solche Zusammenfassungen nicht ganz unterlassen. Aber ob es, wenn es dabei bleibt, sich der Zeit verlohnt, ob nicht die Lückenhaftigkeit des Wissens — denn über ein Wissen würde es ja, wenn man die Sache systematisch betriebe, nicht hinauskommen können — den Wert der ganzen Übung fraglich macht? Ohne Zweifel, denn es fehlt darin der Antrieb, jene Lücken auszufüllen. Dieser Antrieb also muß auf alle Weise lebendig erhalten werden, denn daß er in hohem Maße vorhanden, haben wir bereits erkannt. Wodurch könnte dies aber besser geschehen als durch Rücksichtnahme eben auf das Drängende und aus sich heraus Wachsende, das Trotzige und das Realistische, die Vorliebe für Gegensätze und Widersprüche der Schülerseele?

Also nur kühn hineingegriffen in das reiche Repertoir, das uns zur Verfügung steht.[2]) Wie man an Schillers „Räubern" und „Kabale und Liebe" nicht vorüberzugehen braucht, so auch nicht an Goethes „Götz" und „Egmont". Und weiter, welches von Stunde zu Stunde wachsende Interesse bringt der Fünfzehnjährige dem Spiel des großen Welttheaters in Schillers historischen Dramen von „Don Carlos" oder „Fiesko" an bis zum „Demetrius" entgegen, wenn man diese Werke, ohne viel auf ihre äußere oder innere Form einzugehen, lediglich behandelt als ein gewaltiges Stück Leben geschichtlicher Wirklichkeit, das sie freilich nur deshalb sind, weil sie es auch in der Seele des Dichters waren. Und von Schiller zu Körner (Zriny) oder noch besser zu Kleist. „Prinz von Homburg" und „Hermannsschlacht" werden wegen des greifbareren Patriotismus ihrer Stoffe womöglich noch begieriger erfaßt als die Schillerschen Dramen. Dann aber vor allen Hebbels „Nibelungen". An dem Eindruck, den die Gestalten und machtvoll gefügte Handlung dieses Werkes auf den

1) Vgl. den Aufsatz „Die Behandlung der neueren Literatur in den unteren Klassen" von Dr. M. Adler. Lehrproben u. Lehrgänge 67 S. 78—91 bes. S. 84 ff.

2) Man vgl. z. d. Folgenden die Zusammenstellung von Dr. Schwarz in der Ztschr. f. lateinlose höhere Schulen XIII S. 360 f. und die Forderung, die Prof. Hentschel in betreff einer Erweiterung der dramatischen Klassenlektüre in Untersekunda (Ztschr. f. d. dt. Unt. II. Erg.-Hft. S. 67/68) ausspricht, vor allem aber G. Amsels Erfahrungen über eine systematische Ausnützung der Privatlektüre auf dem Gebiet des Romans und der Erzählung im Kadettenkorps (Monatsh. f. h. Sch. I 679 ff.) u. K. Albrechts Aufsatz „Zur Behandlung der neueren und neusten Literatur in der Prima" (Lehrproben u. Lehrgänge Hft. 62 S. 26 ff. bes. S. 47).

Digitized by Google

Fünfzehnjährigen machen, kann man so recht erkennen, wie gerade dieses Alter für die Aufnahme des Dramatischen, vielleicht noch erst in unbestimmt drängender Teilnahme, aber darum auch in frischer Ursprünglichkeit, befähigt ist, eine Tatsache, der ja auch die Lehrpläne der höheren Schulen Deutschlands wohl durchweg Rechnung tragen. Doch davon unten mehr. Und ist man erst bei Hebbel, so wird man den Übergang zu Heyses „Kolberg", ja sogar modernen Werken wie Anzengrubers „Gewissenswurm" und „Meineidbauer" oder Freytags „Journalisten" nicht unschwer finden.

Nun aber wird selbst der vorurteilsloseste Leser sich eines „Genug des Guten" mit einem Seufzer nicht erwehren können. Das ist jedoch keineswegs genug. Wo bliebe Lyrik und Epik? Dort das weite Gebiet der Ballade von Bürger, Goethe und Schiller bis Uhland, Fontane und Dahn, die patriotische Dichtung von Arndt bis Liliencron, auch einiges Lied-, Volksliedmäßiges nicht zu vergessen von Goethe bis Mörike, Storm und Klaus Groth. Hier aber ein Feld, das die Schule ja fast ganz dem nur zu oft schlecht geleiteten Spürsinn der Jugend überläßt. Kleist (Michael Kohlhaas), Chamisso[1]) (Peter Schlemihl), Eichendorff[2]) (Aus dem Leben eines Taugenichts), Hauff (Lichtenstein und Märchen)[3]), Scheffel[4]) (Ekkehard), Storm[5]) (Schimmelreiter und andere Novellen), Raabe (Die schwarze Galeere und mehr)[6]), Freytag[7]), Fontane, Dahn (Ein Kampf um Rom und manches andere), Rosegger, Fritz Reuter (Ut de Franzosentid)[8]) und selbst Sudermann (Frau Sorge) und Frenssen (Jörn Uhl), das sind lauter Dichter, die eine einigermaßen angeregte Untersekunda unter vielem anderen Wertlosen doch zum großen Teil schon kennt oder kennen zu lernen sucht — man frage nur einmal nach[9]) — und da sollte der Deutschlehrer sich nicht verpflichtet fühlen, in diesen Wust des Gelesenen

1) Vgl. Wendt a. a. O. S. 39, Goldscheider a. a. O. S. 214—218.

2) Vgl. hierzu u. a. Dr. Sprengels Aufsatz „Eichendorffs Aus dem Leben eines Taugenichts" Lehrproben u. Lehrg. Hft. 70 S. 54 ff. u. K. Albrecht a. a. O. S. 28 f.

3) S. Albrecht S. 47 u. Sprengel.

4) S. Wendt a. a. O. S. 39 u. Albrecht S. 37 f. 5) S. Albrecht S. 38.

6) Vgl. den Aufs. „Raabes schwarze Galeere im Unterricht. Ein Versuch in Untersekunda" v. Dr. Adler, Lehrpr. u. Lehrg. Hft. 76 S. 48/67.

7) S. Albrecht a. a. O. S. 36 f. u. 47. 8) Albrecht S. 47.

9) Sehr interessant ist die Zusammenstellung, die Dr. Adler, Lehrproben u. Lehrg. Hft. 76 S. 50/51, in dem erwähnten Aufsatz gibt. In der betreffenden Klasse waren u. a. gelesen: Freytag „Soll u. Haben", „Ingo", „Markus König", „Die verlorene Handschrift"; Scheffel: „Ekkehard"; Hauff: „Lichtenstein" und „Bettlerin vom Pont des Arts"; Alexis: „Die Hosen des Herrn von Bredow"; Dahn: „Ein Kampf um Rom"; Rosegger: „Das ewige Licht"; Storm: „Der Schimmelreiter"; Raabe: „Chronik der Sperlingsgasse" und „Horacker".

Digitized by Google

und halb Verdauten wenigstens ein klein wenig ordnend und klärend einzugreifen, zu warnen, anzuregen, zu raten und abzuwehren!

Aber, höre ich sagen, wenn schon die Jünglinge in diesem Alter solche Unmengen Lesestoffs verschlingen, sollten wir da nicht vor allen Dingen auf Beschränkung hinwirken? Wozu also der neue Stoff auf dramatischem Gebiet? Und wenn nicht, wie sollte es die Schule in ihrem beschränkten Rahmen anfangen, die Lesewut auch nur im Kleinen zu bemeistern? Auf die erste Frage wäre zu antworten, daß die Erweiterung des dramatischen Lesestoffes natürlich in jedermanns Belieben gestellt sein muß. Wir werden später sehen, welche Anforderungen in dieser Hinsicht für unseren Zweck vom stilistischen, wie vor allem vom praktisch ethischen Standpunkt an den Lehrer gestellt werden. Auf epischem Gebiet aber gibt uns das von den Schülern Gelesene selbst den Rahmen, eine Erweiterung wird hier im ganzen wohl kaum nötig, eine weise Beschränkung vielmehr am Platze sein. Und die Anforderungen schließlich, die an die Behandlung des Lyrischen zu stellen sind, sind wohl kaum unbescheiden zu nennen. Sie halten sich im wesentlichen im Rahmen von rückblickenden Zusammenfassungen, gelegentlichen Ergänzungen und Vergleichungen, deren anregendes Moment allerdings nicht zu unterschätzen ist.

Weit schwieriger stellt sich die Hauptfrage: Mit welchen Mitteln vermag der deutsche Unterricht die Privatlektüre der Schüler — denn um diese muß es sich ja fast ausschließlich handeln — zu kontrollieren und zu regeln? Eine ins einzelne gehende Beantwortung dieser Frage wird in dem Kapitel über die Methode und die Mittel des Unterrichts zu geben sein. Hier sei nur das Grundsätzliche erörtert. Dieses erschöpft sich aber in der einen Frage: Soll das Lesebedürfnis des Schülers, das im Hinblick auf den bevorstehenden Austritt aus der Schule ganz augenscheinlich eine stark steigende Tendenz hat — gleichsam als fühle der Jüngling, daß es auf der Schule doch noch mancherlei zu benutzen gelte, wozu die kommende Zeit weniger Gelegenheit und Muße lassen werde — soll dieses Lesebedürfnis einfach ignoriert werden oder nicht? Zweifellos das letztere. Wenn dem aber so ist, so ergibt sich ohne weiteres für den Lehrer die Pflicht, es, soweit möglich, zu beaufsichtigen, zu regeln und vor allem zu konzentrieren.

Das Formale. Der eine Gesichtspunkt, von dem aus eine solche Konzentration zu erfolgen hätte, liegt auf dem Gebiet des Formalen, des Stilistischen. Ohne Zweifel ist es von bedeutendem Wert für die Erziehung zur Beherrschung der Muttersprache — dieses Ziel müssen wir uns stets vor Augen halten — daß dem Schüler ständig nachahmenswerte Muster vor Augen gehalten werden. Freilich ist auch hier weniger zu

Digitized by Google

erreichen durch direkte Hinweise als dadurch, daß das Gute durch vertraute Gewöhnung wachsend von selbst in Fleisch und Blut übergeht. Ferner ist darauf hinzuweisen, daß für diesen Zweck die im engeren Sinn poetische Lektüre zurücktritt. Denn wir wollen ja keine Künstler erziehen, wenn auch das uns vorschwebende Ziel dem Künstlerischen nahekommt. In welcher Weise wäre also das Stilbildende in der Auswahl und Behandlung unserer Lektüre zu betonen? Nach zwei Richtungen, derjenigen der Einfachheit, Klarheit, Natürlichkeit und Anschaulichkeit des Ausdrucks und derjenigen der Einfachheit, Klarheit, Natürlichkeit und Anschaulichkeit der Gedankenordnung. Für beides wird uns die Lektüre des Dramas, insbesondere des Schillerschen, sicherlich wegen seiner größeren Gedrängtheit und leichter zu erweisenden Einheitlichkeit eine Fülle wechselnder Anregungen geben. Sehr richtig beurteilt Goldscheider (a. a. O. S. 28/29 u. ö.) in diesem Sinne den Wert der dramatischen Lektüre auf der Schule. Der Schüler lernt auf die Hauptsache (die Haupthandlung) scharf zu achten, davon das minder Wichtige (Nebenhandlungen) und Nebensächliche (Episoden) klar zu unterscheiden. Wie man dieselben Gedanken und Empfindungen mit mehr oder weniger Worten mehr oder weniger klar und ausdrucksvoll wiedergeben kann, um nur dies eine Beispiel hier zu erwähnen, habe ich meine Schüler an Parallelstellen aus der „Jungfrau von Orleans“ und Körners „Zriny“ selbst finden lassen. Sie haben es gefunden und meist ganz richtig motiviert. Ein sachgemäßes Vorlesen der verglichenen Stellen tat sein Übriges. Was Einheitlichkeit im höchsten Sinne bedeutet, das kann man auch Sekundaner schon ahnen lassen bei der Lektüre des „Wallenstein“, wenn man sie in heuristischer Weise feststellen läßt, in welch engem Zeitrahmen sich dieses Riesendrama abspielt und wie sich alles, auch das Nebensächlichste, um das Schicksal des einen Menschen gruppiert.

Doch das Hauptgebiet für diese Zwecke ist entschieden die Prosalektüre. Hier ist nicht nur der Abstand der Gedanken und Gefühlskreise von denen des Schülers in der Regel kleiner, auch die Art des Ausdrucks ist für seine Zwecke gebräuchlicher. Vergleichungen von Ausdrücken und Satzbildungen, die von den Schülern in Aufsätzen und mündlichen Äußerungen gebraucht werden, mit Naheliegendem aus prosaischen Dichterwerken lassen sich, besonders wenn man ständig die dem Schüler bekannte Wirklichkeit zu Rate zieht, nach meinen Erfahrungen auch auf unserer Stufe sehr fruchtbringend gestalten. Ich habe sogar den Versuch gewagt, allerdings noch in anderer Absicht, eine Schilderung aus einer Erzählung von Rosegger mit einer ähnlichen aus einem modernen Hintertreppenroman in Vergleich zu setzen und die Schüler Schritt für Schritt, unter Hinweis auf

Digitized by Google

Bekanntes aus ihrem Gesichtskreis, finden lassen, warum jenes die echte Wirklichkeit wiedergebe, dieses aber ein aus Übertreibungen, Verdrehungen und Schlimmerem zusammengekleistertes Zerrbild sei. Daß solche Übungen in irgendeiner Weise ungünstig auf die Klasse gewirkt hätten, ist mir nicht aufgefallen. Wohl aber, daß in ihren Aufsätzen schiefe Vergleiche, nichtssagende Bilder u. a. verhältnismäßig selten waren, was freilich in erster Linie natürlich der Vorbereitung auf früheren Stufen zu danken war.

Zwei Kreise von Schriftwerken, die früher noch nicht genannt waren, verdienten weiter hier ihren Platz: Die wissenschaftliche Prosa und der Brief. Daß erstere in Untersekunda noch das eigentliche Feld der Disponierübungen ist, ist wohl kaum zu bestreiten.[1]) Der Brief aber muß in passender Auswahl natürlich, vermöge seines Charakters als unmittelbares Ausdrucksmittel des Menschen zum Menschen im Alltagsrock, geradezu als unvergleichlich in seinem Wert für die stilistische Anregung bezeichnet werden. Briefe, wie die Körners an seine Eltern[2]), der berühmte von Gneisenau[3]) an König Friedrich Wilhelm oder einige von Bismarck[4]) sollten in keiner Untersekunda unbesprochen bleiben. Daß sie auch im übrigen, richtig dargebracht, einen tiefen Eindruck hervorrufen, habe ich selbst erprobt. Es wird der stilistischen Wirkung nur zugute kommen.

Das Ethische. Wichtiger aber als alles dieses ist ein anderer Gesichtspunkt, um den sich nach meiner Ansicht der ganze Lektüreunterricht in Untersekunda zu gruppieren hat. Soll die Beschäftigung mit der deutschen Dichtung in der Schule und die Anregung zur Privatlektüre auch nur von geringem dauernden Nutzen, von praktischem Wert fürs Leben sein, so muß gerade in unserer Klasse mit allen Kräften darauf hingearbeitet werden, daß der Schüler wenigstens ahnend zu begreifen suche, warum der Dichter schafft, wozu er schafft und was er für uns schafft.

Für Knaben und eben heranwachsende Jünglinge steht naturgemäß der einzelne große Mann im Mittelpunkt der Betrachtung; an den kann er sich halten, ihn lieben, ihn bewundern, zu verstehen suchen.[5]) Wenn sich der deutsche Unterricht doch immer an diese Tatsache halten wollte! Wie vieles ergäbe sich in der Auswahl des Stoffes, seiner Behandlung in

1) Eine gut verwertbare Sammlung bietet das an den Hamburger Schulen eingeführte Meyer-Nagelsche Prosaheft. Sehr zu empfehlen scheinen mir auch die Musterstücke deutscher Prosa von O. Weise (II. Aufl. 1905). An solchen Zusammenstellungen ist ja überhaupt kein Mangel. Auch werden ja Schillers historische Schriften (Abfall der Niederlande und Dreißigjähriger Krieg) vielfach in Untersekunda gelesen.

2) Vgl. Goldscheider a. a. O. S. 320—322.

3) Vgl. z. B. Münch, Über Menschenart und Jugendbildung S. 141/42.

4) Vgl. z. B. Goldscheider a. a. O. S. 62.

5) Paul Cauer, Von deutscher Spracherziehung S. 7.

Digitized by Google

der Klasse, dem ganzen Ton des Unterrichts von selbst! Aber so wird bald ein möglichst reiches Sachwissen, bald formal stilistische Zwecke, die Ausbeutung für den Aufsatz, bald die möglichst allseitige Erklärung und Erfassung des Einzelwerks in den Vordergrund geschoben. Was ist es denn, was die Beschäftigung mit Dichtwerken auf der Schule für viele so völlig unfruchtbar macht? Einerseits die Erhebung des Dichterischen in eine Höhe, in eine geistige Exklusivität, zu der für den Knaben und Jüngling jede Brücke fehlt, anderseits die Betonung seines Wertes als literarisches Erzeugnis, des Formalen also im weitesten Sinne. Wenn irgendwo das Vorgehen gegen den großen „Papiernen“[1]) einsetzen sollte, hier müßte es sein. Daß es Menschen waren wie wir, mit denselben oder doch ähnlichen Gedanken, Gefühlen und Strebungen, nur in gewaltig gesteigerter Kraft, wie wir, wieviele Lehrer wagten das, noch in meiner Schulzeit klipp und klar auszusprechen, zu veranschaulichen an dem Alltäglichsten, das uns umgibt, an dem Drängen und Fragen der Gegenwart, das aus tausend Quellen in die Seele des heranwachsenden Jünglings dringt. Immer und immer wird da wieder die „Pietät“ vor den Großen unserer „Literatur“, ihre Unnahbarkeit dem Kleinen unseres Lebens, dem Denken und Fühlen des unreifen Schülers gegenüber betont. Als ob wir durch irgend etwas anderes in ein natürliches und lebendiges Verhältnis zu jenen Großen gelangen könnten als eben durch dieses, unser persönliches Leben, durch diese unsere Unreife hindurch, so groß oder so gering sie einmal ist. Was denkt man sich denn eigentlich darunter, daß man beständig die Un- oder Halbreife gewisser Klassenstufen gegenüber Werken Schillers und Goethes ausspielt? Bildet man sich vielleicht ein, ein Primaner, auch der begabteste, sei für „Tasso“ oder „Iphigenie“ reif? Darum allein kann es sich für uns handeln, ob wir auf der betreffenden Stufe irgend etwas Wertvolles erreichen, das auf dem Wege zu dem wahrhaften Verständnis jener Werke und ihrer Schöpfer liegt. Ist man sich denn darüber klar, daß man durch diese strikte Festlegung der Reifestufe für bestimmte Werke mit allen ihren Konsequenzen wissentlich das Bewußtsein des leidigen „Gehabthabens“ im Schüler fördert und dem idealen Wert des unendlichen Zieles bewußt entgegenarbeitet? Und wenn man schon solch ängstliches Behüten der Pietät vor unseren Klassikern für nötig hält, was hat in aller Welt Goethes „Hermann und Dorothea“ im Lehrplan der Untersekunda zu suchen!

Wenn ein Alter der Hoheit dieser Dichtung verständnislos, ja oft direkt roh gegenübersteht, so ist es dieses. Schlimm stünde es um die

1) Otto Schröder „Vom papiernen Stil“, Otto Anthes „Der papierne Drache“.

Digitized by Google

geistige Kraft, die unsere klassische Dichtung der Gegenwart einflößt, wenn sie dadurch, daß auch Halbreife sich das für sie Anregende und Wertvolle daraus entnehmen, an Wirksamkeit verlöre. Schlimm auch um die Lehrer, die nicht im Kleinsten das Größte ahnen lassen könnten, und deshalb lieber gleich ganz einpacken sollten. Stellt man sich auf solchen Standpunkt, dann lieber gleich die letzte Konsequenz und heraus aus dem Unterricht mit allem nicht streng Schulmäßigen und Lehrbaren.

Gott sei Dank sind wir aber noch nicht so weit, wie es Leute wie Arthur Bonus gern möchten! Daß es sich im Gegenteil an allen Ecken und Enden gegen den großen „Papiernen", der hier überall seine Hand im Spiel hat, regt, das zu beweisen ist ja der Hauptzweck dieser Arbeit. Und nun kommen wir zu dem Thema dieses Kapitels zurück. Leise deutet es Wilh. Münch an, wenn er sagt: „Auch von dem Leben, Fühlen und Handeln der großen Dichter könnte man vielfach lebendigere Bilder geben als üblich ist ... Überall wo Herzensverehrung und Liebe geweckt wird, da versprechen auch die vorbildlichen Anregungen eine gewissere Wirkung als wo nur Überlegenheit empfunden und Respekt oder Bewunderung gezollt wird".[1]) Klar und bestimmt sagt es Lyon: „Nichts vermag die Jugend so zu packen und zu fesseln als Persönlichkeit.[2]) Mit hinreißender Begeisterung aber predigt es Alfred Biese[3]): „Der Stoff muß innerlich verarbeitet werden. Dazu ist notwendig, daß wir selbst ihn klar in uns aufnehmen, ihn vorhandenen Vorstellungen assoziieren, diese selbst bereichern, unablässig vertiefen, immer neu schaffen. Und dann immer fragen von der untersten Stufe bis zur obersten: Was dachte er sich? Was bezweckte er? Welchen Eindruck rief er hervor? Was ging in seiner Seele vor? u. a. m.; denn nur durch Kenntnis des Seelenlebens anderer vertieft sich auch das eigene. Das Erleben anderer muß ein Selbsterleben, der Mensch als das größte, interessanteste Problem, muß in allen seinen Regungen belauscht werden, und das kann beim Märchen, beim kleinsten Liede, wie beim Epos und bei der Tragödie geschehen. Wer selbst ein Charakter werden will, muß für edle Charaktere sich begeistern und unedle Charaktere zu verabscheuen gelernt haben. Wie überhaupt ja dem Menschen nichts verständlicher ist als der Mensch, so ist auch dem Kinde und dem Knaben nichts interessanter als sich versenken in das Empfindungsleben des andern; er fühlt dann instinktiv die Schwingen der eigenen Seele wachsen."

Wie die Persönlichkeit eines großen Dichters im Unterricht zu entwickeln ist, mit ständiger Beziehung auf die Wirklichkeit um uns und ver-

1) Über Menschenart und Jugendbildung S. 216 und 217.
2) Handbuch für Lehrer höherer Schulen I. Abt. S. 211.
3) Pädagogik und Poesie S. 7/8.

Digitized by Google

gleichender Heranziehung selbst unserer jüngsten Dichtungen, dafür mögen die folgenden Sätze sprechen, die in der Monatsschrift für höhere Schulen (II, 31) stehen und die anscheinend von dem Herausgeber Geheimrat Matthias selbst herrühren. Es heißt da: „Nirgendwo sollte mehr Leben, Bewegung und vielseitige Ausschau herrschen als im deutschen Unterricht, nirgendwo mehr der Jugend zu eigenem Gedankenschaffen Freiheit und Anregung gegeben werden als hier. Immer sollte man im deutschen Unterricht Altes mit Neuem in Beziehung setzen und selbst Vergleiche unserer Klassiker mit den Modernen nicht scheuen, damit die Schüler zu dem, was draußen vorgeht, Stellung nehmen können und die Werke unserer großen Dichter nicht so sehr als „Schulgegenstände", die man „gehabt hat" auffassen, sondern als Lebenswerte, die immer neue poetische Empfindungen und ethische Gedanken auslösen."

Leben, Bewegung, vielseitige Ausschau! Selbstverständlich muß sich der Lehrer in Untersekunda darauf beschränken, eine solche Persönlichkeit in den Mittelpunkt zu stellen, und alle anderen, die eingehender betrachtet werden, auf diese beziehen, sei es im Gegensätzlichen oder im Übereinstimmenden. Am ungezwungensten wird sich auf unserer Stufe wohl immer die Beschäftigung mit Schiller ergeben, der ja auch bei dieser Altersstufe auf das vielseitigste Interesse und warme Empfänglichkeit stößt. Ich selbst habe meinen Unterricht von Schiller ausgehen und in ihm enden lassen. Nach einer kurzen literarhistorischen Einleitung wurde die „Jungfrau von Orleans" in der Klasse eingehend besprochen. Im Anschluß daran wurden auf Grund verbindlicher Privatlektüre — es waren dazu etwa zehn Wochen Zeit gelassen — die sämtlichen übrigen Dramen Schillers, die von den meisten zum Teil wenigstens schon gelesen oder auf der Bühne gesehen waren, im wesentlichen stofflich besprochen und zu den Hauptepochen aus dem Leben des Dichters in Beziehung gebracht. Dann wurde das Leben Schillers mit scharfer Herausarbeitung des starken sittlichen Grundzugs ausführlich erzählt und wiedererzählt. Das Ganze klang aus in den Goetheschen Epilog zur Glocke: „Und hinter ihm in wesenlosem Scheine, lag was uns alle bändigt, das Gemeine", in den gewaltigen sittlichen Eindruck, den der Mensch Schiller auf alle, die ihn näher kannten, machte. Nachdem so an dem Riesenwerk seiner dramatischen Kunst gleichsam der geistige Horizont der Persönlichkeit veranschaulicht und an seinem Leben sein idealer Charakter gezeigt war, ging ich über zu einer allgemeinen Betrachtung des Gegensatzes von Dichtung und Wahrheit und seiner Auflösung im echten Kunstwerk. Erläutert wurde dies an Gedichten von Schiller und Goethe, vor allem aber an zahlreichen nachklassischen und modernen Werken, die mir die Privatlektüre als Stoff bot. Begriffe

Digitized by Google

wie Idealismus, Realismus, Naturalismus, Optimismus, Pessimismus, klassisch, romantisch, epigonenhaft, die Unterschiede der verschiedenen Dichtungsarten und Stile wurden hierbei an zahlreichen Beispielen klar zu stellen versucht. Hier bot gleichfalls die Privatlektüre den Stoff in reichlichem Maße dar. Parallel mit dieser Entwickelung und sie schließlich krönend, ging der Nachweis der wunderbaren Einheit von Dichtung und Wahrheit in Schillers Dichten und Schaffen. Gedichte wie „Die Ideale", „Die Hoffnung", „Die Sehnsucht", „An die Freude", „Macht des Gesanges", die in der Klasse behandelt wurden, gaben hierfür neben bekannten Gestalten und Szenen aus den Dramen die geeigneten Anknüpfungspunkte. Die Aufzählung der Aufsatzthemen möge den Gang dieser Entwickelung noch einmal kurz veranschaulichen: 1) Wer war die Jungfrau von Orleans? (mit Beziehung darauf, was Schiller zur Beschäftigung mit diesem Stoff trieb) Klassenarbeit. 2) Schillers Dramen, ein Überblick, Klassenarbeit. 3) Hoffnungen und Ideale als sittliche Kräfte (etwas hoch gegriffen in der Überschrift, sollte aber lediglich eine möglichst aus eigenen Erfahrungen erläuternde Umschreibung des Inhalts der Gedichte „Die Ideale" und „Die Hoffnung" sein). Hausarbeit. 4) Was ich bin und was ich werden will (Lebenslauf und Wahl des Berufs) Klassenarbeit. 5) Was ist uns Schiller? Prüfungsaufsatz. Daß dieses Ziel nicht zu hoch gesteckt war, bewies das Resultat der Prüfung, das nach Einigung mit dem Korreferenten und Begutachtung des Direktors noch immer nahezu 40 Prozent „gute" „sehr gute" Aufsätze aufwies.

Was ich mit diesem allen zum letzten Ende aber erreichen wollte? — Das möge ein Kompetenterer für mich sagen: „Die Poesie soll für die Jugend vor allem das menschliche Seelenleben schön durchleuchten, seine edelsten Kräfte und seine dunkelsten Abgründe enthüllen, ohne lehrhafte Rede anschauliches Verständnis geben und das in der eigenen Seele Schlummernde wecken, indem sie, und insbesondere die am höchsten organisierte dramatische Poesie, das Innere des Menschen schauen läßt wie in einem reinen Spiegel, indem sie nicht Muster, nicht Schablonen vorführt, aber Typen und Typisches, einen Reichtum von Gestalten und Gefühlen, eine Mannigfaltigkeit von Lebenssphären, seelische Kämpfe und Entwickelungen, ringende, handelnde, leidende Menschen, samt all dem wogenden Leben von Trotz und Hingebung, von Haß und Liebe, Treue und Undank, Grimm und Reue, List und Leidenschaft, bietet sie eine Art von unmittelbarer und praktischer Psychologie; sie läßt zum voraus an der Schwelle des vollen Lebens die Menschenwelt in großen Linien schauen, nicht die alltägliche, kleine, die eben nur Verkümmerung und undurchsichtige Mischung ist; und in der wohltuenden Harmonie des Kunstwerks wird die Sprache der Wahrheit

Digitized by Google

volltönender. Poesie soll womöglich — das ist das Höchste, was wir hoffen — so in das Innere dringen, daß es gewissermaßen selbst Poesie werde, ein Herd starken, klaren und schwungvollen Fühlens, das die vorüberrauschende Zeit der Jugend und der ihr immanenten Poesie ganz überdauert."[1]) Dem ist nur dies eine noch hinzuzufügen, daß die Poesie auf der Schule sogar noch ein Weiteres soll. Sie soll nicht nur starkes und schwungvolles Fühlen, das klares Denken und kräftiges Wollen einschließt, hervorrufen, sondern dem Schüler in unmittelbar packender Weise zeigen, wie solches Fühlen in der Sprache seinen einfachen, natürlichen, kraftvollen Ausdruck findet und finden muß. Indem ihm so das Ideal der „schönen Wahrheit" in den besten Vorbildern anschaulich gemacht wird, treibt es ihn selbst zur Nachahmung, zur künstlerischen Beherrschung der Muttersprache.

Methodisches. Einige methodische Bemerkungen mögen das Erörterte noch näher erläutern. Sie erheben jedoch keineswegs Anspruch auf Vollständigkeit, da eine einmalige Erprobung naturgemäß zu viel Lücken läßt. Was vorweg die Einwände gegen die aus unserem Verfahren erfolgende doppelte Behandlung gewisser Dichtwerke auf der Schule betrifft, so sind sie eigentlich schon im vorigen Kapitel widerlegt. Jedem Alter das Seine! Dieser Grundsatz wird im allgemeinen nur so verwertet, daß die Schule sich verpflichtet fühlt, dies und jenes, möglichst viel auf jeder Stufe, nicht zu behandeln oder zu berühren. Daß jedes Alter auch seine ganz bestimmten Forderungen an die Lektüre hat und sich, wenn sie von der Schule nicht erfüllt werden, an unlautere Quellen wendet, das vergißt man nur zu leicht. Und ferner, in wievielfach wiederholter Aufnahme und Lektüre kommen wir Erwachsenen oft einer Dichtung langsam näher! Sollte ein ähnliches, einfacheres Verfahren nicht auch auf der Schule von Nutzen sein? Dagegen spielt man freilich die Verschiedenheit der Lehrer aus. Aber gerade darin sehe ich einen besonderen Vorzug, sonst könnte die Wiederholung in der Tat leicht ermüdend wirken. Und schließlich konzentrieren sich denn nicht alle Anklagen, die man gegen die Behandlung des Dichterischen in der Schule erhoben hat, am letzten Ende in dem Vorwurfe, daß zu viel, zu lang und zu breit über ein und dasselbe Werk gesprochen werde? Ist es denn nicht geradezu widersinnig, das Interesse eines halbreifen Jünglings ein Vierteljahr oder mehr noch auf ein Werk festzunageln? — eine Kraftanforderung, die, falls sie dauerndes Interesse erregen soll, vielen Erwachsenen schwer fallen würde zu erfüllen. Verteilen wir doch die Arbeit an den einzelnen Werken mehr. Ich bin überzeugt, Lehrer, Schüler und Kunstwerk verlieren nicht dabei.

1) Wilh. Münch, Über Menschenart und Jugendbildung S. 134.

Digitized by Google

Unter diesem Gesichtspunkt der Arbeitsverteilung muß vor allem die Beurteilung des Wertes der Privatlektüre erfolgen. Die Akten über ihre prinzipielle Bedeutung im deutschen Unterricht sind heute, nachdem die Lehrpläne sie in ihrem vollen Umfange anerkannt haben, so ziemlich geschlossen. Die Bedenken Goldscheiders (Lesestücke u. Schriftwerke S. 18/19, 70, 71, 72), die dieser anscheinend unter dem Einfluß Jägerscher Ideen (Lehrkunst u. Lehrhandwerk 2. Aufl. S. 304 u. 372) ausspricht, sind deswegen auch angesichts des überall konstatierten Erfolges recht wenig am Platze. Man kann sie entweder nur als rein theoretisch auffassen oder muß annehmen, daß er seine Versuche unter den denkbar ungünstigsten Bedingungen oder nicht mit der nötigen Lust und Teilnahme vorgenommen hat. Von einem schädlichen „Zwang", den selbst die verbindliche Privatlektüre auf den Schüler ausüben könnte, habe ich niemals etwas gemerkt, wie er auch wohl sonst kaum konstatiert worden ist. Im Gegenteil, die Teilnahme und Arbeitslust ist hier oft größer, als es im Interesse des übrigen Unterrichts wünschenswert sein kann, und es ist daher die Pflicht des Deutschlehrers, zurückzuhalten und zu mäßigen. Aber gerade darin, in der Fülle des Arbeitsstoffes, seiner freien Beherrschung und Auswahl durch den Lehrer liegt ein Moment, das die Einseitigkeit und das Schablonenhafte, das dem Massenunterricht doch immer anhaftet, wirkungsvoll ergänzt, und das nur der nicht anerkennen kann, der eben alles Selbständige und Individuelle aus dem Unterricht möglichst ausgeschaltet sehen will.[1]) In welchem Umfang und in welcher Weise die Privatlektüre für die Zwecke unseres Unterrichts heranzuziehen ist, wird später zu erörtern sein. Hier war nur die Einrichtung als solche zu erklären. Daß sie, abgesehen von ihrem allgemeinen Bildungswert, über den sich streiten läßt, ein stark anregendes und erzieherisches Moment enthält, genügt für unsere Absichten.

Das führt uns zu einer dritten Frage: Welche Schranken soll die Erklärung der Schul- und Hauslektüre einhalten? Der Grundsatz, daß wahrer künstlerischer Genuß nur durch Arbeit erkauft wird — oder ist inneres Kämpfen, Mühen, Streben etwa keine Arbeit? — gibt uns hierfür die Richtschnur. Wie es unbestreitbar ist, daß eine Menge streng lyrischer Gedichte ohne jede Erklärung allein durch den Vortrag wirken muß, ebenso unabweisbar ist es aber, daß solche Darbietungen dem Schüler stets nur als Preis für geleistete Arbeit geboten werden dürfen, eine Arbeit, die mit jenen in Beziehung stehende Werke, das Herausarbeiten des Lebens oder der Persönlichkeit des Dichters erforderten. Vor

1) Vgl. den Bericht der XIV. Direktorenversammlung der Provinz Westfalen Bd. 69, 81.

Digitized by Google

einem freilich muß man sich hüten, die Stimmung zur Aufnahme solcher Dichtungen künstlich vorzubereiten. Wirken sie nach der allgemeinen Anregung zur Empfänglichkeit nicht aus sich, so kann auch die Stimmungsmacherei mit allerlei verwandten oder ähnlichen Gedichten, Bildern und Vergleichen nur ablenkend wirken, nicht konzentrierend. Auch hierfür gilt wie überhaupt für alles Erklären des Poetischen das Wort Münchs[1]): „Interesse wird oft mehr gesichert durch Schweigen als durch Reden: den Gegenständen selbst muß ihre Kraft bleiben, Interesse zu wecken. Und ein Maß von Unerklärtem, von noch zu Suchendem, vielleicht von Geheimnisvollem ist dem Interesse sehr günstig. Stärker als das Interesse für das Sonnenklare ist das für das noch etwas im Dunkeln Liegende. Die sicherste didaktische Methode kann der höheren, erzieherischen Aufgabe gefährlich werden." Beschränkung in der Wort- und Sacherklärung auf das Notwendigste ist daher in allen Fällen dringendes Erfordernis. Aus diesem Grunde sind noch fast alle neueren Schulausgaben mit ihren gehäuften Anmerkungen, literarhistorischen Einleitungen, Aufsatzthemen, Sentenzensammlungen im Prinzip für den Gebrauch des Schülers zu verwerfen. Nicht nur, daß sie diesem ein ganz falsches Bild von dem Zweck und der Bedeutung des Werkes geben, sie lenken ihn auch auf Schritt und Tritt auf Abwege und zwingen den Lehrer geradezu, alle diese möglichen Abwege gleichfalls zu gehen, falls er nicht vor dem Schüler als unwissend dastehen und diesen zu offenem und verstecktem Widerspruch verleiten will. Bei der Einmütigkeit der Didaktiker des deutschen Unterrichts in der Verurteilung solcher Ausgaben ist es eigentlich zu verwundern, daß in dieser Frage von autoritativer Seite für die höheren Schulen noch kein Machtwort gesprochen worden ist.

Anhangsweise sei hier die Frage berührt, in welchem Umfange ein großes Werk, z. B. ein Drama, in der Klasse zu lesen ist. In diesem Punkte gehen die Meinungen bekanntlich sehr auseinander. Meine Ansicht geht dahin, daß ein solches Werk nur in seinen wichtigsten und bedeutsamsten Teilen in der Klasse zu lesen ist, während über das übrige nur ausführlich referiert wird. Eine Gefahr für die einheitliche Erfassung des Kunstwerks ist daraus auf der Stufe der Untersekunda wenigstens nicht zu befürchten, da hier der Schüler noch sehr von Nebensächlichem abgelenkt wird und eine geschickte Auswahl nur konzentrierend wirken kann. Die Freude am Vorlesen soll man dem Schüler natürlich nicht ganz versagen, schon allein dieser Freude wegen. Aber wenn schon solch massenhafte Zeit für Vorleseübungen erübrigt ist, dann sollte man sie doch billigerweise

1) Geist des Lehramts S. 330.

Digitized by Google

auch dem Vortrag von guter Prosa zukommen lassen. Sachgemäßer werden solche Übungen sicherlich ausfallen.

Einen weiteren wichtigen Punkt betrifft die Frage, welche Freiheit man dem persönlichen Urteil, der Kritik des Schülers bei der Behandlung von Dichtungen lassen soll! Nachdem dieses Gebiet der Selbstbetätigung des Schülers im Unterricht lange Zeit streng verpönt war, hat es neuerdings in Wilh. Münch einen, wenn auch vorsichtigen, so doch warmen Verteidiger gefunden.[1]) Warum dem Schüler gerade hier das bescheidene Aussprechen eines Werturteiles über ihm genau Bekanntes vorenthalten werden soll, zu dem es gerade den noch halbwegs naiv genießenden Menschen auf Schritt und Tritt drängt, und zu dem er auf anderen Gebieten und vor allem außerhalb der Schule ständig angeleitet und angetrieben wird, ist nicht einzusehen. Auch hier hat offenbar der große „Papierne" seine Hände im Spiel. Man fürchtet für den Buchstaben und merkt nicht, welche unendlichen Möglichkeiten oft in einem Wort stecken und daß ein blind hingenommenes sogenanntes reifes, autoritatives Urteil auf alle Fälle weniger Wert hat als ein selbst gefundenes, halbreifes oder gar unreifes. Jedem Alter das Seine! Auf der einen Seite betont man die Unreife mit Nachdruck, auf der anderen will man es aber nicht Wort haben und verlangt, daß dem Unreifen das Allerreifste nur gerade so von selbst kommen müsse. Wo bleibt da die Natürlichkeit des Aufstiegs? Selbstverständlich sollen wir durch Vorbild und Belehrung zur Reife erziehen, aber aus der Unreife herauf, nicht von oben herab. Der große „Papierne" steigt nur ungern von seinem Thron, aber er muß. Sonst mag der Abstand wohl äußerlich vertuscht werden, innerlich aber fehlen jede Beziehungen zwischen dem, der gibt und dem, der nimmt. Blasiertheit und Frühreife, sagt man, züchte solches Urteilen. Es fragt sich, wenn man genau zusieht, wo die größte Blasiertheit liegt.

Hiermit hängt ein anderes zusammen, die Behandlung sogenannter anstößiger Stellen. Wer sich darüber belehren will, der lese nach, was Oskar Jäger (Lehrkunst u. Lehrhandwerk 2. Aufl. S. 263) über die Weckung des sittlichen Schönheitsgefühls sagt. Hier, wie überall bei dem Erörterten gilt es als oberster Grundsatz, mit dem Schüler zu fühlen, auf sein Niveau hinabzusteigen und ihn von da mit Takt und Feingefühl langsam emporzuführen. In welchen Stunden dies aber, zum freudigen Bewußtsein des Lehrers, am schönsten gelingt, das sagen jedem die eigenen Erfahrungen. Mir waren es immer diejenigen, in denen ich im lebhaftesten Hinundwieder der Fragen mit Antworten selbst etwas Neues aus der

1) Aus Welt und Schule, Neue Aufsätze. Berlin 1904. S. 90ff. bes. S. 92, 97/98.

Digitized by Google

Seele des Schülers erfuhr. Merkt dies der Schüler, und er soll es merken, dann begreift er, daß auch der Lehrer noch ein Lernender ist, und daß es noch ein Höheres gibt als für den Lehrer und die Schule zu lernen. Das treibt ihn zu neuem Eifer an. Und in diesem Wechselspiel von Empfangen und Genießen, Eifer und Arbeit, ahnt er vielleicht etwas, was rechtes Bildungsstreben ist. Und wenn auch nicht, „die höheren Forderungen sind an sich schon schätzbarer, auch unerfüllt, als niedrige, ganz erfüllte!" — sagt Goethe.

Fassen wir das über die Methode des Lektüreunterrichts Gesagte noch einmal zusammen, so möge wiederum Wilhelm Münch als Eideshelfer dienen. In seinem schönen Aufsatz „Poesie und Erziehung" (über Menschenart und Jugendbildung S. 131) schildert er das Wesen dieser Methode wie folgt: „Es vollzieht und zeigt sich mehr in einzelnen Momenten, als im zusammenhängenden Ganzen, in dem Berühren und Treffen der rechten Punkte, in dem Finden der rechten Beziehungen, in dem Gefühl für die drüben vorhandene Empfänglichkeit, in dem Anschlagen des rechten Tones, in Miene, Blick und Stimme, nicht zum wenigsten auch in der Beschränkung, in dem Verschweigen von gar manchem, das herausgeredet werden könnte, in dem rechten Maß für das Nebensächliche und für das Große. Es gehört dazu auch die Befähigung lebendig wiederzugeben, was in den gedruckten Buchstaben nur ein Halbtotes ist, nur in einer Art Verpuppung vorliegt, die sich erst wieder lösen muß, eben durch das erklingende Wort. Der gute Vortrag ist mehr als die beste Erklärung, ihn leisten zu sollen, adelt die gesamte Aufgabe des Sprachlehrers, gibt der Arbeitsprosa eine festliche Unterbrechung; es läßt den Vortragenden selbst und die Hörer erst nacherleben, was der Dichter, in dem sich die Kunst volleren Empfindens mit der Gabe edlen Ausdrucks kreuzt, in seinem Innern erlebt hat."

Vorträge und Aufsätze.

Und nun zum Schluß. Von den Forderungen zum Erreichbaren, vom Unerfüllten zum Erfüllten. Wie soll es sich handgreiflich und meßbar erweisen, was die Forderungen und all das Unerfüllte Nützliches und Brauchbares geleistet haben? Vortrag und Aufsatz sind unsere einzige und letzte Zuflucht.

Über den Wert der Vorträge im deutschen Unterricht wurde lange Zeit gestritten. Noch Rud. Lehmann konnte solche Übungen als „von den Theoretikern nahezu einstimmig verurteilt" bezeichnen.[1]) Inzwischen aber hat sich die Auffassung, wenn das Urteil Lehmanns überhaupt in solchem

1) Der deutsche Unterricht S. 104.

Digitized by Google

Umfange berechtigt war, sehr geändert. In allen Lehrplänen spielen die mündlichen Referate und freien Vorträge eine wichtige Rolle und, ganz abgesehen von den zahllosen Erörterungen über ihren Wert in pädagogischen Werken und Zeitschriften, haben sich auch mehrere preußische Direktorenversammlungen[1]) sehr entschieden und weitausgreifend für ihre Brauchbarkeit und Nützlichkeit im deutschen Unterricht ausgesprochen. Wie es nämlich Tatsache ist, daß die durchschnittliche Redesicherheit des Deutschen nicht hervorragend ist, so ist es als erwiesen anzusehen, daß die Schule an diesem Übelstand zum Teil wenigstens schuld ist. Übungen im zusammenhängenden, mündlichen Vortrag gab es noch in meiner Schulzeit auf der Oberstufe so gut wie nicht im deutschen Unterricht. Fragt man nach der Berechtigung eines solchen Zustandes, so steht man wie vor einem Rätsel. Daß der schriftliche Ausdruck in der Muttersprache vor dem mündlichen jemals einen solchen Vorsprung gewinnen konnte auf unseren höheren Schulen, spricht für sich. Das ist aber inzwischen, wie gesagt, ganz anders geworden und eine solch nebensächliche Behandlung, wie sie der Vortrag z. B. in den beiden Teilen des Matthiasschen Handbuchs durch Goldscheider und Geyer erfährt, dürfte heute wohl kaum allgemeine Billigung finden. Man braucht sich ja nicht ganz auf den Standpunkt der begeisterten Apologie des „Unzulänglichen" als produktive Kraft durch Otto Lyon zu stellen[2]) und wird doch anerkennen müssen, daß dem mehr oder weniger freien Vortrag des Schülers eine anregende und erziehende Kraft innewohnt, die für den deutschen Unterricht nicht auszunutzen, einer Pflichtversäumnis gleichkäme. Von dem Standpunkt unserer Zielsetzung für den deutschen Unterricht natürlich. Darum kann ich auch die Auffassung nicht glücklich finden, daß Lyon ausdrücklich den Aufsatz und den freien Vortrag und nicht die Lektüre als Mittelpunkt des deutschen Unterrichts betrachtet sehen will.[3]) Darin liegt doch eine Verschiebung der Begriffe, die verwirrt. Mittelpunkt muß und wird stets die Lektüre, ihre stoffliche Erfassung und geistige Verarbeitung bleiben. Das uns bewußt und unbewußt vorschwebende Ziel all dieser Tätigkeit ist freilich die Erziehung zur Beherrschung des mündlichen und schriftlichen Ausdrucks der Muttersprache. Nimmt man aber der Lektüre jene mitbeherrschende Stellung, woraus sollte der Schüler die ideale Bedeutung jener Erziehung begreifen lernen? Von da ist es zur Bestimmung des nüchternen praktischen Zweckes als letztes Ziel nur noch ein Schritt. Die Bedeutung der Vorträge für unseren Zweck ist mir in ihrem Wert für die Erziehung zum Selbstvertrauen, zur Selbständigkeit und zur Freiheit und Sicherheit des Auf-

1) So die IX. der Prov. Sachsen (Bd. 64, 257 ff.).

2) Handbuch f. Lehrer höherer Schulen I. Abt. S. 194 ff. 3) A. a. O. S. 196.

Digitized by Google

tretens von vornherein gegeben[1]), ganz abgesehen von dem Moment des Lebens und der Freude, das ihre Verwendung in den Unterricht bringt. Eine andere Frage ist die nach ihrer geistbildenden Wirkung. Hier ist auf zweierlei zu verweisen, auf die Erweiterung des Gesichtsfeldes, die die Vorbereitung für den Vortrag dem Schüler in jedem einzelnen Falle bringt, und auf die Konzentration, die das Thema und die für den Vortrag gegebene knappe Zeit in der Stunde verlangen, und deren Grad der Vortragende an der Aufmerksamkeit und der Kritik seines Publikums ganz unmittelbar selbst kontrollieren kann. Selbstverständlich muß hier das meiste der allmählichen Heranbildung überlassen bleiben. Erfolge werden sich aber bald in der äußeren und inneren Sicherheit der vor die Klasse Tretenden zeigen. Von solchen nachteiligen Folgen wie Unaufmerksamkeit und Trägheit des Auditoriums oder gar übermütigen Störungsversuchen habe ich in meiner Klasse — und sie war im Betragen sonst wahrlich keine von den besten — niemals auch nur das geringste erfahren. Im Gegenteil, das Mannigfache des stofflich Interessanten, das rückhaltlose Lob, das stets in sofortiger Zensierung seine Bestätigung fand, aber auch der erbarmungslose Tadel durch Klasse und Lehrer, reizten zu einem Wettstreit, der die Teilnahme und Freude an diesen Übungen allmählich so steigerte, daß ich wiederholtem Drängen der ganzen Klasse schließlich nachgab und diese fast vollzählig mehrere Male zu ähnlicher Beschäftigung abends in der Schule ein bis zwei Stunden vereinigte. Daß auch hier die Schüler kaum zum Nachhausegehen zu bringen waren, und daß schließlich der Direktor diesen Übungen in dem Bedenken, es möchte unmittelbar vor dem Examen den Eltern zu viel werden, ein vorzeitiges Ende bereiten mußte, sei hier nur nebenher bemerkt. — Der Erfolg solcher Übungen hängt freilich durchaus von der Handhabung, der Auswahl der Themen, der Anregung zur Privatlektüre, ihrer stillschweigenden, auf keinen Fall von oben herab meisternden Leitung und Regelung durch den Lehrer, der lebendigen Besprechung und Einreihung in das Ganze des Unterrichts ab. Für diese Zwecke hat man sich daran zu halten, daß der Stoff der Vorträge in der Regel der ganzen Klasse bekannt sein muß, was sich bei verdächtigen Schülern leicht durch Zwischenfragen oder bei der Besprechung feststellen läßt. Der Stoff (in unserem Falle die oben angegebene Dramenreihe von Schiller bis Anzengruber) wird, nachdem ihn sich der Lehrer im voraus natürlich in großen Umrissen zurechtgelegt hat, Woche für Woche als verbindliche Privatlektüre aufgegeben. Daraus werden die einzelnen Themen, im wesentlichen natürlich Referate, Inhaltsangaben,

1) Vgl. Bericht der preußischen Direktorenversammlung Bd. 64 S. 257 f.

Digitized by Google

Lebensbeschreibungen und ähnliches zur freien Wahl gestellt. Passende anderweitige Vorschläge werden jederzeit mit Anerkennung angenommen und eine Erweiterung auf das allgemeine Ziel des Unterrichts hin über die ursprüngliche Stoffreihe hinaus von Anfang an in die Wege geleitet. Auf diese Weise kommt das Lyrische und Epische zu seinem Recht, und Dichter wie Eichendorff, Chamisso, Uhland, Hauff, Mörike, Klaus Groth, Liliencron, Storm, Freytag, Fontane, Raabe, Fritz Reuter, Rosegger oder andere, von denen die meisten Schüler das eine oder andere, in der Regel wohl sehr vieles kennen, gelangen zu eingehender Betrachtung und Würdigung.

Daß nur sehr wenige es fertig bringen, ganz frei zu sprechen, ist durchaus kein Schaden. Eine skizzierte schriftliche Ausarbeitung oder ausführliche Disposition muß immer verlangt werden, aber auch gegen eine wörtliche Ausarbeitung ist nichts einzuwenden, wenn man nur beständig darauf hinweist, daß eine solche nicht nötig, ja im Grunde überflüssig sei. Wendet man nun dagegen ein, daß diese Art der Übung auf ein Auswendiglernen von Aufsätzen hinauslaufe, so ist darauf zu erwidern, daß auch das immer noch nützlich ist, wenn es nur die Ausnahme der schwächer Begabten bleibt. Wie wenig hier ein Tugendstolz der Erwachsenen gegenüber den Schülerleistungen am Platze ist, dafür mögen die zahllosen „Redner" zeugen, deren Ansprachen und Festreden niemals ohne wortgetreue Unterlage gehalten worden wären. Das Ideal ist das freilich nicht, aber Sicherheit im Halten auswendig gelernter Reden ist unter Umständen immer noch mehr wert als Unbehilflichkeit im Reden überhaupt. Und damit erledigt sich auch der Vorwurf, daß der Schüler stellenweise seine Vorlage wortgetreu benutze. Daß sich dies in angemessenen Grenzen halte, oder mit deutlichem Hinweis am Anfang des Vortrags oder an der betreffenden Stelle geschehe, dafür ist der Lehrer verantwortlich. Dazu gehört freilich, daß er die Unterlagen des Vortrags genau kennt und beherrscht. Wo sich daher diese über das Niveau einer Inhaltsangabe erhebt, die für unsere Stufe allerdings die Regel sein muß und z. B. eine kurze Lebensbeschreibung oder eine literargeschichtliche Zusammenfassung (die Dichter der Befreiungskriege, Leben und Proben) gibt, da hat der Lehrer die Unterlage selbst genau anzugeben, eventuell dem Schüler in die Hand zu geben und jede Abweichung davon streng zurückzuweisen. In dieser Beschränkung wird die Einrichtung der Vorträge, der festen Überzeugung bin ich, auf allen Stufen eine Quelle reicher Anregung und Belehrung sein.

Neben die Vorträge tritt, als zweiter, mittelbarer, aber mit weit größerer Vorsicht zu benutzender Erweis des praktisch Erreichten der Auf-

Digitized by Google

satz. Ich kann mich hier nicht auf den Prinzipienstreit einlassen, der auf dem Gebiet des deutschen Aufsatzunterrichts heute schärfer als je die Geister trennt und nach den neuesten Veröffentlichungen zu urteilen in absehbarer Zeit wohl auch noch nicht zu einer Einigung geführt werden wird. Männer wie Lehmann und Geyer auf der einen, Hildebrand, Lyon und die unendliche Zahl der Kunsterzieher auf der anderen Seite.[1]) Dort Vorschiebung des formalen, stilistischen Zweckes, hier des Produktiven, Künstlerischen im weiteren und engeren Sinne. Dort die Betonung des engen Anschlusses an die Lektüre, hier des Erlebens und des Erfahrens der Schülerseele. Dort, um es scharf zu trennen, die Charakterisierung der Aufsatzübung als Mittel zur Selbstzucht, zur Klarheit und Folgerichtigkeit der Gedankenordnung, Erfassung des Allgemeingültigen, Richtigen, hier, als Tummelplatz für den Schüler, aus sich herauszutreten, des Gefühls und der Phantasie, des sonst nicht immer gepflegten Freiheitsbedürfnisses, der stolzen Freude des schöpferischen Individuums. Wenn sich dieser Gegensatz naturgemäß auch schon im Unterricht der Unter- und Mittelklassen geltend macht, so kommt er doch erst zur vollen Schärfe auf der obersten Stufe.

Für unsere Stufe müssen wir, unabhängig von dem, was vorher war oder nachher sein wird, in folgerichtiger Durchführung unserer allgemeinen Grundsätze der zweiten Auffassung recht geben. Für uns muß es als oberste Richtschnur gelten, was Rud. Hildebrand so schön ausgedrückt hat[2]): „Das und das allein ist auch die wahre Aufgabe der Stilübung: erst den eigenen Inhalt der Schülerseele herauszulocken und daran die Form zu bilden." Im Grunde gilt also auch hier das meiste von dem im vorigen Kapitel Bemerkten. Der Aufsatz in der Schule muß, wenn er seinem innersten Zweck entsprechen soll, absolut den Charakter des Schreckgespensthaften und Alpdruckmäßigen ablegen, er soll dem Schüler vielmehr willkommener Anlaß sein, sich in einer Weise zu betätigen, der gegenüber die Schule sich in den übrigen Fächern fast verschließt. Dazu ist freilich nötig, daß die Aufsatzaufgabe ebenso wie aus dem Stoff des Unterrichts, aus der Lust und dem Eifer, den die Klasse diesem Unterricht entgegenbringt, hervorwachsen muß. Mit anderen Worten, der Schüler muß, wenn auch oft nur stillschweigend mitbestimmend auf die Wahl dieser Aufgabe einwirken. Wie dies z. B. unter Einwirkung der Privatlektüre geschehen kann, das hat

1) Man vgl. hierzu: Lehmann „Der deutsche Unterricht" S. 90, 149, 190, 195, 199, 215 u. ö.; Geyer „Der deutsche Aufsatz" S. 111, 305 ff. u. ö.; Lyon „Handbuch f. Lehrer höherer Schulen" I. Abt. S. 191 ff.; Otto Anthes „Der papierne Drache"; Prof. W. Heinzelmann in Lehrproben u. Lehrgängen Heft 59, 20 ff.

2) Vgl. Deutsch. Sprachunterricht 4. Aufl. S. 55.

Digitized by Google

u. a. Dr. Adler in dem oben zitierten Aufsatz über die Behandlung von Raabes schwarzer Galeere in der Untersekunda sehr anschaulich gezeigt. Sehr richtig sagt Lyon a. a. O. S. 194: „Die Übungen im mündlichen und schriftlichen Gedankenaustausch (worunter natürlich auch die zahlreichen, möglichst regelmäßig von Stunde zu Stunde aufzugebenden kleinen Kladdenarbeiten, wie Inhaltsangaben, Charakteristiken, Vergleiche zu verstehen sind. Der Verfasser.) können gar nicht vielseitig, verschiedenartig und mannigfaltig genug sein . . . Nichts ist vom übel als die Einseitigkeit; sie macht unsere Jugend unbeholfen, schwerfällig und befangen . . . Daß die Vielseitigkeit nicht zu einer Verflüchtigung und Verflachung führt, dafür sorgt die einheitliche und lebendige Persönlichkeit des Lehrers, die nach der Individualität des Schülers die Forderungen abzumessen und abzuändern hat. Gerade durch reiche Abwechselung in den Übungen wird diesen alles Schablonenhafte und Pedantische abgestreift, und es werden dadurch auch die verschiedensten Seelenkräfte und Ausdrucksfähigkeiten geweckt und gefördert." Von nicht zu unterschätzendem Wert sind auf diesem Weg allerlei äußerliche Mittel, wie daß man vor der Arbeit nicht zu viel Aufhebens davon mache, nicht den ganzen Unterricht darauf zuspitze, bei der Niederschrift die Schüler möglichst das Aufgabenmäßige vergessen lasse, sie Ausdrücke wie Thema, Aufgabe, Aufsatz oder die schematischen Bezeichnungen aus der Dispositionslehre in dem Aufsatz selbst zu vermeiden anleite und sie anhalte, ohne alle Nebengedanken frischweg über das Verlangte ihre Gedanken niederzuschreiben. Fehlt selbst einmal die Disposition vor der Arbeit, so ist das auch nicht so schlimm, da man es oft findet, daß die besten Aufsätze nach schlechter Disposition gearbeitet sind. Disponieren und Aufsatzschreiben ist eben keineswegs immer dasselbe. Bei der Korrektur und Rückgabe der Aufsätze vermeide man alle Pedanterie und spare vor allem die rote Tinte. Nicht die Persönlichkeit des Herrn Lehrers und seine Auffassung der Sache ist bei dem Aufsatz das Ausschlaggebende, sondern die Auffassung der Schüler. So gerecht und streng die Beurteilung sei, allzuviele Worte besonders vom erhabenen, allgemeinen Standpunkt aus nützen hier so wenig wie bei der Korrektur. Man soll aus dem Aufsatz keine Haupt- und Staatsaktion machen, damit er um so natürlicher aus dem Unterricht hervorgehe.

Hiermit ist schon gesagt, daß auch die Auffassung nicht richtig sein kann, die die Lektüre schon von vornherein unter dem Gesichtspunkt irgendeines Aufsatzthemas behandelt wissen will[1]). Damit würde nicht nur der Dichtung einigermaßen Gewalt angetan, sondern auch für die schriftliche Übung gerade das Gegenteil von Natürlichkeit und Selbstverständlichkeit

1) Oder verstehe ich O. Lyon (Zeitschr. f. d. deutschen Unterr. X. 456 ff.) darin falsch?

Digitized by Google

erreicht. Tiefer und erschöpfender erfaßt das hier vorliegende Problem ein Satz, den die XIV. Direktorenversammlung der Provinz Pommern (Bd. 66, 103) formulierte: „Die Empfindung für die Schönheit der Werke redender Kunst aber bildet in allen Klassen der Schule nur die Vorbedingung für die eigene Tätigkeit der Schüler auf diesem Feld. Der Kunstsinn muß überall zur Kunst werden." Diesem obersten Zweck dienten in dem Unterrichtsgang, der dieser Arbeit zugrunde liegt, in erster Linie die beiden Aufgaben „Hoffnungen und Ideale als sittliche Kräfte" (erläutert an Schillers Gedichten „Die Ideale und die Hoffnung")[1] und „Was ich bin und was ich werden will" (Lebenslauf und Berufswahl.)

Den radikalen Verfechtern der Wahlfreiheit und des produktiven Charakters der Aufsatzübungen gegenüber muß aber entschieden darauf hingewiesen werden, daß die Übung im schriftlichen Ausdruck neben ihrem Hauptziel ihre Nebenzwecke auf keiner Stufe vernachlässigen darf. Hierzu gehört in erster Linie die rein formale Beherrschung des schriftlichen Ausdrucks, über die im ersten Abschnitt gesprochen ist. Dann aber tritt dazu die Pflicht der logischen Gedankenschulung, die in den Disponierübungen ihr günstigstes Feld hat, und der im weiteren Sinne das erste Thema meines Unterrichts „Wer war die Jungfrau von Orleans?" (Klassenarbeit)[2] gewidmet war, da es hier den Schülern vor allem aufgegeben war, das Bild, das Schiller entwirft, von dem, was den Schülern aus der Geschichte bekannt war, reinlich zu scheiden. Zuletzt tritt der Aufsatz aber auch in den Dienst der Zusammenfassung eines größeren Gebietes aus dem im Unterricht und in der Privatlektüre Erworbenen. Diese Arbeit leistete mein zweites Thema, das gleichfalls in der Klasse behandelt wurde „Schillers Dramen. Ein Überblick". Eine möglichst viel umfassende Verwertung alles Erreichten sollte schließlich das Prüfungsthema „Was ist uns Schiller?" zur Anschauung bringen. Inwieweit mir dies gelungen ist, davon mag eine Zusammenstellung des endgültigen Resultats Zeugnis geben. Es erhielten die Note:

Sehr gut:	5	Mangelhaft:	7
Gut:	11	Ungenügend:	
Genügend:	18		

1) Durchaus zutreffend ist, was Paul Hellwig in einem der angeführten Aufsätze in der Monatsschrift f. höh. Schulen über diese Klasse von Themen sagt: „Unzweifelhaft ist diese Art von Aufgaben für die Klassenstufen sehr beachtenswert. Sie trägt zur Veranschaulichung eines allgemeinen Satzes bei, nötigt zur strengen Sichtung und Gliederung des vorhandenen Stoffes und hindert endlich durch ihre Beschränkung, daß sich der Schüler ins Allgemeine, in bloße Redensarten verliere."

2) Vgl. Geyer a. a. O. S. 196.

Digitized by Google

Schluß.

So sind wir am Ende. Hinzuzufügen ist nichts mehr. Die Arbeit muß für sich selbst sprechen, da ja ihr Ziel, an einem praktischen Fall zu erweisen, daß Persönlichkeit und Freiheit das Wesen des deutschen Unterrichts ausmachen sollten, soweit diese in unserem Schulbetrieb überhaupt Geltung erlangen können, am Schluß der Einleitung klar ausgesprochen ist. Von einem Gesichtspunkt ließ ich mich freilich bei allen Erörterungen leiten, der bisher vielleicht noch nicht deutlich genug zum Ausdruck gekommen ist. Es ist der, daß die Schüler unserer höheren Lehranstalten heute im allgemeinen nicht das leisten, was sie leisten könnten, und daß sie es nicht leisten, weil es ihnen nicht in der richtigen Weise zugemutet wird. Ein Grundfehler gerade der meisten Didaktiker des deutschen Unterrichts ist es nach meiner Ansicht, daß sie von dem Schüler und von dem Lehrer viel zu gering denken. Beides färbt deutlich auf die Praxis ab. Weckt in unseren Jungen wieder das rechte Könnerbewußtsein und in unseren Lehrern den Stolz des Erziehens und ihr werdet sehen, was beide leisten können. „Die Entfaltung der Selbsttätigkeit macht den Schüler glücklich und froh und leitet ihn mit Sicherheit zu dem Ziel aller Schulung: Zur Kraftbildung, zur Beherrschung und Klärung seines dunkeln Trieblebens und zur klaren Festigkeit in den Grundlagen alles dessen, wozu ihn später Wissenschaft, Kunst, Leben als zu seinem eigentlichen Lebenskreise führen . . . Selbsttätig will die Jugend sein, und sie ist des Lehrers eigentlich nur um deswillen bedürftig, daß ihr mächtiger Tätigkeitstrieb vor Irrwegen bewahrt, richtig abgemessen, sorglich entwickelt, gesteigert und auf die rechten Ziele gelenkt wird.“[1])

Der Sprachdummheiten dritte Auflage.[2])

Von Dr. **J. Ernst Wülfing** in Bonn.

„Eine lebendige Sprache fixiren wollen ist ein Hirngespinst“, sagte Adelung 1783. Es bezieht sich das eigentlich aufs Wörterbuchschreiben, sagt aber doch auch allgemeiner, daß eine lebendige Sprache eben dauernd lebt und webt, und wächst und wird, und daß sie sich in noch so gutgemeinte Regelpanzer nicht hineinzwingen läßt, sondern frei die Brust im Strome der Zeit baden und stärken will. Und von diesem Standpunkte aus wäre denn ja Wustmanns und aller anderen „Sprachfreunde“ Arbeit auch eitel

1) O. Lyon im Handb. f. Lehrer höh. Lehranst. I. Abt. S. 201 und 202.

2) Wustmann, Gustav, Allerhand Sprachdummheiten. 3. verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow, 1903. XX und 473 Seiten. M. 2.50.

Digitized by Google

und vergebens? In gewisser Beziehung „ja“, und doch auch „mitnichten“! Entwickelt hat sich unsere Haupt- und Heldensprache durch die Jahrhunderte stets, aber sie ist auch bisher stets gesund und stark genug gewesen, um ungesunde Auswüchse, ohne die es bei keiner Entwickelung abgeht, selbst wieder abzustoßen. Mit berechtigtem Zweifel aber darf man im jetzigen „Zeitalter des Verkehrs“ fragen: Ist sie es noch? Oder besser: Sind alle die Hände, durch die und von denen heute unsere Schriftsprache — um diese handelt es sich ja hier nur — geschrieben wird, sind sie gewandt genug, um die Spreu vom Weizen im Leben der Sprache zu sondern? Sind sie stark genug, um Schädlinge, die die Mode auf ihrem breiten Strome mit sich treibt, ihrer Feder fernzuhalten? Und da lautet eben die Antwort: „Nein!“ und abermals „Nein!“ Es sind eben heutzutage allzuviel Federfuchser an der Arbeit, und sobald einmal ein neues, glücklich gebildetes Wort oder eine gute Wendung auftaucht, meinen Hunderte von jenen, sie müßten sie bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit anwenden, oder — was noch schlimmer ist — sie könnten auch so etwas „machen“; und so entstehen eben die vielen, vielen „Sprachdummheiten“, gegen die zuerst mit großem Erfolge aufgetreten zu sein das unvergängliche Verdienst Wustmanns bleiben wird. Diesen großen Erfolg verdankt Wustmann zum Teil seiner derben Art, die zwar oft allzu derb sein mag, aber doch die einzige ist, um uns, im ganzen so dickfelligen Deutschen einmal ein rechtes Licht aufzustecken. Und daß er damit das Richtige getroffen hat, das beweist doch auch schon der Umstand, daß, während seine Vorgänger nur wenig gelesen worden sind, von seinem Buche nun schon die dritte Auflage nötig geworden ist, die gleich in 20000 Abdrücken übers Reich versendet wird: und wer weiß, in wie vielen die ersten beiden Auflagen von 1891 und 1896 verbreitet worden sind? Wer vermag zu sagen, wie vielen „Sprachdummen“ durch Wustmann das Licht der Sprachklugheit aufgegangen ist, und wie viele der Sprache gleichgültig gegenüberstehende Männer und Frauen er aus dieser Gleichgültigkeit gründlichst aufgerüttelt und aufgeschüttelt hat! Ein sprachliches Allheilmittel werden die „Sprachdummheiten“ ja allerdings nie werden, dazu enthalten sie zu viele eigenwillige und eigenmächtige Wustmannsche Ansichten, aber immer wieder werden sie Hunderten und Tausenden die Augen öffnen darüber, wie es eigentlich in vielen Dingen mit unserer deutschen Sprache so böse aussieht.

Die neue Auflage hat Wustmann „Dem besten deutschen Stilisten der Gegenwart Paul Heyse in aufrichtiger Verehrung zugeeignet“. Das Vorwort beginnt er leider mit einem verdeckten Ausfall auf die Zeitschrift des Sprachvereins, die er der unerlaubten Benutzung seines Buches verdächtigt; wie der Herausgeber, Professor Streicher, in ihrer Nr. 10 vom Oktober 1903

Digitized by Google

auf Sp. 308 (am Fuße) mitteilt, hat er sich auch leider geweigert, die Beweise dafür zu liefern, was ebenso bedauerlich ist wie seine Gereiztheit gegen den Verein überhaupt. Wustmann erzählt dann, wie sein Buch zwar großen äußeren Erfolg gehabt, aber doch eigentlich wenig genützt habe, weil es von zu vielen Leuten als Nachschlagebuch, als „Sprachknecht" betrachtet worden sei, was es weder sein wolle noch sei, vielmehr solle es „das Sprachgefühl schärfen, das Aufkommen neuer Fehler verhüten, der immer ärger werdenden Steifheit, Schwerfälligkeit und Schwülstigkeit unserer Sprache entgegenarbeiten und ihr wieder zu einer gewissen Einfachheit und Natürlichkeit verhelfen, die gleichweit entfernt von Gassensprache wie von Papierdeutsch, die Freiheit einer feineren Umgangssprache mit der Gesetzmäßigkeit einer guten Schriftsprache vereinigt". Gewirkt hätten immerhin einzelne Abschnitte des Buches, z. B. lese man das richtige 'vierwöchig' jetzt häufiger als das falsche 'vierwöchentlich', der Mißbrauch des Zeitwortes 'bedingen' sowie der Gebrauch von 'derselbe' und 'welcher' sei etwas zurückgegangen, und ebenso auch die widerwärtige Inversion nach 'und', — aber erst wieder in diesen ersten Dezembertagen des Jahres 1903[1]) mußten die Zeitungen mit Recht bitter über „Das Deutsch der Reichsregierung" klagen, die in der Einladung des Reichstages die schönste Inversion anwendet[2]) und auch z. B. in dem „Gesetzentwurf über die Handelsbeziehungen zum britischen Reiche" von den Erzeugnissen des „meistbegünstigten" Landes spricht. Den wenigen Besserungen in unseren Sprachzuständen stehen aber — so führt Wustmann weiter aus — leider viel mehr Verschlimmerungen gegenüber; viele von ihm seinerzeit gerügte garstige Neuerungen haben sich leider festgesetzt, haben gar wieder Schule gemacht und neue Fehler gezeugt, und viele neue Geschmacklosigkeiten sind ohnehin aufgetaucht. Weiter heißt es dann auf S. XII unten: „Trotz solcher Beobachtungen" — aber wirklich? — trotzdem daß Wustmann auf S. 243 mit bitterem Hohne erklärt, daß „wir jetzt glücklich so weit sind, daß der richtige Dativ bei 'trotz' für einen Fehler und der falsche Genitiv für das Richtige und Feine erklärt wird", trotzdem gebraucht er selbst hier den falschen Genitiv, er, der uns mit gutem Beispiele voranleuchten sollte? Nun, die Macht der Gewohnheit, den Fehler lesen zu müssen, hat ihn hier wohl unfreiwillig verführt, ihn selber zu schreiben oder, wenn es etwa des Setzers Schuld war, ihn stehen zu lassen; daß er andere sogar schon zur Bildung von 'trotzdessen' (!) statt 'trotzdem' verführt hat, habe ich in der Unterhaltungsbeilage der „Täglichen Rundschau" vom 15. August 1902 gelegentlich ausgeführt; daß aber „in manchen

1) Da wurde dieser Aufsatz verfaßt.

2) Und ganz kürzlich erst wieder fand man sie kurz hintereinander in drei Schreiben aus Kanzleien des preußischen Hofes. (Herbst 1907.)

Digitized by Google

Schulen die Schüler bereits gezwungen werden 'trotz dessen' zu schreiben", was Wunderlich im „Deutschen Satzbau" (² II. S. 189. Anm. 2) behauptet, will mich unfaßbar bedünken. Also Wustmann schreibt da: „Trotz solcher Beobachtungen habe ich mein Buch auch für diese Auflage wieder zu verbessern gesucht. Einzelne sprachgeschichtliche Irrtümer sind beseitigt, einzelne Regeln richtiger gefaßt. Ein paar Abschnitte sind hinzugekommen, in den bisherigen hie und da neue Beispiele zugesetzt, die Modewörter um einige der auffälligsten aus den letzten Jahren vermehrt." Das Vorwort schließt Wustmann mit einem zweiten Seitenhiebe auf den Sprachverein, mit einem weiteren auf den deutschen Unterricht, und mit dem Wunsche, daß in diesem „die höchste und wichtigste aller Künste, die Kunst der Sprache", besser gelehrt werde, und dadurch „so unzulängliche und unerfreuliche Bücher wie seine 'Sprachdummheiten' überflüssig werden möchten".

Sehen wir nun kurz das Wustmannsche Buch noch einmal durch und betrachten vor allen Dingen die neuen Zusätze dieser dritten Auflage. Da stehen gleich auf S. 4 ein paar Bemerkungen über die falschen Mehrzahlformen „die Gewerke" (statt „die Gewerken", zur Einzahl „der Gewerke") und „die Darlehne" (statt „die Darlehen"), die übrigens nach Sanders beide schon einmal bei Goethe vorkommen. Auf S. 5 findet sich bei „Frieden oder Friede?" der Zusatz: „Der künstlerische Gedanken, wie man jetzt bisweilen lesen muß, ist unerträglich", — das wohl gerade nicht, aber unschön, wenngleich wir ihn auch schon bei Luther und Wilhelm von Humboldt lesen müssen. Den Kampf für die Deklination der Monatsnamen (S. 7) gibt Wustmann jetzt als hoffnungslos auf, — leider, aber gegen gewisse Sprachentwickelungen kämpfen eben auch Götter selbst vergebens! — tadelt aber (S. 9) mit Recht als ganz toll den Mißbrauch, jetzt gar Eigennamen auf sch im Genitiv nur mit dem Apostroph zu deklinieren: „in den Tagebuchblättern Busch'". In der Anmerkung auf S. 14 kämpft Wustmann vor wie nach gegen die Geschmacklosigkeit, vom „Herrn Reichskanzler" sowohl wie vom „Herrn Expedienten" zu sprechen, und bringt neue Beispiele für diesen Mißbrauch. Und er hat recht; die Studenten z. B. wagt schon kaum jemand anders zu nennen als die „Herren Studierenden": das Theater bietet den „Herren Studierenden" Karten zu ermäßigten Preisen an, die Universität baut eine „Bedürfnisanstalt für die Herren Studierenden" und bittet die „Herren Studierenden" an den Hörsaltüren, die Bänke nicht zu beschnitzen, — wenn sie das überhaupt noch tun, verdienen sie den „Herrn" ja gar nicht; ein Gasthof aber empfiehlt sich als „Rendezvous der Herren Studierenden und der Fremden". Ja weshalb sind denn die Fremden keine „Herren Fremden"? fordert man doch jetzt sogar schon bei einem Festmahl zu einem Hoch auf die „Herren Gäste" auf. Aber die „Herren Studierenden" haben sehr alte

Digitized by Google

Rechte auf diese „Herrlichkeit", denn schon 1652 trat ihnen die Hochschulbehörde als „Dominis Studiosis" gegenüber; und ich sah auch einmal, daß man Wert auf diesen alten Zopf legt, — oder ihn selbst verulkt! — denn auf einer Anzeige am Schwarzen Brett hiesiger Universität hatte kürzlich einer kühnlich mit Bleistift den „Herren" eingetragen, wo er übersehen worden war. Trotz diesem „herr"lichen Zusatze aber betrachtet ein hiesiger Tanzlehrer die Studenten nicht einmal als den besseren Ständen angehörig, sondern kündigt an: „An einem Tanzkursus können noch einige Herren Studierende, sowie Herren besserer Stände teilnehmen!" Sonderbar klingt es auch, wenn eine Behörde die „Herren Schriftenmaler bittet, bei ihren Auftraggebern ihren Einfluß geltend zu machen, daß die Aufschriften stets in gutem Deutsch verfaßt werden". Ja sind die „Auftraggeber" denn keine „Herren"? Eine Zeitung leitet einen Aufsatz mit den Worten ein: „... schreibt uns unser Herr militärischer Mitarbeiter". Ersatzreservisten haben sich kürzlich darüber beklagt, daß auf ihren Militärzeugnissen die Bezeichnung „Herr" fehle, und das Kriegsgericht hat sich mit dieser „hochwichtigen" Frage beschäftigen müssen. Fast nur noch heißt es in den Zeitungen, der „Herr" Vortragende habe das und das gesagt; ja Münzenhändler ersuchen „die P. T. Herren Sammler" ihnen ihre „Desiderata" (!) bekanntzugeben, und an neuen Häusern findet man hier jetzt meist Schilder mit der Aufschrift: „Näheres Königstr. Nr. 11 und den Herren Agenten", tatsächlich auch ohne „bei"! Wustmann hat noch versäumt zu tadeln, wozu diese „Herren"-Epidemie weiter führt: was nämlich ein richtiger Zeitunger ist, der schreibt jetzt nur noch „Herr Bürgermeister hielt eine Rede auf das Vaterland", „Herr Pastor leitete die kirchliche Feier", „Herr Redner verbreitete sich über folgende Gegenstände", „Herr Verfasser irrt sich an dieser Stelle seines Buches"; in Romanen heißt es jetzt häufig nur noch „Frau Regierungsrat erschien auf der Schwelle", „er sah Frau Geheimrat aus dem Garten kommen" usw.; und in dem Vertrage der Stadt Bonn mit dem Theaterdirektor heißt es stets „Herr Anpächter"; d. h. der Artikel verschwindet immer häufiger, und die Titel werden in Verbindung mit „Herr" schon ebenso wie Eigennamen behandelt, wie es ihnen allein und Gattungsnamen leider schon länger geschieht, worüber Wustmann auf S. 268 klagt. Der Gebrauch aber, von „dem Herrn Bürgermeister" usw. zu sprechen, ist schon alt, ich kann ihn aus dem 18. Jahrhundert mehrfach nachweisen; entstanden ist er vermutlich aus der Anrede, bei der das „Herr" ja nicht zu umgehen ist; auch unsere Mitarbeiter machen den Brauch mit (s. z. B. XIII. 684, 838), und selbst ein Hildebrand hat es getan (Beiträge S. 338); aber im Übermaße, wie der „Herr" jetzt verwendet und geradezu mißbraucht wird, kann der Brauch nur mit Recht

Digitized by Google

aufs schärfste getadelt werden, und man sieht ja auch, zu welchem neuen er schon verführt hat. Sprachentwickelung mag es sein, aber es ist keine gesunde.

S. 16, Z. 5—9 geben jetzt falschen Sinn, da die Zeilen 1—4 in den früheren Text eingesetzt sind; sie müßten vor diesen stehen. — Zu S. 18: ich kenne nur „die Aurikel", nicht „das Aurikel"; ebenso auch Muret-Sanders, auch Söhns „Unsere Pflanzen" (S. 73), auch Brockhaus, und Schillings im „Grundriß der Naturgeschichte". Zu den falschen Mehrzahlformen „die Möbeln" und „die Stiefeln" bemerke ich, daß sie Freytag in der „Verlorenen Handschrift" durchgehends gebraucht hat, „Möbeln" auch in „Soll und Haben", „Stiefeln" in den „Journalisten" (7. Aufl., S. 23), und daß man „Stiefeln" auch bei Hauff findet (Hempelsche Ausgabe Bd. 11, S. 155); zu dem Unterschied zwischen „der Gehalt" und dem nach Wustmann aus Norddeutschland eingeführten (S. 21 und 22) „das Gehalt" mit der Mehrzahl „die Gehälter", daß der Schlesier Freytag in den „Journalisten" (S. 132) „der Gehalt" im Sinne von Sold sagt und dazu (S. 133) die Mehrzahl „die Gehalte". Aber weshalb sollen wir uns die hübsche Unterscheidung denn nicht gefallen lassen? Ich meine, man sollte z. B. sogar nichts dagegen einwenden, wenn das niederdeutsche „der Tuch" — im Bergischen noch allgemein für das Kleidungsstück so gebraucht im Gegensatz zur Bezeichnung des Stoffes durch „das Tuch" — sich einbürgerte: der Tuch, die Tücher — das Tuch, die Tuche. — S. 26 o. hätte aus dem schon vorher genannten Grunde Wustmann nicht Beispiele wählen sollen, die vermuten lassen, als halte er selbst den Genitiv bei 'trotz' für richtig: trotz alles Leugnens usw.

Sehr beachtenswert ist der Zusatz auf S. 34 u. 35: „Ganz unsinnig ist, was man fort und fort auf den Titelblättern aus fremden Sprachen übersetzter Bücher lesen muß: „aus dem Französischen des Voltaire" übersetzt und ähnlich. Man kann über „das Französisch Voltaires" (nicht „das Französische"!) eine wissenschaftliche Abhandlung schreiben, aber übersetzen kann man etwas nur „aus dem Französischen"; „der Name des französischen Verfassers muß an anderer Stelle auf dem Titelblatt angebracht werden". Darüber hat vielleicht noch keiner sonst nachgedacht, aber Wustmann hat recht, es ist eine der vielen Stellen, an denen man sein feines Sprachgefühl bewundern muß.

Zu der Bemerkung (S. 42) über die beliebte Steigerung „der denkbar größte Nutzen", daß der Nutzen doch auch überhaupt nicht der größte wäre, wenn er nicht der denkbar größte wäre, möchte ich[1]) darauf hinweisen, daß

1) Vgl. meine Sprachlichen Plaudereien „Was mancher nicht weiß", S. 49 f.

Digitized by Google

seit einiger Zeit ein neuer Mißbrauch um sich zu greifen droht, indem dieses „denkbar“ nicht allein mit dem Superlativ, sondern gar mit dem Positiv verbunden wird, so daß man z. B. lesen muß: „man ging von den falschen Grundsätzen aus, daß die Bonner Theaterverhältnisse unter den Fittichen Kölns sich denkbar gut befänden“ (Bonner Zeitung), oder: „Der Staatsanwalt erklärte, daß der Fall denkbar milde liege“ (Tgl. Rdsch. v. 8. 12. 1903). Man fühlt ja, daß hier etwas Richtiges gemeint ist, aber noch mehr, daß es „denkbar unrichtigst“ ausgedrückt ist. — Das neueste Gegenstück zu „größtmöglichst“ — „meistbegünstigt“ — habe ich schon vorher erwähnt. — Der Zusatz bei diesem Abschnitt, die Abwehrung des unsinnigen Superlativs „der einzigste“ ist nur zu nötig; diese Form scheint tatsächlich aufkommen zu wollen: nach der Bonner Zeitung vom 10. 7. 1900 hat der erste Dolmetscher der deutschen Gesandschaft in Peking, Freiherr von der Goltz, dem Vertreter eines Berliner Lokalblattes Aufschlüsse gegeben, in denen es heißt: „Als ob es in der ganzen Regierung überhaupt einen Kopf gegeben hätte! Li Hung Tschang war der einzigste.“

Während Wustmann die neue Bildung ‘Ärztin’ durchgehen läßt, verwirft er leider ‘Kundin’; Kundin aber ist schon mindestens so eingebürgert wie Ärztin, und wir dürften es ruhig bestehen lassen, auch Arndt hat es schon gebraucht; weniger schön, aber darum auch weniger verbreitet sind Patin und Gastin oder Gästin, die Wustmann gleichfalls verwirft. Nun aber schert er ferner die Beamtin, die Beklagtin und die Verwandtin über einen Kamm und erklärt sie für entsetzliche Bildungen, man dürfe sie ebensowenig anwenden wie etwa Bekanntin und Geliebtin. Im Grunde genommen hat er da ja recht, von den Partizipien können solche weibliche Formen eigentlich nicht gebildet werden, aber: an der Beklagtin und der Verwandtin stößt sich jeder, der überhaupt Sprachgefühl hat, also auch mancher Jurist, weil man eben in dem „Beklagten“ das Partizip noch deutlich herausfühlt, und anderseits neben „der Verwandte“ „die Verwandte“ längst gebräuchlich ist; aber bei „der Beamte“ denkt nur noch der Sprachforscher daran, daß das Wort eigentlich Partizip ist, die richtige weibliche Form „die Beamte“ gibt es nicht, und nun hat man eben, weil man ans Partizip gar nicht mehr dachte, „die Beamtin“ gebildet, als immer mehr weibliche Beamte auftauchten; man kann die Form wirklich als unanstößig durchgehen lassen. Ausnahmen von Regeln hat es bekanntlich stets gegeben.

Wustmann eifert mit Recht gegen die Speisenkarte (S. 70f.), denn es genügt Speisekarte als Karte, nach der man speist; aber mit Unrecht gegen Speisenfolge (S. 72), denn das bezeichnet eben die Folge der Speisen. Merkwürdig übrigens: in dem neuesten Hefte des Grimmschen Wörterbuches (11. 12. 03) fehlt Speisenkarte ganz, wird auch bei Speisekarte nicht

Digitized by Google

erwähnt; Speisenfolge aber ist vorhanden, allerdings nur mit dem Hinweis auf das m. E. ganz falsche Speisefolge, für das ein Beleg aus dem Daheim geboten wird, und wobei es dann heißt „gewöhnlicher Speisenfolge". — Daß Wustmann die göttliche Grobheit, durch die er so gut gewirkt hat, noch nicht verloren hat, sie aber auch zuweilen arg übertreibt, lehre folgende Stelle, die dem Abschnitt „Apfelwein oder Apfelwein" neu angefügt worden ist (S. 74 o.): „Höchst ärgerlich ist es, wenn man, nachdem man vierzig Jahre lang von Kollegienheften hat sprechen hören, plötzlich an dem Ladenfenster eines kleinen Schreibwarenkrämers Kollegehefte angepriesen sieht. Man möchte dem Kerl einen Stein ins Fenster werfen!" Aber, Herr Wustmann, das ist ja Beleidigung und Bedrohung mit Tätlichkeiten zu gleicher Zeit! Gehen Sie doch lieber in den Laden hinein und fragen den guten Mann fein höflich, wie er dazu kommt, Sie so zu ärgern; ich vermute, er wird Ihnen antworten: „Man sagt jetzt allgemein so!" Und meine Wenigkeit und deren Studiengenossen sagten schon vor zwanzig Jahren so; ich wüßte auch nicht, weshalb man den Kollegeheften keinen Platz neben Kollegienheften erlauben sollte, wenn man doch den Apfelwein neben dem Apfelwein dulden soll! Derselbe „Schreibwarenkrämer" aber könnte noch hinzufügen — und vielleicht würde der dann auch einmal grob: „Machen Sie Sich hinaus! Sie wollen mich ja umgekehrt verführen, Schreibepapier zu sagen statt des uralten Schreibpapiers (S. 74, Anm.); dieses aber ist mir ebenso geheiligt wie Ihnen das Kollegienheft, und ich sage weder Schreipapier noch höre ich es!"

Beim Binde-s findet sich S. 76 der Zusatz: „das tollste ist der in rheinischen Städten übliche 'Stehsplatz'". In welchen denn? Ich kenne keine; ich kenne auch nur 'Stehplatz'. — Weiter behauptet Wustmann, es heiße in Gießen „Gießer", nicht „Gießener"; dazu bemerke ich, daß gerade vor einigen Wochen (1903) in der Frankfurter Zeitung von Berufenen und Unberufenen über diese Frage hin und her gestritten wurde; man vergleiche auch Behaghels Ausführungen in der Ztschr. des Sprachvereins 19. (1904.) Sp. 8—10.

Auch in den nächstfolgenden Abschnitten findet sich mancher beachtenswerte neue Zusatz, ist anderseits manches am früheren Wortlaut geändert, auch einiges gestrichen worden. Geradezu unglaublich ist eigentlich ein Beispiel, das Wustmann hinzufügt als Beleg dafür, daß es „dem Papiermenschen ganz gleichgültig ist, ob eine Buchstabenreihe das eine Mal Akkusativ, das andere Mal Nominativ ist"; da heißt es nämlich: „Schreibt doch eine Memoirenerzählerin sogar: 'Natur und Kunst lernten wir lieben und wurden in unserm Hause gepflegt'". Das hätte wirklich ein kräftigeres Wörtchen aus Wustmanns sonst so reichhaltiger Zornesschale verdient.

Digitized by Google

In dem bekannten Abschnitte „Leipzigerstraße oder Leipziger Straße?" (S. 174ff.) bricht Wustmann mit Recht eine Lanze für die Beibehaltung der wirklichen Adjektivformen von Länder- und Städtenamen, wo sie vorhanden sind; da heißt es S. 175: „Dagegen sprechen alle Gebildeten noch von Kölnischem Wasser, holländischem Käse, italienischen Strohhüten, amerikanischen Äpfeln" (in der zweiten Auflage steht: 'amerikanischem Schweinefleisch'); nun, die 'amerikanischen Äpfel' werden wohl bald auf dem letzten Loche gepfiffen haben, denn ein Hamburger Händler empfiehlt jetzt in der Täglichen Rundschau 'Amerikaner Äpfel', und die Dummen sowohl wie die Gebildeten werden ihm bald nachahmend folgen; die 'Amerikaner Öfen' hatte Wustmann ja schon 1896 gerügt. Wer weiß, wie bald dann weiter daraus Amerikaneröfen und Amerikaneräpfel werden, würdige Gegenstücke zu den schönen Perserteppichen, die wir nicht mehr los zu werden scheinen? Mit Recht wendet sich Wustmann jetzt auch gegen die Schreibungen „Gabelsberger Stenographenverein", „Meggendorfer Blätter" u. ä. (S. 178), wozu ich bemerken will, daß sich diese letzten kürzlich einmal eine Zeit lang richtiger „Meggendorfer-Blätter" nannten, jetzt aber wieder falsch.[1]) Wustmann schlägt „Meggendorfersche Blätter" vor; Gartner hält (in der Ztschr. des Sprachvereins 18, 308) „Meggendorfers Blätter" für richtiger; beides ist sicherlich besser als der jetzige Name, sei er nun ohne oder mit Bindestrich gedruckt. — Zu der falschen Schreibung Breitestraße bemerkt Wustmann jetzt (S. 179), daß sich freilich schon in Leipziger Urkunden des 15. Jahrhunderts: „uf der nuwestraße" finde; so habe ich in einem Bonner Lagerbuche von 1620 gelesen: „in der Newergassen", „Newgaß", „Zum Neweinhauß", „in der Groenergassen", aber was will das bedeuten? Schrieb man doch damals auch anderseits: „zum Groenen Waldt", „zum Reidt Essel" u. ä. Es beweist das nur, daß man jetzt noch ebenso schlecht mit dem Bindestrich und mit Zusammensetzungen umzugehen versteht wie damals.

Beim Abschnitt „Fachliche Bildung oder Fachbildung?" kann man ja vieles unterschreiben, was Wustmann sagt, aber wir dürfen uns doch auch nicht dem Gedanken an die Tatsache verschließen, daß die deutsche Sprache unter einem bedenklichen und bedauerlichen Mangel an Eigenschaftswörtern zu leiden hat, und sollten daher jede neue Bildung dieser Art, wenn sie nur richtig und deutlich ist, freudig begrüßen; es sei hier nur daran erinnert, daß wir z. B. von den Körperteil-Namen keine Eigenschaftswörter haben, abgesehen von 'mündlich', 'herzlich' und 'herzig', die aber auch nur übertragen gebraucht werden.

Mit vollem Rechte wendet sich Wustmann aber gegen das Überhandnehmen der abgeschmackten „Neubildungen" Fremdkörper, Falschstück, Neu-

1) Und neuerdings wieder richtig!

Digitized by Google

auflage u. ä. (S. 185 ff.), zu denen er leider eine große Zahl allerneuester hat hinzusammeln können, z. B. Deutschunterricht, dem doch wohl niemand Französischunterricht an die Seite zu stellen wagen dürfte[1]), Fremdkaufleute (!), Frohbotschaft (!), Frischluft (!). Ich selbst nenne noch den Schwerverbrecher, die Kurzform, das Vorigjahr (!!), und die Neurechnung (in der Bonner Zeitung vom 19. Dez. 1903 heißt es beim Berichte des Gaswerkes: „der Rest des Überschusses soll auf Neurechnung übertragen werden"). Wenn es so weiter gehen sollte mit derartigen Zusammenkleisterungen, dann wird das deutsche Eigenschaftswort wohl bald seine Rolle ausgespielt haben.

Auch den Abschnitt „Sedantag und Kretafrage" hat Wustmann leider wieder durch neue Beispiele bereichern können, so u. a. durch die „Holland-Amerika-Linie"; diese hatte jedoch ein längst eingebürgertes Vorbild, die „Hamburg-Amerika-Linie", die sich aber — worauf doch auch einmal hingewiesen werden muß — selbst stets „Hamburg-Amerika Linie" nennt — ohne Bindestrich zwischen den beiden letzten Wörtern; — eine ähnlich eigenmächtig-willkürliche, ja man möchte sagen „schrullenhafte" Schreibung ihres Namens beliebt — seit einigen Jahren erst — die „Bergisch-Märkische Bank", die sich fast nur noch „Bergisch Märkische Bank" schreibt. Man sollte es eigentlich nicht für möglich halten! — Ebenso bietet der nächste Absatz „Shakespearedramen usw." neue Belege, z. B. auch die „Rudolf Hildebrand-Erinnerung" unseres Mitarbeiters Voll (16. S. 209), die auch mir seinerzeit unangenehm auffiel; weshalb auch nicht „Eine Erinnerung an Rudolf Hildebrand", zumal sich so viele gegen die einzig richtige, aber immerhin auch wieder scheinbar sonderbare Schreibung mit zwei Bindestrichen (Rudolf-Hildebrand-Erinnerung)[2]) mit einem gewissen Rechte sträuben? Weshalb denn das ungelenke Englisch nachahmen? — Mit vollem Recht eifert Wustmann ferner gegen „Henckell Trocken", die absonderliche Nebeneinanderstellung der beiden Wörter, und die absonderliche Übersetzung des italienischen 'secco' durch 'trocken' statt durch 'herbe'. Leider ist dieser Fachausdruck von vielen Schaumweinherstellern aufgegriffen worden, und die Firma Kupferberg veröffentlichte kürzlich sogar eine Reklame-Verteidigung des „Unsinns", einen nassen Stoff trocken zu nennen: es gebe keinen besseren Ausdruck, . . . „herbe" sage das noch lange nicht, . . . manche Leute glaubten, „herbe" sei gleichbedeutend mit „sauer", . . . usw. usw.

1) Aber der „Französischlehrer" ist schon erschienen, und zwar in einem Zeitungsberichte vom Jahre 1904; auch den „Deutschlehrer" habe ich schon gesehen, und „Deutschfeinde" sind mir begegnet, die Feinde alles Deutschen sein sollten.

2) Duden begründet sie jetzt in der zweiten Auflage des Buchdrucker-Dudens auf S. XVIII in unwiderlegbarer Weise.

Digitized by Google

Bald darauf erklärte die Firma Henkell & Cie.: sie habe das Wort 'Trocken' in den breitesten Massen des Volkes derart bekannt gemacht, daß heute für jedermann die Bezeichnung 'Trocken' für Sekt unlöslich mit dem Namen 'Henkell' verknüpft sei. Welch ein sprachlicher Triumph! — Von anderen „Neuwörtern" dieser Art verhöhnt Wustmann mit Recht die „Kürassierbriefe", die Briefe eines Kürassiers sein sollen, das „Kaiserhoch", das wahrscheinlich der Drahtsprache seine Entstehung verdankt und nichts anderes als eine „Herabwürdigung einer persönlichen Huldigung" ist, die „Herrenworte", die Aussprüche Christi sein sollen, und das „Herrenmahl", das das heilige Abendmahl bezeichnen soll. Ich möchte noch das „Kleistgrab" anschließen, von dem vor einiger Zeit so viel die Rede war. — Dem „Auer Gasglühlicht" kann man leider auch die vom Kunstwart herausgegebenen Mappen an die Seite stellen: „Ludwig Richter Mappe", „Rembrandt Mappe" usw. O Bindestrich, o Bindestrich, wohin bist du entschwunden? Old England for ever!

Zu den geographischen Adelsnamen (Schulze-Naumburg, Müller-Meiningen usw.) darf ich wohl bemerken, daß manches angesehene Blatt wieder zu dem guten älteren Brauche zurückgekehrt ist, dem Personennamen den Wohnort in Klammern beizufügen, also Schulze (Naumburg), wie ich es u. a. in meinem Aufsatze „Deutlich ist die erste Druckerpflicht" im „Allgem. Anzeiger für Druckereien" (Nr. 12 vom 19. 3. 1903) gefordert habe, und wie es auch der neue Buchdrucker-Duden (S. XVIII u.) ausdrücklich vorschreibt. Wie fein kann man dann auch Meyer (Bremen) von Meyer-Lübke, Schulze (Naumburg) von Schulze-Bellinghausen unterscheiden![1]) — Mit Recht tadelt Wustmann hier jetzt auch solche unsinnigen Kleisterungen wie Halle-Saale, Frankfurt-Main; ein Tor macht so etwas dem anderen nach, und so werden solche Torheiten schließlich geheiligter Sprachgebrauch, und selbst hochgebildete Leute schreiben, sie wohnten in Frankfurt-Oder u. ä.

Im nächsten Absatz ist neu der „Tee-Meßmer", der aber — soviel ich beobachten kann — jetzt abgeschafft ist und wieder „Meßmers Tee" heißt; aber nun verkauft ein Frankfurter Teehändler namens Schmidt nicht etwa „Tee-Schmidt", sondern sogar — und eigentlich ganz folgerichtig — „Teeschmidt"! Da sieht man's auch wieder: Böses Beispiel verdirbt gute Sitten! — Hier tadelt Wustmann gelegentlich die „Auskunftei".

1) Das Tollste ist doch, was ich einmal in den „Wartburgstimmen" fand: Ariosto und Alfiere-Italien, Quevedo und Saavedra-Spanien, Boileau und Voltaire-Frankreich Pope und Swift-England. Man vgl. auch Ztschr. d. A. D. Sprachvereins 22. (1907) Sp. 279 u. 280. — Ja, man bildet sogar sonderbare Wesfälle von solchen Fügungen und spricht von den „Bemerkungen Ehrhardts-Speyer" usw.

Digitized by Google

Warum denn? Freuen wir uns doch, daß wir solche sofort verständlichen neuen Bildungen überhaupt schaffen können! Mit vollem Rechte aber wieder verhöhnt er die unsinnige Verbindung: „Ex libris Karl Scheller".

Sehr ansprechend ist eine Bemerkung Wustmanns am Schlusse des neuen Absatzes über Sätze wie „die Stadt hat ihr als ausgezeichneten Verwaltungsbeamten bekanntes Oberhaupt verloren"; da weist er auf den feinen Unterschied hin zwischen: „er zeigte sich als feinen Kenner" d. h. daß er ein f. K. sei, und: „er zeigte sich als feiner Kenner" d. h. daß er ein f. K. ist. Wustmann meint, hoffentlich mit Unrecht, dieser Unterschied sei so fein, daß die wenigsten ihn nachfühlen würden.

Ein ganz neuer Abschnitt ist der über die modisch gewordenen Schreibungen „Bad-Kissingen" und „Kaiser Wilhelm-Straße" (S. 214 ff.). Die ganz verrückten Schreibungen „Villa-Maria" und „Villa-Daheim" kann man auch hier am Rheine schon lesen, und im Bade Münster am Stein sah ich sie fast nur; aber alles Predigen dawider nützt nichts, mit den Schildermalern ist eben nichts anzufangen. Mit den doppelten Straßennamen geht es wenigstens jetzt etwas besser, nachdem auch hier einige größere Zeitungen den Anfang gemacht haben, sich endlich nach den auch von Duden und von mir gegebenen Regeln zu richten. Daß aber wirklich eine Schule den Namen führen sollte „Kaiser-Wilhelm-II.-Realschule", ist doch eigentlich kaum zu glauben. Mit Recht ruft Wustmann: „Wie soll man das nun aussprechen?"

Bei den Präpositionen verzeichnet Wustmann als allerneueste (S. 243): „ungerechnet" und „unerwartet" mit dem Genitiv, die mir noch nicht begegnet sind; es sind hoffentlich vereinzelte Entgleisungen eines Zeitungers.

Zu dem Absatz „Am (!) Donnerstag den (!) 13. Februar (S. 258 und 259) muß doch einmal bemerkt werden, daß diese Fügung nicht ganz so „abscheulich" ist, wie Wustmann sie darstellt; so wie er sie in der Überschrift schreibt, ohne Komma, — allerdings; aber im Texte sagt er, jeder schreibe schon: „am Donnerstag, den 13. Februar", — nun also: das Komma deutet eine Pause an, 'am Donnerstag' ist richtig, 'den 13. Februar' ist auch richtig und wird eben in diesem Falle nicht als Apposition zu 'Donnerstag', sondern als die feste Formel, die es nun einmal ist, gefühlt, und tritt nun als solche als eine Art Apposition zu der anderen festen Formel 'am Donnerstag'. Wustmann ruft so oft aus: „Kein Mensch spricht so, weshalb schreibt man denn so?" Hier wäre aber eben zu sagen: Sehr viele Menschen sprechen eben so, sagen zuerst 'am Donnerstag' und setzen dann erläuternd nach einer ganz kurzen Pause als zweite Zeitbestimmung hinzu 'den 13. Februar', — also kann man auch so

Digitized by Google

schreiben.[1]) Fehlt das Komma allerdings, dann ist die Fügung falsch; und besser bleibt auch immerhin das kürzere 'Donnerstag den 13. Februar'. Sehr störend aber wirkt 'den 10. November' in folgendem Eröffnungssatze der „Kundgebung des Deutschen Evangelischen Kirchenausschusses an das deutsche evangelische Volk": „An D. Martin Luthers Geburtstag, den 10. November, ist der neu gebildete D. E. K. zu seiner ersten Beratung in Dresden zusammengetreten." Hier möchte ich 'den' durch 'am' ersetzt sehen; und weshalb? Ja, ich habe das Gefühl, daß man überhaupt für die Vergangenheit besser 'am 10. November' sagt, während man für die Zukunft beides gleichmäßig anwenden kann.

Bei dem Abschnitte über „Natürliches und grammatisches Geschlecht" findet sich (S. 271) ein Zusatz über die Verleihung des Titels „Doktor" an Damen, — „als ob er eine Versteinerung wäre, von der kein Femininum gebildet werden könnte!" — wodurch solcher Geschlechts-Mischmasch entsteht wie: Fräulein (sächlich) Doktor (männlich) Hedwig (weiblich). Bei der fehlerhaften Zusammenziehung aber wird der grobe Denkfehler in „Schneider- und Schuhartikel" und „Bambus-, Luxus- und Rohrmöbel" getadelt (S 283).

Zu den Abschnitten über die falsche Wortstellung (S. 290 ff.) könnte ich ein ganzes Buch von Ergänzungen liefern, denn manche Zeitungen und Schriftsteller leisten darin geradezu Unglaubliches, besonders in der Stellung der Partikeln, Adverbien und adverbiellen Wendungen. Hier nur ein paar Beispiele: „In Thüringen, wo er rasten wollte, ist er [] frühzeitig jetzt ins Grab gesunken"; „die Helden, die an der chinesischen Küste auf dem 'Iltis' [] mit einem Hoch auf den Kaiser in das Wellengrab bei einem Orkane sanken"; „B. wird vom nächsten Sommer an [] Philosophie in Breslau lesen".

Die meisten Zusätze finden sich in der letzten Abteilung „Zum Wortschatz und zur Wortbedeutung" (S. 329—430, früher 316—403). So heißt es da auf S. 330 u.: „Es gibt Bücher über Shakespeares, Goethes, Schillers Frauengestalten. Darunter hat wohl noch niemand etwas anderes verstanden als die Frauen in den Werken der drei Dichter. Vor kurzem ist aber ein Buch erschienen: Lenaus Frauengestalten. Das behandelt 'diejenigen(!) Frauen, welche(!) bedeutsam(!) in das Leben und Werden (!) Lenaus eingegriffen haben'." Das ist allerdings eine sonderbare Begriffsverwechselung! — Ferner tadelt Wustmann (S. 333) als ganz sinnlos die aus 'einig sein' und 'sich klar sein' zusammengeknetete Wendung 'sich einig sein'; ich glaube eher, daß sie durch 'mit sich einig sein' be-

1) Ähnlich hat ja auch R. Hansen inzwischen die Frage in unserer Zeitschrift behandelt (18. [1904] S. 206). — Nicht entschuldbar ist natürlich, wenn eine Zeitung schreibt: „In unserer Nummer vom Mittwoch, den 27. Juli."

Digitized by Google

einflußt ist. Bei der „Vertauschung der Hilfszeitwörter“ werden neue abschreckende Beispiele für die mißbräuchliche Anwendung von ‘wollen’ beigebracht: die Redaktion wolle angewiesen werden, das Testament wolle in Verwahrung genommen werden, es wolle sich gefälligst des Tabakrauchens enthalten werden(!); bei der „Verwechslung von Präpositionen“ wird die Verdrängung des „von heute an“ durch „von heute ab“ getadelt (S. 340), ferner behauptet, man sage jetzt „nach Schulze gehen“ statt „zu Schulze gehen“, was ich noch nie gehört habe, und ‘zu Hause gehen’ sei durch ‘nach Hause gehen’ verdrängt worden, was gar nicht richtig ist, denn ‘zu Hause gehen’ ist eine volkstümliche Verbindung, die zudem nur in einigen Gegenden Deutschlands gebräuchlich ist. Auch ‘zur Schule gehen’ tadelt Wustmann mit Unrecht, dieses ist durchaus nichts Neues, war mir z. B. vor 30 Jahren schon ganz geläufig, aber mit dem feinen Unterschiede, daß man wohl sagte ‘gehst du zur Schule’ im Sinne von ‘bist du überhaupt schon ein Schulbesucher’, aber nicht im Sinne von ‘gehst du in die Schule’ — jetzt eben zum Unterrichte, während dieses für beide Arten verwendet wurde. Daß da nun vielleicht auch das Umgekehrte eintritt oder eingetreten ist, wer will das tadeln, wer hindern? S. 347 schreibt Wustmann: „Das klügste wäre, man gebrauchte eine Redensart überhaupt nicht mehr, die . . .“, während er hier in der 2. Auflage (auf S. 335) einen Fehler gemacht hatte, den er selbst auf der dritten Seite vorher scharf tadelt, indem er schrieb: „Das klügste wäre, man brauchte . . .“; dieselbe Verbesserung kann man auf S. 351 beobachten (* S. 339). Mit Recht tadelt Wustmann auf S. 349 die merkwürdigen „gerahmten Bilder“, die seit einiger Zeit mit verblüffendem Erfolge die „eingerahmten“ zu verdrängen suchen (vgl. Ztschr. 15, S. 266).

Am allerreichsten ist natürlich die Zahl der neuen Beispiele in den Abschnitten „Neue Wörter“ und „Modewörter“; ich könnte diese auch noch um Hunderte vermehren, denn ich habe selbst in kurzer Zeit eine stattliche Zahl gesammelt. Wustmann tadelt viele von ihnen, manche mit Recht, manche mit Unrecht. „Übersee“ z. B. werden wir dulden können, nachdem es Karl Scheffler in der Zeitschrift des Sprachvereins 20. (1905) 369ff. in Schutz genommen hat, und dulden müssen, nachdem es sich in überaus kurzer Zeit beliebt gemacht und eingebürgert hat.[1]) Sehr hübsch ist folgender, von feiner Beobachtung zeugender Zusatz auf S. 355: „In meiner Kinderzeit fragte

1) In den „Grenzboten“ hat Wustmann kurz darauf auch das „fußfreie“ Kleid angegriffen; mit Unrecht, wie ihm in der Köln. Ztg. vom 19. Okt. und vom 12. Nov. 1903 — dies zweite Mal von mir —, und von Dunger in der Ztschr. des Spr.-V. vom Nov. 1903 nachgewiesen wurde. Und vgl. nun auch Hansens Bemerkung in unserer Ztschr. 18. 206.

Digitized by Google

man, wenn man jemand nicht verstanden hatte: Was? Dazu war natürlich zu ergänzen: hast du gesagt? Dann hieß es plötzlich: Was sei grob, man müsse fragen: Wie? Dazu solle man ergänzen: meinen Sie? In neuerer Zeit kam dann dafür die schöne Frage auf: Wie meinen?, und das Allerneueste ist, daß man den anderen zärtlich von der Seite anblickt, das Ohr hinhält und fragt: Bötte?" Von den neuen Modewörtern, die Wustmann aufführt, seien hier erwähnt: Buchschmuck; bedeutsam — das bedeutsame Wort, das jetzt so unbedeutsam geworden ist —; besser — „'gut' ist jetzt 'besser' als 'besser'", sagt Wustmann mit bitterem Hohn, allerdings sagt man auch auf die Frage: 'Geht's wieder gut?' 'Gut noch nicht, aber besser!' —; erstklassig — neulich wurde gar ein „erstklassiges Zweitmädchen" gesucht! —; großzügig; jugendlich — wobei Wustmann auf den großen Unterschied zwischen einem jugendlichen Greis und einem jungen Greis hinweist —; offensichtlich (vgl. Ztschr. 13. 65 u. 15. 199, 265) und ungezählt (vgl. Ztschr. 13. 277 und 278); sich anfreunden — dem Wustmann einen „niedrigen Nebensinn" zuschreibt, den es aber durchaus nicht immer hat, nur je nachdem man es betont —; anschneiden und aufrollen — die Wustmann gleichfalls mit Unrecht verhöhnt, unangenehm wirken ja doch alle diese Wörter nur dann, wenn sie zum Überdruß häufig gebraucht werden und gute andere ganz verdrängen —; dasselbe gilt von 'auslösen' und 'Einschlag', weniger von den augenblicklich allzuhoch eingeschätzten 'einschätzen' und 'einsetzen' (= anfangen, während es doch ursprünglich gerade bedeutet: in einem Musikstücke einsetzen in das von der ersten Stimme schon Angefangene!); es gilt auch von erübrigen, dessen Belege Wustmann — wie die bei offensichtlich und ungezählt — wohl meinen Beiträgen dazu (Ztschr. 13. 139, 140 und 15. 202, 386) verdankt.

Mit Unrecht aber wettert Wustmann doch gegen 'rund' bei Zahlen; ohne es bekäme man eine Zahl mit Nullen am Ende kaum mehr zu sehen, sagt er. Aber es ist doch eine vortreffliche Verdeutschung des häßlichen circa, und es ist durchaus nicht so gleichgültig wie Wustmann meint, ob ich sage 'rund 3000 Stimmen' oder '3000 Stimmen'. Ganz falsch ist aber auch Wustmanns schroffes Urteil: „Dem Englischen nachgeäfft"; von runden Zahlen sprechen schon Adelung, Campe und Goethe; allerdings sollte 'etwa' nicht ganz über dem 'rund' vergessen werden, zumal es noch etwas klarer ist als dieses.

Mich wundert nur, daß Wustmann einige andere Modewörter nicht aufgezählt hat, die jetzt mit unheimlicher Häufigkeit auftreten, z. B. „restlos" „ausgerechnet", „werktäglich", „sich ausleben", „denkbar" (in der falschen Verbindung „der Fall liegt denkbar milde", s. S. 780 u. 781), „Lebenshaltung" „Auftakt", „auf einen Ton gestimmt sein", „Persönlichkeit", wird doch mit

Digitized by Google

dem ersten und mit dem letzten dieser Wörter geradezu Unfug getrieben. „Wer sie (die Modewörter) mit gebraucht, verrät sich stets als geistesarmen Menschen", schreibt Wustmann (S. 375), und es ist etwas Wahres an diesem Ausspruch: wer, wie so viele heutzutage, solche neu auftauchenden Wörter blindlings aufgreift und wieder und immer wieder anwendet, ohne vorher zu prüfen, ob das Wort tatsächlich des Aufgreifens wert ist, der gehört allerdings zu den Geistesarmen.

In dem letzten Abschnitt, dem über die Fremdwörter, geht Wustmann mit einer gewissen Wollust einigen Verdeutschungen zu Leibe, die sich seines Beifalls nicht erfreuen, die sich aber bereits eingebürgert haben. Dieser blinde Eifer Wustmanns gegen fast alles Neue ist sehr bedauerlich. Da schreibt er: Schriftleitung und Geschäftsstelle gäben nicht entfernt den Begriff wieder, der durch Redaktion und Expedition ausgedrückt werde. Und dann geht's an die buchstäbliche Erklärung von Schriftleiter. Ja was käme dann wohl bei der von 'Redakteur' heraus? Das heißt eigentlich „Zurücktreiber", und dann „Ordner". Nun, liegen 'ordnen' und 'leiten' gar so weit auseinander? Und wenn es auch wäre? Ist das Wort 'Schriftsteller' viel besser gebildet? Nein, und doch nimmt an ihm niemand Anstoß. Und was heißt denn z. B. 'Schreiner'? Macht der Schreiner nur Schreine? und der Tischler nur Tische? und der Schlosser nur Schlösser? „Nicht gar so zaghaft!" muß es immer wieder bei den Verdeutschungen heißen; ist das vorgeschlagene Wort kurz, bezeichnet es schlagend wenigstens einen (oder den) Kernpunkt des Fremdwortes, so wird es sich seinen Weg schon bahnen.

Das „fürchterliche(!) Abteil" und die „langstielige Fahrkarte" würden sich schwerlich einbürgern, das Publikum gebrauche lachend die Fremdwörter weiter, sagt Wustmann; ich glaube, da ist er falsch unterrichtet! Über das von ihm vorgeschlagene 'Fach' würde man vielleicht lachen, das 'Abteil' wird schon durchdringen; und die Fahrkarte wird ebenso häufig zur Karte verkürzt werden wie einst das Eisenbahn-Billett zum Billett. — Dem poetischen 'Gelände' in den Manöverberichten der Zeitungen zu begegnen, sei doch „zu komisch"; ich möchte Wustmann nur daran erinnern, daß es so schon in Droysens 'York' (1851 und 1852) vorkommt; es gibt eben Wörter, die einem zwar nur aus der Poesie geläufig sein mögen, aber auch in Prosa wirklich vorkommen.

In der zweiten Auflage hieß es, die alten Fremdwörter kämen schnell aus der Mode, „und neue kommen nicht viel hinzu"; nur 'funktionieren' und 'markieren' wurden als solche kurz besprochen. In der dritten Auflage aber sind zwei Seiten (416—418) mit nur allzu berechtigten Klagen darüber angefüllt, daß „leider an Stelle veraltender Fremdwörter immer auch wieder neue auftauchen". „Wer hat vor zehn Jahren etwas von

Digitized by Google

Milieu oder von chic gewußt?" fragt Wustmann mit Recht. Dann wettert er über 'eventuell' („wenn man auf der Straße aus der Unterhaltung Vorübergehender zehn Worte aufschnappt, so ist sicher das Wort eventuell darunter"), über 'impulsiv', 'Fondantschokolade', 'interpretieren' (aus der Sprache der Philologie in die der Musik- und Theaterschreiber übergegangen), die 'Attraktionen', das 'Baby' und den 'Babybasar', die 'tailor-made-Kleider' und die 'Sunlight-Seife'. „Und dabei rühmt eine bekannte Fabrik von Teegebäck in Hannover, daß ihr Fabrikat 'der (!) beste Buttercakes' sei! Eine deutsche Mutter sollte sich schämen, ihr Kind Baby zu nennen. Was würden unsere 'Freunde', die Engländer machen, wenn ein englischer Fabrikant wagen wollte, 'Sonnenlicht-Soap' anzupreisen!" Nur allzu berechtigte Klagen und Fragen!

Weitere Zusätze sind noch: ein kleiner Ausfall auf „die Herren Pädagogen", der in seiner Verallgemeinerung unberechtigt ist; dann einer auf Apfelin, Bartol und ähnliche dumme und greuliche Ungeheuer, gegen die auch leider aller Kampf vergebens zu sein scheint; endlich eine feine Bemerkung über das Verschwinden des 'Monarchen' und über einige Lieblingswörter der Zeitungssprache (S. 421), besonders 'direkt' und 'System'.

Sehr angenehm und wertvoll ist das ausführliche, 86 Spalten füllende „Alphabetische Register", das diesmal dem Buche beigegeben ist.

Die dritte Auflage des Buches ist freudig zu begrüßen. Wustmann regt immer zum Nachdenken an, und wo er irrt, da treten eben andere auf, die es besser zu wissen meinen als er, und belehren nun selbst alle die, die etwas übrig haben für unsere Muttersprache, und derer gibt es ja erfreulicherweise immer mehr. Wustmanns größter Fehler ist der, daß er sozusagen nichts Neues gelten lassen will; fast alles Neue erklärt er für häßlich und greulich. Damit hat er bei weitem nicht immer recht; zuweilen aber allzusehr, denn manches Neue trägt allerdings von vornherein den Stempel nicht allein der Häßlichkeit, sondern auch der Undeutlichkeit auf der Stirne, und man sollte eigentlich von allen neuen Wörtern verlangen, was einmal Voß in einem Briefe an Campe geschrieben hat: „Neue Wörter müssen sich selbst wie alte Bekannte, die man lange nicht gesehen, einführen."

Sprechzimmer.

1.

Grobian und Grobrian.

Zusammensetzungen mit Jan, der niederdeutschen Form von Johann, finden sich in Braunschweig im Mittelalter in großer Menge. Ich erwähne unter anderen Bolderian, Boseian, Groteian, Holeian, Kruseian, Langeian,

Digitized by Google

Schoneian (heute Schönian), Smaleian und Witteian. Außer Bolderian, Boseian und Holeian, die nach ihrem Charakter gekennzeichnet sind, sind sie alle nach der Gestalt oder nach der Farbe und Art ihrer Haare bestimmt worden. Nur wenige der Adjektiva zeigen die flektierte Form, und diese tritt bei den unflektierten später allein ein bei Groteian in der meist verkürzten Form Grotrian. Daß alle die angeführten Personennamen mit Jan zusammengesetzt sind, bezweifelt niemand. Nur bei Grobian sind einige Gelehrte der Ansicht, es sei nicht mit Jan verbunden, sondern aus Grobianus verkürzt, also mit der lateinischen Endung -ianus gebildet. Meiner Meinung nach mit Unrecht. Denn es findet sich ein Hinrek Grovejan bereits 1454 in den Bürgerbüchern der Altstadt Braunschweig, und ich zweifle daher nicht, daß Grobian, das sich zu Grobrian verhält wie Grotian zu Grotrian, eine Zusammensetzung des Adjektivums grob und Jan ist.

Braunschweig. **Otto Schütte.**

2.

So ein.

„So ein" mit nachfolgendem Adjektiv erscheint nach J. Grimm, DW. III, 124 erst im Neuhochdeutschen, während im Mittelhochdeutschen dafür „ein also" üblich ist, und zwar bringt er drei Belege aus Luther, denen Dietz, Wb. zu Dr. Martin Luthers deutschen Schriften I, 499b noch einen vierten hinzufügt, einen aus Günther (gest. 1723) und mehrere aus Goethe. Hiernach würde man annehmen dürfen, daß dieser Sprachgebrauch bis zu Goethes Zeit ziemlich selten gewesen ist. Er ist aber häufiger als das DW. erkennen läßt. In den Schauspielen des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig aus den Jahren 1593/1594, herausgegeben von J. Tittmann, kommt „so ein" mit Adjektiv an folgenden Stellen vor:

S. 16: so einen fälschlichen, greulichen Eid.
S. 50: an so einem alten Kerl.
S. 148: so einen feinen Hasen.
S. 154: so einen erfahrnen, manhaften usw. Man.
S. 189: vor so einen ungerathenen Sohn.
S. 232: so eine unmenschliche That.
so ein tyrannisch Herz.
S. 240: so eine schöne Frau.
so ein feiner Kerl.
S. 242: so einen großen Schaden.
S. 256: so ein leichtfertig Weib.

Ein anderes Beispiel aus dem Jahre 1535 findet sich in der Ztschr. des Harz-Vereins f. Gesch. u. Altert. 32, S. 507: „so einen reichen ghaist". Aus der „Römischen Octavia" des Herzogs Anton Ulrich von Braunschweig, deren Anfang 1677 herauskam und die ich nur teilweise gelesen habe, habe ich mir neben vielen „ein so" auch „so eine unförmliche Geschwulst" I, 55 angemerkt.

Digitized by Google

Im Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung Heft 27, 31 hat Walther die Ansicht ausgesprochen, daß in den Lutherschen Beispielen „so ein" als Umsetzung von „ein so" zu fassen sei. Dieser Auffassung kann ich mich nicht anschließen, glaube vielmehr, daß „so ein" in der Umgangssprache schon längst bestand und erst seit Luther in der Schriftsprache Verwendung fand.

Blankenburg a. H. **Ed. Damköhler.**

3.

Halsstarrig und hartnäckig.

Die beiden Eigenschaftswörter 'halsstarrig' und 'hartnäckig' sind mir immer als ein besonders hübsches Beispiel für die Bildungsfähigkeit der deutschen Sprache erschienen, sofern sie in entgegengesetzter Weise geformt, doch gleiche Bedeutung haben. Das eine ist aus Hauptwort und Eigenschaftswort gebildet, das andere umgekehrt aus Eigenschaftswort und Hauptwort.

Das Grimmsche Wörterbuch sagt unter halsstarrig, das Wort komme ahd., soviel zu ersehen, noch nicht vor und sei erst aus dem späteren mhd. als 'halsstarc' bezeugt, eine Form, die neben 'halsstarrig' bis ins 16. Jahrhundert hinein fortdauere. Die Berechtigung indes, aus derselben ein von 'halsstarrig' verschiedenes Adjektiv = 'halsstark' abzuleiten, erscheine zweifelhaft; doch wird zugegeben, daß 'halsstark' öfter und mißbräuchlich eine formelle Anlehnung an 'stark' = fortis erfahren habe. — Lehrreich ist für dies Wort die vorlutherische deutsche Bibel.

Die erste Ausgabe von Eggestein hatte 2. Mos. 32, 9: 'Ich sich daz ditz volck ist hertes halsbains'. Pflantzmann machte daraus: 'einer herten halsadern', Zainer um 1474 'halßbeynig', was in den folgenden Ausgaben bis 1490 beibehalten wurde, nur daß die sogenannte Schweizerbibel 'halsbennig' druckte. Erst Ottmar 1507 und 1518 machte dann 'halßstarck' und Luther 1522 'halsstarrig'. In 33, 3 haben alle Ausgaben bis auf Ottmar 'hertes halsbains' beibehalten, Ottmar 'hertter Halßadern' gesetzt, in V. 5 haben alle Ausgaben, auch Ottmar, noch: 'du bist ein hertz halsbainigs volck'. Danach sind die Ausgaben des Grimmschen Wörterbuchs unter Halsbein und halsbeinig zu ergänzen.

Hartnäckig kommt in Luthers Bibel nicht vor und scheint erst der späteren Zeit anzugehören.

Maulbronn. **Eb. Nestle.**

4.

Sutten- oder Sudenprediger.

(Zu Ztschr. 19. 7. S. 455 flg.)

In Nürnberg wird der zweite Pfarrer der Kirchengemeinde zum heiligen Geist noch offiziell als Sutten- oder Sudenprediger bezeichnet. A. a. O. ist nun Mummenhoffs Erklärung angeführt, der die von Schmeller wiederaufgenommene und in der zweiten Auflage des Schmellerschen Wörterbuches von

Digitized by Google

Frommann aufrechterhaltene Erklärung, welche Sutte als „Krankenstube" erklärt, als die einfachste und natürlichste ansieht. Diese Ansicht stützt sich auf Schmeller, der wie Scherzius und neuerdings Lexer an einen Zusammenhang mit Su't = Sucht, Krankheit glaubt und zur Bestätigung seiner Erklärung einen lateinischen Stiftungsbrief vom Jahre 1487, der das Heilige Geist-Spital betrifft, sowie eine Urkunde, das Nürnberger Elisabethenspital betreffend, anführt. In beiden Urkunden wird Sutte mit „stuba infirmorum" wiedergegeben. Ich halte diese Erklärung auf jeden Fall für besser als die, daß das Wort herzuleiten sei von der nach Süden gerichteten Kanzel oder der angeblichen Aufschrift des Altars S. V. D.[1]) d. h. sancto Vitae dedicatum, geweiht dem Sankt Veit, dem Schutzpatron gegen manche Leiden, besonders gegen Veitstanz. Demgegenüber macht nun Spälter a. a. O. S. 456 u. 457 geltend, daß Sutte hier wohl in der Bedeutung Suhle oder Lache, Pfütze gebraucht sein kann. Das Nürnberger Spital steht auf früherem Wiesengrund. Wenn einmal das Spital in der Sutte lag, vollzog sich leicht die metonymische Gleichsetzung des Gebäudes mit dem Orte, auf dem es stand. Dieser Sprachgebrauch, der sich beim Heiligen Geist-Spital gebildet hatte, wurde dann verallgemeinert und auch auf das hochgelegene Elisabethenspital und weiterhin auf das Amberger und andere Spitäler übertragen. Spälter erklärt hier den Familiennamen Suttner daher auch als Bewohner der Sutte, einer sumpfigen Gegend, nicht als sutor oder Spitalinsasse. Allen diesen Erklärungen gegenüber mache ich darauf aufmerksam, daß in niederdeutschen Urkunden die Nachmittagsprediger oft als „subdiakone" bezeichnet werden. Sollte nicht der erste Teil des Wortes eine volkstümliche Verdrehung von Sub sein, so daß dann Subenprediger einfach Unterprediger hieße?

Doberan i. Mecl. **O. Glöde.**

5.

Zur Erklärung der Redensart „Keilerei und Tanzvergnügen".

Daß im 16. Jahrhundert ein Ball in Deutschland fast nie ohne Schlägerei und Blutvergießen ablief, ergibt sich aus einer 1594 erschienenen Schrift des markgräflich badischen Rates und Obervogts zu Pforzheim, Johann Münster, in welcher eine sehr weitläufige Schilderung eines damaligen Balles enthalten ist und u. a. folgendes berichtet wird: Die deutsche allgemeine Tanzform besteht hierinnen, daß, nachdem bei den Pfeiffern und Spielleuten der Tanz zuvor bestellet ist, der Tänzer aufs Zierlichste, Höflichste, Prächtigste und Hoffärtigste herfürtrete und aus allen allda gegenwärtigen Jungfrauen und Frauen eine Tänzerin erwähle. Dieselbe mit Reverentz, als mit Abnehmen des Hutes, Küssen der Hände, Kniebeugen, freundlichen Worten und anderen Ceremonien bittet er, daß sie mit ihm einen Tanz halten wolle. Diese Bitte schlägt die

1) Wie sehr man freilich mit solchen Deutungen in die Irre geraten kann, zeigt die Erklärung des Wismarschen Straßennamens Diebstraße als DEF-Straße (nied. def = Dieb). Es gibt allerdings in derselben Stadt eine ABC-Straße nach den Bezeichnungen dreier Häuser mit ABC.

Digitized by Google

begehrte Frauensperſon nicht leichtlich ab, unangeſehen auch der Tänzer, der den Tanz von ihr begehrt, bißweilen ein ſchlimmer Pflugbengel oder ein anderer unnützer vollgeſoffener Eſel und die Frauensperſon eine ſtattliche vom Adel oder eine andere anſehnliche Frau oder Jungfrau iſt. Es wäre denn, daß ſie um eines Verſtorbenen willen trauert oder Leid trüge. In dem Fall iſt ſie entſchuldigt, ſofern noch bei dem, der den Tanz begehret, ſo viel Verſtandes übrig iſt, daß er dieſe Entſchuldigung annehmen will. Iſt aber der Kerl gar voll und toll, der den Tanz begehret, ſo muß die Frauensperſon eben wol fort. Will ſie nicht tanzen, ſo mag ſie ſchleiffen. Will ſie im Tanz nicht lachen und fröhlich ſpringen, ſo mag ſie weinen und ſauer ausſehen und traurig tanzen. Denn er verläßt ſie nicht, ſondern er zieht mit ihr immerfort zum Tanze, wie mit einem Schaf zur Küche. Iſt aber die Frauensperſon alſo daran, daß ſie den Tanz abſchlägt, ſo iſt das Ei zertreten. Dann fängt der Tänzer an zu fragen, ob er nicht gut genug ſei, zuweilen ſchämt er ſich auch nicht, die Jungfrau oder Frau gleich aufs Maul zu ſchlagen. Etliche geben dann der Frauensperſon recht und andere dem Tänzer, ſo daß daraus dann endlich ſolch Werk erfolget, das ohne Blutvergießen und ſtetigem Haſſe nicht wohl oder kaum kann beigelegt oder verglichen werden. Wenn aber die Perſon bewilligt hat, den Tanz mit dem Tänzer zu halten, treten beide herfür, umfangen und küſſen ſich, auch wohl recht auf den Mund, und erzeigen ſich ſonſt mit Worten und Geberden die Freundſchaft. Danach, wenn es zum Tanz ſelbſt gekommen iſt, halten ſie erſtlich den Vortanz. Derſelbe gehet etwan mit ziemlicher Gravität ab. Danach ruhen ſie ein wenig und warten, bis der Pfeiffer wiederum aufblaſet zum Nachtanz. In dieſem gehet es was unordentlicher zu als in dem vorigen. Denn allhier des Lauffens, Tummelns, Handdrückens, Anſtoßens und anderer ungebührlicher Dinge nicht verſchonet wird, bis der Pfeiffer die Leute durch ſein Stillſchweigen wiederum geſchieden hat. Wenn aber der Tanz zu Ende gelauffen iſt, bringt der Tänzer die Tänzerin wiederum an ihren Ort, da er ſie hergenommen hat, mit voriger Reverentz, nimmt Urlaub oder bleibet auch wol auf ihrem Schooß ſitzen und redet mit ihr, darzu er durch den Tanz ſehr gute und keine beſſere Gelegenheit hat finden können.

Hettſtedt. Dr. **Karl Löſchhorn.**

6.

Einen Pflock zurückſtecken.

(Vgl. 20. Jahrg. 9. Heft S. 591.)

Da bisher eine ausreichende Erklärung dieſer Redensart vermißt wird, ſo erlaube ich mir auf eine Zähl- oder Markiermethode hinzuweiſen, die in England noch üblich iſt, z. B. zum Aufrechnen der gewonnenen Punkte beim Bagatelle-Spiel. Zu beiden Seiten des Spielbrettes befinden ſich beſondere Zählleiſten, eine für jede Partei. Dieſe Leiſten ſind mit Löchern in regelmäßigen Abſtänden verſehen, in welche ein Pflock (peg) paßt, der um ſo weiter heraufgeſteckt wird, je mehr Punkte eine Partei gewonnen hat. Wenn

Digitized by Google

nun ein Spieler irrtümlich oder fälschlich sich zuviel Punkte gutgeschrieben hat, so wird er veranlaßt „seinen Pflock zurückzustecken", „he is taken down a peg or two" — die englische Redensart hat denselben Sinn, wie die deutsche, und wird wohl ebenso zu erklären sein. Wahrscheinlich hat das Zählbrett mit dem Pflock früher eine weite Verbreitung gehabt, da es in vielen Fällen praktischer ist, als ein Kerbholz.

Montigny bei Metz. Prof. Dr. Victor Dörr.

Bücherbesprechungen.

Deutsche Frauenbriefe. Ausgewählt und herausgegeben von Dr. Ernst Wasserzieher. Deutsche Schulausgaben von Dr. J. Ziehen. Bd. 40. L. Ehlermann, Dresden 1905. 8°. 164 S.

Wie der Verfasser in der Einleitung sagt, sind die Schreiberinnen „keine Schriftstellerinnen" und diese Briefe „keine geistigen Taten und literarische Kunstwerke"; es soll vielmehr hier an prägnanten Beispielen gezeigt werden, wie weibliches Fühlen und Denken in der jeweiligen Zeitepoche sich aussprachen, weil damit auch interessante Streiflichter auf die Kulturzustände überhaupt geworfen werden. Denn „deshalb sind Briefe so viel wert, sagt Goethe, weil sie das Unmittelbare des Daseins aufbewahren". Aus der früheren Zeit, wo bei den Vornehmen in Deutschland Französisch sehr häufig die Umgangs- wie Schriftsprache war, sind Proben nicht gegeben außer den Briefen der Liselotte von der Pfalz, die auch am Hofe Ludwigs XIV. sich ihr liebes Deutsch bewahrte und deren Briefe sowohl literarisch wertvoll als auch durch die Beimischung einer oft köstlichen Selbstironie amüsant sind. Maria Theresia erscheint selbst in ihren Briefen, besonders in denen an ihren Sohn Erzherzog Ferdinand als zwar gütige, aber auch gebietende Herrscherin, während die Briefe an eine Freundin ihr weibliches Gemüt in schönstem Lichte zeigen. Die Verschiedenheit der Charaktere Eva Königs, die später Lessings Frau wurde, und Karoline Flachslands, Herders Gemahlin, kann nicht klarer hervortreten als in ihren Briefen. „Dort", so heißt es S. 31 der trefflichen Vorbemerkungen Wasserziehers, „ruhige Überlegung, kühle, nüchterne Wirklichkeit, jahrelanges schweres Ringen um die Existenz, ganz allmählich entstehende und wachsende Neigung älterer, vielgeprüfter, reifer Menschen; hier die ganze Sehnsucht und Leidenschaft des jungen Mädchenherzens, abwechselnd himmelhoch jauchzend und zum Tode betrübt. Dort ist von Geldgeschäften und hausbackenen Sorgen die Rede, hier von Nachtigallengesang und literarischen Interessen." — Wer nicht wüßte, daß Frau Rat Goethe köstliche Briefe geschrieben hat, in dem würden diese Proben das Verlangen nach mehr wachrufen. Die Briefe Angelica Kauffmanns und Charlotte von Schillers, sowie Christophine Reinwalds, der ältesten Schwester Schillers, interessieren natürlich besonders durch die reichen Beziehungen auf Goethe und Schiller. Den Schluß bildet eine kurze Auswahl der „Briefe einer Braut (Philippine von Griesenheim) aus der Zeit der deutschen Freiheitskriege 1804—1813".

Digitized by Google

Daß noch manche anderen Briefe dieser Frauen höchstes Interesse haben und man viel Schönes noch vermißt, ja daß sich aus sonstigen Briefsammlungen noch ein ebenso starkes Bändchen ohne Schwierigkeit würde zusammenstellen lassen, ist klar, aber es würde unrecht sein, nicht anerkennen zu wollen, daß auf knappem Raume mit dieser Sammlung recht viel geboten wird.

Braunschweig. O. Hahne.

P. J. Tonger, Lebensfreude. Sprüche und Gedichte. Köln, P. J. Tonger, 1907. 160 S.

Der Kölner Verleger P. J. Tonger, dessen Bestreben es seit einer Reihe von Jahren schon ist, durch Herausgabe praktischer, leicht verständlicher, volkstümlicher Werke die Musik in weiteren Kreisen heimisch zu machen, hat in hübschem Leinband jüngst ein „Lebensfreude" betiteltes Bändchen erscheinen lassen. Dasselbe vereinigt in sich eine stattliche Anzahl ausgewählter Sprüche und Gedichte, die uns einerseits wahre Freude am Leben und an der Arbeit geben, anderseits gleichzeitig uns zur Lektüre der betreffenden Schriftsteller anregen und so ihr bescheidenes Teil mit dazu beitragen sollen, guter Literatur die Wege zu bahnen.

Fürwahr ein vortrefflicher Gedanke! Der Mensch soll sich freuen, freilich nicht in niederer Genußsucht, sondern an den idealen Gütern des Lebens: diese Weisheit tönt uns in herzerquickender Weise allüberall aus dem Büchlein entgegen, dessen geistiger Vater hohe, ideale Lebensauffassung mit einem klaren, scharfen Blick für die realen Bedürfnisse des Lebens verbindet. Freude und Glück sich und anderen zu schaffen, das soll die Richtschnur unseres Daseins bilden. Dieses hehre Ziel zu erreichen, soll das Büchlein uns helfen, in dem der Verfasser in geschicktester Weise unter den Schlagworten: Freude, Glück, Menschenliebe, Liebe, Selbsterkenntnis, Arbeit und Zufriedenheit eine reiche Fülle der prächtigsten, wertvollsten Sentenzen zusammengetragen hat, immer unter dem Motto Rückerts: „Allem läßt sich abgewinnen eine Seite, die da glänzt"; zum Schluß gibt das Werkchen unter dem Titel „Allgemeines" eine Reihe goldener Worte mehr allgemeinen Inhalts, sämtlich durchweht von einer gesunden, sonnigen Lebensauffassung.

Wir tragen kein Bedenken, das feinsinnige Buch allen Freunden einer idealen Lebensrichtung und allen Feinden eines groben Materialismus, der sich zumal in unserer Zeit immer breiter macht, zu anregendster Lektüre warm zu empfehlen.

Dresden. Dr. Schwarze.

Warncke, Zum ältesten deutschen Minnesang. Wiss. Beilage zum Programm des Gymnasiums zu Myslowitz. Ostern 1905. 17 S. gr. 8°.

Die Kennzeichen, die Gottschau in dem Anhang zu seiner Abhandlung über Heinrich von Morungen (Beiträge von Paul und Braune VII S. 429 f.) für die erste Periode der vorwalterischen Lyrik gibt, treffen für die Strophen

Digitized by Google

des sogenannten „ersten Liederbuchs“ Dietmars im wesentlichen zu. Die Lieder sind in ihrem Bau von altertümlicher Einfachheit; es liegt ihnen zum großen Teile eine vier- oder sechszeilige Strophe von Versen zu je vier Hebungen zugrunde, die durch Vorschiebung von Waisen vor einzelne oder alle Verse mannigfach gestaltet wird. Die Strophe ist meist ungegliedert, die Zahl der verschiedenen Töne gering. An allen Stellen des Verses darf die Senkung beliebig fehlen. Der Reim ist in einigen Fällen vokalisch, besonders aber konsonantisch ungenau; er bindet meistens zwei aufeinander folgende Verse; zwischen klingenden und stumpfen Reimen wird noch nicht überall streng unterschieden. Mehrstrophige Lieder finden sich erst ganz vereinzelt, das einstrophige Lied oder der Spruch überwiegt bei weitem. Eine engere Zusammengehörigkeit der fünf Töne MF 32, 1 – 35, 31 (36, 4) scheint schon die Parallelüberlieferung in BC zu beweisen. Auch finden sich Übereinstimmungen, die neben der gemeinsamen Überlieferung die Annahme eines Dichters nahelegen. Nirgends finden sich Gedanken, die auf den Frauendienst in der ausgebildeten höfischen Weise hinweisen. Auch die Worte MF 35, 15: vil gar ir eigen ist mîn lîp in dem jüngsten vierten Ton setzen ihn nicht notwendig voraus. Dagegen beruhen spätere Töne bestimmt auf diesem höfischen Frauendienst. Mit einfachen Mitteln feiert der Dichter die Schönheit der Erkorenen: frouwe schoene u. a. (MF 32, 3. 10. 14; 35, 13) preist die äußeren, frouwe biderbe unde guot (33, 24), rühmt die inneren Vorzüge der Geliebten. Man stelle dem gegenüber die rednerische Gewalt und glühende Frische Heinrichs von Morungen, mit der er unerschöpflich immer neue Gesichtspunkte zum Ruhme seiner Dame findet. Betreffs der Form zeigt nur der jüngste vierte Ton Dreiteiligkeit, beim fünften Ton würde dreiteilige Gliederung durch die Reimstellung bezeichnet sein. Der Reim ist recht oft unrein, dagegen fehlen die Senkungen verhältnismäßig selten. Der zweite und dritte Ton des „ersten Liederbuches“ sind Fortbildungen der Nibelungen- bzw. der Kürenbergerstrophe. Wird man Scherer auch nicht darin zustimmen können, daß in dem in BC überlieferten „ersten Liederbuch“ Dietmars eine vom Dichter gefertigte, zeitlich geordnete Sammlung zu sehen sei, so weisen doch Form und Inhalt im allgemeinen auf eine verhältnismäßig ältere Zeit hin als einige Lieder des „zweiten Liederbuches“, das nur in C überliefert ist.

Mag immerhin diese Liederhandschrift wie bei dem Tagelied Altertümliches verwischt haben in dem Bestreben, die Reime älterer Lieder auf ihre Reinheit hin zu überarbeiten, so weisen doch auch Strophengliederung und poetische Technik die meisten Töne einer jüngeren Zeit zu.

Der erste Ton besteht aus einer einzigen Strophe:

MF 36,34: Frouwe, mines libes frouwe,
an dir stêt aller min gedanc;
dar zuo ich dich vil gerne schouwe.
du gewünne nie unstaeten wanc.
dar zuo waere ich dir vil gerne bi.
nu nim mich in dîne genâde;
so belîbe ich aller sorgen fri.

Digitized by Google

Der Verfasser kommt zu dem Schluß, daß es beim „zweiten Liederbuch" noch schwerer ist als beim „ersten" an einen Dichter zu glauben. Unmöglich ist es, mit Scherer, dem einige Herausgeber von schulmäßigen Übersetzungen und Bearbeitungen des Minnesanges folgen, sogar für beide an einen Verfasser zu denken. Einen derartigen Fortschritt in der Kunstentwickelung von volkstümlichen Anfängen in Form und Inhalt bis zur Vollendung dürfen wir schwerlich einem älteren Minnesänger zuschreiben.

Doberan i. M. O. Glöde.

Wilhelm Kosch, Martin Greif in seinen Werken. Leipzig, C. F. Amelang 1907. VI. u. 174 S. 8°.

Den Lesern dieser Zeitschrift ist Martin Greif wohlvertraut und ins Herz gewachsen, hat sie doch schon so manchen schönen Beitrag zu seiner Würdigung gebracht und die immer allgemeinere Anerkennung seines Schaffens wesentlich gefördert. Darum wird es die Verehrer des Dichters freuen zu erfahren, daß zu der schon ziemlich beträchtlichen Literatur über Martin Greif soeben ein neues wertvolles, feinsinniges und warmherziges Buch hinzugekommen ist, „die Frucht liebevoller Studien" des Universitätsprofessors Wilhelm Kosch in Freiburg.

Nach einer kurzen biographischen Einführung, die vor allem Greifs geistigen Werdegang entwickelt, wendet sich der Verfasser zunächst zu einer eingehenden Darstellung der Greifschen Lyrik, ihrer spezifischen Eigenart und ihrer Stellung innerhalb der deutschen Literatur (S. 13—80). Noch heute sind ja die Ansichten über Greif nicht völlig geklärt; während die einen ihn für einen der bedeutendsten Lyriker nach Goethe halten, für „ein lyrisches Genie allerersten Ranges" (Franz Himmelbauer), nennen ihn andere einen „elementaren" Dichter, aber nicht im Sinne seines Freundes Adolf Bayersdorfer. Diese letzteren würden aus der gründlichen, liebevollen, dabei aber nicht überschwenglichen, und dichterisch nachempfindenden Darstellung des Verfassers und Hand in Hand damit aus einer Versenkung in Greifs Lyrik sicher ein anderes Urteil gewinnen. Unbewußte Phantasie, Anschaulichkeit, inniges Naturgefühl, inneres Erlebnis sind nach ihm die Quellen, aus denen Greifs Lyrik stets rein und frisch entspringt; keine matte, kranke, gemachte Reflexionspoesie, sondern schlichte, natürliche, echte Empfindung; dabei die mannigfachsten Formen, vom Vierzeiler bis zu kunstvollen Strophen und freien Rhythmen, und der reichste Inhalt, vom schlichten, volkstümlichen Liede bis zum erhabenen Hymnus. Dies alles stützt und erklärt der Verfasser durch zahlreiche Beispiele und weist auch die bekannten Vorwürfe über triviale oder unreine Reime und über matten, unbedeutenden Ausdruck und Abschluß mancher Gedichte als unbegründet zurück, wie es schon Lyon 1889 getan hat. Aus der Eigenart der Greifschen Lyrik ergibt sich sofort auch ihre Stellung in der deutschen Literatur: Greif gehört keiner Schule an, am wenigsten der Münchner um Geibel und Heyse, mit denen man ihn gewöhnlich zusammenstellt; vielmehr geht er einerseits natürlich auf das Volkslied und Goethe zurück und bildet anderseits eine Reihe mit Uhland,

Digitized by Google

Mörike, Kerner, Hebel und Droste-Hülshoff. Neu ist, soviel ich weiß, die vom Verfasser angedeutete Beziehung der Greifschen Naturanschauung zu Jean Paul.

Im dritten Abschnitte (S. 81—154) erhalten wir eine eingehende Analyse der Dramen Martin Greifs, die all ihre Schönheiten in Form und Inhalt darlegt. Als Dramatiker ist Greif untrennbar von Otto Ludwig, dessen Shakespeare-Studien (1872) seine eigenen bereits ein Jahr vorher in der Abhandlung „Das neue Drama" niedergelegten Gedanken bestätigten, ihn von der jugendlichen Nachahmung Schillers befreiten und zu dem großen Briten als dem einzigen Leitstern hinführten. Auch über den Dramatiker Greif gehen ja die Ansichten weit auseinander, und selbst solche Kritiker, die seiner Lyrik volle Anerkennung und höchstes Lob zollen, wie z. B. Avenarius, stellen ihn als Dramatiker bei weitem nicht so hoch. Darum ist es nur immer wieder zu bedauern, daß seinen Dramen der einzige Prüfstein ihrer Kraft und Wirkung, die Bühne, im allgemeinen immer noch verschlossen bleibt, nachdem doch Laube und Dingelstedt im Wiener Burgtheater mit einzelnen seiner Stücke so große Erfolge erzielt hatten, und sein „Ludwig der Bayer" im Volkstheater zu Kraiburg am Inn mehr als fünfzigmal unter jubelndem Beifall dargestellt worden ist.

Der letzte Abschnitt des Buches (S. 155—164) bespricht die leider nur geringen Prosaarbeiten des Dichters und endet mit einer Gesamtcharakteristik „des großen Sohnes der fröhlichen Pfalz", die in den Worten gipfelt: „Greifs Grundlagen als Mensch und Dichter sind wahrhaft pfälzisch, der Oberbau ist wahrhaft deutsch."

Das Buch ist ein wertvoller Beitrag zur Greif-Literatur und auch an und für sich schon genußreich zu lesen. Sein schönster Erfolg wäre, wenn es dem greisen Dichter recht viele neue Verehrer gewönne und seine Gegner zu einer Revision ihres Urteils über ihn veranlaßte.

Deutsch-Wilmersdorf. Prof. Fr. Blume.

Weisers Deutsche Literaturgeschichte. II. Das neunzehnte Jahrhundert. Zunächst für Oberprimaner und Studierende dargestellt von Dr. Rob. Riemann (Leipzig, Petrischule). Leipzig, Dieterich (Theodor Weicher). VIII. u. 97 S. geb. 1,20 M.

Was ich in meiner Besprechung des ersten Teiles dieses Werkes (Ztschr. 21, 137 ff.) aussprechen mußte und begründet habe, daß es kein Schulbuch sei, sagt der Verfasser dieses zweiten Teiles im Vorwort kurz und bündig selbst: „Ein eigentliches Schulbuch wollte ich mit diesem Werkchen nicht liefern. Es ist vorzugsweise für den Abiturienten gedacht, der es zur Ausfüllung der Pause zwischen Schule und Universität benutzen kann." Wir wollen ohne weiteres hinzufügen „der es seine ganze Studienzeit hindurch mit Nutzen als Wegweiser durch das Chaos der Dichtung des 19. Jahrhunderts gebrauchen kann". Aus der Darstellung und der ganzen Behandlungsart spricht Scherersche Art, die doch nur für eine fortgeschrittenere Bildungsstufe paßt, für diese aber höchst anregend wirkt. Ich brauche nur die Kapitelüberschriften zu nennen, um dies

Digitized by Google

zu erläutern. Verfasser teilt den ganzen Stoff in fünf Kapitel: Die Romantik, der Pessimismus, die politische Dichtung, Klassizismus und Realismus, Naturalismus und Impressionismus.

Unter Kap. 2 finden z. B. Schopenhauer, Heine, Lenau, Leuthold, Hamerling und Hebbel Besprechung, jeder in einem besonderen Paragraphen; in Kap. 3 außer dem jungen Deutschland und der politischen Lyrik auch „Der exotische Roman"; in Kap. 4 der Münchner Kreis, der Zeitroman, Dialektdichtung und norddeutsche Heimatkunst, die süddeutschen Erzähler (Gotthelf, Auerbach, Keller) und die historische Tragödie (Saar, Wilbrandt, Gottschall, Wildenbruch, Ludwig, Anzengruber), dann R. Wagner; in Kap. 5 endlich die Berliner Naturalisten (im Anschluß an sie auch Fontane), die „Kompromißdramatiker" (Sudermann, Halbe, Bleibtreu, Ernst), Nietzsche, der Impressionismus (Liliencron, Bierbaum, Münchhausen, Schnitzler, Flaischlen), der „Milieuroman" (Polenz, Kretzer, Beyerlein, Böhlau, Viebig, Mann) und „die Artisten" (George und Hoffmannsthal).

Die Kapitelüberschriften geben in der Tat gute Richtlinien für die literarischen Strömungen, und durchaus Anerkennung verdient ihre äußerst knappe und doch vielsagende Charakterisierung, die mir nur bei der Romantik wenig gelungen scheint. Schon der erste Satz: „Die Romantik trägt ihren Namen von Roman, während den Klassikern das Drama für die höchste Gattung der Poesie galt" ist kaum verständlich und wohl auch objektiv unrichtig, mindestens sehr äußerlich gefaßt. Überraschend ist es, daß Verfasser für das ganze Jahrhundert mit 146 Persönlichkeiten auskommt, von denen auf das letzte Viertel noch keine 30 kommen. Da fehlen zwar manche, die gewiß um ihres positiven Gehalts und auch ihrer Eigenart willen jungen Männern zu empfehlen wären, wie Wilhelm Riehl, Adolf Stern, Ferdinand Avenarius, Fritz Lienhardt, Ernst Zahn, Heer, von den älteren eine Luise von François, aber im ganzen ist doch die Auswahl geschickt und lehrreich. Ich bemerke auch gern, daß Geibel und Heine richtiger gewürdigt werden, als eine Andeutung im Vorwort des ersten Teiles vermuten ließ.

Des Verfassers Absicht, die „führenden Geister" stark hervortreten zu lassen, ist nicht ganz gelungen. Wenn z. B. Holz und Schlafs „Familie Selicke" eine ziemlich eingehende, wenn auch verurteilende Betrachtung zuteil wird, während Hebbels Nibelungen sehr kurz abgetan werden, so ist das doch ein Mißverhältnis. Überhaupt wird die Darstellung gar manchen Persönlichkeiten nicht gerecht, z. B. Rosegger, C. F. Meyer, Wildenbruch; aber trotzdem wird der Zweck des Buches, auf die bedeutendsten und typischen Erscheinungen hinzuweisen und sie in die großen geistigen Strömungen des 19. Jahrhunderts einzureihen, erreicht. Überall erkennt man die Selbständigkeit sowohl des Urteils als der Gestaltung des Stoffes. Dem geistig geförderten, denkenden und bereits wohlunterrichteten Leser, ebenso dem Lehrer in der Prima wird der Leitfaden gute Dienste leisten.

Berlin. **Gotthold Boetticher.**

Digitized by Google

Albrecht Dürer von Dr. Rudolf Wustmann in Bozen. Mit einem Titelbild und 32 Abbildungen im Text. 100 S. 8°. Teubner, Leipzig 1906. Aus Natur und Geisteswelt Nr. 97.

Daß gerade in den letzten Jahren über Albrecht Dürer viel geschrieben ist und neue Wiedergaben seiner bedeutendsten Werke erschienen sind, ist bekannt; daß neben weniger Gutem, wie Franz Servaes: Albrecht Dürer (Die Kunst, Bd. 42), auch das grundlegende, aber recht große Ansprüche an das Fassungsvermögen stellende Werk von H. Wölfflin: Die Kunst Albrecht Dürers (mit 132 Abbildungen) herauskam, ließ den Wunsch nach einem kürzer gefaßten, leichter verständlichen Abrisse von Dürers Leben und Schaffen gewiß nur um so reger werden. Was der für Kunst und Künstlerleben interessierte Laie von dem echtesten deutschen Meister wissen möchte, kann ihm Wustmanns Buch völlig ausreichend bieten, das leider bisher fast übersehen ist. Es sind die innigen Zusammenhänge zwischen dem äußeren Lebensgange und den Werken in höchst feinsinniger Weise, meist unter Benutzung eigener Worte Dürers oder scharfsinniger Erklärung, z. B. der „Melancholie", sicher erschlossen. In zwölf Kapiteln mit den Überschriften: Selbst- und Angehörigenbildnisse, Die Zeichnungen zur Apokalypse, Mann und Weib, Fünfmal die Passion, Unser Frauen Leben, Stiftungsgemälde, Von Rittertum, Trauer und Heiligkeit, Das Schweißtuch der Veronica, Für den Kaiser, Der Weg zur Reise, Die späten Bildnisse, Die Apostel, ist eine übersichtliche Gliederung geschaffen. Die beigefügten kleinen Abbildungen können und sollen auch gar nicht andere Wiedergaben überflüssig machen, sondern sollen mehr die Erinnerung wachrufen und die Erklärung der Einzelheiten verständlich machen. Möge das Büchlein recht viele Verehrer Dürers zum tieferen Verständnis seiner Kunst führen und neue dazu gewinnen.

Braunschweig. **O. Hahne.**

Kleine Mitteilungen.

Entgegnung auf die Kritik des Herrn Dr. Pache.

Angesichts der heftigen Angriffe, die Herr Dr. Pache in Heft 8 dieser Zeitschrift gegen meine Ausgabe von Hebbels Nibelungen gerichtet hat, halte ich es für meine Pflicht, die Vorwürfe zum Teil als einseitig und übertrieben, zum Teil als unwahr zurückzuweisen.

Der Herr Rezensent anerkennt zwar einen großen Aufwand von Fleiß und sorgfältige Belesenheit, tadelt aber ein Dreifaches.

1. „Nirgendwo der ernsthafte Versuch, dem Schüler zum wirklichen Genuß des Kunstwerkes zu verhelfen." — Freilich in den Fußnoten finden sich nicht die hauptsächlichsten Winke zum künstlerischen Genuß des Werkes. Hier ist absichtlich vermieden worden, künstlerische Gesichtspunkte vorwiegend zu betonen. Aber die vom Herrn Rezensenten so geringschätzig behandelten „Fragen über die einzelnen Akte" bieten in Hülle und Fülle einschlägige Winke. Freilich sind sie etwas methodisch-schulmäßig geordnet, da ich weiß, daß eine derartige Anordnung auch für diejenigen nicht wertlos ist, die sich einen künstlerischen Genuß vom Werke versprechen. Für viele ist aber diese Form geradezu die gewünschte. — Die Ausgabe ist nämlich nicht nur für Schüler der oberen

Digitized by Google

Gymnasialklassen eingerichtet, sondern will zwar diesen Schülern sowie Seminaristen und Seminaristinnen gerecht werden, aber noch ein übriges leisten. Mancher Lehrer, der keine Gelegenheit dazu findet, sich in der Hebbelliteratur näher umzusehen oder dem der Forschertrieb weniger innewohnt, weil bei ihm das unterrichtliche Interesse vorwiegt, findet hier reiche Anregung für sich und seine Schüler. Ebenso weiß ich, daß germanistische Philologiestudierende die Schöninghschen Ausgaben für den Handgebrauch und als Nachschlagewerk schätzen.

Neben recht prosaischen Einzelheiten, die wohl auch in anderen Bänden der Schöninghschen Sammlung sich finden, weil sie schlecht zu umgehen sind, und die ein nicht erregter Kritiker keineswegs tadelt, enthalten die Fragen sowohl als auch andere Teile des Anhangs eine überaus reiche Anleitung zum Kunstgenusse Hebbels bis auf die mit künstlerischen Winken geradezu gespickten Ausführungen gegen Röpe und mehr noch gegen Meinck.

Ich gebe zu, daß für den Schüler die Hälfte der Ausführungen auch hier wie in den Fußnoten genügt hätte. Aber Ausgaben, die sich auf das Notwendige beschränken, bieten bereits Gaudig, Neumann und neuerdings die Aschendorffsche Ausgabe. Ich wollte eben auch dem Lehrer und dem Philologiestudierenden durch mein Erklärungsmaterial dienen.

2. „Eine Unmasse gelehrten Ballastes und überflüssiger Anhängsel." — Hier gilt in ähnlicher Weise das unter Nr. 1 Vermerkte. Die Antheschen Bestrebungen kannte ich und stand ihnen nicht unsympathisch gegenüber. Aber ich mußte wiederholt die Erfahrung machen, daß namentlich bei Seminaristen und Seminaristinnen, die ich unterrichtete, zwar die Begeisterung für das künstlerische Moment da ist, aber orientierende Bemerkungen auf mythologischem, geschichtlichem, zoologischem Gebiete ebensowenig unwillkommen sind wie die methodisch geordneten „Fragen".

Anmerkungen wie die eben genannten, die auch nicht unmittelbar den Kunstgehalt berühren, erhellen oft höchst willkommen manches Dunkel. Die Fäden zur Edda und zum Nibelungenepos, die von Hebbel aufgenommen oder liegen gelassen sind, ebenso die mythologischen Parallelen haben wohl Wert.

Der Rezensent tadelt meine zoologischen Nachweise. Hat er sich wohl Rechenschaft gegeben, warum ich sie eingefügt habe? Weil ich lederner Pedant ohne Kunstverständnis sein muß? Die einschlägige Stelle wird durch die Fußnote vom gegenwärtigen zoologischen Befunde der vorhandenen Robben (nach Sverdrup) reich illustriert. Die Fußnote will keine tote zoologische Klassifikation bringen. Sie bietet dem Lehrer Gelegenheit, das Hebbelsche Bild nicht nur als richtig zu erweisen, sondern es noch wirksamer zu beleuchten. An anderen Stellen ist Hebbels Naturzeichnung — z. B. seine Vogelstimmencharakteristik — falsch, so sehr Hebbel Naturfreund war, — und stört den naturwissenschaftlich beschlagenen Leser, auf den manche Kommentare klägliche Rücksicht nehmen.

Die Parallelstellen aus anderen Dichtungen sollen alle keine tote Häufung darstellen, sondern dem schärfer blickenden Leser Hebbels Beziehungen zu seinen Vorbildern andeuten. Oder aber sie liefern den Nachweis, wie verwandte, oft die nämlichen Bilder („Vom Wirbel bis zum Zeh") sich durch die verschiedensten Literaturen bis ins Altertum hinein verfolgen lassen, nicht selten gerade bis in die Bibel hinein (s. Goethes Götz).

3. Auf den Tadel, meine Bearbeitung ad usum Delphini sei zu engherzig, mußte ich gefaßt sein vom Standpunkte aller Schulmänner, die keine Kürzung oder keine erhebliche gelten lassen wollen.

Doch hätte ich eine ruhigere und schonendere Verurteilung erwartet. Man wird mir das Zeugnis nicht versagen können, daß ich in meinem Vorworte die weit stärker verkürzte Ausgabe der Nibelungen von Dr. Gaudig vornehm behandelt habe. Dr. Richard Jahnke konstatiert in ruhiger Weise von Dr. Gaudigs Ausgabe: „Nicht weniger als 28 Auftritte sind ganz ausgelassen, und die anderen mehr oder minder stark gekürzt. Das ist meines Erachtens eine unstatthafte Vergewaltigung." Und bei mir? In der großen Trilogie 240 Verse.

Digitized by Google

Wenn ein so geschätzter Schulmann wie Dr. Gaudig zu einer so weitgehenden Kürzung schritt, dann, sagte ich mir, sei eine geringere weit eher angängig.

Aber der „moralische Rotstift" und die „Lex-Heinze-Gesichtspunkte"! Persönlich bin ich Feind jeder wirklichen Prüderie. Nun trage ich schließlich kein Bedenken, die unverkürzten Nibelungen in die Hände von Gymnasiasten oberer Klassen zu geben. Ich habe auch kein Bedenken getragen, Seminaristen der dritten Klasse den unverkürzten Text von Hebbels Nibelungen zu empfehlen. — Aber dabei bleibt bestehen, daß der Nibelungenstoff auch schon im Epos heikle Momente aufweist. Das hat Dr. Legerlotz in seiner Schulausgabe empfunden. Für Klassenlektüre oder Klassenbesprechung ist da etwas Ungemütliches schlecht zu beseitigen, wenn man den Volltext als Schultext hat. — Hebbel hat, so wenig ich ihm das verüble, doch eine starke Empfänglichkeit für das sinnliche Moment im Erotischen.

Nun hatte ich, was Herr Dr. P. gar nicht zu berücksichtigen scheint, auch Lehrerinnenseminare, ja selbst Klasse I höherer Mädchenschulen im Auge. Diesen Schülerinnen bleibt Hebbel nicht bloß offiziell, sondern oft auch inoffiziell noch recht fern, weil manche in ihm einen „ungesunden" Dichter wittern. Der gewiß nicht engherzige Chefredakteur des „Hochland" hat z. B. in Hebbels Schaffen einen ungesunden Zug erblickt.

Wenn Schülerinnen oder Gymnasiasten und Seminaristen dahinterkommen, daß die Ausgabe gekürzt ist, so halte ich das für kein Unheil. Auf eine erfolgende Anfrage würde ich ruhig antworten: „Es sind einige Stellen gekürzt, deren Vortrag bzw. Besprechung wegen ihrer Erotik störend ist."

Meine Kürzung zerreißt nun wirklich kaum den Gang der Handlung. Wer den Urhebbel nicht genau oder nicht kennt, wird kaum eine Kürzung merken. — Daß alle Worte wie „Kuß, Liebe, kosen, nackt selbst im unschuldigsten Zusammenhang erbarmungslos getilgt" wurden, ist eine bedauerliche Übertreibung; ebenso daß jede Umarmung streng verpönt ist. — Beweis: Die Szene 6 in Siegfrieds Tod II zeichnet (auch bei mir) eingehend Siegfrieds erwachte Liebe zu Kriemhild. Ebendort heißt es „Er küßt sie". Kriemhilds Rache III, 7: „Dich küßt die Schwester auf den treuen Mund." IV, 4: „küsse Deinen Feind". Wie oft kommt das Wort „Liebe" vor, z. B. Siegfrieds Tod II, 8: „Verliebte und Berauschte" oder „Der gehörnte Siegfried Szene 3". — S. 59 ist zu lesen: „Es tut mir weh, mir ist als ging ich nackt, Als wäre kein Gewand hier dicht genug." — S. 58: „Laßt den Ring, den Eure Arme jetzt Im ersten Herzensdrang geschlossen haben . . ."; S. 67: „Sie ruft Kriemhild nach Segen und Umarmung" u. a.

Daß die Recken Hagen und Rüdeger sich küssen, erscheint mir unwahrscheinlich. Ebenso wird man manche Stelle als weniger motivierte bzw. derbere Zutat auffassen und ausschalten können.

Und nun das „Selbstdichten"! Wer Kürzungen nicht in erster Linie mit Rücksicht auf die Sauberkeit des Verses vorgenommen wünscht, wird hier gern Nachsicht walten lassen. Daß sie widersinnig geraten sind, vermag ich nicht zu begreifen, wenn sie vielleicht auch nicht genau mit dem Sinne des Dichters sich decken. Es sind zumeist Zusammenlegungen aus Hebbels Versen und Worten, nur gelegentlich ein oder zwei verbindende Wörter. Ich will aber hier am wenigsten mit Herrn Dr. Pache rechten, wenn er mir nur einen anderen gangbaren Weg gezeigt hätte ohne noch stärkere Kürzungen. Viel, viel leichter wäre für mich ein unveränderter Hebbeltext gewesen; es steckt in den Ausmerzungen manches Nachdenken. — Und dieser Zusammenlegungen sind relativ wenige. Ist man überwiegend der Ansicht, es solle ein unverkürzter Text geboten werden, so wird es in Auflage 2 geschehen. Der Kritiker in der „Zeitschrift für lateinlose höhere Schulen" schreibt im 9. Heft 1907: „Die Kürzungen bzw. Änderungen . . . lassen sich rechtfertigen."

Schließlich 4. Die Vorwürfe Röpes erscheinen dem Rezensenten überflüssig. Und doch knüpft Meinck an sie wieder an und sucht Hebbels Bedeutung stark herabzusetzen! — Daß die kritischen Exkurse einseitig sind, scheint mir nicht; ernstlich habe ich mich bemüht,

Digitized by Google

Meinck gerecht zu werden, und glaube manchen wichtigen neuen Gesichtspunkt selbst über Prof. Volkelt hinaus zutage gefördert zu haben. — Daß der Schüler durch den Anhang zum Besserwissenwollen großgezogen wird, steht allerdings nicht außer jeder Befürchtung. Aber diese Schwierigkeit erhebt sich bei jedem kritischen Exkurse, den ein anregender Lehrer kaum völlig vermeiden wird.

Wenn ich schließe mit dem Wunsche an die Leser, sine ira et studio meine Ausgabe durchzuprüfen, dann tue ich es auch im Interesse der Verlagshandlung, die sich bemüht hat, das Werk sorgfältig auszustatten.

Osnabrück. **C. Schmitt.**

Antwort
auf die Entgegnung des Herrn Seminarlehrers C. Schmitt.

Den Ausführungen des Herrn Seminarlehrers C. Schmitt möchte ich nur wenige Worte entgegensetzen, die meinen Standpunkt, wie ich ihn in der Rezension vertrat, vielleicht noch genauer beleuchten werden.

In dem Vorwort des Herausgebers ist immer nur von einer „Schulausgabe" die Rede. Unter diesem Gesichtspunkt habe ich die Kommentierung beurteilt und mußte zu einer Verurteilung der Arbeit des Herrn Schmitt gelangen, da meines Erachtens eine Schulausgabe sich allerdings in Fußnoten und Anhängen auf das Allernotwendigste zu beschränken hat. Ich halte es für ein Unding, das Werk eines Dichters so kommentieren zu wollen, daß es zugleich für Philologiestudierende und Klasse I höherer Mädchenschulen geeignet sei.

Die Art, wie Herr Schmitt seine „zoologischen Nachweise" verteidigt, hat mich von der Falschheit meiner Auffassung nicht überzeugen können; von einem dichterischen „Bild" ist ja bei den betreffenden Versen (. . . „und Robben schlägt" . . .) gar keine Rede, und ich möchte den Schüler sehen, der bei dem Wort „Robben" eine Erklärung oder wirksamere Beleuchtung verlangt, oder dem eine solche zum tieferen Genuß dieser Stelle verhilft. Ebenso überflüssig wie die zoologischen scheinen mir die „botanischen Nachweise" zu sein (z. B. Anm. S. 59).

Mit Parallelstellen aus anderen Dichtungen muß man, glaube ich, sehr sparsam wirtschaften. Weit wichtiger als diese äußerlichen Zusammenhänge, die sehr oft nichts als bloße Zufälligkeiten sind, scheinen mir innere Beziehungen zu sein. Man kommt bei dieser Art, jeden Anklang sorgsam aufzustöbern und frohlockend festzunageln, die heute eigentlich nur noch auf Dissertationen junger, fleißiger Philologen beschränkt sein sollte, denen man das Vergnügen an dieser primitivsten Art wissenschaftlicher Betätigung ruhig lassen kann, nur höchst selten zu einem positiven Gewinn für den Genuß und die Erkenntnis des Kunstwerks. Zur Illustrierung dieser Jagd nach Anklängen nur noch ein paar Beispiele; der Leser mag dann selbst entscheiden, ob das Prinzip des Herrn Schmitt oder das meinige den Vorzug verdient.

In Hebbels Vers 112, S. 47: „Jetzt ist die Straße frei", zitiert die Fußnote: „Vgl. „Frei ist dem Wanderer der Weg" (Schiller, Kampf mit dem Drachen)." Den unheimlichen Schlußvers Hagens im II. Akt von „Siegfrieds Tod": „Der vierte in unserm Bunde sei der Tod!" hält Schmitt gar für eine Anspielung auf Schillers Bürgschaft: „In unserm Bunde der dritte!" (S. 68). Bei „Wodans Eichenhain" fällt ihm natürlich sogleich „Poseidons Fichtenhain" ein (S. 156), und wenn Hagen seinen Balmung apostrophiert und dessen nächtliches Funkeln einem „prächtigen Rubin" vergleicht, wird aus Macbeth III, 4: „eurer Wangen natürlichen Rubin" zitiert (S. 189). Ich denke, die Beispiele, die man beliebig häufen könnte, werden genügen.

Auch bezüglich der Kürzungen kann ich meine Ansicht am besten durch Beibringen einiger anderer Beispiele erläutern und muß dann dem Leser die Entscheidung überlassen, ob ich Herrn Schmitt „zum Teil einseitig und übertrieben, zum Teil unwahr" an-

Digitized by Google

gegriffen habe. So sind z. B. Hagens Worte (S. 83): „Du hast in diesen letzten Tagen — Zu viel gekost, sonst wüßtest Du es längst" gestrichen. Ebenso (S. 98): „Auch der wird's hören, der gerade küßt." Bei Hebbel lautet der Schluß von „Siegfrieds Tod" IV, 11:

Siegfried: . . . „Jawohl! Nur noch den Abschiedskuß. (Er umarmt Kriemhild.) Du sträubst Dich nicht? Du sagst nicht: morgen abend! Wie ich? . . .

Kriemhild: (umschließt ihn nochmals) Kehr nur zurück!" (Die Recken ab.)

Bei Schmitt: (S. 100.)

Siegfried: . . . Jawohl! Du sagst nicht: morgen abend! Wie ich? . . .

Kriemhild: Kehr nur zurück! (Die Recken ab.)

Die entzückenden Verse der Ute (S. T. V, 4; S. 113):

„Ein jedes Jahr schläft anders! Fünfzehn, Sechzehn
Noch ganz wie Fünf und Sechs. Mit Siebzehn kommen
Die Träume und mit Achtzehn die Gedanken,
Mit Neunzehn schon die Wünsche . . ." sind gestrichen.

Kriemhilds herzzerreißende Klagen an Siegfrieds Leichnam (S. T. V, 6; S. 114):

. . . „O Mutter, Mutter!
Warum gebarst Du mich? — Du teures Haupt,
Ich küsse Dich und such' nicht erst den Mund,
Jetzt ist er überall. Du kannst nicht wehren,
Sonst tätest Du's vielleicht, denn diese Lippen — —
Es tut zu weh! . . ."

schrumpfen bei Schmitt in die Worte: „O Mutter, Mutter! Es tut zu weh!" zusammen.

Herrn Schmitt „erscheint es unwahrscheinlich, daß die Recken Hagen und Rüdeger sich küssen" (als Zeichen der Versöhnung vor ihrem Todeskampfe) und deshalb streicht er kurzerhand die Stelle, wenn auch der Vers dadurch holprig wird. Wohin sollen wir kommen, wenn ein Kommentator einfach ausmerzt, was ihm, aus irgendeinem Grunde, „unwahrscheinlich" vorkommt? Das ist allerdings eine eigenartige Kunstanschauung und ein seltsam souveräner Standpunkt für einen Erklärer, der in erster Linie Diener am Wort des Dichters sein soll.

Herr Schmitt verrät nun allerdings in seinem Vorwort das Prinzip, nach dem er seine Erklärungen und Kürzungen unternahm, mit einer löblichen Wahrhaftigkeit in folgenden Worten: „Soll die Ausgabe zur Lektüre für verschiedene Anstalten sich eignen und außerdem nicht zu teuer werden, *sollten die Anmerkungen nicht zu dürftig ausfallen*, so schien es zweckmäßig, nach dem Vorgange Gaudigs, wenn auch abweichend von ihm, *minder Bedeutendes oder minder Geeignetes auszuscheiden*."

Im übrigen führt es zu nichts, mit Herrn Schmitt ausführlicher über Aufgaben und Pflichten des Kommentators im allgemeinen und seine Auffassung davon im besonderen zu diskutieren. Will man wissen, was ich im Grunde an seiner Ausgabe für verfehlt ansah, so lese man meine Rezension einer „Dichtung und Wahrheit"-Ausgabe von Dr. O. Kästner, die sich im selben Heft dieser Zeitschrift findet, und in der ich an ihr rühme, wonach jede Schulausgabe eines Dichterwerkes, überhaupt jede Erklärung meines Erachtens zu streben hat: „ein taktvolles Unterordnen des Erklärers unter den Dichter, wenn nötig, ein ehrfürchtiges Zurücktreten, dabei ein außerordentlich feines Einfühlen in Welt und Geist des Künstlers und ein hohes Geschick, mit wenig Worten aufzuhellen, den Genuß zu erleichtern oder zu vertiefen" — alles Vorzüge, die ich in der Nibelungen-Ausgabe des Herrn C. Schmitt leider vermissen muß.

Dresden. Dr. **Alexander Pache.**

Digitized by Google

Preisausschreiben.

„$ 100,00 in bar oder zur Stiftung eines Ehrenpreises setze ich für denjenigen aus, welchem es gelingt, St. Louis den Deutschen Schulunterricht wiederzuverschaffen oder denselben in Chicago, Cleveland, Milwaukee oder Neuyork auf die alte Höhe zu bringen. Sollte eventuell die Gründung einer freiwilligen Ehrenliga zum Zwecke der Durchführung des Projektes den Vorzug erhalten, so möge der obige Betrag zur bloßen Bestreitung der Unkosten verwandt werden.

Wer ist gewillt, sich mit weiteren Preisen anzuschließen?"

Die Lösung der immerhin schwierigen Aufgabe möge berufeneren Männern überlassen bleiben, doch soll eine kräftige Unterstützung meinerseits gewährleistet werden. Möchte eine gewisse Gleichgültigkeit unter den Deutschen Amerikas gegenüber dieser wichtigen Frage endlich einer frischeren Initiative weichen! „Ein resoluter Entschluß ist die beste Weisheit." Vielleicht ist einer unserer 10000 deutschen Vereine hierzulande, die mit ihrer wuchtigen Zahl wohl am eindringlichsten an die deutsche Macht in den Vereinigten Staaten gemahnen, und die es bisher verstanden haben, den deutschen Geist zu erhalten, auch gewillt, die hier angeregte Frage energisch zu verfechten.

Neuyork. Dr. Otto Scherl.

Zeitschriften.

Neue Jahrbücher für das klassische Altertum, Geschichte und deutsche Literatur und für Pädagogik. 10. Jahrg. 1907. XIX. und XX. Bandes 7. Heft. Inhalt: Der Schauplatz der Kämpfe vor Troja. Von Gymnasialdirektor Prof. Dr. Adolf Bussе in Berlin. (Mit zwei Karten.) — Römer — Romäer — Romanen. Von Dr. Karl Dieterich in Leipzig. — Der Rhythmus des fünffüßigen Jambus. Von Geh. Regierungsrat Prof. Dr. jur. Ernst Zitelmann in Bonn. — Die experimental-pädagogische Forschung in Deutschland. Von Prof. Dr. Hermann Schwarz in Halle a. d. S. — Über einige neulateinische Dramen, die für das Schul- und Bildungswesen des XVII. Jahrhunderts von Bedeutung sind. Von Prof. Rudolf Windel in Halle a. S.

8. Heft. Inhalt: Der Rhythmus des fünffüßigen Jambus. Von Geh. Regierungsrat Prof. Dr. jur. Ernst Zitelmann in Bonn. (Schluß.) — Rhapsodische Vortragskunst. Ein Beitrag zur Technik des homerischen Epos. Von Prof. Dr. Felix Bölte in Frankfurt a. M. — Zur Erklärung der Römeroden des Horaz. Von Prof. Dr. Peter Corssen in Wilmersdorf bei Berlin. — Zum hundertsten Geburtstag Friedrich Theodor Vischers (30. Juni 1907). Gedächtnisrede von Prof. Dr. Otto Harnack in Stuttgart. — Handbuch für Lehrer höherer Schulen. Von Oberlehrer Dr. Georg Siefert in Pforta. — Arminius bei Klopstock. Von Oberlehrer Dr. Richard Kunze in Leipzig. — Einführung in das antike Geistesleben an den realistischen Lehranstalten. Von Realgymnasialdirektor Prof. Dr. Max Nath in Nordhausen. — Zwei Schulmeisterbriefe von 1541 und 1542. Von Oberlehrer Lic. Dr. Otto Clemen in Zwickau.

Zeitschrift für lateinlose höhere Schulen. 18. Jahrg. 10. Heft. Inhalt: Über den Geschichtsunterricht. Von Realschuldirektor Prof. Dr. Schuberth in Großenhain i. S. — Gedanken über die Schulreformbestrebungen. Von Oberlehrer Dr. Schmelzle in Rappoltsweiler.

— 11. und 12. Heft Inhalt: Wie unsere Jungen ihre Schularbeiten machen. (Fortsetzung.) Von Oberlehrer Dr. Konr. Wislicenus in Neuwied. — Dritter Allgemeiner Tag für deutsche Erziehung. Von Oberlehrer Dr. Schmelzle in Rappoltsweiler. — Koedukation. Von Oberlehrer Dr. W. Kuntz in Spandau.

Eckart. Ein deutsches Literaturblatt Vierteljährlich 1 M I. Jahrgang. 10. Heft (Juli). Inhalt: Emil Prinz Schönaich-Carolath und Gustav Falke. Von Heinrich Spiero. — Vom Zauber der Bühne und ihrem ethischen Wert. Von

Digitized by Google

Alexander von Gleichen-Rußwurm. — Heinrich Lilienfein. (Schluß.) Von Dr. Erwin Ackerknecht. — Ursprung und Zweck des Harzer Bergtheaters. Von Dr. Ernst Wachler (Thale).

— 11. Heft. Inhalt: Adolf Wilbrandt. Von Benno Rüttenauer. — Was ich ins Leben mitbekam. Von Johannes Trojan. — Johannes Trojan. Von Viktor Blüthgen. — Literaturgeschichten, wie sie nicht sein sollen. (Schluß.) Von Karl Reuschel.

Der Säemann. 3. Jahrg. 7/8. Heft. Inhalt: Das amerikanische Ideal der Kunsterziehung. Von Henry Turner, Bailey-North Scituate, Mass. — Die Schule im Spiegelbild unserer heutigen Dichtung. II. Von Oberlehrer Dr. Karl Lorenz-Hamburg. — Was heißt Gedichte künstlerisch betrachten? II. Von Seminarlehrer Dr. Alfred M. Schmidt-Altenburg. — Das Laboratorium in der Schule. (Ein Lehr- und Erziehungsprinzip.) Von Dr. Karl T. Fischer-München, Professor an der Kgl. Technischen Hochschule. — Zur Schulorganisation. Von Schulrat Dr. Georg Kerschensteiner-München. — Klare Vorstellungen und lebendige Anschauungen. Von Lehrer Karl Huber-Frankenthal. — Einführung in das geschichtliche und politische Leben der Gegenwart. Von Oberlehrer Dr. Bruno Gumlich-Charlottenburg. — Mehr Können. Von einem alten Schulmann. — Beispiele von freien Aufsätzen. Von Lehrer P. Schmidt-Hambach.

Studien zur vergleichenden Literaturgeschichte. 7. Band. Heft 3. Inhalt: Graf Platens Nachbildungen aus dem Divan des Hafis und ihr persisches Original. I. II. Von Friedrich Veit. — Christian Weises Romane in ihrem Verhältnis zu Moscherosch und Grimmelshausen. Von Johannes Beinert. — Zu den Quellen Hans Sachsischer Motive. Von Guido Manacorda. — Zur Parömiologie. Von Jakob Lautenbach. — Zu Heinrich von Kleists Briefen und zu den „Abendblättern". Von Berthold Schulze. — Zu Goethes Bruchstück „Die Befreiung des Prometheus". Von Hermann Henkel.

Pädagogische Blätter von Kehr, herausgegeben von Muthesius. 1907. Heft 8. E. F. Thienemann-Gotha. Inhalt: Zwei Hauptprobleme aus der Leben Jesu-Forschung. (Schluß.) Von Staude. — Die Einheitlichkeit der Seminarlehrerschaft. Von Seyfert.

— — Heft 9. Inhalt: Die Schwierigkeiten bei der Durchführung des Lehrplans vom 1. Juli 1901 in den preußischen Präparandenanstalten. Von Vorbrodt. — Johann Ignaz Felbigers pädagogisches Wirken in Sagan. Von Weiß.

Neu erschienene Bücher.

Das Nibelungenlied im Auszuge, erläutert von G. Böttticher u. K. Kinzel. 9. Aufl. Halle a. S., Waisenhaus, 1906. 179 S.

Walther von der Vogelweide und des Minnesangs Frühling, erläutert von K. Kinzel. 14.—16. Aufl. Halle a. S., Waisenhaus, 1907. 123 S.

Der arme Heinrich und Meier Helmbrecht, erläutert von Gotthold Böttticher. 4. Aufl. Halle a. S., Waisenhaus, 1907. 126 S.

Die Literatur des 17. Jahrhunderts, erläutert von Gotthold Böttticher. 3. Aufl. Halle a. S., Waisenhaus, 1907. 144 S.

Böttticher und Kinzel, Geschichte der deutschen Literatur und Sprache. 12. bis 15. Aufl. Halle a. S., Waisenhaus, 1907. 202 S.

Für die Leitung verantwortlich: Prof. **Dr. Otto Lyon.** Alle Beiträge, Bücher usw. bittet man zu senden an: Prof. Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Anton Graff-Straße 33 I.

Digitized by Google

GE[illegible]
UNIV. OF MICH.
JAN 30 1908

Zeitschrift für den deutschen Unterricht

Begründet unter Mitwirkung von Rudolf Hildebrand

Herausgegeben von

Prof. Dr. Otto Lyon

21. Jahrgang 12. Heft

Ausgegeben am 27. Dezember 1907

Leipzig und Berlin
Druck und Verlag von B. G. Teubner
1907

Im Verlage von B. G. Teubner in Leipzig erschien hierzu:
Rudolf Hildebrands Beiträge zum deutschen Unterricht. Aus Otto Lyons Zeitschrift

Digitized by Google

Handbuch für Lehrer höherer Schulen.

[XIV u. 704 S.] Lex.-8. 1906. geh. *M.* 12.—, in Leinwand geb. *M.* 13.—

Aus dem Vorwort:

„. . . Lehrkunst und Lehrhandwerk verlangen von denen, die sie im ' Nebeneinander des Lebens einer Anstalt ausüben, auf Schritt und äußere Rücksicht und die innere Bezugnahme aufeinander; und je der äußere Zwang und das amtliche Reglement ist, das diese zur Geltung bringt, desto besser für das Leben der Anstalt; be ag der häuslichen Aufgaben, bei der Beurteilung der Schüler un n anderen Fragen des Schullebens tritt gar heilsam zutage, ob gliedern eines Lehrerkollegiums das Bewußtsein der 'Lebensgeme anden ist, zu der sich ihrer aller Bemühungen und Leistungen z nließen haben.

Dem Bewußtsein dieser 'Lebensgemeinscha dies Handbuch dienen, indem es nicht 22 Monographien über die Einze gebiete des höheren Schulwesens äußerlich aneinanderreiht, sondern die geistige Arbeit der höheren Schule als Ganzes zu schildern und zu erfassen sucht."

Das höhere Lehramt in Deutschland und Österreich.

Ein Beitrag zur vergleichenden Schulgeschichte und zur Schulreform.

Von **Professor Dr. Hans Morsch,**
Oberlehrer am Königlichen Kaiser-Wilhelm-Gymnasium zu Berlin.

[IV u. 332 S.] Lex.-8. 1905. geh. *M.* 8.—, in Leinwand geb. *M.* 9.—

Ergänzungsband.

[IV u. 136 S.] Lex.-8. 1907. geh. *M.* 5.—, in Leinwand geb. *M.* 6.—

Das Buch will die Rechte und Pflichten des höheren Lehramts in Deutschland und Österreich in vergleichender Nebeneinanderstellung unter Zugrundelegung des jetzigen Standes klarlegen. Ein solches Werk fehlte bisher vollständig Berücksichtigt sind: Baden, Bayern, Bremen, Hamburg, Hessen, Oldenburg, Österreich, Preußen, Königreich Sachsen, Großherzogtum Sachsen-Weimar, Württemberg, z. T. auch Mecklenburg-Schwerin, Elsaß-Lothringen, Sachsen-Meiningen, Reuß j. L. u. a.

Der Ergänzungsband behandelt eine Reihe für das höhere Unterrichtswesen höchst wichtiger Fragen, deren eingehende Erörterung seinerzeit für das Hauptwerk aus verschiedenen Gründen noch zurückgestellt werden mußte. Viele dieser Fragen, z. B. „Vorschule", „Ferien", „Wechsel- und Parallelcöten", „Frequenz der höheren Schulen" sind inzwischen brennende Tagesfragen geworden, so daß dieser Band nicht nur für alle Leiter und Lehrer der höheren Lehranstalten, sondern auch für alle, die an deren gedeihlicher Entwickelung ein lebhaftes Interesse haben, ein unentbehrliches Nachschlagewerk bilden wird.

Digitized by Google

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

Deutsche Aufsatzlehre

(Die Abhandlung)

Für den Unterricht an höheren Schulen von

Dr. **Wilhelm Schnupp**
Kgl. Gymnasialprofessor in Männerstadt

[VIII u. 296 S.] gr. 8. 1907. geh. M. 3.20, in Leinwand geb. M. 3.80.

Inhalt: Der Aufsatz und die gegenwärtigen Anschauungen. Die Ziele und Erfordernisse eines Aufsatzthemas. Die Stoffquellen des Aufsatzes. Die bildende Kunst und der deutsche Aufsatz. Die Grundbegriffe des Aufsatzes. Die Arten der deutschen Aufsätze. Die Auffassung und Erklärung des Themas. Die Disposition. Einleitung und Schluß. Die Einzelausführung. Die sogenannten Erfahrungsbeweise. Die Erweiterungen des Themas. Praktisch-pädagogische Fragen. Ausgeführte Aufsätze.

Nicht von der Enge eines vorgefaßten Systems, das dann künstlich in den Boden der Schule eingezwängt werden soll, geht die vorliegende Unterweisung aus, sondern von der Wirklichkeit, dem Leben. Sie betrachtet nicht nur, was einer bestimmten Altersstufe möglich ist, sondern auch wie es ihr erreichbar ist. Nur wer auf dem weiten Gebiete völlig orientiert ist, wer Weg und Steg kennt, Täler, Höhen, anmutige Plätze, gefährliche Stellen, trägt nach des Verfassers Überzeugung in sich die Gewähr zu sicherer Führung, wird allen Möglichkeiten gerecht. Und ferner will er gewissen Strömungen und Übertreibungen entgegentreten, die auch lähmend auf den Aufsatz zurückwirken. Die Freude am deutschen Aufsatz darf der Jugend nicht geraubt werden; die Betriebigung unter richtiger Anleitung etwas leisten zu können. Soll der deutsche Unterricht wie in einem Brennpunkt die einzelnen Wissenselemente zu einer höheren Einheit zusammenfassen und diese nach und nach in einen allgemeinen, tieferen Zusammenhang bringen, aus der verwirrenden Fülle der Einzelerscheinungen wieder das einheitliche Gesamtbild herstellen, so ist damit auch dem Aufsatze in den obersten Klassen die Richtung vorgezeichnet. Nicht in die Engen der Fachwissenschaft darf er hinabsteigen, noch weniger in den Krimskrams des Alltags, sondern er hat ein weiteres und umfassenderes Bereich: den Menschen selbst und seine Beziehungen. Es ist der alte Gedanke der formalen Bildung (nicht in der flachen Auslegung, wie sie in manchen Köpfen spukt), die Klärung über die Möglichkeiten im Menschen und über sein Verhältnis zur Außenwelt.

Praktische Kunsterziehung

Neue Bahnen im Aufsatzunterricht

150 Schüleraufsätze, von den Schülern selbst ausgearbeitet, nebst einer methodischen Abhandlung über den Aufsatz-Unterricht

Von **Paul Reiff**
Lehrer und Hausvater in Winnenden i. W.

Buchschmuck von **f. Lang.** 2. Auflage. [VII u. 146 S.] 8. 1907. geh. M. 2.—

„Das ist ein Buch, in dem eine unverdorbene lustige Jugend in herzgewinnender Weise lacht und plaudert; das ist eine Heimatkunde, von Kindern geschrieben, so lebenswahr und naturgetreu, daß der Leser wie durch ein Fensterchen in die kleine Welt eines gemütlichen, schwäbischen Landstädtchens hineinsieht. Das schwatzt von der Eisbahn und dem Siedgarten, von der Heuernte und dem letzten Erntewagen, von der Metzelsuppe und dem Fleischbrühsuppen, von Feierabend und vom Viehmarkt. Man sehe sich nur die Überschriften an: 's Walterle kann laufen; Bübele, warum weinst; Mutter, der Hannesle hat mir mein Butterbrod genommen; o die bösen Schnaken; eine verregnete Hochzeit; Krachs Schaufenster — und man wird die Gewißheit haben, daß hier alles Heimatkunst und Kinderluft atmet. Wirklich wir sollten unsere Kinder doch immer schreiben lassen, wie's ihnen ums Herz herum ist, wird's dann vielleicht noch keine Kunst, so bleibt's doch unverfälschter Kindesinn, und wer den verloren hat, dem bleibt der Zugang zur Kunst ja doch verschlossen." (Roland.)

„Ein prächtiges Buch; eine Genugtuung für alle, die wie der Verfasser am Aufsatzunterricht Freude haben, eine Belehrung für solche, die mit ihrer Arbeit noch nicht zufrieden sind." (Sächsische Schulzeitung.)

„Die Schülerarbeiten bekunden zum Teil überraschende Proben von Erfindungs- und Beobachtungsgabe, Sprachfreudigkeit und Darstellungskunst. . . . Ob sich wohl alle Lehrer der ihnen hier gestellten Aufgabe gewachsen zeigen und imstande sein werden, Natur und Leben mit ebenso hellen und liebvollen Augen zu betrachten, um gleich dem Verfasser der Jugend für alles Schöne und Interessante in ihrer Umgebung den Blick zu schärfen." (Deutsche Literaturzeitung.)

„Das Bedeutungsvollste der Arbeit sehe ich in den Fragen, die das Büchlein in jedem Leser anregen, in den Versuchen, zu denen es unsere Lehrer aufmuntern muß. Herzerfrischend ist vor allem, wie frei von jeder schulmeisterlichen Pedanterie der Verfasser zu uns und zu seinen Kindern redet; man wird nicht selten an die grünen Blätter von Ziegler in Wilmersdorf erinnert." (Lehrerzeitung für Ost- und Westpreußen.)

„Es lesen sich diese echt kindlichen Geständnisse, die das vorliegende Buch gesammelt enthält, entzückend, zum Teil rührend, zum Teil heiter, immer aber sind sie ein freier und überraschend beseichnender Ausdruck für die Altersstufe und das Naturell des Schreibers. Keine der unsprechbaren Satzverrenkungen und Satzfetten, die sonst deutschen Hausaufgaben das charakteristische „poetische" Gepräge geben! In dem Lehrer Reiff bewundern wir zugleich den Menschen, der die Kinder zu so offener Aussprache ihres Fühlens (sogar kindliche Bubenstreiche werden hier mit fühlbarem Vergnügen gebeichtet) anleiten konnte. Welche Fülle steckt in dieser gesunden Armut an schablonenhafter Ausdrucksfertigkeit! Möchte das Buch doch durch recht viele Lehrerhände gehen und möchte doch auch manche Mutter darnach greifen!" (Pädagogische Rundschau.)

„Hier ist der Beweis geliefert, wie originell und reizvoll schon Schulkinder ihre Erlebnisse, Beobachtungen, Gedanken, Empfindungen niederschreiben können, sobald sie sich freifühlen dürfen von dem Joch der Schablone. Hier ist überall Natur, Leben, Farbe, urwüchsiges, schwäbisches Kolorit. Es wird also hier nicht ein Hilfsmittel dargeboten, das dem Lehrer die Mühe der Vorbereitung auf eine Unterrichtsstunde ersparen soll; das Bedeutungsvollste an dem Büchlein ist vielmehr die Anregung zu Fragen und Versuchen, zu denen der Verfasser in einer einleitenden Abhandlung sich als trefflichen Führer erweist." (Neue Blätter aus Süddeutschland.)

Digitized by Google

Handbuch für Lehrer höherer Sc[illegible]

[XIV u. 704 S.] Lex.-8. 1906. geh. *M.* 12.—, in Leinwand ge[illegible]

Aus dem Vorwort:

„. . . Lehrkunst und Lehrhandwerk verlangen von denen, die [illegible] Nebeneinander des Lebens einer Anstalt ausüben, auf Schritt u[illegible] äußere Rücksicht und die innere Bezugnahme aufeinander; und j[illegible] der äußere Zwang und das amtliche Reglement ist, das diese[illegible] Geltung bringt, desto besser für das Leben der Anstalt; h[illegible] häuslichen Aufgaben, bei der Beurteilung der Schüler un[illegible] Fragen des Schullebens tritt gar heilsam zutage, ob [illegible]and[illegible] Lehrerkollegiums das Bewußtsein der 'Lebensgeme[illegible]nließen sich ihrer aller Bemühungen und Leistungen z[illegible]

Dem Bewußtsein dieser 'Lebensgemeinscha[illegible] dies Hand[illegible] indem es nicht 22 Monographien über die Einz[illegible]gebiete des hö[illegible] wesens äußerlich aneinanderreiht, sondern die geistige Arbeit d[illegible] Schule als Ganzes zu schildern und zu erfassen sucht."

Das höhere Lehramt in Deutschland und Ös[illegible]

Ein Beitrag zur vergleichenden Schulgeschichte und zur [illegible]

Von **Professor Dr. Hans Morsch,**
Oberlehrer am Königlichen Kaiser-Wilhelm-Gymnasium zu Berlin.

[IV u. 332 S.] Lex.-8. 1905. geh. *M.* 8.—, in Leinwand [illegible]

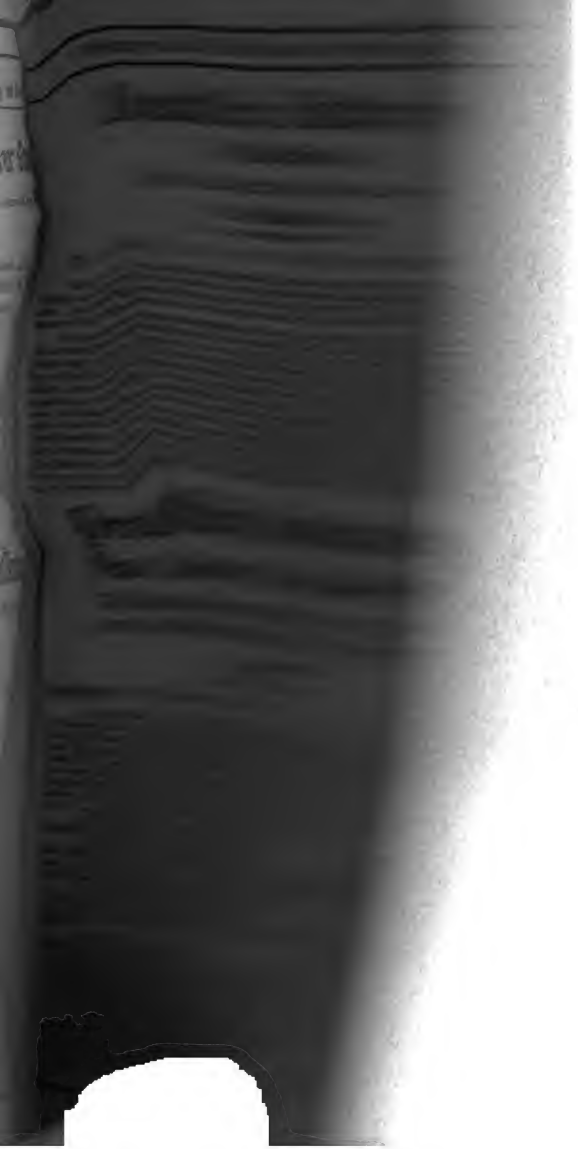
Ergänzungsband.

[IV u. 136 S.] Lex.-8. 1907. geh. *M.* 5.—, in Leinwand [illegible]

Das Buch will die Rechte und Pflichten des höheren Lehra[illegible] land und Österreich in vergleichender Nebeneinanderstellung [illegible] legung des jetzigen Standes klarlegen. Ein solches Werk fehlte bi[illegible] Berücksichtigt sind: Baden, Bayern, Bremen, Hamburg, He[illegible] Österreich, Preußen, Königreich Sachsen, Großherzogtum S[illegible] Württemberg, z. T. auch Mecklenburg-Schwerin, Elsaß-Loth[illegible] Meiningen, Reuß j. L. u. a.

Der Ergänzungsband behandelt eine Reihe für das hö[illegible] wesen höchst wichtiger Fragen, deren eingehende Erörterung [illegible] Hauptwerk aus verschiedenen Gründen noch zurückgestellt werd[illegible] dieser Fragen, z. B. „Vorschule", „Ferien", „Wechsel- und Pe[illegible] quenz der höheren Schulen" sind inzwischen brennende Tages[illegible] so daß dieser Band nicht nur für alle Leiter und Lehrer d[illegible] anstalten, sondern auch für alle, die an deren gedeihlicher [illegible] lebhaftes Interesse haben, ein unentbehrliches Nachschlagewe[illegible]

Digitized by Google



Digitized by Google

Verlag von Hermann Böhlaus Nachfolgern, Weimar.

Das klassische Weimar

Nach Aquarellen von **Peter Woltze**
Mit erläuterndem Text von **Eduard Scheidemantel**

12 Bilder in Mappe. Querfolio. Preis 10 ℳ

* * *

Das Seiner Königlichen Hoheit dem Großherzog von Sachsen gewidmete Kunstwerk bringt in vollendeten Darstellungen denkwürdige Stätten Weimars aus der klassischen Zeit mit geschichtlicher Treue zur Anschauung. Es besitzt daher nicht nur rein künstlerischen, sondern auch literar-historischen Wert und bildet auch ein vorzügliches Anschauungsmaterial für Seminare, höhere Schulen und Mädchenschulen.

Inhalt.

Die Komik in Shakespeares Trauerspielen. Von Privatdozent Dr. E. Eckhardt in Freiburg i. Br. . 33
Der deutsche Unterricht in der Untersekunda der Oberrealschule. Ein Rück- und Ausblick. Von Dr. Willy Friedrich in Hamburg. (Schluß) 49
Der Sprachdummheiten dritte Auflage. Von Dr. J. Ernst Wülfing in Bonn. 65
Sprechzimmer: Nr. 1. Grobian und Grobrian. Von Otto Schütte in Braunschweig. — Nr. 2. So ein. Von Ed. Damköhler in Blankenburg a. H. — Nr. 3. Halsstarrig und hartnäckig. Von Eb. Nestle in Maulbronn. — Nr. 4. Sutten- oder Sudenprediger. (Zu Tischr. 19. 7 S. 456 flg.) Von O. Glöde in Doberan i. Mecl. — Nr. 5. Zur Erklärung der Redensart „Keilerei und Tanzvergnügen". Von Dr. Karl Löschhorn in Heitstedt. — Nr. 6. Einen Pflock zurückstecken. Vgl. 20. Jahrg. 9. Heft. S. 591. Von Prof. Dr. Viktor Dörr in Montigny bei Metz 65
Dr Ernst Wasserzieher, Deutsche Frauenbriefe. Von O. Hahne in Braunschweig 71
P. J. Tonger, Lebensfreude. Von Dr. Schwarze in Dresden 72
Warncke, Zum ältesten deutschen Minnesang. Von L. Glöde in Doberan i. M. 73
Wilhelm Kosch, Martin Greif in seinen Werken. Von Prof. Fr. Blume in Deutsch-Wilmersdorf 74
Dr. Rob. Riemann, Weisers Deutsche Literaturgeschichte. II. Das neunzehnte Jahrhundert. Von Gotthold Boetticher in Berlin 75
Dr Rudolf Wustmann, Albrecht Dürer. Von O. Hahne in Braunschweig 77
Kleine Mitteilungen. Entgegnung auf die Kritik des Herrn Dr. Pache. Von C. Schmitt in Osnabrück 78
Antwort auf die Entgegnung des Herrn Seminarlehrers C. Schmitt. Von Dr. Alexander Pache in Dresden 79
Preisausschreiben. Von Dr. Otto Scherl in Neuport 80
Zeitschriften 80
Neu erschienene Bücher 80

Die Zeitschrift für den deutschen Unterricht erscheint jährlich in 12 Monatsheften zu vier bis fünf Druckbogen; der Jahrgang kostet 12 Mark.
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an.

Hierzu Beilagen von B. G. Teubner in Leipzig.

Druck und Verlag von B. G. Teubner in Leipzig, Poststr. 3.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google